DIE SCHÖNSTEN GESCHICHTEN DEUTSCHER ERZÄHLER

aus den letzten hundert Jahren

Ein Reader's Digest Buch

BAND 1

Verlag DAS BESTE Stuttgart · Zürich · Wien

DIE SCHÖNSTEN GESCHICHTEN DEUTSCHER ERZÄHLER

INHALTSVERZEICHNIS

INHALTSVERZEICHNIS

STATIONSCHEF FALLMERAYER

JOSEPH ROTH

Joseph Roth

I

DAS MERKWÜRDIGE Schicksal des österreichischen Stationschefs Adam Fallmerayer verdient, ohne Zweifel, aufgezeichnet und festgehalten zu werden. Er verlor sein Leben, das, nebenbei gesagt, niemals ein glänzendes – und vielleicht nicht einmal ein dauernd zufriedenes – geworden wäre, auf eine verblüffende Weise. Nach allem, was Menschen voneinander wissen können, wäre es unmöglich gewesen, Fallmerayer ein ungewöhnliches Geschick vorauszusagen. Dennoch erreichte es ihn, es ergriff ihn – und er selbst schien sich ihm sogar mit einer gewissen Wollust auszuliefern.

Seit 1908 war er Stationschef. Er heiratete, kurz nachdem er seinen Posten auf der Station L. an der Südbahn, kaum zwei Stunden von Wien entfernt, angetreten hatte, die brave und ein wenig beschränkte, nicht mehr ganz junge Tochter eines Kanzleirats aus Brünn. Es war eine „Liebesehe" – wie man es zu jener Zeit nannte, in der die sogenannten „Vernunft-Ehen" noch Sitte und Herkommen waren. Seine Eltern waren tot. Fallmerayer folgte, als er heiratete, immerhin einem sehr maßvollen Zuge seines maßvollen Herzens, keineswegs dem Diktat seiner Vernunft. Er zeugte zwei Kinder – Mädchen und Zwillinge. Er hatte einen Sohn erwartet. Es lag in seiner Natur begründet, einen Sohn zu erwarten und die gleichzeitige Ankunft zweier Mädchen als eine peinliche Überraschung, wenn nicht als eine Bosheit Gottes anzusehen. Da er aber materiell gesichert und pensionsberechtigt war, gewöhnte er sich, kaum waren drei Monate seit der Geburt verflossen, an die Freigebigkeit der Natur, und er begann, seine Kinder zu lieben. Zu lieben: das heißt: sie mit der überlieferten bürgerlichen Gewissenhaftigkeit eines Vaters und braven Beamten zu versorgen.

An einem Märztag des Jahres 1914 saß Adam Fallmerayer, wie gewöhnlich, in seinem Amtszimmer. Der Telegraphenapparat tickte unaufhörlich. Und draußen regnete es. Es war ein verfrühter Regen.

Eine Woche vorher hatte man noch den Schnee von den Schienen schaufeln müssen, und die Züge waren mit erschrecklicher Verspätung angekommen und abgefahren. Eines Nachts, auf einmal, hatte der Regen angefangen. Der Schnee verschwand. Und gegenüber der kleinen Station, wo die unerreichbare blendende Herrlichkeit des Alpenschnees die ewige Herrschaft des Winters versprochen zu haben schien, schwebte seit einigen Tagen ein unnennbarer, ein namenloser graublauer Dunst: Wolke, Himmel, Regen und Berge in einem.

Es regnete, und die Luft war lau. Niemals hatte der Stationschef Fallmerayer einen so frühen Frühling erlebt. An seiner winzigen Station pflegten die Expreßzüge, die nach dem Süden fuhren, nach Meran, nach Triest, nach Italien, niemals zu halten. An Fallmerayer, der zweimal täglich mit leuchtendroter Kappe grüßend auf den Perron trat, rasten die Expreßzüge hemmungslos vorbei; sie degradierten beinahe den Stationschef zu einem Bahnwärter. Die Gesichter der Passagiere an den großen Fenstern verschwammen zu einem grauweißen Brei. Der Stationschef Fallmerayer hatte selten das Angesicht eines Passagiers sehen können, der nach dem Süden fuhr. Und der „Süden" war für den Stationschef mehr als lediglich eine geographische Bezeichnung. Der „Süden" war das Meer, ein Meer aus Sonne, Freiheit und Glück.

Eine Freikarte für die ganze Familie in der Ferienzeit gehörte gewißlich zu den Rechten eines höheren Beamten der Südbahn. Als die Zwillinge drei Jahre alt gewesen waren, hatte man mit ihnen eine Reise nach Bozen gemacht. Man fuhr mit dem Personenzug eine Stunde bis zu der Station, in der die hochmütigen Expreßzüge hielten, stieg ein, stieg aus – und war noch lange nicht im Süden. Vier Wochen dauerte der Urlaub. Man sah die reichen Menschen der ganzen Welt – und es war, als seien diejenigen, die man gerade sah, zufällig auch die reichsten. Einen Urlaub hatten sie nicht. Ihr ganzes Leben war ein einziger Urlaub. So weit man sah – weit und breit –, hatten die reichsten Leute der Welt auch keine Zwillinge; besonders nicht Mädchen. Und überhaupt: die reichen Leute waren es erst, die den Süden nach dem Süden brachten. Ein Beamter der Südbahn lebte ständig mitten im Norden.

Man fuhr also zurück und begann seinen Dienst von neuem. Der Morseapparat tickte unaufhörlich. Und der Regen regnete.

FALLMERAYER SAH von seinem Schreibtisch auf. Es war fünf Uhr nachmittags. Obwohl die Sonne noch nicht untergegangen war, dämmerte es bereits, vom Regen kam es. Auf den gläsernen Vorsprung

des Perrondachs trommelte der Regen ebenso unaufhörlich, wie der Telegraphenapparat zu ticken pflegte – und es war eine gemütliche, unaufhörliche Zwiesprache der Technik mit der Natur. Die großen bläulichen Quadersteine unter dem Glasdach des Perrons waren trocken. Die Schienen aber – und zwischen den Schienenpaaren die winzigen Kieselsteine – funkelten trotz der Dunkelheit im nassen Zauber des Regens.

Obwohl der Stationschef Fallmerayer keine phantasiebegabte Natur war, schien es ihm dennoch, daß dieser Tag ein ganz besonderer Schicksalstag sei, und er begann, wie er so zum Fenster hinausblickte, wahrhaftig zu zittern. In sechsunddreißig Minuten erwartete er den Schnellzug nach Meran. In sechsunddreißig Minuten – so schien es Fallmerayer – würde die Nacht vollkommen sein – eine fürchterliche Nacht. Über seiner Kanzlei, im ersten Stock, tobten die Zwillinge, wie gewöhnlich; er hörte ihre trippelnden, kindlichen und dennoch ein wenig brutalen Schritte. Er machte das Fenster auf. Es war nicht mehr kalt. Der Frühling kam über die Berge gezogen. Man hörte die Pfiffe rangierender Lokomotiven, wie jeden Tag, und die Rufe der Eisenbahnarbeiter und den dumpf scheppernden Anschlag der verkoppelten Waggons. Dennoch hatten heute die Lokomotiven einen besonderen Pfiff – so war es Fallmerayer. Er war ein ganz gewöhnlicher Mensch. Und nichts schien ihm sonderbarer, als daß er an diesem Tage in all den gewohnten, keineswegs überraschenden Geräuschen die unheimliche Stimme eines ungewöhnlichen Schicksals zu vernehmen glaubte. In der Tat aber ereignete sich an diesem Tage die unheimliche Katastrophe, deren Folgen das Leben Adam Fallmerayers vollständig verändern sollten.

II

Der Expresszug hatte schon von B. aus eine geringe Verspätung angekündigt. Zwei Minuten bevor er auf der Station L. einlaufen sollte, stieß er infolge einer falsch eingestellten Weiche auf einen wartenden Lastzug. Die Katastrophe war da.

Mit eilig ergriffener und völlig zweckloser Laterne, die irgendwo auf dem Bahnsteig gestanden hatte, lief der Stationschef Fallmerayer die Schienen entlang dem Schauplatz des Unglücks entgegen. Er hatte das Bedürfnis gefühlt, irgendeinen Gegenstand zu ergreifen. Es schien ihm unmöglich, mit leeren, gewissermaßen unbewaffneten Händen dem Unheil entgegenzurennen. Er rannte zehn Minuten, ohne Man-

tel, die ständigen Peitschenhiebe des Regens auf Nacken und Schultern.

Als er an der Unglücksstelle ankam, hatte man die Bergung der Toten, der Verwundeten, der Eingeklemmten bereits begonnen. Es fing an, heftiger noch zu dunkeln, so, als beeilte sich die Nacht selber, zum ersten Schrecken zurechtzukommen und ihn zu vergrößern. Die Feuerwehr aus dem Städtchen kam mit Fackeln, die mit Geprassel und Geknister dem Regen mühsam standhielten. Dreizehn Waggons lagen zertrümmert auf den Schienen. Den Lokomotivführer wie den Heizer – sie waren beide tot – hatte man bereits fortgeschafft. Eisenbahner und Feuerwehrmänner und Passagiere arbeiteten mit wahllos aufgelesenen Werkzeugen an den Trümmern. Die Verwundeten schrien jämmerlich, der Regen rauschte, die Fackelfeuer knisterten. Der Stationschef fröstelte im Regen. Seine Zähne klapperten. Er hatte die Empfindung, daß er etwas tun müsse wie die andern, und gleichzeitig Angst, man würde es ihm verwehren zu helfen, weil er selbst das Unheil verschuldet haben könnte. Dem und jenem unter den Eisenbahnern, die ihn erkannten und im Eifer der Arbeit flüchtig grüßten, versuchte Fallmerayer mit tonloser Stimme irgend etwas zu sagen, was ebensogut ein Befehl wie eine Bitte um Verzeihung hätte sein können. Aber niemand hörte ihn. So überflüssig in der Welt war er sich noch niemals vorgekommen. Und schon begann er zu beklagen, daß er sich nicht selbst unter den Opfern befinde, als sein ziellos umherirrender Blick auf eine Frau fiel, die man soeben auf eine Tragbahre gelegt hatte. Da lag sie nun, von den Helfern verlassen, von denen sie gerettet worden war, die großen dunklen Augen auf die Fackeln in ihrer nächsten Nähe gerichtet, mit einem silbergrauen Pelz bis zu den Hüften zugedeckt und offenbar nicht imstande, sich zu rühren. Auf ihr großes, blasses und breites Angesicht fiel der unermüdliche Regen, und das schwankende Feuer der Fackeln zuckte darüber hin. Das Angesicht selbst leuchtete, ein nasses, silbernes Angesicht, im zauberhaften Wechsel von Flamme und Schatten. Die langen, weißen Hände lagen über dem Pelz, regungslos auch sie, zwei wunderbare Leichen. Es schien dem Stationsvorsteher, daß diese Frau auf der Bahre auf einer großen, weißen Insel aus Stille ruhe, mitten in einem betäubenden Meer von Lärm und Geräusch, und daß sie sogar Stille verbreite. In der Tat war es, als ob all die hurtigen und geschäftigen Menschen einen Bogen um die Bahre machen wollten, auf der die Frau ruhte. War sie schon gestorben? Brauchte man sich nicht mehr um sie zu kümmern? Der Stationschef Fallmerayer näherte sich langsam der Bahre.

Die Frau lebte noch. Unverletzt war sie geblieben. Als Fallmerayer sich zu ihr niederbeugte, sagte sie, ohne seine Frage abzuwarten – ja sogar wie in einer gewissen Angst vor seinen Fragen –, ihr fehle nichts, sie glaube, sie könne aufstehen. Sie habe höchstens lediglich den Verlust ihres Gepäcks zu beklagen. Sie könne sich bestimmt erheben. Und sie machte sofort Anstalten aufzustehn. Fallmerayer half ihr. Er nahm den Pelz mit der Linken, umfaßte die Schulter der Frau mit der Rechten, wartete, bis sie sich erhob, legte den Pelz um ihre Schultern, hierauf den Arm um den Pelz, und so gingen sie beide, ohne ein Wort, ein paar Schritte über Schienen und Geröll in das nahe Häuschen eines Weichenwärters, die wenigen Stufen hinauf, in die trockene, lichtvolle Wärme.

„Hier bleiben Sie ein paar Minuten ruhig sitzen", sagte Fallmerayer. „Ich habe draußen zu tun. Ich komme gleich wieder."

Im selben Augenblick wußte er, daß er log, und er log wahrscheinlich zum erstenmal in seinem Leben. Dennoch war ihm die Lüge selbstverständlich. Und obwohl er in dieser Stunde nichts sehnlicher gewünscht hätte, als bei der Frau zu bleiben, wäre es ihm doch fürchterlich gewesen, in ihren Augen als ein Nutzloser zu erscheinen, der nichts anderes zu tun hatte, während draußen tausend Hände halfen und retteten. Er begab sich also eilig hinaus – und fand, zu seinem eigenen Erstaunen, jetzt den Mut und die Kraft zu helfen, zu retten, hier einen Befehl zu erteilen und dort einen Rat, und obwohl er die ganze Zeit, während er half, rettete und schaffte, an die Frau im Häuschen denken mußte, und obwohl die Vorstellung, er könnte sie später nicht wiedersehn, grausam war und grauenhaft, blieb er dennoch tätig auf dem Schauplatz der Katastrophe, aus Angst, er könnte viel zu früh zurückkehren und also seine Nutzlosigkeit vor der Fremden beweisen. Und als verfolgten ihn ihre Blicke und feuerten ihn an, gewann er sehr schnell Vertrauen zu seinem Wort und zu seiner Vernunft, und er erwies sich als flinker, kluger und mutiger Helfer.

Also arbeitete er zwei Stunden etwa, ständig denkend an die wartende Fremde. Nachdem Arzt und Sanitäter den Verletzten die notwendige Hilfe geleistet hatten, machte sich Fallmerayer daran, in das Häuschen des Weichenstellers zurückzukehren. Dem Doktor, den er kannte, sagte er hastig, drüben sei noch ein Opfer der Katastrophe. Nicht ganz ohne Selbstbewußtsein betrachtete er seine zerschürften Hände und seine beschmutzte Uniform. Er führte den Arzt in die Stube des Weichenwärters und begrüßte die Fremde, die sich nicht

von ihrem Platz gerührt zu haben schien, mit dem fröhlich-selbstverständlichen Lächeln, mit dem man längst Vertrauten wiederzubegegnen pflegt.

„Untersuchen Sie die Dame!" sagte er zum Arzt. Und er selbst wandte sich zur Tür.

Er wartete ein paar Minuten draußen. Der Arzt kam und sagte: „Ein kleiner Schock, nichts weiter. Am besten, sie bleibt hier. Haben Sie Platz in Ihrer Wohnung?"

„Gewiß, gewiß!" – antwortete Fallmerayer. Und gemeinsam führten sie die Fremde in die Station, die Treppe hinauf, in die Wohnung des Stationschefs.

„In drei, vier Tagen ist sie völlig gesund" – sagte der Arzt.

In diesem Augenblick wünschte Fallmerayer, es möchten viel mehr Tage vergehen.

III

Der Fremden überließ Fallmerayer sein Zimmer und sein Bett. Die Frau des Stationsvorstehers handelte geschäftig zwischen der Kranken und den Kindern. Zweimal täglich kam Fallmerayer selbst. Die Zwillinge wurden zu strenger Ruhe angehalten.

Einen Tag später waren die Spuren des Unglücks beseitigt, die übliche Untersuchung eingeleitet, Fallmerayer vernommen, der schuldige Weichensteller vom Dienst entfernt. Zweimal täglich rasten die Expreßzüge, wie bisher, am grüßenden Stationschef vorbei.

Am Abend nach der Katastrophe erfuhr Fallmerayer den Namen der Fremden: es war eine Gräfin Walewska, Russin, aus der Umgebung von Kiew, auf der Fahrt von Wien nach Meran begriffen. Ein Teil ihres Gepäcks fand sich und wurde ihr zugestellt: braune und schwarze lederne Koffer. Sie rochen nach Juchten und unbekanntem Parfüm. So roch es nun in der ganzen Wohnung Fallmerayers.

Er schlief jetzt – da man sein Bett der Fremden gegeben hatte – nicht in seinem Schlafzimmer, neben Frau Fallmerayer, sondern unten, in seinem Dienstzimmer. Das heißt: er schlief überhaupt nicht. Er lag wach. Am Morgen gegen neun Uhr betrat er das Zimmer, in dem die fremde Frau lag. Er fragte, ob sie gut geschlafen und gefrühstückt habe, ob sie sich wohl fühle. Ging mit frischen Veilchen zu der Vase auf der Konsole, wo die alten gestern gestanden hatten, entfernte die alten Blumen, setzte die neuen in frisches Wasser und blieb dann am Fußende des Bettes stehen. Vor ihm lag die fremde Frau, auf seinem Kissen, unter seiner Decke. Er murmelte etwas Undeutliches. Mit

großen, dunklen Augen, einem weißen, starken Angesicht, das weit war wie eine fremde und süße Landschaft, auf den Kissen, unter der Decke des Stationsvorstehers, lag die fremde Frau. „Setzen Sie sich doch“ – sagte sie, jeden Tag zweimal. Sie sprach das harte und fremde Deutsch einer Russin, eine tiefe, fremde Stimme. Alle Pracht der Weite und des Unbekannten war in ihrer Kehle.

Fallmerayer setzte sich nicht. „Entschuldigen schon, ich hab viel zu tun“ – sagte er, machte kehrt und entfernte sich.

Sechs Tage ging es so. Am siebenten riet der Doktor der Fremden, weiterzufahren. Ihr Mann erwartete sie in Meran. Sie fuhr also und hinterließ in allen Zimmern und besonders im Bett Fallmerayers einen unauslöschbaren Duft von Juchten und einem namenlosen Parfüm.

IV

DIESER MERKWÜRDIGE Duft blieb im Hause, im Gedächtnis, ja, man könnte sagen, im Herzen Fallmerayers viel länger haften als die Katastrophe. Und während der folgenden Wochen, in denen die langwierigen Untersuchungen über genauere Ursachen und detaillierteren Hergang des Unglücks ihren vorschriftsmäßigen Verlauf nahmen und Fallmerayer ein paarmal einvernommen wurde, hörte er nicht auf, an die fremde Frau zu denken, und wie betäubt von dem Geruch, den sie rings um ihn und in ihm hinterlassen hatte, gab er beinahe verworrene Auskünfte auf präzise Fragen. Wäre sein Dienst nicht so verhältnismäßig einfach gewesen und er seit Jahren nicht bereits selbst zu einem fast mechanischen Bestandteil des Dienstes geworden, er hätte ihn nicht mehr guten Gewissens versehen können. Im stillen hoffte er von einer Post zur anderen auf eine Nachricht der Fremden. Er zweifelte nicht daran, daß sie noch einmal schreiben würde, wie es sich schickte, um für die Gastfreundschaft zu danken. Und eines Tages traf wirklich ein großer dunkelblauer Brief aus Italien ein. Die Walewska schrieb, daß sie mit ihrem Mann weiter südwärts gefahren sei. Augenblicklich befände sie sich in Rom. Nach Sizilien wollten sie und ihr Mann fahren. Für die Zwillinge Fallmerayers kam einen Tag später ein niedlicher Korb mit Früchten und vom Mann der Gräfin Walewska für die Frau des Stationschefs ein Paket sehr zarter und duftender blasser Rosen. Es hätte lange gedauert, schrieb die Gräfin, ehe sie Zeit gefunden habe, ihren gütigen Wirten zu danken, aber sie sei auch eine längere Zeit nach ihrer Ankunft in Meran erschüttert und der Erholung bedürftig gewesen. Die

Früchte und die Blumen brachte Fallmerayer sofort in seine Wohnung. Den Brief aber, obwohl er einen Tag früher angekommen war, behielt der Stationschef noch etwas länger. Sehr stark dufteten Früchte und Rosen aus dem Süden, aber Fallmerayer war es, als röche der Brief der Gräfin noch kräftiger. Es war ein kurzer Brief. Fallmerayer kannte ihn auswendig. Er wußte genau, welche Stelle jedes Wort einnahm. Mit lila Tinte, in großen, fliegenden Zügen geschrieben, nahmen sich die Buchstaben aus wie eine schöne Schar fremder, seltsam gefiederter, schlanker Vögel, dahinschwebend auf tiefblauem Himmelsgrund. „Anja Walewska" lautete die Unterschrift. Auf den Vornamen der Fremden, nach dem er sie zu fragen niemals gewagt hatte, war er längst begierig gewesen, als wäre ihr Vorname einer ihrer verborgenen körperlichen Reize. Nun, da er ihn kannte, war es ihm eine Weile, als hätte sie ihm ein süßes Geheimnis geschenkt. Und aus Eifersucht, um es für sich allein zu bewahren, entschloß er sich, erst zwei Tage später den Brief seiner Frau zu zeigen. Seitdem er den Vornamen der Walewska wußte, kam es ihm zum Bewußtsein, daß der seiner Frau – sie hieß Klara – nicht schön war. Als er nun sah, mit welch gleichgültigen Händen Frau Klara den Brief der Fremden entfaltete, kamen ihm auch die fremden Hände der Schreiberin in Erinnerung – so, wie er sie zum erstenmal erblickt hatte, über dem Pelz, regungslose Hände, zwei schimmernde, silberne Hände. Damals hätte ich sie küssen sollen – dachte er einen Augenblick. „Ein sehr netter Brief" – sagte seine Frau und legte den Brief weg. Ihre Augen waren stahlblau und pflichtbewußt, nicht einmal bekümmert. Frau Klara Fallmerayer besaß die Fähigkeit, sogar Sorgen als Pflichten zu werten und im Kummer eine Genugtuung zu finden. Das glaubte Fallmerayer – dem derlei Überlegungen oder Einfälle immer fremd gewesen waren – auf einmal zu erkennen. Und er schützte heute nacht eine dringende dienstliche Obliegenheit vor, mied das gemeinsame Zimmer und legte sich unten im Dienstraum schlafen und versuchte sich einzureden, oben, über ihm, in seinem Bett, schliefe noch immer die Fremde.

Die Tage vergingen, die Monate. Aus Sizilien flogen noch zwei bunte Ansichtskarten heran, mit flüchtigen Grüßen. Der Sommer kam, ein heißer Sommer. Als die Zeit des Urlaubs herannahte, beschloß Fallmerayer, nirgends hinzufahren. Frau und Kinder schickte er in eine Sommerfrische nach Österreich. Er blieb und versah seinen Dienst weiter. Zum erstenmal seit seiner Verheiratung war er von seiner Frau getrennt. Im stillen hatte er sich zuviel von dieser Einsamkeit versprochen. Erst als er allein geblieben war, begann er zu mer-

ken, daß er keineswegs allein hatte sein wollen. Er kramte in allen Fächern; er suchte nach dem Brief der fremden Frau. Aber er fand ihn nicht mehr. Frau Fallmerayer hatte ihn vielleicht längst vernichtet.

Frau und Kinder kamen zurück, der Juli ging zu Ende.

Da war die allgemeine Mobilisierung da.

V

Fallmerayer war Fähnrich in der Reserve im Einundzwanzigsten Jägerbataillon. Da er einen verhältnismäßig wichtigen Posten versah, wäre es ihm, wie mehreren seiner Kollegen, möglich gewesen, noch eine Weile im Hinterland zu bleiben. Allein Fallmerayer legte seine Uniform an, packte seinen Koffer, umarmte seine Kinder, küßte seine Frau und fuhr zu seinem Kader. Dem Bahnassistenten übergab er den Dienst. Frau Fallmerayer weinte, die Zwillinge jubelten, weil sie ihren Vater in einer ungewohnten Kleidung sahen. Frau Fallmerayer verfehlte nicht, stolz auf ihren Mann zu sein – aber erst in der Stunde der Abfahrt. Sie unterdrückte die Tränen. Ihre blauen Augen waren erfüllt von bitterem Pflichtbewußtsein.

Was den Stationschef selbst betraf, so empfand er erst, als er mit einigen Kameraden in einem Abteil geblieben war, die grausame Entschiedenheit dieser Stunden. Dennoch glaubte er zu fühlen, daß er sich durch eine ganz unbestimmte Heiterkeit von all den in seinem Abteil anwesenden Offizieren unterschied. Es waren Reserveoffiziere. Jeder von ihnen hatte ein geliebtes Haus verlassen. Und jeder von ihnen war in dieser Stunde begeisterter Soldat. Jeder zugleich auch ein trostloser Vater, ein trostloser Sohn. Fallmerayer allein schien es, daß ihn der Krieg aus einer aussichtslosen Lage befreit hatte. Seine Zwillinge kamen ihm gewiß bedauernswert vor. Auch seine Frau. Gewiß, auch seine Frau. Während aber die Kameraden, begannen sie von der Heimat zu sprechen, alle zärtliche Herzlichkeit, deren sie fähig sein mochten, in Mienen und Gebärden offenbarten, war es Fallmerayer, als müßte er, um es ihnen gleichzutun, sobald er von den Seinen zu erzählen begann, wenn auch keine lügnerische, so doch eine übertriebene Bangigkeit in Blick und Stimme legen. Und eigentlich hatte er eher Lust, mit den Kameraden von der Gräfin Walewska zu sprechen, als von seinem Haus. Er zwang sich zu schweigen. Und es kam ihm vor, daß er doppelt log: einmal, weil er verschwieg, was ihn im Innersten bewegte, und zweitens, weil er hie und da von seiner Frau und seinen Kindern erzählte – von denen er in dieser

Stunde viel weiter entfernt war als von der Gräfin Walewska, der Frau eines feindlichen Landes. Er begann, sich ein wenig zu verachten.

VI

Er rückte ein. Er ging ins Feld. Er kämpfte. Er war ein tapferer Soldat. Er schrieb die üblichen herzlichen Feldpostbriefe nach Haus. Er wurde ausgezeichnet, zum Leutnant ernannt. Er wurde verwundet. Er kam ins Lazarett. Er hatte Anspruch auf Urlaub. Er verzichtete und ging wieder ins Feld. Er kämpfte im Osten. In freien Stunden, zwischen Gefecht, Inspizierung, Sturmangriff, begann er, aus zufällig gefundenen Büchern Russisch zu lernen. Beinahe mit Wollust. Mitten im Gestank des Gases, im Geruch des Bluts, im Regen, im Sumpf, im Schlamm, im Schweiß der Lebendigen, im Dunst der faulenden Kadaver verfolgte Fallmerayer der fremde Duft von Juchten und das namenlose Parfüm der Frau, die einmal in seinem Bette, auf seinem Kissen, unter seiner Decke gelegen hatte. Er lernte die Muttersprache dieser Frau und stellte sich vor, er spräche mit ihr, in ihrer Sprache. Zärtlichkeiten lernte er, Verschwiegenheiten, kostbare russische Zärtlichkeiten. Er sprach mit ihr. Durch einen ganzen großen Weltkrieg war er von ihr getrennt, und er sprach mit ihr. Mit kriegsgefangenen Russen unterhielt er sich. Mit hundertfach geschärftem Ohr vernahm er die zartesten Tönungen, und mit geläufiger Zunge sprach er sie nach. Mit jedem neuen Klang der fremden Sprache, den er lernte, kam er der fremden Frau näher. Nichts mehr wußte er von ihr, als was er zuletzt von ihr gesehn hatte: flüchtigen Gruß und flüchtige Unterschrift auf einer banalen Ansichtskarte. Aber für ihn lebte sie; auf ihn wartete sie; bald sollte er mit ihr sprechen.

Er kam, weil er Russisch konnte, als sein Bataillon an die Südfront abkommandiert wurde, zu einem der Regimenter, die eine kurze Zeit später in die sogenannte Okkupationsarmee eingereiht wurden. Fallmerayer wurde zuerst als Dolmetsch zum Divisionskommando versetzt, hierauf zur „Kundschafter- und Nachrichtenstelle". Er gelangte schließlich in die Nähe von Kiew.

VII

Den Namen Solowienki hatte er wohl behalten. Mehr als behalten: vertraut und heimisch war ihm dieser Name geworden.

Ein leichtes war es, den Namen des Gutes herauszufinden, das der Familie Walewski gehörte. Solowki hieß es und lag drei Werst süd-

lich von Kiew. Fallmerayer geriet in süße, beklemmende und schmerzliche Erregung. Er hatte das Gefühl einer unendlichen Dankbarkeit gegen das Schicksal, das ihn in den Krieg und hierher geführt hatte, und zugleich eine namenlose Angst vor allem, was es ihm jetzt erst zu bereiten begann. Krieg, Sturmangriff, Verwundung, Todesnähe: es waren ganz blasse Ereignisse, verglichen mit jenem, das ihm nun bevorstand. Lediglich eine – wer weiß: vielleicht unzulängliche – Vorbereitung für die Begegnung mit der Frau war alles gewesen. War er wirklich für alle Fälle gerüstet? War sie überhaupt in ihrem Hause? Hatte sie nicht der Einmarsch der feindlichen Armee in gesichertere Gegenden getrieben? Und wenn sie zu Hause lebte, war ihr Mann mit ihr? Man mußte auf alle Fälle hingehn und sehn.

Fallmerayer ließ einspannen und fuhr los.

Es war ein ziemlich früher Morgen im Mai. Man fuhr im leichten zweirädrigen Wägelchen an blühenden Wiesen vorbei, auf gewundener, sandiger Landstraße, durch eine fast unbewohnte Gegend. Soldaten marschierten klappernd und rasselnd dahin, zu den üblichen Exerzierübungen. Im lichten und hohen blauen Gewölbe des Himmels verborgen trillerten die Lerchen. Dichte dunkle Flecken kleiner Tannenwäldchen wechselten ab mit dem hellen, fröhlichen Silber der Birken. Und der Morgenwind brachte aus weiter Ferne abgebrochenen Gesang der Soldaten aus entlegenen Baracken. Fallmerayer dachte an seine Kindheit, an die Natur seiner Heimat. Nicht weit von der Station, an der er bis zum Kriege Dienst getan hatte, war er geboren worden und aufgewachsen. Auch sein Vater war Bahnbeamter gewesen, niederer Bahnbeamter, Magazineur. Die ganze Kindheit Fallmerayers war, wie sein späteres Leben, erfüllt gewesen von den Geräuschen und Gerüchen der Eisenbahn wie von denen der Natur. Die Lokomotiven pfiffen und hielten Zwiesprache mit dem Jubel der Vögel. Der schwere Dunst der Steinkohle lagerte über dem Duft der blühenden Felder. Der graue Rauch der Bahnen verschwamm mit dem blauen Gewölk über den Bergen zu einem einzigen Nebel aus süßer Wehmut und Sehnsucht. Wie anders war diese Welt hier, heiter und traurig in einem, keine heimliche Güte mehr auf mildem, sanftem Abhang, spärlicher Flieder hier, keine vollen Dolden mehr hinter sauber gestrichenen Zäunen. Niedere Hütten mit breiten, tiefen Dächern aus Stroh, wie Kapuzen, winzige Dörfer, verloren in der Weite und sogar in dieser übersichtlichen Fläche noch gleichsam verborgen. Wie verschieden waren die Länder! Waren es auch die menschlichen Herzen? Wird sie mich auch begreifen? – fragte sich Fallmerayer. Wird sie mich auch begreifen? – Und je näher er dem

Gute der Walewskis kam, desto heftiger loderte die Frage in seinem Herzen. Je näher er kam, desto sicherer schien es ihm auch, daß die Frau zu Hause war. Bald zweifelte er gar nicht mehr daran, daß ihn noch Minuten nur von ihr trennten. Ja, sie war zu Hause.

Gleich am Anfang der schütteren Birkenallee, die den sachten Aufstieg zum Herrenhaus ankündigte, sprang Fallmerayer aus dem Wagen. Zu Fuß legte er den Weg zurück, damit es noch ein wenig länger dauere. Ein alter Gärtner fragte nach seinen Wünschen. Er möchte die Gräfin sehen, sagte Fallmerayer. Er wolle es ausrichten, meinte der Mann, entfernte sich langsam und kam bald wieder. Ja, die Frau Gräfin war da und erwartete den Besuch.

Die Walewska erkannte Fallmerayer selbstverständlich nicht. Sie hielt ihn für einen der vielen militärischen Besucher, die sie in der letzten Zeit hatte empfangen müssen. Sie bat ihn, sich zu setzen. Ihre Stimme, tief, dunkel, fremd, erschreckte ihn und war ihm wohlvertraut zugleich, ein heimischer Schauder, ein wohlbekannter, liebevoll begrüßter, seit undenklichen Jahren sehnsüchtig erwarteter Schrecken. „Ich heiße Fallmerayer!" sagte der Offizier. – Sie hatte natürlich den Namen vergessen. „Sie erinnern sich" – begann er wieder – „ich bin der Stationschef von L." Sie trat näher zu ihm, faßte seine Hände, er roch ihn wieder, den Duft, der ihn undenkliche Jahre verfolgt, umgeben, gehegt, geschmerzt und getröstet hatte. Ihre Hände lagen einen Augenblick auf den seinen. „Oh, erzählen Sie, erzählen Sie!" rief die Walewska. Er erzählte kurz, wie es ihm ging. „Und Ihre Frau, Ihre Kinder?" – fragte die Gräfin. „Ich habe sie nicht mehr gesehen!" – sagte Fallmerayer. „Ich habe nie Urlaub genommen."

Hierauf entstand eine kleine Stille. Sie sahen sich an. In dem breiten und niederen, weiß getünchten und fast kahlen Zimmer lag die Sonne des jungen Vormittags golden und satt. Fliegen summten an den Fenstern. Fallmerayer sah still auf das breite, weiße Angesicht der Gräfin. Vielleicht verstand sie ihn. Sie erhob sich, um eine Gardine vor das mittlere der drei Fenster zu ziehen. „Zu hell?" – fragte sie. „Lieber dunkel!" – antwortete Fallmerayer. Sie kam an das Tischchen zurück, rührte ein Glöckchen, der alte Diener kam; sie bestellte Tee. Die Stille zwischen ihnen wich nicht: sie wuchs im Gegenteil, bis man den Tee brachte. Fallmerayer rauchte. Während sie ihm den Tee einschenkte, fragte er plötzlich: „Und wo ist Ihr Mann?"

Sie wartete, bis sie die Tasse gefüllt hatte, als müßte sie erst eine sehr vorsorgliche Antwort überlegen. „An der Front natürlich!" sagte sie dann. „Ich höre seit drei Monaten nichts mehr von ihm. Wir können ja jetzt nicht korrespondieren!" – „Sind Sie sehr in Sorge?" –

fragte Fallmerayer. „Gewiß“, erwiderte sie, „nicht weniger als Ihre Frau um Sie wahrscheinlich.“ – „Verzeihen Sie, Sie haben recht, ich war recht dumm“ – sagte Fallmerayer. Er blickte auf die Teetasse.

Sie hätte sich geweigert, erzählte die Gräfin weiter, das Haus zu verlassen. Andere seien geflohen. Sie fliehe nicht, vor ihren Bauern nicht und auch nicht vor dem Feind. Sie lebe hier mit vier Dienstboten, zwei Reitpferden und einem Hund. Geld und Schmuck habe sie vergraben. Sie suchte lange nach einem Wort, sie wußte nicht, wie man „vergraben“ auf deutsch sage, und zeigte auf die Erde. Fallmerayer sagte das russische Wort. „Sie können Russisch?“ – fragte sie. „Ja“ – sagte er – „ich habe es gelernt, im Felde gelernt.“ Und auf russisch fügte er hinzu: „Ihretwegen, für Sie, um einmal mit Ihnen sprechen zu können, habe ich Russisch gelernt.“

Sie bestätigte ihm, daß er vorzüglich spreche, so, als hätte er seinen inhaltsschweren Satz nur gesprochen, um seine sprachlichen Fähigkeiten zu beweisen. Auf diese Weise verwandelte sie sein Geständnis in eine bedeutungslose Stilübung. Aber gerade diese ihre Antwort bewies ihm, daß sie ihn gut verstanden habe.

Nun will ich gehen – dachte er. Er stand auch sofort auf. Und ohne ihre Einladung abzuwarten und wohl wissend, daß sie seine Unhöflichkeit richtig deuten würde, sagte er: „Ich komme in der nächsten Zeit wieder!“ – Sie antwortete nicht. Er küßte ihre Hand und ging.

VIII

ER GING – und zweifelte nicht mehr daran, daß sein Geschick anfing, sich zu erfüllen. Es ist ein Gesetz – sagte er sich. Es ist unmöglich, daß ein Mensch einem andern so unwiderstehlich entgegengetrieben wird und daß der andere zugeschlossen bleibt. Sie fühlt, was ich fühle. Wenn sie mich noch nicht liebt, so wird sie mich bald lieben.

Mit der gewohnten sicheren Solidität des Beamten und Offiziers erledigte Fallmerayer seine Obliegenheiten. Er beschloß, vorläufig zwei Wochen Urlaub zu nehmen, zum erstenmal, seitdem er eingerückt war. Seine Ernennung zum Oberleutnant mußte in einigen Tagen erfolgen. Diese wollte er noch abwarten.

Zwei Tage später fuhr er noch einmal nach Solowki. Man sagte ihm, die Gräfin Walewska sei nicht zu Hause und würde vor Mittag nicht erwartet. „Nun“, sagte er, „so werde ich im Garten so lange bleiben.“ Und da man nicht wagte, ihn hinauszuweisen, ließ man ihn in den Garten hinter dem Hause.

Er sah zu den zwei Reihen der Fenster hinauf. Er vermutete, daß

die Gräfin zu Hause war und sich verleugnen ließ. In der Tat glaubte er, bald hinter diesem, bald hinter jenem Fenster den Schimmer eines hellen Kleides zu sehen. Er wartete geduldig und geradezu gelassen.

Als es zwölf Uhr vom nahen Kirchturm schlug, ging er wieder ins Haus. Frau Walewska war da. Sie kam gerade die Treppe herunter, in einem schwarzen, engen und hochgeschlossenen Kleid, eine dünne Schnur kleiner Perlen um den Kragen und ein silbernes Armband um die enge linke Manschette. Es schien Fallmerayer, daß sie sich seinetwegen gepanzert hatte – und es war, als ob das Feuer, das ewig in seinem Herzen für sie brannte, noch ein neues, ein besonderes kleines Feuerchen geboren habe. Neue Lichter zündete die Liebe an. Fallmerayer lächelte. „Ich habe lange warten müssen", sagte er, „aber ich habe gern gewartet, wie Sie wissen. Ich habe hinten im Garten zu den Fenstern hinaufgeschaut und habe mir eingebildet, daß ich das Glück habe, Sie zu sehn. So ist mir die Zeit vergangen."

Ob er essen wolle, fragte die Gräfin, da es gerade Zeit sei. Gewiß, sagte er, er habe Hunger. Aber von den drei Gängen, die man dann servierte, nahm er nur die lächerlichsten Brocken.

Die Gräfin erzählte vom Ausbruch des Krieges. Wie sie in höchster Eile aus Kairo nach Hause heimgekehrt seien. Vom Garderegiment ihres Mannes. Von dessen Kameraden. Von ihrer Jugend hierauf. Von Vater und Mutter. Von der Kindheit dann. Es war, als suchte sie sehr krampfhaft nach Geschichten und als wäre sie sogar bereit, etwelche zu erfinden – alles nur, um den ohnehin schweigsamen Fallmerayer nicht sprechen zu lassen. Er strich seinen kleinen blonden Schnurrbart und schien genau zuzuhören. Er aber hörte viel stärker auf den Duft, den die Frau ausströmte, als auf die Reden, die sie führte. Seine Poren lauschten. Und, im übrigen: auch ihre Worte dufteten, ihre Sprache. Alles, was sie erzählen konnte, erriet er ohnedies. Nichts von ihr konnte ihm verborgen bleiben. Was konnte sie ihm verbergen? Ihr strenges Kleid schützte ihren Körper keineswegs vor seinem wissenden Blick. Er fühlte die Sehnsucht seiner Hände nach ihr, das Heimweh seiner Hände nach der Frau. Als sie aufstanden, sagte er, daß er noch zu bleiben gedenke, Urlaub habe er heute, einen viel längeren Urlaub nehme er in einigen Tagen, sobald er Oberleutnant geworden sei. Wohin er fahren wolle? – fragte die Gräfin. „Nirgendwohin!" – sagte Fallmerayer. „Bei Ihnen will ich bleiben!" Sie lud ihn ein, zu bleiben, so lange er wolle – heute und später. Jetzt müsse sie ihn allein lassen und sich im Hause ein wenig umsehen. Wolle er kommen – es gäbe Zimmer genug im Hause – und so viele, daß sie es nicht nötig hätten, einander zu stören.

Er verabschiedete sich. Da sie nicht mit ihm bleiben könne, sagte er, zöge er es vor, in die Stadt zurückzukehren.

Als er in den Wagen stieg, wartete sie auf der Schwelle, im strengen schwarzen Kleid, mit ihrem weiten, hellen Antlitz darüber – und während er die Peitsche ergriff, hob sie sachte die Hand zu einem halben, gleichsam angestrengt gezügelten Gruß.

IX

UNGEFÄHR EINE Woche nach diesem Besuch erhielt der neuernannte Oberleutnant Adam Fallmerayer seinen Urlaub. Allen Kameraden sagte er, er wolle nach Hause fahren. Indessen begab er sich in das Herrenhaus der Walewskis, bezog ein Zimmer im Parterre, das man für ihn vorbereitet hatte, aß jeden Tag mit der Frau des Hauses, sprach mit ihr über dies und jenes, Gleichgültiges und Fernes, erzählte von der Front und gab nie acht auf den Inhalt seiner Rede, ließ sich erzählen und hörte nicht zu. In der Nacht schlief er nicht, schlief er ebensowenig wie vor Jahren daheim, im Stationsgebäude, während der sechs Tage, an denen die Gräfin über ihm, in seinem Zimmer, genächtigt hatte. Auch heute ahnte er sie in den Nächten über sich, über seinem Haupt, über seinem Herzen.

Eines Nachts, es war schwül, ein linder, guter Regen fiel, erhob sich Fallmerayer, kleidete sich an und trat vor das Haus. Im geräumigen Treppenhaus brannte eine gelbe Petroleumlaterne. Still war das Haus, still war die Nacht, still war der Regen, er fiel wie auf zarten Sand, und sein eintöniges Singen war der Gesang der nächtlichen Stille selbst. Auf einmal knarrte die Treppe. Fallmerayer hörte es, obwohl er sich vor dem Tor befand. Er sah sich um. Er hatte das schwere Tor offengelassen. Und er sah die Gräfin Walewska die Treppen hinuntersteigen. Sie war vollkommen angezogen, wie bei Tag. Er verneigte sich, ohne ein Wort zu sagen. Sie kam nahe zu ihm heran. So blieben sie, stumm, ein paar Sekunden. Fallmerayer hörte sein Herz klopfen. Auch war ihm, als klopfte das Herz der Frau so laut wie das seine – und im gleichen Takt mit diesem. Schwül schien auf einmal die Luft geworden zu sein, kein Zug kam durch das offene Tor. Fallmerayer sagte: „Gehen wir durch den Regen, ich hole Ihnen den Mantel!" Und ohne eine Zustimmung abzuwarten, stürzte er in sein Zimmer, kam mit dem Mantel zurück, legte ihn der Frau um die Schultern, wie er ihr einmal den Pelz umgelegt hatte, damals, an dem unvergeßlichen Abend der Katastrophe, und hierauf den Arm um den Mantel. Und so gingen sie in die Nacht und in den Regen.

Sie gingen die Allee entlang, trotz der nassen Finsternis leuchteten silbern die dünnen, schütteren Stämme, wie von einem im Innern entzündeten Licht. Und als erweckte dieser silberne Glanz der zärtlichsten Bäume der Welt Zärtlichkeit im Herzen Fallmerayers, drückte er seinen Arm fester um die Schulter der Frau, spürte durch den harten, durchnäßten Stoff des Mantels die nachgiebige Güte des Körpers, für eine Weile schien es ihm, daß sich ihm die Frau zuneige, ja, daß sie sich an ihn schmiege, und doch war einen hurtigen Augenblick später wieder geraumer Abstand zwischen ihren Körpern. Seine Hand verließ ihre Schultern, tastete sich empor zu ihrem nassen Haar, strich über ihr nasses Ohr, berührte ihr nasses Angesicht. Und im nächsten Augenblick blieben sie beide gleichzeitig stehn, wandten sich einander zu, umfingen sich, der Mantel sank von ihren Schultern nieder und fiel taub und schwer auf die Erde – und so, mitten in Regen und Nacht, legten sie Gesicht an Gesicht, Mund an Mund und küßten sich lange.

X

Einmal sollte Oberleutnant Fallmerayer nach Shmerinka versetzt werden, aber es gelang ihm, mit vieler Anstrengung, zu bleiben. Fest entschlossen war er, zu bleiben. Jeden Morgen, jeden Abend segnete er den Krieg und die Okkupation. Nichts fürchtete er mehr als einen plötzlichen Frieden. Für ihn war der Graf Walewski seit langem tot, an der Front gefallen oder von meuternden kommunistischen Soldaten umgebracht. Ewig hatte der Krieg zu währen, ewig der Dienst Fallmerayers an diesem Ort, in dieser Stellung.

Nie mehr Frieden auf Erden.

Dem Übermut war Fallmerayer eben anheimgefallen, wie es manchen Menschen geschieht, denen das Übermaß ihrer Leidenschaft die Sinne blendet, die Einsicht raubt, den Verstand betört. Allein, schien es ihm, sei er auf der Erde, er und der Gegenstand seiner Liebe. Selbstverständlich aber ging, unbekümmert um ihn, das große und verworrene Schicksal der Welt weiter. Die Revolution kam. Der Oberleutnant und Liebhaber Fallmerayer hatte sie keineswegs erwartet.

Doch schärfte, wie es in höchster Gefahr zu geschehen pflegt, der heftige Schlag der außergewöhnlichen Schicksalsstunde auch seine eingeschläferte Vernunft, und mit verdoppelter Wachsamkeit erkannte er schnell, daß es galt, das Leben der geliebten Frau, sein eigenes und vor allem ihrer beider Gemeinsamkeit zu retten. Und da ihm, mitten in der Verwirrung, welche die plötzlichen Ereignisse an-

gerichtet hatten, dank seiner militärischen Grade und der besonderen Dienste, die er versah, immer noch einige, fürs erste genügende Hilfs- und sogar Machtmittel verblieben waren, bemühte er sich, diese schnell zu nutzen; und also gelang es ihm, innerhalb der ersten paar Tage, in denen die österreichische Armee zerfiel, die deutsche sich aus der Ukraine zurückzog, die russischen Roten ihren Einmarsch begannen und die neuerlich revoltierenden Bauern gegen die Gutshöfe ihrer bisherigen Herren mit Brand und Plünderung anrückten, zwei gut geschützte Autos der Gräfin Walewska zur Verfügung zu stellen, ein halbes Dutzend ergebener Mannschaften mit Gewehren und Munition und einem Mundvorrat für ungefähr eine Woche.

Eines Abends – die Gräfin weigerte sich immer noch, ihren Hof zu verlassen – erschien Fallmerayer mit den Wagen und seinen Soldaten und zwang seine Geliebte mit heftigen Worten und beinahe mit körperlicher Gewalt, den Schmuck, den sie im Garten vergraben hatte, zu holen und sich zur Abreise fertig zu machen. Das dauerte eine ganze Nacht. Als der trübe und feuchte Spätherbstmorgen zu grauen begann, waren sie fertig, und die Flucht konnte beginnen. In dem geräumigeren, von Zeltleinwand überdachten Auto befanden sich die Soldaten. Ein Militärchauffeur lenkte das Personen-Automobil, das dem ersten folgte und in dem die Gräfin und Fallmerayer saßen. Sie hatten beschlossen, nicht westwärts zu fahren, wie damals alle Welt tat, sondern südlich. Man konnte mit Sicherheit annehmen, daß alle Straßen des Landes, die nach dem Westen führten, von rückflutenden Truppen verstopft sein würden. Und wer weiß, was man noch an den Grenzen der neu entstandenen westlichen Staaten zu erwarten hatte! Möglich war immerhin – und wie es sich später zeigte, war es sogar Tatsache –, daß man an den westlichen Grenzen des russischen Reiches neue Kriege angefangen hatte. In der Krim und im Kaukasus hatte die Gräfin Walewska außerdem reiche und mächtige Anverwandte. Hilfe war von ihnen selbst unter diesen veränderten Verhältnissen immerhin noch zu erwarten, sollte man ihrer bedürftig werden. Und was das wichtigste war: ein kluger Instinkt sagte den beiden Liebenden, daß in einer Zeit, in der das wahrhaftige Chaos auf der ganzen Erde herrschte, das ewige Meer die einzige Freiheit bedeuten müsse. An das Meer wollten sie zuallererst gelangen. Sie versprachen den Männern, die sie bis zum Kaukasus begleiten sollten, jedem eine ansehnliche Summe in purem Gold. Und wohlgemut, wenn auch in natürlicher Aufregung, fuhren sie dahin.

Da Fallmerayer alles sehr wohl vorbereitet und auch jeden möglichen und unwahrscheinlichen Zufall im voraus berechnet hatte, ge-

lang es ihnen, innerhalb einer sehr kurzen Frist – vier Tage waren es im ganzen – nach Tiflis zu kommen. Hier entließen sie die Begleiter, zahlten ihnen den ausgemachten Lohn und behielten lediglich den Chauffeur bis Baku. Auch nach dem Süden und nach der Krim hatten sich viele Russen aus den adligen und gutbürgerlichen Schichten geflüchtet. Man vermied, obwohl man es sich vorgenommen hatte, Verwandte zu treffen, von Bekannten gesehen zu werden. Vielmehr bemühte sich Fallmerayer, ein Schiff zu finden, das ihn und seine Geliebte unmittelbar von Baku nach dem nächsten Hafen eines weniger gefährdeten Landes bringen konnte. Dabei ließ es sich nicht vermeiden, daß man andre, mit den Walewskis mehr oder weniger bekannte Familien traf, die ebenfalls, wie Fallmerayer, nach einem rettenden Schiff Ausschau hielten – und daß die Gräfin über die Person Fallmerayers wie über ihre Beziehungen zu ihm lügenhafte Auskünfte geben mußte. Schließlich sah man ein, daß man nur in Gemeinschaft mit den andern die geplante Art der Flucht bewerkstelligen konnte. Man einigte sich also mit acht andern, die Rußland auf dem Seewege verlassen wollten, fand schließlich einen zuverlässigen Kapitän eines etwas gebrechlich aussehenden Dampfers und fuhr zuerst nach Konstantinopel, von wo aus regelmäßig Schiffe nach Italien und Frankreich immer noch abgingen.

Drei Wochen später gelangte Fallmerayer mit seiner geliebten Frau nach Monte Carlo, wo die Walewskis vor dem Kriege eine kleine Villa gekauft hatten. Und nun glaubte sich Fallmerayer auf dem Höhepunkt seines Glücks und seines Lebens. Von der schönsten Frau der Welt wurde er geliebt. Mehr noch: er liebte die schönste Frau der Welt. Neben ihm war sie jetzt ständig, wie ihr starkes Abbild jahrelang in ihm gelebt hatte. In ihr lebte er jetzt selbst. In ihren Augen sah er stündlich sein eigenes Spiegelbild, wenn er ihr nahe kam – und kaum gab es eine Stunde im Tag, in der sie beide einander nicht ganz nahe waren. Diese Frau, die kurze Zeit vorher noch zu hochmütig gewesen wäre, um dem Wunsch ihres Herzens oder ihrer Sinne zu gehorchen: diese Frau war nun ohne Ziel und ohne Willen ausgeliefert der Leidenschaft Fallmerayers, eines Stationschefs der österreichischen Südbahn, sein Kind war sie, seine Geliebte, seine Welt. Wunschlos wie Fallmerayer war die Gräfin Walewska. Der Sturm der Liebe, der seit der Schicksalsnacht, in der sich die Katastrophe auf der Station L. zugetragen hatte, im Herzen Fallmerayers zu wachsen angefangen hatte, nahm die Frau mit, trug sie davon, entfernte sie tausend Meilen weit von ihrer Herkunft, von ihren Sitten, von der Wirklichkeit, in der sie gelebt hatte. In ein wildfremdes Land der

Gefühle und Gedanken wurde sie entführt. Und dieses Land war ihre Heimat geworden. Was alles in der großen, ruhelosen Welt vorging, bekümmerte die beiden nicht. Das Gut, das sie mitgenommen hatte, sicherte ihnen auf mehrere Jahre hinaus ein arbeitsloses Leben. Auch machten sie sich keine Sorgen um die Zukunft. Wenn sie den Spielsaal besuchten, geschah es aus Übermut. Sie konnten es sich leisten, Geld zu verlieren – und sie verloren in der Tat, wie um dem Sprichwort gerecht zu werden, das sagt, wer Glück in der Liebe habe, verliere im Spiel. Über jeden Verlust waren beide beglückt; als bedürften sie noch des Aberglaubens, um ihrer Liebe sicher zu sein. Aber wie alle Glücklichen waren sie geneigt, ihr Glück auf eine Probe zu stellen, um es, bewährte es sich, womöglich zu vergrößern.

XI

Hatte die Gräfin Walewska auch ihren Fallmerayer ganz für sich, so war sie doch – wie es sonst nur wenige Frauen können – keineswegs imstande, längere Zeit zu lieben, ohne den Verlust des Geliebten zu fürchten (denn es ist oft die Furcht der Frauen, sie könnten den geliebten Mann verlieren, die ihre Leidenschaft steigert und ihre Liebe). So begann sie denn eines Tages, obwohl Fallmerayer keinen Anlaß dazu gegeben hatte, von ihm zu fordern, er möge sich von seiner Frau scheiden lassen und auf Kinder und Amt verzichten. Sofort schrieb Adam Fallmerayer seinem Vetter Heinrich, der ein höheres Amt im Wiener Unterrichtsministerium bekleidete, daß er seine frühere Existenz endgültig aufgegeben habe. Da er aber nach Wien nicht kommen wolle, möge, wenn dies überhaupt möglich, ein geschickter Advokat die Scheidung veranlassen.

Ein merkwürdiger Zufall – so erwiderte ein paar Tage später der Vetter Heinrich – habe es gefügt, daß Fallmerayer schon vor mehr als zwei Jahren in der Liste der Vermißten gestanden habe. Da er auch niemals habe von sich hören lassen, sei er von seiner Frau und von seinen wenigen Blutsverwandten bereits zu den Toten gezählt worden. Längst verwaltete ein neuer Stationschef die Station L. Längst habe Frau Fallmerayer mit den Zwillingen Wohnung bei ihren Eltern in Brünn genommen. Am besten sei es, man schweige weiter, vorausgesetzt, daß Fallmerayer bei den ausländischen Vertretungen Österreichs keine Schwierigkeiten habe, was den Paß und dergleichen betreffe.

Fallmerayer dankte seinem Vetter, versprach, ihm allein fernerhin zu schreiben, bat um Verschwiegenheit und zeigte den Briefwechsel der Geliebten. Sie war beruhigt. Sie zitterte nicht mehr um Fall-

merayer. Allein einmal von der rätselhaften Angst befallen, welche die Natur in die Seelen der so stark liebenden Frauen gesät hat (vielleicht, wer weiß, um den Bestand der Welt zu sichern), forderte die Gräfin Walewska von ihrem Geliebten ein Kind – und seit der Minute, in der dieser Wunsch in ihr aufgetaucht war, begann sie, sich den Vorstellungen von den vorzüglichen Beschaffenheiten dieses Kindes zu ergeben; gewissermaßen sich der unerschütterlichen Hingabe an dieses Kind zu weihen. Unbedacht, leichtsinnig, beschwingt, wie sie war, erblickte sie in ihrem Geliebten, dessen maßlose Liebe ja erst ihre schöne, natürliche Unbesonnenheit geweckt hatte, dennoch das Muster der vernünftigen, maßvollen Überlegenheit. Und nichts erschien ihr wichtiger, als ein Kind in die Welt zu setzen, das ihre eigenen Vorzüge mit den unübertrefflichen ihres geliebten Mannes vereinigen sollte.

Sie wurde schwanger. Fallmerayer, wie alle verliebten Männer dem Schicksal dankbar wie der Frau, die es erfüllen half, konnte sich vor Freude nicht lassen. Keine Grenzen mehr hatte seine Zärtlichkeit. Unwiderleglich bestätigt sah er seine eigene Persönlichkeit und seine Liebe. Erfüllung wurde ihm jetzt erst. Das Leben hatte noch gar nicht begonnen. In sechs Monaten erwartete man das Kind. Erst in sechs Monaten sollte das Leben beginnen.

Indessen war Fallmerayer fünfundvierzig Jahre alt geworden.

XII

DA ERSCHIEN eines Tages in der Villa der Walewskis ein Fremder, ein Kaukasier namens Kirdza-Schwili, und teilte der Gräfin mit, daß der Graf Walewski dank einem glücklichen Geschick und, wahrscheinlich, gerettet durch ein besonders geweihtes, im Kloster von Pokroschni geweihtes Bildnis des heiligen Prokop, der Unbill des Krieges wie den Bolschewiken entronnen und auf dem Wege nach Monte Carlo begriffen sei. In ungefähr vierzehn Tagen sei er zu erwarten. Er, der Bote, früherer Ataman Kirdza-Schwili, sei auf dem Wege nach Belgrad, im Auftrag der zaristischen Gegenrevolution. Seines Auftrages habe er sich nunmehr entledigt. Er wolle gehn.

Dem Fremden stellte die Gräfin Walewska Fallmerayer als den getreuen Verwalter des Hauses vor. Während der Anwesenheit des Kaukasiers schwieg Fallmerayer. Er begleitete den Gast ein Stück des Weges. Als er zurückkam, fühlte er zum erstenmal in seinem Leben einen scharfen, jähen Stich in der Brust.

Seine Geliebte saß am Fenster und las.

„Du kannst ihn nicht empfangen!“ – sagte Fallmerayer. „Fliehen wir!“

„Ich werde ihm die ganze Wahrheit sagen“ – erwiderte sie. „Wir warten!“

„Du hast ein Kind von mir!“ – sagte Fallmerayer – „eine unmögliche Situation.“

„Du bleibst hier, bis er kommt! Ich kenne ihn! Er wird alles verstehn!“ – antwortete die Frau.

Sie sprachen seit dieser Stunde nicht mehr über den Grafen Walewski. Sie warteten.

Sie warteten, bis eines Tages eine Depesche von ihm eintraf. An einem Abend kam er. Sie holten ihn beide von der Bahn ab.

Zwei Schaffner hoben ihn aus dem Waggon, und ein Gepäckträger brachte einen Rollstuhl herbei. Man setzte ihn in den Rollstuhl. Er hielt sein gelbes, knochiges, gestrecktes Angesicht seiner Frau entgegen, sie beugte sich über ihn und küßte ihn. Mit langen, blaugefrorenen, knöchernen Händen versuchte er, immer wieder umsonst, zwei braune Decken über seine Beine zu ziehen. Fallmerayer half ihm.

Fallmerayer sah das Angesicht des Grafen, ein längliches, gelbes, knöchernes Angesicht, mit scharfer Nase, hellen Augen, schmalem Mund, darüber einen herabhängenden schwarzen Schnurrbart. Man rollte den Grafen wie eines der vielen Gepäckstücke den Perron entlang. Seine Frau ging hinter dem Wagen her, Fallmerayer voran.

Man mußte ihn – Fallmerayer und der Chauffeur – ins Auto heben. Der Rollwagen wurde auf das Dach des Autos verladen.

Man mußte ihn in die Villa hineintragen. Fallmerayer hielt den Kopf und die Schultern, der Diener die Füße.

„Ich bin hungrig“ – sagte der Graf Walewski.

Als man den Tisch richtete, erwies es sich, daß Walewski nicht allein essen konnte. Seine Frau mußte ihn füttern. Und als, nach einem grausam schweigenden Mahl, die Stunde des Schlafs nahte, sagte der Graf: „Ich bin schläfrig. Legt mich ins Bett.“

Die Gräfin Walewska, der Diener und Fallmerayer trugen den Grafen in sein Zimmer im ersten Stock, wo man ein Bett bereitet hatte.

„Gute Nacht!“ – sagte Fallmerayer. Er sah noch, wie seine Geliebte die Kissen zurechtrückte und sich an den Rand des Bettes setzte.

XIII

HIERAUF REISTE Fallmerayer ab; man hat nie mehr etwas von ihm gehört.

FERNGESPRÄCHE

MARIE LUISE KASCHNITZ

Marie Luise Kaschnitz

ICH BINS, Paul, Angeli, sagte die junge Angelika Baumann (am Telefon) zu ihrem Freunde Paul – ich stör dich doch nicht? Du hast vielleicht gearbeitet, nein? – da bin ich froh. Ich hab dich nur fragen wollen, ob du etwas gehört hast, ich meine von deinem Vater ... Ja, natürlich bin ich ungeduldig, ich denk doch an nichts anderes, ich mal mir das aus, unseren Besuch bei ihm, und ein bißchen Angst hab ich auch. --- Es wird ihm schon recht sein, sagst du? Ach ja, ich wünschte, es wäre ihm recht. Ich möcht ihn wohl liebhaben, alle deine Verwandten möcht ich liebhaben, besonders deine Schwester, ich hab ja keine und hab mir immer eine gewünscht ... Ende der Woche? Ja, natürlich paßt mir das, ich leb ja nur darauf hin, auf den Besuch bei deinem Vater, und wenn der vorbei ist und wir weggehen, dann sind wir richtig verlobt ... Nein, lach nicht. Paul, du darfst nicht lachen, du weißt ja nicht ... ich bin heute durch den Englischen Garten gegangen ... ein schöner Tag? Ja, sicher ein schöner Tag. Ich hab aber nichts gesehen, keine Fliederbüsche und keine Butterblumen, auf jeder Bank bist du gesessen und jeder, der mir von weitem entgegengekommen ist, warst du. Und ich hab gedacht, das vorher, bevor ich dich gekannt habe, das war gar kein Leben, und wenn du weggingest und nicht mehr wiederkämest, das ... Dumm, ja, ja, das bin ich, ganz dumm. Ich sag ja auch nichts mehr, ich hab nur wissen wollen, ob du schon Nachricht hast. Aber jetzt wart ich bis zum Ende der Woche, da ist mein Namenstag, – sie sollen dich mir zum Namenstag schenken – liebes Fräulein Angeli, da haben Sie unseren Paul. Machen Sie ihn glücklich ... Du bist es schon? Du bist schon glücklich? ... Nein, nein, jetzt sag nichts mehr, etwas Besseres kannst du nicht sagen, das war das Beste, jetzt häng ich ein ...

Hör mal, sagte der alte Mann (am Telefon) zu seiner Tochter Elly, du mußt deinem Bruder ins Gewissen reden. Es handelt sich ja nicht um Standesvorurteile. Wenn sie jemand wäre, meinetwegen auch eine

Filmschauspielerin oder eine Tänzerin, aber eben jemand Besonderes, jemand Bekanntes, dann könnte sie auch aus der Hafengasse stammen. Aber sie ist gar nichts, einfach kleine Leute, ein hübsches Gesichtchen, solange sie jung ist, später eine Madam ... Nein, gesehen hab ich sie nicht, nur eine Photographie, niedlich und so etwas Rührendes in den Augen. Aber wie schnell geht das vorbei. Dann hat sie Speck an den Hüften, und die Finger sind ohnehin kurz und dick. Der Paul kann so etwas nicht machen, ich weiß, wie das ausgeht, nämlich schlecht, für alle Teile schlecht. In ein paar Jahren genügt sie ihm nicht mehr, ich meine gesellschaftlich. Er ist ein ganz guter Kaufmann und hat den Doktor, in ein paar Jahren ist er dann so weit, daß er sich mit einer Frau, die keine fremde Sprache spricht und Picasso für einen provenzalischen Eintopf hält, lächerlich macht. Die kann man nicht einladen, heißt es dann, eine unmögliche Person, und er muß sich immer etwas Neues ausdenken, meine Frau ist leidend, meine Frau kann von den Kindern nicht weg. Und eines Tages hat er bei Tisch eine neben sich, eine schöne, gepflegte, spöttische, die ihm zeigt, daß er ihr nicht gleichgültig ist, und schon denkt er, Herrgott, wenn ich noch frei wäre, frei ... Also sei so gut und sage das dem Paul, ich will mich da noch nicht einmischen, aber, eine Heirat, das kommt nicht in Frage. Du kannst auch deine Tante Julie anrufen, ich glaube, sie ist aus Gastein zurück. Wir müssen alle zusammenhalten, eine Familie, das ist eine Macht, auch wenn nicht alle in derselben Stadt hocken, wozu gibt es das Telefon. Sag mir noch schnell, wie es den Kindern geht ... Laß sie nicht zu früh aufstehen, nach den Masern gibt es leicht Komplikationen. Ruf mich wieder an, aber nicht morgen abend, da hab ich ein Herrenessen, und übermorgen ... du mußt es eben versuchen, einmal bin ich schon da.

Du weißt natürlich, warum ich anrufe, Tante Ju, sagte Elly (am Telefon) zu ihrer Tante Julie ... der Papa will, du sollst dich da einschalten, ältere Generation und so weiter, und weil es ja wirklich eine Dummheit ist, was der Paul da vorhat, ich habe immer gesagt, der *wird* einmal geheiratet, der heiratet nicht. Ob ich sie kenne, ja natürlich, einmal gesehen. Wenn du mich fragst, der sanfte Typ mit dem eisernen Willen, die geht aufs Ganze und nicht auf den hübschen Jungen allein ... Was du machen sollst? Ihn anrufen natürlich, pausenlos anrufen, oder ein anderes Mädchen dazwischenschieben, du hast doch so viele Bekannte. Schick ihm eine, die er in München herumführen soll, dir zuliebe, und abends ins Theater, nur daß er einmal sieht, daß es auch noch andere Frauen gibt ... Was sagst du? Wenn er sie liebt? Ich bitte dich, Tante Ju, sei doch nicht kindisch,

wer sagt denn, daß er sie nicht noch besuchen darf, meinetwegen auch mit ihr schlafen. Du hast da Begriffe, wirklich noch aus dem vorigen Jahrhundert, entschuldige schon. Wenn du nicht weißt, was du ihm sagen sollst, so sag halt, der Papa wird sich aufregen, Blutdruck zweihundert hat er schon, und Kinder sollen ihre Eltern ehren. Aus deinem Munde macht sich das ganz gut. Übrigens regt er sich wirklich auf, der Papa, er hat seine ganz bestimmten Absichten, vielleicht geht es ihm auch geschäftlich augenblicklich gar nicht so prima. Vielleicht braucht er so etwas wie eine Heiratsanzeige auf Bütten und eine Hochzeit in Brenners Kurhof, da wird noch einmal tüchtig hineingebuttert, aber es macht sich bezahlt ... Sorgen? Na ja, ich weiß nicht, vielleicht ja, vielleicht nein, ich würde sagen eher nein. Jedenfalls du, unterdrück deine sentimentalen Anwandlungen, die Familie muß zusammenhalten. Mein Mann will auch einmal mit dem Paul sprechen, so von Mann zu Mann, wenn er Zeit hat, aber du weißt ja, er hat keine Zeit.

Nein, nichts Großes, sagte Tante Julie (am Telefon) zu ihrem Neffen Paul, nur sechs Personen, zum Abendessen, Hummercreme in Tassen und Lammschulter mit jungen Bohnen und irgendeine süße Speise hinterher. Du kannst in der Nacht noch zurückfliegen. Tu deiner alten Tante den Gefallen. Mir fehlt ein Kavalier für ein schönes Mädchen, rötlichblonde Haare, ganz dein Typ. Südamerikanerin übrigens, ich meine, dort geboren und aufgewachsen, aber von deutschen Eltern, und gerade im Begriff, sich die alte Heimat anzusehen. Du kannst ihr da doch ein bißchen zur Hand gehen. Du kennst dich so gut aus. Museen, Ausstellungen, Theater und so ... Ja, das hast du schon geschrieben, daß du verabredet bist für dieses Wochenende, aber weißt du, ich lass' das nicht gelten. Nein, mein Lieber, das mußt du absagen, den Gefallen mußt du mir schon tun .... Wie sagst du – mit deiner Braut, das ist ja das erste Wort, was ich höre. Nein, offen gestanden, ich kann nicht lügen, ich habe es schon gehört, aber nicht ernst genommen, du bist doch noch viel zu jung zum Heiraten und deinem Vater wird das gar nicht angenehm sein. Hoffentlich hast du dich noch nicht wirklich gebunden, ich meine mit Heiratsversprechen und Ringen und so weiter. In unseren Kreisen wäre das nicht so wichtig, aber ... Na hör mal, Paulchen, schrei mich nicht an. Du bist wohl völlig mit den Nerven herunter, du, das kann ich verstehen. Das ist ja auch nichts für dich, du bist keine Kampfnatur und natürlich wird es da allerlei Schwierigkeiten geben. Du mußt dir das noch einmal sehr genau überlegen. Vor allem die Eltern kennenlernen, ich meine gut kennenlernen, vor allem die

Mutter, wie die Mutter heute ist, wird die Tochter in fünfundzwanzig Jahren ..., ich weiß das, ich habe es beobachtet, ich bin eben so ein Mensch, der sich über alles Gedanken macht. Du darfst mir das nicht übelnehmen, ich habe nichts gegen kleine Leute, und da hast du recht, Frauen *sind* anpassungsfähig, aber eben nur bis zu einem gewissen Grad ... Nein, ich höre jetzt auf, du wirst ein guter Junge sein und zu meinem kleinen Abendessen kommen, komm schon ein bißchen früher, dann reden wir weiter. Wie ich höre, geht es dem Papa gar nicht besonders gut. Übrigens kannst du natürlich deine Braut auch mitbringen, ich muß es nur wissen, damit ich noch einen Herrn für sie habe. Kleines Abendkleid, und sie spricht doch gut Französisch? Ich habe nämlich den belgischen Konsul, reizender Mensch und großer Sammler, du, das wird dich interessieren, Heiligenbilder hinter Glas –

Hör zu, Paulchen, sagte Elly (am Telefon) zu ihrem Bruder, die Geschichte mit deinem Mädchen ... natürlich, das weiß jeder und auch, daß du am nächsten Sonntag mit ihr an der Hand beim Papa erscheinen willst. Aber ich meine, du könntest diesen Besuch noch ein bißchen verschieben. Der Papa hat sich nämlich etwas ausgedacht, er will dir eine Reise schenken. Er hat schon mit deinem Chef gesprochen. Du sollst da zugleich geschäftlich einiges erledigen, damit es dir nicht als Urlaub angerechnet wird ... Also wirklich, du kannst dem Papa diese Freude nicht verderben, wenn du zurückkommst, ist immer noch Zeit genug. Wohin ... Das weiß ich nicht genau, ich glaube Kanada. Mit dem Flugzeug ist das ja auch nur ein Katzensprung. Auf jeden Fall könntest du hier vorbeikommen, die Kinder sind nicht mehr ansteckend und wir würden uns freuen, du könntest dich auch ein bißchen ausruhen, weißt du was, ich fahre dich mit meinem neuen Roten an die Elbe, nach Blankenese oder so, da gehen wir spazieren. Tante Ju sagt nämlich, du habest, als du neulich bei ihr warst, schrecklich schlecht ausgesehen, so als ob dich etwas bedrückt. Vielleicht ist es die Sache mit dem Mädchen, Angelika heißt sie wohl, hübscher Name, und wie weiter ... Baumann, und wohnt in München, wo? ... Nein, nein, ich gedenke nicht, sie zu besuchen, ich kann ja auch hier gar nicht weg. Ich möchte dir bloß einen Rat geben, was sagst du ... wie man jemanden sitzenläßt? Also sei doch nicht albern. Erinnere dich daran, wie du mir damals den Sänger ausgeredet hast, in den ich so verschossen war. Ich hab den übrigens vor kurzem einmal wiedergesehen, also du ahnst es nicht, wie er jetzt aussieht, ich konnte bloß lachen, und natürlich bin ich dir ewig dankbar dafür ... Das kann

man nicht vergleichen, sagst du, na ja, vielleicht kann man es wirklich nicht vergleichen, aber ich habe schon genug, wenn ich nur deine Stimme höre. So etwas Gequältes, keine Spur von „Ihr könnt mich alle gern haben und ich mache doch, was ich will". So eine Stimme hast du gehabt, als du mit vierzehn Jahren von zu Hause durchbrennen wolltest, Schiffsjunge, Dockarbeiter, erinnere dich. Es war natürlich furchtbar zu Hause, aber doch auch ganz angenehm, und du bist einmal nicht fürs Zwischendeck, jetzt so wenig wie damals. Damals hab ich dir deine Schuhe verstecken müssen, weil du es nicht eingesehen hast, aber ich bin sicher, jetzt siehst du es ein ... was ich mit dem Zwischendeck meine, nun, das kannst du dir schon denken, keine Zuschüsse mehr, unter Umständen auch kein Erbe, je nachdem, wie wütend der Papa wird ... Nein, natürlich hast du sie nicht von der Straße aufgelesen, das sagt ja auch keiner ... wie bitte, kleines Kurzwarengeschäft? Na siehst du, da müßt ihr dann am Sonntag immer zum Mittagessen hin, da gibt es Schweinebraten und Rotkraut und Apfelkuchen aus dickem Hefeteig. Und bei der Hochzeit muß der Papa die Kurzwarenmama zu Tisch führen und sie nach dem Umsatz von Gummiband fragen. Kannst du dir das vorstellen – ich, offen gestanden, nicht.

Nein, wirklich, Angeli, sagte Paul (am Telefon) zu seiner Freundin, ich habe nichts, es tut mir nur leid, daß wir übermorgen nicht zusammen nach Düsseldorf fahren können, es ist da verschiedenes dazwischengekommen. Nein, nicht bei mir, meinem Vater paßt es diesen Sonntag nicht, ich meine, daß wir *zusammen* kommen, ich muß schon hin. Er hat etwas mit mir zu besprechen, ich soll für das Geschäft eine Reise machen. Nein, nicht lang – Herrgott, deswegen brauchst du doch nicht gleich zu weinen, und überhaupt wird das später auch nicht anders, daran mußt du dich gewöhnen, ewig zu Hause sitzen kann ich nicht ... Zuerst? Was verstehst du unter zuerst? ... Als noch niemand etwas wußte ..., ja, nun wissen sie es eben und müssen sich damit abfinden, Familien haben immer andere Pläne und sie haben eben auch andere Pläne gehabt. Zuerst sind wir jeden Abend spazierengegangen? Gott, mach mich doch nicht nervös, gleich wirst du fragen, ob ich dich noch liebhabe. Natürlich hab ich dich lieb, ich bin überhaupt nur bei dir glücklich. Ich hab das gemerkt, als ich bei Tante Julie zum Abendessen war, da hab ich die ganze Zeit Löcher in die Luft gestarrt und keine Antworten gegeben, und Tante Ju, die mir eigentlich bei der Gelegenheit eine andere Braut andrehen wollte, hat mir zugetrunken, und das hat heißen sollen, ich sehe schon, es hat keinen Sinn ... Nein, mit der jungen

Dame bin ich nicht verabredet, Herrgott, glaub mir das doch und sprich nicht immer von „meiner Welt". Ich hab ein Zuhause wie alle Leute, aber eine Welt will ich mir mit dir aufbauen, vielleicht hier, vielleicht ganz woanders... nein, nein, ich weiß noch nicht, wo. Jetzt muß ich aufhören, sag noch etwas Nettes ... Nein, nur das nicht, daß du Angst hast, wovor denn eigentlich Angst. Leg eine Platte auf, unsere Platte, Porgy and Bess, „It isn't necessarily so" ... nein, vorbeikommen kann ich nicht mehr, ich fahre schon heute abend, weil die Straßen da leerer sind ... Eine komische Stimme? Was du dir alles einbildest ... nun ja, es *gibt* Schwierigkeiten, aber es ist doch nicht nötig, daß du so mißtrauisch bist ... doch, das bist du, du hast kein Vertrauen zu mir, wahrscheinlich hörst du zuviel auf deine Eltern ... keinen Kontakt, sagst du, mit wem soll ich denn Kontakt haben, mit deinen Eltern oder mit dir? Aber bitte, mach nur so weiter ... Was sagst du, Angeli? ... Ach sag doch etwas ... sei mir nicht böse ... hör doch, es wird alles wieder gut...

Fräulein Baumann, sagte Pauls Schwester Elly (am Telefon) zu Pauls Freundin Angelika, Sie werden sich wundern, daß ich Sie anrufe, obwohl ich Sie so gut wie gar nicht kenne. Aber ich bin Pauls Schwester, und Paul hat mir von Ihnen erzählt ... nein, ich bin nicht in München, ich bin zu Hause in Hamburg ... nein, nein, regen Sie sich doch nicht auf, dem Paul ist nichts geschehen ... Hören Sie doch einmal einen Augenblick ruhig zu, Fräulein Baumann. Ich weiß ja nicht, was der Paul Ihnen von seiner Familie erzählt hat, und ob er überhaupt etwas erzählt hat, er ist wahrscheinlich jetzt in einem Zustand, wo er denkt, daß er ohne seine Familie ganz gut auskommen kann. Aber es wird Sie vielleicht interessieren, auch einmal auf diesem Wege etwas über ihn zu erfahren, nämlich das kann er nicht, ich meine, ohne seine Familie auskommen kann er nicht ... Das muß er doch auch nicht, sagen Sie? Natürlich nicht, jedenfalls, wenn Sie so sind, wie ich Sie mir vorstelle, nämlich als ein Mädchen, das nicht unbedingt unter die Haube kommen will ... na sehen Sie, das hab ich mir doch gleich gedacht. Wenn ich Ihnen jetzt etwas erzählen wollte von ewiger Liebe, würden Sie mich auslachen, ich weiß ja, wie junge Leute heutzutage sind, kühl, nüchtern, sie gehen ein Stück Wegs zusammen, und dann trennen sie sich wieder. Das ist ja das Schöne, es gibt keine Sentimentalität mehr, jeder hat sein eigenes Leben ... wie sagen Sie – das stimmt nicht? Nun, vielleicht stimmt es für Sie nicht? Aber für meinen Bruder, Sie haben das gewiß schon gemerkt... Nein, *wir* sind nicht schuld, auch mein Vater nicht. Mein Vater möchte übrigens gern einmal mit Ihnen sprechen. Es könnte ja sein,

daß Sie sich irgendwie verändern möchten, in eine andere Stadt ziehen, mal weg von zu Hause, das wäre doch begreiflich ... Sie würden Auslagen haben, die mein Vater ... nein, schreien Sie nicht, ich weiß gar nicht, warum Sie so aufgeregt sind. Dazu ist doch wirklich kein Grund. Ich gebe Ihnen auf jeden Fall die Adresse meines Vaters, haben Sie einen Bleistift, sonst warte ich ... Also Düsseldorf-Büderich, Kastanienallee 42. Er ist auch bereit, zu Ihnen zu kommen, aber vielleicht ist es besser, wenn Sie hinfahren, es wird Sie gewiß auch interessieren, wo der Paul aufgewachsen ist, und die Reise I. Klasse bekommen Sie selbstverständlich ersetzt ... Sie werden fahren, sagen Sie? Nun, das freut mich wirklich. Aber warum haben Sie plötzlich eine so gehässige Stimme, nein, hängen Sie noch nicht ein. Fräulein Baumann, hören Sie doch ...

Das ist ja sehr freundlich, sagte Pauls Vater (am Telefon) zu Dr. Kaminsky, seinem Rechtsanwalt, daß Sie mir das alles herausgesucht haben, Entschädigung im Falle eines Eheversprechens usw. ... doch, natürlich, das wollte ich, aber ich glaube, wir können das alles noch hinausschieben, es kann auch sein, daß aus der ganzen Sache nichts wird ... Gratulieren? Wieso gratulieren, das ist doch noch ein bißchen verfrüht – ach, Sie meinen, der Paul, dem Paul wollen Sie gratulieren, nein, nein, der wird das Mädchen nicht heiraten, auf keinen Fall. Er hat sich übrigens ganz leicht davon abbringen lassen, so eine große Liebe war das offenbar nicht. Er ist ja auch viel zu jung, Kaminsky, er weiß noch nicht, was er will. Und was hat denn ein Mädchen an so einem weichen, unentschlossenen Burschen? Frauen, das kann ich Ihnen sagen, suchen im Grunde etwas ganz anderes als ein bißchen Liebe, nämlich Schutz ... Was sagen Sie, ob ich sie kenne? Natürlich kenne ich sie, sie hat mich doch besucht. Ein hübsches Ding, war zuerst ein bißchen kratzbürstig, ein bißchen wild. Aber unsereiner, lieber Kaminsky, kann ja schließlich mit Frauen umgehen. Sie ist dann noch über Sonntag geblieben, und ich bin mit ihr an den Rhein gefahren und habe ihr meine Sammlungen gezeigt ... Dumm? Nein gar nicht, jedenfalls ganz gelehrig, und so was Liebes hat sie gehabt, wenigstens zum Schluß. Schlecht angezogen natürlich, wenn nicht gerade Sonntag gewesen wäre, hätte ich ihr gern etwas Hübsches gekauft ... Ob sie das angenommen hätte, nein, wahrscheinlich nicht, nicht einmal das Geld für die Fahrkarte hat sie sich zurückgeben lassen. – Also, Sie hören von mir, das ist alles nicht so einfach, man muß warten, bis der Paul aus Kanada zurückkommt. Vielleicht fahre ich auch inzwischen noch einmal nach München, ich habe ohnehin dort zu tun ... Ob ich was? Nein, also hören Sie, da

muß ich lachen. Aber gefallen hab ich ihr, so etwas merkt man doch. – Und jetzt bitte entschuldigen Sie mich, ich habe mir in der Mittagspause den Trainer bestellt ... Ja, Tennis, doch, das wird mir guttun, man darf doch nicht warten, bis man steif wird – da ist er schon, leben Sie wohl, lieber Kaminsky, leben Sie wohl.

Ju, sagte Pauls Schwester Elly (am Telefon) zu ihrer Tante Julie, ich hoffe, du hast noch nicht geschlafen ... doch geschlafen? Na, du hast ja das Telefon am Bett. Es tut mir wirklich leid, daß ich so spät noch anrufe, aber ich *muß* wissen, was du dazu sagst, daß der Papa in den letzten zehn Tagen zweimal nach München gefahren ist ... Wie? Ja, natürlich zu dem Mädchen. Mein Gott, ist das eine Gerissene, und ich selbst habe sie noch nach Düsseldorf geschickt. Ich könnte mich ohrfeigen, weißt du. Aber wer kommt denn auf so etwas, der Papa ist jetzt einundsechzig und hat schon einen Infarkt gehabt, und immer hat er gesagt, daß er die Mama nicht vergessen kann. Doch, das glaube ich, daß er sie heiraten will. Ich kann es natürlich nicht wissen, aber so etwas fühlt man doch. Er hat an uns überhaupt kein Interesse mehr. Du erinnerst dich an die Sache vom Erwin, er wollte mit dem Minister sprechen, der Erwin hat ihn deswegen angerufen, es war ja sehr wichtig für uns. Der Papa hat sich auch erinnert, er hat aber nur gesagt, ja, ja, ich weiß schon, dazu habe ich jetzt keine Zeit. Und dann weißt du, Sibyllchen hat diese Woche Geburtstag gehabt ... doch natürlich hat sie dein Paket bekommen, tausend Dank; *du* hast daran gedacht, aber der Papa hat den Geburtstag total vergessen. Er hat doch sonst jedes Jahr ein silbernes Besteck geschickt, Sibyllchen ist schon zehn geworden, sie hat das Dutzend beinahe voll ... Erinnern, ja natürlich kann ich ihn daran erinnern, aber das ist doch peinlich, und überhaupt zeigt das nur, was wir zu erwarten haben, wenn er sich wirklich wieder verheiratet und ausgerechnet mit einer Zwanzigjährigen, die selbst noch Kinder bekommen kann ... Nein, hinfahren kann ich nicht, die Kinder gehen noch nicht wieder in die Schule, und außerdem ist sie mir neulich, als ich ganz freundlich mit ihr am Telefon gesprochen habe, patzig geworden. So, als wenn das unsere Schuld wäre, daß der Paul sich zurückgezogen hat, und daß die jungen Mädchen heutzutage kühl sind, wollte sie auch nicht wahrhaben. Aber das sieht man ja jetzt, was an der großen Liebe daran war und daß sie bloß in die Familie hineinwollte, und wenn es der Junge nicht sein kann, ist auch der Alte recht ... Der Paul, doch, er hat geschrieben, ganz vergnügt, er scheint froh zu sein, daß er fort ist, aber natürlich, was inzwischen hier gespielt wird, ahnt er nicht ... Ein Telegramm? Fällt mir nicht

ein, damit machen wir uns nur lächerlich, und wenn der Papa sich einmal etwas in den Kopf setzt, bringt ihn keiner davon ab, wenigstens keins von uns Kindern, allenfalls noch du. Versprich mir, Tante Ju, daß du ihn anrufst, heute noch. Was sagst du, was du ihm sagen wirst – er sei ein alter Esel? Ja, das ist gut.

Wie lange schon, sagte Angelika Baumann (am Telefon) zu ihrer Freundin Renate, morgen sind es drei Monate. Und wieso in Düsseldorf? Weil ich hier verheiratet bin. – Doch, du hörst richtig, ich habe einen alten Mann geheiratet, einen mit viel Geld, so wie wir es uns manchmal ausgemalt haben, aber am Ende haben wir gelacht und gemeint, daß wir das doch nicht fertigbringen. Aber – nun habe ich es eben fertiggebracht ... Ja, natürlich. Einen Witwer ... Mit Kindern? Auch mit Kindern. Eine verheiratete Tochter und ein Sohn, auch schon längst erwachsen und macht Geschäfte, wie der Herr Papa ... In den werd ich mich verlieben, meinst du? Nein, das werde ich nicht. Wie er aussieht, wer? Der Sohn? Ich weiß wirklich nicht, warum du immer nach dem Sohn fragst, der doch gar nicht hier ist und auch nicht herkommen wird. Auch die Tochter kommt nicht mehr, und eine Tante war da noch, aber mein Mann will von seiner Familie nichts mehr wissen, er hat ihnen auch die Zuschüsse gesperrt. Mich? Ja, mich verwöhnt er. Schönes Haus, natürlich, neuerdings auch mit Schwimmbecken im Garten, und jetzt will er mir noch verschiedenes kaufen, einen Bungalow im Tessin und einen Sportwagen, nur für mich ... Was sagst du? Zufrieden? Natürlich, ich bin zufrieden, schon weil die Familie sich ärgert, daß ich ein Kind kriege und daß das Kind einmal alles erben wird. So bin ich doch gar nicht? Doch, so bin ich, so war ich nicht immer, so wird man unter Umständen, unter ganz gewissen Umständen, das kannst du nicht verstehen. Jetzt muß ich aufhören und mich umziehen, es kommen Leute zum Abendessen, auch ein Minister ist dabei. Wenn du etwas brauchst, schreib mir ... Uns sehen, sagst du? Ach nein, das lieber nicht ... Soviel du dich erinnerst? Ja, du erinnerst dich gut. Ich habe einmal einen jungen Freund gehabt, ich hab ihn nicht heiraten können, seine Familie war dagegen, und er war schwach. Ich habe ihn nicht vergessen, aber deswegen – gerade deswegen – –, nein, was du dir einbildest. Meine Stimme ist wie immer. Warum sollte ich denn weinen, ich weine doch nicht – –

DAS VERSUNKENE FESTGESCHENK

HANS FALLADA

ALS DER Frachtdampfer „Fröhlicher Neptun“ nach fast einjähriger Ostasienfahrt beim Asia-Kai in Hamburg am 22. Dezember festmachte, hatte er siebenunddreißig höchst aufgeräumte Mann der Besatzung an Bord – und einen sehr betrübten, nämlich den Zweiten Offizier, mit Namen Hein Martens.

Was die siebenunddreißig vergnügten Leute angeht, so bedarf ihre Fröhlichkeit – die noch die des lachenden Neptun an dem Galion übertraf – keiner weiteren Begründung. Es ist immer herrlich, nach langer Fahrt in den Heimathafen einzulaufen, und wie erst am 22. Dezember, direkt vor dem lieben Weihnachtsfest! Eltern und Kinder, Freunde und Bräute, harren mit Sehnsucht, mit Freude, mit Ungeduld der Heimkehrer, und das, was man ihnen allen aus der Seekiste an Geschenken zuteilen kann, ist immer willkommen: denn um ein Geschenk zum Weihnachtsfest strahlt immer ein besonderer Glanz.

Aber das war es ja gerade, was dem Zweiten Offizier Hein Martens alle Freude an der Heimkehr verdarb und den frohen Schimmer des nahen Weihnachtsfestes verdunkelte: er hatte die schönste Seide aus Japan in seinem Koffer, gezuckerten Ingwer, herrliche, hauchdünne Teeschälchen und ein Lacktablett in Schwarz mit Rot und Gold, das jedes Frauenherz höher schlagen lassen mußte. Doch das, was er eigentlich hätte haben müssen, was er sehr wohl gehabt hatte, wonach er mit Ausdauer und Klugheit gejagt hatte, was er die ganze Heimfahrt bei sich in der Tasche getragen und zehntausendmal angesehen, gestreichelt und geliebkost hatte – mit all den sehnsüchtigen Wünschen, die ein junger und sehr verliebter Ehemann in sein kleines, nagelneues Puppenheim schicken kann, das hatte er eben nicht mehr! Gewissermaßen angesichts der Heimat, ein paar Seemeilen vor der Alten Liebe, war es ihm aus den Händen gerutscht,

ohne jeden merklichen Plumps hatten sich die trübgrauen Wellen der Nordsee darüber geschlossen: atjüs, kleiner Buddha, auf Nimmerwiedersehen!

Der Kapitän ist, wie immer, mehr Freund und Kamerad als Vorgesetzter: sobald sich der erste Ankunftstrubel gelegt hat, fragt er seinen Zweiten Offizier: „Na, Martens, wie ist es denn mit Ihnen? Wenn mir recht ist, sind Sie diesmal dran mit der Bordwache, und zwar das ganze Fest über."

„Geht in Ordnung, Käpt'n", antwortet Martens, so betrübt wie ein Kabeljau, der auf Land liegt.

„Was?!" ruft der Kapitän und rollt vor Erstaunen seine kugelrunden, ein bißchen vorstehenden Augen. „Geht in Ordnung, sagen Sie junger Ehemann?! Als wir vor über zehn Monaten hier in Hamburg ablegten, waren Sie, wenn ich mich nicht sehr irre, sechs Wochen verheiratet ...?"

„Fünf Wochen, vier Tage, Käpt'n."

„Na also! Und Sie schreien nicht Zeter und Mordio, daß Sie das Fest über hier Kahnwache halten müssen? Was ist denn in Sie gefahren?!"

„Gar nichts, Käpt'n. Nur ..."

„Was nur ...?"

„Ich bin nämlich ganz einverstanden, wenn ich hier Wachdienst tue."

„Das Fest über ...?"

„Das Fest über."

Der Kapitän rollte jetzt die Augen und ballte die Fäuste, er schnaufte vor Zorn wie eine Dampfmaschine unter Überdruck. „Ihr jungen Esel!" rief er wütend. „Lernt erst mal euch in der Ehe benehmen! Ich kann mir schon denken, was los ist. Erst schreibt sich das alle Tage die verliebtesten Turteltaubenbriefe – ich habe ja Ihre Post in jedem Hafen gesehen, ein Generaldirektor hat keine größere – und dann schleicht sich irgend so ein Mißverständnis ein, oder eine gute Nachbarin schreibt eine hübsche kleine Gemeinheit. Und gleich ist der Pott entzwei, und wo eben noch der Himmel voll lauter Lerchen hing, krähen jetzt bloß noch die Raben ..."

„Entschuldigen Sie, Käpt'n, wenn ich Ihnen erklären dürfte ..."

„Das dürfen Sie eben nicht! Kein Wort will ich von all Ihrem Liebeskummer hören! – Warten Sie, heute und morgen haben wir noch zuviel mit der Entladung zu tun, aber am 24. morgens, vor der ersten Wache, verdünnen Sie sich von der „Fröhlichen Neptun", fahren schnurstracks nach Haus, fassen Ihr Frauchen liebevoll um, und

wenn Sie ihr dann in die Augen sehen, werden Sie auf der Stelle begreifen, daß Sie durch die lange Trennung bloß in ein albernes Spintisieren geraten sind, daß Sie aber ...“

„Wenn ich Ihnen auseinandersetzen dürfte, Käpt’n ... Ich möchte wirklich, wenigstens das Fest über ...“

„Fallen Sie jetzt schon Ihrem Vorgesetzten ins Wort, Herr ...?! Ich erteile Ihnen hiermit den dienstlichen Befehl, Herr Martens, Ihren Mund zu halten und übermorgen um acht Uhr morgens von Bord zu verschwinden. Verstanden, Herr Martens?“

„Zu Befehl, Käpt’n!“ sagte Herr Martens sehr kleinlaut und grüßte mit der Hand am Mützenrand. „Schellfisch!!!“ brummte der Alte recht vernehmlich hinter ihm drein. „Dorsch!!! Katzenhai!!! Ach, nichts weiter wie ein jämmerlicher Stint ...!“

Und wirklich, ganz wie ein jämmerlicher Stint fühlte sich Hein Martens, als er am Morgen des Weihnachtstages die „Fröhliche Neptun“ verließ, in jeder Hand einen Koffer. In den Koffern waren all die schönen Dinge, die bereits aufgezählt worden sind, vom Lacktablett bis zum Ingwer. Aber der kleine Buddha war nicht darin. Der kleine Buddha lag auf dem Grund der Nordsee, und auf ihn allein kam es doch an! Für den kleinen Buddha hatte er seiner jungen Frau Wort und Ehre verpfändet (wie er sich jetzt in seiner Trübsal einbildete), er hatte ihn schon besessen, und direkt vor dem Ziel hatte er ihn absaufen lassen. Es ist eine schreckliche Sache, wenn man eine sehr erstrebte Aufgabe im Leben schon gelöst hat, und plötzlich – durch einen törichten Zufall – ist die Lösung zerstört, unwiederbringlich!

Nicht einmal einen Plumps hatte er im Wasser getan, und da lag er nun unten, nützte niemandem und verdarb ihm und ihr alle Freude! Es war, um mit den Zähnen zu knirschen und sich das Haupthaar auszuraufen! Aber Hein Martens hatte das nach jenem unseligen Verlust schon so ausgiebig getan, daß jetzt alle Zorneskraft in ihm verpufft war und er wirklich nichts weiter war als ein jämmerlicher Stint, der Käpt’n hatte ganz recht!

WARUM ABER war der kleine Buddha für das Lebens- und Eheglück der jungen Martens-Leute so wichtig?

Das muß nun zuerst berichtet werden, sonst versteht kein Mensch, warum der sehr junge Zweite Offizier – sonst ein recht fröhlicher, tatkräftiger Mann – trotz der Weisung seines Kapitäns nicht direkt mit seinen Koffern nach Haus fährt, sondern statt dessen durch den nebligen, niesligen, naßkalten Hamburger Morgen zu Tante Paula geht. Das ist ein Seemannshaus, das er in seinen Junggesellentagen

regelmäßig aufgesucht hat, ein völlig anständiges Quartier übrigens; aber eigentlich hatte er gedacht, er würde es als Ehemann nie wieder aufsuchen müssen.

Nun sitzt er also dort in der verblakten Gaststube, die andern Gäste haben ihren Kaffee vor sich, er aber einen steifen Grog. Ein wenig früh für diese Morgenstunde, aber ihm ist so, leider. Und wie kam es mit dem kleinen Buddha? Einfach und geheimnisvoll wie die meisten wichtigen Dinge unseres Lebens. Denn daß er seiner Braut und später seiner jungen Frau viel von seinen Fahrten erzählte und von den Ländern und Städten, die er gesehen, und von den Menschen aller Farben und ihrem Leben und von den fremdartigen Dingen, das war einfach und selbstverständlich.

Es war auch weiter einfach und selbstverständlich, daß in der jungen Frau der Wunsch aufwachte, von diesen Dingen nicht nur zu hören, sondern sie auch zu sehen, und so gingen sie denn in die Museen und sahen sie sich an. Es war ganz herrlich, wie ihm da angesichts der aufgestapelten Herrlichkeiten die Erinnerung wieder lebendig wurde. Wenn er da so ein Baströckchen hängen sah, ein wenig verstaubt und unfrisch, so kam ihm gleich ein Morgen in einem kleinen Südseehafen ins Gedächtnis. Ein junges, sanftäugiges, sanfthäutiges Mädchen war an ihm vorbeigegangen, ganz schnell hatte es ihn einmal angesehen, und eine Blüte hatte sie zwischen den Lippen gehabt. Ja, da wurde bei solchen Erinnerungen das Baströckchen wieder frisch, wie der Morgen und das junge Weib frisch gewesen waren, und sein junges Weib hörte diesen Erzählungen mit leuchtenden Augen zu, manchmal aber auch ein ganz klein bißchen eifersüchtig. Ja, das war alles schön und selbstverständlich gewesen, das Rätselhafte aber hatte damit begonnen, daß seine Frau sich in die Buddhas verguckt hatte. Es gab sehr viele Buddhas in diesem Museum, im Grunde sagten sie ihm gar nichts, wie sie da auf ihren Lotosblättern hockten, in Bronze oder vergoldet oder pechschwarz, manche so klein, daß man sie in die Westentasche stecken konnte, und andere riesengroß wie drei Männer. Manche hatten noch eine Scheibe hinter dem Kopf, bei den meisten aber war das Haar in eine komische Schafslöckchenperücke gelegt. Und alle lächelten sie ein wenig dümmlich, fand wenigstens er.

Sie aber fand das gar nicht. Im Gegenteil, je öfter sie in das Museum kamen, um so länger verweilten sie bei den Buddhas. Vorbei war es mit den fröhlichen Erinnerungen, sie stand stumm vor den Bildern. Manchmal aber drückte sie fest seine Hand und flüsterte: „Nein, wie schön das ist! Es ist das Schönste, was ich je gesehen

habe!“ Oder: „Siehst du nicht, wie herrlich er lächelt, Hein? Er muß schon ein Gott sein, um so lächeln zu können!“

Hein Martens sagte zu alldem ja und hielt auch geduldig aus. Er verstand nicht viel von Mädchen und Frauen, sie waren wohl sehr anders als die Männer, das mußte man eben in Kauf nehmen. Ein bißchen ängstlich wurde er erst, als sie ihm erzählte, sie fange jetzt an, nachts von den Buddhas zu träumen, und immer wieder komme es in ihrem Traum vor, daß sie ganz schnell und heimlich einen klitzekleinen Buddha in die Handtasche steckte. Sie konnte es genau schildern, der Aufseher war im Raum, sah aber gerade fort – und sie war so geschickt!

Erst schämte sie sich schrecklich wegen dieser diebischen Träume, aber komisch, diese Scham verlor sich rasch. Bald brachte sie es fertig, ihn anzustoßen: „Jetzt würde es großartig passen! Ach, Hein ...“

Ja, da bekam er es mit der Angst. Immerhin ging er auf lange Fahrt, überließ seine junge Frau für viele Monate sich selbst – das war schon ängstlich. Aber da fiel ihm zur rechten Zeit ein, daß sie ja nach Indien, nach Japan und nach China fahren, alles Länder, in denen es die Buddhas haufenweise gibt. Er schlug also seiner Frau vor, ihr einen Buddha mitzubringen. Diese Aussicht machte sie ganz glücklich! Sicher hatte sie auch schon unter ihrem Verlangen gelitten. Er mußte ihr schwören, auf Ehre und Seligkeit, daß er ihr einen schönen alten Buddha mitbringen würde, keinen nachgemachten aus Meerane oder Birmingham, sondern einen echten!

Sie sprach nun immer nur davon. Manchmal wurde sie ganz trübsinnig, er könne es vergessen oder doch nicht den richtigen bringen, das mußte ihrer Ehe Unheil bringen, schien es. Dann fuhr er fort, und ihr letztes Wort war nicht „Auf Wiedersehen!“, sondern „Vergiß nicht!“ (Komisch, rätselhaft sind diese Frauen!) Und nun kamen ihre Briefe, und in jedem Brief schrieb sie von „ihrem“ Buddha, und dann schrieb sie ihm davon, daß sie ihm dafür auch etwas Schönes schenken würde, etwas ganz besonders Schönes, das er sich gar nicht denken könne ...

Er machte sich nicht viel Gedanken deswegen. Der Käpt’n hatte ganz recht, ihn einen jungen Esel zu nennen, und von jungen Frauen hatte er wirklich nur eselhafte Kenntnisse. Doch der Buddhakauf gelang, es war nicht einmal ein Kauf, sondern er lernte zufällig in Nagasaki einen sehr netten, gebildeten Japaner, der sogar in Deutschland studiert hatte, kennen. Und wie es eben kam, in einem Gemisch aus Englisch und Deutsch erzählte er Herrn Mikimoto von dem brennenden Wunsch seiner Frau.

Herr Mikimoto lächelte ernst dazu und nickte würdig mit dem Kopf und sagte: „Das ist aber gut! Aber sehr gut ist das!“ (Was Hein Martens gar nicht fand.) Und beim nächsten Wiedersehen überreichte er seinem deutschen Freunde einen daumenlangen Buddha, aus rötlichem Speckstein geschnitten. Es war wirklich ein Kleinod, wie Martens nachher Kenner sagten, und Herr Mikimoto wollte um keinen Preis Geld dafür nehmen, mit Mühe und Not brachte es Hein Martens fertig, ihm den schönen neuen Fotoapparat dafür zu „schenken“.

Auf der langen Heimfahrt hatte Hein Martens den Speckstein-Buddha stets bei sich getragen, er hatte ihn hundertmal in Händen gehalten und ihn in Gedanken an die so geliebte, ersehnte Frau gestreichelt. Er hatte sich sogar mit ihm angefreundet, er fand ihn weder langweilig noch dümmlich. Der kleine Buddha war gewissermaßen ein Stück von Elisabeth geworden – ehe sie ihn noch gesehen hatte!

Und nun lag er auf dem Grunde der Nordsee!

DREI STEIFE Grogs, am frühen Morgen auf nüchternen Magen genossen, hatten doch ihr Gutes, so kam es wenigstens Hein Martens jetzt vor. Schließlich war es ja gar nicht so schlimm, daß der kleine Buddha des freundlichen, brillenäugigen Herrn Mikimoto abgesoffen war – es mußte auch in Hamburg genug Buddhas zu kaufen geben. Und Geld genug hatte er augenblicklich in seiner Brieftasche stecken, gutes, sorglich gehütetes Heuergeld!

Es war zwar eigentlich für ganz andere Dinge bestimmt, zum Ausbau des jungen Heims, von der Nähmaschine an bis zum Radioapparat, aber das war jetzt egal. Der Alkohol, der nie etwas anderes ist als ein Lügner, Prahler und Schwätzer, redete Hein Martens ein, daß es seiner jungen Frau gleich sein könne, ob der Buddha aus Nagasaki oder vom Johannisbollwerk stammte – wenn sie es nur nicht merkte! Er war sonst ein anständiger und ehrlicher Kerl und nicht gesonnen, seine Frau auch nur in den geringsten Dingen zu hintergehen. Aber hier, in diesem Fall, setzte plötzlich die Leitung aus, der Grog flüsterte ihm ein, er tue seiner Frau nur etwas Gutes, wenn er einen falschen Buddha unterschöbe.

Er stand also mit einem Ruck auf, vertraute Tante Paula seine Koffer an und ging auf die Buddhajagd. Es war immer noch diesig und naßkalt, im Hafen tuteten, heulten und klingelten sie mit allerhöchster Geschäftigkeit, wahrscheinlich, um sich am Heiligen Abend um so besser ausruhen zu können, aber das alles ging Hein Martens nichts an. Er war von Bord und auf der Jagd für das Weihnachtsfest, zwar ein mogliges, aber, wie schon gesagt, der Grog ...

So ganz einfach war die Jagd aber scheinbar nicht. Hein Martens suchte auf und ab, am Baumwall, auf den Vorsetzen, bei den Mühren, am Hopfenmarkt und im Dornbusch, er rannte mit einer löblichen Ausdauer in die unmöglichsten Geschäfte und fragte um einen Buddha, daumenlang, aus rötlichem Speckstein – denn so war er ja seiner Gattin bereits signalisiert! –, aber alles umsonst.

Die Buddhas waren in Hamburg nicht so dicht gesät wie in Ostasien, helfende Mikimotos stellte das Geschick auch nicht zum zweitenmal zur Verfügung, und was Hein Martens so zu sehen bekam, das war alles einfach Dreck aus Birmingham oder Meerane, was es ja gerade nicht sein sollte. Es erwies sich nun, daß der Umgang mit dem kleinen Buddha des Herrn Mikimoto Hein Martens Geschmack gelehrt hatte. Er sah auf den ersten Blick, wie unzulänglich diese Massenerzeugnisse waren und wie schön sein kleiner Freund gewesen. Als er noch neben Elisabeth im Museum gestanden hatte, waren alle Buddhas, ob Gold, ob Speckstein, ob schwarzes Holz, für ihn gleich gewesen, alle hatten sie in derselben dümmlichen Art gelächelt. Jetzt entdeckte er plötzlich, daß sein Buddha wirklich schön gelächelt hatte, etwas Feierliches und himmlische Ruhe hatten darin gelegen.

Sein Irrweg hatte Hein Martens allmählich immer weiter aus der vertrauten Hafengegend fortgeführt, über den Großen Burstah war er so sachte auf dem Jungfernstieg angelangt. Hier herrschte heute – trotz des ungemütlichen Wetters – Großbetrieb: vor den Läden stauten sie sich, und in den Läden quetschten sie sich. In den Schaufenstern aber standen die Weihnachtsmänner mit Brille, Rute und Bart, und alle mit dem roten Mantel. Auch funkelte es in den Fenstern von Weihnachtstannen, strahlend bedeckt mit Flitterkram, und die Kinder drückten sich an den Scheiben noch immer die Nasen weiß und breit, genau wie er es als Junge getan hatte.

Das Herz wurde dem Hein Martens immer schwerer, wenn er an all die seligen Wünsche dachte, die sich heute zur Nacht erfüllen würden, und er sollte seiner Elisabeth ihren Lieblingswunsch nicht erfüllen dürfen! Als er dann ein Geschäft sah, das sich nach seinem Schild mit Ostasienkunst befaßte, trat er ohne Zögern ein, obwohl er sonst nie in dieses Geschäft gegangen wäre: es sah viel zu fein und teuer für ihn aus!

In dem Laden waren auch nur wenig Käufer, sie standen auf dicken Teppichen, und es wurde leise und vornehm mit ihnen geflüstert. Ebenso leise und vornehm wurde Hein Martens von einem bleichen, dunklen Herrn nach seinen Wünschen gefragt. Ein wenig

unsicher brachte er sein Verlangen nach einem daumengroßen Buddha aus rötlichem Speckstein vor.

Der dunkle, bleiche Herr dachte einen Augenblick nach, sagte dann: „Ich will einmal nachsehen. Es ist möglich, daß wir so etwas dahaben.“ Und verschwand.

Mit pochendem Herzen wartete Hein Martens – vielleicht konnte er doch noch den Wunsch seiner Frau erfüllen? Unwillkürlich faßte er nach seinem Geld, es wölbte seine linke Brusttasche erfreulich!

Dann kam der Verkäufer zurück und trug auf einem Tablett, feierlich wie eine Reliquie, einen kleinen rötlichen Buddha! Martens sah zwar sofort, daß dieser kleine Gott längst nicht den Vergleich mit seinem verlorenen aushalten konnte: er war lange nicht so fein geschnitten, hatte derbe Züge, und auch sein Lächeln war etwas derb, außerdem war er über handlang – aber was machte das alles? Elisabeth kannte den andern nicht, und so würde ihr dieser schon gefallen!

„Den nehme ich!“ sagte er rasch. „Was kostet er?“

Der Verkäufer hob den Buddha mit zwei spitzen Fingern und sah unter seinen Sockel. Dort war ein Zettel aufgeklebt, und auf dem Zettel standen einige Buchstaben. Diese Buchstabenschrift schien nicht ganz leicht zu entziffern, es dauerte eine ganze Weile, bis der bleiche Herr mit ernstem Blick „tausendsiebenhundertfünfzig Mark“ sagte.

„Wie?!!!“ schrie Hein Martens und tat einen Satz, als sei ihm die Marsstenge gegen den Kopf geschlagen.

„Eintausendsiebenhundertundfünfzig Mark, bitte schön“, wiederholte der dunkle Herr vollkommen deutlich.

„Aber das ist doch unmöglich!“ rief Hein Martens, und Aufregung und Grog machten ihn recht unlogisch. „Ich hab einen viel hübscheren Buddha gehabt und habe ihn in die Nordsee fallen lassen!“

Der Verkäufer sah ihn aufmerksam und ernst an.

„In der Nordsee liegt er!“ wiederholte Hein Martens mit Nachdruck. „Wie kann Ihrer da so viel Geld kosten?! Das kann ich nie bezahlen!“

„Tja!“ sagte der Verkäufer. Er setzte den Buddha auf das Tablett zurück und wandte sich zum Gehen. „Da hätten Sie eben besser aufpassen müssen. Wir hätten Ihnen viel Geld für einen guten Buddha aus rotem Speckstein bezahlt – so etwas ist eine Rarität.“

EINE WEILE später saß Hein Martens in einem Lokal an der Reeperbahn.

Doch diesmal tat ihm der Alkohol nicht den Gefallen, sein Herz

mit Hoffnungen zu erfüllen, er machte alles nur immer düsterer. Es war aussichtslos, einen Buddha zu kaufen; es war ausgeschlossen, mit leeren Händen vor seine liebe Frau zu treten, sein Leben war verpfuscht, durch seine Schuld, er hätte eben besser aufpassen müssen, das hatte der Verkäufer sehr richtig gesagt.

Er weiß nicht, wie er aus dem Lokal gekommen ist, aber hier ist er nun vor dem Portal des Museums, grade wie ein Baum, seiner Sinne völlig mächtig – so ein bißchen Grog tut ihm doch nichts!

Immerhin weiß er nicht, warum er hier hineingeht. Der Pförtner schaut auf und sagt: „Wir schließen in einer knappen halben Stunde, mein Herr!"

„Macht nichts!" ruft er fast fröhlich. „Ich will bloß was nachsehen. In einer Viertelstunde bin ich wieder draußen."

Er geht schnurstracks auf die Ostasienabteilung, zu den Buddhas. Hier hat er mal Angst gehabt, seine Frau könnte eine Dummheit machen, und darum hat er ihr versprochen ... Jedenfalls ist hier jetzt kein Mensch. Ein Aufseher (nicht der, den er von früher kennt) geht vorüber und sagt mahnend: „In einer Viertelstunde schließen wir."

Drei Minuten später verläßt Hein Martens das Museum, einen daumenlangen Buddha aus rotem Speckstein in der Tasche.

„Das ist ja wirklich schnell gegangen", sagte der Mann am Tor und lächelt.

Aber Hein Martens antwortet nicht. Er steht nun auf der Straße, sein Weg ist klar: so schnell wie möglich zu Tante Paula, um die Koffer zu holen, und dann ebenso schnell zu Elisabeth, mit all den Geschenken, der Seide, dem Ingwer, den Teeschälchen, dem Lacktablett und dem kleinen Buddha. Er hat alles, was für ein fröhliches Weihnachtsfest notwendig ist.

Aber in Wirklichkeit beeilt er sich gar nicht. Es dauert ziemlich lange, bis er bei Tante Paula eintrifft. Und auch dort verlangt er nicht sofort seine Koffer, sondern läßt sich einen starken Kaffee kochen. Mit dem setzt er sich an den Holztisch, stützt den Kopf in die Hand und denkt nach.

Es ist eine ungeheure Veränderung in seinem Leben eingetreten, sein umduselter Schädel versteht es nur langsam, aber eines weiß er schon: er kann sich nicht mehr freuen. Er kann sich nicht mehr über seine Frau freuen, nicht über das Weihnachtsfest, auch nicht über das eigene Heim, die „Fröhliche Neptun" – er wird nie wieder mit dem Käpt'n wie früher reden können.

„Ich bin ein unehrlicher Mensch", sagt er halblaut zu sich und sieht sich scheu in der Gaststube um, ob die ihm wohl was ansehen.

Nein, sie sehen ihm nichts an, aber das ändert nichts, da er es von sich weiß. Wie soll ich heute mit Elisabeth Weihnachten feiern? denkt er wieder.

Schließlich nimmt er die Koffer und geht. Er geht den ganzen weiten Weg bis Hammerbrook, in jeder Hand einen Kabinenkoffer. Dabei kann er nachdenken, und damit kann er das Wiedersehen etwas hinausschieben.

Und nun steht er vor dem Haus und sieht hinauf. Dort oben, hinter dem schwacherleuchteten Fenster, sitzt sie und wartet auf ihn. Sie weiß natürlich aus der Zeitung, daß die „Fröhliche Neptun" eingelaufen ist, aber sie haben ausgemacht, daß sie sich nicht vor fremden Leuten, daß sie sich nur im eigenen Heim wiedersehen wollen.

Und nun kommt er in dieses eigene Heim, er stellt es sich genau vor, wie er die Koffer absetzt, sie umfaßt, in ihr Auge sieht ... Sie küssen sich – aber in der Tasche hat er den gestohlenen Buddha. O du mein lieber Herr und Gott, was ist denn das für ein Wiedersehen! Das ist doch kein Wiedersehen für einen Mann und Gatten – das ist was für feige Lumpen! Und wenn es die ganze Welt nie erfährt, er weiß es – und sie wird es spüren, von der ersten Minute, vom ersten Blick an!

Nein, er geht nicht in das Haus. Er dreht sich um, stellt die Koffer in der nächsten Wirtschaft ab und winkt einer Taxe. Soll sie warten – soll sie lieber ein halbes Jahr, ja, ein ganzes Jahr warten müssen, aber verlogene Feste feiern – nein, er nicht!

Die Taxe hält vor dem Museum, aber da ist alles dunkel und still. Kein Mensch da! Daran hat er nicht gedacht – was soll er nun tun? Es bleibt nur ein Weg, der schwerste, sich selbst anzuzeigen. Er läßt sich zur nächsten Wache fahren.

Auf der Wache sitzen sie ziemlich gelangweilt herum, sie haben alle Zeit, ihn sich genau anzusehen. Sie sind auch nicht besonders fröhlicher Stimmung, die Herren Beamten, ein Weihnachtsabend mit den obligaten Festbetrunkenen statt mit lachenden Kindern ist nicht stimmungsfördernd.

„Was wollen Sie denn?" fragt ihn einer ziemlich unfreundlich.

Hein Martens hält den Buddha in der Tasche umklammert, eigentlich wollte er ihn jetzt vorziehen und alles beichten. Aber bei diesem unfreundlichen Ton schreckt er zurück. Im Augenblick fällt ihm etwas anderes ein: Er bittet um die Adresse von dem Leiter der Ostasienabteilung im Museum.

„Wozu wollen Sie die denn wissen?"

„Ich habe ihm was zu bringen."

„Ist denn das so eilig? Heute ist Weihnachten!“

„Gerade darum. Er muß es noch vor dem Fest haben!“

„Sie sind doch Seemann? Was haben Sie denn für ihn?“

„Ich muß ihm was abliefern.“

„Gib ihm doch die Adresse!“ schlägt ein Freundlicher vor.

„Du siehst doch, er hat einen sitzen“, antwortet der Scharfe. „Wenn wir ihm die Adresse geben, kriegen wir womöglich einen auf den Deckel. – Zeigen Sie erst mal, was Sie für ihn haben.“

Vorsichtig nimmt Hein Martens den kleinen Buddha aus der Tasche. Nun kommt es darauf an, ob sie hier schon etwas von dem Diebstahl wissen – in einer Minute kann er verhaftet sein!

Aber sie sehen ganz gleichgültig auf den kleinen Gott.

„Ach, so 'ne Puppe!“ sagt der Scharfe. „Ja, die sammeln solches Zeugs. Komisch, ich kann bei so was nichts finden. – Du, Hinnerk?“

„Die Menschen sind eben verschieden“, antwortet der Freundliche. „Also fahren Sie zu Professor Soundso Dieunddiestraße ...“

Hein Martens fährt. Schon etwas leichter klopft nun sein Herz, er hat kehrtgemacht, er ist beim Wiedergutmachen. Er denkt auch daran, sich sein Haar zu kämmen, den Schlips zu richten – vorhin kam es nicht darauf an, wie er aussah. Jetzt ist es wieder wichtig geworden.

Aber er muß sehr hartnäckig sein, um beim Professor vorgelassen zu werden. Da brennt schon der Baum, da hört er Kindergelächter ...

„Es muß sein!“ beharrt er.

Schließlich, draußen auf der Diele, empfängt ihn der Professor. „Nein, das ist aber zu schlimm!“ schilt er. „Heute abend muß man wirklich seine Ruhe haben! Was wollen Sie denn? Aber sagen Sie es in einer Minute!“

Hein Martens braucht nicht einmal eine Minute. In der geöffneten Hand hält er dem alten, weißbärtigen Herrn den kleinen Buddha hin ...

„Da!“ sagt er mit ganz leiser, zitternder Stimme. „Den habe ich heute zehn Minuten vor drei aus dem Museum gestohlen.“ Und schweigt.

Der Professor starrt durch seine gewölbten Brillengläser den Störenfried an. Er nimmt den Buddha nicht, obwohl er ihn längst erkannt hat. Er sagt: „Mann! Sie werden doch nicht ... Sie machen sich ja unglücklich ...“

Dann tut er etwas Seltsames. Er greift in die Tasche, zieht seine Uhr heraus. „Es ist jetzt zwanzig nach sechs. Das machte zweieinhalb Stunden Verzweiflung, Einkehr, Reue. Sehr lange Stunden, wie?“

„Ja, sehr lange.“

„Kommen Sie – Sie müssen mir erzählen. – Frieda, ich kann jetzt nicht. In einer Viertelstunde, in einer halben Stunde – ganz egal!" Und er schiebt den Störenfried in ein Zimmer. „So – und nun erzählen Sie – von allem Anfang an!"

Und Hein Martens erzählte, erzählte von Braut und junger Frau, den Besuchen im Museum, den immer drängenderen Wünschen von Elisabeth und dem Ehrenwort. Er erzählte von Herrn Mikimotos Geschenk, der fröhlichen Heimfahrt auf der „Fröhlichen Neptun" – und dem endlichen Sturz des kleinen Buddha in die langsamen, trübgrauen Nordseewellen – drei Seemeilen vor der Alten Liebe.

Dann schwieg er eine Weile, und obwohl die Kinder nach ihrem Vater riefen, drängte ihn der Professor nicht. Und schließlich erzählte er mit leiserer, stockender Stimme weiter, und obwohl das alles eben erst erlebt, so grauenhafte Wirklichkeit war, schien es ihm wie ein böser Traum, als könnte er es gar nicht sein, der das alles getan hatte. Aber es war also doch in ihm, auch das ...

Und schließlich verstummte er.

Der Professor sah nachdenklich auf den jungen Menschen, der da so zerknirscht vor ihm saß, und schließlich fragte er: „Wie alt sind Sie eigentlich?"

„Im Januar werde ich siebenundzwanzig."

„Da wird es aber Zeit, daß Sie ein Mann werden, nicht wahr? Denken Sie doch, wenn der Diebstahl gleich entdeckt wäre, Ihr ganzes Leben wäre doch verpfuscht ..."

„Das habe ich ja auch gefühlt – schon ohne Entdeckung."

„Also!" sagte der Professor. „Ich denke doch, Sie haben was gelernt. – Und nun stecken Sie den Buddha wieder ein. – Nein, nur als Leihgabe, morgen nachmittag um fünf liefern Sie ihn mir hier wieder mit Bericht ab. Sie sollen doch heute abend Ihrer Frau einen Buddha schenken können – und da werden Sie merken, Sie ungewöhnlich törichter junger Mann, warum Ihre Elisabeth durchaus einen Buddha haben wollte und heute gar keinen mehr braucht! – Und nun machen Sie, daß Sie fortkommen! Fröhliche Weihnachten übrigens!"

„Fröhliche Weihnachten und vielen, vielen Dank!"

IN DER kleinen Wohnung steht der daumenlange Buddha auf dem Flur, auf der Spiegelkonsole, genauso wie er bei einem ersten flüchtigen Ansehen hingestellt wurde mit den Worten: „Ganz reizend – aber nun sollst du mein Geschenk sehen!"

Steht da, einsam und verlassen.

Die junge Frau aber sitzt mit ihrem heimgekehrten Mann am Bett

des Kindes, und wie einstmals (und doch so anders!) flüstert sie in seine Ohren: „Siehst du nicht, wie herrlich er lächelt, Hein? Wie schön, daß Menschen so lächeln können; es ist das Schönste, was ich je gesehen habe!"

Und er sieht sie dabei lächeln, und dieses mütterliche, stolze Lächeln scheint nun ihm das Herrlichste auf der Welt, und bei diesem Lächeln findet er den Mut, sich ganz nah zu ihr zu beugen und die Geschichte seiner Irrungen zu erzählen: die Geschichte von dem kleinen ertrunkenen Buddha, der jetzt auf dem Grunde der Nordsee lächelt, sein fernes, fremdes Lächeln, weit fort von Schuld, Liebe und Torheit.

Er aber, Hein Martens, Zweiter Offizier von der „Fröhlichen Neptun", ist ein Mensch; Schuld und Liebe kennt er, und er findet es gut, kein Gott zu sein, sondern bloß ein törichter Mensch ...

DAS MANÖVER

WOLFDIETRICH SCHNURRE

IN KÜRZE schon konnte der Ordonnanzoffizier der Manöverleitung melden, daß sich kein menschliches Wesen mehr innerhalb der Sperrzone befand. Der General ordnete zwar noch einige Stichproben an, doch seine Sorge erwies sich als unbegründet: jedes der untersuchten Gehöfte war leer; die Übung konnte beginnen. Zuerst setzten sich die Geländewagen der Manöverleitung in Marsch, gefolgt von der Jeepkette der Militärdelegationen. Den Abschluß bildete ein Sanitätsfahrzeug. Es herrschte strahlendes Wetter; ein Bussardpaar kreiste vor der Sonne, Lerchen hingen über der Heide, und alle paar hundert Meter saß in den Büschen am Weg ein Raubwürger oder stob leuchtend ein Goldammernschwarm ab.

Die Herren waren blendender Laune. Sie hatten nicht mehr lange zu fahren, eine dreiviertel Stunde vielleicht; dann bog das Fahrzeug des Generals, langsam von den anderen gefolgt, vom Feldwege ab

und hielt am Rand eines kurzen, mit Ginster bestandenen Höhenzugs. Hier war schon alles vorbereitet. Eine Gulaschkanone dampfte, Marketenderware lag aus, Feldkabelleitungen wurden gezogen, Klappstühle standen herum, und durch die bereitgehaltenen Ferngläser konnte man weithin über die Ebene sehen.

Der General gab zunächst einen kurzen Aufriß der geplanten Gefechtsübungen; sie sollten vornehmlich von Panzern und Infanterieeinheiten bestritten werden. Der General war noch jung, Ende Vierzig vielleicht, er sprach abgehackt, wegwerfend und in leicht ironischem Tonfall; er wünschte, man möchte ihm anmerken, daß er dieses Manöver für eine Farce hielt, denn es fehlte die Luftwaffe.

Das Manövergelände wurde im Norden von einer ausgedehnten Kusselkiefernschonung und im Süden von einem verlandeten Luch abgegrenzt. Nach Osten zu ging es in eine dunstflimmernde Heidelandschaft über. Es war schwer zu übersehen, zahlreiche Wacholdergruppen und allerlei mit Heide oder Ginster bewachsene Hügel und Bodensenken würden es den Panzern nicht leichtmachen; zudem waren die dazwischen verstreuten Gehöfte, wie sich der Adjutant ausgedrückt hatte, für Pak- und IG-Nester geradezu prädestiniert.

Es war Mittag geworden. Die Ordonnanzen hatten eben die Blechteller, von denen die Herren ihr Essen zu sich genommen hatten, wieder eingesammelt, und allerorts auf dem Hügel stiegen blaue Zigarettenwölkchen in die reglose Luft, da mischte sich in das Lerchengedudel und das monotone Zirpen der Grillen von fern das dumpfe Gleitkettenrasseln und asthmatische Motorgedröhn der sich nähernden Panzerverbände. Zugleich wurden überall im Gelände wandernde Büsche sichtbar, die jedoch ständig wieder mit dem Landschaftsbild verschmolzen. Lediglich die unruhig hier und dort aufsteigenden Goldammerntrupps ließen vermuten, daß die Infanterie dort Stellung bezog.

Es dauerte eine halbe Stunde vielleicht, da brachen, mit den Ferngläsern eben erkennbar, aus den Kusselkiefern die ersten Panzer hervor, dichtauf von kleineren, jedoch ungetarnten Infanterieeinheiten gefolgt; und nicht lange, und man sah auch um das Luch herum sich ein tief gestaffeltes Feld von Panzern heranschieben. Die Luft dröhnte; der Lärm hatte den Lerchengesang ausgelöscht, es blieb jedoch zu vermuten, daß er weiter ertönte, denn die Lerchen hingen noch genauso in der Luft wie zuvor. Die getarnte Infanterie hatte sich inzwischen eingegraben. Auch die in der Nähe der Gehöfte in Stellung gegangenen IGs und Paks waren ganz unter ihren Tarnnetzen verschwunden.

Jetzt sahen sich allmählich auch jene Offiziere genötigt, ihre Ferngläser vor die Augen zu heben, die bisher etwas gelangweilt abseits gestanden hatten, denn nun eröffneten die Panzer das Feuer. Anfangs streuten sie zwar noch wahllos das Gelände ab, doch als dann auch das sich von Süden her nähernde Feld beidrehte, um sich durch eine weit ausholende Zangenbewegung mit dem nördlichen zu vereinigen, fraßen sich die Einschläge immer mehr auf das eigentliche Übungsgelände zu.

Die eingegrabenen Infanterieverbände ließen sich überrollen. Sie warteten, bis das Gros der Panzer vorbei war; dann erst ging Gruppe um Gruppe, unterstützt von Paks und IGs, zum Angriff teils auf die begleitende Infanterie, teils, mit allerlei Spezialwaffen, auf die einzelnen Panzer über, die sich nachhaltig, wenn auch etwas schwerfällig, zur Wehr setzten. Nun war die Schlacht in vollem Gang.

Unglücklicherweise war aber ein Wind aufgekommen, der die Staub- und Pulverdampfwolken auf den Hügel der Manöverleitung zutrieb, so daß den Offizieren einige Zeit jede Sicht entzogen war. In den Ginsterbüschen um sie herum waren indes allerlei verängstigte Vögel eingefallen, Stieglitze, Goldammern und einige Raubwürger. Ihre Angst hatte sie zutraulich gemacht, sie schienen die Offiziere ebenfalls für eine Schar durch die Schlacht in Mitleidenschaft gezogener Heidebewohner zu halten. Der General mußte sich Mühe geben, sich sein Ungehaltensein nicht anmerken zu lassen. Es gelang ihm nur schwer; er ärgerte sich, daß der Wind sich ihm widersetzte. Plötzlich flaute der Gefechtslärm unvermutet ab, und als im selben Augenblick eine Bö den Qualmschleier zerriß, bot sich den Offizieren ein merkwürdiges Bild. Das gesamte Übungsgelände, durch die Zangenbewegung der Panzer nun etwa auf einen knappen Quadratkilometer zusammengeschrumpft, wimmelte von Schafen, die, von offensichtlicher Todesangst gejagt, in mehreren unglaublich breiten, gegeneinander anprallenden und ineinander verschmelzenden Strömen zwischen den Panzern umherrasten.

Die Panzer hatten gehalten und, um die Tiere nicht noch kopfscheuer zu machen, auch ihre Motoren abgestellt. Die Paks und IGs schwiegen ebenfalls, und durch die Ferngläser konnte man erkennen, wie hier und dort in den Fenstern der zunächst gelegenen Gehöfte neugierige Soldatengesichter erschienen, die gebannt auf das seltsame Schauspiel herabsahen. Auch die Turmluken der Panzer gingen jetzt auf, immer zwei bis drei ölverschmierten Gesichtern Raum lassend, und plötzlich war die Luft, eben noch bis zum Bersten geschwellt vom Gefechtslärm, mit nichts angefüllt, als dem tausend-

und abertausendfachen Getrappel der Schafhufe, einem Geräusch, das sich auf dem ausgedörrten Boden wie ein gewaltiger, drohend aufbrandender Trommelwirbel anhörte, der lediglich hin und wieder mal ein halb ersticktes Blöken freigab.

Der General, fleckig vor Zorn im Gesicht, sah sich nach seinem Ordonnanzoffizier um, der mit der Evakuierung des Geländes beauftragt gewesen war.

Der war blaß geworden. Er stammelte einige unbeholfene Entschuldigungen und vermochte sich nur mühsam so weit zu rechtfertigen, daß er behauptete, die Schafe könnten einzig von außerhalb des Gefechtsgeländes eingebrochen sein.

Mit Rücksicht auf die anwesenden Gäste verbiß sich der General eine Erwiderung und rief den Gefechtsstand an. Die Schafe, befahl er mit bebender Stimme, hätten umgehend zu verschwinden, die verantwortlichen Herren sollten sofort die entsprechenden Befehle erteilen.

Die Offiziere am Gefechtsstand sahen sich an. Auch ihnen war die Peinlichkeit der Situation klar. Doch wie sich gegen diese Flut von Sinnen gekommener Schafherden zur Wehr zu setzen? Sie fanden, daß der General es sich etwas leicht machte. Immerhin, sie gaben an die nördliche Flanke einen Feuerbefehl und befahlen gleichzeitig den Panzern auf dem südlichen Flügel, den Tieren einen Durchlaß zu öffnen, in der Hoffnung, daß das immer noch wirr durcheinanderwogende Feld so fluchtartig sich ordnen und ausbrechen werde.

Doch die Tiere gehorchten anderen Gesetzen. Als die Schußsalve ertönte, fuhr zwar ein großer Schreck in die einzelnen Herden, aber vor der erhofften Ausbruchstelle stauten sich die Tierströme plötzlich, bäumten sich auf und fluteten, womöglich noch kopfloser als vorher, wieder in den Kessel zurück, wobei die in ihren Erdlöchern kauernden Infanteristen alle Mühe hatten, sich der über sie wegdonnernden Schafhufe zu erwehren.

Nun konnte der General sein Ungehaltensein nicht länger verbergen. Er rief abermals den Gefechtsstand an und schrie in die Muschel, er werde die verantwortlichen Offiziere nach Beendigung des Manövers zur Rechenschaft ziehen, und sie sollten jetzt gefälligst mal achtgeben, wie man mit so einer Schafherde umspränge, er, der General, würde es ihnen jetzt vorexerzieren. Darauf entschuldigte er sich bei den Delegationen, befahl dem Ordonnanzoffizier, ihn zu vertreten, begab sich den Hang hinunter zu seinem Jeep und ließ sich, so weit es ging, in das Getümmel der Schafleiber hineinfahren.

Es ging aber längst nicht so weit, wie er gedacht hatte; die Tiere

scheuten zwar vor den Panzern, doch der Jeep des Generals war ihrer Angst zu unbedeutend, und im Nu war er derart eingekeilt, daß er weder vorwärts konnte noch rückwärts.

Der General hatte eigentlich vorgehabt, ein paar Züge Infanterie zusammenzuraffen und mit ihrer Hilfe die Schafe zu jener Ausbruchsstelle zu treiben; jetzt mußte er einsehen, daß das unmöglich war. Aber er sah noch etwas ein; er sah ein, daß er sich lächerlich gemacht hatte. Er spürte im Nacken, daß die Militärattachés auf dem Hügel ihn durch ihre Ferngläser beobachteten, und in Gedanken hörte er sie lachend allerlei Witzeleien austauschen. Ein maßloser Zorn stieg plötzlich in ihm auf; ihn, der sich in zwei Weltkriegen und Dutzenden von Schlachten bewährt hatte, ihn sollte dieses Gewimmel dumpfer, nur ihrem Herdeninstinkt gehorchender Tiere der Lächerlichkeit preisgeben?

Er spürte, wie ihm das Blut ins Gehirn stieg, er schrie den Chauffeur an, er solle Gas geben und weiterfahren; der Chauffeur gehorchte auch, aufheulend fraßen die Räder sich in den staubigen Boden; aber der Wagen rührte sich nicht, der Gegendruck der ihn umwogenden Schafherden war stärker. Da riß der General, verrückt fast vor Zorn, die Pistole aus dem Gurt und schoß, wahllos in die Herden hineinhaltend, sein Magazin leer. Im selben Augenblick wurde der Wagen auf der einen Seite eine Kleinigkeit angehoben, er schwankte, als würde er von windbewegten Wellen getragen, neigte sich etwas, und ehe noch der General und der Chauffeur sich hätten auf die entgegengesetzte Seite werfen können, stürzte er langsam und fast vorsichtig um.

Es dauerte eine Weile, bis der General sich gegen die über ihn hinrasenden Schafhufe nachhaltig genug zur Wehr setzen konnte und die schmerzenden Beine unter der Jeepkante hervorgezogen hatte. Benommen erhob er sich und blickte sich um.

Die Welt schien nur aus Schafen zu bestehen; so weit das Auge reichte, reihte sich Wollrücken an Wollrücken, die Panzer ragten wie zum Untergang bestimmte Stahlinseln aus dieser Tierflut hervor.

Jetzt erst bemerkte der General, daß sich um ihn und den Jeep ein winziger freier Platz gebildet hatte, die Schafe schienen vor irgend etwas zurückgewichen zu sein. Der General wollte sich eben dem Chauffeur zuwenden, der sich den Kopf angeschlagen hatte und ohnmächtig geworden war, da gewahrte er, daß sich noch jemand innerhalb des Bannkreises befand: ein riesiger, schweratmender Widder.

Reglos stand er da, den zottigen Schädel mit dem unförmigen Schneckengehörn abwartend gesenkt; das Weiß seiner Augen spielte

ins Rötliche, Brust und Vorderbeine des Tieres zitterten wie von einem im Innern laufenden Motor erschüttert, Hals und Gehörnansatz wiesen mehrere frische Schußwunden auf, aus denen in schmalen Rinnsalen fast tiefschwarzes Blut quoll, das sich langsam im kletten-verklebten Brustfell verlief.

Der General wußte sofort: dieses Tier hatte er vorhin verwundet, und diesem Tier würde er sich jetzt stellen müssen. Er tastete nach seiner Pistolentasche, sie war leer. Behutsam, ohne den Widder dabei aus den Augen zu lassen, machte er einen tastenden Schritt zum Jeep hin, den er gern zwischen sich und den Widder gebracht hätte. Doch kaum sah der sich den Gegner aus seiner Starre lösen, da raste er mit zwei, drei federnden Sätzen heran, der General warf sich zur Seite, und der Kopf des Widders krachte gegen die Karosserie. Er schüttelte sich und starrte einen Augenblick betäubt vor sich nieder.

Dem General schlug das Herz bis in den Hals, er spürte, wie ihm Stirn und Handflächen feucht wurden. Sein Zorn war verflogen. Er dachte auch nicht mehr an die Bemerkungen der Herren auf dem Manöverhügel, er dachte nur: Er darf mich nicht töten, er darf mich nicht töten. Er war jetzt kein General mehr, er war nur noch Angst, nackte, bebende Angst; nichts anderes hatte mehr in ihm Platz, nur diese Angst.

Da warf sich der Widder herum; der General spürte einen wahnsinnigen Schmerz in den Eingeweiden, eine Motorsäge kreischte in seinem Kopf auf, er mußte sich übergeben, er stürzte, und noch während er umsank, stieß ihm der Widder abermals das klobige Schneckengehörn in die Bauchgrube; der General spürte, wie etwas, das ihn an diese Erde gebunden hatte, zerriß, dann ging das Kreischen der Motorsäge in einen unsagbar monotonen Geigenstrich über, und ihm schwanden die Sinne.

Niemand hatte geahnt, daß der General sich in Lebensgefahr befunden hatte. Einige der Panzerbesatzungen und die Offiziere auf dem Manöverhügel hatten zwar, als der Jeep umgekippt und dann plötzlich der Widder auf den General losgegangen war, den Eindruck von etwas Ehrenrührigem und Peinlichem gehabt, aber auf die Idee, der Widder könnte dem General gefährlich werden, war niemand gekommen. Die Offiziere fühlten sich daher, als der General sich nicht wieder erhob, etwas merkwürdig berührt; ein Teil versuchte sich abzulenken; ein Teil überlegte aber auch, wie man durch dieses Meer von Tierleibern hindurch zu ihm hingelangen könnte.

Es waren die Schafe selbst, die die Herren der Peinlichkeit ihres Untätigseinmüssens enthoben. Ganz plötzlich, wie auf einen unhör-

baren Befehl hin, entstand nämlich inmitten der immer noch hektisch gegeneinander anbrandenden Herden so etwas wie eine Art ordnender Wirbel, der ständig breitere Tierströme mit einbezog, bis sich auf einmal eine gewaltige Sogwelle von ihm ablöste, die ihn im Nu aufgerollt hatte und, das gesamte Feld hinter sich herreißend, sich ostwärts in die dunstflimmernde Heide ergoß, wo die Tiere, innerhalb kürzester Frist, hinter einer riesigen, rötlichen Staubwolke verschwunden waren.

Als der Ordonnanzoffizier, zugleich mit den Offizieren vom Gefechtsstand, bei dem umgestürzten Jeep angelangt war, hatten die Sanitäter, unterstützt von einigen Panzersoldaten, den Leichnam des Generals schon auf eine Leichtmetallbahre gehoben und waren dabei, ihn zum Krankenwagen zu tragen; der Chauffeur des Generals half ihnen dabei.

Eine Wiederaufnahme der Gefechtsübungen erschien nicht ratsam. Da die Panzer sich hierfür wieder auf ihre Ausgangspositionen hätten zurückziehen müssen, was gleichbedeutend mit einem gut dreifachen Spritverbrauch gewesen wäre, glaubte der rangälteste Offizier es verantworten zu können, die Übung kurzerhand abzublasen.

Enttäuscht schlenderten die Herren wieder zu ihren Geländewagen, die Fahrer ließen die Motoren an, und langsam, vorbei an den schwerfällig wendenden Panzern und den Trupps sich sammelnder Infanterie, setzte die Jeepkette sich in Marsch; den Abschluß bildete der Sanitätswagen.

Es dauerte nicht lange, da zog auch die Infanterie ab; ihr folgten die Paks und IGs; und zuletzt war nur noch die Feldküche übrig, auf die die Ordonnanzen die Klappstühle verluden, während zwei Nachrichtenleute die Feldkabel abbauten. Bald war auch diese Arbeit getan. Der Fahrer der Feldküche pfiff die Leute zusammen, sie stiegen auf, und einen sorgsam mit Wasser besprengten Aschenhaufen zurücklassend, rollte die Feldküche mit halb angezogenen Bremsen den Abhang hinab.

Nun kehrte den Vogelscharen, die zu Beginn des Gefechts auf dem Ginsterhügel eingefallen waren, der Lebensmut wieder. Sie schüttelten sich, sie putzten sich umständlich, und Schwarm nach Schwarm stoben sie ab, hinab in die Ebene, über der immer noch, fast unbeweglich, die Lerchen hingen, deren Gesang nun wieder mit dem monotonen Zirpen der Grillen, dem Summen der Bienen und dem trunkenen Schrei des Bussardpaares verschmolz.

DER MENSCH, DEN ICH ERLEGT HATTE

GERD GAISER

Es HÄTTE mir nichts auszumachen brauchen. Warum auch, es war ja eine dienstliche Handlung gewesen, und wenn nicht ich, so hätte es jemand anders zu Ende gebracht. Aber jetzt saß ich in dem Waldstück, das Eselstritt heißt, mit den Beinen hinunter gegen die zugewachsene Sandgrube, und mußte es aushalten bei dem Menschen, den ich erlegt hatte. Er hätte auch mich treffen können, anstatt ich ihn. Wer trifft, hat Vorteile, wer aber getroffen wird, behält leicht das letzte Wort.

Ich sah ihn an, wie er da lag in seiner Hose, die das Blut dunkel färbte, und hörte ihm zu, wie er redete, viel und fahrig und fast geschwätzig wie einer, der schwatzen will, wenn etwas ausgestanden ist und man sich jetzt gehenlassen kann, gleich, ob es nun gut oder ob es schief abgelaufen ist, und auch gleich, was jetzt noch hinterherkommen kann, und ich fragte ihn: „Willst du eine Zigarette haben, Ernst?"

Er sagte: „Ja, wenn ich vielleicht bitten darf und wenn Sie noch eine haben, Herr Wachtmeister."

Er hieß nämlich Ernst, und es war immer noch Vormittag; seit morgens früh war die Bereitschaft schon hinter den Autostrolchen her gewesen. Niemand hätte sie nach dem Verbrechen an dem Wachtmeister Jakubek noch in der Gegend vermutet; vielleicht hatte ihnen der Mut gefehlt, schnell und weit und geradewegs durchzufahren, oder sie waren knapp mit dem Sprit geworden und fürchteten, man werde ihnen bei den Tankstellen auflauern, oder es stimmte sonst bei ihnen nicht mehr; vielleicht war ein Streit ausgebrochen, oder sie fingen an, den Kopf zu verlieren. Jedenfalls war es nicht vorsichtig gewesen, daß sie die Nacht in dem Wald zugebracht hatten, auch wenn der Wagen ganz gut versteckt stand. Ein Mann aus dem Dorf hier hatte draußen noch Holz sitzen und war früh hinausgefahren,

um nach ihm zu sehen; da fiel der Wagen ihm auf und die Leute dabei; er machte kehrt auf seinem Motorrad und fuhr sogleich zum nächsten Fernsprecher. Ich bekam die Meldung durchs Rathaus, als ich von einem Kontrollgang zurückkam, und zugleich gaben sie mir an, wo ich zu der Bereitschaft vom Kreis stoßen solle, die schon unterwegs sei. Ich hatte das Fahrrad, ich fuhr, was ich konnte, ich rief rechts und links die Leute an, die in den Wiesen Heu machten, und dann sagte einer, eben sei Polizei vorbeigekommen, und sie sei abgesessen und dann rechts hinauf ausgeschwärmt gegen den Wächtersberg.

Wenn sie dort hinauf sind, dachte ich mir, gibt das ein schweres Jagen. Denn dort ist die Gegend schwer zu überblicken, überall Hecken und Steinriegel und dazwischen die kleinen Waldstücke aus Forchen. Und dann sah ich einen Augenblick oben, über den höchsten Schaftrieb weg, zwei Leute im Laufen, klein und dunkel liefen sie gegen das Licht und tauchten dann hinter eine Bodenwelle, sie hatten die Richtung gegen den Wald Eselstritt. Da dachte ich mir, der kleine Umweg könnte nicht falsch sein, drehte um und wieder ins Dorf, lief ins Haus und riß mein Gewehr von der Wand, riß die Schublade auf und stopfte noch ein paar Streifen Munition in die Tasche, warf das Gewehr über den Rücken und rief noch meiner Frau zu, die vom Garten herunterkam, und war mit einem Satz schon wieder aufgehockt. Nach der anderen Seite fängt es gleich vom Dorf weg zu steigen an, und das Sträßchen biegt sich und wird einsam gegen den Eselstritt hinauf. Ich trat ins Rad und mühte mich, schnell zu sein.

Da sah ich, wie ich auf die Einsattelung kam, wo die Steinbank steht, und wie eben das Rad von selber zu laufen anfing, links aus dem Hopfengarten zwei Leute heraustreten, und dann noch einen dritten, und alle drei blieben stehen und blickten sich um; sie sahen nicht aus wie Leute, die auf dem Land Bescheid wissen. Plötzlich fingen sie dann sehr schnell zu laufen an über die Breite gegen den Wald hinüber, sie liefen zwischen Roggen und Mohn, der Roggen reichte ihnen bis unter die Brust, und der Mohn blühte weiß, es war ein nasses Jahr, der Mohn blühte schon, als der Roggen noch grün stand. Man sah ihre Beine nicht, aber es schien, als wären die Burschen müde und kämen schlecht voran. Die zwei vorderen hatten den Wald erreicht, nur der dritte, der etwas abhing, war noch fünf oder sechs Schritte davon, da zeigten sich Uniformen zwischen dem Hopfen, von wo die drei auch gekommen waren, und es wurde gerufen, und das mußten also die Kollegen aus der Kreisstadt sein. In dem Augenblick drehte der letzte drüben sich um und warf den Arm hoch. Man sah es

blitzen, und dann kam der Knall. Der Schuß war sinnlos auf die Entfernung, aber sie wollten vielleicht bloß zeigen, daß sie bewaffnet waren. Nach dem Schuß verschwand der Schütze im Wald.

Im Laufen verständigten wir uns. Aber sobald wir den Wald betraten, waren wir im Nachteil. Wer zuerst drin ist, hat es besser; er kann Deckung nehmen und, wenn er will, ruhig ins Ziel gehen, wir aber mußten uns vorsehen. Erst blieb über die Richtung kein Zweifel; dann aber, in einer Gegend, wo geholzt worden war, wurde alles undeutlich, und wir entfernten uns immer mehr voneinander und fanden nichts. Der Wald zieht sich lang hin, ist aber an manchen Stellen sehr schmal, und ein paarmal traten wir sogar hindurch; doch fanden wir nirgendwo einen Anhalt, daß sie den Wald verlassen hätten. Also hatten sie sich der Tiefe zugewandt, und es wurde für uns noch schwieriger. Da sah ich am oberen Blooß, wo der Grund löcherig ist von den aufgelassenen Sandgruben, einen Haufen Reisigwellen. Es war vorjähriges Holz, zusammengezogen und noch nicht abgefahren. Niemand war in der Nähe, aber mir schien, ich dürfte da nicht vorbeigehen; und wie ich mich gegen den Stapel wandte, bitzelte mir unter der Kopfhaut, und wie ich noch näher herankomme, das Gewehr im Arm, da bricht wieder ein Schuß, und ich höre das Geschoß fetzen in den Ruten neben mir. Und da, wie ich schnell an einem Baum Deckung nehme und mir sage, daß ich ruhig Luft holen will, und nichts im Auge habe als den Stapel Reisig vor mir, fällt mir bei alledem der Wachtmeister Jakubek wieder ein.

Jakubek kam von irgendwo aus dem Osten, ein langsamer, breiter, genauer Mensch, und ob er früher schon bei der Polizei gewesen war, ob er noch Papiere besaß, das weiß ich nicht so genau, aber gekannt hatte ich ihn gut; jetzt war er tot, und genau wie er war, so hatte er vor seinem Tod noch zu Protokoll geben können, wie es mit seinem Tod zugegangen war, und ein paar Leute im Feld, die von fern aufmerksam geworden waren, hatten den Hergang bestätigt. Als er den Wagen anhielt auf der kleinen Fahrstraße und dann eine schwierige Miene machte über den Papieren und dann noch einmal einen Blick in den Wagen warf und die Papiere noch einmal wendete, da war der eine Kerl hochgekommen, stand bei ihm und schoß auf einmal von der Hüfte weg, so wie es im Kino gemacht wird, und dann fuhr der Wagen an, und Jakubek blieb an der Böschung liegen mit seinem Schuß im Leib, einem Einschuß mit verbrannten Rändern und Gewebsfetzen in der Wunde: davon mußte Jakubek sterben, und dagegen war die Schmalzbüchse doch nur ein Spaß gewesen.

Niemand hatte Jakubek gekannt, als er im Flecken aufgetaucht

war in seinen verschlissenen Klamotten und mit seinem breiten betrübten Gesicht; er hatte Mühe, sich zu verständigen. Als er anfing, bei Bauern Aushilfe zu leisten, damit er bestehen konnte, war da bei seinem Brotgeber ein klein Gassenbübchen, das zog auf dem Hof herum eine alte verbeulte Schmalzbüchse an einer Schnur und ließ die Büchse scheppern. Wenn es aber den Jakubek kommen sah, machte es die Schnur lang und ließ die Büchse kreisen und schoß damit den Jakubek in die Kniekehlen, zog die Schnur an und lachte und nahm nicht einmal Reißaus. Das Bürschchen wußte es nicht besser, aber dem Jakubek, der gewohnt war, ein Ansehen zu haben, ging es tief, daß niemand von den Alten etwas sah oder sehen wollte und dem Schlingel wehrte; er selbst mochte vielleicht nicht zupacken, weil er ja dort sein Brot fand. Er ließ sich nicht viel anmerken, aber man hörte ihn einmal sagen: All meine Tage habe ich das nicht gesehen, und ich habe viel Hunger gelitten und bin in Rußland gefangen gewesen; aber in Rußland habe ich das nicht gesehen, auch als Gefangener nicht, daß ein Kind sich erfrechen durfte und seinen Mutwillen haben gegen einen älteren Menschen; das kommt, weil sie keine Zucht hier haben, die Menschen, und kein Ziel und kein Bescheiden. – So oder ähnlich drückte sich der Jakubek aus, bevor er wieder zu Dienst kam, und etliche mußten wohl über ihn lachen; wir haben es ja schwer, solche Menschen zu begreifen, bei denen alles genauer und tiefer hinuntergeht. Wir nehmen es mehr obenhin.

Und indessen also rief ich laut nach vorn: „Laßt die Knallerei, Leute, kommt heraus, der Wald ist umstellt, ihr könnt nichts mehr machen.“ So ähnlich sagte ich ein paarmal, aber eine Antwort kam nicht, außer daß es knackte und knisterte in dem Reisighaufen, davon merkte man, daß da Leben drin war. Ob aber nur einer drinsteckte oder alle drei, und wie viele davon Waffen hatten, das konnte ich nicht wissen. Als es so still blieb, schoß ich, aber ich schoß in die Luft, um die Kollegen herbeizuziehen, und dann hörte ich tiefer im Wald auch ein Geknalle, und ich fragte mich, ob sie mir antworten wollten oder ob sie dort auch aneinander waren. Da schoß es wieder aus dem Reisig, zwei Schüsse schnell hintereinander, und sofort schoß ich dagegen, denn ich hatte mir jetzt den Punkt gemerkt, und setzte dann aus und rief noch einmal. Aber es mußten Anfänger sein, Dummköpfe, die nicht wußten, worauf sie es ankommen ließen, oder ein ganz schwerer Hund darunter. Das Knallen ging hin und her, ich schoß in gleichmäßigen Abständen, stieß einen neuen Ladestreifen hinein und schoß noch einmal gegen die eine Stelle, bis ich einen Laut hörte, und von da an besann ich mich nicht mehr; es war die Lust,

die Lust, fertigzumachen, bis die letzte Hülse herausfiel; und dann drückte ich noch einmal einen Streifen hinein und ging wieder in Anschlag und rief: „Habt ihr noch nicht genug? Heraus jetzt!“ – Denn es war jetzt ein Schein in der Luft, ein Dunst, der aufgeregt machte. Eine Stimme rief: „Wir ergeben uns. Was sollen wir tun?“

„Werft die Pistole raus“, rief ich, „und dann kommt einzeln.“

Die Büschel regten sich und schwankten auseinander, und da drin hockten zwei Burschen, die Anzüge voll von Ästchen und Rindensplittern, und einer hielt die Hände hoch und stand auf, aber der andere kam nicht recht in die Höhe, und wie er die Hände anhob, kippte er und fiel nach vorwärts auf die Handflächen; an dem Reisig und auch an den Kleidern war Blut. Ich stieß die Pistole, die am Boden lag, mit dem Fuß fort und sagte noch einmal: „So, habt ihr genug, ihr Kerle –“, aber dann war auf einmal das Helle in der Luft fort, das den Kopf heizte, und das Blut auf dem Reisig sah böse aus, und ein Mißmut befiel mich.

„Wer ist verwundet?“ fragte ich. „Habt ihr beide was abgekriegt?“ Aber der eine schüttelte den Kopf und zeigte bloß auf den andern, und der hockte und wälzte sich, seine Hose hatte einen großen dunklen Fleck, und er stöhnte.

Die Herren Kollegen kamen den Wald herauf und brachten den dritten mit, den sie auch gestellt hatten, und nun sahen wir sie also alle beisammen, nichts Besonderes, sogar ein mißchen mickerig, Gesichter wie andere auch, sozusagen ohne besondere Kennzeichen, und sie guckten auf die Seite, und einer hustete, und einer trat von einem Fuß auf den andern, als genierte er sich; getroffen war nur der aus dem Reisighaufen. Wir sahen nach und legten einen Verband an, so gut es ging; er hatte einen Schuß durch die Wade und einen zweiten seitwärts in der Hüfte, der war nirgends ausgetreten. – „Sagt jetzt gleich“, fragte ich im Verbinden, „ist es der, der den Wachtmeister Jakubek umgebracht hat? Oder wer von euch hat es getan?“ – Erst wollten sie nicht antworten, dann schüttelte einer den Kopf und sagte: „Der da ist es nicht.“

Ich saß also da im Wald, nachdem die Kollegen abgezogen waren mit den zwei andern, um das Krankenauto zu schicken, denn anfassen und tragen ließ er sich nicht, saß also im Wald und hatte die Beine gegen die alte Sandgrube hinunterhängen. Die Sonne wärmte, und die Fliegen schwirrten herum, und der Mensch, den ich erlegt hatte, lag ganz nahe bei mir und wurde unruhig und wimmerte.

„Willst du noch ’ne Zigarette haben, Ernst“, fragte ich ihn, und er wollte eine und sagte: „Danke“, als ich sie ihm anbrannte. Er hieß

Ernst, und da waren wir also im Wald zusammengetroffen, wir hatten uns nie vorher gesehen, und ich hatte es ihm verpaßt.

„Hast du Eltern, Ernst? 'n Vater zu Hause?"

„Ja."

Die drei kamen aus dem Industrierevier. Dort hatten sie sich den Plan zurechtgemacht und den Wagen geschnappt. Sie wollten zum Bodensee hinunter, so hatten sie sich das ausgedacht. Ernst also hatte einen Vater, Vater und Mutter, Vater verdiente, zu Hause alles in Ordnung. Ernst verdiente auch. Und so weiter, das ließ ich mir erzählen. Er sprach hastig, mit flachen Schnaufern, leicht, als wäre er froh, mit jemandem reden zu können.

„Was meinst du, Ernst, was dein Vater sagen wird, wenn er von dir hört?"

Er wimmerte: „Sagen Sie es nicht, Herr Wachtmeister."

„Na schön", fragte ich weiter, denn reden mußten wir ja etwas: „was wolltet ihr denn da eigentlich? Was soll denn das heißen, an den Bodensee, was sollte denn daraus werden?"

„Das muß einer verstehen, Herr Wachtmeister", sagte der Junge, „daß man zu so was kommt. Da will man eben was und denkt nicht viel nach, wie es ablaufen könnte, da will man eben einmal raus aus dem Dreck – aber wenn man das so einrichten könnte, Herr Wachtmeister, daß die Eltern nichts zu erfahren brauchten –"

„Erzähl mal, Ernst, wie dein Dreck ausgesehen hat. Was hast du denn gekriegt da in deinem Geschäft?"

Und Ernst sagte, wieviel, und stöhnte dazwischen, aber offenbar tat es ihm gut zu reden, er hätte nicht still sein mögen.

„Wenn das ein Dreck ist", sagte ich, „dann habt ihr wohl ein bißchen viel im Kino gesessen. Was hast du zu Hause abliefern müssen für Essen und Schlafen?"

„Abliefern? Nichts. Daran hat mein Alter gar nicht gedacht. Das hätte es gar nicht gegeben. Herr Wachtmeister, wenn man es vielleicht einrichten könnte –"

„Dann ist dir", sagte ich, „mehr auf der Hand geblieben, als der Jakubek zu verleben hatte, den ihr umgelegt habt."

Er gab keine Antwort, sondern krümmte sich wieder und hatte Schmerzen, er wurde unruhiger und sah anders aus als vorher, ein Häufchen Mensch, nicht viel dran, Haut, Haare und Kleider, und bald zusammengefallen. Einer will was, die Flamme schlägt in ihm aus, irgendwo hinaus will das, Geld oder Lust, immer einen Schuß mehr als nötig, einen Schuß zuviel; und so geht es zu Ende; einer muß zufügen, einer erleiden.

Plötzlich hatte er dann die Nase so spitz im Gesicht und sah kleiner und älter aus. Wahrscheinlich kennen Sie es, im Krieg sind ja auch Leute gestorben, aber ich weiß nicht, es war so wenig Lärm da in dem Wald und keiner mehr dabei außer mir. Erst da fuhr es mir nämlich in den Kopf, wie der Handel ablaufen würde. Ich ließ mir aber nichts anmerken und sagte: „Willst du noch mal 'ne Zigarette, Ernst?" Er nickte und konnte aber dann offenbar nicht mehr viel sagen, nahm die Zigarette auch nicht mehr ab und brachte bloß noch heraus: „Mir ist sauschlecht, Herr Wachtmeister." – Dann machte er den Mund nicht mehr auf und rutschte bloß ein wenig mehr in sich hinein, und jetzt sah er aus, als könnte er etwas von mir erwarten, und ich schämte mich, weil wir nichts sonst in unserem Vorrat haben und nichts anzubieten als eine Zigarette. Ich bin zweiunddreißig, verheiratet, habe eine Oberschule besucht, aber nicht zu Ende, früher wollte ich einmal Sportlehrer werden, ja, das fuhr mir durch den Kopf, und sonst haben wir nichts im Vorrat, als daß wir sagen können: Willst du 'ne Zigarette? Ich hätte gewollt, wir hätten nicht so allein bleiben müssen und der Krankenwagen wäre eher gekommen. Ich probierte es noch und sagte wenigstens: „Das mit deinem alten Herrn, Ernst, hörst du, wir könnten da vielleicht schon etwas fingern, daß er nichts erfährt" – und rief ihn noch einmal und rührte ihn an: „Ernst!" Ernst gab aber keine Antwort mehr und fiel vollends zusammen in seinen Kleidern und kümmerte sich um mich gar nicht und wollte nicht, daß ich etwas mit ihm zu tun hätte. So war es auch, ich hatte ja nichts mit ihm zu tun. Es war bloß im Dienst geschehen, er konnte mir keinen Vorwurf machen, niemand konnte mir einen Vorwurf machen, ich mir selbst auch nicht, es hatte nicht anders ablaufen können. Ein anderer hätte es auch tun müssen, aber ein anderer, merkwürdig, wäre eben ein anderer gewesen; so leicht geht der Tausch nicht; das sitzt, wenn Sie es haben sein müssen, das nimmt Ihnen keiner ab.

DER MANN, DER NICHT MEHR LACHEN KONNTE

ERNST KREUDER

Führen Sie bitte in zwanzig Minuten den ersten Patienten herein", sagte Dr. Mahési zu seiner Assistentin, „ich habe noch ein Gutachten fertigzumachen."

Dreißig Minuten später klingelte Dr. Mahési nach seiner Assistentin, da sie keinen der draußen wartenden Patienten hereinführte. Er klingelte vergeblich, die Assistentin meldete sich nicht. Der Psychiater öffnete die Polstertür zum Assistentenzimmer. Wo bleiben Sie eigentlich, Fräulein Zyglinski? wollte er sagen. Aber er schloß den Mund, fuhr sich fest übers Gesicht, blinzelte und betrachtete dann die beiden Schimpansen am Karteitisch mit zunehmender Erbitterung. Die Schimpansen würfelten, schnatternd, mit bunten, augenlosen Würfeln um einen Cellophanbeutel Erdnüsse. Im Behandlungszimmer läutete das Telefon. Der Arzt schloß die Polstertür, nahm am Schreibtisch den Hörer ab und meldete sich.

„Viertes Polizeirevier, Liggers", sagte die Stimme des Beamten, „es handelt sich um einige unleserliche Stellen auf dem Anmeldeformular Ihrer neuen Assistentin, Herr Doktor."

„Meine Assistentin ist verschwunden", sagte Dr. Mahési. „Bitte schicken Sie doch einen Streifenwagen und befreien Sie mich von den Schimpansen."

„Von welchen Schimpansen sprechen Sie, Herr Doktor?"

„Sie sitzen in meinem Assistentenzimmer und würfeln um Erdnüsse. Schwarzbraunes Fell, blaue Kittelhosen, rote Schildmützen. Der Ältere dürfte einssiebzig groß sein, der Jüngere einsdreißig."

„Hört sich aus Ihrem Mund etwas sonderbar an, Herr Doktor. Wir schicken selbstverständlich einen Wagen. Ich tue nur meine Pflicht, wenn ich Sie bitte, noch einmal genau nachzusehen, damit jeder Irrtum ausgeschlossen ist. Ich bleibe so lange am Apparat."

Der Psychiater unterdrückte eine Beamtenbeleidigung und legte den Hörer auf den Schreibtisch. Er riß die Polstertür auf, fuhr sich fest übers Gesicht, kam zurück und nahm den Hörer auf. „Ich möchte mich entschuldigen“, sagte er, „die Affen sind inzwischen verschwunden. Der Streifenwagen erübrigt sich damit.“

Unschlüssig öffnete er die Polstertür zum Wartezimmer für Privatpatienten. In den schäbigen Korbsesseln zwischen den Fenstern saßen vier Schimpansen, blätterten in alten Illustrierten, kauten Erdnüsse und spuckten die Schalen auf den abgetretenen Teppich. Blaue Kittelhosen, rote Schülermützen. Der Psychiater schüttelte verneinend den Kopf und schloß die Polstertür. Er rieb sich die Schläfen und den Nacken mit Kölnischwasser ein, griff nach seinem Hut und ging durchs Assistentenzimmer zur Glastür. Auf dem halbdunklen Flur zögerte er. Dann öffnete er vorsichtig die Tür zum Wartezimmer für Kassenpatienten. Die beiden ungewöhnlich großen Gorillas erblickten den Arzt sofort und näherten sich schnell und lautlos der Tür. Er schlug ihnen die Tür vor den runzligen Nasen zu und schloß zweimal herum. Dann warf er die Glastür hinter sich ins Schloß und ging die morgenkühle Straße hinunter. An der Ecke trat er in die Bar.

„Einen Doppelten, bitte“, sagte er zu dem Bartender. Alberto goß randvoll ein.

„So früh, Herr Doktor?“ fragte Alberto. „Ist vielleicht etwas nicht in Ordnung?“ Der Psychiater trank langsam, doch in einem Zuge aus und schob ihm das Glas wieder hin. „Ganz recht, Alberto“, sagte er.

Der Bartender goß wiederum randvoll ein. Der Psychiater blickte sich vorsichtig in den leeren Barräumen um.

„Suchen Sie jemand Bestimmten?“ fragte Alberto.

„Sie gelten doch als ein Mann mit klarem Verstand“, sagte Dr. Mahési.

„Man tut, was man kann“, sagte Alberto.

„Was würden Sie denn tun, Alberto“, sagte der Psychiater, „wenn Sie stocknüchtern in allen Wartezimmern Affen sähen?“

„Was für Affen, Herr Doktor?“

„Schimpansen, Gorillas.“

„Schwer zu sagen“, sagte Alberto stirnrunzelnd, „so auf Anhieb, meine ich.“

„Meinen Sie damit, ich sollte einmal einen meiner Kollegen anrufen?“

„Eine Auskunft könnte nichts schaden“, sagte Alberto unsicher, denn er sah draußen einen schwarzen Streifenwagen am Randstein vorfahren. Der Polizist am Steuer gab Alberto ein Zeichen, deutete

auf den Rücken des Psychiaters und tippte mit fragender Miene an seine rechte Schläfe. Alberto hob zweifelnd die Schultern. Dr. Mahési drehte sich um. Die beiden Polizisten klappten die Wagentür zu und kamen über den Gehsteig heran.

Ohne die Lippen zu bewegen, sagte Alberto zu dem Arzt: „Die Kellertür ist am Ende der Küche." Der Psychiater nickte resigniert, ging um die Bartheke herum in die Küche, öffnete die Kellertür, knipste Licht an und stieg die Kellertreppe hinunter. Er setzte sich auf eine Kiste und zündete sich eine Zigarette an.

„Was hat Ihnen der Doktor sonst noch erzählt?" erkundigten sich die beiden Polizisten bei Alberto.

„Er fragte nur, was ich täte", sagte Alberto, „wenn ich stocknüchtern wäre und in allen Wartezimmern Affen sähe."

„Heh, ihr beiden", rief ein Mann mit schlohweißem Bart an der offnen Tür. „Seht euch dort drüben diesen Kampf mal an, wenn dieser Riesenaffe ihm nicht gleich das Genick bricht..."

Die Polizisten hakten die langen Gummiknüppel aus und stürmten los.

Der Psychiater saß still auf der Kiste und starrte vor sich hin. Plötzlich wurde oben die Kellertür geöffnet. „Es ist alles in Ordnung, Herr Doktor", rief Alberto. „Sie kommen am besten wieder rauf."

An der Bar lud der Psychiater den Bartender zu einem Doppelten ein. „Auf Ihr ganz Spezielles", sagte Alberto, „es waren tatsächlich echte Affen."

„Echte Affen?" sagte der Arzt, „woher wissen Sie das?"

„Man hat diesen Mann erwischt", sagte Alberto, „der eine Gorilla wollte nicht wieder in den Lieferwagen zurück, und die Polizisten wurden dabei nicht übel zugerichtet."

„Welchen Mann?" fragte Dr. Mahési.

Das Telefon hinter der Bartheke klingelte. Alberto hob ab, meldete sich, hörte eine Zeitlang zu, bedankte sich und legte auf.

„Sie haben ihn bereits verhört", sagte Alberto. „Er hat auf dem Revier alles zugegeben. Sein Sohn hat den Lieferwagen gefahren."

„Wollen Sie nicht endlich mal der Reihe nach erzählen?" fragte der Arzt.

„Zuerst", sagte Alberto, „schickte der Mann durch ein Telegramm Ihre Assistentin in einen entlegenen Vorort, zu ihrer angeblich schwerkranken Mutter. Dann schickte er Ihre vier Patienten fort, indem er behauptete, Sie seien plötzlich zur Psychiatrischen Klinik gerufen worden. Er hängte ein Schild an Ihre Glastür: ‚Heute keine Sprechstunde'; sein Sohn fuhr mit dem Lieferwagen vor, er ist aus-

gebildeter Tierwärter, und zusammen schafften sie dann die Affen in Ihre Räume. Der Mann, also der Vater, ist ein ehemaliger Exzentrik-Clown. Er war mal sehr bekannt. Er gab zu Protokoll, daß er vor Jahren zu Ihnen zur Behandlung kam. Nach der Behandlung fühlte er sich wieder ganz in Ordnung, nur – nun ja, er konnte nämlich nicht mehr lachen."

„Lachen?" fragte der Psychiater gereizt.

„Das gehörte zu seiner komischen Nummer auf der Bühne", sagte Alberto. „Er konnte unglaublich lachen, haben mir auch schon andere erzählt. Dann brüllte und wälzte sich das Publikum und trampelte wie besessen. Als er nicht mehr lachen konnte, blieb das Publikum eisig. Aus. Er konnte nicht mehr auftreten. Die Agenturen wiesen ihn ab."

„Tut mir natürlich außerordentlich leid", sagte der Psychiater.

„Machen Sie sich nichts draus, Doktor", sagte Alberto. „Er kann jetzt wieder lachen. Er lachte schon, als sie ihn verhafteten. Aber auf dem Revier scheinen sie ziemlich ratlos. Es sieht so aus, als könnte der Mann nicht mehr aufhören zu lachen."

SCHRECKLICHE TREUE

MARLEN HAUSHOFER

Marlen Haushofer

Im letzten Kriegswinter reiste eine junge Frau mit ihrem dreijährigen Sohn aus Norddeutschland in ihre österreichische Heimat. Ihr ganzes Bestreben war, das Kind heil nach Hause zu bringen. Sie hatte nur das Notwendigste in ihrem Rucksack verstaut, denn sie mußte die Arme frei haben, um den kleinen Jungen, der zart und übermüdet war, tragen zu können.

Die Züge waren vollgestopft mit Militär und Flüchtlingen aus den zerbombten Städten. Es wurde sehr wenig gesprochen, und alles vollzog sich in grauer Gleichgültigkeit. Die junge Frau sah die Mütter kleiner Kinder besessen von dem Willen, ihr Kind zu retten, bereit,

zehn fremde Kinder verhungern zu lassen, um das eigene füttern zu können. Sie sah es mit durch Erschöpfung gedämpftem Entsetzen und wußte, daß diese Wilden ihre Schwestern waren und daß sie selbst im Ernstfall nicht anders handeln würde. Schon jetzt hatte sie gelernt, sich ihren Weg mit vollkommener Rücksichtslosigkeit zu bahnen. Sie hatte immer als schüchtern gegolten; das Kind auf ihrem Arm ließ sie zu einer gereizten Löwin werden.

Übrigens ging es ihr besser als vielen anderen. Oft half ihr ein Soldat weiter oder überließ ihr seinen Platz. Einer schenkte ihr Traubenzucker, einer getrocknete Apfelschnitze, immer wieder zeigten sich Spuren von Ritterlichkeit bei den Männern, allerdings nicht allen Frauen gegenüber. Es war ein Glück für ihren kleinen Sohn, daß seine Mutter jung und anziehend war und schutzbedürftig wirkte. Und sie lächelte wie ein Automat in die fremden Männergesichter, schlug groß und hilflos die Augen auf und dachte nur daran, wie es ihrem Kind von Nutzen sein konnte. Manchmal versuchten die Soldaten, mit dem Kleinen zu scherzen, lachten dröhnend und kniffen ihn in die Wange. Er verzog keine Miene, lachte nicht, weinte nicht und sah nachdenklich und unbeteiligt in die fremden Gesichter. Er war ein sehr vernünftiges und angenehmes Kind und hatte begriffen, daß er still sein mußte.

Manchmal blieb ein Zug auf offener Strecke stecken, stundenlang, einen Tag, eine Nacht, nie erfuhr man, warum, oder nur in Gerüchten. Eine Stadt war nachts bombardiert worden, ein Militärtransport blockierte die Strecke. Einmal mußten sie nachts aussteigen und sich in ein Rübenfeld legen. Die Erde war kalt und feucht, der Himmel hing in der Ferne voll weiß gleißender Kugeln, und hin und wieder heulten Sirenen auf, erzitterte der Boden von Detonationen, Bombeneinschlägen und bellten Schüsse auf.

Trotz dieser Anstrengungen war etwas Anheimelndes an dieser Reise zu zweit. Sie waren Tag und Nacht beisammen, so eng waren sie noch nie verbunden gewesen, zumindest nicht seit seiner Geburt. Es war süß, ihn im Arm zu halten, seine Wangen an der Schulter zu spüren und den Geruch seiner Haare in der Nase zu haben. Sie mochte sich nicht an den spärlichen Gesprächen beteiligen und empfand alles, was um sie vorging, als Störung. Fremde Gesichter zogen an ihr vorüber, ein ständiger Menschenstrom, und sie mitten darin, den Rucksack auf den Schultern und den Kleinen auf dem Arm. Sie trug ihn fast immer, denn er konnte nicht so schnell laufen wie sie und wäre nur gestoßen und gequetscht worden. Die Menschen um sie herum redeten in verschiedenen Dialekten, sehr vieles verstand sie

überhaupt nicht. Erst als sie weiter nach Süden kamen, konnte sie sich besser verständigen. Alles wurde vertrauter, und die Leute im Zug neigten jetzt eher dazu, laut zu fluchen, als mit steinernem Gesicht zu schweigen. Allgemein hieß es, daß der Krieg zu Ende gehe, es könne sich nur noch um kurze Zeit handeln. Darüber wurde gelegentlich heftig gestritten. Einmal schlug ein riesenhafter Feldwebel, dem der rechte Arm fehlte, einen Zivilisten mit der Faust auf den Mund. Etwas sprang klirrend auf den Boden, es war ein Zahn des Zivilisten, aber nur ein falscher Zahn, darüber brach rund um die Streitenden Gelächter aus. Jemand ließ Schnaps herumgehen, und die beiden mußten sich die Hände schütteln, was nicht gelingen wollte, weil der Zivilist immer mit seiner Rechten nach der nicht vorhandenen Rechten des Feldwebels griff.

Sie sah dies alles sehr deutlich und völlig unbeteiligt. Solange ihr Sohn schlief und nichts davon hören und sehen konnte, mochten sich die Leute um sie herum gegenseitig erschlagen. Aber obgleich sie unbeteiligt war, blieb sie immer auf der Hut. Sie trug in der Tasche ihres Rockes ein kleines scharfes Messer, mit dem sie Brot oder andere Lebensmittel schnitt, das man aber bestimmt sehr gut zu anderen Zwecken verwenden konnte.

Wenn der Kleine schlief, fühlte sie sich manchmal verlassen und kraftlos. Da sie ihren Mann nicht bei sich haben konnte, er stand im Osten an der Front, und sie wußte seit Monaten nichts von ihm, war es ihr einziges Ziel, das Kind gesund nach Hause zu bringen. Wirkliche Sicherheit gab es ja keine mehr, aber sie kannte eine Gegend in ihrer Heimat, in der, nach allem, was sie jetzt gesehen hatte, beinahe Frieden herrschte. Dorthin mußte sie das Kind bringen, und dann, wenn es stimmte, was die Leute sagten, mußte dieser Krieg aufhören, und ihr Mann würde zu ihr zurückkommen. Niemals erlaubte sie sich, an diesem Gedanken zu zweifeln, aus irgendeinem unbewußten Aberglauben heraus. Während das Kind auf ihrem Schoß, unter dem Mantel geborgen, ruhig atmete, dachte sie an ihn. Er war ein paar Jahre älter als sie, ein schmaler Junge mit einem dunklen Haarschopf und einem Grübchen im Kinn. Und er war sehr leichtsinnig und verspielt und konnte nichts auf der Welt wirklich ernst nehmen. Dies war einer der Gründe gewesen, warum sie ihn sofort geheiratet hatte. Sie war allein aufgewachsen, ohne Geschwister und Freunde, und dieser junge Mann hatte die Freude in ihr Leben gebracht, und zum erstenmal hatte sie laut und herzlich gelacht. Sie liebte ihn sehr, er war ein wunderbares Wesen, mit dem man fröhlich sein konnte, das man aber immerzu vor seinem eigenen Leichtsinn beschützen mußte.

Und sie haßte den Krieg und alle jene widerlichen alten Männer, die ihr den Spielgefährten genommen hatten. Aber keine Minute durfte sie daran zweifeln, daß er zu ihr zurückkommen würde.

Manchmal träumte sie von einer ganz bestimmten Scheune, die in der Nähe eines Wäldchens stand. Ihr Mann befand sich in dieser Scheune, und sie selbst stand vor dem Tor und wehrte mit einem Maschinengewehr einen Haufen bärtiger Soldaten ab, die in die Scheune eindringen und ihn holen wollten. Wenn sie sah, wie die Männer reihenweise ins Gras sanken, durchbohrt von ihren Kugeln, spürte sie wilden Triumph. Diesen Traum hatte sie ihrem Mann nie erzählt. Sie hatte überhaupt wenig Gelegenheit gehabt, ihm Träume zu erzählen, während ihrer Ehe waren sie nicht länger als ein halbes Jahr zusammen gewesen. Im übrigen hatte es nur seine Briefe gegeben, Briefe, in denen er immer versucht hatte, sie aufzuheitern und zum Lachen zu bringen. Man hätte nach seinen Schilderungen glauben können, an der Front gehe es zu wie in einem Kabarett. Sie wußte, daß er diese Geschichten zum größten Teil erfunden hatte, er konnte einfach nicht aufhören zu spielen, nicht einmal im Krieg.

Sie dachte: Er und ich und der Kleine, wir werden leben und beisammen sein, und alles wird werden wie früher. Aber es blieb bei den Gedanken, es wurden keine Bilder daraus, und das war bestürzend für sie, die fast nur in Bildern dachte. Er, ich und der Kleine, versuchte sie es noch einmal, aber da war nichts als das Rattern des Zuges in ihren Ohren und, als sie die Augen schloß, schwarzrotes Nichts. Sie preßte erschrocken das Kind an sich, bis es im Schlaf zu murmeln begann, und beruhigte sich erst, als sie seine Stimme hörte. Sie wollte jetzt nicht mehr an später denken, nur an heute, morgen und übermorgen, höchstens drei Tage voraus.

Allmählich schien es ihr, als nehme diese Reise kein Ende. Sie wußte den Wochentag nicht mehr und auch kein Datum, und sie fragte auch nicht danach, es schien nicht mehr von Bedeutung zu sein. Graue Gesichter, schäbige Mäntel, Soldaten, einbeinige und einarmige Soldaten, Kindergeplärr, dicke schlechte Luft im Abteil und nasse Kälte auf den Bahnsteigen. Vielleicht mußte sie ewig so weiterfahren, in eine Ecke gedrückt, voll Ruß, das Kind an sich gepreßt unter dem weiten Mantel. Froh war sie, wenn sie einen Sitzplatz bekam und das Kind sich auf ihrem Schoß einrollen und schlafen konnte. Aber manchmal mußte sie stundenlang stehen. Dann saß der Kleine auf dem Rucksack und lehnte seine Wange gegen ihre Beine. Sie selber schlief sehr wenig, immer nur ein paar Minuten, und diese Schlaflosigkeit machte sie körperlich zerschlagen, aber unnatürlich

gespannt und hellwach. Alles, was vorging, sah sie überdeutlich, dabei schien es ganz unwirklich.

Einmal, als sie sich der alten österreichischen Staatsgrenze näherten, sie nahm jedenfalls an, daß sie endlich soweit sein mußten, nickte sie ein und träumte von bärtigen Männern, die ins Abteil sprangen und das Kind von ihr wegreißen wollten. Sie schrie auf und blickte wild um sich nach den Eindringlingen. Das ganze Abteil schlief; nur eine alte Frau mit einem schwarzen Kopftuch, die an einer Brotkruste nagte, sah sie mißbilligend an und schüttelte den Kopf. Das Kind schlief ruhig, atmete aber lauter als sonst, und auf seiner Wange lag fiebernde Röte. Sie spürte, wie sie vor Angst ganz starr wurde. Vielleicht hätte sie die Reise doch nicht wagen sollen. Er war so zart und hatte im vergangenen Winter eine Bronchitis überstanden. Außerdem mußte er endlich besseres Essen bekommen. Sein rundes Gesicht wurde von Tag zu Tag eingefallener und blasser.

Der Zug rollte jetzt langsam dahin. Das konnte alles mögliche bedeuten, hoffentlich eine Station, an der sie ihr Eßgeschirr füllen und für das Kind eine warme Mahlzeit bekommen konnte. Ihr Reiseproviant war längst aufgebraucht.

Es war wirklich ein Bahnhof. Sie erhob sich steif von ihrem Sitz und ließ den Kleinen zur Seite gleiten. Er erwachte nicht, seufzte nur mit zurückgesunkenem Kopf. Seine Kehle war sehr weiß und klein. Sie schob die Hand unter sein Hemd und spürte die Feuchtigkeit. Es war unmöglich, ein fieberndes Kind auf den kalten Bahnsteig zu bringen. Sie legte ihren Mantel um ihn und bat die alte Frau im schwarzen Kopftuch, auf ihn zu achten. Die Alte, die eben noch mißbilligend gelächelt hatte, nickte ernst, und wer sie so sitzen sah, eine knochige, unfreundliche Person, wußte, daß sie kein Auge von dem Kind lassen würde. Immer waren die Unfreundlichen die Verläßlichen, das hatte die junge Frau auf dieser Reise erfahren.

Sie beeilte sich sehr, aus dem Zug zu kommen, wurde aber dauernd behindert, ohne Kind auf dem Arm nicht länger mit übernatürlichen Kräften ausgestattet; es dauerte eine ganze Weile, bis sie ihre Flasche und das Geschirr gefüllt bekam. Sie hatte sich den Waggon genau eingeprägt. Als sie auf den Bahnsteig trat, zählte sie automatisch bis acht, stieg ein und sah sich völlig fremden Gesichtern gegenüber. Schließlich stellte sich heraus, daß es sich um einen ganz anderen Zug handelte. Ihr Zug war aus unbekannter Ursache früher abgefahren, sie und noch ungefähr zehn Leute hatten ihn versäumt. Ein Beamter, der dem Zusammenbruch nahe schien, telephonierte mit einer anderen Station und gab Weisung, sich um das Kind und das Gepäck der

anderen Reisenden zu kümmern. „Sie sehen, junge Frau“, sagte er, „ich tue, was ich kann, morgen wartet Ihr Kind schon auf Sie.“ Sie sagte gar nichts, weil sie seine Worte nicht richtig begriff. In der Nacht, auf einer Bank im Wartesaal liegend, hörte sie das Dröhnen der Flugzeuge, fernes Grollen und Murren, und manchmal schien es ihr, als bebe die Erde in schwachen Stößen. Sie konnte nichts sehen, denn die Fenster waren verdunkelt. Und dann schlief sie ein, zum erstenmal nach vielen Tagen den Schlaf tiefer Erschöpfung. Es gab nichts, was sie auch im Schlaf noch beschützen mußte, und sie ließ sich fallen.

Sie sah ihren Sohn nie wieder. In der Nacht waren zwei Bahnhöfe bombardiert worden, von den Zügen war nicht viel übriggeblieben, und es ließ sich nicht einmal feststellen, ob jener bestimmte Zug getroffen worden war. Auch ihr Mann kam nicht zurück, er wurde als vermißt gemeldet. Nachdem sie sieben Jahre lang die beiden gesucht hatte, heiratete sie den Mann, der ihr bei dieser Suche sehr geholfen hatte, teils weil sie müde und allein war, teils aus Dankbarkeit. Er war ein Mensch, auf den man sich verlassen konnte, ein vollkommen erwachsener Mann. Sie achtete ihn, und die Ehe verlief ganz gut. Sie hatte einen Sohn und eine Tochter, und ihr Verhältnis zu den Kindern blieb gemäßigt. Das schien ihnen sehr gut zu tun, denn sie entwickelten sich erfreulich und wurden früh selbständig. Beide waren sie gesund und kräftig gebaut und ähnelten ihrem Vater.

Die ehedem junge Frau, jetzt in mittleren Jahren, wurde oft von sonderbaren Anwandlungen befallen und bildete sich für Minuten ein, bei ihrer Familie nur als Gast zu sein. Überhaupt konnte sie ein schwaches Gefühl der Unwirklichkeit nie mehr loswerden. Dies alles behielt sie natürlich für sich, sie wollte ihren Mann und die Kinder nicht kränken. Sie konnten ja nichts dafür, daß sie ihre wirkliche kleine Familie nicht vergessen konnte, jenen mageren jungen Mann mit dem schwarzen Haarschopf und dem Grübchen im Kinn, der das Leben an der Front so von der leichten Seite genommen hatte, und den kleinen Jungen, der nicht gelacht hatte zu den Späßen der Soldaten und so leicht gewesen war in ihren Armen; leicht wie eine Feder, ein Windhauch, und er war fortgeflogen.

Manchmal, wenn sie sah, wie ihre Kinder sich mit Schokolade, Bananen und Orangen vollstopften, dachte sie an ihn, der diese Dinge nie gekannt hatte und für den es nur Brot mit Margarine und Graupensuppe gegeben hatte. Und es fiel ihr ein, wie sie auf der Reise ihre gemeinsame Zukunft nicht hatte sehen können, wie hinter ihren geschlossenen Lidern kein Bild erschienen war, nur das schwarzrote Nichts.

Sehr oft sah sie aus dem Fenster auf einen bestimmten Baum im Vorgarten, der in ständiger heimlicher Bewegung zu sein schien. Niemals war er ganz ruhig. Es war gut, ihm zuzusehen, aber nicht in Ordnung. Abends war sie dann immer besonders freundlich zu ihrem Mann und den Kindern, und es beruhigte sie, daß alle so zufrieden und glücklich schienen, freilich auf eine Weise glücklich, die in ihren Augen gar nichts mit Glück zu tun hatte.

Und immer noch träumte sie manchmal ihren alten Traum. Sie stand vor jener Scheune mit einem Maschinengewehr in den Händen und wehrte eine Horde bärtiger Soldaten ab, die auf sie losstürmten und reihenweise getroffen in den Schnee sanken. Alles geschah ganz lautlos, nur der Schnee färbte sich rot. Und sie durfte nicht müde werden, denn in der Scheune saßen an einem rohen Tisch ihr Mann und ihr kleiner Sohn und spielten mit einer Kindereisenbahn. Es kam noch immer vor, daß sie aufschreiend erwachte, wenn die bärtigen Gesichter ganz nahe kamen.

Ein fremder Mann legte dann seine breite Hand auf ihre Wange, streichelte sie und murmelte schlaftrunken tröstende Worte. Dann war sie nahe daran, zu einer neuen Wirklichkeit durchzubrechen, zu Wärme, Glück und dem Gefühl, endlich daheim zu sein. Aber es gelang ihr nie, diese Schwelle zu überschreiten und ihrer schrecklichen Treue zu entkommen.

UNE BELLE JOURNÉE

KLAUS MANN

Klaus Mann

MADAME LEROUX, die Wirtin des Hotels de la Plage, unterhielt sich mit den beiden alten Herrschaften, die im schattigen Vorgärtchen des Hotels beim Mittagessen saßen. „Es ist heute ein friedlicher Tag“, meinte Madame Leroux. „Ein Sonntag, so recht, wie er sein soll.“ Mit blanken Augen sah sie der Dame zu, die sich ein gewaltiges Stück Schinken auf ein noch umfangreicheres Stück Weißbrot legte.

Die alte Dame aß stark; sie hatte eine fast grimmige Würde in Gesicht und Haltung, wenn sie sich enorme Portionen auf den Teller tat und verzehrte. Der schlohweiße, etwas fahle und müde Herr ihr gegenüber war mäkliger: er vermied schwere Speisen, ließ manches liegen. Die beiden wirkten wie ein altes Ehepaar, er etwas matter, kränklicher als sie. In Wahrheit war sie die Mutter des Herrn, der neunundsechzig Jahre alt war; sie selber war einundneunzig.

Nicht ohne Beunruhigung beobachtete Madame Leroux, mit welch trotziger Geschwindigkeit die Greisin Sardinen, Radieschen, rohen Schinken durcheinander verzehrte. „Ja, es ist ein herrlicher Tag", wiederholte die Wirtin und blinzelte von der schmausenden Alten fort zum palmenbestandenen Platz hinüber, wo eine faule Menge flanierte.

Das Meer ruhte in seiner satten, unendlichen Bläue. Die braunen Segel einiger Fischerboote schwankten träge in seinem mittäglich atmenden Frieden. Madame Leroux war mit ihrem Ausblick so zufrieden, daß sie lächeln mußte. Sie war vierzig Jahre alt, üppig und fest. Ihr rosig gepudertes Gesicht schaute energisch, liebenswürdig, intelligent. Sie war Varietékünstlerin, dann Besitzerin einer großen Music-Hall in Tunis gewesen, ehe sie sich hier, in der Nähe von Toulon, niedergelassen hatte. Ihr Hotel ging gut.

Madame Leroux hob mit einer wollüstig ausladenden, dabei trägen Gebärde den Arm, um ihre Frisur zu ordnen. Sie lächelte immer noch. Aus einem offenen Fenster kam plötzlich Musik; ein Grammophon spielte. Vor dem Hotelgärtchen, wo noch ein schmales Stück Straße war, ehe es, einen Meter tief, zum blauen Wasser hinunterging, stieg ein junger Mann pfeifend in einen halbgeschlossenen Wagen. Man hörte, wie er den Motor anließ. Aus dem Fenster sang es, süß und bewegt: „Dann sag ich dir auf Wiedersehen..." Der junge Mann begann in einem ziemlich flotten Tempo nach rückwärts zu fahren: er wollte auf dem schmalen Stück Straße seinen Wagen wenden.

Es krachte, planschte, Wasser spritzte hoch auf. Der Wagen war ins Wasser gestürzt. Die Greisin, ein Weinglas in der Hand, schrie mit einem rauhen Kehlkopflaut; Madame Leroux silberhell.

Innerhalb ganz weniger Sekunden war die Menschenmenge zusammengeströmt. Der Platz, die Promenade lagen plötzlich vereinsamt, friedlich in der Sonne. Alles Leben hatte sich mit grausamer Neugierde um die Unglücksstelle versammelt. Man redete, schrie durcheinander, aber niemand griff ein. Eine schreckliche Sache, eine tolle Bescherung, so was war ja lange nicht vorgekommen.

Was für ein beklagenswerter Anblick! Die vier Räder des gestürzten Wagens schauten gerade noch aus dem Wasser, das sich schmutzig gefärbt hatte – der schlammige Grund war aufgewirbelt, sonst war nichts mehr zu sehen. Wo aber war der Mann, der den Wagen geführt hatte? War er ertrunken? Aus der Volksmenge kam die Frage als Schrei. – Da stieg der Mann, triefend, mit einer Schramme über der Stirn und mit verzerrtem Gesicht aus den Fluten. Der Schwung des Sturzes hatte ihn, aus dem Wagen hinaus, weiter ins Wasser geschleudert. Es war ihm gar nichts geschehen. Wie durch ein Wunder war der Mann gerettet.

Er war höchstens fünfundzwanzig Jahre alt, mager und lang. Das Hemd mit den kurzen Ärmeln, die grauen Hosen klebten durchnäßt am Körper. Das verwirrte Haar hing ihm in die blutige Stirn. Er starrte einige Sekunden lang mit einem völlig verwirrten Blick, der schwarz vor Entsetzen war und nichts sah, in die Menge, die ihn und sein Unglück umstand. Dann wandte er sich mit einem jähen Ruck, richtete den Blick auf die vier Räder, die so melancholisch aus dem Wasser ragten, und hob beide Hände mit der Geste jäher Verzweiflung zu den Schläfen empor; die Arme mit den spitzen Ellenbogen ragten als zwei groteske und pathetische Flügel. „O Gott!" schrie er – und jetzt funkelten seine Augen unter der blutenden Stirn; „o Gott, mein Gott – welch ein Unglück!" Er war Südfranzose, sprach den Dialekt der Gegend, was allgemein sympathisch berührte. Eine Dame aus der Menge rief: „Er lebt!" – als hätte sie es jetzt erst bemerkt. Man lachte: einerseits über die Dame, andererseits aus Erleichterung darüber, daß der junge Mann gerettet war.

„Der Kerl hat Glück gehabt!" riefen einige der Herren. Man begann sich zu erzählen, wie das Unglück zustande gekommen war. „Beim Umdrehen", sagten wichtig die jungen Fischer, die in der Nähe gewesen waren. Ein alter Herr lachte herzlich. „Er hätte unter das Auto kommen können, und er wäre ertrunken!" konstatierte angeregt eine reife Dame; man merkte, wie die Gänsehaut, wollüstig gruslig, ihr über den Rücken lief, da sie sich den ganzen Schrecken, der hätte passieren können, so recht ausmalte. Inzwischen spielte der junge Mann seine große Szene: es war primitives, schönes Theater, dabei von Herzen erlebt. Er rollte die Augen, immer die Hände an die Schläfen gepreßt oder in die Haare gewühlt; eilte mit großen Schritten umher. Er wehklagte, brüllte – wirklich, es flossen Tränen über sein weißes verstörtes Gesicht, sie vermischten sich mit dem Blut, das von der Stirne rann. „Das ist fürchterlich!" schrie er, wobei er den Kreis seiner ergriffenen Zuschauer mit großer Gebärde

teilte, taumelnden Schrittes bis zum Hotelgärtchen und wieder zurück, zum Kai, rannte, wo sich die Menge seines Publikums gleich wieder um ihn schloß. „Das ist entsetzlich, wie konnte mir das passieren! Unser schönes Automobil! O wehe, wehe!"

Junge Leute klopften ihm gutmütig tröstend die Schulter; alte Herren suchten ihn mit überlegenem Lächeln zu beruhigen. „Seien Sie doch froh, daß Sie mit dem Leben davongekommen sind!" sagte man ihm. Er aber entwand sich allen, die ihn halten wollten, um nur weiter zu rasen und zu brüllen: „Wie konnte das nur passieren!"

Die gefräßige Greisin stand in der ersten Reihe der Zuschauer – man hatte sie respektvoll vorgelassen – und verschlang gierigen Blicks das sensationelle Schauspiel. Ihr alter Sohn bot dem Tobenden, als dieser gerade einmal an ihm vorüberrannte, eine Zigarre aus seinem Etui an. Der junge Mann nahm sie mit großen, ziemlich abgearbeiteten Händen. Einen Augenblick hielt er inne in seinem Verzweiflungslauf, während man ihm das Feuer reichte; dabei murmelte er, zur Greisin gewandt, flüchtig und konventionell: „O Madame, wie ich unglücklich bin, oh, ich Unglücklicher!" Dann eilte er weiter, nur gierig rauchend beim Laufen und Lamentieren. Madame Leroux erschien tatkräftig mit einem Kognak. Sie sah den Verzweifelten, der das Glas hastig leerte, aufmunternd aus blanken und erfahrenen Augen an.

Einige aus der Menge behaupteten, den ständig Tobenden zu kennen. Er sei aus Toulon – wurde behauptet –, habe in den Tropen gearbeitet. Die Hitze dort habe ihm zugesetzt, er habe was weg, man verstehe doch, einen Stich, einen kleinen Koller ... Andere hatten ihn hier, in einem kleinen Restaurant am Hafen, frühstücken sehen. Er habe zuviel getrunken, mehrere Aperitifs und reichlich Rotwein, auf solche Weise geschehen dann solche Unglücksfälle.

Aus den wild hervorgestoßenen, von Jammerlauten zerrissenen Andeutungen des jungen Mannes ergab sich langsam der Grund seiner besonderen Verzweiflung, die Geschichte eines nie wiedergutzumachenden Pechs. Der verunglückte Wagen gehörte nicht ihm, vielmehr seinem Schwager, von dem er ihn sich über den Sonntag ausgeliehen hatte. Dieser Schwager schien ein gefährlicher Mensch zu sein, der sich aller Wahrscheinlichkeit nach auf das gräßlichste rächen würde – soviel war aus den unartikulierten Lauten des Triefenden zu erraten. „Wie konnte mir das nur passieren! Ach, ich hatte ja nichts vor, als mir *einen* guten Tag zu machen – *einen* guten Tag in der Woche! Der Wagen ist hin – oh, ich Unglücklicher!"

Ein Kran war zur Stelle. Arbeiter begannen damit, die Räder des

versunkenen Fahrzeuges an Ketten zu befestigen und den Wagen in die Höhe zu ziehen. Sie stapften in ihren blauen Hosen durchs Wasser, das ihnen bis zum Bauch reichte. Der junge Mann sprang zu ihnen, wild gestikulierend stand er zwischen ihnen im Wasser, die nasse Zigarre in den rauhen Fingern. „Der Wagen ist hin!" schrie er ein über das andere Mal, aus den Fluten drohend um sich schauend. „Fester zupacken!" verlangte er von den Arbeitern. „Mein Schwager bringt mich um! *Ein* schöner Tag in der Woche! Oh, ich Unglücklicher!"

Die Menschenmenge am Kai war immer dichter geworden. Man ermunterte die Männer durch Witze oder sachverständige Zurufe. Ein Arbeiter bückte sich, um den Wagen, der sich langsam, Zentimeter für Zentimeter, hob, von unten zu stützen.

Plötzlich richtete der Gebückte sich auf, sein Gesicht war weiß, tödlich erschrocken. Er schaute eine Sekunde lang zu dem Gestikulierenden hin, der unter wilden Reden die Zigarre schwang. Der Arbeiter bückte sich wieder und zog langsam unter dem sich hebenden Wagen etwas Helles, Weiches hervor an die Oberfläche des Wassers. Es war ein menschlicher Körper – der Körper eines jungen Mädchens.

Nun lag er, von den Armen des Mannes gehalten, wie schwimmend auf der blauen Wasserfläche.

Es herrschte ein Schweigen, als hätte ein eisiger Wind alle angeweht. Eine ewige Sekunde lang rührte sich niemand. Der junge Mann, versteinert mitten in einer theatralischen Geste, die Zigarre immer noch zwischen den Fingern, starrte in das gedunsene Gesicht seiner ertrunkenen Geliebten.

Der Arbeiter, plötzlich zitternd, ließ den Körper los, der lautlos ins Wasser zurücksank, wie in seine Heimat. Ein Schrei löste sich aus der Menge. Der junge Mann, immer noch ohne sich zu bewegen, sagte ganz leise: „Ich habe Louise vergessen . . ."

DER HELLGRAUE FRÜHJAHRSMANTEL

WOLFGANG HILDESHEIMER

Wolfgang Hildesheimer

VOR ZWEI Monaten – wir saßen gerade beim Frühstück – kam ein Brief von meinem Vetter Eduard. Mein Vetter Eduard hatte an einem Frühlingsabend vor zwölf Jahren das Haus verlassen, um, wie er behauptete, einen Brief in den Kasten zu stecken, und war nicht zurückgekehrt. Seitdem hatte niemand etwas von ihm gehört. Der Brief kam aus Sydney in Australien. Ich öffnete ihn und las:

Lieber Paul!
Könntest Du mir meinen hellgrauen Frühjahrsmantel nachschicken? Ich kann ihn nämlich brauchen, da es hier oft empfindlich kalt ist, vor allem nachts. In der linken Tasche ist ein „Taschenbuch für Pilzsammler". Das kannst Du herausnehmen und behalten. Eßbare Pilze gibt es hier nämlich nicht. Im voraus vielen Dank.

Herzlichst Dein Eduard

Ich sagte zu meiner Frau: „Ich habe einen Brief von meinem Vetter Eduard aus Australien bekommen." Sie war gerade dabei, den Tauchsieder in die Blumenvase zu stecken, um Eier darin zu kochen, und fragte: „So? Was schreibt er?"

„Daß er seinen hellgrauen Mantel braucht und daß es in Australien keine eßbaren Pilze gibt." – „Dann soll er doch etwas anderes essen", sagte sie. – „Da hast du recht", sagte ich.

Später kam der Klavierstimmer. Er war ein etwas schüchterner und zerstreuter Mann, ein wenig weltfremd sogar, aber er war sehr nett, und natürlich sehr musikalisch. Er stimmte nicht nur Klaviere, sondern reparierte auch Saiteninstrumente und erteilte Blockflötenunterricht. Er hieß Kolhaas. Als ich vom Tisch aufstand, hörte ich ihn schon im Nebenzimmer Akkorde anschlagen.

In der Garderobe sah ich den hellgrauen Mantel hängen. Meine

Frau hatte ihn also schon vom Speicher geholt. Das wunderte mich, denn gewöhnlich tut meine Frau die Dinge erst dann, wenn es gleichgültig geworden ist, ob sie getan sind oder nicht. Ich packte den Mantel sorgfältig ein, trug das Paket zur Post und schickte es ab. Erst dann fiel mir ein, daß ich vergessen hatte, das Pilzbuch herauszunehmen. Aber ich bin kein Pilzsammler.

Ich ging noch ein wenig spazieren, und als ich nach Hause kam, irrten der Klavierstimmer und meine Frau in der Wohnung umher und schauten in die Schränke und unter die Tische.

„Kann ich helfen?“ fragte ich.

„Wir suchen Herrn Kolhaas’ Mantel“, sagte meine Frau.

„Ach so“, sagte ich, meines Irrtums bewußt, „den habe ich soeben nach Australien geschickt.“ – „Warum nach Australien?“ fragte meine Frau. „Aus Versehen“, sagte ich. „Dann will ich nicht weiter stören“, sagte Herr Kolhaas, etwas betreten, wenn auch nicht besonders erstaunt, und wollte sich entschuldigen, aber ich sagte: „Warten Sie, Sie können dafür den Mantel von meinem Vetter bekommen.“

Ich ging auf den Speicher und fand dort in einem verstaubten Koffer den hellgrauen Mantel meines Vetters. Er war etwas zerknittert – schließlich hatte er zwölf Jahre im Koffer gelegen –, aber sonst in gutem Zustand.

Meine Frau bügelte ihn noch ein wenig auf, während ich mit Herrn Kolhaas ein Glas Sherry trank und er mir von einigen Klavieren erzählte, die er gestimmt hatte. Dann zog er ihn an, verabschiedete sich und ging.

Wenige Tage später erhielten wir ein Paket. Darin waren Steinpilze, etwa ein Kilo. Auf den Pilzen lagen zwei Briefe. Ich öffnete den ersten und las:

Lieber Herr Holle, (so heiße ich)
da Sie so liebenswürdig waren, mir ein „Taschenbuch für Pilzsammler“ in die Tasche zu stecken, möchte ich Ihnen als Dank das Resultat meiner ersten Pilzsuche zuschicken und hoffe, daß es Ihnen schmecken wird. Außerdem fand ich in der anderen Tasche einen Brief, den Sie mir wohl irrtümlich mitgegeben haben. Ich schicke ihn hiermit zurück.

Ergebenst Ihr A. M. Kolhaas

Der Brief, um den es sich hier handelte, war also wohl der, den mein Vetter damals in den Kasten stecken wollte. Offenbar hatte er ihn dann mitsamt dem Mantel zu Hause vergessen. Er war an Herrn Bernhard Haase gerichtet, der, wie ich mich erinnerte, ein Freund

meines Vetters gewesen war. Ich öffnete den Umschlag. Eine Theaterkarte und ein Zettel fielen heraus. Auf dem Zettel stand:

Lieber Bernhard!
Ich schicke Dir eine Karte zu „Tannhäuser“ nächsten Montag, von der ich keinen Gebrauch machen werde, da ich verreisen möchte, um ein wenig auszuspannen. Vielleicht hast Du Lust hinzugehen. Die Schmidt-Hohlweg singt die Elisabeth. Du schwärmst doch immer so von ihrem hohen Gis.

Herzliche Grüße, Dein Eduard

Zum Mittagessen gab es Steinpilze. „Die Pilze habe ich hier auf dem Tisch gefunden. Wo kommen sie eigentlich her?“ fragte meine Frau. „Herr Kolhaas hat sie geschickt.“ – „Wie nett von ihm. Es wäre doch gar nicht nötig gewesen.“

„Nötig nicht“, sagte ich, „aber er ist eben sehr nett.“

„Hoffentlich sind sie nicht giftig. – Übrigens habe ich auch eine Theaterkarte gefunden. Was wird denn gespielt?“

„Die Karte, die du gefunden hast“, sagte ich, „ist zu einer Aufführung von ‚Tannhäuser‘, aber die war vor zwölf Jahren!“ – „Na ja“, sagte meine Frau, „zu ‚Tannhäuser‘ hätte ich ohnehin keine große Lust gehabt.“

Heute morgen kam wieder ein Brief von Eduard mit der Bitte, ihm eine Tenorblockflöte zu schicken. Er habe nämlich in dem Mantel (der übrigens seltsamerweise länger geworden sei, es sei denn, er selbst sei kürzer geworden) ein Buch zur Erlernung des Blockflötenspiels gefunden und gedenke, davon Gebrauch zu machen. Aber Blockflöten seien in Australien nicht erhältlich.

„Wieder ein Brief von Eduard“, sagte ich zu meiner Frau. Sie war gerade dabei, die Kaffeemühle auseinanderzunehmen, und fragte:

„Was schreibt er?“ – „Daß es in Australien keine Blockflöten gibt.“ – „Dann soll er doch ein anderes Instrument spielen“, sagte sie.

„Das finde ich auch“, meinte ich.

Meine Frau ist von erfrischender, entwaffnender Sachlichkeit. Ihre Repliken sind zwar nüchtern, aber erschöpfend.

ZWEI LÜGEN
ODER EINE ANTIKISCHE TRAGÖDIE
AUF DEM DORFE

HEIMITO VON DODERER



1.
Der Fremde

DER KLEINBAUER Stacho saß mit seinem Weib und dem jüngeren Sohne Mirko bei Tische. Man hatte eben zur Nacht gegessen. Durch das kleine Fenster, vor dem sich Mirkos plattnasiges Gesicht abhob, schien das letzte Abendrot zugleich mit dem ersten Stern. Die zwei Männer und das mächtig grobknochige Weib schwiegen und stocherten noch ihre Zähne aus, als draußen Schritte vernehmbar wurden, eine vorübergehende Verdunklung sich vor das Fenster schob und gleich danach in höflich maßvoller Weise an die Türe gepocht ward. Jemand rief das „Herein!" Über die Schwelle trat, sich bückend, ein bärtiger Mann, dem Wanderschaft und das von auswärts Kommen sogleich angesehen werden mußten. Nicht nur, daß er einen Reisesack auf dem Rücken, eine Art Brotbeutel umgehängt und einen Stock in der Hand trug und daß seine Halbstiefel bestaubt waren: Gesicht, Gruß, Sprache und Geruch gehörten, wie es schien, einer anderen Menschenfamilie an, als die war, welche das kleine Dorf hier ausmachte.

Des Fremden Begehr war Speise und Nachtlager gegen angemessene Bezahlung. Man wurde einig, und er legte das Geld auf den Tisch. Die Bäurin trug seine Habe, Quersack und Brotbeutel, die er beide sogleich vertrauensselig dem Weib übergab, nach rückwärts in die Schlafstube, richtete ein Lager und stieg durch die Falltür in den Keller, um einen Steinkrug voll Milch heraufzuholen. Während der Gast dann die Suppe löffelte und mit den Hausleuten sprach, erschien sie nach einer Weile in der rückwärtigen Tür, die gegen Hof und Stall sich öffnete, und rief ihren Mann hinaus.

Der Bauer trat auf den Hof. Die Frau zog ihn ein Stück weiter mit sich fort, bis unter den Querbaum des Schuppens. „Was soll's denn, Alte?“ fragte Stacho. Es war fast dunkel geworden, aber im letzten Scheine des Sommerabends konnte er doch die Erregung bemerken, in welcher sich sein Weib befand, um so eher, als sie ihr Antlitz dicht vor das seine hielt. Die Augen funkelten im Halblicht. „Du willst also heute abend das Wäldchen verkaufen, und der Holzhändler wartet wohl schon im Dorfkrug. Du mußt es nicht tun. Ich weiß was Besseres. Du hast nicht mehr nötig, das Wäldchen zu verkaufen.“

„Heut, oder es geht übers Jahr erst“, sagte der Bauer, „du weißt, daß dieser Mensch einmal des Jahres nur daherkommt, und da heißt es den Kauf abschließen. Das will überlegt sein. Was soll mir das Holz.“

Sie schwiegen. Die Bäurin atmete heftig. „Der Beutel“, sagte sie endlich, „war so schwer. Ich sah hinein. Unten ist Gold. Zwei Pfund fast. Eine Art Stangen, und anderes.“

Der Bauer trat zurück. „Nun, und was nützt mir das?“

„Das nützt dir nur“, antwortete sein Weib nach einer Weile, „wenn dieser Kerl sich nicht sonst schon im Dorfe umgetan hat, sondern von der Straße geradewegs zu uns, als ins erste Haus, eingetreten ist.“

„Daß dich der ...“, knurrte Stacho, „aber du, hüte dich!“ Er wandte sich kurz um, ging über den schon ganz dunklen Hof und trat wieder in die Stube. Die Frau hatte ihn zurückzuhalten versucht; nun, da es nicht gelang, folgte sie ihm auf dem Fuße. Sie saßen am Tische nieder.

„Woher kommt Ihr?“ fragte die Bäurin den Fremden. Dieser nannte einen tagmarsch-weit entfernten Ort. „Und seid in unsere Kate zum Schlafen gegangen! Hättet auch Besseres finden können. Vielleicht im Krug. Habt Ihr Euch schon umgesehen im Dorfe?“

„Nein“, sagte der Gast und lachte seltsam in sich hinein. „War müde wie ein Hund und trat von der Straße ins erste Haus. Bin's ganz zufrieden bei euch.“ Er streckte sich behaglich im Sessel, gähnte, und seine Augen wurden bald klein vor Schläfrigkeit.

„Es wird Zeit für den Krug“, sagte die Frau zu Stacho. Der Bauer hob den Kopf und sah sie mit leicht gerunzelter Stirne an. Dann glitt sein Blick zu dem Sohne Mirko hinüber, der dösend auf seinem Platz hockte, jetzt aber den Kopf hob, da ihn der Fremde ansprach: „Und Ihr? Geht in Taglohn? – Nun ja, in Eurem Alter, freilich. Wie Euch der Junge gleicht, Frau! Aus dem Gesicht gerissen, wie man zu sagen pflegt. Hab so etwas selten noch gesehen. Euer einziges Kind?“

„Ja“, antwortete der Bauer für seine Frau. „Der Ältere ist im Krieg geblieben, das will sagen, sie haben ihn gefangen, und aus Sibirien

haben wir später nichts mehr von ihm gehört. Das sind nun bald 18 Jahre. Wär heute 36, der Bub." Sie schwiegen. „Ihr trinkt doch ein Schnäpschen", sagte die Bäurin zu dem Gast. „Ei freilich, gern", meinte dieser und betrachtete nicht ohne Wohlgefallen das große Glas voll Kartoffelbrand, welches die Alte vor ihn hinstellte. „Ich danke Euch", sagte er, nahm einen mundvollen Schluck, schüttelte sich und gähnte wieder. „Muß bald zur Ruh, Leute, verzeiht, heut sind's an die acht Stunden, die ich gegangen bin." „Ich geh in den Krug", sagte der Bauer endlich, nahm die Kappe vom Nagel, zögerte ein wenig unter der Türe, und ging schließlich.

2.
Der Vater

IM KRUG saßen an diesem Abend viele Bauern, die zum Teil den Holzhändler erwartet hatten, welcher aber ausgeblieben war. Als Stacho in den Schankraum eintrat, hoben sich aus dem Gewirre der Stimmen sogleich die laut gerufenen Worte des Wirtes: „Da ist er ja!", und der Schankwirt wies, hinter der Theke stehend und eine Flasche in der einen Hand, mit der anderen gereckten Zeigefingers auf Stacho. Diesem aber wandten sich nun fast alle Blicke entgegen, man stand zum Teile auf, gehobene Gläser wurden wieder auf die Tischplatte gesetzt, und ein ganzer Schwarm von Menschen kam auf den verdutzten Kleinbauern zu, der sich alsbald von einem Kreise umgeben sah, durch welchen der Wirt sich recht mühsam mit einem vollen Schnapsglase durchdrängte. „Wohl bekomm's!" sagte er zu Stacho, „meinen Glückwunsch. Und für heut abend seid Ihr mein Gast, Alter."

Stacho, dermaßen überrannt, glotzte den Wirt an, der ihm das Glas in die Hand gedrückt hatte, sah dann rundum, fuhr mit der freien Hand in den Bart, brachte aber am Ende nichts weiter heraus als sein gewöhnliches „Was soll's?" Da aber die Umstehenden nun ihrerseits noch viel verdutzter dreinschauten als Stacho, ja mit einem Staunen, welches schon an Empörung grenzte, fiel ihm, soviel Unbegreiflichem gegenüber, nichts weiter ein als die Frage nach dem Holzhändler, ob der wohl gekommen sei oder etwa noch kommen würde?

Da schlug sich jemand klatschend auf den Schenkel. Der Holzhändler!? Nein, der sei nicht gekommen heut abend, aber Stachos leiblicher Sohn sei heimgekehrt und sei hier im Wirtshaus gewesen und sie hätten mit ihm gesprochen –

Es tröpfelte erst, dann aber rann ein gleichmäßiger, dünner Faden Branntwein aus dem schief gehaltenen Glase Stachos zu Boden. Jemand nahm es ihm rasch aus der Hand. „Gebt Raum da", rief man und führte den Alten zu einer der Bänke um den Wirtstisch.

Stacho hockte zusammengeknickt. Man nötigte ihn zu trinken. „Brüder", sagte er nach einer Weile dumpfen Brütens, während ein Schmerz sein Gesicht zu verziehen schien, „warum aber ist der Junge nicht zu mir gekommen? Weiß er denn nicht, daß seine Eltern noch leben? Denkt er nicht, daß sein alter Vater als erster ihn hätte wiedersehen müssen? Brüder", sagte er und hob den Kopf, „das ist bitter. Denn bei uns war – niemand." Diese letzten Worte sprach er betont aus und schleppend langsam, als kosteten sie viele und große Kraft.

Ein allgemeiner Sturm von beschwichtigenden und erklärenden Reden erhob sich. Das dürfe er gar nicht so nehmen, hieß es, durchaus nicht. Sie hätten ihm freilich gesagt, dem Janko, daß die Eltern bei Leben und Gesundheit seien. „Jedoch verzeih", meinte der Wirt, „der Jüngste bist du auch nicht mehr, Stacho, und wir rieten ihm sehr ab, dich und die Mutter zu erschrecken. Also blieb er noch ein wenig hier und länger, da beredeten wir's hin und her. Meinte jemand, man soll einen Boten schicken – aber das hat er nicht haben wollen, der Janko, nicht um alles, wollte durchaus sehen, ob ihr ihn ganz von selbst würdet wiedererkennen, trotz des großen Bartes, mußt du wissen, denn den hat er –"

„Und ihr da, ihr habt ihn erkannt?" fragte der Kleinbauer und sah den Wirt mit Spannung von unten an.

„Nein, von uns keiner", rief dieser. „Aber da war die alte Mutter Dablenka im Krug, die jeden von uns hier noch als Kind an den Pfützen hat spielen gesehen. Nun, die hat geschrien: ‚Bei allen Heiligen, das ist –', freilich kamen wir dann auch dahinter, und er hat sich uns entdeckt."

„Und ist nicht zu den Eltern gekommen", brummte Stacho.

„Nein, so versteh doch, Alter: wir waren's, die ihm abrieten, und sagten ihm, das sei besser auf den morgenden hellen Vormittag zu verschieben, da er denn durchaus ohne irgendwelche Anmeldung zu euch wollte. Jeder von uns hätte ihm doch gerne Quartier gegeben für die Nacht, aber er hat nicht wollen, dein Bub, und ist am Ende gegangen, jedoch immer noch unschlüssig. Nun werden ihm am Wege vielleicht die Bedenken gekommen sein, und so schläft er wohl jetzt ruhig mit Sack und Pack irgendwo im Heu, und morgen hast du ihn. Wir dachten ja schon, euch heimlich einen Boten zu schicken, und eben, als du eintratest, war davon die Rede. Immerhin aber sind's

mehr als zwei Stunden, seit uns Janko verlassen hat, und so meinten wir eben jetzt, er sei am Ende wohl geradenwegs nach Hause gegangen und längst bei euch. Zudem, er war recht müde, und ist auch hier einmal eingenickt."

„Wie sieht er denn aus, der Janko?" fragte der Bauer, dessen tiefliegende Augen ein wenig schwammen. Er kippte gleich nach dieser Frage ein Glas Branntwein. Der Wirt antwortete weitschweifig und sagte zunächst, daß Janko sehr ordentlich aussehe und nicht im mindesten abgerissen, daß er feste Schaftstiefel trage, und übrigens habe er ihn selbst, in aller Bescheidenheit, sagen gehört, daß er den Eltern ein schönes Stück Geld ins Haus bringe, das wohl reichen würde, mancherlei noch anzuschaffen, und auch auf den Erwerb von ein paar Wiesen und Äckern oder Vieh. „Ist überhaupt ein ordentlicher Mensch geworden, der Bub", schloß er, „und man kann dir Glück wünschen, Stacho."

Während die Bauern das Ding nun allgemein beschwatzten, wobei es freilich auch hieß, daß so mancher in diesem Sibirien und Rußland und in diesen ganzen Teufels-Kriegen dort drüben über Nacht zu Geld und Gut gekommen sei, da wäre oft besser, nicht zu fragen wie – unter solchem Gerede befiel den Stacho ein heftiges Zittern am ganzen Leibe, und als er jetzt eilends Abschied nahm, und zu verstehen gab, wie dringend es ihm mit der Heimkehr sei, da hatte er im Abgehen aller Blicke teilnehmend auf seinen Rücken versammelt. Draußen auf der Dorfstraße aber, als die letzten Grußworte verhallten und die erleuchtete Türe zum Krug sich wieder geschlossen hatte, fiel seine Verstellung wie eine Last von ihm, und er eilte, so gut es seine alten Knochen erlaubten, keuchend in der Dunkelheit vorwärts.

3.
Ein Weg im Dunklen

SCHON NACH wenigen Minuten lag um seine Stirn ein Kranz kalter Schweißperlen. Er versuchte zu laufen, jedoch der Boden hielt ihn mit saugender Schwere fest, wie es in bösen Träumen oft zu gehen pflegt. An den Hügelkämmen stand der Saum der Wälder schwarz und geduckt, und gerade angesichts dieser entfernteren ruhenden Punkte wurde es Stacho deutlich, wie langsam er vorwärts kam mit seinen Schritten. Endlich hatte er die geschlossene Dorfzeile hinter sich, und die Häuser standen nunmehr einzelweis. Jedoch sein kleiner Hof lag weit draußen, gleichsam vorgestreut in die Landschaft, und

schon jenseits einer sanfteren Hügelwelle, über welche die Wagengeleise der Straße, die er jetzt hinaneilte, hinwegzogen.

Am Kamme oben hielt er tief atmend die Schritte an. Voraus, im Dunklen, lag sein Hof und Heim. Der Gedanke, daß dort Furchtbares geschehen könne, ja vielleicht schon geschehen sei oder sich in eben diesem Augenblick ereignete, war so wahnwitzig wie wahrscheinlich, war für sein Hirn kaum zu fassen und hatte doch den einfachen Verstand zum Anwalte. Er hob die Augen empor. Gegen den Himmel standen am Rande des Gesichtskreises drei Pappeln aufgereckt. Über ihnen schimmerte ein Stern, nah und hell. Er fuhr zusammen, schlug ein Kreuz und stürzte sich wieder in die Eile. Seine Vorstellung war erfüllt von einem einzigen Bild: er sah das Gesicht seines Weibes vor sich, wie sie ihn gemahnt hatte, endlich in den Krug zu gehen.

Sein Haus lag dunkel, das erfaßte er von weitem als erstes und als eine undeutliche Hoffnung. Das schlafende Haus erschien ihm weniger böse, als wenn es mit einem noch leuchtenden Auge in der Landschaft gewacht hätte. Wenige Schritte von der Türe entfernt bemerkte er das Fehlen des Schlüssels in seiner Tasche. Er pochte. Man rief fragend von innen, er gab sich zu erkennen, und die Türe ward geöffnet.

4.
Die Stunde des Zorns

Die vordere Stube war hell, nur hatte man den Laden geschlossen. Am Tische unter der Lampe saßen das Weib und der jüngere Sohn, welcher sich sogleich nach dem Öffnen der Türe wieder dort niedergelassen hatte. Auf dem Tische lag Neues und Furchtbares: das Gold. In kleinen Säulen, die aus übereinandergelegten Münzen gebildet waren, teils auch in sauber aufgelegten Reihen solcher Stücke, die wohl das Zählen erleichtern sollten; denn damit waren Mutter und Sohn beschäftigt. Das Gold zerriß die Stube, man könnte sagen, in der Art einer immerwährend platzenden Granate, wenn es dergleichen gäbe.

Der Bauer schloß die Türe hinter sich und blieb stehen. Mirko zog sich ein klein wenig zusammen, in der Art, wie sich eine Katze duckt. Die Bäurin sah ihren Mann ruhig an.

„Ihr habt . . .?“ sagte dieser endlich, denn zu mehr langte sein Atem nicht, und wies mit langsam sich erhebendem Arm auf die Türe der Schlafkammer.

„Ja“, sagte das Weib hart und kurz. Stacho trat einen Schritt auf

sie zu. Sein Kinn schnellte vor, und beide Fäuste ballten sich wie in einem kurzen Krampf. „Schiebe den Riegel wieder zu", sagte jetzt die Frau mit unerschütterter Ruhe. Der Mann gehorchte seltsamerweise sogleich, aber während er sich zur Türe gewandt hielt, mußte wohl jene Veränderung mit ihm vorgegangen sein, die nun sogleich Mutter und Sohn wie etwas Gefährliches und Fremdartiges antrat, ja bezwang und in ihren Bann schlug.

Stacho war nunmehr vollkommen ruhig. „Mach Licht drinnen", sagte er befehlend zu dem Sohne. Dieser erhob sich schwerfällig und verschwand im Schlafzimmer seiner Eltern. Als die Kerze brannte, trat ihm der Vater nach. Man hörte dort drinnen nichts weiter als wenige gewechselte Worte zwischen Vater und Sohn:

„Wer war es? Du allein?"

„Nein. Die Mutter und ich. Er schlief."

Der Bauer trat wieder heraus. „Räum den Tisch frei, und stell den zweiten aus der Küche dazu, gerade unter die Lampe. Verstanden?" Sie hatte wohl verstanden und tat, wie ihr befohlen war. Das Gold verschwand klimpernd im Brotsack, der nahebei auf einem niederen Spinde lag. Als die Bäurin aber an Stacho vorbei zur Küche ging, war von ihr deutlich ein Knurren zu hören, das für einen Menschenton wahrhaft verwunderlich klang. Stacho trat zu dem Sohn in den rückwärtigen Raum. „Pack an", sagte er kurz. „Wir tragen ihn nach vorne."

Sie schleppten den Toten heraus und legten ihn auf die beiden Tische unter dem Licht. Der Kopf des Leichnams fiel zurück, der Bart stand starr und struppig empor. Das Gesicht war blau und verzerrt und selbst für den jetzt wissenden Vater wenig kenntlich. Der Bauer zog das Sackmesser und schnitt den Strick durch, mit welchem man seinen Älteren erwürgt hatte. Die Spur am Halse war tief eingerissen und an einer Stelle blutig. Die Bäurin stand ohne ein Wort zu reden im Hintergrund des Zimmers und sah finster auf ihren Mann.

Dieser begann den Leichnam zu entkleiden, und Mirko ward durch einen Wink zur Hilfe herzugerufen. Sie hoben, zogen, rückten. Ein Arm fiel aus dem Jackenärmel mit starkem Schlag auf die Tischplatte. Die Stiefel herunterzuzerren war keine geringe Plage. Stacho durchsuchte die Kleider, fand einige Papiere, und da er die cyrillische Schrift zur Not hatte lesen gelernt, so wurde ihm jetzt, durch den russischen Ausweis hier in seiner Hand, hintennach noch sozusagen behördlich bestätigt, wer da auf den Tischen aufgebahrt lag, nackt, wie ihn seine Mutter einst geboren hatte. Der Bauer steckte die

Papiere ein, rief den jüngeren Sohn wieder zur Hilfe herbei und befahl, den toten Mann zu wenden und auf die Brust zu legen, so daß der Rücken nach oben käme. Dann schickte er Mirko um Wasser, Seife, ein Tuch und ein frisches Sonntagshemd.

Die Bäurin, unterdessen unbeweglich verweilend, verblieb im dunklen Hintergrunde der Stube. Stacho war über den Leichnam gebeugt. Als Mirko den Raum verlassen hatte, richtete sich der Vater auf und bat sein Weib mit ruhiger Stimme, nahe heranzutreten.

Am Tische aber und bei dem Toten erwartete sie nichts als ein zeigend ausgestreckter Finger und eine wortlose Stille. Der Finger zeigte auf drei runde braune Flecken am Rücken des Leichnams, oberhalb der rechten Hüfte, die so zueinander lagen, daß dieses Muttermal ziemlich genau die Form eines gleichseitigen Dreiecks ergab, eine Figur, die jetzt wie für alle Ewigkeit eingespannt erschien zwischen des Vaters zeigender Hand, der Mutter starrem Blick und dem hellen Schein der Lampe von oben. Eben als Mirko wieder das Zimmer betrat, fiel seine Mutter in die Knie, aber nicht wie jemand, der sich beugt, sondern sie rumpelte in sich zusammen und zu Boden, nicht anders wie ein Sack Holzscheiter, den man auf den Estrich entleert. Der Bauer warf ihr die Papiere vor die Füße, und sie tastete lange danach mit Händen, die der Lenkung nicht mehr gehorchen wollten, und bis sie ein Blatt vor die Augen brachte, verging eine ganz geraume Weile.

Mirko, der, mit den verlangten Gegenständen im Arme, nun wieder unter der Türe erschienen war und dort unschlüssig stand, ward von dem Vater herangewunken. Auch dies geschah in aller Ruhe, und der Kleinbauer Stacho gehabte sich ganz wie einer, der nur ein Amt verrichtet, bei dem die Genauigkeit der Erfüllung alles, die etwaige Gemütsbewegung des Trägers aber nichts ist. „Mirko", sagte er, „du weißt nicht, wer dieser tote Mann ist, welcher hier nackt auf den Tischen liegt?" Der Bursche antwortete nicht, auf seinem Gesicht lag eine Furcht, die sehr groß sein mußte, denn sie hatte seine Augen zu glanzlosen Kugeln gemacht, in welchen das Leben erstorben war, in denen kaum mehr das Licht von außen sich spiegeln wollte. „Dieser Mann ist dein Bruder. Hier deine Mutter muß es am besten wissen, sollte ein Mensch glauben." Und zur Bäurin: „Waschet jetzt den Leichnam, bettet ihn drinnen. Ich trete auf den Hof und erwarte dich dort, Frau", sagte er und ging.

Als die Bäurin eine halbe Stunde später hinauskam, fand sie ihren Mann wartend im Scheine einer Stall-Laterne, welche am Querbaum des Schuppens hing, neben einem festgeknoteten Strick mit Schlinge.

Darunter stand ein dreibeiniger Melkschemel. Stacho sah sein Weib an, in deren Antlitz es schon auf solche Art zuging, als schüttelte man da drinnen schwere Steine durcheinander. Er wies mit einer kurzen Bewegung des Kopfes auf die getroffene Vorbereitung und ging schweigend ins Haus.

In der Stube saß Mirko zusammengekrümmt an dem jetzt wieder leeren Tische. Nebenan hatten sie Janko im Bette aufgebahrt. Zwei Kerzen brannten. Der Tote hielt in den gefalteten Händen auf der Brust das Kreuz.

5.
Gerichtstag

Durch eine lange Zeit blieb alles wie von der sich ausbreitenden Stille verschluckt, ja jedes Geschehen schien für immer beendet. Der Vater lag regungslos auf den Knien neben dem Totenbett.

Ob Mirko durch irgendein wirklich vernehmbares Geräusch aufgeschreckt worden war, ist ungewiß, er stand jedenfalls, die gleichsam erloschenen Augen auf den Vater gerichtet, plötzlich in der Kammer und rief:

„Wo ist die Mutter?“

„Auf dem Hofe“, antwortete Stacho, und Mirko ging. Stacho hörte die Schritte draußen, und dann, nach einer kurzen Stille, kehrten sie, in wilde Sprünge verwandelt, zurück. Brüllend, mit hoch erhobenen Fäusten, warf sich der Sohn auf den Vater.

Aber jene Gewalt, die dem hier und jetzt mit seinem Amte ausgestatteten Rächer eignete, war noch nicht erschöpft. Allerdings geriet der Stoß vor die Brust derb, mit welchem der tobende Junge zurückgeschleudert wurde, nicht aber war dieser Hieb allein die Ursache seines jämmerlichen Zusammenbrechens. Mirko saß wieder beim Tische. Er winselte. In der Mitte des Raumes stand sein Vater, dem das Atmen jetzt Mühe machte.

„Du wirst“, sagte Stacho nach einer Weile laut und langsam, „jetzt unters Dach in deine Kammer gehen und dich schlafen legen. Du wirst jedem Menschen, der dich jemals fragen sollte, sagen, daß du in das Bett stiegst, noch bevor irgendwer da hierher kam. Du hast mit allem diesem nichts zu schaffen. Hast du’s gehört?“

„Ja, gehört“, sagte Mirko, und von einer ebenso plötzlichen, wie seltsamen Behendigkeit belebt, huschte er krummen Rückens aus der Stube und die schmale, knarrende Holztreppe empor. Gleich danach hörte man seine Kammertüre fallen.

Der Vater löschte die Lichter; im Hof, wo ihn nichts rührte, was er sah, im rückwärts gelegenen Raum, wo er den toten Sohn noch einmal küßte, und vorne in der Stube die Lampe über dem wieder leeren Tisch. Dann verschloß er sein Haus und ging. Denselben Weg in den Krug, den er vor nicht langer Zeit in umgekehrter Richtung zurückgelegt hatte, und als ein keuchendes Emporsteigen auf der Stufenleiter von Furcht und Grauen: diese stieg er jetzt gleichsam wieder hinab, von der äußersten erreichten Staffel her wieder sinkend, und in eine Ruhe hinein, wo der Mensch wohl weiß, was ihm zu tun obliegt. Die Nacht war warm und dunkel.

Im Kruge saß man noch beisammen; wenn's auch nur mehr wenige waren, sie genügten wohl als die Vertreter aller, bei dem, was zu tun übrigblieb. Er sagte – in das wie ein Trichter sich öffnende Erstaunen hinein, welches hier sein Wieder-Erscheinen schuf –, er sagte, und alle hörten gespannt und aufmerksam zu:

„Brüder, mein Janko ist wirklich heimgekehrt. Jedoch ist er nicht mehr am Leben. Mein Weib und ich, vom Teufel und dem Anblick des Goldes um den Verstand gebracht, das er, und weit mehr noch als ihr schon erzähltet, wirklich aus der Fremde mit sich geschleppt hat, haben ihn ermordet. Ich *log* beim ersten Male, als ich sagte, es sei niemand bei uns gewesen. Wohl war er bei uns, aber die Mutter erkannte nicht ihr eigenes Kind, und von euch erst erfuhr ich, was wir schon *getan* hatten. Sie hat sich erhängt, als ich die Wahrheit nach Hause brachte. Mich aber werdet ihr den Gendarmen übergeben."

Wie stürzender Schotter prasselten die Fragen, als der Hohlraum des Entsetzens sich wieder mit Leben zu füllen begann. Stacho antwortete, nicht ohne Einzelheiten, nach kurzer Zeit schon war jeder Zweifel der Zuhörer erschlagen. Und an diesem Punkte angelangt, fügte er hinzu:

„Mein Weib findet ihr am Querbaum im Schuppen. Nehmt euch des Jungen an, der jetzt wohl noch in seiner Kammer unterm Dache schläft, nicht ahnt, wer da kam, und was da unter ihm geschah. Schont ihn, wenn ihr's ihm sagt. Und sagt ihm auch, er soll die Kate verkaufen und über Land gehen. Amen", fügte er hinzu und griff nach dem Schnaps, den man ihm reichen wollte. Indessen blieb dieser ungetrunken. Der Alte fiel, als sei mit der glücklich vollbrachten zweiten Lüge sowohl die Sühne der ersten und das Amt dieses Abends als auch der Zweck seines letzten Restchens von Leben erfüllt, über den Tisch, schlug mit der Stirn auf die Platte, und als sie ihn aufrichteten, hatte auch das Herz seine Arbeit glücklich und für immer vollendet.

DAS OBDACH

ANNA SEGHERS

Anna Seghers

An einem Morgen im September 1940, als auf der Place de la Concorde in Paris die größte Hakenkreuzfahne der deutsch besetzten Länder wehte und die Schlangen vor den Läden so lang wie die Straße selbst waren, erfuhr eine gewisse Luise Meunier, Frau eines Drehers, Mutter von drei Kindern, daß man in einem Geschäft im XIV. Arrondissement Eier kaufen könnte.

Sie machte sich rasch auf, stand eine Stunde Schlange, bekam fünf Eier, für jedes Familienmitglied eins. Dabei war ihr eingefallen, daß hier in derselben Straße eine Schulfreundin lebte, Annette Villard, Hotelangestellte. Sie traf die Villard auch an, jedoch in einem für diese ruhige, ordentliche Person befremdlich erregten Zustand.

Die Villard erzählte, Fenster und Waschbecken scheuernd, wobei ihr die Meunier manchen Handgriff tat, daß gestern mittag die Gestapo einen Mieter verhaftet habe, der sich im Hotel als Elsässer eingetragen hatte, jedoch, wie sich inzwischen herausgestellt hatte, aus einem deutschen Konzentrationslager vor einigen Jahren entflohen war. Der Mieter, erzählte die Villard, Scheiben reibend, sei in die Santé gebracht worden, von dort aus würde er bald nach Deutschland abtransportiert werden und wahrscheinlich an die Wand gestellt. Doch was ihr weit nähergehe als der Mieter, denn schließlich Mann sei Mann, Krieg sei Krieg, das sei der Sohn des Mieters. Der Deutsche habe nämlich ein Kind, einen Knaben von zwölf Jahren, der habe mit ihm das Zimmer geteilt, sei hier in die Schule gegangen, rede französisch wie sie selbst, die Mutter sei tot, die Verhältnisse seien undurchsichtig wie meistens bei den Fremden. Der Knabe habe, heimkommend von der Schule, die Verhaftung des Vaters stumm, ohne Tränen, zur Kenntnis genommen. Doch von dem Gestapooffizier aufgefordert, sein Zeug zusammenzupacken, damit er am nächsten Tag abgeholt werden könne und nach Deutschland zurückgebracht

zu seinen Verwandten, da habe er plötzlich laut erwidert, er schmisse sich eher unter ein Auto, als daß er in diese Familie zurückkehre. Der Gestapooffizier habe ihm scharf erwidert, es drehe sich nicht darum, zurück oder nicht zurück, sondern zu den Verwandten zurück oder in die Korrektionsanstalt. – Der Knabe habe Vertrauen zu ihr, Annette, er habe sie in der Nacht um Hilfe gebeten, sie habe ihn auch frühmorgens weg in ein kleines Café gebracht, dessen Wirt ihr Freund sei. Da sitze er nun und warte. Sie habe geglaubt, es sei leicht, den Knaben unterzubringen, doch bisher habe sie immer nur nein gehört, die Furcht sei zu groß. Die eigene Wirtin fürchte sich sehr vor den Deutschen und sei erbost über die Flucht des Knaben.

Die Meunier hatte sich alles schweigend angehört; erst als sie fertig war, sagte sie: „Ich möchte gern einmal einen solchen Knaben sehen." Worauf ihr die Villard das Café nannte und noch hinzufügte: „Du fürchtest dich doch nicht etwa, dem Jungen Wäsche zu bringen?"

Der Wirt des Cafés, bei dem sie sich durch einen Zettel der Villard auswies, führte sie in sein morgens geschlossenes Billardzimmer. Da saß der Knabe und sah in den Hof. Der Knabe war so groß wie ihr ältester Sohn, er war auch ähnlich gekleidet, seine Augen waren grau, in seinen Zügen war nichts Besonderes, was ihn als den Sohn eines Fremden stempelte. Die Meunier erklärte, sie brächte ihm Wäsche. Er dankte nicht, er sah ihr nur plötzlich scharf ins Gesicht. Die Meunier war bisher eine Mutter gewesen wie alle Mütter: Schlange stehen, aus nichts etwas, aus etwas viel machen, Heimarbeit zu der Hausarbeit übernehmen, das alles war selbstverständlich. Jetzt, unter dem Blick des Jungen, wuchs mit gewaltigem Maß das Selbstverständliche und mit dem Maß ihre Kraft. Sie sagte: „Sei heute abend um sieben im Café Biard an den Hallen."

Sie machte sich eilig heim. Um weniges ansehnlich auf den Tisch zu bringen, braucht es lange Küche. Ihr Mann war schon da. Er hatte ein Kriegsjahr in der Maginotlinie gelegen, er war seit drei Wochen demobilisiert, vor einer Woche hatte sein Betrieb wieder aufgemacht, er war auf Halbtagsarbeit gesetzt, er verbrachte den größten Teil der Freizeit in der Wirtschaft, dann kam er wütend über sich selbst heim, weil er von den wenigen Sous noch welche in der Wirtschaft gelassen hatte. Die Frau, zu bewegt, um auf seine Miene zu achten, begann zugleich mit dem Eierschlagen ihren Bericht, der bei dem Mann vorbauen sollte. Doch wie sie auf dem Punkt angelangt war, der fremde Knabe sei aus dem Hotel gelaufen, er suche in Paris Schutz vor den Deutschen, unterbrach er sie folgendermaßen: „Deine Freundin Annette hat wirklich sehr dumm getan, einen solchen Unsinn zu unter-

stützen. Ich hätte an ihrer Stelle den Jungen eingesperrt. Der Deutsche soll selbst sehn, wie er mit seinen Landsleuten fertig wird... Er hat selbst nicht für sein Kind gesorgt. Der Offizier hat also auch recht, wenn er das Kind nach Hause schickt. Der Hitler hat nun einmal die Welt besetzt, da nützen keine Phrasen was dagegen." Worauf die Frau schlau genug war, rasch etwas anderes zu erzählen. In ihrem Herzen sah sie zum erstenmal klar, was aus dem Mann geworden war, der früher bei jedem Streik, bei jeder Demonstration mitgemacht und sich am 14. Juli stets so betragen hatte, als wollte er ganz allein die Bastille noch einmal stürmen. Er glich aber jenem Riesen Christophorus in dem Märchen – ihm gleichen viele –, der immer zu dem übergeht, der ihm am stärksten erscheint und sich als stärker erweist als sein jeweiliger Herr, so daß er zuletzt beim Teufel endet. Doch weder in der Natur der Frau noch in ihrem ausgefüllten Tag war Raum zum Trauern. Der Mann war nun einmal ihr Mann, sie war nun einmal die Frau, da war nun einmal der fremde Junge, der jetzt auf sie wartete. Sie lief daher abends in das Café bei den Hallen und sagte zu dem Kind: „Ich kann dich erst morgen zu mir nehmen." Der Knabe sah sie wieder scharf an, er sagte: „Sie brauchen mich nicht zu nehmen, wenn Sie Angst haben." Die Frau erwiderte trocken, es handle sich nur darum, einen Tag zu warten. Sie bat die Wirtin, das Kind eine Nacht zu behalten, es sei mit ihr verwandt. An dieser Bitte war nichts Besonderes, da Paris von Flüchtlingen wimmelte.

Am nächsten Tag erklärte sie ihrem Mann: „Ich habe meine Kusine Alice getroffen, ihr Mann ist in Pithiviers im Gefangenenlazarett, sie will ihn ein paar Tage besuchen. Sie hat mich gebeten, ihr Kind solange aufzunehmen." Der Mann, der Fremde in seinen vier Wänden nicht leiden konnte, erwiderte: „Daß ja kein Dauerzustand daraus wird." Sie richtete also für den Knaben eine Matratze. Sie hatte ihn unterwegs gefragt: „Warum willst du eigentlich nicht zurück?" Er hatte geantwortet: „Sie können mich immer noch hierlassen, wenn Sie Angst haben. Zu meinen Verwandten werde ich doch nicht gehen. Meine Mutter und mein Vater wurden beide von Hitler verhaftet. Sie druckten und verteilten Flugblätter. Meine Mutter starb. Sie sehen, mir fehlt ein Vorderzahn. Den hat man mir dort in der Schule ausgeschlagen, weil ich ihr Lied nicht mitsingen wollte. Auch meine Verwandten waren Nazis. Die quälten mich am meisten. Die beschimpften Vater und Mutter." Die Frau hatte ihn nur darauf gebeten zu schweigen, dem Mann gegenüber, den Kindern, den Nachbarn.

Die Kinder konnten den fremden Knaben weder gut noch schlecht

leiden. Er hielt sich abseits und lachte nicht. Der Mann konnte den Knaben sofort nicht leiden; er sagte, der Blick des Knaben mißfalle ihm. Er schalt seine Frau, die von der eigenen Ration dem Knaben abgab, er schalt auch die Kusine, es sei eine Zumutung, anderen Kinder aufzuladen. Und solche Klagen pflegten bei ihm in Belehrungen überzugehen, der Krieg sei nun einmal verloren, die Deutschen hätten nun einmal das Land besetzt, die hätten aber Disziplin, die verstünden sich auf Ordnung. Als einmal der Junge die Milchkanne umstieß, sprang er los und schlug ihn. Die Frau wollte später den Jungen trösten, der aber sagte: „Noch besser hier als dort."

„Ich möchte", sagte der Mann, „einmal wieder ein richtiges Stück Käse zum Nachtisch haben." Am Abend kam er ganz aufgeregt heim. „Stell dir vor, was ich gesehen habe. Ein riesiges deutsches Lastauto, ganz voll mit Käse. Die kaufen, was sie Lust haben. Die drucken Millionen und geben sie aus."

Nach zwei, drei Wochen begab sich die Meunier zu ihrer Freundin Annette. Die war über den Besuch nicht erfreut, bedeutete ihr, sich in diesem Stadtviertel nicht mehr blicken zu lassen, die Gestapo hätte geflucht, gedroht. Sie hätte sogar herausbekommen, in welchem Café der Knabe gewartet habe, auch daß ihn dort eine Frau besuchte, daß beide den Ort zu verschiedenen Zeiten verließen. – Auf ihrem Heimweg bedachte die Meunier noch einmal die Gefahr, in die sie sich und die Ihren brachte. Wie lange sie auch erwog, was sie ohne Erwägen in einem raschen Gefühl getan hatte, der Heimweg selbst bestätigte ihren Entschluß: die Schlangen vor den offenen Geschäften, die Läden vor den geschlossenen, das Hupen der deutschen Autos, die über die Boulevards sausten, und über den Toren die Hakenkreuze. So daß sie bei ihrem Eintritt in ihre Küche dem fremden Knaben in einem zweiten Willkomm übers Haar strich.

Der Mann aber fuhr sie an, sie hätte an diesem Kind einen Narren gefressen. Er selber ließ seine Mürrischkeit, da die eigenen Kinder ihn dauerten – alle Hoffnungen hatten sich plötzlich in eine klägliche Aussicht verwandelt auf eine trübe, unfreie Zukunft –, an dem fremden aus. Da der Knabe zu vorsichtig war und zu schweigsam, um einen Anlaß zu geben, schlug er ihn ohne solchen, indem er behauptete, der Blick des Knaben sei frech. Er selber war um sein letztes Vergnügen gebracht worden. Er hatte noch immer den größten Teil seiner freien Zeit in der Wirtschaft verbracht, was ihn etwas erleichtert hatte. Jetzt war einem Schmied am Ende der Gasse die Schmiede von den Deutschen beschlagnahmt worden.

Die Gasse, bisher recht still und hakenkreuzfrei, fing plötzlich von

deutschen Monteuren zu wimmeln an. Es stauten sich deutsche Wagen, die repariert werden sollten, und Nazisoldaten besetzten die Wirtschaft und fühlten sich dort daheim. Der Mann der Meunier konnte den Anblick nicht ertragen. Oft fand ihn die Frau stumm vor dem Küchentisch. Sie fragte ihn einmal, als er fast eine Stunde reglos gesessen hatte, den Kopf auf den Armen, mit offenen Augen, woran er wohl eben gedacht habe. „An nichts und an alles. Und außerdem noch an etwas ganz Abgelegenes. Ich habe soeben, stell dir vor, an diesen Deutschen gedacht, von dem dir deine Freundin Annette erzählt hat, ich weiß nicht, ob du dich noch erinnerst, der Deutsche, der gegen Hitler war, den die Deutschen verhafteten. Ich möchte wohl wissen, was aus ihm geworden ist. Aus ihm und seinem Sohn." Die Meunier erwiderte: „Ich habe kürzlich die Villard getroffen. Sie haben damals den Deutschen in die Santé gebracht. Er ist inzwischen vielleicht schon erschlagen worden. Das Kind ist verschwunden. Paris ist groß. Es wird sich ein Obdach gefunden haben."

Da niemand gern zwischen Nazisoldaten sein Glas austrank, zog man oft mit ein paar Flaschen in Meuniers Küche, was ihnen früher ungewohnt gewesen wäre und beinah zuwider. Die meisten waren Meuniers Arbeitskollegen aus demselben Betrieb, man sprach freiweg. Der Chef in dem Betrieb hatte sein Büro dem deutschen Kommissar eingeräumt. Der ging und kam nach Belieben. Die deutschen Sachverständigen prüften, wogen, nahmen ab. Man gab sich nicht einmal mehr die Mühe, in den Büros der Verwaltung geheimzuhalten, für wen geschuftet wurde. Die Fertigteile aus dem zusammengeraubten Metall wurden nach dem Osten geschickt, um anderen Völkern die Gurgel abzudrehen. Das war das Ende vom Lied, verkürzte Arbeitszeit, verkürzter Arbeitslohn, Zwangstransporte. Die Meunier ließ ihre Läden herunter, man dämpfte die Stimmen. Der fremde Junge senkte die Augen, als fürchte er selbst, sein Blick sei so scharf, daß er sein Herz verraten könne. Er war so bleich, so hager geworden, daß ihn der Meunier mürrisch betrachtete und die Furcht äußerte, er möge von einer Krankheit befallen sein und die eigenen Kinder noch anstecken. Die Meunier hatte an sich selbst einen Brief geschrieben, in dem die Kusine bat, den Knaben noch zu behalten, ihr Mann sei schwer krank, sie ziehe vor, sich für eine Weile in seiner Nähe einzumieten. – „Die macht sich's bequem mit ihrem Bengel", sagte der Mann. Die Meunier lobte eilig den Jungen, er sei sehr anstellig, er ginge schon jeden Morgen um vier Uhr in die Hallen, zum Beispiel hätte er heute dieses Stück Rindfleisch ohne Karten ergattert.

Auf dem gleichen Hof mit den Meuniers wohnten zwei Schwestern,

die waren immer recht übel gewesen, jetzt gingen sie gern in die Wirtschaft hinüber und hockten auf den Knien der deutschen Monteure. Der Polizist sah sich's an, dann nahm er die beiden Schwestern mit aufs Revier, sie heulten und sträubten sich, er ließ sie in die Kontrolliste eintragen. Die ganze Gasse freute sich sehr darüber, doch leider wurden die Schwestern jetzt noch viel übler, die deutschen Monteure gingen bei ihnen jetzt aus und ein, sie machten den Hof zu dem ihren, man hörte den Lärm in Meuniers Küche. Dem Meunier und seinen Gästen war es längst nicht mehr zum Lachen, der Meunier lobte jetzt nicht mehr die deutsche Ordnung, mit feiner, gewissenhafter, gründlicher Ordnung war ihm das Leben zerstört worden, im Betrieb und daheim, seine kleinen und großen Freuden, sein Wohlstand, seine Ehre, seine Ruhe, seine Nahrung, seine Luft.

Eines Tages fand sich der Meunier allein mit seiner Frau. Nach langem Schweigen brach es aus ihm heraus, er rief: „Sie haben die Macht, was willst du! Wie stark ist dieser Teufel! Wenn es nur auf der Welt einen gäbe, der stärker wäre als er! Wir aber, wir sind ohnmächtig. Wir machen den Mund auf, und sie schlagen uns tot. Aber der Deutsche, von dem dir einmal deine Annette erzählt hat, du hast ihn vielleicht vergessen, ich nicht. Er hat immerhin was riskiert. Und sein Sohn, alle Achtung! Deine Kusine mag sich selbst aus dem Dreck helfen mit ihrem Bengel. Das macht mich nicht warm. Den Sohn dieses Deutschen, den würde ich aufnehmen, der könnte mich warm machen. Ich würde ihn höher halten als meine eigenen Söhne, ich würde ihn besser füttern. Einen solchen Knaben bei sich zu beherbergen, und diese Banditen gehen aus und ein und ahnen nicht, was ich wage und was ich für einer bin und wen ich versteckt habe! Ich würde mit offenen Armen einen solchen Jungen aufnehmen." Die Frau drehte sich weg und sagte: „Du hast ihn bereits aufgenommen."

Ich habe diese Geschichte erzählen hören in meinem Hotel im XIV. Arrondissement von jener Annette, die dort ihren Dienst genommen hatte, weil es ihr auf der alten Stelle nicht mehr geheuer war.

SPRECHSCHÄDEL

HERBERT MEIER

Die Lehnen waren weiße Lederstulpen und die Knäufe Handschuhe, zerlöchert und wie angenagt, die Finger nicht vollzählig, vier Finger an der linken Hand, zweieinhalb an der rechten.

Man hatte diese Überbleibsel an seinen hohen Lehnstuhl gebunden, Gott weiß warum, wie man in solchen Fällen zu sagen pflegt.

Auf der Sitzfläche lag ein breitkrempiger Hut mit buntem Federschmuck, als hätte ihn jemand, der eben heimgekommen ist, dort abgeworfen.

Doch von Lehne zu Lehne war eine angestaubte Kordel gespannt. Und an der Kordel hing eines jener bekannten Täfelchen mit der Aufschrift „Nicht berühren".

Wer das las, wußte gleich: Den Hut, der dort lag, wird niemand mehr aufsetzen.

Hut, Lehnstuhl und Saal gehörten, wie man im Reiseführer nachlesen konnte, was übrigens auch der Wächter mit der Schirmmütze den Besuchern des Schlosses darlegte, dem großmächtigen Seigneur Grimaldi.

Gegenstände und Hausrat des Verewigten waren im Saal zur Schau gestellt: Tonpfeifen, Tabaktöpfe und Tabakdosen, Andachtsbücher und Gürtelschnallen, Apostelbriefe und Pistolen, Büchsen und Degen, gekreuzt an den frisch gekalkten Wänden, Flaggen und Feuerwaffen, weitere Hüte mit Federbüschen; Stiefel standen in einer Ecke, Stiefelknechte und, von Holzwürmern durchbohrt, ein Nachtstuhl; Urkunden und Briefe, eine Mittelmeerkarte, koloriert, mit Segelschiffen und einer Himmelsrose verziert, nebst Haarlocken des Seigneurs.

Sein Totenschädel lag in einer Mauernische, auf einem schwarzen Sammetkissen eingeglast. Und aus dem Schädel war von Zeit zu Zeit die Stimme des Großmächtigen zu vernehmen. Das erhöhte, wie man

leicht begreifen wird, den Eintrittspreis. Denn nicht jedes Museum verfügt über einen Sprechschädel aus der Feudalzeit. Er sprach nur selten. Je nach den Gezeiten, wenn die Flut kommt, behaupteten die einen. Je nach dem Grad der Luftfeuchtigkeit, sagten die andern. Während drei Jahren hatte man die Zeiten der Grimaldischen Botschaft statistisch erfaßt. Eine Gesetzmäßigkeit war nicht herauszulesen. Extrapolationen erwiesen sich als nutzlos. Es gab keine Vorhersagen.

„Der Seigneur spricht eben, wann es ihm gefällt", sagten die Museumswächter, „wie er es schon damals hielt, als er noch lebte."

In der Tageszeitung gab es eine Rubrik mit der Überschrift „Grimaldi-Nachrichten". Da wurde jeweils gemeldet, wann der Großmächtige zu vernehmen gewesen war. Was er sprach, wurde nie berichtet. Doch die Rubrik stand meistens unbedruckt, ein kleiner weißer Balken unter den Faits divers. Denn oft kam wochenlang keine Botschaft aus dem seigneuralen Schädel. Dann wieder sprach er zweimal an ein und demselben Tag.

SOOFT DIE Rubrik mit Sätzen wie diesen bedruckt war: „Gestern zwischen fünfzehn Uhr drei und fünfzehn Uhr fünf sprach der Kopf des Verewigten", erschien der Oberwächter im nahen Bistro und bezahlte den gerade anwesenden Gästen, sofern sie einheimisch waren, ein hellgrünes Getränk, das nach Anis roch.

Er konnte sich solche alkoholischen Schenkungen leisten: wenn der Seigneur gesprochen hatte, füllte sich seine Schirmmütze mit Trinkgeldern. Oft lagen Münzen und Scheine auf der Steinschwelle, denn die Mütze floß über.

Wer die Grimaldische Stimme vernommen hatte, schrieb ins Zeugenbuch seinen Namen. Es lag neben der Kasse aufgeschlagen, und jedem Besucher war erlaubt, darin zu blättern. Und jeder, der darin geblättert hatte, hoffte, auch er werde in den Genuß der seigneuralen Stimme kommen und sich mit seinem Namenszug im Buch der Zeugen verewigen.

Aber wie manche Hoffnung wurde enttäuscht!

Tausende hatten in dem weiträumigen Saal, dessen Akustik geheimnisvoll mächtig war, umsonst auf eine Botschaft gewartet.

Ein junger Historiker, der nebenbei auch Nachrichtentechnik trieb, wollte das Phänomen des Sprechschädels wissenschaftlich untersuchen. Es gelang ihm, sich bei den Behörden einen Auftrag zu erreden. Die Behörden schätzten zwar die Grimaldische Einnahmequelle, und in dieser Hinsicht wollten sie nicht an die Dinge rühren.

Denn wo Einnahmequellen stetig fließen, soll man ihren Fluß nicht stören und kritisch verschmutzen. Doch im geheimen jagte die Schädelbotschaft auch den Beamten Furcht und abergläubisches Zittern ein. Und so kam ihnen die historische Neugierde des jungen Mannes gelegen. Sie erblickten in ihm einen Ritter ohne Furcht und Tadel, und die Förderung seines Unternehmens wurde einmütig beschlossen.

Er bekam einen staatlichen Museumspaß und wurde mit einem Nachschlüssel zum Grimaldi-Saal ausgerüstet; so hatte er freien Eintritt und freies Spiel. Die Maßnahmen, die der Nachrichtentechniker, der auch ein Historiker war, am ersten Tage traf, schienen zu überzeugen. Er überreichte dem Oberwächter ein Taschenaufnahmegerät nebst Mikrophon und bat ihn, es einzuschalten, sobald der Seigneur spreche.

Erst sollten die Fakten, das heißt die Botschaft an sich, aufgenommen, dann ihre Ursachen erforscht werden. Zur Aufnahme der Fakten brauchte er im Schloß nicht anwesend zu sein, fand der Wissenschafter. Das könne er einem Assistenten übertragen. Und er übertrug es dem Oberwächter.

Wächter in Museen sind nicht sehr beschäftigt, sie stehen oder sitzen. Dann und wann gehen sie, aber wie bald stößt ein Wächter an den nächsten Wächter, dreht sich auf den Absätzen seiner glänzenden schwarzen Schuhe und macht kehrt. Kaum irgendwo hat man einzugreifen, es sei denn, wenn Kinder kommen, die noch nicht lesen können und daher alles berühren, trotz den Verboten. Eingreifen wäre überhaupt ein zu gewalttätiges Wort. Es wird nicht eingegriffen, es wird gemahnt mit Handzeichen, Blicken oder Zischlauten.

Der Oberwächter, der jetzt auch ein wissenschaftlicher Assistent war, verfügte über die notwendige Zeit und über die Fähigkeiten, mitten unter den staunenden Besuchern, während der Großmächtige sprach, eine kleine Tonbandaufnahme zu machen.

Eines frühen Morgens las der Historiker in der Tageszeitung, gestern zwischen drei Uhr dreiundzwanzig und drei Uhr siebenundzwanzig habe der Kopf des Verewigten einiges verlauten lassen. Da bestieg er gleich sein Rad und fuhr voll Zuversicht zum Schloß.

Noch war das nur ein Anfang. Der Fragen blieben viele. Etwa, ob es sich um eine konstante Botschaft handle, die mit gleicher Wahrscheinlichkeit wiederkehrt, oder um eine wechselnde Botschaft. Lassen wir das fürs erste, sagte er sich. Zunächst wird der Vorrat der Grimaldischen Signale bestimmt, dann gehen wir das Nachrichtensystem an und fragen uns: Wo liegt der Sender? Im Schädel selbst

oder außerhalb? Wie ist der Nachrichtenkanal beschaffen? Ist der Schädel auch der Kanal, das materielle Medium der Grimaldischen Kommunikation oder wie oder was oder warum?

Er stieß sein Rad über das Kopfsteinpflaster der mittelalterlich engen Gassen, und es blitzte in seinem Kopf: Kommunikation? Ja wie denn? Wer verlangt nach der Botschaft eines Verewigten heute? Und will sich der Verewigte durch die Zeiträume hinweg einem Empfänger, den er nicht wahrnimmt, eröffnen? Kommunikation ist der Austausch zwischen dynamischen Systemen, meine Herren. Und Verewigtes ist kein Dynamisches mehr. Aber Grimaldi spricht; ein historio-phonisches Phänomen, und weiter nichts.

Als der Nachrichtenforscher den weiträumigen Saal betrat, saß der Oberwächter auf seinem Strohhocker und zählte Münzen und Scheine. Auf die Bitte, er möchte ihm nun die Spule aushändigen, blickte der Geldzähler verwundert von seinen frischen Einnahmen auf. Ja, was denn für eine Spule? schien er zu fragen.

Nun, man sei doch zum Teufel übereingekommen, daß er, der Assistent, das Gesprochene aufnehme. Und gestern zwischen drei Uhr dreiundzwanzig und drei Uhr siebenundzwanzig sei laut Tageszeitung gesprochen worden.

Auch vor einer Stunde sei gesprochen worden, sagte der Oberwächter und verschnürte seinen Lederbeutel, der voll von Münzen war.

Leider habe er vergessen, das Gerät einzuschalten.

„Das ist unverzeihlich!“ schrie der Historiker, mit einem Fuß aufstampfend, so daß die Grimaldischen Schaukasten bebten und ein leichtes Klirren einzelner Gegenstände zu hören war.

Unverzeihlich sei das nicht, sagte der Oberwächter. Wer im Banne der Botschaft stehe, und dem Bann entziehe sich niemand, auch ein Oberwächter nicht, der vergesse sich selbst und alles. Jedermann sei entrückt, gewissermaßen.

Ja, was denn an der Botschaft so ungeheuer sei, fragte der Historiker.

Der Assistent faltete sorgsam Geldschein um Geldschein und legte sie in sein leeres Zigarrenetui. Dann setzte er sich die Schirm- oder Geldmütze auf und sagte:

„Es ist uns verboten, die Worte des Seigneurs mitzuteilen.“

Wer denn das lächerliche Verbot erlassen habe, fragte der Forscher.

Das wisse man nicht, sagte der Wächter. Aber man halte sich daran.

Der staatlich Beauftragte erklärte, er sei nicht irgendwer. Seine

Fragen seien wissenschaftlich begründet und national finanziert. Er verlange daher klare, aufrichtige, unbestechliche Auskünfte. „Was sagt Grimaldi? Ein Beispiel bitte."

Der Oberwächter kehrte sich dem Fenster zu und schwieg angesichts der hohen Festungsmauern, an denen die Wellen aufschlugen; draußen war Flut.

Da zückte der Historiker einen Zwanzigerschein und streckte ihn dem Gehilfen unter die Nase.

Dieser sagte, leicht näselnd: „Her mit dem Fasan, du Luder!", nahm den Geldschein und nieste. Das Papiergeld hatte ihn in der Nase gestochen und dort, wie es schien, die Schleimhäute gereizt.

„Ist das alles?" fragte der Wissenschafter. In den Prospekten der Reisebüros stehe es anders. Dort werde in hohen Sätzen von einer recht geheimnisvollen Botschaft geredet. Geheimnisvoll sei der Satz vom Fasan nun keineswegs.

Der Sprechschädel sei doch Geheimnis genug, meinte der Oberwächter. Ob der Herr Forscher und Nachrichtenbastler schon anderswo aus einem hohlen Schädel Worte vernommen habe.

„Wir werden ja hören", sagte der wissenschaftlich Beauftragte.

Aber sie vernahmen tagelang nichts, und auch in den Nächten, die sie im Grimaldischen Saale nun gemeinsam verbrachten, keine Silbe und kein Wort. Der Historiker hatte in einer Fensternische ein Feldbett mit Kissen und Wolldecken aus der nahen Artilleriekaserne aufgestellt. Der Assistent schlief dort, wo er auch tagsüber dann und wann einnickte wie viele Wächter, auf seinem Strohhocker. Beim Einnachten tranken die beiden Wein, den zu spenden der Wissenschafter sich angewöhnt hatte. Im übrigen verbaten sie sich das Reden, um die Stimme des Großmächtigen nicht zu überhören. Aber sie war nicht zu überhören; sie sprach nicht.

Nachrichtentechniker, die auch Historiker sind, gelten als verbissene, zielbesessene Leute. Der junge Mann gab nicht auf. Damit er nicht gezwungen wäre, die Forschungsstätte auch nur auf einen Sprung zu verlassen, hätte er am liebsten den alten Grimaldischen Nachtstuhl benutzt, der dort einsam an der Wand stand, mit Kordel und Täfelchen versehen: „Nicht berühren". Aber so weit durfte er es mit der Besetzung der historischen Gegebenheiten nicht treiben. Als eine Okkupation seines eigenen Reiches empfand der Oberwächter ohnehin das Ganze. Und da er breite Schultern hatte und die Fäuste eines Fischers, der schwere Netze einzieht, fürchtete der Nachrichtenhistoriker einen Zweikampf, bei dem er alles verlieren konnte, seine Brille und den staatlichen Auftrag. Denn der Oberwächter hatte ge-

droht, im Namen der Grimaldischen Museumsbelegschaft Klage einzureichen, sobald durch die Forschungsarbeit die Einkommensverhältnisse in Mitleidenschaft gezogen würden. Im Hintergrund stehe eine Schutzmacht: die Gewerkschaft der nationalen Wächter, Wärter und Aufseher. Sie werde bei der geringsten Verschiebung der bestehenden Dinge eingreifen.

Dem Eingriff wollte sich der Wissenschafter nicht aussetzen, und so verzichtete er auf die Benutzung des historischen Nachtstuhls. Er verließ den morgendlich hellen Saal und stieg die wenigen Stufen zur neuzeitlich eingerichteten Schloßtoilette hinab.

Das war um fünf Uhr einundfünfzig mitteleuropäischer Zeit. Als er um sechs null Uhr den Saal wieder betrat, drückte der Oberwächter gerade die Taste mit dem Zeichen „Rücklauf".

Der Großmächtige hatte gesprochen.

Zur Unzeit, in einem leeren Saal, wie der Historiker fluchend bemerkte. Immerhin, diesmal hatte der Assistent nicht versagt. Die Botschaft war, wie es schien, auf dem Tonband.

Man konnte sie abspielen.

Mit schweren Atemstößen begann es, mit einem Brodeln und Zischen. Wortstücke hoben sich aus dem Schallchaos; Schallchaos war der Begriff, den sich der Wissenschafter für die Beschreibung des Vorganges merkte. Geschrei wechselte mit ruhigen Anweisungen; einiges widerhallte von den Wänden, man hörte das Zittern und Klirren der Schaukasten. Dann erschallten Befehle. „Her mit dem Fasan, du Luder!" war das letzte Vernehmbare. In gurgelnden Lauten verging dann die Botschaft.

So SEI es immer, meinte der Oberwächter, erst komme das Atemgebraus des Großmächtigen, dann seine Befehle, und am Ende vergurgle das Ganze. Das Ergebnis war enttäuschend. Die Dinge, die herbefohlen wurden, waren der Wissenschaft längst bekannt, in Büchern nachzulesen, in Museen zu besichtigen.

Eine einzige Aussage veranlaßte den Historiker zu einer Bemerkung. Herr Grimaldi schrie, schnaubend vor Zorn: „Man stecke den Hund in die Geige!" Der Satz gelte nicht einem Musiker, eher einem Verbrecher, belehrte der Wissenschafter seinen Assistenten. Bei der Geige sei nicht an eines der alten Instrumente im Musikzimmer nebenan zu denken. Geigen seien auch Folterwerkzeuge.

Das wisse er, sagte der Oberwächter.

Der Historiker belehrte ihn dennoch weiter: zur Zeit der feudalen Herrschaften habe man Instrumente zum Foltern und Martern mit

musikalischen Begriffen versehen. Indessen, um nun das ganz deutlich zu sagen: Von einer Botschaft könne hier nicht die Rede sein. Was man aus dem famosen Sprechschädel vernehme, seien lauter Alltäglichkeiten. Und er steckte das Aufnahmegerät mit der enttäuschenden Spule in die Tasche.

Wichtig seien ihm jetzt nicht mehr die Worte des Seigneurs, meinte er, wichtig sei ihm nur noch das materielle Medium, der Nachrichtenkanal. Aus diesem Grunde wolle er den Schädel oder Sprechkopf genau untersuchen.

Er ging und hob den seigneuralen Schädel aus der Nische, legte ihn auf sein Feldbett, das er mit zwei weißen Nastüchern belegt hatte, und griff behutsam in den Hohlraum des Totenkopfes.

Er griff in ein trockenes Knäuel; aus den Augenhöhlen stoben leichte Wolken.

Langsam zog er den Fund ans frühe Tageslicht.

„Es sind Nerven!“ rief er aus.

Und wirklich, was er in der Hand hielt, waren graue und weiße, mumienhafte Bänder. Er nahm eine leere Tonbandspule, entwirrte das Knäuel zu einem langen, langen Band und spulte es von Hand auf, verklebte das Ende und steckte den Schädelbericht in die Tasche.

„Das ist Diebstahl!“ rief der Oberwächter.

„Das ist Wissenschaft“, sagte der Nachrichtenhistoriker und verließ den Saal.

WOCHENLANG WAR aus dem Schloßmuseum nichts mehr zu vernehmen.

Die Rubrik der Grimaldi-Nachrichten erschien weiß; die Geldmützen lagen leer auf der Schwelle. Und wenn der Oberwächter im Bistro erschien, setzte er sich in eine Ecke, sprach kaum ein Wort und bezahlte den einheimischen Gästen keine Getränke mehr. Sie fragten, wie es ihm gehe. Man sage, die Besucherzahl oben im Schloß nehme ab. Der Großmächtige sei verstummt.

Das sei nicht wahr, wehrte sich der Oberwächter. Er ruhe nur. Einem Toten dürfe man das Schweigen nicht ankreiden. Er werde wieder sprechen, das sei gewiß.

Woher man das wisse, fragte der Tabakhändler.

„Aus Erfahrung“, erwiderte der Geschlagene.

Warum man die Botschaft nicht von einem Schauspieler sprechen lasse, sie aufnehme und abspiele, sooft sich der Saal mit Besuchern angefüllt habe, fragte ein ehemaliger Radiohändler.

Der Oberwächter entgegnete, das wäre eine Täuschung.

Aber eine lukrative, sagte der Händler.

Der Verewigte würde sich, wie er, der Oberwächter, ihn kenne, nicht nur im Grab umdrehen, er würde erscheinen in der Nacht und alles zerstören, was an sein herrschaftliches Leben erinnere und von dem die Wächter und Schloßraumpflegerinnen noch heute ihr Auskommen hätten.

Daraufhin lachte man laut über ihn her. Und der Mann mit der Schirmmütze verließ das Bistro.

Er ging nach Hause und verfaßte einen Brief an den Sekretär der Gewerkschaft, in dem er sich beschwerte, durch anhaltende wissenschaftliche Untersuchungen, die der Staat dulde und unterstütze, werde den Grimaldischen Wächtern die Existenz untergraben. Die Besucher seien enttäuscht, da die seigneurale Botschaft nicht mehr ertöne, und wo sie früher mit Trinkgeldern nicht gegeizt hätten, würden sie jetzt den Saal, kaum daß sie eingetreten, nach wenigen Augenblicken wieder verlassen. Oft komme es vor, daß jemand die Mütze, die man nach alter Gewohnheit noch immer auf die Schwelle lege, aufhebe und sage: „Ihre Mütze, mein Herr." Gedemütigt nehme man dann die leere Kopfbedeckung in Empfang, bedanke sich freundlich und erscheine als nachlässiger Aufseher, der seinen Hut, statt ihn, wie es sich gehöre, zu tragen, weggeworfen oder verloren habe. Solche Vorkommnisse zehrten an den Nerven der Wächterschaft. Es sei an der Zeit, daß die Gewerkschaft eingreife. Hochachtungsvoll.

Als die Glocke eines Nachmittags die wenigen Besucher aus dem Saal läutete, blieb einer vor dem Totenschädel stehen. Der Oberwächter sprach ihn höflich an und bemerkte, das Glockenzeichen gelte auch ihm, er möchte sich bitte hinausbegeben.

Der Mann wandte sich um: sein Gesicht war von weißlichen Hautschuppen entstellt. Seine Hände waren weiß verbunden, die Finger ragten aus dem Verband hervor; der Wächter zählte die Finger, sie schienen vollzählig zu sein. Als der Mann sagte, die Untersuchungen seien abgeschlossen, erkannte er ihn.

„Um Gottes willen, was haben Sie?", fragte der Wächter den an der Haut erkrankten Historiker.

„Nichts", sagte dieser und überreichte dem Oberwächter eine kleine weiße Tüte. Was er damit soll? Es handle sich um etwas Schnupftabak des Verewigten, scherzte der junge Wissenschafter. Nein, es seien vielmehr die Überbleibsel einer wissenschaftlichen Untersuchung: der Staub der seigneuralen Nervenbänder. Sie seien,

offenbar unter dem Einfluß der Luft, vor seinen Augen zerfallen. Glücklicherweise habe er den Zerfall gefilmt; man könne ihn vorführen.

„Und die Botschaft?“ fragte der Oberwächter. Er zitterte am ganzen Leib.

Die Botschaft habe er mitgebracht, sagte der Nachrichtenhistoriker. Ob er sie abspielen solle? Er nahm ein winziges Gerät aus der Brusttasche, reichte es dem Aufseher auf dem Handteller; über die Fingerbeeren zog ein weißliches Schuppengeflecht; er sagte: „Schalten Sie ein, bitte.“

Der Wächter drückte die linke Taste.

Der Großmächtige begann wieder zu atmen, schrie und fauchte: „Mein Hut! Mein Hut! Wo ist mein Hut!“

„Man sattle mir den Apfelschimmel!“

„Man ersäufe ihn, den Hund!“

„Her zum Teufel mit dem Stiefelknecht!“

„Diana, Geliebte. Die Stulpen sind zerrissen.“

Dann verschluckte er sich im Trinken, hustete, schnaubte, nieste, rülpste.

Er schwieg. Dann sprach er laut, als richte er von einem Balkon herab sein Wort an eine Menschenmasse: „Aus dem Untergang der feudalen Gesellschaft“, sagte er, „wird eine neue Gesellschaft hervorgehen. Sie wird die Gegensätze der Klassen nicht aufheben, im Gegenteil. Es werden neue Formen der Unterdrückung kommen und die alten verdrängen. Her mit dem Fasan, du Luder!“

„Das ist neu“, sagte der Oberwächter entgeistert. Solche Sätze habe er nie vernommen.

Ob denn die Stimme nicht grimaldisch töne, fragte der Historiker. Ja schon, sagte der Oberwächter. Aber die Botschaft sei neu. Richtig, erklärte der Historiker, es handle sich um die Sonderbotschaft des Gewerkschaftssekretärs, von ihm selbst gesprochen.

„Er redet wie unser Seigneur!“ rief der Wächter beglückt.

Nun legte ihm der Historiker dar, die Gewerkschaft habe sich der Sache angenommen und verordnet, daß die Botschaft jetzt, da sie nicht mehr über die grimaldischen Nervenbänder laufen könne, den modernen Reproduktionsverhältnissen angepaßt werde, so daß sie beherrschbar sei und abspielbar, wann und wo man es für notwendig erachte. Er habe genug der Beschwerden empfangen, habe der Generalsekretär erklärt, jetzt gehe es darum, ein für allemal die Einnahmen der Museumswächter zu stabilisieren. Die Botschaft werde ab Tonband ausgestrahlt.

Dabei sei ihm, dem Nachrichtenhistoriker, die Ähnlichkeit des Stimmorgans des gewerkschaftlichen Bosses mit der Grimaldischen Tonfülle aufgefallen, was ihn zu der Bemerkung veranlaßt habe, sollte eines Tages das Band Schaden leiden, so könnte der Herr Sekretär es neu besprechen. Das wünsche er jetzt schon zu tun, habe der Sekretär gefordert und auf eine kleine Widerrede hin mit der Faust auf den Tisch geschlagen: Er werde den Sprechschädelzauber abschaffen, wenn man ihm nicht erlaube, eine kleine Sonderbotschaft beizufügen.

So habe man den gewerkschaftlichen Herrn in ein Tonstudio gefahren und ihn die prophetischen Sätze sprechen lassen. Niemand werde seine Stimme von der seigneuralen unterscheiden können. Jedermann werde denken: Das ist ein und derselbe.

Der Nachrichtentechniker legte das kleine Bandgerät in den Totenschädel des Großmächtigen und gab dem Oberwächter ein winziges Ding zur drahtlosen Steuerung der künftigen Sprechschädelsendung.

Jetzt war man nicht mehr den Launen des Seigneurs ausgeliefert, und noch am selben Abend betrat der Oberwächter das Bistro, wo er die einheimischen Freunde zu einer Fischsuppe einlud. Und er erzählte, der Historiker, der ewige Untersucher im Schloß da oben, sei nun bestraft. Er habe den Grind. Niemand wisse, woher das komme. Er aber, der Oberwächter, könne es sich leicht erklären. Der junge Mann habe sich an den Grimaldischen Dingen vergriffen, mit Worten und mit Berührungen. Die alten Substanzen, die da in allem seien, würden sich rächen.

„Du hast ihm geholfen“, sagte einer am Tisch.

„Ja, ja“, gestand der Wächter, „aber nichts berührt.“

Da entdeckte er auf seinem linken Handrücken, in der Nähe des Zeigefingerknöchels eine kleine Hautschuppe.

Zum Teufel, dachte er, müssen wir armen Wächter den Grind bekommen, sobald wir mehr verdienen? Und er kratzte die Schuppe mit dem Nagel weg und blies sie über den Tisch.

Der Historiker aber ist in die Geschichte der Medizin eingegangen, seiner Hautkrankheit wegen, die, wie man allgemein annahm, von der Betastung verwesender Nervenbänder herrühren kann. Sie war entzündlich und schwer heilbar und wurde von da an *Dermatitis historica* oder die Grimaldische Krätze genannt.

VON KINDERN UND KATZEN, UND WIE SIE DIE NINE BEGRUBEN

THEODOR STORM

Th. Storm.

MIT KATZEN ist es in früherer Zeit in unserem Hause sehr „begänge" gewesen. Noch vor meiner Hochzeit wurde mir von einem alten Hofbesitzer ein kleines kaninchengraues Kätzchen ins Haus gebracht; er nahm es sorgsam aus seinem zusammengeknüpften Schnupftuch, setzte es vor mir auf den Tisch und sagte: „Da bring ich was zur Aussteuer!"

Diese Katze, welche einen weißen Kragen und vier weiße Pfötchen hatte, hieß die „Manschettenmieße". Während ihrer Kindheit hatte ich sie oft, wenn ich arbeitete, vorn in meinem Schlafrock sitzen, so daß nur der kleine hübsche Kopf hervorguckte. Höchst aufmerksam folgten ihre Augen meiner schreibenden Feder, die bei dem melodischen Spinnerlied des Kätzchens gar munter hin und wider glitt. Oftmals, als wolle sie meinen gar zu großen Eifer zügeln, streckte sie auch wohl das Pfötchen aus und hielt die Feder an, was mich dann stets bedenklich machte und wodurch mancher Gedankenstrich in meine nachher gedruckten Schriften gekommen ist.

Die Manschettenmieße selber ist, wie ich fürchte, durch diesen Verkehr etwas gar zu gebildet geworden; denn da sie endlich groß und dann auch Mutter manches allerliebsten kaninchengrauen Kätzchens geworden war, verlangte sie, gleich den feinen Damen, allezeit eine Amme für ihre Kinder; und da die Nachbarskatzen sich nur selten zu diesem Dienst verstehen wollten, so sind fast alle ihre kleinen Ebenbilder elendiglich zugrunde gegangen. Nur einen kleinen weißen Kater zog sie wirklich groß, welcher wegen seines grimmigen Aussehens „der weiße Bär" genannt wurde und nachher aber eine Katze war.

Später, da schon zwei kleine Buben lustig durch Haus und Garten tobten, waren drei Katzen in der Wirtschaft; nämlich außer den vorbenannten noch ein Sohn des weißen Bären, genannt „der schwarze Kater", ein großer ungebärdiger Geselle; vielleicht ein Held, aber

jedenfalls ein Scheusal, von dem nicht viel zu sagen, als daß er, besonders in der schönen Frühlingszeit, unter schauderhaftem Geheul gegen alle Nachbarskater zu Felde lag, daß er stets mit einem blutigen Auge und zerfetztem Fell umherlief und außerdem noch seine kleinen Herren biß und kratzte.

Von der Großmutter, der Manschettenmieße, die nachmals ganz berühmt geworden ist, wäre noch vielerlei zu berichten; da sie aber in der Geschichte, die ich hier am Schluß erzählen will, nur ein einzigmal „Miau" zu sagen hat, so soll's für eine schicklichere Gelegenheit verspart sein.

Es geschah aber, daß unser mit drei Katzen also stattlich begründetes Heimwesen durch den hereingebrochenen Dänenkrieg gar jämmerlich zugrunde ging; meine beiden Knaben und noch ein kleiner dritter, der hinzugekommen war, mußten mit mir und ihrer Mutter in die Fremde wandern, und, so gastlich man uns draußen aufnahm, es war doch in den ersten Jahren eine trübe, katzenlose Zeit.

Zwar hatten wir ein Kindermädchen, welches Anna hieß; ihr gutes rundes Gesicht sah allzeit aus, als wäre sie eben vom Torfabladen hergekommen, weshalb die Kinder sie die „schwarze Anna" nannten; aber eine Katze in unser gemietetes Haus zu nehmen, konnten wir noch immer nicht den Mut gewinnen. Da – drei Jahre waren so vergangen – kam von selber eine zugelaufen, ein weiß und schwarz geflecktes Tierchen, schon wohlerzogen und von anschmiegsamer Gemütsart.

Was ist von diesem Käterchen zu sagen? – Zum mindesten der Pyramidenritt.

Da nämlich den beiden größeren Buben das gewöhnliche Zubettegehen doch gar zu simpel war, so hatten sie's erfunden, auf der schwarzen Anna zu Bett zu reiten; derart, daß sie dabei auf ihrer Schulter saßen und die kleinen Kinderbeinchen vorn herunterbaumelten. Jetzt aber wurde das um vieles stattlicher; denn eines Abends, da sich die Tür der Schlafkammer öffnete, kam in das Wohnzimmer zum Gutenachtsagen eine vollständige Pyramide hereingeritten: über dem großen Kopf der schwarzen Anna der kleinere des lachenden Jungen, über diesem dann der noch viel kleinere Kopf des Käterchens, das sich ruhig bei den Vorderpfötchen halten und dabei ein gar behaglich und vernehmbares Spinnen ausgehen ließ. – Dreimal ritt diese Pyramide die Runde in der Stube und dann zu Bett.

Es war sehr hübsch; aber es wurde der Tod des kleinen Katers. Die guten Stunden, die er nach solchem Ritt zur Belohnung im Federbett bei seinem jungen Freunde zubringen durfte, hatten ihn so verwöhnt,

daß er eines scharfen Wintermorgens, da er am Abend ausgeschlossen worden, tot und steifgefroren im Waschhause aufgefunden wurde.

Und wieder kam eine stille, katzenlose Zeit.

Aber wo fände sich nicht eine Aushilfe! Ich konnte ja vortrefflich Katzen *zeichnen;* – und ich zeichnete! Freilich nur mit Feder und Tinte; aber sie wurden ausgeschnitten und aus dem Tuschkasten sauber angemalt: Katzen von allen Farben und Arten, sitzende und springende, auf vieren und auf zweien gehend, Katzen mit einer Maus im Maule und einem Milchtopf in der Pfote, Katzen mit Kätzchen auf dem Arme und einem bunten Vöglein in der Tatze; den Preis über alle aber gewann ein würdig blickender grauer Kater mit rauhem, bärtigem Antlitz. Ihm wurde in einer Kammer, wo die Kinder spielten, aus Bauholz ein eignes Haus mit Wohn- und Staatsgemächern aufgebaut. Viel Zeit und Mühe war darauf verwandt worden; deshalb erhielt es aber auch das Vorrecht, vor dem zerstörenden Eulbesen der Köchin durch strenges Verbot geschützt zu werden. Es hieß „das Hotel zur schwarzen Anna"; und „der alte Herr", welchen Namen der Graue sich gar bald erworben hatte, hat lange darin gewohnt. Selten nur verließ er seine angenehmen Räume; desto lieber, da es ihm an Dienerschaft nicht fehlte, versammelte er bei sich die Gesellschaft seiner Freunde und Freundinnen. Dann ging es hoch her; wir haben oft durchs Fenster geguckt. Fetter Rahm in Tassenschälchen, Bratwürstchen und gebratene Lerchen wurden immer aufgetragen; den Ehrenplatz zur Rechten des Gastgebers aber hatte allzeit ein allerliebstes weißes Kätzchen mit einem roten Bändchen um den Hals; ob es eine Verwandte oder gar die Tochter desselben gewesen, haben wir nicht erfahren können.

Außer solchen Festen lebte übrigens der alte Herr still für sich weg; nur manchmal liebte er es, aus seinem Hause auf die Spiele der Kinder in der Kammer hinabzublicken, wozu er die bequemste Gelegenheit hatte, da das Hotel „Zur schwarzen Anna" auf einer Fensterbank erbaut war. Dann stieß wohl eins der Kinder das andre an und flüsterte: „Seht, seht! Der alte Herr steht wieder einmal am Fenster!"

Auch seinen Geburtstag sollte er noch erleben. Zu diesem Feste, an welchem alle Kater und Katzen sich zur Gratulation versammeln sollten, bekam ich den Auftrag, sein Brustbild in Lebensgröße zu malen, was dann auch wirklich am Morgen des Festtages, in einen breiten Goldrahmen gefaßt, im Saale des Hotels aufgehangen wurde.

Aber es nimmt alles einmal ein Ende. – Da wir eines Morgens aufgestanden waren, fanden wir ihn tot in seinem Bette. Ob er bei dem

letzten leckeren Mahle sich zu viel getan, ob die ihm zugemessene Lebensdauer abgelaufen war; – soviel steht fest, was wir hier vor uns sahen, war nur noch seine entseelte Hülle.

Also wurde ein Schächtelchen mit schwarzem Papier beklebt und ausgeschlagen und so ein Sarg daraus gemacht. Der alte Herr wurde hineingelegt und stand zur Parade in dem großen Saale des Hotels, wo von der Wand sein noch in aller Lebensfülle gemaltes Bildnis auf den Sarg herabsah.

Endlich wurde er auf dem Steinhofe – ach, einen Garten hatten wir da draußen nicht! – in das für ihn gegrabene Grab gesenkt und mit einem schweren Steine fest und dauerhaft bedeckt.

– – Aber wer möchte nicht gern wissen, wie die Toten aussehen. – Natürlich wurde der alte Herr nach einem halben Jahr wieder ausgegraben, sehr mit Schimmel überzogen vorgefunden, schaudernd und ganz genau betrachtet und dann endlich noch einmal und auch zum allerletzten Mal begraben.

Für Kinder und alte Leute, welch ein erlösender Zauber liegt in dem Begraben!

In der Heimat zur Zeit der Manschettenmieße, als die zwei ältesten Knaben ihre ersten Kittel noch nicht ausgetragen hatten, als sie für den großen Garten, der am Hause war, mit eignem „Schmierzeug" noch versehen waren – in jener glücklichen Zeit gab es außer Katzen auch noch andres Getier im Hause. Da war ein kleiner weißer Pudel, welcher „Bube" hieß, aber leider trotz des Tierarztes schon früh an einer Hunde-Kinderkrankheit sterben mußte; dann war ein weißes Kaninchen, welches „Nine" hieß, und außerdem noch eine weiße Taube, welche keinen Namen hatte, sonst aber sehr wohl „Federlos" hätte heißen können.

In dem geräumigen Taubenschlage auf dem Hausboden hatte sie einst mit vielen schönen Gefährten, Hahnenschwänzen und Mohrenköpfen, gewohnt und sich von dort aus lustig mit ihnen über den grünen Gärten in der Luft getummelt; aber eines Nachts war der Marder eingebrochen, und sie allein blieb die Überlebende. Damit sie in dem großen leeren Schlage nicht allzusehr die Einsamkeit empfinde, wurde das Kaninchen ihr zum Gesellen beigegeben, und da weder dieses von ihren Erbsen, noch sie die Hundeblumenblätter des Kaninchens begehrte, so lebten sie wie Geschwister einträchtiglich beisammen. Wenn die Taube von ihren Ausflügen heimkam, klappte Nine allzeit freudig mit den Hinterläufen; denn sie spielten dann Greif oder Haschemännchen miteinander, und da das Kaninchen sehr gut greifen konnte, so geschah es dabei ganz von selber, daß es

seiner Freundin einen Mund voll Federn nach dem andern abbiß. – So wurde sie das Täubchen „Federlos" und konnte nur noch mit den Posen fliegen.

Aber weiter kam es nicht; die Posen sollte sie behalten. Denn da die Knaben eines Morgens in den Schlag hinanstiegen, flatterte das Täubchen Federlos zwar noch um sie herum, Nine aber lag mit ausgestreckten vieren tot und platt am Boden.

Eilig stürmten sie die Treppen hinab und verkündeten im Wohnzimmer ihre Trauerkunde, wo ich ahnungslos bei meiner Tasse Tee saß.

Wahrscheinlich hatte Nine sich an Taubenfedern totgegessen; indessen ich bedachte solches nicht und sagte ohne viele Umstände: „Da habt ihr's wohl verhungern lassen!"

Ob das Gewissen der beiden dennoch nicht ganz rein gewesen? – Aber – hilf Himmel! wie huben auf dieses Wort die kleinen Kerle an zu schreien! Kein Trost, kein Zuspruch half, die Tränen liefen ihnen stromweis über die Backen.

Da trat mein Freund, der Doktor – der als Primaner einst so schön die Klarinette spielte – in die Tür. „Hallo! Jungens, was ist da los?"

Die Augen wandten sich zu dem Sprecher, und einen Augenblick lang stockte das Geheul. „Doktor", rief der eine im wehmütigsten Klagelaut, „unser Nine ist tot!"

„Und wir haben es verhungern lassen!" schrie der andre. – Dann heulten sie beide wieder mit vereinten Kräften.

„Jungens!" rief der Doktor. „Euer Nine wird nicht mehr lebendig! Aber wißt ihr denn das nicht? Wenn es tot ist, so müßt ihr es *begraben!"*

Begraben! – Das Zauberwort war gesprochen. Das Geschrei verstummte, die Tränen wurden abgewischt, ein wahres Sonnenleuchten verklärte die Gesichter der beiden Kinder. – Schon waren sie aus dem Zimmer und die Bodentreppe hinauf; und nicht lange, so kamen sie fröhlichen Angesichts mit dem Leichnam ihres Nine angezogen; der eine hatte es an den Ohren, der andre an den Hinterläufen. So zogen wir mitsammen in den Garten hinaus.

Als wir auf dem großen Steige waren, begegnete uns die Manschettenmieße. „Miau!" sagte sie, indem sie stehenblieb und uns ansah.

Der Zug hielt; und die Kinder sahen sie wieder an. „Mite", sagte der Kleine, noch einmal in seinen Klageton verfallend, „unser Nine ist tot!"

Dann setzte der Zug sich wieder in Bewegung, und Mite machte einen Buckel und sprang mit, um dem Begräbnis beizuwohnen.

Der Doktor hatte schon den Spaten in der Hand, und an der Geißblattlaube unter überhängenden Ulmenzweigen wurde nach reiflicher Erwägung die Stätte auserwählt. Da wurde ich von der Magd ins Haus zurückgerufen und überließ dem Doktor allein die Leitung unsrer Trauerfeierlichkeit.

Drinnen im Hause erwarteten mich ganz andre Dinge. Da war ein Mann, der hatte einen bösen Schuldner, von dem er weder Kapital noch Zinsen erhalten konnte, und wir sprachen wohl eine halbe Stunde miteinander, auf welche Weise ihm zu beidem zu verhelfen sei.

Als ich dann wieder in den Garten hinauskam, war der Doktor nicht mehr da; auch der Körper des verstorbenen Nine war verschwunden, und der Spaten lehnte an der Planke. Die beiden kleinen Totengräber aber – die natürlich ihr Schmierzeug anhatten – lagen neben der Geißblattlaube auf den Knien und hatten einen kleinen seltsam glänzenden Erdhügel zwischen sich, auf dem sie beide eifrig mit ihren rotkarierten Taschentüchern rieben.

„Was macht ihr da?“ fragte ich, indem ich zu ihnen trat; denn diese Sache war mir völlig unverständlich.

Da guckte der Kleine auf. „Papa!“ sagte er, und sein Gesicht leuchtete so fröhlich wie droben kaum die liebe Himmelssonne – „wir polieren Nine sein Grab mit Spucke!“

– – Und also endete dies vergnügliche Begräbnis.

DER BROTHOLER

HANS BENDER

Du bist Brotholer“, sagte einer zu Norbert, der vor der Pritsche die Jacke auszog.

„Ja, ich weiß.“

„Du bist Brotholer“, sagte ein anderer.

„Du bist Brotholer“, sagte einer und stieß Norbert in den Rücken.

„Ich weiß, aber laßt mich vorher die Hände waschen."

„Ich nehm das Brot auch so!" rief einer von oben.

Norbert trocknete die Hände, nahm das Tablett vom Pfosten und ging zum vorderen Ende der Baracke. Vor der Tür der Kopfstube standen die Brotholer Schlange. Drinnen zählte der Propagandist: „Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs . . ."

„Ich möchte einmal zwei Brote essen", sagte der Vordermann Norberts.

„Zwei? Ich könnte zehn Brote essen!" sagte ein anderer.

„. . . Zwölf, dreizehn, vierzehn, fünfzehn . . .", zählte der Propagandist. Norbert rückte zur Tür. Dann war nur noch einer vor ihm, und Norbert kam auf die Schwelle und sah die Stube.

Rechts und links an der Wand standen Betten, weiße, flauschige Decken lagen auf den Betten und Kissen mit weißen Bezügen. Über den Betten hingen gerahmte Fotografien. Über dem rechten Bett war ein Bord, auf dem Bücher standen. In der Ecke, unter dem Fenster – das groß war und geteilte Scheiben hatte – war ein Ofen, aus Ziegelsteinen gemauert. Davor stand eine Bank. Der junge Propagandist saß darauf, hatte die Beine angezogen und ein Brett, auf dem er die Brotportionen abstrich, gegen die Knie gestützt. Wärme füllte die Stube, die trockene Wärme der Birkenscheite. Der junge Propagandist hatte die Hemdsärmel hochgekrempelt, das Hemd hatte einen Kragen und war gebügelt.

„Wieviel Brote bekommst du?" fragte der ältere Propagandist. – „Vierundzwanzig", sagte Norbert.

„Stimmt's?" fragte der ältere Propagandist den jungen.

„Stimmt", sagte der.

„Eins, zwei, drei, vier, fünf . . ." Der ältere Propagandist nahm die Brotstücke vom Regal und legte eines nach dem anderen auf das Tablett. Das Brot, dunkelbraun und feucht, war in viereckige Würfel geschnitten. Einen Tisch hatten sie vor dem Ofen, mit einer Decke, einer Blumenvase, in die Papierblumen gesteckt waren, und einem Aschenbecher aus Porzellan, in den der junge Propagandist seine qualmende Papyrossa legte.

„. . . zweiundzwanzig, dreiundzwanzig, vierundzwanzig. – Hast du auch mitgezählt?" fragte der ältere Propagandist.

„Wie?"

„Ich meine, ob du mitgezählt hast? Vielleicht beschummle ich dich, dann kannst du hungern bis morgen."

„Nein, ich habe nicht mitgezählt", sagte Norbert.

„Siehst du – aber ich beschummle dich nicht."

Norbert hatte die Brote verteilt. Ein Brot blieb übrig. Er zählte die Leute, und alle waren da. Vierundzwanzig. Jeder hatte sein Brot.

„Ich habe ein Brot zuviel", sagte Norbert zu Wansdorf, seinem Nachbarn. Der neben Wansdorf sagte: „Bring's schon dem Propagandisten. Der hat immer Hunger."

Wansdorf sagte ruhig: „Ja, bring's ihm. Sicher fehlt es bei einer anderen Brigade."

„Der Dummkopf", sagte einer.

„Ein Brot zuviel? Der will wohl Spießruten laufen!" rief oben einer und beugte sich herab. Norbert nahm das Tablett und trug das Brot durch den Gang. Er klopfte an die Tür der Kopfstube. Der junge Propagandist öffnete und schrie: „Was ist los?"

„Ich habe ein Brot zuviel", sagte Norbert.

„Gib her", sagte der Propagandist. Er nahm das Brot, schlug die Tür zu und drehte den Schlüssel im Schloß. –

Die Gefangenen saßen eng nebeneinander auf den Pritschen. Sie hielten die Kochgeschirre zwischen den Knien, und das Brot lag auf ihren Schenkeln. Sie schlurften und kauten. Schnee klebte vor den Scheiben, und die Birnen streuten gelbes Licht.

Wansdorf war vor zwei Tagen aus einem anderen Lager gekommen, im Einzeltransport. Er trug die schwarze Uniform der Panzerleute. Die Schulterstücke waren abgetrennt, und auf den Ellbogen waren die Flecke einer Zeltbahn mit großen Stichen aufgenäht. Wansdorf hatte eine gute Figur und ein gutes Gesicht. Er war sauber, und es machte Norbert nichts aus, neben ihm zu liegen.

Norbert sagte: „Man müßte in einer Kopfstube wohnen. Sie haben einen Tisch, einen Ofen, ein Bett, und wenn sie sich schlafen legen, können sie ihre Jacken und Hosen ausziehen."

Wansdorf sagte: „Ich bleibe lieber hier."

Norbert sagte: „Nicht so viele Gesichter sehen. Licht haben und einen Ofen, in den man Scheite legen und zusehen kann, wie sie verbrennen."

„Ja, ins Feuer sehe ich auch gern", sagte Wansdorf. „Bei Petsamo hatten wir einmal ein Feuer –"

„Du warst in Petsamo?"

„Mit drei Freunden, die älter waren als ich."

„Petsamo ist weit."

„Hört auf mit eurem Petsamo! Ich will schlafen", sagte der Nebenmann von Wansdorf.

„Du siehst, nicht einmal unterhalten kann man sich in dieser verfluchten Baracke", sagte Norbert. „Eine Kopfstube müßte man haben."

Am Abend ging der Propagandist durch die Baracke. Die Gefangenen, die gegessen hatten und sich unterhielten, verstummten, als er vorbeikam. Er war dick, trug eine Jacke aus einer Wolldecke, vom Lagerschneider angefertigt, er ging schnell, und seine Augen konnten keinen ansehen. Er blieb vor Norbert stehen und sagte: „Komm mit, ich habe mit dir zu sprechen."

Norbert schoß das Blut in die Stirn. Der Propagandist sprach mit ihm, und die anderen sahen es. Wansdorf kramte in seinem Tornister. Der Propagandist ging voraus und schloß die Tür, als Norbert eingetreten war.

„Ist es der?" fragte der ältere Propagandist den jungen Propagandisten, der Werner hieß.

„Ja, das ist der, der das Brot zurückgebracht hat", sagte Werner.

„Das war doch selbstverständlich", sagte Norbert.

„Nein, das war nicht selbstverständlich", sagte der Propagandist. „Jeder andere hätte es selber verdrückt. Aber du sollst es auch verdrücken. Hier, nimm's!" Er nahm ein Stück Brot aus dem Regal und gab es Norbert.

„Danke", sagte Norbert. „Hunger hab ich immer."

„Setz dich zu uns", sagte der Propagandist. „Oder bist du müde?"

„Ich habe vom Einrücken bis jetzt geschlafen", sagte Norbert.

„Wohin willst du dich setzen? Auf das Bett? Auf den Stuhl? Auf die Bank?"

„Auf die Bank am liebsten." Er setzte sich auf die Bank vor dem Ofen. Auf dem Ofen lag eine eiserne Platte, die glühte.

„Du könntest Tee aufbrühen", sagte der Propagandist zu Werner, und Norbert fragte er: „Weißt du noch, wie Butter schmeckt?"

„Butter –"

„Er weiß es nicht. Gib ihm Butter."

Werner streckte sich zum Fenster und holte eine Butterdose vom Sims, eine dieser runden, schwarzen Bakelitdosen, wie sie bei den Marketenderwaren im Krieg verkauft wurden. Werner schraubte den Deckel ab und schob Norbert die Dose hin.

„Und ein Messer."

„Hier, ein Messer."

„Danke."

„Schmier dir tüchtig drauf."

„Weißt du", sagte der Propagandist, „wir haben vorgesehen, daß du in die Kopfstube ziehst. – Der russische Lagerführer will haben, daß wir in die Kopfstube im Wachgebäude ziehen. Hier soll ein Gefangener einziehen, der das Brot verteilt und Aufsicht hält. Während

wir überlegten, brachtest du das Brot zurück – aber du ißt ja gar nicht."

„Er geniert sich", sagte Werner. Er nahm Norbert das Brot und das Messer aus den Händen und strich Butter auf den Anschnitt. Er goß Tee in den Becher, der vor Norbert stand, und der Tee dampfte neben dem Brot mit der Butter.

Der Propagandist sagte: „Du könntest noch jemanden in die Stube mitnehmen. Die Betten bleiben sowieso hier. Willst du nicht diesen Wansdorf mitnehmen, der neben dir liegt?"

Werner sagte: „Ja, das könnte man machen. Wansdorf ist zwar erst zwei Tage hier, doch er macht einen guten Eindruck."

„Wenn es dir Spaß macht", sagte der ältere Propagandist, „nimm Wansdorf mit in die Stube. Ich glaube, die Dolmetscherin hat nichts dagegen."

Diese Propagandisten können die Wünsche von der Stirn ablesen, dachte Norbert.

Die Propagandisten zogen aus. Norbert half, ihre Koffer, eine Kiste, die Bücher und Töpfe in die Kopfstube im Wachgebäude zu tragen.

Norbert und Wansdorf zogen ein. Die Birne blendete, und neben dem Ofen lagen Birkenscheite. Wansdorf zerspellte ein Scheit, hielt ein Streichholz daran und schob es in den Ofen. Er schichtete Scheiter darüber, die Feuer fingen. Norbert stopfte den Abfall in einen Eimer, kehrte die Stube aus und spannte die Decken über die Strohsäcke.

„Bilder müßten wir haben", sagte Wansdorf.

„Ich habe Fotografien", sagte Norbert.

„Ich habe keine", sagte Wansdorf. „Sie haben sie mir abgenommen, als ich in Borowitschi ins Gefängnis eingeliefert wurde."

„Du warst im Gefängnis?"

„Ja, aber davon erzähle ich dir später."

Wansdorf brachte Wasser zum Kochen und brühte Tee auf. Sie rauchten Machorkazigaretten und saßen auf der Bank vor dem Ofen. Gegen Mitternacht nahmen sie die Trage, um das Brot für den anderen Tag in der Küchenbaracke zu holen. Schnee fiel in großen, nassen Flocken. Die Brotausgeber standen mit weißen Jacken hinter dem Schalter und setzten die Brotstücke auf die Trage.

„Es sind zwei mehr", sagte der, der die Brotausgeber beaufsichtigte. „Jeder, der in der Kopfstube wohnt, bekommt ein Stück mehr. Erzähl's nicht weiter."

Eine Stunde später gingen sie schlafen. Wansdorf zog sich aus,

Norbert zog sich aus. In der Baracke konnte man sich nicht ausziehen. Dort lag man auf Brettern. Jeder hatte nur eine Decke oder einen Mantel, und in der Nacht wurde es kalt.

„Wie fühlst du dich?“ fragte Norbert.

„Gut“, sagte Wansdorf.

„Du wolltest mir von Petsamo erzählen.“

„Ich bin müde, Norbert. Morgen erzähle ich dir, und nicht nur von Petsamo.“

Die Birne schwebte über Norberts Auge. Solange sie brannte, konnte er nicht einschlafen. Es war schön, noch eine Weile wach zu bleiben. Es war still. Das Brot duftete. Er legte die Hand an die Ofenwand.

Die Brigaden waren ausgerückt, bis auf zwei Gefangene, die sich am Tag vorher die Zehen erfroren hatten. Norbert ordnete das Brot, stellte Pappschilder mit der Zahl und der Stärke der Brigaden vor die Stapel, rasierte sich und ging zur Wäscherei, sein schmutziges Hemd zu tauschen.

„Am Samstag ist Tausch“, sagte der Gefangene, der die Wäsche verwaltete.

„Ich wohne in der Kopfstube!“ sagte Norbert.

„Das ist was anderes“, sagte der Gefangene hinter dem Schalter. Er suchte in seinen Wäschestapeln und sagte: „Ich gebe dir ein Hemd mit Kragen, ein gebügeltes Hemd.“

Alles war anders, wenn man in der Kopfstube wohnte.

Er zog das frische Hemd an und legte sich auf das Bett. Werner kam herein und sagte: „Du sollst zur Dolmetscherin kommen.“

„Zur Dolmetscherin?“

„Weiß der Teufel, was sie will.“

Norbert hatte nie mit der Dolmetscherin zu tun gehabt. Er wußte, sie zensierte die Post; sie saß in einer Stube im Wachgebäude. Manchmal ging sie mit einem der Offiziere durch das Lager. Sie trug Stiefel, einen Uniformmantel, und ihr Haar hatte sie als Flechten um den Kopf gelegt.

„Beeil dich“, sagte Werner.

Schlafbenommen taumelte Norbert hinter Werner ins Wachgebäude. Die Dolmetscherin öffnete. Ein Offizier saß neben ihr am Tisch. Er sagte: „Guten Tag, wie geht es Ihnen?“ Er lachte, weil es ihm Mühe machte, die eingelernten Worte richtig zu betonen. Er hielt eine Zigarettenschachtel über den Tisch, in der Zigaretten lagen, die ein Goldmundstück hatten.

Die Dolmetscherin nahm eine Zigarette, und der Offizier nahm eine Zigarette.

Die Dolmetscherin sagte: „Sie wohnen in der Kopfstube. Baracke sieben."

„Ja", sagte Norbert.

„Es ist besser als bei den vielen, nicht wahr?"

„Ja", sagte Norbert. „Es ist besser."

„Und wer wohnt bei Ihnen?"

„Wansdorf heißt er", sagte Norbert. „Vor drei Tagen ist er ins Lager gekommen."

„Und Sie verstehen sich gut mit Wansdorf?" fragte die Dolmetscherin. „Ja, sehr gut", sagte Norbert. Der Offizier und die Dolmetscherin redeten miteinander; dann fragte sie: „Russisch können Sie nicht?"

„Nein", sagte Norbert. „Nur fluchen."

„Fluchen ist schlecht", sagte die Dolmetscherin. „Die Russen fluchen schlecht."

Der Offizier schob ein Blatt über den Tisch, vor Norbert hin und sagte: „Unterschreiben!"

Die Dolmetscherin sagte: „Unterschreiben Sie hier. Eine Formalität."

„Unterschreiben?" fragte Norbert. „Warum unterschreiben?"

„Damit Sie schweigen, nur dazu verpflichtet es, damit Sie schweigen über alles, was wir jetzt sprechen. Ja?"

Sie tauchte einen Federhalter in das Tintenfaß und reichte ihn Norbert herüber. „Es verpflichtet zu nichts. Nur schweigen müssen Sie."

Norbert nahm den Federhalter und schrieb seinen Namen unter mehrere Zeilen russischer Worte. Er dachte: Ich habe keinen schönen Namen, ich habe eine charakterlose Schrift. Nun werde ich mich immer schämen, wenn ich meinen Namen schreibe.

„Wenn Sie doch darüber sprechen, werden Sie nach unseren Gesetzen bestraft", sagte die Dolmetscherin.

Warum habe ich unterschrieben? dachte Norbert. Das Blatt lag vor ihm. Warum zerriß er es nicht?

Da nahm die Dolmetscherin das Blatt fort. Der Offizier sprach, und die Dolmetscherin sagte: „Sie wollen doch nicht, daß es wieder Krieg gibt, daß Sie wieder verwundet werden und in Gefangenschaft kommen?"

„Nein", sagte Norbert, „ich will nicht wieder in Gefangenschaft kommen."

„Aber es gibt Gefangene, die wollen, daß es wieder Krieg gibt.

Wansdorf ist einer von denen, die wollen, daß es wieder Krieg gibt."

„Ich glaube es nicht", sagte Norbert.

„Wir haben Beweise, daß er es will, aber noch nicht alle Beweise. Zu verhindern, daß Leute wie Wansdorf wieder einen Krieg anfangen, müssen Sie uns helfen", sagte die Dolmetscherin.

„Helfen, ich kann nicht helfen", sagte Norbert.

Die Dolmetscherin sagte: „Wansdorf wird Ihnen erzählen, was er früher machte. Wenn er Ihnen nicht erzählt, suchen Sie es zu erfahren. Er hat im Jahre 1938 in der Tschechoslowakei einen Menschen ermordet."

„Wansdorf –"

„Wir wissen es aus den Dokumenten. Wenn er es Ihnen sagt, kommen Sie zu uns. So können Sie uns helfen."

Der Offizier redete weiter. Die Dolmetscherin hörte ihm zu, dann sagte sie zu Norbert: „Sie werden es gut haben. Sie wohnen in der Kopfstube und gehen nicht mehr zur Arbeit. Leutnant Michailow hat es befohlen."

Der Offizier hielt noch einmal die Zigarettenschachtel hin. Dann ging Norbert.

Die Baracke lag auf einem Hügel. Der Weg stieg bergan und war glatt. Neun Stufen hatte die Holzstiege zur Baracke. Die beiden, die die Zehen erfroren hatten, lagen auf der Pritsche und schliefen. Norbert ging in die Stube, setzte sich auf das Bett. Als er die Schritte und Stimmen der Brigaden hörte, erschrak er.

Norbert verteilte das Brot. Wansdorf half ihm dabei. Die Brotholer quollen über die Schwelle und hielten das Tablett vor dem Bauch. Gegen Mitternacht gingen Norbert und Wansdorf mit der Trage zur Küche, und als sie in den Betten lagen, sagte Wansdorf: „Heute erzähle ich dir."

„Von Petsamo?" fragte Norbert.

„Ja, warum nicht – und keiner brüllt Ruhe, und keinen stört der Machorkaqualm. – Darf ich dir eine drehen? – Ob ich dir eine Zigarette drehen soll?"

„Ja, bitte", sagte Norbert.

Wansdorf erzählte von seinen ersten Fahrten, von nahen und weiten Fahrten und der Fahrt nach Petsamo. Er schilderte die Seen, die Wälder, die Tundra, die Mitternachtssonne und die Fahrt mit der finnischen Eisenbahn, er nannte die Namen der finnischen Städte: Kuopio, Kojana, Sortavala und Savukoski. Wansdorf konnte gut erzählen, Norbert sah alles, was er gesehen hatte.

„Damals war ich vierzehn“, sagte Wansdorf. „Es war im Sommer 1931. In den folgenden Jahren war ich in Italien, in Jugoslawien, und die letzte Fahrt machten wir nach Schottland. Später war es nicht mehr so leicht wegzukommen. 1938, im Frühjahr, wurde ich in die tschechische Armee eingezogen, und im Sommer kam es zu den ersten Unruhen.“

Erzähl nicht weiter! wollte Norbert sagen, aber er sagte es nicht.

„Die Tschechoslowakei ist ein schönes Land“, sagte Wansdorf. „Ihr im Westen wißt es nicht. Wir wohnten nicht weit von der Grenze. Mein Vater war Bürgermeister im Ort. Im Sommer 1938 fingen die tschechischen Behörden an, meinem Vater Schwierigkeiten zu machen. – Hörst du auch zu, Norbert?“

Norbert gab keine Antwort. Er hatte die Augen geschlossen, er hörte jedes Wort. Er wußte, wenn Wansdorf weitersprach, verriet er sich. Hatte er einen Menschen getötet? Nein, er wollte es nicht wissen! Er wollte es nicht wissen! Wansdorf fragte wieder: „Schläfst du schon?“

Norbert atmete tief, Schlaf vorzutäuschen. Er hörte, wie Wansdorf nach langer Zeit aufstand, auf nackten Sohlen herüberkam, sich über ihn beugte und die Birne im Gewinde drehte, bis sie erlosch.

Einer der beiden, die die Zehen erfroren hatten, kam herein und fragte, ob er sein Brot rösten dürfe. Norbert freute sich, daß er kam.

„Wenn du es lieber geröstet ißt, warum nicht?“

Der Gefangene kniete mit seinem Holzteller vor den Ofen, legte die Scheiben auf die Platte und wendete sie um, bis beide Seiten gebräunt waren. Er sah auf und sagte: „Zwölf Scheiben mache ich aus einem Stück Brot. So habe ich jede Stunde am Tag ein Brot.“

Norbert gab ihm eines der übriggebliebenen Stücke. Der Brotröster sagte: „Nun habe ich vierundzwanzig Scheiben Brot und kann alle halbe Stunde eine essen.“

Norbert dachte: Wenn ich ihm noch eins schenke, kann er alle zwanzig Minuten ein Brot essen, und wenn ich ihm noch eins schenke, alle fünfzehn Minuten, und wenn ich ihm noch eins schenke, alle zwölf Minuten, und wenn ich ihm noch eins schenke und noch eins, und noch eins – er konnte es nicht mehr errechnen. Nein, er war nie ein guter Rechner gewesen ...

DIE BRIGADEN kamen später als sonst. Einer von den Begleitmannschaften hatte einen Gefangenen mit dem Seitengewehr in den Arm gestochen. Es hatte Verhandlungen gegeben. Der Gefangene war auf dem Transport ins Lazarett gestorben. Die Gefangenen schliefen nicht nach dem Essen. Sie saßen in brodelnden Gruppen auf den Pritschen.

Am Abend, als Norbert und Wansdorf in den Betten lagen, sagte Wansdorf: „Was würdest du tun, Norbert, wenn einer deinen Vater erschlägt, deine Mutter auf die gemeinste Weise umbringt, dein Elternhaus anzünden läßt, und du siehst den Schuft nach einigen Wochen wieder? Er will sich gerade davonmachen, er ist verkleidet, aber du erkennst ihn, und er erkennt dich. Er winselt vor dir, und du kannst mit ihm machen, was du willst. Du stehst ihm allein gegenüber, du hast eine Pistole in der Hand, und niemand sieht, was du machst?"

„Das ist selbstverständlich", sagte Norbert.

Wansdorf drehte sich zur Wand. Seine Schultern ragten aus der Decke. Seine Haare, wenige Zentimeter lang, sträubten sich über dem Wirbel.

Ob ich ihm alles sage? dachte Norbert. Er stand auf, zog die Hose an, fuhr mit den Füßen in die Holzsandalen und ging in die Baracke. In der Ecke, unter dem Licht, stand eine Gruppe Gefangener. Einer sah Norbert kommen, er sagte es den anderen, sie gingen auseinander und krochen auf die Pritschen.

Eine Ratte plumpste in den Lichtfleck. Sie hielt ein Stück Brot zwischen den Zähnen.

Am nächsten Tag war die Baracke leer. Auch die beiden, die die Zehen erfroren hatten, waren ausgerückt. Schnee klebte vor den Scheiben. Der Boden war feucht. Die Luft roch verbraucht.

Heute werden sie mich holen, dachte Norbert.

Gegen Abend, eine Stunde bevor die Brigaden einrückten, kam Werner und sagte: „Die Dolmetscherin erwartet dich."

Norbert ging in das Wachgebäude. Die Tür stand offen, und die Dolmetscherin saß am Tisch.

„Was gibt es Neues?" fragte sie.

„Nichts", sagte Norbert.

„Sie sind jeden Abend zusammen", sagte die Dolmetscherin. „Sie unterhalten sich, Sie erzählen sich, und Sie behaupten, nichts zu wissen."

„Ich weiß nichts", sagte Norbert.

„Er hat vielleicht Andeutungen gemacht. Auch Andeutungen genügen."

„Nein!"

Der Offizier kam in die Stube. Er sagte: „Guten Tag, wie geht es Ihnen?" Er nahm die Brieftasche aus seinem Mantel und legte vier Geldscheine vor Norbert auf den Tisch.

Die Dolmetscherin sagte: „Behalten Sie es. Kaufen Sie damit, was Ihnen Freude macht. Vielleicht essen Sie gern Butter?“

„Ich esse nicht gern Butter“, sagte Norbert.

„Dann was anderes“, sagte die Dolmetscherin.

„Ich nehme kein Geld“, sagte Norbert.

Sie übersetzte es dem Offizier. Er gestikulierte. Die Dolmetscherin sagte: „Wir können Sie zwingen, uns zu sagen, was Sie von Wansdorf wissen.“

„Ich weiß nichts von ihm“, sagte Norbert.

„Er hat es Ihnen gesagt. Einer aus der Baracke hat es gehört.“

„Keiner hat es gehört, weil wir nie darüber gesprochen haben.“

Die Dolmetscherin sagte: „Warum wollen Sie ihn in Schutz nehmen? Er verdient nicht Ihren Schutz.“

Nun gab Norbert keine Antwort mehr. Die Dolmetscherin stand auf, der Offizier stand auf. Sie flüsterten miteinander. Draußen am Tor brüllte der Wachoffizier. Die Brigaden rückten ein. Ihre Holzsohlen klopften auf den gefrorenen Weg.

Die Dolmetscherin fragte: „Sie wollen es uns also nicht sagen?“

„Nein“, sagte Norbert, „ich weiß es nicht, und wenn ich es wüßte, würde ich es nicht sagen. Wansdorf ist mein Freund.“

Die Dolmetscherin übersetzte. Norbert wußte nicht, was „Freund“ auf russisch hieß. „Drug“ mußte es heißen oder so ähnlich, denn immer wieder sagte die Dolmetscherin „drug“, und der Offizier sagte immer wieder „drug“, und wie sie es sagten, war es ein dunkles und gefährliches Wort. Die Worte dazwischen wurden immer weniger, und der Offizier sagte nur noch „drug“, immer lauter und wütender. Er schrie „drug“, kam hinter dem Tisch hervor, stellte sich neben Norbert, der mit gesenktem Kopf dasaß, und stieß ihm die Faust zwischen die Augen.

Am Abend zogen Norbert und Wansdorf in die Baracke. Werner, der junge Propagandist, zog in die Kopfstube und übernahm das Kommando.

Norbert ging zur Arbeit. Er gehörte zur Brigade, die den Bahndamm baute. Es war eine schwere Arbeit, aber es war besser so.

Als die Brigade einrückte, war Norbert Brotholer.

„Du bist Brotholer!“ riefen sie von allen Seiten.

„Er hat keinen Hunger“, sagte einer.

„Er hat sich in der Kopfstube satt gefressen“, sagte ein anderer. Norbert nahm das Tablett vom Pfosten und ging zur Kopfstube. Er sah auf das Tablett, und der Propagandist zählte die Brote darauf. Norbert verteilte die Brote, eines blieb übrig. Er zählte nicht nach, er

legte es an seinen Platz, neben das Brot, das ihm zustand, und deckte den Mantel darüber.

Die Gefangenen löffelten die Suppe aus dem Kochgeschirr. Sie rauchten Machorkazigaretten und legten sich schlafen.

Norbert schlief nicht. Der Mantel lag neben ihm, und die zwei Brote waren darunter versteckt. Er fror, aber er deckte sich nicht zu.

Nach dem Essen ging der junge Propagandist durch die Baracke. Er trug die Stiefel eines Offiziers, er stellte sich am Ende der Pritschen auf einen Hocker, schob zwei Finger zwischen die Jackenknöpfe und brüllte: „Herhören!"

Die Gefangenen rieben sich die Augen. Werner sagte mit feierlicher Rednerstimme: „Kameraden! Wir wissen, was ein Stück Brot ist! Wir haben Brot schätzen gelernt! Wer einem Kameraden das Stück Brot wegnimmt, nimmt ihm das Leben! Einer von euch hat wissentlich ein Brot zuviel abgeholt. Er hat es auch nicht zurückgebracht, nach vier Stunden nicht zurückgebracht! Er hat es einem Kameraden weggenommen!"

Die Gefangenen erhitzten sich. Sie schrien: „Wo ist das Schwein?" – „Sag uns den Namen!" – „Wir wollen den Namen von dem Schwein wissen!"

Der Propagandist sagte: „Wir könnten ihn dem Russen melden."

„Niemals!" schrien die Gefangenen.

Der Propagandist sagte: „Der Russe würde die Sache auch nicht tragisch nehmen. *Er* hat keinen Verlust. Er hat uns unser zustehendes Brot gegeben. Zudem würden wir uns bloßstellen, als Deutsche!"

„Wir bestrafen ihn!" knurrte ein Gefangener.

Der Propagandist sagte: „Ja, es gibt einen zweiten Weg: wir bestrafen ihn selbst."

Die Gefangenen schrien: „Sag uns den Namen" – „Sag uns endlich den Namen von dem Schwein!"

Der Propagandist stieg vom Stuhl, er ging durch den Flur und blieb vor Norbert stehen.

Norbert saß da, und es war ihm gleichgültig, was nun geschehen würde.

Der Propagandist riß den Mantel weg, und die Gefangenen sahen die zwei Brote da liegen.

WIE TIERE schrien sie, und der Propagandist schrie in den Tumult: „Ihr wißt, was ihr zu tun habt!"

Sie zerrten Norbert von der Pritsche, sie boxten ihn zur Tür, wo der freie Platz war. Einer zog ihm die Jacke aus, und einer riß ihm

das Hemd vom Körper. Sie zerrten ihn in den zweiten Flur, damit er weiterginge, an allen Pritschen vorbei. Einer schlug ihn mit einem Stock, einer schlug ihn mit dem Koppel, das er an beiden Enden festhielt, und einer, der im Verdacht stand, ein Spitzel zu sein, stieß ihm die Faust ins Gesicht. Einer hob vor ihm den rechten Arm, ließ ihn wieder sinken und schrie: „Du bist mir viel zu dreckig! Ich will meine Hände nicht beschmutzen. Viel zu dreckig bist du mir!“ Einer warf seine Holzschuhe nach ihm, und einer spritzte ihm das Spülwasser aus dem Kochgeschirr in die Augen. Einer trat ihn in den Unterleib. Dann spürte Norbert nicht mehr, wohin sie ihn schlugen und mit was sie ihn schlugen.

Noch einige Schritte kam er vorwärts, bis zur Pritsche, wo Wansdorf saß. Sich am Balken neben ihm festzuhalten, streckte Norbert die Hand aus, aber Wansdorf ergriff seine Hand.

DIE TEIGSUPPE

MARTIN BUBER

Martin Buber

In seinen zwei letzten Lebensjahren nahm Rabbi Elimelech nur noch sehr geringe Mengen von Speise und Trank zu sich, und auch dies nur, weil ihn die Seinen darum bedrängten. Einst, als sein Sohn, Rabbi Eleasar, ihn weinend bat, etwas mehr zu essen, um sich am Leben zu erhalten, sagte er mit einem Lächeln auf den Lippen: „Ach, was sind das für grobe Speisen, die ihr mir vorsetzt! Ja, wenn ich die Teigsuppe bekäme, die ich damals auf meiner Wanderschaft mit meinem Bruder Sussja, in dem kleinen roten Wirtshaus überm Dnjestr, zu essen bekam!“

Einige Zeit nach Rabbi Elimelechs Tode unternahm sein Sohn eine Reise, um das kleine rote Wirtshaus überm Dnjestr zu finden. Angelangt bestellte er ein Nachtlager und fragte, was es wohl zum Abendessen gäbe.

„Wir sind arme Leute", sagte die Wirtin. „Wir geben den Bauern Schnaps für Mehl und Hülsenfrüchte, davon bringt mein Mann das meiste zur Stadt und handelt dafür Schnaps ein, und den Rest verzehren wir. So kann ich euch nichts andres anbieten als eine Teigsuppe." „Bereite sie mir gleich zu", sagte Rabbi Eleasar. Nachdem er zu Abend gebetet hatte, stand die Suppe auf dem Tisch. Er aß den Teller auf und erbat einen zweiten, er aß den auf und ließ sich einen dritten geben. Als er auch den geleert hatte, fragte er die Wirtin: „Sag mir doch, was ist es, das du der Suppe beigetan hast und das sie so schmackhaft macht?" „Glaubt mir, Herr", antwortete sie, „ich habe nichts beigetan." Als er sie aber wieder und wieder fragte, sagte sie schließlich: „Wohl, wenn sie Euch so schmeckt, so muß es vom Paradies selber kommen." Und nun erzählte sie: „Das ist nun lange Jahre her, da sind einmal zwei fromme Männer bei mir eingekehrt, es war ihnen anzusehen, daß es wahre Zaddikim waren. Und da ich ihnen nichts vorzusetzen hatte als eine Teigsuppe, habe ich beim Kochen zu Gott gebetet: ‚Herr der Welt, ich hab doch nichts andres, und du hast alles, so erbarm dich deiner müden, hungrigen Diener und gib für sie in die Suppe von den Kräutern deines Paradieses!' Und wie nun die Suppe auf den Tisch kam, aßen mir die beiden die große Schüssel leer und nochmals leer, und der eine sagte mir: ‚Tochter, deine Suppe schmeckt nach dem Paradies.' Und nun hab ich wieder gebetet."

DIE BLASSE APOLLONIA

HERMANN KURZ

Die wandelnde Chronik, die lebendige Sage, die Hand in Hand mit mir an schönen Sonn- und Feiertagen spazierenging, kurz und gut, mein alter Buchdrucker hatte mich eines Abends an der Einfahrt seines Hofes erwartet, wohin ich in meinen Freistunden immer zuerst gesprungen kam, und munter zuschreitend verließen wir mitein-

ander die hohen Stadtmauern, in deren Umkreis schon die Nacht eingebrochen war und Lichter aus den Fenstern blinkten, während draußen vor dem Tor noch alle Vögel sangen und die Sonne, nach den westlichen Hügeln zu Golde gehend, mit sanft gebrochenen Strahlen durch das volle Laub der Bäume drang. Wir schlenderten zwischen Gärten, die von Stachelbeerhecken begrenzt waren, auf schmalem Pfade hin, bis wir einen freien Platz erreichten, der, öde und reichlich mit Unkraut überwuchert, gegen das Flüßchen zu gelegen war. In der Mitte dieses Platzes erhob sich ein seltsames Ding. Es war ein runder Bau, eine Plattform, niedrig aus Steinen aufgeführt. Ich war nie zuvor hier gewesen, konnte mir auch nicht erklären, was diese Erscheinung bedeuten sollte, und die wilde Einsamkeit der brachliegenden, von des Menschen tätiger Hand gemiedenen Stätte flößte mir eine unheimliche Empfindung ein. Aber eine Knabenseele, die den Schulstaub hinter dem räucherigen Stadttore gelassen hat, ist nicht so leicht aus der Fassung zu bringen, und lachend sagte ich zu meinem Mentor: „Ich will Hans heißen, wenn das Ding da nicht aussieht wie ein steinerner Käselaib"; eine Vergleichung, welche durch irgendeinen Anblick am Fenster eines Kaufladens, wo wir vorübergekommen, geweckt worden sein mochte.

„Ja, davon hat es auch den Namen", erwiderte er nickend und mit dem verständigen Lächeln, das ihm so eigen war, unterbrach sich aber in seiner Rede, da er mich plötzlich gleich einem Wilde stutzen sah, und folgte mit den Augen meinem Blicke. Der war auf ein altes Weib gefallen, welches gebückt, wie eine Kräuter suchende Zauberfrau, um das Gemäuer schlich und eben jetzt in unsern Gesichtskreis gekommen war. „Treffen wir uns hier, Frau Nachbarin?" rief ihr der Buchdrucker, gleichfalls ein wenig betroffen, entgegen. „Was machen Sie denn?"

„Ihr seht's ja, Erdbeeren such ich", erwiderte sie und richtete sich empor, indem sie ein paar rote Beeren in ihre Schürze warf. „So ein altes Weib, das zum Schaffen nicht mehr brauchbar ist, muß doch sehen, wie es seine Zeit herumbringt. Und in dem Revier gibt's söllich schöne; auch hat der Platz das Gute, daß mir die Buben nicht so ins Handwerk pfuschen."

„Das glaub ich", sagte der Buchdrucker, „aber Sie, scheuen Sie das Blut nicht?"

Die Alte lachte. „Bin nicht so dumm."

Ich horchte hoch auf. Blut, das war mir ein besonderes Wort, hinter diesen Reden mußte irgendein Geheimnis sein.

„Das ist längst vertrocknet", fuhr die Alte fort. „Wie lang ist's her, daß hier das letzte Blut geflossen ist? Ihr werdet etwa ein, zwei

Jahre jünger sein als ich; nun rechnet einmal; sie war gerade in meinem Alter, und wenn sie noch lebte, so müßte sie gerade so ein altes steifes Scheit Holz sein wie ich; aber ich seh sie noch so deutlich vor mir, als ob's erst gestern gewesen wäre. Nun, Ihr wart ja auch dabei, werdet Euch an das blasse Appele noch wohl erinnern können."

„Ja wohl, die arme Apollonia! Sie haftet fest in meinem Gedächtnis", versetzte der Buchdrucker, welcher sich seinen eigentümlichen hochdeutschen Stil gebildet hatte. „Sie besaß die feinste Gesichtsbildung, die man je bei einem fünfzehnjährigen Mädchen sehen konnte, und diese seltsame rührende Blässe – ich werde sie nie vergessen."

„Ja, fünfzehn Jahr', Ihr habt recht, so alt war sie, und ihr Gesicht, ja, das war auch so. So viel ist gewiß, daß es ein Wunder bleibt, wie sie unter das grobe Bauernvolk hinein gekommen ist, deren Gesichter wie mit der Holzhape geschnitzelt sind. Wie nur die dumme stille Gans so etwas tun konnte!"

„Was hat sie denn getan?" rief ich.

„Ein Kind umgebracht."

„Kindsmörderin mit fünfzehn Jahren! So jung und so schlecht!" rief ich mit der ganzen Strenge eines unerfahrenen Richters aus.

„Es war nicht ihr eigenes Kind", bemerkte der Buchdrucker mit seiner sanften Stimme, „und überhaupt liegt etwas Seltsames in der ganzen Begebenheit."

Bei diesen Worten bereitete ich mich, eine Geschichte zu hören; denn die Art und Weise, wie der Buchdrucker seine Erzählungen einleitete, war mir wohl bekannt. Die alte Frau zog ihre Schürze höher, warf einen liebäugelnden Blick hinein und setzte sich am Fuße des Gemäuers auf etwas, das wie verfallene Stufen aussah. Der Buchdrucker stützte sich auf einen Dornstecken, den er unterwegs geschnitten hatte, und begann:

„Da drüben, wo der grüne Kirchturm etwas über die Bäume ragt – das Dorf war uns zu Zeiten der Reichsstadt untertänig –, da erwuchs das Mädchen, von dem die Rede ist, als das jüngste Kind armer Bauersleute, von den frühesten Jahren an das blasse Appele genannt. In diesen Familien pflegt man nicht viel Umstände miteinander zu machen, und so wuchs auch die Apollonia unter gleichgültig kühlen Umgebungen heran; doch hatte sich in dem Kinde früh ein eigener Geist entwickelt."

„Ja, ein dummes Ding war sie", fiel die Alte ein. „Ich hab's nachher oft gehört. Weil sie das Jüngste war und schwach dazu, so mußte sie oft tagelang die Schafe hüten, und sie freute sich auch immer darauf; wenn aber Leute durch das Eichenwäldchen kamen, wohin sie

ihre Herde trieb, so sah man sie meistenteils in bittern Tränen sitzen, und wenn dann die Leute hingingen und fragten, warum sie weine, so sagte sie, sie wisse es nicht. Kann es etwas Einfältigeres geben?"

„Bei einem großen Hange zur Einsamkeit", ergriff der Buchdrucker wieder das Wort, „empfand sie doch beständig die schmerzliche Sehnsucht nach den Ihrigen. Wenn sie abends nach Hause kam, so war's, als wenn sie von einer weiten, vieljährigen Reise heimgekommen wäre; da sprang sie zu ihren Eltern und Geschwistern hin und wollte sie vor Freude fast erdrücken. Natürlich hieß es da nur: ‚Dumme Appel, mach dich fort, laß mich in Ruh'!' Und gelegentlich bekam sie für ihre Zärtlichkeit auch noch einen Puff. Dann grämte sie sich wieder, bis sie zu ihren Schafen kam, und bei ihren Schafen hatte sie abermals keine Ruhe, bis die Abendglocke zum Einfahren läutete.

In ihrem fünfzehnten Jahre wurde sie nach der Stadt geschickt, um in einen Dienst zu treten. Da sie keine schwereren Arbeiten verrichten konnte, so kam sie als Kindsmädchen in ein wohlhabendes Haus, wo man, ohne sich sonst viel um sie zu bekümmern, mit ihr zufrieden war. Sie hatte ein sehr kränkliches Kind von etwa zwei Jahren zu hüten, das ihr viel Unbequemlichkeit und Mühsal verursachte. Ich erinnere mich, daß ich sie manchmal mit ihm sah, wie sie an sonnigen Abenden traurig auf den Kirchenstaffeln saß. Wenn ich da vorüberging, das Kind und das Mädchen anschauend, so wollte mir, obgleich ich kaum die Kinderlehre hinter mir hatte, das Herz beinahe vor Mitleid brechen; sie kamen mir vor wie zwei Blümlein, die man in einem Glase ohne Wasser stehenläßt.

Aus diesem kümmerlichen Leben", fuhr er fort, nachdem er sich über die scharfe Luft beklagt und die Augen gewischt hatte, „sog ihr angebornes sehnsüchtiges Wesen immer mehr Nahrung; ihr Heimweh, das früher gleichsam heimatlos gewesen war, nahm jetzt eine bestimmte Richtung, alle ihre Gedanken waren nach der Heimat, nach den Ihrigen gewendet."

„Wohin sie eine Stunde und nicht einmal so weit zu gehen hatte", fiel die Alte ein.

„Ja, Frau Nachbarin, aber allein zu gehen, dazu hatte sie keine Muße, und mit dem Kinde durfte sie sich nicht so weit entfernen. Die Ihrigen kamen auch nicht ein einziges Mal, um nach ihr zu sehen."

„Darum war es ja auch so einfältig", rief die Alte, „solches Heimweh nach ihnen zu haben."

„Das ist ja eben das Seltsame", versetzte der Buchdrucker etwas ungeduldig. „Wenn alle Leute so gescheit wären wie Sie, Frau Nachbarin, so würde gar nichts Merkwürdiges in der Welt vorfallen. Ja,

seltsam ist es, aber wer je auf Reisen gewesen ist wie ich, der begreift auch, wie die Abwesenheit nicht bloß das Herz, sondern auch die Einbildungskraft des Menschen umwandeln kann. So ging es dem armen blassen Mädchen, das bei seiner Herrschaft unbeachtet wie ein Schatten umherschwebte. Das ärmliche Häuschen, das schlechte Essen, das rohe Betragen der Ihrigen hatte sie vergessen; mit einem Worte, ihre Heimat war das Feenland ihrer Gedanken. Diese Empfindung gewann nach und nach die Oberhand über alle andern, und es kam so weit, daß, wie man nachher erfuhr, Apollonia eines Abends heimlich ihre paar Habseligkeiten zusammenschnürte, um nach Hause zu fliehen. Aber die Furcht vor der Strenge ihres Vaters machte, daß sie ihren Entschluß wieder aufgab und das Bündelchen auseinanderriß. Es scheint jedoch, daß sie von diesem Augenblicke an nicht mehr recht bei sich gewesen sei. Die vielen Anstrengungen, die ihr die Pflege des Kindes verursachte, der Kummer bei Tag und die schlaflosen Nächte untergruben ihre von Natur zarte Gesundheit; der Drang nach der Heimat, der immer wilder und heftiger wurde, während sie doch nicht den Mut hatte, ihm zu folgen, zerrüttete ihren Geist. Sie sah das Kind, dessen tägliches Leiden ihr im innersten Herzen weh tat, doch als die Ursache ihres ganzen Elends an. In ihren ungeordneten Gedanken fiel sie darauf, wenn das Kind stürbe, so würde ihre Herrschaft sie als unnütz nach Hause schicken. So scheint es, daß nach und nach, nur wie dämmernd, der Wunsch in ihr aufgestiegen sei, es möchte das Kind und mit dem Kinde sie selbst erlöst werden."

„Ja", fiel die Alte wieder ein, „und wenn sie noch ein Wochener zwo gewartet hätte, so wäre das auch von selber geschehen, denn das Kind hätte keine vierzehn Tage mehr gelebt; das hab ich seinen eigenen Vater nachher mehr denn einmal sagen hören. Aber wenn's einmal mit einem Menschen hinunter will, so ist der Teufel gleich bei der Hand und hält ihm die Leiter dazu."

„Da hat Ihr Mund ein sehr wahres Wort gesprochen", sagte der Buchdrucker mit feierlichem Ernst. „So ging es auch bei der armen Apollonia; denn in dem unglückseligen Gemütszustande, von dem ihre Herrschaft keine Ahnung hatte, wurde sie eines Tages, da eben Besuch im Hause war, in die Schenke gesendet, um eine Flasche Wein zu holen."

„Jetzt aber laßt *mich* ans Brett", unterbrach die Alte den Erzähler, „in *dem* Punkt weiß niemand so gut Bescheid wie ich. Ich bin ja dabeigewesen und hab jede Silbe mit angehört; denn der Wirt war mein Vater, und wo das blasse Appele jenen Wein holte, das war meiner Eltern Haus, und ich kannte sie recht gut, obgleich wenig mit

ihr zu haben war. Ich seh sie noch vor mir, wie sie zu uns hereintrat und mit ihrer leisen Stimme eine Flasche Wein begehrte; nämlich ihr Herr hatte sie aus Stolz geschickt, weil seine Gäste behaupteten, mein Vater schenke einen bessern Wein, als er einen im Keller habe, und nun wollte er einen Vergleich anstellen. Es ist ihm aber übel bekommen. Wir hatten eben die Lichter angezündet, und etliche junge Gesellen saßen um den Tisch. Wie nun manches unnütze Wort unter den Menschen geredet wird, zumal beim Wein, so ging's auch selbigsmal. Es war nämlich kurz zuvor der Fall vorgekommen, daß mit Mausgift in einem Hause nahezu ein großes Unglück angerichtet worden wäre, und ein wohlweiser Rat, wie man dazumal sagte, hatte ein Verbot an die Apotheker und eine Warnung an die Bürgerschaft ergehen lassen. Das Verbot aber wurde nicht groß geachtet, und ich holte meinen Mäusen fort und fort ihr richtiges Futter, ohne daß mir jemand was in den Weg gelegt hätte. Von dem Verbot aber war selbigen Abend die Rede. Die jungen Burschen schlugen auf den Tisch und machten ein groß Geschrei; der eine meinte, das Ding sehe aus, als ob man die ganze Bürgerschaft für lauter Giftmischer hielte, der andere schrie, das gehe einen wohlweisen Rat einen Pfifferling an, und wieder einer sagte – das war der überzwerche Balthas, wißt Ihr, er hatte so eine große Warze auf der Nase – ‚das ist alles für nichts', sagte er, ‚die gestrengen Herren können verbieten, Mausgift, Rattengift' – und da zählte er noch eine Menge Gift her –, ‚aber andere Sachen können sie nicht verbieten', sagte er, ‚und da gibt's noch genug Tränklein, die einen in die schwarze Schublade fördern können, ohne daß man sie für Gift ausgeben kann. Wenn mir einmal des Lindenwirts Roter nicht mehr schmeckt, oder wenn ich sonst Würmer im Hirn hab, so geh ich in die Apotheke und kaufe mir Vitriolöl.'"

„Schwefelsäure!" unterbrach sie der Buchdrucker etwas indigniert, denn er hatte sich auch einige chemische Kenntnisse angeeignet.

„Meinetwegen also Schwefelsäure. ‚Für einen Kreuzer', sagte er, ‚krieg ich genug, um mit Euch und der ganzen Kameradschaft abfahren zu können, ja vierspännig', hat er gesagt, und was weiß ich, was alles noch, es ist schon gar zu lang her. Die andern trieben ihren Schabernack mit seinem Geschwätz; ich hörte aber wenig auf sie, sondern schaute ganz verwundert dem blassen Appele zu, wie es mit starren Augen dreinsah. Ich meinte, es denke was ganz anderes und habe von all den gottlosen Reden schier gar nichts vernommen. Aber, o mein Herr und mein Gott! Wer hätt' sich das eingebildet, als meine Mutter aus dem Keller kam und nun das Mädchen mit seinem Wein von dannen ging! Es ist doch gar zu unglaublich, wenn ich wieder an

das stille feine Kind mit dem blassen Gesichtlein denke. Aber dem Balthas ist's auch nicht gar wohl bekommen, ja wahrhaftig, es ist doch eigentlich der Grund, warum er das Leben lassen mußte; denn als es herauskam, was er mit seinem losen Maul für ein Unglück angerichtet hatte, und ihn alles in der Stadt drum scheel ansah, so konnte er's am Ende selber nicht mehr aushalten und zog nach Holland und nach Amerika, und wenn er das nicht getan hätte, so könnte er heut noch da sein; so aber hat er unterwegs Schiffbruch gelitten und ist ersoffen, obgleich er in meiner Stube mehr als einmal geschworen hatte, das Wasser sollt' ihm kein Leid antun."

„Was tat denn aber das blasse Mädchen?" fragte ich.

„Was wird sie getan haben?" versetzte die Alte. „Aus dem Maul des jungen Burschen war der böse Geist in sie gefahren, und fort ging sie zum Apotheker. Nun, die Knochen will ich Euch zum Abnagen lassen, Nachbar."

„Danke, will's aber kurz damit machen. Das verwahrloste, verlassene, unsinnige Mädchen rannte allerdings in die Apotheke, denn leider trug sie ein paar geschenkte Kreuzer bei sich. Bei jenen Worten war ihr alles Denken und Fühlen vergangen; sie hatte nur noch einen dunklen gebieterischen Trieb. Eine Stimme, sagte sie nachher aus, habe ihr immer ins Ohr gerufen, sie *müsse* es tun. Leider war der Apotheker, wie es in solchen verhängnisvollen Fällen zu gehen pflegt, arglos verblendet, und ihr sonderbarer Blick fiel ihm nicht auf. Sie empfing das tödliche Mittel, brachte den Wein nach Hause, und während im Wohnzimmer fröhlich auf die Genesung des Kindes, auf das Gedeihen der Familie angestoßen wurde, eilte sie in die Schlafkammer, trat an das Bettchen und vollbrachte, ein kindischer Würgengel, ihr abscheuliches Werk. Ein durchdringender Schrei des Kindes, der aber alsbald verstummte, rief die Mutter herbei, die, mit dem Licht in der Hand sich dem Bette nähernd, schon von weitem ein gräßlich Bild erblickte. Die schwächliche Natur des Kindes, die sogleich unterlegen war, hatte die freilich unwissende Grausamkeit der bejammernswerten Mörderin vermindert. Man fand sie im entlegensten Winkel des Hauses. Die Starrsucht ihres Gemütes, denn anders weiß ich's nicht zu nennen, hatte nachgelassen. Sie lag auf den Knien, drückte den Kopf an die Wand und schluchzte beständig: ‚Du bist jetzt ein Engel, und wir kommen beide heim! Heim!' antwortete sie auf alle Fragen, die man ihr tat. Vor den Mißhandlungen der Mutter schützte sie der Vater mit Mühe; er fragte sie: ‚Wie hast du uns *das* tun können mit deinem unschuldigen Antlitz?' Sie gab nichts zur Antwort als ‚heim!' Den herbeieilenden Behörden gestand sie ihr Verbrechen mit

leisem, demütigem Kopfnicken. Das Sonderbarste ist, daß bald, ja gleich nach der Tat eine völlige Verwandlung mit ihr vorging. Gegen die Gefangenschaft, gegen die Einsamkeit des Kerkers hatte sie gar keinen Widerwillen. Nach den Ihrigen hatte sie keine Sehnsucht mehr; auch kam keines von ihnen zu ihr, ihr Vater verstieß und verfluchte sie. Der selige Herr Hauptprediger hat nachher oft gesagt, es sei ein merkwürdiger Geist in dem Mädchen gewesen, der nach dieser Tat der Finsternis auf einmal zum hellen Tag erwacht sei. Sie habe nicht nur ihr Verbrechen vollkommen erkannt und bereut, sondern auch über viele andere Dinge klar, vernünftig und wie mit einer Erleuchtung gesprochen. Ihm selbst sei durch dieses Mädchen manches klargeworden, was er früher nicht begriffen oder an was er gar nicht gedacht habe. Dies sagte er häufig, aber er sprach sich nicht näher darüber aus. Nur das erzählte er, daß sie gegen ihn geäußert habe, sie erkenne nun deutlich, was es mit ihrem Heimweh gewesen sei."

„Was ist ihr geschehen?" fragte ich leise und stockend.

„In ihrer Kindheit schon", sagte das alte Weib, „als sie einmal wegen eines kranken Schafes zum Scharfrichter geschickt wurde, soll sein Schwert von selbst nach ihr gezuckt haben. So sagt man, ich weiß nicht, ob es wahr ist; aber die Herren vom geheimen Kollegium müssen es gewußt haben, denn die machten eine Wahrheit draus."

„Das war die Regierung und zugleich das Blutgericht", sagte der Buchdrucker und nickte bedeutend mit dem Haupte. Ich blickte nach dem steinernen Bau, und ein unheimliches Licht begann mir aufzugehen. Die Alte, die auf den Stufen saß, zeigte mit dem Daumen über die Schulter rückwärts. „Hier", sagte sie, „hat das Schwert zum zweitenmal nach ihr gezuckt, denn damals verfuhr man mit den Mörderinnen nicht so säuberlich wie jetzt. Hat denn das junge Bürschlein nie was vom Käs gehört?"

„Dieses Gemäuer", fügte der Buchdrucker hinzu, „war das Schafott in den späteren Zeiten der Reichsstadt. Den Reigen der Mörder und Übeltäter, die hier gerichtet wurden, hat die blasse Apollonia beschlossen."

„Ja, und recht freudig ist sie gestorben", sagte die Alte, indem sie mir gutmütig von ihren Erdbeeren anbot. Ich wies die rote Frucht, so herrlich sie duftete, mit Abscheu zurück und warf einen Blick der Neugier und des Grauens auf die Blutstätte. Längst ist das Gemäuer nun von der Erde verschwunden, und die Wildnis, die damals noch öd' und traurig, ohne Baum, mit niedrigem Gesträuche bewachsen war, hat sich in blühende Gärten verwandelt, aus denen da und dort freundliche Gartenhäuser blinken.

DIE UNWÜRDIGE GREISIN

BERTOLT BRECHT

Meine Grossmutter war zweiundsiebzig Jahre alt, als mein Großvater starb. Er hatte eine kleine Lithographenanstalt in einem badischen Städtchen und arbeitete darin mit zwei, drei Gehilfen bis zu seinem Tod. Meine Großmutter besorgte ohne Magd den Haushalt, betreute das alte, wacklige Haus und kochte für die Mannsleut und Kinder.

Sie war eine kleine magere Frau mit lebhaften Eidechsenaugen, aber langsamer Sprechweise. Mit recht kärglichen Mitteln hatte sie fünf Kinder großgezogen – von den sieben, die sie geboren hatte. Davon war sie mit den Jahren kleiner geworden.

Von den Kindern gingen die zwei Mädchen nach Amerika, und zwei der Söhne zogen ebenfalls weg. Nur der jüngste, der eine schwache Gesundheit hatte, blieb im Städtchen. Er wurde Buchdrucker und legte sich eine viel zu große Familie zu.

So war sie allein im Haus, als mein Großvater gestorben war.

Die Kinder schrieben sich Briefe über das Problem, was mit ihr zu geschehen hätte. Einer konnte ihr bei sich ein Heim anbieten, und der Buchdrucker wollte mit den Seinen zu ihr ins Haus ziehen. Aber die Greisin verhielt sich abweisend zu den Vorschlägen und wollte nur von jedem ihrer Kinder, das dazu imstande war, eine kleine geldliche Unterstützung annehmen. Die Lithographenanstalt, längst veraltet, brachte fast nichts beim Verkauf, und es waren auch Schulden da.

Die Kinder schrieben ihr, sie könne doch nicht ganz allein leben, aber als sie darauf überhaupt nicht einging, gaben sie nach und schickten ihr monatlich ein bißchen Geld. Schließlich, dachten sie, war ja der Buchdrucker im Städtchen geblieben.

Der Buchdrucker übernahm es auch, seinen Geschwistern mitunter über die Mutter zu berichten. Seine Briefe an meinen Vater und was dieser bei einem Besuch und nach dem Begräbnis meiner Großmutter

zwei Jahre später erfuhr, geben mir ein Bild von dem, was in diesen zwei Jahren geschah.

Es scheint, daß der Buchdrucker von Anfang an enttäuscht war, daß meine Großmutter sich weigerte, ihn in das ziemlich große und nun leerstehende Haus aufzunehmen. Er wohnte mit vier Kindern in drei Zimmern. Aber die Greisin hielt überhaupt nur eine sehr lose Verbindung mit ihnen aufrecht. Sie lud die Kinder jeden Sonntagnachmittag zum Kaffee, das war eigentlich alles.

Sie besuchte ihren Sohn ein- oder zweimal in einem Vierteljahr und half der Schwiegertochter beim Beereneinkochen. Die junge Frau entnahm einigen ihrer Äußerungen, daß es ihr in der kleinen Wohnung des Buchdruckers zu eng war. Dieser konnte sich nicht enthalten, in seinem Bericht darüber ein Ausrufezeichen anzubringen.

Auf eine schriftliche Anfrage meines Vaters, was die alte Frau denn jetzt so mache, antwortete er ziemlich kurz, sie besuche das Kino.

Man muß verstehen, daß das nichts Gewöhnliches war, jedenfalls nicht in den Augen ihrer Kinder. Das Kino war vor dreißig Jahren noch nicht, was es heute ist. Es handelte sich um elende, schlecht gelüftete Lokale, oft in alten Kegelbahnen eingerichtet, mit schreienden Plakaten vor dem Eingang, auf denen Morde und Tragödien der Leidenschaft angezeigt waren. Eigentlich gingen nur Halbwüchsige hin oder, des Dunkels wegen, Liebespaare. Eine einzelne alte Frau mußte dort sicher auffallen.

Und so war noch eine andere Seite dieses Kinobesuchs zu bedenken. Der Eintritt war gewiß billig, da aber das Vergnügen ungefähr unter den Schleckereien rangierte, bedeutete es „hinausgeworfenes Geld". Und Geld hinauszuwerfen war nicht respektabel.

Dazu kam, daß meine Großmutter nicht nur mit ihrem Sohn am Ort keinen regelmäßigen Verkehr pflegte, sondern auch sonst niemanden von ihren Bekannten besuchte oder einlud. Sie ging niemals zu den Kaffeegesellschaften des Städtchens. Dafür besuchte sie häufig die Werkstatt eines Flickschusters in einem armen und sogar etwas verrufenen Gäßchen, in der, besonders nachmittags, allerlei nicht besonders respektable Existenzen herumsaßen, stellungslose Kellnerinnen und Handwerksburschen. Der Flickschuster war ein Mann in mittleren Jahren, der in der ganzen Welt herumgekommen war, ohne es zu etwas gebracht zu haben. Es hieß auch, daß er trank. Er war jedenfalls kein Verkehr für meine Großmutter.

Der Buchdrucker deutete in einem Brief an, daß er seine Mutter darauf hingewiesen, aber einen recht kühlen Bescheid bekommen habe. „Er hat etwas gesehen", war ihre Antwort, und das Gespräch

war damit zu Ende. Es war nicht leicht, mit meiner Großmutter über Dinge zu reden, die sie nicht bereden wollte. Etwa ein halbes Jahr nach dem Tod des Großvaters schrieb der Buchdrucker meinem Vater, daß die Mutter jetzt jeden zweiten Tag im Gasthof esse.

Was für eine Nachricht!

Großmutter, die zeit ihres Lebens für ein Dutzend Menschen gekocht und immer nur die Reste aufgegessen hatte, aß jetzt im Gasthof! Was war in sie gefahren?

Bald darauf führte meinen Vater eine Geschäftsreise in die Nähe, und er besuchte seine Mutter.

Er traf sie im Begriff auszugehen. Sie nahm den Hut wieder ab und setzte ihm ein Glas Rotwein mit Zwieback vor. Sie schien ganz ausgeglichener Stimmung zu sein, weder besonders aufgekratzt noch besonders schweigsam. Sie erkundigte sich nach uns, allerdings nicht sehr eingehend, und wollte hauptsächlich wissen, ob es für die Kinder auch Kirschen gäbe. Da war sie ganz wie immer. Die Stube war natürlich peinlich sauber, und sie sah gesund aus.

Das einzige, was auf ihr neues Leben hindeutete, war, daß sie nicht mit meinem Vater auf den Gottesacker gehen wollte, das Grab ihres Mannes zu besuchen. „Du kannst allein hingehen", sagte sie beiläufig, „es ist das dritte von links in der elften Reihe. Ich muß noch wohin."

Der Buchdrucker erklärte nachher, daß sie wahrscheinlich zu ihrem Flickschuster mußte. Er klagte sehr.

„Ich sitze hier in diesen Löchern mit den Meinen und habe nur noch fünf Stunden Arbeit und schlecht bezahlte, dazu macht mir mein Asthma wieder zu schaffen, und das Haus in der Hauptstraße steht leer."

Mein Vater hatte im Gasthof ein Zimmer genommen, aber erwartet, daß er zum Wohnen doch von seiner Mutter eingeladen werden würde, wenigstens pro forma, aber sie sprach nicht davon. Und sogar als das Haus voll gewesen war, hatte sie immer etwas dagegen gehabt, daß er nicht bei ihnen wohnte und dazu das Geld für das Hotel ausgab!

Aber sie schien mit ihrem Familienleben abgeschlossen zu haben und neue Wege zu gehen, jetzt, wo ihr Leben sich neigte. Mein Vater, der eine gute Portion Humor besaß, fand sie „ganz munter" und sagte meinem Onkel, er solle die alte Frau machen lassen, was sie wolle.

Aber was wollte sie?

Das nächste, was berichtet wurde, war, daß sie eine Bregg bestellt

hatte und nach einem Ausflugsort gefahren war, an einem gewöhnlichen Donnerstag. Eine Bregg war ein großes, hochrädriges Pferdegefährt mit Plätzen für ganze Familien. Einige wenige Male, wenn wir Enkelkinder zu Besuch gekommen waren, hatte Großvater die Bregg gemietet. Großmutter war immer zu Hause geblieben. Sie hatte es mit einer wegwerfenden Handbewegung abgelehnt mitzukommen.

Und nach der Bregg kam die Reise nach K., einer größeren Stadt, etwa zwei Eisenbahnstunden entfernt. Dort war ein Pferderennen, und zu dem Pferderennen fuhr meine Großmutter.

Der Buchdrucker war jetzt durch und durch alarmiert. Er wollte einen Arzt hinzugezogen haben. Mein Vater schüttelte den Kopf, als er den Brief las, lehnte aber die Hinzuziehung eines Arztes ab.

Nach K. war meine Großmutter nicht allein gefahren. Sie hatte ein junges Mädchen mitgenommen, eine halb Schwachsinnige, wie der Buchdrucker schrieb, das Küchenmädchen des Gasthofs, in dem die Greisin jeden zweiten Tag speiste.

Dieser „Krüppel" spielte von jetzt ab eine Rolle.

Meine Großmutter schien einen Narren an ihr gefressen zu haben. Sie nahm sie mit ins Kino und zum Flickschuster, der sich übrigens als Sozialdemokrat herausgestellt hatte, und es ging das Gerücht, daß die beiden Frauen bei einem Glas Rotwein in der Küche Karten spielten.

„Sie hat dem Krüppel jetzt einen Hut gekauft mit Rosen drauf", schrieb der Buchdrucker verzweifelt. „Und unsere Anna hat kein Kommunionskleid!"

Die Briefe meines Onkels wurden ganz hysterisch, handelten nur von der „unwürdigen Aufführung unserer lieben Mutter" und gaben sonst nichts mehr her. Das weitere habe ich von meinem Vater.

Der Gastwirt hatte ihm mit Augenzwinkern zugeraunt: „Frau B. amüsiert sich ja jetzt, wie man hört."

In Wirklichkeit lebte meine Großmutter auch diese letzten Jahre keinesfalls üppig. Wenn sie nicht im Gasthof aß, nahm sie meist nur ein wenig Eierspeise zu sich, etwas Kaffee und vor allem ihren geliebten Zwieback. Dafür leistete sie sich einen billigen Rotwein, von dem sie zu allen Mahlzeiten ein kleines Glas trank. Das Haus hielt sie sehr rein, und nicht nur die Schlafstube und die Küche, die sie benutzte. Jedoch nahm sie darauf ohne Wissen ihrer Kinder eine Hypothek auf. Es kam niemals heraus, was sie mit dem Geld machte. Sie scheint es dem Flickschuster gegeben zu haben. Er zog nach ihrem Tod in eine andere Stadt und soll dort ein größeres Geschäft für Maßschuhe eröffnet haben.

Genau betrachtet lebte sie hintereinander zwei Leben. Das eine,

erste, als Tochter, als Frau und als Mutter, und das zweite einfach als Frau B., eine alleinstehende Person ohne Verpflichtungen und mit bescheidenen, aber ausreichenden Mitteln. Das erste Leben dauerte etwa sechs Jahrzehnte, das zweite nicht länger als zwei Jahre.

Mein Vater brachte in Erfahrung, daß sie im letzten halben Jahr sich gewisse Freiheiten gestattete, die normale Leute gar nicht kennen. So konnte sie im Sommer früh um drei Uhr aufstehen und durch die leeren Straßen des Städtchens spazieren, die sie so für sich ganz allein hatte. Und den Pfarrer, der sie besuchen kam, um der alten Frau in ihrer Vereinsamung Gesellschaft zu leisten, lud sie, wie allgemein behauptet wurde, ins Kino ein!

Sie war keineswegs vereinsamt. Bei dem Flickschuster verkehrten anscheinend lauter lustige Leute, und es wurde viel erzählt. Sie hatte dort immer eine Flasche ihres eigenen Rotweins stehen, und daraus trank sie ihr Gläschen, während die anderen erzählten und über die würdigen Autoritäten der Stadt loszogen. Dieser Rotwein blieb für sie reserviert, jedoch brachte sie mitunter der Gesellschaft stärkere Getränke mit.

Sie starb ganz unvermittelt, an einem Herbstnachmittag, in ihrem Schlafzimmer, aber nicht im Bett, sondern auf dem Holzstuhl am Fenster. Sie hatte den „Krüppel“ für den Abend ins Kino eingeladen, und so war das Mädchen bei ihr, als sie starb. Sie war vierundsiebzig Jahre alt.

Ich habe eine Photographie von ihr gesehen, die sie auf dem Totenbett zeigt und die für die Kinder angefertigt worden war. Man sieht ein winziges Gesichtchen mit vielen Falten und einen schmallippigen, aber breiten Mund. Viel Kleines, aber nichts Kleinliches. Sie hatte die langen Jahre der Knechtschaft und die kurzen Jahre der Freiheit ausgekostet und das Brot des Lebens aufgezehrt bis auf den letzten Brosamen.

DIE BERLOCKEN

GOTTFRIED KELLER

ZUR ZEIT, da Marie Antoinette sich nach Frankreich verheiratete, gab es in der Touraine einen hübschen guten Jungen, der noch gar nicht flügge war und keinem Menschen etwas zu Leide getan hatte. Er hieß Thibaut von Vallormes und war Fahnenjunker in einer Kompagnie eines Fußregimentes, das ich nicht näher zu bezeichnen wüßte, indem ich den Namen desselben nicht angezeigt fand. Trotz seiner kriegerischen Stellung war er, wie gesagt, noch halb kindisch und hielt sich, wenn er nicht Dienst hatte, immer bei alten Tanten, Basen und anderen würdigen Matronen auf, deren Putzschachteln, Galanterieschränke und bemalte Coffrets er durchschnüffelte und von denen er sich Geschichten erzählen ließ, während er ihre Crèmetörtchen, Blancmangers und Zuckerbrötchen schmauste. Aber auch diesem unschuldigen Knaben schlug die Stunde des Schicksals, wo sich die Sachen änderten und er begann, ein gefährlicher Mensch und Mann zu werden.

Zum Pagendienste bei den Zeremonien der königlichen Vermählung wurden aus der Armee eine Anzahl gerade solcher hübschen Bürschchen zusammengesucht und nach Paris berufen, und auch der zierliche junge Thibaut ward des Glückes teilhaft. Nach dem Schlusse der Festlichkeiten geschah es dann, daß unter anderm auch die sämtlichen Pagen in einem Salon des Versailler Schlosses versammelt, gespeist und beschenkt wurden, eh' sie zur Heimreise auseinandergingen. Nachdem ein Kammerherr oder so was jedem sein Paketchen überreicht, wurde ihnen unerwartet kund getan, daß die junge Dauphine die Junker noch zu sehen wünsche. Sie mußten also hinmarschieren, wo sie mit einigen Hofdamen saß; jeder einzelne wurde ihr vorgestellt und erhielt unter graziösen Dankesworten für seinen artigen Dienst noch eigenhändig ein Geschenk, das ihr ein Hofherr darreichte. So bekam Thibaut eine schöne goldene Uhr, aber ohne

Kette oder Band, mit den Worten, die Berlocken müsse er sich mit der Zeit selbst dazu erobern.

Ganz rot vor Vergnügen betrachtete Thibaut die Uhr, als er mit den andern Jungen in einem großen Omnibus nach Paris zurückfuhr und sie die erhaltenen Geschenke sich gegenseitig zeigten. Es war auf der Rückseite in einem Kranze von Rocaille ein kleiner Seehafen graviert, in dessen Hintergrunde die Sonne aufging und ihre Strahlenlinien sehr fein und gleichmäßig nach allen Seiten ausbreitete. Das Innere der Schale aber zeigte sich gar mit einer bunten Malerei emailliert; ein winziges Amphitritchen fuhr in seinem Wagen, von Wasserpferden gezogen, auf den grünen Wellen einher, von einem rosenfarbigen Schleier umwallt, und auf dem blauen Himmel stand ein weißes Wölkchen. Im Hintergrunde gab es noch Tritonen und Nereiden.

Als alle die Herrlichkeiten genugsam bewundert worden und auch die freundlichen Worte der künftigen Königin besprochen und kommentiert, brachte auch Thibaut vor, was sie ihm gesagt, und er setzte hinzu: „Wenn ich nur wüßte, was Ihre Königliche Hoheit damit meint, daß ich die Berlocken selbst erobern müsse!"

„Ha!" rief ein Standartenjunker von der Reiterei, „das ist doch klar; es bedeutet, daß Sie sich die Berlocken aus kleinen Andenken von Damen herstellen sollen, deren Herzen Sie geraubt haben! Je mehr, je besser!"

„Ich möchte doch nicht behaupten, daß die Frau Dauphine so etwas gemeint hat", wandte ein anderer Junge schüchtern ein, „ich glaube eher, sie wollte sagen, Monsieur de Vallormes möge sich die nötigen Bijoux von der Mama, den Frau Tanten und allerhand Cousinen erbitten oder schenken lassen, weil sich Ihre Königliche Hoheit nicht damit abgeben kann, so viele kleine Gegenstände auszusuchen und zusammenzustellen!"

„Ei warum nicht gar!" meinte der Kornett, „das wären langweilige Berlocken! Es müssen eroberte Trophäen sein! Jeder Gentilhomme trägt sie!"

Thibaut entschied sich für die letztere Auslegung, und als er in seine Stadt Tours zurückkam, sah er sich von Stund an nach den Gelegenheiten um, die schrecklichen Raubzüge zu beginnen. Er vermied die Plauderstübchen der alten Tanten und guckte eifrig nach jungen Mädchen aus, die etwas Glänzendes an sich trugen, sei es am Halse, an der Hand oder an den Ohren. Da er sich aber auf die Hauptsache, die Eroberung der Herzen, noch nicht verstand und nach einigen törichten Possen gleich nach jenen Dingen greifen wollte, so

wurde ihm überall auf die Finger geschlagen, und es wollte sich nichts für seine Uhr ergeben.

Einst reiste er für die Osterfeiertage nach Beaugency an der Loire, wo er Verwandte besaß, und da schien sich ein Anfang für seine Unternehmungen gestalten zu wollen. Es war nämlich ein sehr schönes Frauenzimmer aus dem benachbarten Orléans dort zum Besuche, das freilich schon etwa zweiundzwanzig Jahre zählte und daher den Kopf eine Hand breit höher trug als der kaum siebzehnjährige Fähnrich, wie sie auch ohnehin hochgewachsen war. Aber obschon Thibaut ein wenig in ihre Augen hinauf blicken mußte, war er doch nicht zu stolz, sich in sie zu verlieben, zumal er an ihrem Halse ein Herz von roten Korallen hängen sah, das ihm außerordentlich in die Augen stach. Es war ungefähr so groß wie ein holländischer Dukaten und konnte geöffnet werden. Inwendig saß ein grünes Spinnlein, sehr kunstreich aus einem kleinen Smaragdsteine gemacht, die Äuglein von winzigen Brillanten und die länglichen Füße von feinem Golde. Die Spinne zitterte und bewegte sich aber unaufhörlich samt ihren acht Beinchen, weil sie mit künstlichen Gelenken von der heikelsten Arbeit versehen und außerdem auf einer kleinen, unsichtbaren Spiralfeder befestigt war. Dieses Herz hatte die schöne Guillemette von ihrem Bräutigam zum Geschenk erhalten; denn sie war mit einem höhern Offizier verlobt, der in den amerikanischen Besitzungen Frankreichs verwendet wurde und den Zeitpunkt der Vermählung bis nach seiner Rückkehr verschoben hatte. Als er ihr vor der Reise das Herz gab, sagte er wie im Scherz, er wolle sehen, ob sie so Sorge dazu trüge, daß das unruhige Spinnlein noch unzerbrochen sei, wenn er wiederkäme; nota bene aber setze er voraus, daß sie das Kleinod nicht etwa beiseite lege, sondern es beständig am Halse trage. Er sprach vielleicht damit die Hoffnung aus, sie werde sich während der Zeit seiner Abwesenheit recht ruhig und gleichmütig verhalten und ihr eigenes Herz samt dem Korallenherzen ungefährdet bleiben.

Als nun der junge Thibaut sich in sie verliebte, beging Guillemette den Fehler, sich sein Hofmachen als kleine Erheiterung eine Weile gefallen zu lassen, was sie schon seiner Jugend wegen für unverfänglich hielt. Sie ließ sich von ihm Fächer und Handschuhe tragen, spielte und lachte mit ihm, wie wenn sie noch ein halbes Kind wäre, und wenn er nicht von selbst in ihre Nähe kam, rief und lockte sie ihn herbei. Sooft er es möglich machen konnte, eilte er nach Beaugency, wo sie längere Zeit blieb, und jagte mit ihr durch Garten und Saal. Eines Tages aber, als er ihr plötzlich zu Füßen fiel und ihre Knie umspannte, mußte er erfahren, daß sie ihn lachend abschüttelte und

er weiter von dem Ziele des Herzensraubes war als jemals. Da faßte er in jugendlichem Leichtsinn den Vorsatz, ihr wenigstens das Korallenherz zu stehlen, und führte ihn auch aus. Während einer sommerlichen Nachmittagsstunde hatte sich Guillemette in ein kühles Gartenzimmer eingeschlossen, um zu schlafen, leider aber nicht das offene Fenster bedacht. Durch dieses Fenster entdeckte Thibaut das in einem geflochtenen Armsessel schlafende Fräulein und stieg leise wie eine Katze hinein. Das Herz hing an einem Sammetbändchen an ihrem Halse, und es gelang ihm, dasselbe loszumachen und in die Tasche zu stecken, auch wieder durch das Fenster zu entfliehen, ohne daß sie erwachte oder er von einem Menschen gesehen wurde. Die grüne Spinne mochte in ihrer dunklen Kapsel noch so sehr zittern und blinkern, so half es doch weder ihr noch der schlafenden Schönen; sie mußte mit dem Diebe gehen und nahm das Glück der armen Guillemette mit sich. Als sie erwachte und einige Zeit später den Verlust entdeckte, suchte sie das Herz überall, und erst als sie es nirgends fand, erschrak sie und sann beklommen nach, wo es möchte geblieben sein. Sie fragte auch den Thibaut, ob er es nicht gefunden habe, und als er das verneinte, glaubte sie ihm anzusehen, daß er doch darum wisse. Sie bat ihn heftig, es ihr zu sagen; er leugnete und lachte zugleich, und sie betrachtete ihn zweifelnd und geriet über seinem Anblick in große Angst, da er immer mit den Augen zwinkerte. Zuletzt fiel sie ihm zu Füßen und flehte, er möchte ihr das Herz wiedergeben oder sagen, wo es sei, und erst jetzt hielt er seinen Raub für eine rühmliche Beute, weil er merkte, wieviel ihr daran gelegen und daß sie dem Weinen nahe war. Wie wenn er sich in falschen Schwüren üben wollte, beschwor er laut und heuchlerisch seine Unschuld, machte aber, daß er fortkam, und ließ sich nie wieder vor ihr blicken. Als der Verlobte nach einem Jahre aus den Kolonien zurückkehrte und, das Herz vermissend, nach demselben fragte, sagte die Braut der Wahrheit gemäß, daß sie es entweder verloren habe oder es ihr gestohlen worden sei, sie wisse das nicht recht; allein sie brachte die Worte so verlegen, so erschrocken hervor, daß der Bräutigam einem etwelchen Verdacht nicht widerstehen konnte. Und als er dringend nach den Umständen fragte, unter welchen sie ein solches Andenken habe verlieren können, gab sie eine unglückliche Antwort, in der die Reue sich hinter beleidigtem Stolze verbarg. Die Verlobung löste sich auf; der Bräutigam heiratete eine andere Person, und Guillemette blieb arm und verlassen mitten in der Welt sitzen.

Thibaut, der inzwischen Leutnant geworden, trug nun das Herz an seiner Uhrkette und sah schon lange nach einem neuen Gehängsel

aus, das er jenem beigesellen konnte. So gewahrte er denn einstmals die kleine Denise, das Töchterchen des seligen Notars Jakob Martin, das eben aus der Klosterschule gekommen und nun bei der Mutter lebte. Er wunderte sich, wie artig das Mädchen ausgewachsen war und auf den roten Stöckelschuhen daherging. Auf der Brust trug es ein bescheidenes Herz von Bergkristall, das, in Gold gefaßt, auch geöffnet werden konnte; aber es war nichts darin und das Herz ganz durchsichtig. Dennoch faßte er sogleich den Plan, dasselbe zu erobern, als er so stehenblieb und dem Mädchen nachschaute, das mit blutrotem Gesichte davoneilte. Er spazierte täglich an ihrem Hause vorüber, sandte ihr verliebte Gedichtchen zu, die er den Poesien des M. Dorat, der Frau Marquise d'Antremont oder des Herrn Marquis de Pezai und anderen Dichtern der damaligen Zeit entlehnte, aber ohne Unterschrift ließ. Es gelang ihm dadurch, den Kopf der jungen Denise und ihrer Mutter zugleich in Verwirrung zu setzen, so daß er den Zutritt im Hause erhielt und mit eitler Freude empfangen wurde, wenn er mit einem Blumensträußchen oder einem billigen Fächer von gefärbtem Papier erschien, worauf ein paar Gräser und eine Nelke gedruckt waren. Ein ehrbarer Kaufmannssohn, dessen Vater mit dem verstorbenen Notar befreundet gewesen, zog sich vor dem Herrn Vallormes zurück, an welchen die kleine Denise zuerst ihr natürliches und dann ihr kleines Kristallherz verlor. Sobald er aber dieses mit ihrer zärtlichen Einwilligung abgelöst und an seiner Uhr befestigt hatte, verließ er sie und kehrte nie mehr zurück. Ungeachtet sie sehr wohlhabend war, kostete es der Mutter manch saure Mühe, den jungen Kaufmann mit der Zeit wieder herbeizuschaffen, der dann aus dem erst blühenden Denischen ein gedrücktes Hausfrauchen, so ein bescheidenes aufgewärmtes Sauerkräutchen machte.

Es dauerte jetzt einige Zeit, bis Thibaut wieder auf eine Spur geriet, die er jedoch abermals verlor, wie es auch dem geschicktesten Jäger geschehen kann. Als er eines Sonntagnachmittags nichts anzufangen wußte, fiel es ihm ein, endlich einmal seine jüngste Tante Angelika zu besuchen, die noch nicht ganz fünfzig Jahre alt sein mochte und eine empfindsame alte Jungfer war. Da sie gerade am offenen Schreibtische saß, machte sich Thibaut hinter die ihm bekannten Lädchen und Schatullen, um darin zu schnüffeln wie ehemals. Er stieß auf ein Schächtelchen, das er noch nie gesehen, und als er es öffnete, lag auf einem Flöcklein Baumwolle ein Herz von milchweißem Opal, das, längst vom Bande gelöst, hier im Stillen schlummerte. Am Tageslichte schillerte das Herz in zartem Farbenspiele wie ein Schein ferner Jugendzeiten.

„Welch ein schönes Bijou!“ rief Thibaut, „wollen Sie mir das nicht schenken?“

„Was fällt dir ein, lieber Neffe?“ fragte sie verwundert, indem sie ihm das Herz aus der Hand nahm und es mit glänzenden Augen betrachtete; „was wolltest du auch damit tun? Es einem andern Frauenzimmer schenken?“

„O nein!“ sagte Thibaut, „ich würde es an meine Uhr hängen und dabei stets meiner Tante Angelika eingedenk sein!“

„Ich kann es dir dennoch nicht geben“, erwiderte die Dame mit weicher Stimme, „es ist meine teuerste Erinnerung, denn der Geliebte und Verlobte meiner Jugend hat es mir geschenkt!“

Auf sein neugieriges Verlangen erzählte sie dem Neffen mit vielen Worten die verjährte Liebesgeschichte mit einem herrlichen jungen Edelmann, der voll seltener Treue und Hingebung unter schwierigen Umständen an ihr gehangen, sich ihretwegen geschlagen und in der Blüte der Jahre in der glorreichen Schlacht von Fontenoy als ein tapferer Held gefallen sei, vor mehr als dreißig Jahren. Die Beschreibung all der Liebenswürdigkeit, der männlichen Schönheit und Jugend des Verlorenen, der in seinem Umgange genossenen Glückseligkeit verklärte die Erzählende mit einem solchen Abglanz der Erinnerung und Sehnsucht, daß trotz der stark angegrauten Haare, die im Negligé unter dem gefältelten Häubchen hervor über Nacken und Schultern herunterflossen, eine neue Jugend ihr Gesicht zu beleben und rosig zu färben schien.

Ganz begeistert fiel Thibaut auf ein Knie, wie wenn er selbst der verlorene Liebhaber wäre, und rief, die Hände auf sein Herz legend: „Ich schwöre Ihnen, teuerste Tante, daß ich Sie ähnlich geliebt haben würde, wäre meine Jugend mit der Ihrigen zusammengefallen! Ja ich liebe Sie jetzt, wie nur eine junge Seele eine andere junge Seele lieben kann! O schenken Sie mir Ihr schönes Herz, ich will es hegen und an mich schließen, daß es nicht mehr einsam ist!“

Er war in der Tat so närrisch verzückt, daß er selbst nicht wußte, ob er das kleine Schmuckherz oder das liebende Menschenherz verlangte; die Tante Angelika aber verwechselte in ihrer Schwärmerei den gegenwärtigen Augenblick und den neben ihr knienden Jüngling mit dem lange entschwundenen Geliebten, sie schlang in süßer Verlegenheit beide Arme um den Hals des hübschen Schlingels und drückte ihm mehrere Küsse auf die Lippen, und der Taugenichts entblödete sich nicht, der traumvergessenen würdigen Dame das gleiche zu tun, wie wenn sie noch zwanzig Jahre alt wäre. Voll Schrecken erwachte sie aus ihrer süßen Verirrung, die sie nun doch nicht recht

bereuen konnte; sie machte sich hastig aus seinen Armen frei, und während sie ihn mit feuchten Augen nochmals ansah, drückte sie ihm zitternd das Opalherz in die Hand und bat ihn, sie doch gleich zu verlassen. Dann lehnte sie sich mit gefalteten Händen in ihren Sessel zurück, um sich von dem höchst seltsamen Erlebnisse zu erholen.

Als Thibaut die neue Trophäe an der Uhr befestigt hatte, dünkte ihm die Berlocke mit drei Herzen nunmehr stattlich genug zu sein, um sie endlich auszuhängen; auch kam es ihm gerade recht, daß er an eine Offiziersstelle in Paris versetzt wurde; denn nur diese Stadt konnte fortan der rechte Schauplatz seiner ferneren Taten sein. Und es fehlte ihm nicht an Eroberungen und Protektionen, die ihm bald eine Kompagnie verschafften, deren Kapitän er wurde. Allein je vornehmer die Damen waren, deren Eroberung er machte, und je kostbarer die Kleinödchen, die er an seine Uhrkette hing, desto unklarer wurde es ihm, ob er eigentlich es sei, der die Schönen sitzenließ, oder ob er von ihnen verlassen werde. Gleichviel, sein Uhrgehänge klirrte und blitzte, daß es eine Art hatte, und er galt für den gefährlichsten Kavalier der Armee, wenn er im Kreise der Herren Kameraden die Geschichte der einzelnen Merkwürdigkeiten erzählte und die Juwelen und Perlen streichelte, die sich darunter fanden. Und er ging mit den Berlocken zu Bett und stand mit denselben auf.

Zuletzt wurde ihm sein Ruhm fast langweilig, besonders da kein Plätzlein mehr für neue Siegeszeichen auf seiner Weste vorhanden war. Weil er aber ein für allemal ein Glückskind heißen konnte, zeigte sich in diesem Stadium die Aussicht auf einen neuen Lebens- und Siegeslauf, den als ein bewährter und geprüfter Mann anzutreten es ihn gelüstete.

Gerade damals hatte die französische Begeisterung für den Freiheitskampf der Nordamerikaner ihren Höhepunkt erreicht, und nachdem schon viele Franzosen als Freiwillige für die Gründung der großen Republik mitgefochten, war es bekanntlich dem Marquis von Lafayette gelungen, die Absendung eines förmlichen Hilfsheeres zu bewirken. Der Kapitän Thibaut von Vallormes ging mit und befand sich bei den sechstausend Mann, welche vom Grafen von Rochambeau über den Ozean geführt wurden und im Juli 1780 auf Rhode Island landeten. Thibaut war weder ein nachlässiger noch ein untapferer Soldat, und so geriet er im Verlaufe des schwierigen Krieges und auf den Hin- und Herzügen bald in die vorderste Linie, bald sonst auf ausgesetzte Punkte. Der frische Luftzug der Neuen Welt, der gewaltige Hauch der Freiheit, der von ihm ausging, und die anhal-

tende Beschäftigung des Dienstes unter allerlei Gefahren ließen den Offizier allgemach ernster erscheinen; auch an seiner Einzelperson, geringen Orts, machte sich der Übergang aus dem spielenden Dasein in das, was nachher kam, sichtbar. Als die Heeresabteilung, bei der er stand, an irgendeinen breiten Fluß vorrückte, auf dessen anderm Ufer ein größerer Indianerstamm lagerte, entflammte er mit den andern Franzosen in Enthusiasmus, nun der wahren Natur und freien Menschlichkeit so unmittelbar gegenüberzustehen; denn jeder von ihnen trug ein Stück Jean Jacques Rousseau im Leibe. Es handelte sich darum, mit den Indianern in Verkehr zu treten, sie entweder in Güte als Freunde zu gewinnen oder sie wenigstens zu einem neutralen Verhalten zu veranlassen, und zu diesem Ende hin wurden die Oberbefehlshaber erwartet, indessen auch am andern Ufer, bei den Indianern, noch eine Anzahl wichtiger Häuptlinge zu einer Konferenz eintreffen sollten.

Die französischen Militärs aber mochten den Tag nicht erwarten, ihre Neugierde und die Lust an den idealen Naturzuständen zu befriedigen; sie lockten schon vorher die wilden Rothäute über das Wasser und schifften auch zu ihnen hinüber, und jeder suchte in seinem Gepäcke nach Gegenständen, welche er verschenken oder an Merkwürdigkeiten vertauschen konnte. Thibaut war unter den ersten, die über den Strom setzten, und tat es bald täglich nicht nur ein-, sondern zweimal, und war in Wigwams zu Hause. Nämlich eines der indianischen Mädchen zog ihn unwiderstehlich hinüber, daß er seine ganze siegreiche Vergangenheit vergaß und einem Neuling gleich auf den Spuren einer Wilden umherirrte.

Ich kann es nicht wagen, eine Beschreibung von dem wunderbaren Wesen zu machen, und muß es den Herren überlassen, sich nach eigenem Geschmacksurteil das Schönste vorzustellen, was man sich damals unter einer eingeborenen Tochter Columbias dachte, sowohl was Körperbau und Hautfarbe als Kostüm und dergleichen betrifft. Ein hoher Turban von Federn wird unerläßlich, ein buntes Papagenakleidchen rätlich sein; doch wie gesagt, ich will mich nicht weiter einmischen und nur noch andeuten, daß sie in ihrer Sprache Quoneschi, das heißt Libelle oder Wasserjungfer genannt wurde.

So viel ist sicher, daß sie es meisterlich verstand, wie eine Libelle ihm bald über den Weg zu schwirren, bald sich unsichtbar zu machen, jetzt einen verlangenden Blick auf ihn zu werfen, dann spröd und kalt ihm auszuweichen; allein Thibaut wurde nicht müde, sich betulich und geduldig zu zeigen und sie wenigstens mit schmachtenden Augen zu verfolgen, wenn sie durchaus nicht in die Nähe zu

bringen war. So gleichgültig er zuletzt gegen das Frauengeschlecht in Frankreich gewesen, so heftig verliebte er sich jetzt in das rote Naturkind und ging geradezu mit dem Gedanken um, dasselbe zu seiner rechtmäßigen Gemahlin zu erheben. Wie würde das philosophische Paris erstaunen, dachte er sich, ihn mit diesem Inbegriff von Natur und Ursprünglichkeit am Arme zurückkehren und in die Salons treten zu sehen.

Durch seine Beharrlichkeit schien die zierliche Wasserjungfer wirklich allmählich zahm und halbwegs vertraulich zu werden; die Herren Kameraden, die bisher darüber gelächelt, daß seine Macht über die Frauenherzen sich nicht bis an den Hudson und den Delaware erstrecke, fingen an ihn zu bewundern und zu loben, daß er als echter Franzose nicht das Feld räume; kurz, er hatte zwischen Tag und Nacht schon mehr als ein kleines Stelldichein abgehalten mit wunderlichem Zwiegespräche von Gebärden und abgebrochenen Worten, wobei keines das andere verstand noch auszudrücken wußte, was es wollte. Nur eines glaubte Thibaut zu bemerken, nämlich daß Quoneschi jedenfalls von einem zärtlichen Gedanken bewegt war, der sie fortwährend beschäftigte und die dunklen Augen öfters wie in banger oder zweifelhafter Erwartung auf ihn richten ließ.

Nun waren die höheren Personen auf beiden Seiten des Flusses versammelt und die Unterhandlungen für einstweilen erledigt, die indianischen Häuptlinge im französischen Lager auch gut bewirtet worden, und es blieb noch der offizielle Besuch der französischen Herren bei den Wilden übrig, welche sich auch ein wenig zeigen wollten. Am Vorabend kam noch ein ganzes Schiff voll Weiber herübergefahren, die vor dem Weitermarsch der Franzosen noch allerlei Verkäufliches an den Mann zu bringen wünschten, wie Früchte, wilde Putzsachen, Muscheln, gestricktes Leder und dergleichen. So entstand rasch noch eine lebendige Marktszene, und die Franzosen benutzten billigerweise den Anlaß, mit den Frauen zu sponsieren, wie es von je ihre Art gewesen ist. Thibaut aber wußte seine Quoneschi oder Wasserjungfer, die ein Körbchen voll Erdbeeren zu verkaufen hatte, in sein Hauptmannszelt zu locken und nahm sie dort schärfer ins Gebet als bisher; denn es war keine Zeit mehr zu verlieren. Er suchte ihr mit feuriger Ungeduld deutlich zu machen, daß er sie mit nach Europa nehmen und mit ihren Eltern um sie handeln wolle, in ehrbarem Ernste und zu ihrem Heil und Glücke. Daß sie ihn ganz verstand, ist zu bezweifeln; dagegen ist sicher, daß sie sich deutlicher auszudrücken wußte. Indem sie mit der kleinen rötlichen Hand sein Kinn und beide Hände streichelte, deutete sie auf die Berlocken an

seiner Uhr, die sie zu haben wünschte, nachdem sie offenbar schon lange ihren Geist beschäftigt hatten. Dazu sagte sie immer auf englisch: Morgen! Morgen! und drückte mit holdselig naiven Gebärden aus, daß etwas Wunscherfüllendes vorgehen würde, wo gewiß alle Welt zufriedengestellt werde.

Unser guter Thibaut erschrak über die Deutlichkeit des Verlangens nach den Berlocken und besann sich ein Weilchen mit melancholischem Gesichte; er war ganz überrascht von der ungeheuerlichen Keckheit des Begehrens und konnte es nur begreifen, wenn er bedachte, daß das unschuldige Wesen weder die Bedeutung noch den Wert dessen kannte, was es forderte. Als aber das Mädchen traurig das Haupt senkte und die Hand aufs Herz legte und noch mit andern Zeichen verriet, daß sie große Hoffnungen auf die Erfüllung ihres Wunsches gesetzt hatte, legte er diese Zeichen zu seinen Gunsten aus und änderte seine Gedanken. Im Grunde, dachte er, es ist nur in der Ordnung, wenn ich diese Erinnerungen derjenigen zu Füßen lege, welcher ich mich für das Leben verbinden will! noch mehr, es ist ja ein schönes Symbol, wenn ich diese Siegesspolien aus einer überlebten und überfeinerten Welt sozusagen der noch jungen Natur in Person aufopfere, die uns eine neue Welt gebären soll! Und am Ende bringt das gute Kind mir den kleinen Schatz, der so lange auf meiner Weste gebaumelt hat, getreulich wieder zu, und es wird sich gar witzig ausnehmen, wenn die Tochter des Urwaldes einst die Kleinode, bald dieses, bald jenes, vor den Augen unserer Damen an sich schimmern läßt!

Mit raschem Entschlusse löste er den Ring, der das Gehängsel zusammenhielt, von der Uhr und übergab es ihr in seiner ganzen Pracht und Kostbarkeit. Mit einer kindlichen Freude, welche die zarte Rothaut des Urwaldes womöglich noch röter machte, empfing die Libelle, die Wasserjungfer, den Schatz und überhäufte den Geber mit Zeichen der lieblichsten Dankbarkeit; dann lief sie eilig davon, indem sie nochmals mit leuchtenden Augen: Morgen! Morgen! rief.

Thibaut hingegen empfand ein Gefühl, wie wenn einer ihm den schönen Zopf abgeschnitten hätte, der so stattlich den Rücken seines Scharlachrockes schmückte, und in der Nacht hatte er einen schweren Traum. Es träumte ihm, er habe das Korallenherz der schönen Guillemette aufgemacht, die grüne Spinne sei herausgelaufen und habe ihn in die Nase gebissen, die wie eine Rübe aufgeschwollen sei.

Am Morgen wurde es ihm wieder besser zu Mute, als er den klar glänzenden Tag gewahrte, der über der großen Stromlandschaft aufgegangen war, und heitern Herzens bestieg er die übersetzende Kahn-

flottille, da er ja endlich der wahren Liebe und Seligkeit entgegenfuhr.

Das rote Volk war in einem weiten Ringe um ein Feuer versammelt, an welchem Hirsche und andere Jagdbeute gebraten und gute Fische gekocht wurden. Die Frauen und Mädchen machten die Köche und brachten sonst noch allerhand ihrer Leckereien herbei. Die Männer saßen ernst im Kreise herum, vorab die Häuptlinge, alle in ihrem höchsten Schmuck und Staate. Für die französischen Herren aber war ein besonderer Raum und Ehrenplatz offengelassen, den sie vergnügt über das neue Schauspiel einnahmen; und nun begann ein Schmausen, das den Indianern freilich besser zu schmecken schien als den Europäern, wenn es den letzteren auch von den Frauen selbst zugetragen und dargereicht wurde. Nur Thibaut erquickte sich vollkommen; denn die schöne Quoneschi hatte ihn sogleich herausgefunden und nur ihn bedient; sie blieb auch gern bei ihm, als er sie festhielt, und winkte ihren Schwestern schalkhaft zu, als ob sie jetzt nicht mehr zu ihnen käme. Traulich und keineswegs ohne Grazie saß sie zu seinen Füßen, und als er sanft ihren roten Sammetrücken, wie die Herren vielleicht sich ausdrücken würden, mit lässiger Hand streichelte, dünkte er sich der Christofor Columbus zu sein, welchem sich der entdeckte Weltteil in Gestalt eines zarten Weibes anschmiegt.

Jetzt war die Mahlzeit beendigt, der Platz um das Feuer wurde geräumt und der Kreis erweitert, worauf ein Zug junger Krieger aufmarschierte, um zu Ehren der befreundeten Macht einen schönen Kriegstanz zum besten zu geben. Ein lauter Schrei oder Ausruf der Alten und Häuptlinge begrüßte die Schar, welche von dem längsten und kräftigsten der Jünglinge, einem baumstarken Bengel, angeführt wurde.

Wenn ich vorhin bescheiden auf eine Schilderung der schönen Libelle verzichtet habe, behielt ich mir vor, dafür das Äußere dieses jungen Kriegshelden um so ausführlicher darzustellen, soweit meine schwachen Kräfte reichen; denn hier tritt ja das Frauenauge mit seinem Urteile in sein Amt. Denke man sich also einen Komplex herrlich gewachsener riesiger Glieder vom sattesten Kupferrot und vom Kopf bis zu den Füßen mit gelben und blauen Streifen gezeichnet, auf jeder Brust zwei kolossale Hände mit ausgespreizten Fingern abgebildet, so hat man einen Vorgeschmack dessen, was noch kommt. Denn eine malerische Welt für sich war das Gesicht, die eine Hälfte der Stirn, der Augendeckel, der Nase und des Kinnbackens bis zum Ohre mit Zinnober, die andere mit blauer Farbe bemalt, und dazwischen eine Anzahl fein tätowierter Linien dieser und jener Farbe. Die ganzen Ohrmuscheln waren rings mit herabhängenden Perlquasten besetzt, die pechschwarzen langen Haarsträhnen mit einer

Menge Schnüre von kleinen Muscheln, Beeren, Metallscheibchen und dergleichen durchflochten und darauf noch ein Helm von weißen Schwanenfedern gestülpt; ein Skalpiermesser samt einem blonden Skalp steckte als Haarnadel in dem Wirrwarr, nicht zu gedenken noch anderer Quincaillerie, die weniger deutlich zu unterscheiden war. Allein über all diesem Kopfputze sträubte sich ein Kamm gewaltiger Geierfedern, weiß und schwarz, in die Höhe und zog sich längs des Rückgrates hinunter gleich einem Drachenflügel, ganz aus den längsten Schwungfedern bestehend. Dazu nun der reichgestickte Wampumgürtel, die gestickten Schuhe und Mocassins, so wird man gestehen müssen, daß hier ein Schatz von Schönheit und männlicher Kraft versammelt war. Allein erst der glühende furchtbare Blick machte noch das Tüpfelchen auf das i, und als der Tapfere, den man „Donner-Bär" nannte, den Tanz anhub, zu stampfen begann und mit schrecklichem Gesange die rotbemalte Axt über dem Haupte schwang, indem er die andere Faust gegen die schlanke Hüfte stützte, da fühlten die europäischen Gäste beinahe ihre gepuderten Haare knistern, denen besonders das Skalpiermesser nicht gefiel.

Quoneschi, die Wasserjungfer aber, die zu den Füßen Thibauts lag, tat erst einen Seufzer und ließ dann einen jauchzenden Jubelruf ertönen; sie rüttelte den Offizier am Arme und zeigte mit feurigen Augen auf den Kriegstänzer, indianische Worte redend wie mit Engelszungen, die aber Thibaut nicht verstand, bis ein hinter ihm stehender Amerikaner sagte: „Das Weibsbild schreit immer, das sei ihr Verlobter, ihr Liebhaber, dessen Frau sie noch heute sein werde!"

Ganz starr vor Erstaunen blickte Thibaut nach dem Tänzer hin, dessen schreckliches Gesicht in allen Farben zu blitzen schien, so daß er es nicht deutlich zu sehen vermochte in seiner Verwirrung. Immer näher kam der Donner-Bär mit seiner Bande; da riefen auf einmal mehrere Offiziere unter schallendem Gelächter:

„Parbleu! der hat ja die Berlocken des Herrn von Vallormes an der Nase hängen!"

Entsetzt sah Thibaut die Wahrheit dieser Bemerkung; sie hingen dort, die Berlocken. Der Wilde tanzte jetzt dicht vor ihm, und unter seiner blau- und rotbemalten Nase, deren Rücken durch einen scharf gebogenen weißen Strich bezeichnet war, funkelte und blitzte es, bammelte das Korallenherz der verlaßnen Guillemette, das Kristallherz der kleinen Denise, das Opalherz der Tante Angelika hin und her, nach links und nach rechts, und baumelten die anderen Sachen, die Kreuzchen, Medaillons und Ringe, blinkernd und blitzend durcheinander und peitschten beide Nasenflügel des Helden.

Jetzt tanzte dieser ein Weilchen auf derselben Stelle, still wie die Luft vor dem Gewitter, indem er nur mit dem einen oder andern Fuße ein wenig trampelte; plötzlich aber stieß er ein wahres Bärengebrüll hervor, ergriff die Quoneschi am Arme, schwang sie wie ein geschossenes Reh auf seine Schulter und raste, gefolgt von seinen Äxte schwingenden Genossen und dem Beifallrufe der roten Völker, aus dem Ringe hinaus. Der Herr von Vallormes bekam weder die Berlocken noch die Indianerin je wieder zu sehen.

DER FREUND

HEINRICH MANN

Heinrich Mann

Die Strasse reichte für einen kleinen Jungen vom Krämer Dreifalt bis zum Hotel Duft. Weiter reichte sie nicht, weil sie verboten war und in fremde Bereiche führte. Dagegen kannte ich von Duft zu Dreifalt jedes Haus und seine Bewohner. Unser Nachbar Hammerfest trank zuviel Bier, wie ich wußte, obwohl er daneben soviel wie möglich Kurzwaren verkaufte. Auf der Gegenseite führte der alte Herr Amandus Schnepel ein besonders gediegenes Geschäft mit Kleiderstoffen. Freilich strich er über ein „Rips" genanntes Fabrikat mit dem Metermaß in einer Art, daß einem die Zähne davon klapperten. Jeder hatte auch seine Fehler und Lächerlichkeiten, so Madame Spiegel mit ihren langen, gedrehten Locken. Im ganzen aber war die Straße gut, und ihre Menschen galten mir als das, was sie vorstellten. Sie waren ehrenwert, herzlich und hilfsbereit. Demgemäß gaben die meisten mir die Hand, wenn ich sie begrüßte, oder sie nickten mir zu.

Die unterste Klasse der Vorschule erfaßte noch nicht den ganzen Menschen. Das Kind gehörte überdies der Straße, und nicht weniger als seine Fibel beanspruchten es die Kornsäcke, die auf Leiterwagen vorbeirasselten. Der Wagen des Doktors erschien und hielt an; so erfuhr man, wer krank war. Dem Kind blieb vorläufig mehr Teilnahme

erlaubt für die Dinge des Lebens. Die Schule überwog erst später. Es hatte sogar seine Freunde eher draußen. Die beginnenden Schüler begreifen den Ernst ihres gemeinsamen Weges nur allmählich. Bis jetzt stand keiner seiner Kameraden ihm so nahe wie der Oberkellner im Hotel Duft.

Dieser gesetzte Mann ließ sich mit ihm in die menschlichsten Gespräche ein. Sie schienen beiden Beteiligten gleich bedeutend. Sie fanden auf der Schwelle des Hotels statt, wenn der Oberkellner frei war. Aber sogar dahineilend in seinen Angelegenheiten durch den Hintergrund des Hauses, fand er Zeit, mir zuzuwinken. Ich hoffte jedesmal: ‚Jetzt holt er mir die Schaumrolle. Daher läuft er so.' Denn in einer besonders menschlichen Stunde hatte er mir eine Schaumrolle versprochen, und ob ich ihn mahnte oder nicht, ich dachte daran immer. Sicher ist, daß ich Schaumrollen auch zu Hause bekam. Aber die Schaumrolle des Oberkellners zeichnete sich aus in meiner Einbildung vor allen anderen, schon gegessenen. Mehr noch als ihr Genuß reizte mich ihre Eroberung. Je länger sie ausblieb, weil vorgeblich keine eingetroffen waren oder die Gäste schon alle verzehrt hatten, um so ersehnter ward sie. Schließlich erlangte sie die ganze Wichtigkeit des ersten eigenen Erwerbes.

Am anderen Ende der Straße, bei Dreifalt, erwarteten mich Geschäfte, die auch nicht ohne Verantwortung waren. Meine Mutter schickte mich dorthin, um Kaffee und Gewürze zu holen. Sie beabsichtigte wohl hauptsächlich, mir einen nützlichen Zeitvertreib zu geben, anstatt daß ich zu Hause nur lärmte. Aber ich stand dann doch im Krämerladen mit einem wirklichen Auftrag. Die Wirklichkeit des Lebens, das war das Wunderbare. Dieser Laden war angeblich kein Spielzeug, obwohl er, phantastisch vergrößert, genau der gleiche schien, den ich zu Weihnachten geschenkt bekommen hatte. Dieselben Reihen braun lackierter Schiebladen, nur daß sie zu hoch saßen und ich keine hätte herausziehen können. Dieselben Zuckerhüte, aber so groß wie ich selbst, und über den Ladentisch langte ich kaum mit den Augen. Das Verhältnis zwischen mir und dem Verkäufer hatte sich verkehrt, in meinem eigenen Laden war er der Kleinere, und ich beherrschte ihn. Dieser hier behandelte mich aus der Höhe seines richtigen Ladentisches eher nebensächlich. Die Wirklichkeit machte gegen einen kleinen Jungen überall geltend, daß sie die Wirklichkeit sei, er aber spiele nur. Er glaubte es ihr höchstens halb und hatte recht. Einmal sah ich dann auch den so großen Verkäufer aus einer Schieblade heimlich Rosinen naschen. Sonst war niemand dabei, und meines Schweigens versicherte er sich, er gab mir

welche ab. Aber ich schloß daraus, daß auch er im Grunde mit seinem Laden nur spielte.

Meine Besuche bei Dreifalt wurden erst denkwürdig durch ein furchtbares Gewitter und was dabei geschah. Hatte Mama, als sie mich hinausschickte, den Himmel nicht beachtet? Wahrscheinlich trieb ich mich nach dem Verlassen des Krämerladens so lange umher, bis es donnerte und blitzte. Die äußerste Gewalt entlud sich sofort. Während ich auf der Straße, die sich plötzlich ins wild Ausgelassene verwandelt hatte, noch meine Maßnahmen überlegte, war ich auch schon durchnäßt. Gewiß war es lustig, durchnäßt zu werden, wenn auch weniger angezeigt für die Päckchen mit den Dreifaltschen Waren. Man konnte sie natürlich fortwerfen. Höhere Mächte rechtfertigten in diesem Augenblick alles. Dann wäre man frei gewesen, sich den feuchten und geräuschvollen Spielen der Natur hinzugeben. Erinnerungen an Pflicht und Ordnung siegten noch einmal, ich rettete mich und meine Einkäufe in den Eingang des nächsten Hauses. Da hörte ich pfeifen und sah jemand kommen.

Die Straße war jetzt völlig geleert, sie schwamm in Teichen. Es krachte, rasselte, Blitze fuhren vorbei, und in all dem nahte, herrlich pfeifend, mein Schulkamerad Carl. Er ging mitten auf dem Fahrdamm, die Hände in den Taschen, und sah zum Himmel. Hier bemerkte ich erst, daß er ein kühnes Gesicht hatte. Seine Augen standen weiter offen als andere Augen, und seine Stirn war heller. Lag es an dem fahlen Licht des Gewitters, daß ich seine Haare jetzt gelb wie Gold fand? Da er ohne Hut ging, troff ihm Wasser vom Kopf; aber seine Haare blieben lockig, dicht gerollt schwankten sie über der Stirn. Er war von zarter Gestalt und nicht größer als ich. Was mich in diesem Augenblick einschüchterte und davon abhielt, ihn anzurufen, war seine Freiheit. Er bewegte sich frei und ungebunden unter dem Gewitterregen. Er hatte keine Pakete zu tragen. Aber ich fühlte, seine Unbeschwertheit bestehe nicht einzig darin, daß er die leeren Hände in die Taschen stecken durfte. Er konnte überdies gehen, wohin er wollte, diesen Eindruck machte er, und sogar aus der Stadt hinaus, wenn er wollte. Er war in ihr nicht geboren. Wie seine weit geöffneten Augen zum Himmel sahen, entdeckte ich, daß die Stadt ihn nichts anging, und wahrscheinlich ging auch ich ihn nichts an. Dies war die neue und einschüchternde Entdeckung, um derentwillen ich Carl nicht anrief.

Statt dessen rief er selbst. Er erblickte mich, blieb stehen und rief aus seinem Sturzbad herüber:

„Du bist feige, daß du dich unterstellst!“

Ich antwortete genauso herausfordernd: „Das lügst du, ich war schon vor dir naß!“

Um ihm meine Furchtlosigkeit durch die Tat zu beweisen, verließ ich mein Dach. Würdig und mit augenscheinlicher Nichtachtung der natürlichen Hindernisse trat ich vor Carl hin. Er sagte darauf:

„Fein. Jetzt gehn wir zusammen.“

Wir marschierten mitten durch das Unwetter – nicht in Richtung unserer Häuser, die einander gegenüberlagen, das kam nicht in Betracht. Wir marschierten entgegengesetzt und auf das Ende der Stadt zu. Es waren die verbotenen Bereiche, aber ich fühlte, daß in Gegenwart Carls keine andere menschliche Rücksicht mehr mitzählte. Wir gingen nebeneinander, und alles sonst mochte gehn, wie es wollte. Er sah mich von der Seite an; ich bemerkte es wohl, wenn ich auch den Kopf nicht rührte. Ich hoffte still, daß er so fühlen möchte wie ich. Als er sich wieder weggewendet hatte, prüfte ich selbst sein Profil. Ich fand es vor allem neu und unbekannt, als wäre er gar nicht mein Schulkamerad. In der untersten Klasse betrachtete jeder den nächsten mit großen, unverwandten Augen. Man schätzte einander ab. Das erste Zusammentreffen der verschiedenen menschlichen Arten vollzog sich. Aber Carl hatte ich übersehen oder noch niemals richtig ins Auge gefaßt. Er war mir fremd geblieben, was sollte ich davon halten? Mir fiel ein, daß wir aus der Schule beide sogar denselben Heimweg hatten, ihn aber immer einzeln machten. Diese Tatsache verwirrte mich jetzt, wie ein unbegreifliches Aussetzen der allgemeinen Regeln. Ich beschloß, die Ordnung sofort wiederherzustellen, und begann einen Satz.

„Morgen wollen wir auch –“

Ein ungeheurer Donner schnitt ihn mir ab. Wir wendeten die Gesichter einander zu, diesmal, um Hilfe zu suchen. Wir fanden sie auch. Unter dem Blick des anderen blieb keines unserer Gesichter ängstlich, es hätte sich nicht geschickt. Da wir aber entschlossene Mienen annahmen, wurden wir wirklich erhaben über den Donner. Als er zu Ende gerollt hatte, sagte Carl:

„Ja, morgen gehn wir auch aus der Schule zusammen.“

„Vielleicht ist wieder Gewitter“, sagte ich schnell und nicht ohne Heuchelei. Mir lag nicht an dem Gewitter, sondern an Carl; aber er durfte nicht merken, daß mir heiß vor Freude war. Ich freute mich, weil er meinen Satz ergänzte und genau dasselbe dachte wie ich.

Hier erblickten wir ein Schaufenster mit kleinen Schiffen. Sofort hatten wir nochmals den gleichen Gedanken. Das Wasser, das unter unseren Schritten spritzte, wäre noch unterhaltender verwendet wor-

den, wenn wir ein Schiff gehabt hätten. Wir bewunderten die Auslage, bis wir vergessen hatten weiterzugehn. Endlich zog sogar das Gewitter fort, und nur noch die Gewässer rauschten durch den Rinnstein.

„Ich habe Geld“, sagte ich plötzlich. Es war ein Einfall, zu dem ich mich beglückwünschte. Ich legte meine Dreifaltschen Päckchen auf den Bürgersteig. Sie hatten mich lange genug vor Carl beschämt und in Nachteil gesetzt. Verdorben, wie sie schon waren von der Nässe, schienen diese Krämerwaren mir keine Bedeutung mehr zu haben angesichts dessen, was ich wagen wollte. Ich zog das Geld aus der Tasche meines Kittels, es war beim Einkauf übriggeblieben. „Da!“ sagte ich und gab es Carl. „Fein!“ sagte er, und wir betraten den Laden.

Ich war mir bewußt, daß ich etwas Ungeheuerliches tat, wenn nur die Gesetze meines Standes als Bürgerkind gegolten hätten. Hier indes traten neue Gesetze ein, das fühlte ich deutlich; und was für mich allein verbrecherisch gewesen wäre, gebot mit Carl sowohl die Selbstachtung als auch die Freundschaft.

Das Geld reichte nur für das kleinste der Schiffe, mit ihm spielten wir in der Gosse unter Geschrei und bis zum Vergessen der Welt. Schließlich wurden wir von einem erwachsenen Mann angerufen. Er zeigte sich als erster auf der Straße, seit es weniger regnete. Er richtete den Finger nach einer schwimmenden Masse von Kaffeebohnen und Pfefferkörnern. Das meiste hatte schon die Gosse erreicht und wurde soeben in den Abzug gespült.

„Ist das eures?“ fragte der Mann mit ebensoviel Entrüstung wie Hohn.

„Nein“, sagte ich frech, „und Sie geht es auch nichts an.“

Ohne weiteres holte der Mann nach mir aus, was blieb mir übrig, als fortzulaufen. Er setzte mir nach, verlor die Lust und kam schimpfend abhanden. Als ich zu Carl zurückkehren konnte, gab es zwei Neuigkeiten. Unser Schiff war, wie die Kolonialwaren, in den Abzug gespült. Carl aber fand ich damit beschäftigt, schwimmende Bohnen und Körner aufzufangen. Er barg sie in seinen Taschen. Hier sah ich ratlos zu. Nicht wahr? Es wäre für mich eine Schande gewesen, Kaffee und Pfeffer aus dem Rinnstein aufzulesen. Gerade vor Carl hätte es mich beschämt. Jetzt aber tat er es selbst. Ich sah ein, daß ich nicht zurückbleiben durfte, und sammelte mit. Da hörte ich ihn sagen:

„Meine Mama wird sie trocknen.“

Sofort gab ich auf, das Gesammelte in meine Taschen zu stecken. Ich steckte es in seine.

Mir war es fraglich, ob meine eigene Mutter etwas, das aus dem Rinnstein kam, noch verwendbar gefunden hätte. Immerhin fiel es mir nachgerade auf, daß ich meinerseits nicht das geringste nach Haus brachte, weder Kaffee noch Pfeffer noch Geld, ja, nicht einmal das Schiff. Auch Carl war ernster geworden. Unser Heimweg begann schweigsam und verlief gedrückt. Wir hoben nur mühsam die Füße, unsere Schuhe waren vom eingesogenen Wasser so schwer, wie wir es Schuhen nie zugetraut hätten.

„Muß man sie fortwerfen?" fragte Carl ohne seine frühere Kühnheit.

Ich wußte es nicht, tröstete ihn aber auf andere Art.

„Den Anzug werden sie bestimmt noch bügeln", behauptete ich.

Bei der Ankunft hatte nur er die Straße zu überschreiten. Wir sahen uns nicht an, als wir uns trennten. Meine Mutter empfing mich schon im Flur. Sie hatte den Windfang geöffnet und spähte nach mir aus. Der Windfang war eine zweite, gläserne Haustür. Hätte sie in der vorderen Haustür gestanden, was eine Dame niemals tat, wäre meine Sache verloren gewesen. Ich war noch froh. Da sagte sie:

„Jetzt kommst du, ich wollte schon nach der Polizei schicken."

Hierüber erschrak ich tief, ich senkte den Kopf und schlich mich an ihr vorbei. Dennoch wußte ich, daß sie hinter mir die geschlossene Hand an ihre Wange drückte, was Entsetzen bedeutete. Sie sah wortlos zu, wie ich entkleidet wurde.

„Die Sachen können wir fortwerfen", beschloß sie endlich.

Hier brach ich in lautes Klagen aus.

„Du willst noch weinen?" bemerkte Mama. „Ich, deine Mutter, müßte weinen."

„Aber Carl!" rief ich unter Schluchzen. „Seine Mama trocknet die Kaffeebohnen. Kann sie nicht auch den Anzug bügeln?"

„Was für Kaffee?" fragte meine liebe Mutter, und dadurch erfuhr ich, wie sehr sie in Angst gewesen war meinetwegen. Denn sie hatte meine Einkäufe ganz vergessen. Ich ging freilich auf ihre Gefühle nicht ein, sondern bekundete nur Sorge um Carl und seinen Anzug.

„Wer ist dein Carl?" fragte Mama ungeduldig.

„Mein Schulkamerad. Er heißt Carl!" beteuerte ich.

„Wer sind seine Eltern?"

„Seine Mutter heißt Fels. Er heißt Carl Fels."

„Die Dame drüben?"

„Ja", gab ich zu. Der Ton Mamas gefiel mir nicht. Ich kannte ihn. Sie war im Begriff, mir etwas zu verbieten.

„Das wird Papa erfahren", entschied sie. Gerade klapperte die

Glocke, wie immer beim Öffnen des Windfangs. Papa kam, wir gingen zu Tisch.

„Was hast du heute gemacht?“ fragte Papa mich wohlwollend.

„Nette Sachen“, antwortete statt meiner Mama. „Er war stundenlang im Regen, ein Glück, daß es warm ist. Weißt du aber, mit wem er sich umhertreibt? Mit dem Jungen der Fürstin.“

Sie sagte „Fürstin“, ich horchte mit offenem Munde. Noch niemals hatte ich ein lebendes, in der Nähe befindliches Wesen so nennen gehört. Dies wäre die Mutter Carls? Zugleich schien mir das Wort einen Nebenton zu haben im Munde Mamas. Es klang nach einer zweiten Bedeutung, die für mich nicht bestimmt war. Papa dagegen erfaßte sie, er lachte ein einziges Mal stumm auf. Dann strich er mir wohlwollend über den Kopf.

„Du suchst dir deinen Verkehr gut aus.“

Papa lobte mich nicht ganz im Ernst. Ich griff dennoch sofort zu und verschaffte mir die Erlaubnis, Carl einzuladen. Mama wandte freilich ein, daß ich dann auch genötigt sein würde, zu der „Fürstin“ zu gehn. Papa, der heiterer Laune war, wie damals immer, machte eine hinausschiebende Handbewegung. Ich war durchgedrungen.

Carl kam, wir waren anerkannte Freunde. Er fuhr auf meinem Rad, wir zauberten, und ich erklärte ihm die Aufgaben. Dann machte er sie ganz anders, und gerade so wurden sie richtig. Ich bewunderte ihn und dachte über ihn nach, was sonst nicht vorkam. Ein kleiner Junge war für den anderen kein Gegenstand langen Nachdenkens. Wie geschah es, daß Carl so oft frei war und sogar nach der Schule sogleich unser Haus betreten durfte, anstatt sich seiner Mutter zu zeigen? Warum trug er feinere Anzüge als ich und steckte trotzdem beschmutzte Kaffeebohnen in seine Tasche, damit sie noch gemahlen wurden? Ich wartete unbestimmt auf ein Ereignis, das mich mehr lehren sollte. Es trat auch ein.

Eines Tages nach der Schule bestimmte Carl:

„Heute gehen wir nicht zu dir. Meine Mutter will, daß du zu uns kommst.“

Sofort fühlte ich eine Gefahr. Wahrscheinlich wurde der Besuch bei der „Fürstin“ mir verboten, wenn ich zu Hause darum bat. Einfach nicht heimzukehren, den Streich hatte ich mir noch niemals erlaubt. Ich sprach kein Wort und folgte Carl – hinüber zum Haus des Weinhändlers Riese. Er selbst bewohnte es nicht, er hatte ein viel schöneres vor der Stadt. Hier lagen nur im Keller seine Fässer. Sein Sohn Peter stieg soeben vor dem Hause aus der Kellerluke. Er gehörte zu den Herren, obwohl er aus der Luke stieg, und war auch so gekleidet. Mit

seinem Taschentuch staubte er von seinen Ärmeln die Spinnengewebe.

Kaum daß ich das rote Gesicht des Herrn Peter Riese gewahrte, lief ich auch schon hin und gab ihm die Hand. Natürlich hätte Carl dasselbe tun müssen. Es entsprach der Regel. Statt dessen sah ich ihn mit bösem Ausdruck auf mich warten. Herr Peter Riese inzwischen redete mich an.

„Du gehst wohl auch zu der Fürstin? Na, dann nehmt mich mal mit."

„Nein!" rief Carl unfaßbar böse. „Sie sollen wieder in Ihren Keller! Das sagt auch meine Mama."

Hierüber verfiel Herr Peter Riese in schallendes Gelächter. Seine Stimme freilich, als er dann sprach, klang keineswegs erfreut. Sie klang sogar unfreundlich.

„Deine Mutter wird mal wieder wollen, daß ich ihr helfe", sagte er, und jedes Wort grub sich mir ein, so unerhörte Worte waren es. „Dann kann deine Mutter mich in meinem Keller besuchen."

Während er es sagte, wurde er mir unheimlich. Einen Augenblick dachte ich mir den Sohn des Weinhändlers Riese verwandelt in ein Ungetüm. Im Dunkeln lag es zwischen den Fässern und schnappte denen, die in seine Nähe gerieten, nach den Waden. Schneller, als ich vorgehabt hatte, war ich bei Carl. Wir liefen bis in das erste Stockwerk, langten atemlos an und horchten hinter der Tür noch eine Weile, ob Riese käme.

Plötzlich und ohne eine Erklärung führte Carl mich in ein Zimmer. Es enthielt gepolsterte Möbel, einen Blumentisch und ein Klavier. Es wäre demnach wie bei uns gewesen, nur daß die Blumen welk waren. Carl blieb in der Mitte stehen, wir standen beide, wie ein Besuch, der wartet. Mich zog das Klavier an. Als ich nicht mehr anders konnte, öffnete ich den Deckel und drückte beide Hände auf die Tasten. „Laß das!" rief Carl, aber es kam zu spät. Seine Mutter war schon da.

Sie sagte: „Was ist das für ein Lärm?" Und Carl erwiderte: „Er wußte nicht."

„Ach so", sagte die Dame. Sie tat, als sähe sie mich erst jetzt. Aber sie hatte mich gleich bei ihrem Eintreten bemerkt, wie ich sicher wußte. Sie verstellte sich; damit machte sie mich sowohl neugierig als befangen.

„Du starrst mich an", sagte die schöne Dame und lachte unzufrieden. „Du bist der Freund, zu dem Carl geht. Carl wird eingeladen."

Jetzt lachte sie übermütig. Einen Augenblick wollte ich darüber froh werden. Aber die Lust verging mir sogleich. Carl tat indes etwas

Unerwartetes: er küßte seiner Mutter die Hand. Ich hatte dies niemals weder gesehn noch gelernt, ein kleiner Junge, der seiner Mutter die Hand küßt! Es befremdete mich beträchtlich. Ohne den Blick von der Dame zu wenden, beantwortete ich ihre Fragen, wie ich heiße und ob es meine Mutter sei, die so oft drüben am Fenster sitze und Handarbeiten mache.

„Sie ist gut frisiert", sagte die Mutter Carls zu meinem Erstaunen. „Geht sie zu Philibert? Nein, das weißt du nicht. Ich müßte sie selbst fragen. Nun, ich werde Philibert fragen."

Dabei wandte sie mir schon die Schulter zu, zwei goldgelbe Locken hingen darüber. Es schien, als bräche sie sofort zu dem Friseur auf. Ein Satz, der in mir längst fertig war, entrang sich mir noch schnell.

„Warum sitzen Sie nicht auch am Fenster, wie Mama?"

Hierüber lachte sie wieder, bekam aber bei diesem Lachen ein ganz anderes Gesicht. Es wurde komisch, liebenswürdig und flößte Zutrauen ein.

„Ich mache keine Handarbeiten", sagte sie und kam wieder her. Ja, sie reichte mir zum erstenmal die Hand. Ihre Hand war lang und schmal. Warum mußte ich jetzt blutrot werden? Ich hatte geschwankt, ob ich es machen sollte wie Carl und ihr die Hand küssen. Die Dame winkte uns aber zu, nicht mehr mir allein, uns beiden winkte sie.

„Spielt miteinander! Aber nicht hier!"

Damit war sie schon aus der Tür. Wir beide standen noch stumm in der Mitte, wie vor ihrem Eintreten, da hörten wir ihre Stimme. Sie sang hell und stark. Ich kannte nur die zarte Stimme meiner Mutter und erschrak vor dieser. Sie stieg, fiel, vollführte Bogen und Sprünge und endete in voller Kraft, ohne daß es aus war. Ich glaubte, eine zweite Tür, und diesmal eine undurchdringliche, sei vor der Stimme geschlossen worden.

‚Die Fürstin ist schön, aber gekränkt', fühlte ich.

Carl sagte: „Wir wollen in mein Zimmer gehn."

Ich fühlte: ‚Sie wäre lustig, aber muß traurig sein.'

„Warum kommst du nicht?" fragte Carl, und ich folgte ihm.

In seinem Zimmer wartete eine nicht weniger große Überraschung. Es war ein Kasperletheater, wie ich keines kannte, höher als wir beide. Carl erwarb meine ungemessene Achtung: zuerst seine Mutter, dann dies Theater!

„Kannst du spielen?" fragte er. „Ich mache es dir vor."

Er verschwand hinter dem Vorhang seiner Bühne.

„Singt Mama schön?" hörte ich ihn dort fragen. Es klang stolz, wenn er auch leise sprach. Ich wollte erwidern, daß seine Mama ganz

herrlich singe, da antwortete schon ein anderer: „Ganz herrlich, mein Junge." Dieser sprach laut quäkend. Ich begriff nicht gleich, daß es Carl selbst war, der seinen Kasperle reden ließ. Er lachte aber – bald wie Kasperle, bald wie er selbst; da lachte ich als dritter mit.

Jetzt ließ Carl den grünen Vorhang hinaufschnellen. Auf den Rand seines Theaters setzte er zwei Puppen, einen Mann und eine Frau. Der Mann hatte Hörner und war schwarz. Es konnte nur der Teufel sein. Dieser sagte zu der Frau:

„Sie müssen Ihre Miete bezahlen. Sonst kommen Sie mit in den Keller."

„Weißt du, wer das ist?" fragte Carl dazwischen mit seiner echten Stimme, anstatt der häßlichen, die er dem Teufel lieh.

„Ich denke nicht daran", sagte hierauf die Frau. „Gehn Sie allein in den Keller. Marsch!"

„Weißt du, wer das ist?" fragte Carl wieder. Ich nickte, was er nicht sehen konnte.

Der Teufel schrie: „Dann hole ich das Krokodil!" und verschwand nach unten. Die Frau blieb allein, sie brach in Weinen aus. Es war ein zorniges Wimmern, es überzeugte mich und hätte fast auch mich ergriffen. Aber schon erschien eine neue Puppe im bunten Rock, gewiß der Kasperle selbst. Er tröstete die Frau, er sei auch noch da, ihr werde nichts geschehn. Dabei schwang er verheißungsvoll seine Karbatsche.

„Herr Riese hat Sie zum Weinen gebracht", quäkte er und schlug um sich. „Der soll was erleben."

Kaum hatte er dies gesagt, hörten wir alle ein Gebrumm. Wer anders brummte hier als das Krokodil? Die Frau ergriff die Flucht, das Krokodil tauchte auf. Es bestand ganz aus einem Rachen, der auch gleich nach dem mutigen Kasperle schnappte. Dieser stieß ihm schnell die Karbatsche hinein. „Die nehme ich nie wieder heraus", erklärte er, „oder Sie versprechen, daß Sie nicht meine Mama, sondern Herrn Riese verschlingen."

Sogar noch das Krokodil nannte er Sie, und zwar mit der erregten Stimme Carls. Über dem Rand des Theaters zeigten sich die erhitzten Augen meines Freundes. Er hatte es aufgegeben, zwischen sich selbst und Kasperle zu unterscheiden. Kasperle verschwand einfach vom Schauplatz; und als Herr Peter Riese zurückkehrte, wurde er vom Krokodil kurzweg gefressen, ohne daß noch ein Wort fiel. Brummen und Wehgeschrei sagten alles.

Ich war den Vorgängen mit leidenschaftlicher Teilnahme gefolgt und nicht weniger von ihnen mitgerissen als Carl. Auf dem Gipfel

unserer Erregung blieb uns nur übrig, die handelnden Personen selbst zu verkörpern.

„Du bist Herr Peter Riese!" verlangte Carl von mir.

„Nein! Ich will nicht Peter Riese sein", rief ich voll Abscheu.

Da er mich aber trotzdem dafür ansah, mußte ich mich wehren, um nicht alle Prügel zu bekommen. Wir fielen im Kampf zu Boden und warfen Möbel dabei um; das machte Lärm. Ein Mädchen erschien, sie trennte uns, mich schickte sie nach Haus.

Im Laufe desselben Tages faßte ich zwei Entschlüsse. Erstens sollten meine Eltern die Fürstin zu sich einladen. Zweitens mußte endlich der Oberkellner die Schaumrolle herausgeben, und Carl sollte sie mit mir essen. Welche der beiden Forderungen war wichtiger oder schwerer zu erreichen? Ich ließ es dahingestellt und handelte. Mitten in der Mahlzeit verlangte ich, daß am Sonntag, wenn Großmama käme, auch die Fürstin dabei sei. Ich sagte es mit nicht ganz fester Stimme, aber entschlossen. Mein Entschluß hatte seinen Ursprung in dem komischen und liebenswürdigen Lächeln der Fürstin. Schon in jenem Augenblick hatte ich gefühlt, daß ihr Unrecht geschähe. Jetzt war ich davon überzeugt.

Mama sah mich groß an und machte „Oh!" Aber Papa fragte sehr freundlich:

„Nun, mein Sohn, erkläre mir mal, wie du zu deiner Bitte gekommen bist."

„Carl küßt ihr sogar die Hand!" – dies führte ich als ersten Beweis an.

„Das ist hübsch", gab Papa zu.

„Und dann geht sie auch zu Philibert", fügte ich hinzu. Da ich Mama den Mund verziehen sah, wurde mir bange um meinen Erfolg, und ich überstürzte mich.

„Sie singt herrlich, aber Handarbeiten macht sie keine."

„Das konnte ich mir denken", warf Mama hin.

Papa blieb milder. „Ich möchte dir den Gefallen tun, mein Lieber", erklärte er. „Aber dann würde deine Großmama vielleicht absagen. Wen willst du lieber haben, Großmama oder die Fürstin?"

Es ging nicht an, zu sagen „die Fürstin". Daher mußte ich schweigen. Um so unfehlbarer nahm ich alles in mich auf, was die Eltern weiterhin untereinander redeten.

„Sogar beim Friseur bleibt sie die Rechnung schuldig", berichtete Mama.

Papa machte die Stirn kraus, sah aber doch gutgelaunt aus. „Sie könnte sofort Geld bekommen", meinte er. „Sie ist im Grunde eine tapfere Person, daß sie es ausschlägt."

Mama behauptete: „Sie nimmt von Peter Riese ohnedies etwas an."

„Er erzählt es", entgegnete Papa. „Wenn er Glück bei ihr hätte, würde er eher den Mund halten."

Ich sagte, mir selbst unerwartet:

„Herr Peter Riese ist ein Schweinekerl."

Darüber fuhr Mama vom Stuhl auf, als ob ich mich verschluckt hätte und erstickte. Ich wunderte mich über diese Wirkung meiner Worte, jetzt wollte ich alles mitteilen, was ich von Herrn Peter Riese wußte. Aber Papa drohte mir, diesmal ernst, mit dem Finger und begann, zu Mama gewendet, von etwas ganz anderem.

Mir blieb zweitens der Oberkellner. Dort hoffte ich es leichter zu haben, weil der Oberkellner kein Herr war. Ich dachte: ‚Wenn ich groß bin, muß er mir hundert Schaumrollen auf einmal bringen.' Daher ging ich schon tags darauf mit Carl ins Hotel Duft. Ich nahm Carl mit, weil ich einsah, wir würden zu zweien mehr Ansehn genießen. Unsichtbar unterstützten uns nicht nur meine Eltern, sondern auch seine Mutter, die Fürstin. Aus den Gesprächen gestern bei Tisch hatte ich Zweifel an ihr herausgehört, aber auch Geheimnis und noch mehr Glanz hatten jene Reden um sie gewoben. Mein Bekannter, der Oberkellner, gab mir bestimmt recht. Ich suchte Verständnis damals bei Entfernteren und bei Menschen unter meinem Stande.

Der Oberkellner empfing uns in der Haustür. Er hielt die Hände auf dem Rücken, nahm sie auch nicht hervor, und von seinen drei Stufen herab lächelte er uns großartig zu. Er gefiel mir sofort nicht, ich kannte ihn viel kleiner und von gleich zu gleich.

„Heute habe ich gerade keine Schaumrolle", gab er an, noch bevor ich fragte. Dies erregte meinen Unwillen.

„Sie müssen sogar zwei Schaumrollen bringen", forderte ich schroff. „Carl ist auch da."

„Ich weiß. Der von der Fürstin." Hierbei lachte der Oberkellner, daß er wackelte. Er begriff aber, daß er uns dafür wenigstens die Hand reichen müsse. Meinem Freunde liebkoste er sogar die dicke Locke gelben Haares über der Stirn.

„Nun?" erkundigte er sich herablassend. „Wirst du mal deinen fürstlichen Vater besuchen? Oder geht deine Mutter wieder bei 's Theater?"

Zum erstenmal bemerkte ich, daß mein guter Bekannter, der Oberkellner, falsch sprach. Dies machte mir einen Eindruck, als verwandelte er sich vor meinen Augen.

Carl inzwischen versetzte: „Das geht Sie gar nichts an", und

wandte den Rücken. Ich folgte ihm, der Oberkellner lachte hinter uns her.

„So sind sie", sagte Carl. Er stampfte auf und rief: „So sind alle!" – ein Wort, über das ich mehrere Tage lang nachdachte.

Ich verglich Herrn Peter Riese mit dem Oberkellner und fand tatsächlich einen des anderen würdig. Sie hätten vertauscht werden können, so entdeckte ich. Herr Peter Riese hätte seinen Mann ebenso unter Kellnern gestanden, der andere als großer Weinhändler. Ich nahm mir vor, darauf zu achten, ob Riese vielleicht auch „bei 's Theater" sagte. Unsern Nachbar Hammerfest sah ich schon zur Mittagszeit betrunken, darüber jubelte ich mit mehreren anderen Jungen, er aber verprügelte den einen, wir anderen liefen fort. Das alles war schon vorgekommen, nur jetzt erfüllte es mich mit einer besonderen, mir neuen Spannung. Ich besuchte sogar mit einem vorgefaßten Argwohn den bisher verehrungswürdigen Amandus Schnepel. Er strich, wie immer, zur Qual meiner Nerven über seinen „Rips". Außerdem aber bediente er meine Mutter völlig anders als eine ärmere Frau, die neben ihr vor den Ladentisch trat. Er hatte für diese Kundin nicht dieselbe Rücksicht und Geduld, wies sie mit einer geringschätzigen Kopfbewegung an eine unfreundliche Verkäuferin und ließ auch vom Preis nichts nach. Meine Mutter dagegen durfte mit ihm handeln, er begleitete sie trotzdem bis zur Tür.

War Schnepel allein schlecht? Waren auch Hammerfest, der Oberkellner und Herr Peter Riese nur zufällig schlechte Menschen? Carl hatte versichert, so seien alle; er hatte die ganze Stadt gemeint. Ich, der ich ihre Einwohner für ehrenwert, herzlich und hilfsbereit gehalten hatte, ich zögerte, ihm zu glauben. Bis jetzt hatte ich so vielen, die es verdienten, auf der Straße die Hand gegeben. Ich tat es weiter, blickte ihnen dabei aber groß ins Gesicht, ob ihre Freundlichkeit echt wäre. Meinem Freund und seiner Mutter begegneten sie härter, warum nicht auch mir? Warum luden sogar meine wohlwollenden Eltern die Fürstin nicht ein?

Ich zweifelte damals zuerst bei meinen Mitmenschen an etwas, das ich noch nicht benennen konnte. Ich zweifelte an ihrer Gerechtigkeit, bevor ich das Wort kannte. Zugleich ward ich aufmerksam auf mich selbst. Denn auch ich blieb, meiner Erkenntnisse ungeachtet, wie ich war. Nach wie vor erwies ich Ehren nur dort, wo es geboten schien. So waren denn wirklich alle gleich in der Stadt, denn mich hielt ich nicht für schlechter als die anderen. Immerhin war ich entrüsteter über sie als über mich. Sie hatten mich getäuscht. Ich hatte die Stadt und ihr ganzes Leben hingenommen als gegeben und daher gut. Seine

Freundschaft mit Carl machte einen anderen kleinen Jungen zum erstenmal kritisch.

Einzig Carl entging meinen Zweifeln. Sein Stolz blieb für mich unbeugsam, sein Herz aber zuverlässig und sicher. Ich bewunderte seinen nie beirrten Haß auf Herrn Peter Riese. Auch ich haßte den Hausherrn meines Freundes, aber um wie vieles schüchterner! Einst gingen vor uns her drei Herren, von denen der mittlere Herr Peter Riese war. Wir folgten ihnen über unser Ziel hinaus, anfangs in einiger Entfernung, dann immer näher. Carl drang unausgesetzt in mich, wir sollten den drei Herren jeder einen Stein zwischen die Füße werfen und schnell in einem Haus verschwinden. Ich erklärte dies für unmöglich, obwohl ich den Stein schon in der Hand hielt. Als wir nahe waren, machte ich noch schnell einen Gegenvorschlag. Ich flüsterte:

„Wir rufen hinter ihnen her: Riese schneuzt sich mit den Fingern."

Ich sah diese Worte für berechtigt an, weil sie eine Wahrheit enthielten. Ich hatte Herrn Peter Riese wirklich dabei ertappt. Carl seinerseits fand die Rache unzulänglich. Wenn wir aber nur riefen, anstatt zu werfen, sollten wir zum mindesten in aller Öffentlichkeit die Stimmen erheben, und zwar gemeinsam. Ich versprach es auch, und ich malte ihm vorher die Wirkung aus. Sie mußte für Herrn Peter Riese vernichtend sein. Seine beiden Begleiter lachten ihn bestimmt aus, und wahrscheinlich bekam er für seine Unarten noch Ohrfeigen. Dies überzeugte Carl, er stellte nur die Bedingung, daß wir schreien sollten, so laut wir konnten. Dann zählte er eins, zwei – und bei drei schrie er.

Er hatte allein geschrien. Mir war im letzten Augenblick der Mut entfallen. Übrigens trat von den vorhergesagten Folgen keine ein. Die drei Herren setzten ihren Weg fort, als hätten sie nichts gehört, nicht einmal Riese wandte den Kopf. Schon schoben andere Leute sich zwischen die Herren und uns. Wir gingen plötzlich ganz langsam, wie vor einem zutage getretenen Hindernis. Carl blieb sogar stehn.

„Du bist feige", sagte er und stieß mich. Ich stieß zurück, aber was half es gegen meine eigene Beschämung.

„Du bist feige, jetzt weiß ich es genau", wiederholte Carl und entfernte sich von mir. Das war beleidigender, als nur zu stoßen. Ich erwiderte trotzig seine feindselige Handlung, und nach Hause gingen wir auf zwei verschiedenen Straßenseiten.

Am nächsten Morgen in der Schule stellten wir uns, als kennten wir einander nicht. Nur böse Blicke verrieten einen dem andern. Den Heimweg machte jeder zum erstenmal wieder allein. Ich wählte eine von uns nie benutzte Abkürzung. Wem begegnete ich hier? Herrn

Peter Riese. Mein erster Gedanke war, umzukehren und zu fliehen. Ich trat ihm aber entgegen und zog den Hut, wie gewöhnlich. Wie zu erwarten war, hielt er mich an und sagte:

„Gestern hat mir jemand etwas nachgerufen. Waret ihr beide das?"

Ich antwortete: „Nein", und wurde rot dabei.

„Du lügst", sagte Herr Peter Riese.

Ich antwortete:

„Nein. Wir waren es nicht beide. Ich war es allein."

„Auch frech bist du noch?" sagte er. Hierbei holte er mit der Hand aus. Ich starrte ihn an, statt daß ich mich mit dem Arm schützte.

Er indessen sah sich erst noch um, gerade betrat jemand den stillen Durchgang. Sogleich ließ Herr Peter Riese die Hand sinken, wenn auch mit Bedauern.

„Na, grüß deinen Vater!" Er lachte wütend und stapfte von dannen.

Ich aber lief, um Carl noch zu erreichen, bevor er angelangt war. Ich traf ihn auch vor seiner Tür.

„Carl!" rief ich. „Riese hat mich hauen gewollt."

Trotzdem drängte Carl an mir vorbei ins Haus. Ich rief:

„Carl! Er hat gefragt, wer es gewesen ist. Da hab ich gesagt: Ich."

„Das glaub ich dir nicht", murmelte Carl finster und ließ mich stehen.

Ich war empört und machte keinen Versuch mehr, ihn umzustimmen. In meinem bisherigen Leben war mir noch immer geglaubt worden, außer wenn ich die Unwahrheit sagte. Gerade mein Freund mußte der erste sein, der mir ohne Grund mißtraute. Das empörte mich, in ihn hatte ich sämtliche Hoffnungen meines Herzens gesetzt. Aber auf die Dauer überwog der Schmerz, verkannt zu sein von Carl. Ich übersah ihn von jetzt an wohl mit hochmütigem Gesicht; wenigstens bildete ich mir ein, es sei hochmütig. Vor allem wird es traurig gewesen sein, denn auch das seine war nicht fröhlich. Unser Lehrer, der in der Spielpause jeden der beiden ehemaligen Freunde allein umherstehn sah, forderte uns schließlich auf, miteinander um die Wette zu laufen. Wir liefen. Carl wäre vor mir bei dem Baum angekommen; aber zuletzt ließ er absichtlich um eine Kleinigkeit nach, ich allein merkte es; und so berührten wir den Baum gleichzeitig. Hierauf wollte ich die Hand hinstrecken, nur war sie vom Körper nicht wegzubringen. Carl aber hielt die Augen gesenkt, bis wir uns wieder trennten.

Morgen gebe ich ihm die Hand! Das war mein fester Vorsatz. Er kam nicht zur Ausführung, denn am nächsten Tage fehlte Carl. Ich

wagte nicht zu fragen, ob er krank sei. Vergebens suchte ich auf dem Heimweg nach einem Vorwand, zu ihm hinaufzugehen. Vor dem Hotel Duft stand wieder einmal der Oberkellner. Als er mich erblickte, holte er hinter seinem Rücken etwas Eingewickeltes hervor.

„Da hast du deine Schaumrolle", sagte er und verbeugte sich geradezu vor mir. Ich nahm die Gabe ohne viel Aufhebens entgegen.

„Und die für Carl?" fragte ich im Ton einer Zurechtweisung.

Der Oberkellner machte große Augen, öffnete auch den Mund, dann hielt er dennoch an sich. Ich glaubte, er habe schelten wollen. Statt dessen sagte er mit einer mir unverständlichen Vorsicht:

„Eine ist genug."

Ich vergaß, ihm zu danken. Mir kam der Einfall, daß eine wirklich genug sei, wenn ich sie Carl gab und selbst keine aß. Daher machte ich mich eilends auf. Ich lief nicht. Vor mir her jagte und flog so viel Freude, so viel Vorgefühl des Glückes, daß ich es niemals eingeholt hätte. So schnell ich ging, der kurze Weg wollte nicht enden. Die Treppe stürzte ich hinauf, wie damals mit Carl auf der Flucht vor Herrn Peter Riese. Droben stand die Tür offen, als erwarteten sie mich.

Da ich aber wußte, daß niemand mich erwartete, wurde mir beklommen. Keine Ahnung des Kommenden ergriff mich. Mir klangen nur meine eigenen Schritte fremd im Flur, bis ich wahrnahm, daß kein Läufer mehr dalag. Auch die Türen der Zimmer standen weit auf. Wie unheimlich, sie waren leer. In diesem hatte ich mit der Fürstin gesprochen. Jenes war dasselbe, in dem sie gesungen hatte, bevor über ihrer herrlichen Stimme eine Tür zufiel. Sie mußte doch immer noch singen, und in alle Ewigkeit fiel die Tür zu! Ich begriff damals noch nicht, was vergangen heißt. Unfaßbar war das ausgeräumte, verlassene Zimmer.

Meine Hoffnungen wehrten sich gegen ihren Verfall. Carl! Seiner wenigstens war ich sicher trotz allem, das übrige mochte ungeklärt bleiben. Ich bog um die Ecke des Ganges. Ja, im Zimmer meines Freundes war ein Schritt. „Carl!" rief ich, noch ehe ich ihn sah. Wer antwortete mir? Das rote Gesicht Herrn Peter Rieses. Er sagte:

„Haben sie etwas mitgenommen, was dir gehörte? Ich sehe gerade mal nach."

„Wo sind sie denn?" fragte ich völlig unhörbar.

Ich betrachtete fassungslos die Stelle, auf der das Kasperletheater gestanden hatte. Nein, das war nicht mein gewesen. Aber etwas, das mein war, hatte mich dennoch verlassen. Ich wußte nicht, was. Ich fand es nicht, trotz allem Bemühen.

„Wann kommt Carl wieder?“ fragte ich mit zitternden Lippen.

„Darauf kannst du lange warten“, entschied Herr Peter Riese grob wie das Schicksal und ging aus dem Zimmer. Endlich brachen meine Tränen aus. Ich glitt auf die Knie, drückte die Stirn gegen den nackten Fußboden und schluchzte in meine Arme. Auch von dieser Lage wünschte ich, daß sie immer dauere. Als mir schon die Knie schmerzten und ich nicht mehr schluchzen konnte, rührte ich mich lange nicht.

Beim Aufstehn erblickte ich am Boden ein Papier, das sich geöffnet hatte, und darin eine Schaumrolle. Ich wußte nicht gleich, woher sie kam. Sie war der Rest aus schönen Tagen. Sie lehrte mich, was vergangen heißt. Da ich ein kleiner Junge war, aß ich sie auf und konnte dabei nochmals aus dem vollen weinen.

DER EUROPÄER

HERMANN HESSE

Hermann Hesse

ENDLICH HATTE Gott der Herr ein Einsehen und machte dem Erdentage, der mit dem blutigen Weltkrieg geendet, selber ein Ende, indem er die große Flut sandte. Mitleidig spülten die Wasserfluten hinweg, was das alternde Gestirn schändete, die blutigen Schneefelder und die von Geschützen starrenden Gebirge, die verwesenden Leichen zusammen mit denen, die um sie weinten, die Empörten und Mordlustigen zusammen mit den Verarmten, die Hungernden zusammen mit den geistig Irrgewordenen.

Freundlich sah der blaue Weltenhimmel auf die blanke Kugel herab.

Übrigens hatte sich die europäische Technik bis zuletzt glänzend bewährt. Wochenlang hatte sich Europa gegen die langsam steigenden Wasser umsichtig und zäh gehalten. Erst durch ungeheure Dämme, an welchen Millionen von Kriegsgefangenen Tag und Nacht

arbeiteten; dann durch künstliche Erhöhungen, die mit fabelhafter Schnelligkeit emporstiegen und anfangs das Aussehen riesiger Terrassen hatten, dann aber mehr und mehr zu Türmen gipfelten. Von diesen Türmen aus bewährte sich menschlicher Heldensinn mit rührender Treue bis zum letzten Tage. Während Europa und alle Welt versunken und ersoffen war, gleißten von den letzten ragenden Eisentürmen noch immer grell und unbeirrt die Scheinwerfer durch die feuchte Dämmerung der untergehenden Erde, und aus den Geschützen sausten in eleganten Bogen die Granaten hin und her. So wurde heldenhaft geschossen bis zur letzten Stunde.

Nun war alle Welt überschwemmt. Der einzige überlebende Europäer trieb auf einem Rettungsgürtel in der Flut und war mit seinen letzten Kräften damit beschäftigt, die Ereignisse der letzten Tage aufzuschreiben, damit eine spätere Menschheit wisse, daß sein Vaterland es gewesen war, das den Untergang der letzten Feinde um Stunden überdauert und sich so für ewig die Siegespalme gesichert hatte.

Da erschien am grauen Horizont schwarz und riesig ein schwerfälliges Fahrzeug, das sich langsam dem Ermatteten näherte. Er erkannte mit Befriedigung eine gewaltige Arche und sah, ehe er in Ohnmacht sank, den uralten Patriarchen groß, mit wehendem Silberbart, an Bord des schwimmenden Hauses stehen. Ein gigantischer Neger fischte den Dahintreibenden auf, er lebte und kam bald wieder zu sich. Der Patriarch lächelte freundlich. Sein Werk war geglückt, es war von allen Gattungen der irdischen Lebewesen je ein Exemplar gerettet.

Während die Arche gemächlich vor dem Winde lief und auf das Sinken des trüben Wassers wartete, entspann sich an Bord ein buntes Leben. Große Fische folgten dem Fahrzeug in dichten Schwärmen, in bunten, traumhaften Geschwadern schwärmten die Vögel und Insekten über dem offenen Dache, jedes Tier und jeder Mensch war voll inniger Freude, gerettet und einem neuen Leben vorbehalten zu sein. Hell und schrill kreischte der bunte Pfau seinen Morgenruf über die Gewässer, lachend spritzte der frohe Elefant sich und sein Weib aus hochgerecktem Rüssel zum Bade, schillernd saß die Eidechse im sonnigen Gebälk; der Indianer spießte mit raschem Speerstoß glitzernde Fische aus der unendlichen Flut, der Neger rieb am Herde Feuer aus trockenen Hölzern und schlug vor Freude seiner fetten Frau in rhythmischen Taktfolgen auf die klatschenden Schenkel, mager und steil stand der Hindu mit verschränkten Armen und murmelte uralte Verse aus den Gesängen der Weltschöpfung vor sich hin. Der Eskimo lag dampfend in der Sonne und schwitzte, aus kleinen Augen lachend,

Wasser und Fett von sich, beschnuppert von einem gutmütigen Tapir, und der kleine Japaner hatte sich einen dünnen Stab geschnitzt, den er sorgfältig bald auf seiner Nase, bald auf seinem Kinn balancieren ließ. Der Europäer verwendete sein Schreibzeug dazu, ein Inventar der vorhandenen Lebewesen aufzustellen.

Gruppen und Freundschaften bildeten sich, und wo je ein Streit ausbrechen wollte, wurde er von dem Patriarchen durch einen Wink beseitigt. Alles war gesellig und froh, nur der Europäer war mit seiner Schreibarbeit einsam beschäftigt. – Da entstand unter all den vielfarbigen Menschen und Tieren ein neues Spiel, indem jeder im Wettbewerb seine Fähigkeiten und Künste zeigen wollte. Alle wollten die ersten sein, und es mußte vom Patriarchen selber Ordnung geschaffen werden. Er stellte die großen Tiere und die kleinen Tiere für sich, und wieder für sich die Menschen, und jeder mußte sich melden und die Leistung nennen, mit welcher er zu glänzen dachte, dann kam einer nach dem andern an die Reihe.

Dieses famose Spiel dauerte viele Tage lang, da immer wieder eine Gruppe weglief und ihr Spiel unterbrach, um einer anderen zuzusehen. Und jede schöne Leistung wurde von allen mit lautem Beifall bewundert. Wieviel Wunderbares gab es da zu sehen! Wie zeigte da jedes Geschöpf Gottes, was für Gaben in ihm verborgen waren! Wie tat sich da der Reichtum des Lebens auf! Wie wurde gelacht, wie wurde Beifall gerufen, gekräht, geklatscht, gestampft, gewiehert!

Wunderbar lief das Wiesel, und zauberhaft sang die Lerche, prachtvoll marschierte der geblähte Truthahn, und unglaublich flink kletterte das Eichhorn. Der Mandrill ahmte den Malaien nach, und der Pavian den Mandrill! Läufer und Kletterer, Schwimmer und Flieger wetteiferten unermüdet, und jeder war in seiner Weise unübertroffen und fand Geltung. Es gab Tiere, die konnten durch Zauber wirken, und Tiere, die konnten sich unsichtbar machen. Viele taten sich durch Kraft hervor, viele durch List, manche durch Angriff, manche durch Verteidigung. Insekten konnten sich schützen, indem sie wie Gras, wie Holz, wie Moos, wie Felsgestein aussahen, und andere unter den Schwachen fanden Beifall und trieben lachende Zuschauer in die Flucht, indem sie sich durch grausame Gerüche vor Angriffen zu schützen wußten. Niemand blieb zurück, niemand war ohne Gaben. Vogelnester wurden geflochten, gekleistert, gewebt, gemauert. Raubvögel konnten aus grausiger Höhe das winzigste Ding erkennen.

Und auch die Menschen machten ihre Sache vortrefflich. Wie der große Neger leicht und mühelos am Balken in die Höhe lief, wie der Malaie mit drei Griffen aus einem Palmblatt ein Ruder machte und

auf winzigem Brett zu steuern und zu wenden wußte, das war des Zuschauens wert. Der Indianer traf mit leichtem Pfeil das kleinste Ziel, und sein Weib flocht eine Matte aus zweierlei Bast, die hohe Bewunderung erregte. Alles schwieg lange und staunte, als der Hindu vortrat und einige Zauberstücke zeigte. Der Chinese aber zeigte, wie man die Weizenernte durch Fleiß verdreifachen konnte, indem man die ganz jungen Pflanzen auszog und in gleichen Zwischenräumen verpflanzte.

Mehrmals hatte der Europäer, der erstaunlich wenig Liebe genoß, den Unwillen seiner Menschenvettern erregt, da er die Taten anderer mit hartem und verächtlichem Urteil bemängelte. Als der Indianer seinen Vogel hoch aus dem Blau des Himmels herunterschoß, hatte der weiße Mann die Achseln gezuckt und behauptet, mit zwanzig Gramm Dynamit schieße man dreimal so hoch! Und als man ihn aufforderte, das einmal vorzumachen, hatte er es nicht gekonnt, sondern hatte erzählt, ja wenn er das und dies und jenes und noch zehn andere Sachen hätte, dann könne er es schon machen. Auch den Chinesen hatte er verspottet und gesagt, daß das Umpflanzen von jungem Weizen zwar gewiß unendlichen Fleiß erfordere, daß aber doch wohl eine so sklavische Arbeit ein Volk nicht glücklich machen könne. Der Chinese hatte unter Beifall erwidert, glücklich sei ein Volk, wenn es zu essen habe und die Götter ehre, der Europamann hatte aber auch hierzu spöttisch gelacht.

Weiter ging das fröhliche Wettspiel, und am Ende hatten alle, Tiere und Menschen, ihre Talente und Künste gezeigt. Der Eindruck war groß und freudig, auch der Patriarch lachte in seinen weißen Bart und sagte lobend, nun möge das Wasser ruhig verlaufen und ein neues Leben auf dieser Erde beginnen, um ein unendliches Glück auf Erden zu begründen.

Einzig der Europäer hatte noch kein Kunststück gezeigt, und nun verlangten alle andern stürmisch, er möge vortreten und das Seine tun, damit man sehe, ob auch er ein Recht habe, Gottes schöne Luft zu atmen und in des Patriarchen schwimmendem Hause zu fahren. Lange weigerte sich der Mann und suchte Ausflüchte. Aber nun legte ihm Noah selbst den Finger auf die Brust und mahnte ihn, ihm zu folgen. „Auch ich", so begann nun der weiße Mann, „auch ich habe eine Fähigkeit zu hoher Tüchtigkeit gebracht und ausgebildet. Nicht das Auge ist es, das bei mir besser wäre als bei anderen Wesen, und nicht das Ohr oder die Nase oder die Handfertigkeit oder irgend etwas dergleichen. Meine Gabe ist von höherer Art. Meine Gabe ist der Intellekt."

„Vorzeigen!“ rief der Neger, und alle drängten näher herzu.
„Da ist nichts zu zeigen“, sagte der Weiße mild. „Ihr habt mich wohl nicht recht verstanden. Das, wodurch ich mich auszeichne, ist der Verstand.“

Der Neger lachte munter und zeigte schneeweiße Zähne, der Hindu kräuselte spöttisch die dünnen Lippen, der Chinese lächelte schlau und gutmütig vor sich hin.

„Der Verstand?“ sagte er langsam. „Also zeige uns, bitte, deinen Verstand. Bisher war nichts davon zu sehen.“

„Zu sehen gibt es da nichts“, wehrte sich der Europäer mürrisch. „Meine Gabe und Eigenart ist diese: ich speichere in meinem Kopf die Bilder der Außenwelt auf und vermag aus diesen Bildern ganz allein für mich neue Bilder und Ordnungen herzustellen. Ich kann die ganze Welt in meinem Gehirn denken, also neu schaffen.“

Noah fuhr sich mit der Hand über die Augen.

„Erlaube“, sagte er langsam, „wozu soll das gut sein? Die Welt noch einmal schaffen, die Gott schon erschaffen hat, und ganz für dich allein in deinem kleinen Kopf innen – wozu kann das nützen?“

Alle riefen Beifall und brachen in Fragen aus.

„Wartet!“ rief der Europäer. „Ihr versteht mich nicht richtig. Die Arbeit des Verstandes kann man nicht so leicht vorzeigen wie irgendeine Handfertigkeit.“

Der Hindu lächelte. „O doch, weißer Vetter, das kann man wohl. Zeige uns doch einmal eine Verstandesarbeit. Zum Beispiel: Rechnen. Laß uns einmal um die Wette rechnen! Also: ein Paar hat drei Kinder, welche jedes wieder eine Familie gründen. Jedes von den jungen Paaren bekommt jedes Jahr ein Kind. Wieviel Jahre vergehen, bis die Zahl hundert erreicht ist?“

Neugierig horchten alle zu, begannen an den Fingern zu zählen und krampfhaft zu blicken. Der Europäer begann zu rechnen. Aber schon nach einem Augenblick meldete sich der Chinese, der die Rechnung gelöst hatte. „Sehr hübsch“, gab der Weiße zu, „aber das sind bloß Geschicklichkeiten. Mein Verstand ist nicht dazu da, solche kleine Kunststücke zu machen, sondern große Aufgaben zu lösen, auf denen das Glück der Menschheit beruht.“

„Oh, das gefällt mir“, ermunterte Noah. „Das Glück zu finden, ist gewiß mehr als alle andern Geschicklichkeiten. Da hast du recht. Schnell sage uns, was du über das Glück der Menschheit zu lehren hast, wir werden dir alle dankbar sein.“

Gebannt und atemlos hingen nun alle an den Lippen des weißen Mannes. Nun kam es. Ehre sei ihm, der uns zeigen wird, wo das

Glück der Menschheit ruht! Jedes böse Wort sei ihm abgebeten, dem Magier! Was brauchte er die Kunst und Geschicklichkeit von Auge, Ohr und Hand, was brauchte er den Fleiß und die Rechenkunst, wenn er solche Dinge wußte! Der Europäer, der bisher eine stolze Miene gezeigt hatte, begann bei dieser ehrfürchtigen Neugierde allmählich verlegen zu werden.

„Es ist nicht meine Schuld“, sagte er zögernd, „aber ihr versteht mich immer falsch! Ich sagte nicht, daß ich das Geheimnis des Glückes kenne. Ich sagte nur, mein Verstand arbeitet an Aufgaben, deren Lösung das Glück der Menschheit fördern wird. Der Weg dahin ist lang, und nicht ich noch ihr werden sein Ende sehen. Viele Geschlechter werden noch über diesen schweren Fragen brüten!“

Die Leute standen unschlüssig und mißtrauisch. Was redete der Mann? Auch Noah schaute zur Seite und runzelte die Stirn.

Der Hindu lächelte dem Chinesen zu, und als alle andern verlegen schwiegen, sagte der Chinese freundlich: „Liebe Brüder, dieser weiße Vetter ist ein Spaßvogel. Er will uns erzählen, daß in seinem Kopfe eine Arbeit geschieht, deren Ertrag die Urenkel vielleicht einmal zu sehen bekommen werden, oder auch nicht. Ich schlage vor, wir anerkennen ihn als Spaßmacher. Er sagt uns Dinge, die wir alle nicht recht verstehen können, aber wir alle ahnen, daß diese Dinge, wenn wir sie wirklich verstünden, uns Gelegenheit zu unendlichem Gelächter geben würden. Geht es euch nicht auch so? – Gut denn, ein Hoch auf unseren Spaßmacher!“

Die meisten stimmten ein und waren froh, diese dunkle Geschichte zu einem Schluß gebracht zu sehen. Einige aber waren ungehalten und verstimmt, und der Europäer blieb allein und ohne Zuspruch stehen. Der Neger aber, begleitet vom Eskimo, vom Indianer und dem Malaien, kam gegen Abend zu dem Patriarchen und sprach also:

„Verehrter Vater, wir haben eine Frage an dich zu richten. Dieser weiße Bursche, der sich heut über uns lustig gemacht hat, gefällt uns nicht. Ich bitte dich, überlege dir: Alle Menschen und Tiere, jeder Bär und jeder Floh, jeder Fasan und jeder Mistkäfer sowie wir Menschen, alle haben irgend etwas zu zeigen gehabt, womit wir Gott Ehre darbringen und unser Leben schützen, erhöhen oder verschönen. Wunderliche Gaben haben wir gesehen, und manche waren zum Lachen; aber jedes kleinste Vieh hatte doch irgend etwas Erfreuliches und Hübsches darzubringen – einzig und allein dieser bleiche Mann, den wir zuletzt auffischten, hat nichts zu geben als sonderbare und hochmütige Worte, Anspielungen und Scherze, welche niemand begreift und welche niemand Freude machen können. – Wir fragen dich

daher, lieber Vater, ob es wohl richtig ist, daß ein solches Geschöpf mithelfe, ein neues Leben auf dieser lieben Erde zu begründen? Könnte das nicht ein Unheil geben? Sieh ihn dir doch nur an! Seine Augen sind trüb, seine Stirn ist voller Falten, seine Hände sind blaß und schwächlich, sein Gesicht blickt böse und traurig, kein heller Klang geht von ihm aus! Gewiß, es ist nicht richtig mit ihm – weiß Gott, wer uns diesen Burschen auf unsere Arche geschickt hat!"

Freundlich hob der greise Erzvater seine hellen Augen zu den Fragenden.

„Kinder", sagte er leise und voll Güte, so daß ihre Mienen sofort lichter wurden, „liebe Kinder! Ihr habt recht und habet auch unrecht mit dem, was ihr saget! Aber Gott hat schon seine Antwort darauf gegeben, noch ehe ihr gefragt habt. Ich muß euch zustimmen, der Mann aus dem Kriegslande ist kein sehr anmutiger Gast, und man sieht nicht recht ein, wozu solche Käuze dasein müssen. Aber Gott, der diese Art nun einmal geschaffen hat, weiß gewiß wohl, warum er es tat. Ihr alle habt diesen weißen Männern viel zu verdanken, sie sind es, die unsere arme Erde wieder einmal bis zum Strafgericht verdorben haben. Aber sehet, Gott hat ein Zeichen gegeben, was er mit dem weißen Manne im Sinne hat. Ihr alle, du Neger und du Eskimo, habet für das neue Erdenleben, das wir bald zu beginnen hoffen, eure lieben Weiber mit, du deine Negerin, du deine Indianerin, du dein Eskimoweib. Einzig der Mann aus Europa ist allein. Lange war ich traurig darüber, nun aber glaube ich, den Sinn davon zu ahnen. Dieser Mann bleibt uns aufbehalten als eine Mahnung und ein Antrieb, als ein Gespenst vielleicht. Fortpflanzen aber kann er sich nicht, es sei denn, er tauche wieder in den Strom der vielfarbigen Menschheit unter. Euer Leben auf der neuen Erde wird er nicht verderben dürfen. Seid getrost!"

Die Nacht brach ein, und am nächsten Morgen stand im Osten spitz und klein der Gipfel des heiligen Berges aus den Wassern.

DER KNOPF

FRIEDRICH GEORG JÜNGER

Friedrich Georg Jünger

DAS DORF lag an der Landstraße und an einigen Seitenwegen, die in Felder, Wiesen und Wald führten. Ein Straßendorf wie manches andere, mit roten Ziegeldächern, einer alten Kirche, die aus Hausteinen errichtet war, und einer an Umfang bescheidenen Gemarkung. Große, stattliche Höfe waren nicht darin, und wer es von vorn bis hinten abschritt, der fand keinen Vollmeierhof. Pferde gab es wenige; der Hauptteil der Feldarbeit wurde von Kühen verrichtet. Kleine und mittlere Bauern wirtschafteten hier, dazu einige Häusler. Die Dorfmark schnitt schon in die offene Heide ein, deshalb überwogen die leichten und mageren Böden. Auch lag ein Teil des Landes, der zu Wiesen gebraucht wurde, in der Senke, und in ihr floß ein mit Schilf, Kalmus und Ried bestandener Bach, der bei Sonnenlicht eine goldbraune Farbe hatte. Reich konnte auf solchen Böden niemand werden, doch hatten die Leute ihr Auskommen und begnügten sich.

Die Häusler hatten früher bei den Bauern auf dem Felde gearbeitet, und ihre Frauen taten das immer noch und halfen vor allem bei der Ernte aus. Die Männer fuhren jetzt in die Stadt und arbeiteten in den Fabriken. Der Häusler Schleen aber war bei einer Bohrgesellschaft beschäftigt, die in der Nachbarschaft auf Öl bohrte. Die Bohrungen, die seit Jahren rastlos fortgesetzt wurden, kosteten viel Geld, und obwohl das Ergebnis unbefriedigend war, wurden sie nicht eingestellt, denn kleinere Vorkommen, auf die man stieß, lockten zu immer neuen Versuchen. Die Bohrmeister fuhren mit ihren Röhren, ihren Bohrern und ihrem sonstigen Gerät in der Heide umher, und Schleen folgte ihnen. Da die Arbeiten seit einiger Zeit in die Umgebung des Dorfes verlegt worden waren, fuhr er früh am Morgen mit dem Rad fort und kam am späten Nachmittag zurück. Seine Frau besorgte inzwischen das Haus, die zwei Morgen Land, die dazugehörten, und das Kleinvieh. Sie waren seit zwei Jahren verheiratet und

hatten noch keine Kinder. Ihr Haus, eine alte, immer noch strohgedeckte Kate, lag auf einem der Seitenwege des Dorfs, abwärts und gegen die offene Heide hin. Der Weg dorthin war mit Birken bepflanzt. Das Haus, ein Fachwerkbau, der bis auf die dunklen Balken weiß gestrichen war, war, obwohl alt, fest und in gutem Zustand. Wie alle Bauernhäuser der Landschaft vereinigte es Wohnraum, Stallung und Scheune unter einem Dach. Und wie überall war die Tenne darin aus hartgestampftem Lehm.

Schleen war ein fleißiger Mann, klein, mager, zäh und mit einem Gesicht, das nach innen ging. Auch seine Augen verrieten, daß er mehr mit eigenen Gedanken und Grübeleien beschäftigt war als mit seiner Umgebung. Seine Arbeit litt nicht darunter, denn er behielt etwas Handliches und Geschicktes. Er war nur ein Span von einem Mann, was jedem deutlich wurde, der ihn neben seiner Frau sah. Diese, die Dora hieß, erschien an seiner Seite noch größer und üppiger, als sie war. Sie hatte nicht nur für das schönste Mädchen des Dorfes gegolten, sie war auch so stark und tüchtig, daß alle Arbeit nur ein Spiel für sie zu sein schien. Sie rührte sich unermüdlich und lachte und schwatzte dabei gern; in der Heiterkeit, die von ihr ausging, war eine sinnliche Macht und Kraft. Und die Heiterkeit war eins mit ihrem Bedürfnis nach Bewegung und Mitteilung. Kein Fisch konnte sich im Wasser wohler fühlen als sie in ihrem Häuschen. Sie gehörte an ihren Platz, und wer sie so unbefangen, derb und rüstig an der Arbeit sah, der mochte ihrem Mann Glück dazu wünschen. Er war wohlversorgt und konnte das Haus ruhig verlassen, um seiner Arbeit nachzugehen.

Was den Bauern im Dorf an Dora gefiel, das schien ihrem Mann nicht rühmenswert zu sein. Er war still, abwartend, nachdenklich und gehörte zu den Schweigsamen, die man in der Landschaft oft trifft. Vielleicht hätte er nicht zu heiraten brauchen, denn wer ihn kannte, der kam zu der Überzeugung, daß er einen guten Junggesellen abgegeben hätte. Es blieb etwas Einschichtiges an ihm, und zu dieser Seite seines Wesens war ein Zugang schwer zu finden. Was hatte er auszusetzen? Nun, was ihm an Dora nicht gefiel, war eben ihre Heiterkeit, die so beständig wie ein blauer Sommertag war. Was ihm mehr und mehr zusetzte, war diese Heiterkeit, die er nicht verstand, für die ihm kein Grund vorhanden schien. Daß der Mensch nicht aus Gründen heiter zu sein braucht, daß ein heiteres Wesen grundlos sein kann, ging ihm bei seinem Spintisieren nicht durch den Kopf. Hätte ihm jemand das zu sagen versucht, dann wäre er wohl einem Kopfschütteln begegnet. So ohne Anlaß, ohne bestimmbaren Grund in den

blauen Tag hinein fröhlich zu sein – was war das? Für ihn war es Unkenntnis, Übermut, Vermessenheit. Für ihn war in Dora etwas Hohles. Aber darin täuschte er sich vielleicht.

Der Streit brach, wie das oft geschieht, wenn der Zwist schon lange, leise und tiefglimmend sich emporfrißt, über einem winzigen Anlaß aus. Schleen hatte eine blaue Leinwandjacke, die mit Hirschhornknöpfen besetzt war. Von diesen Knöpfen, die rundgeschnitten, an den Seiten und unten bis auf das weiße Horn abgeschliffen, oben aber braun waren, sprang ihm einer ab und war nicht wiederzufinden. Im Dorf waren keine solchen Knöpfe vorrätig, Dora mußte also, um einen neuen zu kaufen, in die Stadt fahren. Sie hatte in diesen Tagen viel Arbeit und kam nicht dazu, hielt die Angelegenheit auch nicht für wichtig. Schleen hatte ihr zweimal gesagt, daß sie den Knopf kaufen und annähen solle, und er war fest entschlossen, es nicht ein drittes Mal zu sagen. Kein Wort mehr wollte er darüber sagen. Seltsam war, wie der Knopf ihn beschäftigte und ihm zusetzte. Während der Arbeit sah er ihn manchmal vor sich, rund, weißgeschliffen, oben braun, mit zwei Löchern, durch die der Faden gezogen wird. Er verwunderte sich darüber, wie deutlich er den kleinen Gegenstand sah, bedachte aber nicht, daß er ihn nur deshalb so scharf, so herausgestanzt zu sehen vermochte, weil um ihn herum nichts war, nichts als eine leere Stelle. An dem Knopf hing jetzt nicht nur die Jacke, sondern alles andere. Als er am Nachmittag nach Hause fuhr, dachte er an nichts anderes als den Knopf, und unter diesen Gedanken verbargen sich Erwägungen und Absichten, die er sich deutlich machte. Er merkte nicht, daß er aus dem Knopf schon einen Vorwand, eine Schlinge, einen Hinterhalt zurechtgemacht hatte, ja, daß er schon in der Erwartung heimfuhr, ihn nicht vorzufinden. Diese Erwartung täuschte ihn nicht. Kaum war er heimgekommen und hatte sein Rad eingestellt, als er nach der Jacke sah. Der Knopf war nicht daran. Dora trat auf ihn zu, lachte und sagte: „Morgen wird er daran sein." Er aber schwieg nicht nur, sondern legte auch noch den Finger auf den Mund und ging hinaus. Sie sah ihm lachend nach und begann, das Geschirr aus dem Schrank zu nehmen. Er aber saß vor dem Haus auf einer Bank und sah in die Heide hinein. Dann nahm er aus seiner Tasche ein Notizbuch, schrieb etwas darin, riß die Seite heraus, ging ins Zimmer und legte sie auf den Tisch. Und ohne sich weiter aufzuhalten, verließ er das Haus und ging ins Dorf. Dora, die ihm verwundert nachsah, ergriff den Zettel und las darauf die Worte: Sprechen hilft nichts. Ich werde jetzt schweigen. Und darunter, größer geschrieben und unterstrichen, stand noch einmal das

Wort: Schweigen. Sie lachte, schüttelte den Kopf und konnte doch nicht hindern, daß, wie eine Vorahnung, etwas Trübes in ihr aufstieg. Warum hatte er das Wort Schweigen zweimal geschrieben? Sie mochte das nicht ernst nehmen, mußte es aber. Denn abends kam er nach Hause und sprach kein Wort. Schweigend ging er ins Bett und schlief ein. Als sie in der Nacht bei hellem Vollmond aufwachte, sah sie ihn neben sich liegen. Sein Gesicht war in dem hellen Mondschein starr, der Mund aber hatte etwas Bitteres und Enges. „Eigensinniger Bock", sagte sie leise vor sich hin und drehte sich auf die Seite. Am Morgen stand er auf, schwieg, frühstückte und fuhr zur Arbeit.

Schweigen ist oft gut, manchmal gleichgültig, manchmal ganz und gar schlecht. Das heißt, es ist nicht an sich gut oder schlecht, sondern in Beziehung auf ein anderes. Schleen hatte, wie manche Leute, die Wert auf ihre Grübeleien legen, etwas Lehrhaftes, und vielleicht wollte er Dora eine Lehre erteilen. Unter allem, was er hervorsuchen konnte, war dieses Mittel wohl das wirksamste und unheimlichste. Wie verfiel er darauf? Das ist nicht leicht zu sagen. Er war seinem Wesen nach nicht mitteilsam und allem müßigen Gespräch abhold. Und da er leicht verstummte, ließ er auch andere verstummen und gab nicht viel darauf. Vielleicht vergaß er, daß die Herzlichkeit, ja die Gewohnheit des Miteinanderlebens Worte fordert, nicht umgekehrt, und daß auch die Törichten gut sind und nicht fehlen dürfen. Wenn er geschrien und getobt, wenn er Dora geschlagen hätte, hätte er weniger getan. Aber er war kein Mensch, der schrie und tobte, und er schlug auch nicht, denn alles Rohe und Gewaltsame verabscheute er. Der Knopf war angenäht, und er schwieg weiter. Er war so stumm wie ein Fisch, kein Wort entschlüpfte ihm. Sie aber war nach dem ersten Erstaunen und Leichtnehmen wie gelähmt. Gegenüber ihren Fragen und Bitten blieb er unerbittlich stumm, gegenüber ihren Zornausbrüchen verzog er den Mund nicht zu dem leisesten Flüstern. Was sie ihm auch sagen mochte, er veränderte keine Miene und schien die Sprache verloren zu haben. Auch mit einem Stummen läßt sich leben, nicht aber bei einem Menschen, der willentlich verstummt. Rege, mitteilsam und auf Aussprache angewiesen, hatte sie die Empfindung, daß ihr Atem sich verengte und die Luft ihr ausging. Gegenüber dem Mann, der beharrlich schwieg, der ihr seine Stimme vorenthielt, war ihre ganze Kraft ohnmächtig. Und das leicht Quellende und Überlaufende ihres Wesens sammelte sich wie hinter einem Stau und Damm, der ebenso hart wie lautlos das Wasser hält. Einen Rat, eine Hilfe fand sie nicht. Eines Abends – ihr Mann war ins Dorf gegangen – saß sie auf der Bank vor dem

Haus und starrte hilflos in die untergehende Sonne. Der ganze Himmel war rot, sie sah lange in die Glut, und ein Schauer überrann sie. Wo war ihre Munterkeit geblieben? In ihr brannte alles. Sie war auf eine Weise verletzt, die sie nicht voraussehen konnte, die ihr unverständlich blieb. Unverständlich wurde ihr auch das, was sie bisher gewohnt und vertraulich umgeben hatte. Die Dämmerung kam, der Abendwind bewegte leise das Laub der Bäume, sie war allein. Seufzend ging sie noch in den Stall, um die beiden Ziegen zu melken, aber über dem Eimer sank ihr das Haupt auf die Knie, und so blieb sie in der Dunkelheit sitzen, umstanden von den Tieren, die sich an sie drängten und ihr Gesicht und Hände leckten. Was war zu tun? Sie entschloß sich, am nächsten Tag den Pastor aufzusuchen, der sie konfirmiert hatte und bei dem sie bis zu ihrer Heirat als Mädchen in Stellung gewesen war. Der Entschluß erleichterte sie, sie verließ den Stall, schloß das Haus ab und ging zu Bett.

Am nächsten Morgen machte sie sich auf den Weg. Sie fand den Geistlichen im Garten, wo er nach seinen Erbsen sah, und während sie das Gartenpförtchen öffnete und auf ihn zuging, wandte er sich um und sah sie.

„Du bist es, Dora“, sagte er, indem er sie freundlich ansah. „Was gibt es?“

Sie war verlegen und wußte nicht recht, wie sie ihm alles erzählen sollte. Es fehlte ihr nicht an Vertrauen, und doch fiel ihr der Anfang schwer. Dann aber, indem beide den Hauptweg des Gartens, der ihn in zwei Hälften teilte, auf und nieder gingen, begann sie ihren Bericht mit dem Knopf und endete bei dem Zettel, den ihr Mann ihr hingelegt hatte, und bei seinem Schweigen. Der Pastor Bachmann, ein Mann, der lange in der Gemeinde und hoch bei Jahren war, hörte sie schweigend an, wobei er hin und wieder im Gehen von den Stachelbeerbüschen eine Raupe ablas.

„Erzähl das mit dem Knopf genauer“, sagte er dann. Sie wiederholte noch einmal umständlich, was sich zugetragen hatte, er aber blieb stehen, und indem er sie nachdenklich ansah, sagte er: „Das ist es nicht.“

„Was dann?“ fragte sie hilflos.

„Ja, was. Hör, Dora, schwatzt du nicht zu viel?“

„Zu viel? Es ist wahr, ich rede gern. Aber er ist doch mein Mann, und ich muß ihm alles sagen. Sie wissen doch, Herr Pastor, daß ich eine Waise bin und niemanden im Dorf habe.“

„Schon recht, Dora. Aber läßt du ihm auch ein wenig Ruhe?“

Sie sah ihn an, errötete stark und murmelte: „Herr Pastor, wir sind

junge Leute." Und indem sie seine eigenen Worte wiederholte, sagte sie ebenso leise: „Das ist es nicht."

„Gut, ich werde mit ihm sprechen."

„Ich kann ihn nicht schicken", sagte Dora bedrückt.

„Du sollst es auch nicht. Ich treffe ihn schon, wenn er von der Arbeit zurückkehrt. Geh jetzt."

Sie murmelte ihren Dank und ging nach Haus zurück. Der Pastor setzte seinen Rundgang im Garten fort. Er kannte Schleen so gut wie Dora, denn er hatte ihn nicht nur konfirmiert, Schleen hatte auch bei ihm in Garten und Haus gearbeitet und während dieser Zeit Dora kennengelernt und sich mit ihr verlobt. Gegen den Mann hatte niemand im Dorf etwas einzuwenden; er war fleißig, nüchtern und lebte für sich, ohne sich in die Händel anderer einzumischen. Er trank nicht, spielte nicht, randalierte nicht und hielt sich an sein Haus und an seine Arbeit. Das alles sprach für ihn, aber der Pastor gab nicht viel darauf. Weniger ist manchmal mehr, dachte er. Besser wäre, wenn er hin und wieder über die Stränge schlüge. Er hatte weder Freund noch Fröhlichkeit, blieb einschichtig und kam nicht über die eigene Spur hinaus. Ein Duckmäuser. Nein, das nicht, aber voll Hochmut und Eigensinn. Wenn er nicht wie die anderen über den Strang schlug, dann tat er das auf seine Weise, auf eine vertrackte Art. Sein Schweigen war etwas Vertracktes, Bohrendes und Spitzfindiges. Der Pastor, versunken in seine Überlegungen, schüttelte den Kopf. Er war nicht geneigt, dieses Schweigen leichtzunehmen, er hielt es für schlimmer als die schlimmen Dinge, die in der letzten Zeit ihn und seine Gemeinde beschäftigt hatten. Auch wollte er die Unterredung mit Schleen nicht hinausschieben. Er verließ den Garten und seufzte dabei. Der Morgen war schön und frisch, der Garten in vollem Wachstum, aber er nahm es nicht mehr wahr. Ein Verdruß stieg in ihm auf, der schwer zu bekämpfen war.

Dora setzte auf das Gespräch des Pastors mit ihrem Manne ihre ganze Hoffnung. Mit ihren Mitteln war sie am Ende. Wenn es dem Geistlichen nicht gelang, ihm den Kopf zurechtzusetzen, wem sollte es sonst gelingen? Niemandem, sagte sie sich, und in ihre Erwartung mischte sich eine dunkle Angst. Auf dem Weg nach Haus hörte sie die Lerchen singen, und unhörbar flüsterte sie vor sich hin: „Jeder Vogel hat doch seine Stimme."

Das Gespräch fand noch am gleichen Tage statt. Der Pastor hatte einen Gang in die Heide gemacht und kam am Abend über den Birkenweg zur gleichen Zeit zurück, in der Schleen mit dem Rad von der Arbeit heimkehrte. Schleen, als er sah, daß der Pastor stehenblieb

und ihn erwartete, stieg vom Rad ab. Klug und nachdenkend, wie er war, hegte er keinen Zweifel über die Absicht des Geistlichen. Dora mußte mit ihm gesprochen haben. Das verdroß ihn von vornherein, aber er ließ sich nichts anmerken. Der Pastor gab sich keine Mühe mit Einleitungen und fragte sofort:

„Was ist das mit dir und Dora, Johann?"

„Das ist meine Sache, Herr Pastor."

„Wer zweifelt daran? Wenn es nicht deine Sache wäre, würde ich mit dir nicht darüber sprechen. Dora war heute bei mir. Was ist das für eine Geschichte mit dem Knopf?"

Schleen zuckte die Achseln. „Sie wird es erzählt haben. Warum soll ich noch einmal davon sprechen?"

„Ja, warum? Ein Knopf ist ein Knopf. Was liegt an dem Knopf, Johann?"

„Nichts, Herr Pastor."

„Nichts, und doch hast du diesen Knopf in dich hineingefressen und kannst ihn nicht ausspeien. Was hast du gegen Dora? Sprich darüber. Wenn dir auch alle Knöpfe fehlten, wer gibt dir ein Recht, den Stummen zu spielen? Warum schweigst du?"

Schleen schwieg auch jetzt, aber er, der stille, ruhige Mensch, zitterte am ganzen Körper vor Erregung. Er mußte sich auf das Rad stützen, um einen Halt zu bekommen. Der Pastor sah ihn scharf an. Warum zittert er? dachte er. Es ist nicht die Wut, nein, er zittert vor Eigensinn.

„Wann soll das enden?" fragte er wieder.

Schleen schwieg.

„Hör, Johann", sagte der Pastor sanfter, indem er ihn bei der Hand ergriff, „soll ich mit dir zu Dora gehen? Wollen wir zusammen zu ihr gehen?"

„Nein", stieß Schleen hervor.

„Du willst nicht? Wer bist du denn, du törichter, eigensinniger Mensch, daß du dir das Recht anmaßt, nach Laune und Willkür den Mund zuzusperren? Begreifst du nicht, daß auf diese Weise nichts zu bessern ist, daß du alles schlimmer machst? Glaubst du, daß jemand mit einem Menschen leben kann, der den Stummen spielt? Du, ein Ehemann, und der eigenen Frau gegenüber? Es gibt Klügere als du. Mach das Maul auf, Mann."

Der Pastor war feuerrot vor Zorn, aber Schleen gewann gegenüber diesem Ausbruch seinen Halt zurück. „Es ist genug, Herr Pastor", sagte er. „Es ist schon zuviel." Mit diesen Worten schwang er sich auf sein Rad und fuhr davon. Auch der Geistliche ging weiter. Seine Er-

regung verflog, er war unzufrieden mit sich, ja er überlegte, ob er nicht umkehren und dem Häusler in sein Haus folgen solle. Was hielt ihn davon ab? Ein Rest der Erregung vielleicht, die das Gespräch in ihm hervorgerufen hatte. Er ging mit unmutigem Gesicht weiter, den Birkenweg hinunter, auf die Kirche zu.

Schleen hatte inzwischen sein Haus erreicht. Schweigend ging er an Dora vorüber, die ihn erwartet hatte. Das Gespräch hatte Bitterkeit in ihm hinterlassen, zugleich aber einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Er war ein Mann, dem weder Urteil noch Sinn für das Rechte fehlte. Mehr noch, er sah ein, daß er zu weit gegangen war, daß er sich ins Unrecht setzte. Über seine Kraft aber ging es, das zuzugeben. Was ihn jetzt erschreckte, war, daß sich Dritte in seine Ehe einmischten. Er war klug genug, um sich zu sagen, daß er durch sein Verhalten solche Eingriffe herausforderte. Morgen wird das ganze Dorf davon wissen, dachte er mit erneuter Bitterkeit. Ein Zweifel stieg in ihm auf. Er hatte gehandelt, hatte unbedenklich gehandelt wie jemand, der eine Sache allein zu entscheiden gedenkt und dabei nur auf sich selbst sieht. Die Sache aber kehrte zu ihm zurück – was hatte er versäumt? Weder Dora noch der Pastor konnten wissen, daß er sich einen Termin für sein Schweigen gesetzt hatte. Die Zeit war noch nicht abgelaufen, und der zähe, unbiegsame Eigensinn befahl ihm, an seinem Termin festzuhalten. Was war dieser Termin, von dem er nicht abgehen wollte? Etwas Künstliches wohl, ein Aufschub, mit dem er sein Schweigen befestigte und einhegte. Eine tote Zeit, denn die lebendige floß unaufhaltsam davon.

Dora, nachdem sie noch am gleichen Abend das Mißlingen der Unterredung erfahren hatte, begab sich am nächsten Vormittag auf den Friedhof, um das Grab ihrer Eltern instand zu setzen. Die Eltern waren ihr früh weggestorben, so früh, daß sie nur wenige Erinnerungen an beide behalten hatte. Sie brachte einen Korb voll blühender Geranien mit, die sie beim Gärtner gekauft hatte, und setzte die roten Blumen in die Erde ein. Während sie am Grab kniete, die Erde aushob und wieder verzog, sah sie starr vor sich hin. In ihr war alles Heimweh. Wonach sehnte sie sich? Sie dachte an ihre Eltern, an ihre Kindheit und an die Jahre, die sie bei den Bauern und beim Pastor verbracht hatte. In dem allen lag kein Trost für sie, keine Stärkung. In allem aber lag ein Abschied, und den Schmerz dieses Abschieds spürte sie. Sie kniete auf der Erde, als ob eine Last sie am Hochkommen hindere. Wozu auch aufstehen? dachte sie. Doch erhob sie sich endlich, klopfte die Erde von ihrem Rock, packte ihr Gerät in den Handkorb und verließ den Friedhof. Am Tore, an dem zwei alte

Linden standen, sah sie sich noch einmal um. Sie war allein gewesen zwischen den Gräbern. Der Frieden des ummauerten Bezirks, der so ungeschäftig, verlassen und geschmückt in der Sonne lag, schien ihr groß zu sein. Draußen aber war Unruhe. Sie seufzte und ging nach Haus zurück. Das Dorf war leer, die Bauern wegen des Heus auf den Wiesen. Niemand begegnete ihr, doch sah der Müller, als sie an der Mühle vorbeikam, durchs Fenster und erkannte sie.

Am Nachmittag, als Schleen von der Arbeit zurückkam, sah er sie auf der Bank vor dem Haus sitzen. Ihn verwunderte, daß sie ohne Beschäftigung war, denn er war daran gewöhnt, sie unermüdlich tätig zu sehen. Indessen bereitete sie ihm doch das Abendessen, und beide setzten sich schweigend an den Tisch. Schleen ging bald zu Bett, sie aber, von sichtlicher Unruhe getrieben, schloß die starken Holzläden vor den Fenstern des Hauses, schloß auch das Haus ab und steckte den Schlüssel zu sich. Dann saß sie noch in der Küche, eine Kerze vor sich, in deren Flamme sie ohne Augenzwinkern hineinsah. Sie erhob sich endlich, nahm die Kerze mit sich und stieg auf den Boden, der mit Stroh und Heu prall gefüllt war. Sie hielt die Kerze an eine Ecke des Strohs, und als sie sah, daß die Flamme gefaßt hatte, stieg sie die Treppe hinunter und zündete auch im Stall das Heu an. Dann nahm sie eine Harke und stemmte ihren Stiel so fest zwischen die Klinke und die Tür des Schlafzimmers, daß es von innen nicht mehr geöffnet werden konnte. Das Haus stand alsbald in Flammen, denn der Ostwind fuhr in die Glut hinein und machte es zu einer einzigen lodernden Fackel. Sie aber, trotz der zunehmenden Hitze an der Tür stehend und auf die Stimme ihres Mannes lauschend, hatte die Augen geschlossen. Er erwachte endlich und sprang aus dem Bett – das Feuer fraß sich schon durch die Decke, und beizender Rauch zog durch das Zimmer. Durch die Läden der Fenster konnte er sich keinen Ausweg bahnen, die Tür ließ sich nicht öffnen, so warf er sich denn mit Wucht gegen sie. Er hörte ein Weinen vor der Tür. „Mach auf!“ schrie er. „Mach die Tür auf, Dora!“ Aber die Worte kamen zu spät, und er erhielt keine Antwort mehr. Er stemmte sich wieder verzweifelt gegen die Tür. Da kam in einem Regen von Feuer und Funken die Decke herunter. Indem sie prasselnd herabstürzte, stieg eine mächtige Rauch- und Funkenwolke in den Himmel empor. Das Haus brannte ganz zusammen, nur die geschwärzten Grundmauern blieben stehen.

HASENKATASTROPHE

ROBERT MUSIL

Robert Musil

Die Dame war gewiß erst am gestrigen Tag aus der Glasscheibe eines großen Geschäfts herausgetreten; niedlich war ihr Puppengesichtchen; man hätte mit einem Löffelchen darin umrühren mögen, um es in Bewegung zu sehn. Aber man trug selbst Schuhe mit honigglatten, wachswabendicken Sohlen zur Schau, und Beinkleider, wie mit Lineal und weißer Kreide entworfen. Man entzückte sich höchstens am Wind. Er preßte das Kleid an die Dame und machte ein jämmerliches kleines Gerippe aus ihr, ein dummes Gesichtchen mit einem ganz kleinen Mund. Dem Zuschauer machte er natürlich ein kühnes Gesicht.

Kleine Hasen leben ahnungslos neben den weißen Bügelfalten und den teetassendünnen Röcken. Schwarzgrün wie Lorbeer dehnt sich der Heroismus der Insel um sie. Möwenscharen nisten in den Mulden der Heide wie Beete voll weißer Schneeblüten, die der Wind bewegt. Der kleine, weiße, langhaarige Terrier der kleinen, mit einem Pelzkragen geschmückten weißen Dame stöbert durch das Kraut, die Nase fingerbreit über der Erde; weit und breit ist auf dieser Insel kein anderer Hund zu wittern, nichts ist da als die ungeheure Romantik vieler kleiner, unbekannter, die Insel durchkreuzender Fährten. Riesengroß wird der Hund in dieser Einsamkeit, ein Held. Aufgeregt, messerscharf gibt er Laut, die Zähne blecken wie die eines Seeungeheuers. Vergebens spitzt die Dame das Mündchen, um zu pfeifen; der Wind reißt ihr das kleine Schällchen, das sie hervorbringen möchte, von den Lippen.

Mit solch einem stichligen Fox habe ich schon Gletscherwege gemacht; wir Menschen glatt auf den Skiern, er blutend, bis zum Bauch einbrechend, vom Eis zerschnitten, und dennoch voll wilder, nie ermattender Seligkeit. Jetzt hat dieser hier etwas aufgespürt; die Beine galoppieren wie Hölzchen, der Laut wird ein Schluchzen. Merkwür-

dig ist an diesem Augenblick, wie sehr solche flach auf dem Meer schwebende Insel an die großen Kare und Tafeln im Hochgebirge erinnert. Die schädelgelben, vom Wind geglätteten Dünen sind wie Felsenkränze aufgesetzt. Zwischen ihnen und dem Himmel ist die Leere der unvollendeten Schöpfung. Licht leuchtet nicht über dies und das, sondern schwemmt wie aus einem versehentlich umgestoßenen Eimer über alles. Man ist jedesmal erstaunt, daß Tiere diese Einsamkeit bewohnen. Sie gewinnen etwas Geheimnisvolles; ihre kleinen weichwolligen und -fedrigen Brüste bergen den Funken des Lebens. Es ist ein kleiner Hase, den der Fox vor sich hertreibt. Ich denke: eine kleine, wetterharte Bergart, nie wird er ihn erreichen. Eine Erinnerung aus der Geographiestunde wird lebendig: Insel – eigentlich stehen wir da auf der Kuppe eines hohen Meerbergs? Wir, zehn bis fünfzehn lungernd zusehende Badegäste in farbigen Tollhausjacken, wie sie die Mode vorschreibt. Ich ändere meinen Gedanken noch einmal ab und sage mir, das Gemeinsame wäre nur die unmenschliche Verlassenheit: Verstört wie ein Pferd, das den Reiter abgeworfen hat, ist die Erde überall dort, wo der Mensch in der Minderheit bleibt; ja, gar nicht gesund, sondern wahrhaft geisteskrank erweist sich die Natur im Hochgebirge und auf kleinen Inseln. Aber zu unserem Erstaunen hat sich die Entfernung zwischen dem Hund und dem Hasen verringert; der Fox holt auf, man hat so etwas noch nie gesehen, ein Hund, der den Hasen einholt! Das wird der erste große Triumph der Hundewelt! Begeisterung beflügelt den Verfolger, sein Atem jauchzt in Stößen, es ist keine Frage mehr, daß er binnen wenigen Sekunden seine Beute eingeholt haben wird. Da schlägt der Hase den Haken. Und da erkenne ich an etwas Weichem, weil der harte Riß diesem Haken fehlt, es ist kein Hase, es ist nur ein Häschen, ein Hasenkind.

Ich fühle mein Herz; der Hund hat beigedreht; er hat nicht mehr als fünfzehn Schritte verloren; in wenigen Augenblicken ist die Hasenkatastrophe da. Das Kind hört den Verfolger hinter dem Schweifchen, es ist müde. Ich will dazwischenspringen, aber es dauert so lange, bis der Wille hinter den Bügelfalten in die glatten Sohlen fährt; oder vielleicht war der Widerstand schon im Kopf. Zwanzig Schritte vor mir – ich müßte phantasiert haben, wenn das Häschen nicht verzagt stehenblieb und seinen Nacken dem Verfolger hinhielt. Der schlug seine Zähne hinein, schleuderte es ein paarmal hin und her, dann warf er es auf die Seite und grub sein Maul zwei-, dreimal in Brust und Bauch.

Ich sah auf. Lachende, erhitzte Gesichter standen umher. Es war plötzlich wie vier Uhr morgens geworden nach durchtanzter Nacht.

Der erste von uns, der aus dem Blutrausch erwachte, war der kleine Fox. Er ließ ab, schielte mißtrauisch zur Seite, zog sich zurück; nach wenigen Schritten fiel er in kurzen, eingezogenen Galopp, als erwarte er, daß ihm ein Stein nachfliegen werde. Wir andern aber waren bewegungslos und verlegen. Eine schale Atmosphäre menschenfresserischer Worte umgab uns, wie „Kampf ums Dasein“ oder „Grausamkeit der Natur“. Solche Gedanken sind wie die Untiefen eines Meeresbodens, aus ungeheuerer Tiefe emporgestiegen und seicht. Am liebsten wäre ich zurückgegangen und hätte die sinnlose kleine Dame geschlagen. Das war eine aufrichtige Empfindung, aber keine gute, und so schwieg ich und fiel damit in das allgemeine, unsichere, sich nun bildende Schweigen ein. Endlich nahm ein hochgewachsener Herr aber den Hasen in beide Hände, zeigte seine Wunden den Hinzugetretenen und trug die dem Hund abgejagte Leiche wie einen kleinen Sarg in die Küche des nahen Hotels. Dieser Mann stieg als erster aus dem Unergründlichen und hatte den festen Boden Europas unter den Füßen.

SCHLOSS COSSENBLATT

THEODOR FONTANE



Aber führt der Weg den Wandrer
An den Ort, den ich besinge,
Kann er nicht dem Bangen wehren,
Daß es ihm das Herz durchdringe.
Lenau

DER WEG war reizlos, aber er wurde mir durch eine Begegnung wert, die ich unterwegs hatte. Etwa eine halbe Meile vor Cossenblatt bemerkte ich einen Knaben, der auf einem Feldstein am Wege saß und augenscheinlich sehr ermüdet war. Er mochte zwölf Jahr’ alt sein. Ich ließ halten, und es entspann sich folgendes Gespräch zwischen

ihm und mir: „Willst du mit?“ „Wo wüllen Se denn hen?“ „Nach Cossenblatt.“ „Da will ick ooch hin.“

Nun stieg er auf und setzte sich bescheiden auf den Rand des Wagens. Mich beschäftigte der kleine Vorfall, weil er mir so recht wieder jene nüchterne und mißtrauensvolle *Vorsicht* zeigte, die unsern Stamm im Guten und Schlechten so sehr charakterisiert. Müde wie er war, sprang er doch weder auf, noch bezeugte er irgendwelche Freude; er beantwortete meine Frage durch eine andere Frage, und erst als ich diese meinerseits zu seiner Zufriedenstellung erledigt hatte, nahm er freundlich an, was freundlich geboten war. Es war übrigens ein allerliebster Junge, der mich von Seidenbau und Seidenzucht sehr verständig unterhielt, was ich besonders hier erwähne, um dabei auf die Vorliebe aufmerksam zu machen, mit der die Seidenzucht von den ärmeren Leuten unserer Provinz betrieben wird. Sie sind mit einer Art Passion dabei, und es früge sich, ob diese Art der Industrie nicht noch energischer zu unterstützen wäre.

Wir sind nun in *Cossenblatt* (mein junger Freund hat mich am Eingang des Dorfes bescheidentlich verlassen), und wenige Minuten später halten wir vor der Einfahrt des Amtshofs, wo alle Sehenswürdigkeiten Cossenblatts, auf einen engsten Raum zusammengedrängt, wie zur Auswahl vor uns liegen. Alles liegt rechts von der Dorfstraße, und wir unterscheiden: *Herrenhaus* (jetzt Amtshaus), *Schloß* und *Kirche*. Unser nächster Besuch aber gilt dem in Weinlaub versteckten Predigerhause, das von der andern Seite der Dorfgasse her wie eine Laube zu uns herüberblickt. Freundlich wie das Haus sind seine Bewohner, und, Platz nehmend unter dem grünen Dach, den Blick auf Herrenhaus und Kirche gerichtet, plaudern wir von Cossenblatt und seiner Geschichte.

Cossenblatt war immer ein reicher und ausgedehnter Besitz, auch ehe ein Schloß hier stand und Feldmarschälle und Fürsten hier residierten. In sumpfiger Niederung gelegen (Cossinbloth heißt „Krummensumpf“), unterschied es sich immer vorteilhaft von den Sanddörfern der Höhe, und lange bevor es „königlich“ war, hatte es ein Ansehen in der Gegend um seiner Äcker und Wiesen willen. Die Besitzer wechselten oft; im sechzehnten Jahrhundert hatten es die von Weilsdorf. Ein Bruder erstach den andern im Zweikampf, aber auch dieser Vorgang – übrigens eine immer wiederkehrende Geschichte – fesselt uns nicht, und wir beginnen mit dem Jahr 1581. Die Geschichte Cossenblatts teilt sich seit der Zeit in drei bestimmte Epochen: in eine *Oppen*sche, eine *Barfus*sche und eine *königliche* Zeit.

Über die Oppensche Zeit (von 1581–1699) gehen wir schnell hinweg. 1581 kam der brandenburgische Oberkammerherr Georg von Oppen in Besitz von Cossenblatt. Es blieb bei der Familie durch drei Generationen hindurch bis 1699. Vom Schloß war damals noch keine Spur vorhanden, vielmehr bewohnten die Oppen das alte Herrenhaus, dessen Kellergewölbe bis diesen Augenblick vorhanden sind und eine Art Sehenswürdigkeit des jetzigen, im übrigen völlig modernen Amtshauses bilden. Diese hohen Kellergewölbe, im einfachen Rundbogen, sind aus unbehauenen Feldsteinen aufgeführt und Sachverständige pflegen hervorzuheben, daß die Baumeister damals einen andern, rasch festwerdenden Mörtel benutzt oder die Gewölbe jahrelang gestützt haben müssen. Diese gewölbten Fundamente gehen bis in die Oppensche Zeit zurück, vielleicht sind sie noch viel älter. Wir lassen aber diese Fundamente samt einer Anzahl alter Bilder, die ebenfalls der Vorgeschichte Cossenblatts angehören, und wenden uns nunmehr seiner eigentlichen historischen Zeit zu, die mit Feldmarschall von Barfus beginnt.

Im Jahr 1699 kaufte Hans Albrecht von Barfus die Herrschaft Cossenblatt und zahlte dafür die für die damalige Zeit ziemlich beträchtliche Summe von 32 000 Talern und 100 Dukaten Schlüsselgeld. Das Oppensche Herrenhaus, das er vorfand, genügte ihm nicht, und er beschloß das Jahr darauf (1700) die Aufführung eines Schlosses.

Die Arbeiten begannen sogleich; da aber selbst der mittlere und älteste Teil des Schlosses, der Flügelbauten aus noch späterer Zeit ganz zu geschweigen, erst im Jahr 1712 beendet wurde, so ist es nicht wahrscheinlich, daß der Feldmarschall, der bereits 1704 starb, jemals einen Teil des Schlosses bewohnt habe. Das Herrenhaus mußte genügen.

Die Witwe des Feldmarschalls, Eleonore, geborene Gräfin von Dönhof (seine zweite Gemahlin), übernahm laut testamentarischer Bestimmung die Verwaltung der Güter und führte den Schloßbau glücklich hinaus. Sie war eine stolze Frau, und es geht die Sage von ihr, daß sie ihrem einzigen überlebenden Sohne (sie starb 1728), da sie ihm sein Erbe nicht nehmen konnte, dieses Erbe wenigstens nach Möglichkeit schädigen und verringern wollte. Sie ließ einen holländischen Baumeister kommen, befahl ihm, unterhalb der Keller des Schlosses einen zweiten Keller zu graben und zu wölben, tat dann alles hinein, was sie an Gold und Kostbarkeiten besaß, und ließ die Gruft in ihrer Gegenwart schließen. Sie nahm dem Baumeister alsdann einen Eid ab, die Stelle niemandem zu verraten. Voll Zweifel

aber, ob er den Eid auch halten werde, zog sie, als er schon fort war, das Sichere vor und ließ ihn auf der Rückreise nach Holland verschwinden. Der „Schatz“ war beiseite gebracht, dem Erben entzogen; aber die Bilder und Möbel waren noch da, die ganze Einrichtung eines reichen Schlosses. Auch das mußte fort. Als sie fühlte, daß es mit ihr zum Letzten ging, ließ sie alles, was das Schloß an kostbarem Hausrat hatte, auf den Schloßhof tragen, und vergoldete Stühle und Tische, Spiegel und Konsolen, Diwans und Kommoden wurden zu einer Pyramide aufgetürmt. In einem Rollstuhl ließ sie sich an die offene Tür des Gartensaales bringen, gab dann Order, zwei Fackeln anzulegen, und starrte eine Stunde lang befriedigt in die aufschlagende Flamme. Sie fühlte das Feuer mehr, als daß sie es sah, denn die helle Mittagssonne stand über dem Schauspiel. Als alles niedergebrannt war, saß sie tot in ihrem Rollstuhl.

So erzählt sich das Volk. Die erste Hälfte der Geschichte, das Vermauern des Schatzes, ist das immer Wiederkehrende; aber die zweite Hälfte hat neue Züge, die auf wirklich Vorgekommenes hindeuten. Anhaltepunkte sind da. Ich finde in dem Nachweis über die Söhne des Feldmarschalls von Barfus folgendes: „Die beiden älteren starben jung, der älteste an Wunden, die er in der Schlacht bei Belgrad erhalten hatte. Der dritte und jüngste Sohn war Karl Friedrich Ludwig. Er war der einzige, der seine Mutter überlebte, und es scheint fast, daß seine Erziehung absichtlich vernachlässigt wurde, da seine nächsten Verwandten nach dem Besitz des reichen Erbes trachteten.“

Diese Zeilen, so unbestimmt sie gehalten sind oder vielleicht weil sie es sind, lassen sich unschwer mit der eben erzählten Sage in Einklang bringen. Der Sohn, so darf man annehmen, wurde nicht von der Mutter, sondern von den Verwandten erzogen, und, eingesponnen in die Netze der letzteren, traf ihn leicht möglich ein Teil des Hasses mit, den die alte Reichsgräfin gegen die habgierig Wartenden unterhielt. Alles dies indes will nichts weiter sein als eine Hypothese, als ein Versuch, mit Hilfe von Sage und Tradition dem Historischen um einen Schritt näherzukommen.

Im Jahre 1728 starb die alte Reichsgräfin, und ihr einziger Sohn, der obengenannte Karl Friedrich Ludwig, folgte im Besitz von Cossenblatt. Aber nur acht Jahre blieb es in seinen Händen; 1736 erstand es König Friedrich Wilhelm I. und machte es zu einem Teil seiner Herrschaft Königswusterhausen. Über die Umstände, die den Ankauf des Gutes begleiteten, spreche ich weiter unten.

Hundert Jahre und darüber sind seit jenem Ankauf vergangen und Schloß Cossenblatt ist seitdem hohenzollernscher Besitz geblieben, bis

auf diesen Tag. Die Barfus, für die der alte Feldmarschall hier eine Stätte bereiten wollte, betraten die Schwelle des Schlosses nicht wieder, das – des sagenhaften Schatzes ganz zu geschweigen – Schätze an Gold verschlungen hatte, um es aufzubauen. Da, während der fünfziger Jahre dieses Jahrhunderts, trat wieder ein Barfus in das alte Barfusschloß ein. Der Eintretende war ein Urenkel des Feldmarschalls; er kam nicht als Herr, er kam als Gast. Sei es ein romantischer Herzenszug, oder sei es Pietät gegen die Stätte, wo sein Ahnherr gelebt und einen Denkstein seines Ruhms und seines Reichtums hinterlassen hatte, gleichviel, der Enkel hatte das Ansuchen an den König gestellt, einen Sommer lang in Cossenblatt residieren zu dürfen, und Friedrich Wilhelm IV., dessen Königs- und Poetenherz historischen Sinn und romantisches Empfinden in jeder Gestalt zu schätzen wußte, hatte dem Ansuchen gern willfahrt.

General Barfus, selbst ein alter Soldat, zog ein in das Feldmarschallschloß. Ein Wagen hielt vor der Steintreppe, die rostigen Angeln gaben halb widerwillig nach, und der Enkel stand, ein Gast, ein Fremder, im Haus seiner Väter. Niemand war mit ihm als seine Frau und deren Dienerin. Er bezog die Eckzimmer im Schloß und das Nötigste an Hausrat wurde herbeigeschafft; aber es war nicht möglich, die Öde des Orts in Wohnlichkeit zu verwandeln. Der Regen fuhr durch die morsch gewordenen Fenster und selbst das heitere Sonnenlicht lieh diesem Ort keine Heiterkeit, denn ungemildert fiel es durch die großen Fenster und sprang heiß und blendend von den kahlen Wänden zurück. Zu dem Bedrückenden der Öde gesellte sich der Mangel an allem, was das Leben, selbst ein einfaches Leben, an Unterhalt erfordert. Die Stadt war weit und das Dorf war arm. Die Frauen litten schwer; aber das romantische Herz des Generals trug die Entbehrungen, die ihm Schloß Cossenblatt auferlegte, mit Freudigkeit; sie hoben ihn mehr, als daß sie ihn niederdrückten. Er war nicht nach Schloß Cossenblatt gekommen, um zu bankettieren; es lag ihm nicht an lustiger Gesellschaft und an lautem Gespräch über den Tisch hin; es lag ihm an stiller Zwiesprach mit denen, die nicht mehr waren, und da war kein Zimmer, das nicht leise zu ihm gesprochen hätte. Ihm waren diese weiten Räume nicht öde, und wenn er nachts oder am hellen Mittag sie durchschritt, hörte er's flüstern und stand still, ob er's erlauschen könnte. Umsonst hingen die Augen der Frau an ihm und baten um Rückkehr zu den Menschen; da endlich kam Hilfe, ehe sie erwartet war. Es war Hochsommer und die Hitze des Tags hatte den General in die Wald- und Wiesengründe geführt, die den Cossenblatter See an seinem Süd-

rande umziehen. Es wurde drückend schwül und um die vierte Stunde brach das Unwetter los. Als die ersten Donner heraufzogen, war es, als rollten schwere Wagen durch alle Säle und Korridore. Einzelne Windstöße fuhren gegen das Schloß, und die entsetzten Frauen hörten, wie in allen Teilen des Schlosses ein gespenstisches Klappen von Fenstern und Türen begann. An hundert Stellen zugleich wollte der Böse herein. Das Blitzen wurde immer heftiger; Herrin und Dienerin flohen aus ihren Zimmern in den Korridor hinaus, der unten auf den Schloßhof niederblickt. Der Flügel gegenüber stand wie in Nacht. Plötzlich aber war es, als fiele ein Feuer vom Himmel, der Schloßhof stand wie in Flammen, und die Dienerin schrie auf: „Dort sitzt sie!“ Es war ihr, als habe sie die alte Reichsgräfin gesehen, im Rollstuhl unter der Balkontür sitzend und in die Flammen des Hofes starrend.

Dieser Nachmittag entschied; die Gäste verließen Schloß Cossenblatt, und alles war wieder wie zuvor. Die Spinnen begannen ihre stille Wirtschaft, und niemand anders sprach ein als der Wind im Kamin. Die Barfuse waren vergessen an derselben Stelle, an der der alte Feldmarschall sich selbst und seinem Namen eine Art Ruhmeshalle hatte errichten wollen; Schloß Cossenblatt wußte nichts mehr von den Barfusen, und viele Barfuse wußten nichts mehr von Cossenblatt. Aber aus der Geschichte unserer Tage haben wir noch einmal zurückzugehen in die Tage des letzten Grafen Barfus und in aller Kürze jener *dritten* Epoche Schloß Cossenblatts zu gedenken, der Zeit Friedrich Wilhelms I.

Im Jahre 1735 kam König Friedrich Wilhelm I. auf einer Jagd von Königswusterhausen aus in die Gegend von Cossenblatt, sah das schöne Schloß und trug dem Besitzer, dem mehrgenannten Grafen Karl Friedrich Ludwig von Barfus, an, ihm Cossenblatt käuflich zu überlassen. Als dieser Antrag abgelehnt wurde, setzte der König alles in Bewegung, um seine Absicht dennoch zu erreichen. Es fand sich auch bald ein Weg, da er sich durchaus finden *sollte*. Der Verlauf war folgender. Nur um den wiederholten Zumutungen des Königs zu entgehen und letzteren durch eine möglichst hochgegriffene Summe abzuschrecken, äußerte der Graf gegen den Unterhändler des Königs, „daß er die Güter (Cossenblatt, Briescht, Werder und Wiese) für 180 000 Taler überlassen wolle“. Dies genügte. Der König erklärte nunmehr: „Da der Graf sich geäußert habe, die Güter verkaufen zu wollen, so hänge es nicht mehr von dem freien Willen desselben ab, den Preis der Güter zu bestimmen, vielmehr müßten dieselben *taxiert werden.*“ Hiernach kam der Kauf im Januar 1736 zustande, ohne daß die belehnten Agnaten befragt worden wären. Der König bewilligte

125 000 Taler, schlug Cossenblatt zur Herrschaft Königswusterhausen und überwies es gleich nach der Übergabe seinem zweiten Sohne, dem Prinzen August Wilhelm. Ob dieser je dort residiert hat, ist mindestens zweifelhaft. Der Prinz, zu Spandau in Garnison, hatte eine ausgesprochene Vorliebe für das nachbarliche Oranienburg, dessen Park allein ausgereicht haben würde, es über das beinah baumlose und jedenfalls weit abgelegene Cossenblatt zu erheben. Nichts erinnert mehr daran, daß das letztere jemals im Besitz des Prinzen war, außer der Namenszug A. W. (August Wilhelm) am großen Frontbalkon.

Prinz August Wilhelm residierte nicht in Schloß Cossenblatt, aber der König selbst scheint, während seiner letzten Lebensjahre, wochen- und monatelang daselbst zugebracht zu haben. Wenn der Ausdruck gestattet ist: er saß hier seine Gicht ab, und Schloß Cossenblatt wurde der Schauplatz jener Kunstübungen, deren Resultate die bekannte Inschrift tragen: in tormentis pinxit.

Die Bilder, die sich noch gegenwärtig in Cossenblatt befinden (neuerdings, Sommer 1863, nach Königswusterhausen geschafft), tragen zwar zufällig diese Inschrift *nicht;* sie sind aber nichtsdestoweniger in tormentis gemalt und sehen auch danach aus.

Nach diesen historischen Vorbemerkungen schicken wir uns nunmehr, unsern Plauderplatz unter der Weinlaube des Predigerhauses aufgebend, zum Besuch des Schlosses selber an.

Die Lage desselben ist nicht günstig. Ein Schloß, ein Herrenhaus, wo die Natur nicht Berg, nicht See geboten hat, muß entweder, nur wenig zurücktretend, sich in gleicher Linie mit der Dorfgasse erheben, oder aber inmitten eines Parks liegen, hinter dessen Bäumen es sich halb versteckt. Das Cossenblatter Schloß tut weder das eine, noch das andere. Der Platz an der Dorfgasse war schon vergeben (das alte Herrenhaus nahm diesen Platz ein), und so erhebt sich das Schloß hinter dem jetzigen Amtshof, dessen Wirtschaftsgebäude zugleich die Auffahrt zum Schlosse bilden. Dehnte sich nun unmittelbar hinter dem Amtshof ein Park, ein Wald aus, aus dem das blendend weiße Schloß hier und da hervorschimmerte, so würde durch die sonderbare Art der Auffahrt nicht viel verloren sein, ja sie könnte vielleicht einer poetisch malerischen Wirkung Vorschub leisten; aber dieser Wald fehlt, und wie auf einer Tischplatte, über die man ein graugrünes Tuch gelegt hat, steht das Schloß da, unvermittelt, ohne Vor- und Hintergrund, wie eine Tempelruine in der Wüste. Dieser Ausdruck aber soll nur das Unvermittelte des Aufsteigens bezeichnen, denn Schloß Cossenblatt, wieviel ihm im übrigen fehlen mag, ist jedenfalls keine Ruine, vielmehr liegt es in einer gewissen Stattlich-

keit und Wohlerhaltenheit da, die auf den ersten Blick überrascht. Erst ein Eingehen in die Details zeigt, daß dies letztere mehr scheinbar als wirklich ist.

Wir stehen nun in Front des fast wie Kreide in der Sonne blitzenden Schlosses, das aus einem Corps de logis und zwei Flügeln besteht. Der erste Eindruck, wenn wir von dem Unmalerischen der Lage absehen, ist architektonisch kein ungünstiger, und erst die Rückfront des Baues zeigt uns seine Schwächen: die Flügel sind zu lang und der Zwischenraum zwischen denselben, der Schloßhof, ist viel zu schmal. Der ganze Bau erhält dadurch etwas Gefängnishaftes. Die Rückseite des Schlosses hat die Aussicht auf einen schmalen Spreearm, und zugleich auf eine kümmerliche Baumanlage am andern Ufer des Flusses, die den Namen „Lustgarten" führt. Früher ging eine Brücke über den Spreearm, aber nur ein einziger Pfahl zeigt noch, wo sie stand.

Dieser Lustgarten war es, wohin sich König Friedrich Wilhelm I. in seinem Rollwagen fahren ließ, und die sorglich zugeschrägte Doppelrampe, die sich in Hufeisenform an die Schloßflügel anlegt, zeigt am deutlichsten, mit welcher Sorglichkeit verfahren werden mußte, um die schlechte Laune des von Gicht und Wassersucht geplagten Königs nicht noch schlechter zu machen.

Wir haben das Schloß umschritten und treten nun ein. Der Eindruck, den es in seinem Innern macht, ist der des Stattlichen, aber zugleich der der höchsten Trübseligkeit. Es ist ein imposantes Nichts, eine vornehme Öde, eine würdevolle Leere – die Dimensionen eines Schlosses und die Nüchternheit einer Kaserne. Wir steigen zunächst treppan. In den Zimmern der Beletage erreicht die Öde den höchsten Grad. Die hechtgrau angestrichenen Türen tragen in Manneshöhe allerhand gelbe Ölfarbe-Inschriften, und, den Korridor hinschreitend, lesen wir, nach der Analogie von Kasernenstube Nr. 3, Nr. 4: „Ihro Hoheit Kronprinzessin", „Ihre Hoheiten Prinzessin Ulrike und Amalie", „Ihre Königl. Hoheiten Prinz Heinrich und Ferdinand", „Oberhofmeister", „Fräuleins-Kammer" etc. Das Zimmer der beiden jungen Prinzen, Heinrich und Ferdinand, sieht aus wie ein Gefängnis. Dazwischen immer „Garderobezimmer", aber alles in dieselbe weiße Tünche getaucht.

Wir kehren nun aus dem ersten Stock in die Zimmer des Erdgeschosses zurück. Hier in den Zimmern des linken Flügels wohnte der König, und mancherlei erinnert noch an ihn, an seinen holländischen Geschmack, an seine Neigungen und seine Tätigkeit. Im großen Eckzimmer sind die Wände bis zu der Höhe, in der sonst Paneele laufen, mit kleinen holländischen Kacheln bekleidet, glasierte Täfel-

chen mit kleinen blauen Figuren darauf. Dies war ersichtlich das Staats- und Empfangszimmer während der „Tage in Cossenblatt"; denn über dem Kamin hängt ein Porträt Ludwig XIV. im weit nachschleppenden Hermelin. Die Farben des Bildes sind halb abgefallen und doch ist der haftengebliebene Rest das einzige, was in dem ganzen weiten Schloß an Kunst erinnert, an Genius mahnt.

In demselben Zimmer befindet sich noch ein Dutzend anderer Porträts, aber es sind die in tormentis gemalten Bilder des Königs selbst. Das Mildeste, vielleicht auch das Zutreffendste, was man von ihnen sagen kann, ist: sie verleugnen die Stunde ihres Ursprungs nicht. Freilich haben auch *sie* ihre Verehrer gefunden, und wenn man so will, mit Recht. Einige unbedingte Friedrich-Wilhelm-Bewunderer haben die ganze Frage auf das Gebiet des Charakters, der Kraft, der Energie gespielt und von ihrem Standpunkt aus mit Recht gesprochen: „So malte ein Mann, der nicht malen konnte; so malte er unter *Schmerzen,* und – jeden Tag ein Bild."

Vor diesem Räsonnement verneigt sich die Kritik. Alle diese Bilder des Königs rühren aus den Jahren 1736, 1737 und 1738 her. Es sind sämtlich Porträts (Bruststücke), und zwar 41 an der Zahl, von denen sich 32 in den Zimmern, 9 aber im Korridor, alle in Rahmen von gebeiztem Eichenholz, befinden. So häßlich die Bilder sind und so unfähig, ein künstlerisches Wohlgefallen zu wecken, so wecken sie doch immerhin ein gewisses künstlerisches *Interesse.* Der Hang zum Charakteristischen ist unverkennbar. In dem einen Zimmer hängen z. B. zwei Judenköpfe nebeneinander. Man sieht deutlich, daß dem König der erste Kopf nicht jüdisch genug erschienen war, und daß er sich zum zweitenmal an die Arbeit machte, um das Charakteristische entschiedener herauszuarbeiten. Einmal ist ihm sogar (cum grano salis) ein hübscher Kopf geglückt: die Frau seines ersten Kammerdieners.

Außer den Bildern des Königs bewahrt Schloß Cossenblatt auch die Staffelei, auf der diese Bilder gemalt wurden. Daneben steht ein schwerer Eichentisch und um den Tisch herum eine Anzahl schwerer Holzstühle, nach Art unserer jetzigen Gartenstühle. Alles höchst solid gearbeitet, besonders der Tisch, der wie auf Pfeilern ruht.

Wir durchschritten auch den Rest der Zimmer; sie waren im Erdgeschoß, wie oben im ersten Stock, groß, öde, weiß; dazu hohe Fenster und hohe Kamine. Sie hatten nur *ein* charakteristisches Zeichen, und dieses Zeichen mehrte unser Grauen. In jedem Zimmer lag ein toter Vogel, in manchem auch zwei. In Sturmnächten hatten sie Schutz gesucht in den Rauchfängen, und tiefer nach unten steigend,

waren sie in das Zimmer wie in eine Vogelfalle hineingeraten. Vergebens einen Ausweg suchend, hin- und herflatternd in dem weiten Gefängnis, waren sie verhungert.

SPÄT AM Abend, die Sterne waren längst am Himmel, mahlte unser Fuhrwerk wieder durch den Sand den öden Weg nach der Stadt zurück. Es war kühl geworden, und der Sternenhimmel gab auch dieser Öde einen poetischen Schimmer. Ich sah hinauf und freute mich der Klarheit, des Glanzes; doch in die heitern Bilder, die ich wachzurufen trachtete, drängte sich immer wieder das Bild von Schloß Cossenblatt hinein. Die weißen Wände starrten mich an, ich hörte das gespenstische Türenklappen, und in dem letzten Zimmer des linken Flügels flog ein Vögelchen hin und her und stieß mit dem Kopf gegen die Scheiben; sein Zirpen klang wie Hilferuf. Aber im selben Augenblick war alles hin, der Schloßhof stand in Flammen und unsichtbare Hände trugen das Schloß ab und warfen es in das Feuer.

PROFESSOR KALB

HERMANN KESTEN

Hermann Kesten.

DU WARST noch nicht auf der Welt, liebe Paula, als mein Freund Brenner schon meinen Freund Laufer zu hassen anfing. Und doch verdankt ihm Brenner vielleicht seinen Beruf und seine Weltanschauung und obendrein seine Frau. Aber das wird Brenner nie zugeben. Er sagt, er ist keinem was schuldig.

Brenner liebt seine Freunde und erweist ihnen Gefälligkeiten. Nur spricht er davon zu oft, so daß man wünscht, er wäre schlechter und schweigsamer. Ein guter Arzt, aber seine Patienten sterben ihm weg. Ein hübscher Mensch, gefällt aber den Weibern nicht. Seine Frau ist nicht glücklich bei ihm. Seine Kinder respektieren ihn nicht. Ihm fehlt das Salz, das würzt. Ich habe ihn gern; bin ich aber eine Stunde mit

ihm zusammen, so reizt er mich. Jeden zehnten Satz fängt er an: Du weißt ja, daß ich ein anständiger Mensch bin. Jawohl, ich weiß es. Und er weiß es. Auch Laufer weiß es. Aber Laufer sagt, aus lauter Anstand läßt Brenner dich aus dem Fenster springen.

Das bezieht sich auf Professor Kalb. Wilhelm Kalb hieß unser Professor für Geschichte, im Gymnasium. Und sein Sohn Lorenz ging zu uns in die Klasse.

Eines Tages kam also Professor Kalb mit einem schwarzen Flor um den Arm in die Klasse, setzte sich mit seinen ausgezirkelten Bewegungen und sagte, wie immer zu Beginn des Unterrichts: ‚Der nächste, bitte.'

Der Alte war ein Pedant. Er pflegte uns ohne Ausnahme streng nach dem Alphabet aufzurufen, um uns den fälligen Abschnitt aus dem Geschichtsbuch auswendig hersagen zu lassen. Natürlich lernten viele nur jene Abschnitte, für die sie etwa dem Alphabet nach aufgerufen werden konnten; versagte einer, kam der nächste dran und der übernächste, bis einer die Lektion ohne Stocken vortrug.

In der letzten Stunde hatte der Schüler Kahr die Lektion zur Zufriedenheit von Professor Kalb vorgetragen. Im Alphabet folgten nun Kalb und Laufer. Aber Kalb fehlte, und zwar, wie die Formel hieß, unentschuldigt. Zufällig wußte die Klasse Bescheid.

Als nun Professor Kalb sein berüchtigtes schwarzes Büchlein hervorholte, wo jeder Schüler seine Seite mit Noten und Notizen hatte, und befahl: ‚Der nächste, bitte!' – da blickte die Klasse einmütig und ruckweis auf den leeren Platz in der dritten Bank in der Fensterreihe. Das war der Platz des Schülers Lorenz Kalb gewesen, eines blassen, langaufgeschossenen Jungen.

Kalb war dran. Aber sein Platz war leer. Sein Vater hatte ihn am Morgen in aller Stille begraben lassen wie einen Hund. Und nicht einmal die übliche schriftliche Entschuldigung für das Ausbleiben seines Sohnes hatte er geschickt. Und er war doch der Vater vom Lorenz, das war nicht zu vertuschen, obwohl er ihn in der Klasse immer nur ‚Kalb!' gerufen und ihm bei der geringsten Gelegenheit die schwersten Schulstrafen auferlegt hatte, wobei Professor Kalb unerschütterlich zu seinem eigenen Sohn gesagt hatte: ‚Kalb! Bringen Sie bis morgen die Unterschrift Ihres Herrn Vaters bei!' Zum Beweis nämlich, daß der Vater von der Schulstrafe Kenntnis genommen hatte. Und wie bei anderen Schülern hatte der Professor automatisch hinzugefügt: ‚Und verheimlichen Sie ihm nichts!'

Kalb verheimlichte seinem Vater wirklich nichts, nicht einmal seinen Haß. Er hatte ein hübsches schauspielerisches Talent. Wenn er

seinen Vater kopierte, glaubte man, den Alten zu hören. Brenner fragte ihn mal: ‚Hast du gar keinen Respekt?‘ – ‚Vor dem Alten?‘ fragte Kalb. ‚Oder vor seinen drei Regeln, mit denen er durchs Leben geht? Regel eins: Um sein Gehalt pünktlich zu empfangen, darf man keine Pflicht versäumen! Regel zwei: Kinder sind die Folgen eines gesetzlich geschützten Lasters. Regel drei: Jede Abweichung von der bewährten Ordnung führt zum Chaos.‘

‚Dir wird es nicht gutgehen auf Erden‘, prophezeite Brenner.

‚Ich fürchte mich‘, versicherte Kalb, ‚nur vor einem: ihm gleich zu werden. Gewisse Gebärden von ihm, sogar Gedanken reizen mich – bis zur Nachahmung.‘

An dem Tag, bevor Lorenz Kalb begraben wurde, saßen der Brenner und ich nichtsahnend in der Stube beim Laufer und diskutierten die Erziehung der Menschheit. Wir saßen zu ebener Erde am offenen Fenster, da sahen wir das Dienstmädchen der Familie Kalb in den Garten gelaufen kommen, die schönen blonden Haare hingen ihr ins Gesicht.

‚Sophie!‘ rief Laufer. ‚Was haben Sie?‘

‚Herr Anton!‘ rief das Mädchen und schlug die Hände zusammen, ‚Herr Anton! Ich bin aus freien Stücken gekommen, und die Wahrheit muß an den Tag! Und das wäre ja ungerecht, wenn seine Schulfreunde was Falsches vom Lorenz dächten!‘

‚Kommen Sie herein!‘ befahl Laufer. ‚Geschwind, durchs Fenster!‘ Schon beugten wir uns herab und reichten dem Mädchen die Hände und hoben es herein. Schon saß Sophie auf dem Sofa und weinte.

‚Der Lorenz!‘ sagte sie.

‚Was fehlt ihm?‘ fragten wir. Laufer schüttelte sie vor Ungeduld am Arm.

Sie blickte uns mit ihren großen, feuchten, blauen Augen erstaunt an, als müßten wir es schon wissen, und sagte: ‚Er ist tot.‘

Am Tag zuvor hatten wir noch Fußball mit ihm gespielt. Er hatte gelacht wie wir. Und stirbt man also von einem Tag zum andern? Er war gesund gewesen wie wir!

‚Jawohl, der Lorenz ist tot‘, wiederholte Sophie.

‚Das ist nicht wahr‘, sagten wir, und Brenner gab ihr sein Taschentuch für ihre Tränen.

‚Ich hab ihm noch sein Frühstück serviert‘, erklärte sie. Als sei es damit bewiesen, begann Brenner zu schluchzen und sein Taschentuch zu suchen für seine Tränen.

‚Ich stehe allein auf der Welt‘, sagte Sophie. ‚Ein uneheliches Kind kann es sich nicht aussuchen, und die Herrschaft war ja nicht

schlecht. Und wenn der Lorenz den Alten nachmachte, mußte man ja lachen. Doch tat er mir leid. Ich hab es ihm gesagt. Sie müssen gut zu mir sein, hat er dann geantwortet. Ich wußte Bescheid und habe gesagt: Wer wird dann für mich einstehn? Und eines Nachts ist er in meine Kammer gekommen. Das dürfen Sie aber nicht, Herr Lorenz, habe ich gesagt. Und später hab ich gefragt: Was wird nun der Herr Professor sagen? Da hat er ihn bloß nachgemacht, da muß man ja lachen. Dann ist er jede Nacht gekommen. Und gestern nacht ist auch der Professor gekommen, im Dunkeln sahen wir sein Nachthemd. Den Lorenz hat er nicht gesehen. Sophie! hat er gesagt. Schlafen Sie? Gewiß nicht, Herr Professor! hab ich gesagt. Und Sophie! hat er gesagt. Sie müssen sich gar nichts dabei denken. Und morgen wünschen Sie sich was von mir. Herr Professor hab ich gesagt. Das ist doch gar nicht nötig! Und da versteh ich ihn erst richtig, und Herr Professor, sag ich nur. Das dürfen Sie ja gar nicht. Und wie er nach mir greift, kriegt er den Lorenz zu fassen. Und Vater und Sohn hielten sich in den Armen.

Ohne was zu sagen, sind beide im Dunkeln fortgegangen. Und ich hab ruhig ausschlafen können.

Aber beim Frühstück ist es losgegangen. Ich hab den Kaffee schon eingeschenkt und die zwei Eier vor den Professor und ein Ei vor den Lorenz gesetzt, die Frau ißt keine Eier, und da sagt der Professor: Wenn Sie das Geschirr gewaschen haben, Sophie, können Sie packen!

Und ich mag nichts sagen. Aber der Lorenz sagt: Und ist es das, was Sie sich vom Vater gewünscht haben, Sophie?

Da antwortet der Professor geschwind: Mit dir rechne ich gleich ab. Mit dem Gymnasium ist es Schluß. Die nächsten vier Jahre kommst du in die Fürsorge. Und volljährig bist du erst mit einundzwanzig, merk dir das!

Was hat dir Lorenz getan? fragt die Mutter und weint. Und warum muß die Sophie packen?

Du schweig! sagt der Professor.

Und Lorenz sagt: Willst du mich zwingen? Und die Sophie ist meine Frau. Und zur Fürsorge bringt mich keiner!

Der Professor antwortet: Morgen früh um acht wirst du abgeholt. Wenn du vorher verschwindest, täte es mir um die Sophie leid. Da lasse ich sie ins Gefängnis gehen, wegen Verführung eines Unmündigen. Das ist unwiderruflich.

Eher springe ich durchs Fenster! sagt der Lorenz.

Und die Mutter hört zu weinen auf und sagt: Lorenz! Das darfst du nicht!

Du schweig! sagt der Professor. Er wird schon nicht springen. Er ist ja dein Sohn. Dabei köpft er sein zweites Ei, und Lorenz wischt sich den Mund mit der Serviette und geht zum offenen Fenster. Und seine Mutter steht auf, aber der Professor drückt sie auf ihren Sessel, und sie ruft: Vielleicht springt er aber! Und der Professor sagt: Du schweig! Und der wird nie im Leben springen! Oder werden Sie springen, Schüler Kalb?

Und Lorenz sprang – aus dem vierten Stock! Wir alle sehn es und glauben es nicht. Da war er noch, am Fenster, grad im Augenblick! Die Mutter fällt vom Stuhl. Und ich und der Professor rennen um die Wette ans Fenster. Da liegt was auf der Straße, ziemlich klein und reglos. Leute laufen herzu und stehn im Abstand. Ich sage: Das ist unser Lorenz.

Und der Professor fragt: Ist er doch gesprungen?

Da deutet mein Finger wie von selber auf den Professor, und ich höre, wie ich sage: Du hast ihn umgebracht.

Der Professor sagt, aber sehr leis: Du schweig! Vielleicht hat er gedacht, ich bin seine Frau, die zu ihm spricht.

Später kam dann die Polizei, und die Sanitäter haben den Lorenz ins Krankenhaus gebracht, nur um Ordnung zu schaffen. Der Professor hat seine Frau aufs Sofa getragen. Bringen Sie Wasser, Sophie! hat er befohlen. Ich bin aber dagestanden. Wie sie zu sich gekommen ist, hat sie geschrien, nur geschrien!

Jetzt gehe ich mein Geschirr waschen und packe! habe ich gesagt.

Der Professor faßt mich am Arm und schüttelt mich, so, und sagt: Sie dürfen aber zu niemandem was sagen, Sophie! Verstehen Sie?

Und ich rede gewiß nicht, hab ich gesagt, kein Sterbenswörtchen! hab ich gesagt und bin gradwegs hierher, aus freien Stücken, weil die Wahrheit an den Tag muß!'

‚Das muß sie immer!' sagte Laufer.

‚Was hast du vor?' fragte Brenner.

‚Ihr werdet schon sehen!' antwortete Laufer.

‚Das darfst du nicht tun!' schrie Brenner aufgeregt.

‚Was?' fragte Laufer. ‚Und du bist ja nur feige.'

‚Man muß beiden Teilen gerecht werden', versicherte Brenner. ‚Und was soll aus Sophie werden?'

‚Du mußt sie heiraten!' versicherte Laufer.

‚Du hältst dich für witzig?' fragte Brenner. ‚Siehst du, ihr geschah das tiefste Unrecht. Und sie verdient es, daß man es an ihr wiedergutmacht.'

‚Worauf wartest du noch?' sagte Laufer.

‚Ich schwöre, daß ich sie heiraten werde!' schrie Brenner wie verzückt.

‚Dazu gehören zwei', erklärte Sophie. ‚Aber zurück gehe ich nicht. Und Lohn bekomme ich auch keinen mehr, hat der Professor gesagt. Weil ich meine Vertrauensstellung mißbraucht habe. Da suche ich mir eine neue Stellung. Dienen kann man immer.'

‚Was ich geschworen habe, das halte ich auch – später!' erklärte feierlich der Brenner.

Als nun nach dem Begräbnis der Professor Kalb in die Klasse kam, da meinte er, alle Welt werde ihm glauben, was er bei der Polizei vorgebracht und was die Zeitungen gedruckt hatten. Der Lorenz soll sich nämlich zum Fenster hinuntergebückt haben, weil er geglaubt habe, jemand rufe nach ihm von der Straße, und da habe er das Gleichgewicht verloren, in einer Art Schwindel.

Schöner Schwindel! hatte Laufer der Klasse gesagt, vor dem Beginn des Unterrichts, als er allen Sophies Geschichte erzählt hatte. Die Klasse war still vor Wut und Schreck.

‚Was werden wir tun?' fragte Brenner.

‚Das werden wir sehen', antwortete Laufer. Vielleicht wußte er es selber noch nicht genau. Und dann kam Professor Kalb und sagte: ‚Der nächste bitte!'

Laufer hätte den fälligen Text rezitieren müssen anstelle des durch den Tod verhinderten Schülers Kalb. Aber Laufer blieb sitzen.

Die ganze Klasse wandte sich mit einem Ruck um und starrte einmütig auf den leeren Platz vom Lorenz. Danach blickten die Knaben erwartungsvoll auf den Professor Kalb. Der rieb sich nur das Kinn, wie gewöhnlich, und wiederholte trocken: ‚Der nächste, bitte!'

Wieder blieb Laufer sitzen. Das Schweigen der Klasse wurde beklemmend.

Professor Kalb bekam einen hochroten Kopf. Er ergriff sein Notenbüchlein und rief: ‚Der betreffende Schüler erhält wegen seines aufsässigen Schweigens eine ungenügende Note und einen schriftlichen Verweis. Er hat bis morgen die Unterschrift seines Vaters beizubringen. Und ihm nichts zu verheimlichen!'

Nun hätte Laufer aufstehen müssen, da der Lehrer ihn direkt ansprach. Aber er blieb sitzen und preßte hastig sein Taschentuch vors Gesicht. Manche Knaben glaubten schon, ihn wegen seiner Strafe weinen zu hören.

Da stand ich auf und fragte ganz unschuldig: ‚Ja wissen Sie nicht, Herr Professor, daß heute der Schüler Kalb dran ist? Und daß er unentschuldigt fehlt? Und darf die Klasse fragen, warum?'

Da vernahm man ein sonderbares, halb ersticktes Geräusch vom Laufer, und jetzt ließ er das Taschentuch fallen und lachte dem Professor schallend ins Gesicht.

Da stand der Brenner auf, weiß vor Wut, und fragte: ‚Und was gibt es da zu lachen?'

Aber Laufer lachte wie besessen, und die Klasse verharrte in einem finsteren Schweigen. Und Brenner fragte wieder: ‚Und was gibt es da zu lachen?'

Da sagte ich: ‚Aber vielleicht hat den Laufer nur ein Schwindel gepackt? Laufer! Ist es ein Schwindel?'

Da sprang der Professor Kalb auf mich zu, er schwang sein schwarzes Notenbüchlein wie einen Hammer, um mich damit niederzuschlagen. Ich sagte aber ruhig: ‚Ich werde nicht durchs Fenster springen wie der Lorenz!'

Da blieb dem Professor der Arm in der Luft stecken. Er glotzte mich wie ein Gespenst an.

‚Was?' fragte er. ‚Was sagst du?' Und er wankte zu seinem Stuhl zurück, ließ das Notenbüchlein aufs Pult fallen und vergoß Tränen. Die halbe Klasse schien gerührt. Professor Kalb blickte auf und fragte: ‚Treibt man hier Scherz mit eines Vaters Gram? Mein armer Junge! Bin ich schuld, wenn ihn ein Schwindel faßt?'

Da geschah der komplette Zusammenbruch der Disziplin eines altpreußischen Gymnasiums. Die halbe Klasse schrie wie eingelernt: ‚Schluß mit dem Schwindel!'

Brenner lief vor Empörung zum Pult des Lehrers, als wollte er ihn schützen, und rief: ‚Habt ihr kein Mitleid? Er ist doch der Vater. Und wer hat euch zu Richtern bestellt? Wenn ihr ihn verurteilen wollt, müßt ihr ihn erst vernehmen. Vielleicht kann er sich verteidigen?'

‚Zur Vernehmung!' schrie die Klasse. ‚Zur Vernehmung! Brenner ist der Staatsanwalt. Pomp ist der Richter!'

Aber Brenner schrie, wobei er auf den Lehrer deutete: ‚Seht ihr nicht seine Tränen?'

Da antwortete ich: ‚Auch das Krokodil hat Tränen.'

Aber Brenner schrie: ‚Er ist ein Vater. Habt Mitleid!'

‚Kein Mitleid mit Vätern!' sagte ich. Und Laufer hörte zu lachen auf und erklärte: ‚Alle Väter sind schuld!'

‚Zur Vernehmung!' schrie die Klasse. ‚Brenner! Tu deine Pflicht!'

Und da stellte sich der Brenner wirklich vor die Schultafel und sagte, gegen seine eigene Auffassung: ‚Herr Professor Kalb. Jetzt spreche ich im Namen der Klasse. War es wirklich ein Schwindel,

weshalb Ihr einziger Sohn Lorenz zum Fenster hinausgesprungen ist?'

‚Schwindel!' schrie ich. Und die Klasse schrie: ‚Schwindel!'

Und der Brenner sagte: ‚Gestehen Sie lieber alles, Herr Professor! Denn wir wissen alles!'

Und der Professor Kalb murmelte: ‚Der Knabe war zuchtlos. Ihr wißt nichts.'

Brenner entgegnete: ‚Wir kennen sogar, Herr Professor, Ihren nächtlichen Besuch bei der Sophie. Und die Klasse fragt: Haben Sie nicht einen unangenehmen Zeugen beiseite schaffen wollen, wie Sie dem Lorenz gesagt haben, er solle zum Fenster hinausspringen?'

Da sagte ich und setzte meinen Hut auf, weil die Klasse mich, den Pomp, zum Richter ernannt hatte und weil der Richter beim Urteil sein Haupt bedeckt: ‚Herr Professor Kalb! Sie sind schuldig am Tod Ihres Sohnes.'

Da ist der Professor mühsam aufgestanden und ist vom Pult zum Fenster geschlichen, an der Wand lang, als fände er den Weg nicht, und er hat gesagt: ‚Um Gottes willen! Luft! Mir ist schlecht.'

Und da haben zwei das große Mittelfenster aufgerissen, und er hat sich hinausgelehnt, da wurde es in der Klasse sozusagen betäubend still. Da hat sich der Professor umgedreht und hat gesagt: ‚Das ist alles nicht wahr, was euch der Schüler Brenner erzählt hat. Wer hat ihm das erzählen können? Vielleicht der Lorenz?'

‚Die Sophie', sagte die halbe Klasse wie mit einer Stimme.

‚Die lügt ja!' murmelte der Professor und ward grün im Gesicht.

‚Die steht im Schulhof und wartet', sagte ich, es war gar nicht wahr. ‚Wir rufen sie als Zeugin vors Gericht', sagte ich. Und die Klasse schrie: ‚Die Zeugin zur Vernehmung!'

‚Das werdet ihr nicht tun!' sagte der Kalb. ‚Oder wollt ihr mich umbringen? Das gibt einen Skandal, und ich verliere mein Amt. Und die Pension, die verliere ich. Das überlebe ich nicht!'

Da schrie einer in der Klasse, keiner wußte später, wer es war, keiner wollte es gewesen sein: ‚So springen Sie doch, Herr Professor!'

‚Aber meine arme Frau!' sagte der Professor Kalb und hielt sich mit beiden Händen gewaltsam am Fensterrahmen fest.

‚Springen Sie!' schrien wir alle. ‚Dann behält Ihre Frau die Pension. Springen Sie!' schrien wir wie besessen und zitterten alle wie im Krampf, und auch den Professor schüttelte es.

‚Springen Sie! Bevor es zum Gericht geht! Springen Sie!'

Professor Kalb sprang vom vierten Stock. Er konnte uns nicht widerstehen. Keiner hätte es vermocht. Wir stampften mit Füßen und

Fäusten, schrien und lachten, mehreren rannen die Tränen die Backen herunter, andere rissen sich selber an den Haaren oder drückten vor Entsetzen die Augen zu.

Aber kaum war der Professor verschwunden, ward es totenstill. Keiner rührte sich. Schließlich sagte ein Schüler: ‚Einer muß nachsehen!'

Aber keiner rührte sich. Keiner wagte zum Fenster hinabzuschauen. Endlich hörten wir Stimmen im Hof.

Und da ist der Laufer aufgestanden. Die ganze Klasse folgte ihm mit den Blicken, wie er zum Brenner hingegangen ist und ihn gefragt hat: ‚Was hast du angestellt, Brenner?'

Da ist der Brenner von der Bank auf den Boden heruntergerutscht und hat geheult, als hätte er Leibschmerzen, und er sei unschuldig und habe gar nichts getan und die Klasse habe es ihm aufgetragen.

Aber Laufer sah auf Brenner, der sich heulend am Boden wälzte, und Laufer fragte zum zweitenmal: ‚Was hast du angestellt, Brenner?'

Später wurde die Klasse natürlich vernommen. Uns hat man gesagt, der Professor habe noch vierundzwanzig Stunden gelebt und der Polizei alles berichtet, wir sollten aber die ganze Wahrheit gestehen, damit die Schule für uns eintreten könne. Wir wußten es besser. Professor Kalb war gar nicht mehr zur Besinnung gekommen. Natürlich hat die Schule alles vertuschen wollen. So wurden nur zwei Schüler dimittiert, Brenner und ich. Es hat uns nicht weiter geschadet, wir gingen eben in ein anderes Gymnasium.

Aber der Brenner hat es nie verwunden. Jahrelang sagte er zu mir: ‚Und Laufer hat doch angefangen. Das weiß jeder. Und Laufer wurde nicht dimittiert. Ist das gerecht?' fragte er. Er haßt den Laufer seitdem und bewundert ihn und will sich vor ihm beweisen, und es ist, als hätte er sein ganzes Leben nur so eingerichtet, um den Laufer nachträglich ins Unrecht zu setzen oder um die Bewunderung von Laufer noch zu gewinnen oder gar Laufers Liebe – wer kennt die vertrackten Motive von gewissen verkrochenen Menschen?

Bald nach der Affäre mit Professor Kalb fing der Brenner an und erklärte mir: ‚Der Laufer wird schon sehen, ich heirate die Sophie doch!' Und wer, meinst du, ist heute die Frau vom Dr. Brenner? Die Sophie, das Dienstmädchen vom Professor Kalb. Hat Brenner sie geliebt? Oder wollte er nur dem Laufer beweisen, daß er, Brenner, ein guter Mann, ein Mann von Wort sei? Lache nicht, Paula! Mancher Mann heiratet aus dümmeren Gründen. Und schon als Gymnasiast hat mir der Brenner gesagt, er wolle Arzt werden, Chirurg, und wenn der Laufer eines Tages krank sein werde und operiert werden müsse,

dann wolle er ihn aufschneiden und nachsehen, was denn in solchen gerechten Menschen darinnen sei. Das klingt verrückt. Aber Brenner hat wirklich Medizin studiert und ist Chirurg geworden. Und haben denn viele junge Leute bessere Gründe, um sich eine Profession fürs Leben zu wählen?

Er liebt und haßt den Laufer. Der Laufer! sagt er. Gerecht auf Kosten anderer, ein Weltverbesserer, ein Tugendbold – und unsereins bezahlt die Suppe. ‚Sieh mich an', sagt Brenner. ‚Ich mische mich nicht in die Welthändel. Ein Arzt kann unter der Hand Gutes tun.' Und Brenner zeigt die bescheidene Miene eines geheimen Wohltäters. Ein komischer Kauz, dieser Brenner! Und hat auch was Liebenswertes, wie die meisten Menschen, wenn man sie näher kennt und anschaut."

SILBERNE MANDELN

MARIE LUISE KASCHNITZ

Marie Luise Kaschnitz

DAS PROGRAMM des feierlichen Tages stand schon seit Wochen in allen Einzelheiten fest. Messe und besonderer Segen für die Silberbrautleute, danach zu Hause die Gratulationen, großes Betrachten der Geschenke, Anbieten von Wermut und Gebäck, wenn alle beisammen sind, Abfahrt in die Campagna auf das Gebirge zu. Mittagessen in Albano, Leute, die jung geheiratet haben, sind auch bei der Silberhochzeit noch nicht alt, haben keine grauen Haare, keine Kreislaufstörungen, die ihnen das gute Essen und Trinken verbieten. Also wird man jetzt Spaghetti alla Bolognese essen, aber vorher noch Antipasto, scharfe rote Wurstscheibchen, Oliven, gesalzenen Lachs. Danach Pollo alla Cacciatore, zerhackte Hühner mit viel scharfem rotem Paprika, Kalbfleisch in Kapernsoße, schließlich Zuppa inglese, diesen Biskuitkuchen, der mit Rum durchtränkt ist wie ein nasser Schwamm, Kaffee und dazu Silbermandeln, nicht zu vergessen den Wein, verschiedene goldgelbe Castelliweine und Süßweine und

Astispumante und mit dem Kaffee wird man den Wein unschädlich machen, und mit dem Wein den Kaffee. Nach dem Essen, das gewiß einige Stunden in Anspruch nehmen wird, wird man auf der neuen Touristenstraße um den See fahren, auch irgendwo aussteigen und zu Fuß gehen, wenn das Wetter gut ist, aber warum sollte es nicht gut sein im Monat Mai. Einige Schritte auf einem Waldweg, mit den Kindern Ball spielen, ein Kofferradio wird auch mitgenommen, und der Vetter Mauro hat dazu noch ein ganz kleines japanisches, das trägt er in der Hosentasche, und erschreckt damit die Leute, ein Bauchsänger, eine wandelnde Musik.

Nach dem Spaziergang wird es zu heiß sein oder zu kalt, jedenfalls wird man noch einmal einkehren, in Marino, vielleicht auch in Castelgandolfo, dem Sommersitz des Papstes, wo sich dann das letzte Vorhaben des Tages abspielen wird und das wichtigste für Concetta, aber gerade weil es das wichtigste ist, hat sie es nicht auf ihr Programm geschrieben und redet davon nichts. Sie hat nur mit ihrem Beichtvater gesprochen, und der Beichtvater hat telefoniert und gesagt, jawohl, das wäre zu machen, sie müsse sich nur pünktlich einfinden, aber warum auch nicht pünktlich, ein Tag ist lang.

Das Essenbestellen und in dieser gewissen Angelegenheit mit dem Beichtvater verhandeln, das sind nicht die einzigen Vorbereitungen, die Concetta für ihre silberne Hochzeit treffen muß. Alle Geschenke, die sie im Lauf ihres Lebens bekommen hat, die versilberte Vase, die goldenen Kettchen und Armbänder, die schon so oft ins Leihhaus gewandert und wieder ausgelöst worden sind, müssen glänzend poliert, der Strauß aus Wachsblumen, Tulpen und Narzissen muß abgestaubt, die Fliesen müssen mit Schwefelwasser gewaschen werden, schon flattert das durchbrochene und gestickte Tischtuch mit den dazu passenden Servietten frisch gewaschen auf der Dachterrasse im Wind. Der Schmuck, den Concetta an diesem Tage zu tragen gedenkt, darf nicht aus eigenem Besitz stammen, es läge sonst zu wenig auf dem Gabentisch, den die Verwandten und Bekannten bestaunen sollen, silberne Hochzeit ist nicht wie grüne Hochzeit, da zeigt sich, wie man geschätzt wird und was man den andern wert ist und damit sich selbst. Also macht Concetta, sobald sie das Tischtuch und die Servietten zum Trocknen aufgehängt hat, einen Rundgang, eine Rundfahrt vielmehr, jetzt mit der Circolare, jetzt mit dem Autobus, jetzt wieder mit der Elektrischen, jetzt ein Stückchen zu Fuß. Die Damen, bei denen Concetta früher einmal aufgeräumt oder Wäsche gewaschen hat, sind alle zu Hause, was für eine Freude, Concetta, und silberne Hochzeit, und schon wird der Tag in roten und grünen

Kalenderchen notiert. Concetta lädt ein, in die Kirche, zum Gratulationsempfang, sie überschlägt in Gedanken die Geschenke, die zu erwarten sind, sie fragt nach den Kindern, den Brüdern, den Schwestern, sie geht noch nicht. Sie kennt die Schmuckkästchen der Damen, feine Lederetuis mit Samteinlage, oder auch nur Seifenschachteln mit rosa Watte, und könnte sie nicht etwas geliehen bekommen, ein Stück nur für ihre Silberhochzeit, hier das Madönnchen am Goldkettchen, hier das glatte Schlänglein mit den Rubinaugen, hier das Armband aus Filigran. Die Damen sind freundlich, sie leihen gerne, warum denn auch nicht. Leb wohl, Concetta, viel Glück Concetta, und Concetta, die das sorgfältig in Seidenpapier gewickelte Schmuckstück in ihrer tiefen Handtasche hat verschwinden lassen, läuft die Treppe hinunter und dem nächsten Verkehrsmittel zu. In der Innenstadt geht sie noch zu dem Konditor, der Spezialist für Hochzeitsmandeln ist. Die niedlichen Gefäße, in denen das Zuckerwerk an alle Gratulanten verschenkt wird, werden von ihm gleich mitgeliefert, Concetta soll aussuchen und gerät in Verzweiflung, weil sie eines so schön findet, das mit Rokokodämchen bemalt ist, aber sie entscheidet sich am Ende vernünftig für das preiswerte aus dickem übersponnenem Glas. Schließlich sind sie arme Leute, die Druckerei, in der ihr Mann arbeitet, zahlt nicht viel, erst seit der siebzehnjährige Paolino mitverdient, geht es ihnen besser. Erst seitdem haben sie statt des einen Zimmers die Wohnung, in der sich freilich außer den Betten, dem Schrank und der Fernsehtruhe so gut wie nichts befindet, so daß man für den Festtag auch noch Möbel ausleihen muß. Von dem Süßwarengeschäft fährt Concetta direkt nach Hause, wo auf der Treppe schon die Schneiderin wartet, keine richtige natürlich, sondern eine Bekannte, die nähen kann. Die goldbraune Seide zum Festkleid ist ein Geschenk von Concettas letzter Dienstherrin, die aus diesem Grunde, also aus reiner Vornehmheit, von der Liste der Schmuckverleiherinnen gestrichen worden ist. Bice, sagt Concetta, komm herein, ich bin tot, ich ersticke, und reißt sich die Schuhe ab, aus denen ihre Füße quellen, und zerrt sich den Hüftgürtel vom Leib. Sie trinkt ein Glas Wasser, jetzt schon so eine Hitze, und wie soll das noch werden, bis zum Donnerstag, und Bice, jetzt will ich es dir zeigen, das große Geschenk. Das große Geschenk hat Concetta selbst gekauft, es liegt hinter Francos Socken im Kleiderschrank, Concetta legt es sich einen Augenblick auf die nackten schwitzenden Schultern, sie steht schon im Unterrock, zur Anprobe bereit. In der Abendsonne, die durch das Fenster in den Spiegel fällt, leuchten die Marderfellchen und Concetta streichelt mit nassen Fingern das stark nach zoologi-

schem Garten riechende goldene Haar. So heiß muß es ja nicht werden, es kann auch ein Gewitter geben, es kann regnen, einmal hat es im Mai sogar geschneit. Das fehlte noch, sagt Bice, den Mund voller Stecknadeln, und Concetta seufzt und legt den Pelz mit den aneinandergenähten Köpfchen beiseite. Das Wetter läßt sich nicht voraussagen, das Wetter macht Gott.

Gott macht das Wetter, er braut am Silberhochzeitstag einen zünftigen Scirocco, eine Dunstglocke voll zitternder Hitze, aber am Morgen ist das noch nicht zu bemerken, am Morgen geht alles gut. Die Gäste werden um neun Uhr abgeholt, vorher gibt es noch ein langes Verhandeln, drei Taxis mit je acht Insassen, die Polizei will das nicht haben, aber die Strafe ist billiger als ein weiteres Taxi, und wer weiß, vielleicht begegnet man keinem Polizisten, und wer weiß, vielleicht drückt der Polizist ein Auge zu. In der Kirche spielt die Orgel das Ave Maria, Concetta und Franco knien ganz vorne, Franco in seinem guten blauen Anzug und Concetta in der braunen Seide mit Jäckchen, die Marderköpfchen auf dem Rücken, die Fellchen rechts und links auf die Brust fallend, wie die Zöpfe, die sie als Mädchen trug. Die Orgel spielt auch noch den Hochzeitsmarsch aus dem Lohengrin, und währenddem spricht der Geistliche leise und eindringlich auf die von ihm neu Vermählten ein. Concetta hört zu, freundlich und ein wenig geringschätzig, macht sich Sorgen, ob zu Hause der Eismann gekommen ist und ob ihre vierzehnjährige Tochter Nanda nicht wieder unter ihren Kopfschmerzen zu leiden haben wird. Sie denkt auch, das hier ist schön, aber was ich weiß, wird noch schöner, eine Überraschung für alle, wer hat das, wer kann das, ich bin auf den Gedanken gekommen, ich. Daheim ist der Gabentisch aufgebaut und erregt Bewunderung, die Blumen der Gäste werden ins Wasser gestellt, weißer Flieder, denkt Concetta, zweitausend Lire, elf rote Rosen fünfzehnhundert, ein Sträußchen Calendula, schäbig genug. Der Himmel hat sich umzogen, es ist schwül geworden. Die Gäste trinken Wermut mit Sprudelwasser, auch Franco und Concetta trinken und stoßen mit allen an. Der Sohn Paolino ist ein junger Mann, läßt sich unwillig abküssen, die Tochter Nanda verteilt die Glasschälchen mit den Silbermandeln, Concettas Brüder bekommen schon jetzt rote Gesichter und werden laut. Um 11.30 Uhr stehen die drei Taxis wieder vor dem Hause, alle drei sind mit Rundfunkempfängern ausgestattet, in allen dreien hört man dieselbe Musik, Musik zur Mittagsstunde, ein paar Lieder vom Festival in Nizza, die schon bekannt sind und mitgesungen werden, so laut, daß Concetta die Ohren gellen. Auf dem Weg nach Albano, der dadurch abwechs-

lungsreicher gestaltet wird, daß auf Geheiß der Fahrgäste die Chauffeure mitten in dem hektischen Verkehr der Ausfallstraße ein Wettrennen veranstalten, wird zweimal gerastet und in ländlichen Osterien Wein getrunken. Man fährt auf der Via Appia, der Jasmin hinter den Gartenmauern blüht. In einer der Wirtschaften wird photographiert, das Silberpaar allein und mit den Kindern und mit den Verwandten, und Concetta achtet darauf, daß auf der Photographie auch aller Schmuck zu sehen ist, das Madönnchen, die goldene Schlange, die Korallenohrringe und das Armband aus Filigran.

Beim Essen in Albano sitzt man fast drei Stunden. Paolino hält etwas verlegen eine kleine Rede auf seine Eltern, Nanda kichert, Concettas Brüder haben ihre Frauen ausgetauscht und blasen ihnen weinfeuchte Küsse ins Ohr. Wenn ihr wüßtet, denkt Concetta, zwischen Kalbfleisch und süßer Speise, wenn ihr wüßtet, was uns noch erwartet, und trinkt etwas weniger als die andern, ißt aber von allen Gerichten, schwillt rund herum an und kann doch hier den Hüftgürtel nicht ausziehen, nur die Lackschuhe heimlich unter dem Tisch. Gegen vier Uhr drängt sie zum Aufbruch, jetzt soll der Spaziergang gemacht werden, und er wird auch gemacht, hoch über dem unheimlichen Auge des Sees. Die kleinen Neffen und Nichten sollen Ball spielen, wollen aber nicht, erst eine Schafherde reißt sie aus ihrem Verdauungsstumpfsinn, da rennen sie den Schafen nach und sind nicht mehr zu sehen. Die Männer haben sich auf eine Felsplatte gesetzt und spielen Karten, die Vögel im jungen Kastanienlaub singen wie toll. Concetta auf ihren hohen Lackstöckeln muß den Kindern nachlaufen, Nanda hat nun wirklich ihr Kopfweh und macht sich am Bächlein Kompressen, alle andern machen nur Dummheiten, Concetta läuft und läuft und die kleinen Marderpfoten klopfen ihr auf die Brust. Laß doch, ruft die Schwägerin, wir haben nichts zu versäumen, aber Concetta weiß, daß sie doch etwas zu versäumen hat. Sie rennt und schreit, kommt ihr kleinen Schätzchen, und schmutzig und außer Atem trotten die kleinen Schätze endlich an ihrer Hand zum Taxi zurück. Was für eine Hitze, sagen die Erwachsenen, die auch einsteigen, was für ein Durst. Auch Concetta hat eine trockene Kehle und große feuchte Flecke unter den Achseln. Jetzt muß man noch den Kuckucksruf zählen, ach er ruft unermüdlich, kein Ende des Lebens, kein Ende des Glücks. In Marino wird wieder haltgemacht und ausgestiegen und Wein getrunken, und erst dieser Wein steigt Concetta zu Kopf. Sie steht auf und torkelt, alle machen ihre Späße mit ihr. Sie setzt sich wieder hin und weiß nichts mehr, nicht wie sie alle an diesen langen Tisch in der Laube gekommen sind,

nicht warum sie jetzt singt und mit ihrer Hand mit dem Schlangenring den Takt schlägt, nicht warum der See vor ihren Augen aufsteigt und wieder zurücksinkt, auf und nieder, und die Kinder werfen silberne Mandeln über den Tisch. Concetta hat das Gefühl, etwas tun zu müssen, etwas sehr Wichtiges, aber sie kann sich an nichts erinnern, sie ist mit einem Mal so müde und spielt mit ihren Zöpfen, Franco, den sie schon als Buben gekannt hat, hat sie ihr einmal fest um den Hals geschlungen, wart nur, jetzt erwürge ich dich. Damals war auch Frühling, rief auch der Kuckuck, meine Zöpfe haben Krallen, kleine scharfe Krallen und übel ist mir, ich muß mich übergeben, steh auf, Concetta, geh ins Haus. Sie steht nicht auf, die Übelkeit geht vorüber, dafür rollen ihr jetzt die Tränen über die Backen, weil sie plötzlich weiß, was sie noch vorgehabt an dem Tag, das letzte, das eigentliche, die Überraschung, aber sie weiß auch, es kann nichts mehr daraus werden, ihre Füße hängen klein und schwach an den mächtig angeschwollenen Beinen und tragen sie nicht. Auch die andern lehnen jetzt über den Tisch mit verquollenen Mondgesichtern, nur ein paar hundert Meter wären es gewesen bis zur Villa, nur hundert Schritte zum Balkon, von dem aus der Heilige Vater heute den Segen erteilte, für ausländische Pilger, gewiß. Aber Concetta hatte eine Sondererlaubnis, der Papst hätte sie gesegnet und Franco und Paolino und Nanda, mit seinem Segen an diesem Tage wären sie hundert Jahre alt geworden und immer gesund geblieben, Paolino und Nanda hätten geheiratet und ungezählte Söhne bekommen. Aber nun wurde es schon dunkel, kein Einlaß mehr in den Hof, und der Segen längst vorbei.

Was hast du, Mammina, fragt Nanda, und die Schwägerinnen rufen, sie weint, man muß ihr Kaffee bestellen, oder willst du ein Eis?

Wir fahren nach Hause, sagt Franco, und schon brechen alle auf, pferchen sich in die Taxis, die weinende Concetta kommt zwischen ihren Mann und ihre Schwägerin Rosa zu sitzen, sie hört nicht auf zu schluchzen, und als die drei Autos sich in Bewegung setzen, fängt sie sogar an zu schreien. Sie hat jetzt furchtbare Visionen von dem, was geschehen wird, von entsetzlichen Krankheiten, denen sie und Franco unter Qualen erliegen werden, Nanda wird geschändet, Paolino auf seiner Vespa von einem Lastauto zermalmt. Die Stadt, von der Atombombe vernichtet, liegt in Trümmern, die in ihrem Kalender abgebildeten Apokalyptischen Reiter galoppieren in den Wolken über die Schutthalden hin.

He, sei still, schreit Franco, er hat die feinen Bräutigamsmanieren

abgelegt und fühlt sich wie ein Mann, der mit Männern getrunken hat, erhaben über alle Frauen der Welt.

Die Taxis rollen die albanischen Hügel hinunter, man sitzt eng und heiß, streitet und tut bald auch das nicht mehr, die fuchtelnden Hände kommen zur Ruhe, die Köpfe sinken irgendwohin, auf eine schweißnasse Schulter, auf die eigene Brust. So kommt es, daß außer den Fahrern, die an einer Kreuzung plötzlich angehalten werden, von der ganzen Hochzeitsgesellschaft niemand sieht, was da, von Polizistenarmen abgeschirmt, vorübergleitet: Zwei Motorradfahrer mit weißen Helmen, dann eine schwarze Limousine, die ganz mit weißer Seide ausgeschlagen und von innen erleuchtet ist, und darin der ebenfalls weißgekleidete müde alte Mann, der durch die nachtschwarze Campagna nach Rom zurückfährt und der von Zeit zu Zeit seine Hand zum Segen erhebt.

DER DRITTE ARM

FRANZ NABL

Franz Nabl

NACH EINEM Vierteljahrhundert hatte ich in die Stadt meiner Kindheit und Jugend heimgefunden. Als ich vor fünfundzwanzig Jahren, vom Fenster des Eisenbahnwagens aus, ihre fest zusammenhängende, um den turmbekrönten Hügel ausgebreitete Masse allmählich sich auflösen und zuletzt ganz aus dem Blick entschwinden sah, meinte ich, nie wieder in diesen Ort zurückkehren zu müssen. Deutlich konnte ich mich noch des damals empfundenen, beinahe triumphierenden Abschiedsgefühls entsinnen. Einer Freude, dem Kreis zu entfliehen, der für ein künftiges Lebensziel zu eng und zu kleinlich erschien. Meinen wenigen zurückbleibenden Freunden hatte ich dieses Gefühl während eines letzten Beisammenseins keineswegs verheimlicht, und dadurch war sogar eine leise Verstimmung zwischen uns entstanden, die dem geselligen Abend ein vorzeitiges, teilnahmsloses Ende bereitete.

Nun war seitdem ein Vierteljahrhundert hinter mir in die Vergangenheit gesunken, in einen Abgrund von den furchtbarsten Erschütterungen, deren Ausläufer den Boden unter unseren Füßen noch immer schwanken machten. Vielleicht waren – vom erbarmungslosen Gesichtspunkt des eigenen Ichs aus betrachtet – alle die entsetzlichen Dinge der letzten Jahrzehnte nur geschehen, um mir bitterste Demütigung zu ersparen, wenn ich jetzt flügellahm und abgestumpft an der einst verachteten Stätte Unterkunft suchte. Ich brauchte nicht mir allein Schuld beizumessen an dem sehr kläglichen Einsturz eines stolz erträumten und immerhin tapfer genug begonnenen Bauwerks, ich durfte die Zeit dafür zur Rechenschaft ziehen. So weit war ich in meiner Selbstzucht allerdings schon gelangt, um zu erkennen, daß meine künstlerische Begabung nicht ausgereicht hatte, mir den Weg durch einen freien Beruf zu bahnen. Aber es war angenehm, solch eine herbe Erkenntnis still in sich zu verschließen und vor einstige Freunde, wenn es zu einer Wiederbegegnung kam, als schuldlos verwundeter Lebensinvalide hinzutreten.

Darum erklärte ich ohne Bedenken meine Bereitwilligkeit, in meinem Heimatort die Zweigniederlassung einer großstädtischen Versicherungsanstalt zu übernehmen, die ein Freund aus späteren Tagen, der gleich mir eine beschwingtere Zukunft erhofft, jedoch früher als ich Einkehr gehalten hatte zu nüchterner Erkenntnis, mir frei von höhnischer Gönnerschaft anbot. Durch das auf Wunsch meiner Eltern neben dem künstlerischen Beruf betriebene Brotstudium glaubte ich mich befähigt, ein solches Amt zu verwalten. Ich wollte nur, bevor ich mich endgültig band, kurze Zeit hindurch den Boden, den ich pflügen sollte, unerkannt beobachten, und erst dann, beruhigt durch die so gewonnene Sicherheit und gleichsam nicht mehr als Neuling, die Zügel ergreifen.

Eine Woche etwa schon währte mein Aufenthalt in der altertümlichen Stadt. Die Vormittage mußten dem von mir ins Auge gefaßten vorbereitenden Zweck dienen, nach dem Mittagsbrot aber verbrachte ich täglich eine Stunde in dem auf den ehemaligen Befestigungswällen und Übungsplätzen angelegten Garten, einem vorzüglichen Wahrzeichen des Ortes. Doch nicht durch seine prächtigen, zum Teil ausländischen Bäume war er dazu geworden, auch nicht durch seine weiten, wohlgepflegten Rasenflächen und seine sorgfältig gehegten Blumenbeete, sondern durch die paradiesische Vertrautheit, die seine Tierwelt mit den Bewohnern der Stadt verband. Noch immer standen, wie in meiner frühesten Kindheit, allenthalben Männer und Frauen mit vom Körper weit abgestreckten Armen, von deren nach

oben gekehrten Handflächen Buchfinken, Kleiber und Meisen Brotkrumen und Sämereien aufpickten, noch immer bemühten Kinder und Erwachsene sich mit unermüdlichen Locktönen um die Gunst zahlreicher Eichhörnchen, die, übersättigt und unlustig, in einer hohen Astgabel hockten und sich nur selten herabließen, eine der dargebotenen Nüsse anzunehmen und spielerisch im Grase zu verbergen. Als junger Mensch hatte ich dies Treiben mitgemacht wie irgendeine andere Belustigung, jetzt ergriff es mich seltsam, und der Gedanke, mein Leben hier weiterzuführen oder wohl gar zu beschließen, gewann die Kraft warmer Werbung.

Mein Vater hatte im öffentlichen Leben der Stadt eine hervorragende Stellung bekleidet, und unser geselliger Verkehr, an dem ich als Hochschüler unbehindert Anteil nahm, war sehr ausgebreitet gewesen. Die meisten meiner Altersgenossen, aber auch manche Angehörige der älteren Jahrgänge mußten noch leben und waren wohl in das rege, verzweigte Getriebe des Ortes eingefügt worden. So mochte ich schon vielen von ihnen begegnet sein, ohne sie zu erkennen – vielleicht, weil ich mir keine Mühe gab, zu suchen, oder weil ich, aus halb bewußtem Antrieb heraus, die alten Bekanntschaften erst wieder erneuern wollte, wenn ich imstande war, ihnen in vollzogener bürgerlicher Ebenbürtigkeit entgegenzutreten.

An einem trüben, regendrohenden Nachmittag verließ ich den Park früher, als es meine Gewohnheit war, obwohl ich wußte, daß gerade bei üblem Wetter – eben weil nur spärliche Besucher im Freien verweilten – sich Vögel und Eichhörnchen um so zahlreicher und zutraulicher um die wenigen Standhaften versammelten. Die großen, stark besuchten Kaffeehäuser an den Hauptpunkten der Stadt vermied ich, um jeder voreiligen Begegnung auszuweichen, und suchte ein abseits gelegenes, kleines Kaffeehaus auf, in dem ich als Mittelschüler die Kunst des Billardspiels mit einigen Gleichgesinnten betrieben hatte. Schon das unverändert gebliebene Äußere der altväterischen Zusammenkunftsstelle bescheidener Kleinbürger und Ruheständer ließ mich hoffen, gefunden zu haben, was ich brauchte. Vollends das Innere des nicht übermäßig großen Raumes zeigte sich in allem so ungewandelt, wie ich es in der Erinnerung aufbewahrte, und manche vergessene Einzelheit, die sich erst als Fremdes zwischen mich und das Vergangene drängen wollte, gab sich plötzlich wieder zu erkennen und verstärkte nun den Eindruck des Bildes mit unheimlicher Macht. An einem der runden Tischchen trank ich meine Tasse Kaffee und stellte zufrieden fest, daß die grauweiße Marmorplatte noch immer von Hörern der nahen Hochschule mit übermütigen

Zeichnungen und rätselhaften Zahlenreihen bedeckt wurde. Ein wenig blätterte ich auch in der Abendausgabe der heimischen Zeitungen, und dann, nachdem ich der vom Gast geschuldeten Höflichkeit genügt hatte, lieferte ich mich hemmungslos und beinahe rührselig dem schalen Reiz der Örtlichkeit aus. Ich schloß die Augen bis auf einen schmalen Spalt, stützte den Kopf an die spiegelige Lehne der Samtbank, sog den Geruch des minderwertigen Kaffees und der billigen Zigarren andächtig ein und lauschte dem Aneinanderklappen der Karambolbälle oder dem leisen Klingelton, mit dem der schellengezierte König auf dem Kegelbrett umfiel.

Während ich so dasaß und draußen ein jäh losbrechender Regen übers Straßenpflaster fegte, bemächtigte sich meiner mit einem Male die unangenehme Empfindung, von irgend jemandem angestarrt zu werden. Sie verlor sich gleich wieder, nach einer Weile aber kehrte sie zurück, und wie ich nun den Kopf rasch nach der erfühlten Seite warf, bemerkte ich drei oder vier Tische von mir entfernt einen Mann, der jetzt, da er sich ertappt sah, den Blick in die bereitgehaltene Zeitung senkte. Sekundenlang behielt ich ihn im Auge, er sah noch einige Male verstohlen zu mir herüber, endlich, gerade als ich ihn erkannte, stand er auf und trat, indem er meinen Namen aussprach, mit dargebotener Hand auf mich zu.

Er hatte gemeinsam mit mir die Mittelschule durchlaufen und noch später an der Hochschule zu meinem Kreis gehört. Aber die Zeit unseres innigsten Verkehrs waren die in den Oberklassen des Gymnasiums verbrachten Jahre gewesen. Er galt immer als bester Schüler unserer Klasse und war in seiner Vorzugsstellung nur einmal, knapp vor der Reifeprüfung, durch die Abneigung eines übrigens uns allen verhaßten Lehrers erschüttert worden. Mein Vater hielt große Stücke auf ihn, und als einmal mein Schlußzeugnis weniger günstig ausfiel, wurde er eingeladen, die Ferien auf unserem Sommersitz zu verbringen und mir Nachhilfestunden zu erteilen. Der Erfolg gestaltete sich so glänzend, daß ich ihm zum Weihnachtsfest im Auftrage meines Vaters eine silberne Zigarettendose mit meinem eingegrabenen Namenszug überreichen mußte. An alle diese Dinge erinnerte ich mich, während wir uns die Hände schüttelten, und auch daran, daß er an jenem Abschiedsabend vor fünfundzwanzig Jahren teilgenommen hatte und von allen Gefährten durch mein spöttisches Herabblicken auf sie, die Zurückbleibenden, am meisten verletzt worden war.

Verhältnismäßig leicht überwanden wir die durch die lange Trennung herbeigeführte, notwendige Entfremdung, und schnell gelang-

ten wir zu einer zwar nicht übermäßig herzlichen, aber doch behaglichen Vertrautheit. Wohl weil wir beide keinen Bart trugen und einer aus dem Gesicht des anderen noch die Züge des einstigen Mitschülers herausfinden konnte. Das Quälendste für mich war, daß ich mich, auch als ich ihn schon erkannt hatte und er plaudernd an meinem Tisch saß, durchaus nicht seines Namens erinnern konnte. Eine undeutliche Ahnung dämmerte in mir auf, daß er irgendwie fremdländisch geklungen habe, polnisch oder kroatisch, und gerade als meine durch die nervöse Gedankenjagd nach diesem Namen hervorgerufene Unaufmerksamkeit ihm aufzufallen begann, formte ich, nicht plötzlich erfassend, sondern krampfhaft Buchstabe zu Buchstabe sammelnd und das Ergebnis mit geschlossenen Lippen nach innen sprechend, das erlösende Wort: Banaotovich.

Jetzt erst vermochte ich mich freier an unserem Gespräch zu beteiligen, das sich einstweilen auf die durchaus üblichen gemeinsamen Schulerinnerungen beschränkte. Nicht ohne merkbare Genugtuung zog Banaotovich dabei jene silberne Dose aus der Tasche, um mir zu beweisen, wie sehr er sie und das Gedenken an meinen verstorbenen, von ihm hochgeschätzten Vater in Ehren halte. Ich schämte mich nachträglich beinahe dafür, wie dürftig und wohlfeil das Ding sich nun dem nüchternen Auge des Erwachsenen zeigte, und bedauerte, damals nicht ein Stück aus edlerem oder doch wenigstens schwererem Metall gewählt zu haben. Vermutlich war von meinem Vater für den Preis eine bescheidene Grenze gezogen worden. Denn daß ich von der bestimmten Summe zu meinen Gunsten etwa einen Abstrich vorgenommen hätte, erschien mir doch nicht recht glaublich.

Übrigens schaltete mein einstiger Schulkamerad, als ich ihn während des Gesprächs zum erstenmal mit seinem Namen anredete, ein, daß er schon seit Jahren nicht mehr so heiße. Die infolge der tief einschneidenden politischen Veränderung erhöhte Reizbarkeit der deutschen Bevölkerung gegen alles Slawische habe es ihm wünschenswert gemacht, um die Bewilligung einer Namensänderung anzusuchen und sich Banotter zu nennen. Er habe sich um so leichter zu diesem Schritt entschlossen, als seine Familie ja schon vor hundert Jahren aus dem südlichen Nachbarland eingewandert und hier völlig heimisch geworden sei. Da er seine Erklärung gleichwohl mit einer gewissen Befangenheit vorbrachte, beruhigte ich ihn, indem ich die Berechtigung seines Vorgehens durchaus anerkannte und versicherte, in einer ähnlichen Lage genauso gehandelt zu haben. Er zeigte sich darüber sehr befriedigt, und vielleicht war es ein Dank für mein bereitwilliges Verstehen, daß er sich nicht allzu eifrig nach meinen

Lebensschicksalen erkundigte und damit auf die Möglichkeit einer billigen Vergeltung für mein ein wenig leichtfertiges, gottüberlegenes Benehmen an jenem nun schon so weit zurückliegenden Abschiedsabend verzichtete. Er beschränkte sich darauf, meine künstlerischen Versuche zu erwähnen, von denen er wiederholt gehört habe, und zu bedauern, daß seine eigene Unfähigkeit in allen Dingen der Kunst ihm ihre richtige Einschätzung und Würdigung verwehre.

Sein Ton schien mir, je länger wir beisammensaßen und sprachen, überhaupt wärmer und eindringlicher zu werden. Zugleich aber machte sich in seiner Redeweise und in den begleitenden Handbewegungen eine steigende Hast und Unruhe geltend. So als fürchte er, irgend etwas zu versäumen, und als könne er sich doch nicht entschließen, die erwünschte Wendung herbeizuführen. Das befremdete mich einigermaßen, denn ich erinnerte mich ganz gut, daß er während unserer Schulzeit zwar nie unfreundlich gewesen war, trotzdem aber zwischen sich und den übrigen weniger erfolgreichen Schülern immer eine Art unsichtbarer Trennungsmauer aufgerichtet hatte. Nicht aus Stolz, sondern im Gegenteil aus Unsicherheit, weil er seine Erfolge nicht so sehr ausgesprochener Begabung als vielmehr zähestem Fleiß verdankte und stets vor hämischen Angriffen auf der Hut sein zu müssen glaubte. Mit dieser Unnahbarkeit verband er übrigens die unerschütterliche Ruhe eines Menschen, der nur dann an ein Unternehmen herangeht, wenn er sich ihm vollständig gewachsen weiß.

Ich begann schon zu argwöhnen, er befinde sich in mißlicher wirtschaftlicher Lage und denke daran, von mir ein Darlehen oder eine Unterstützung zu begehren. Das wäre mir nun recht ungelegen gekommen. Nicht deshalb, weil ich seine Bitte hätte ablehnen müssen, sondern weil ich gezwungen gewesen wäre, meine Weigerung zu begründen und meine eigenen Verhältnisse zu enthüllen.

Meine Befürchtungen erwiesen sich vorläufig als unnütz. Banaotovich, oder wie er jetzt genannt sein wollte, Banotter, stieß plötzlich einen tiefen, seufzerartigen Atemzug aus, wie jemand, der die Vergeblichkeit seines Beginnens erkennt, und fragte dann, nach einem Blick auf die über dem Sitzplatz der Kassierin angebrachte Uhr: „Bleibst du noch länger hier? Ich meine, in der Stadt?"

Ich entgegnete, daß ich dies nicht mit Bestimmtheit wüßte. Mein Aufenthalt könne wohl noch einige Tage dauern, er könne aber ebensogut auch schon morgen beendet sein. Es stünde nicht in meinem Belieben, ihn auszudehnen oder abzukürzen.

„Ich muß nämlich jetzt ins Amt", versuchte er, seine Frage zu er-

klären, und fügte bedauernd hinzu: „Schade. Ich hätte mich gern noch eine Weile mit dir unterhalten. Wir haben uns doch eine Ewigkeit nicht gesehen ... und wer weiß, ob wir noch einmal im Leben zusammentreffen."

Eine bei seinen Worten ganz unverdeckt hervortretende Hilflosigkeit und mehr noch der sonderbare, fast flehende Ausdruck, mit dem er den Blick auf mich heftete, verstärkten meine freundliche Empfindung zu Mitleid. Auf die Gefahr hin, ihm doch noch Mut zu einer Bitte um Geld zu machen, sagte ich: „Wenn du heute abend frei bist, können wir ja noch einmal zusammenkommen."

Obwohl meine Bereitwilligkeit ihn hoch erfreute, lehnte er den Speisesaal des Gasthofes, den ich als Treffpunkt vorschlug, ab und brachte seinerseits eine Weinstube in einem stillen Stadtteil in Vorschlag, deren ich mich noch undeutlich erinnerte. Ich hatte keine Ursache, seinen Wunsch abzuschlagen. Da ich ihn aber nicht begleiten mochte, tat ich, als wolle ich noch bleiben, und verließ erst nach ihm das Kaffeehaus.

Die kleine Kneipe, die uns zum Stelldichein dienen sollte, führte den etwas ungewöhnlichen Namen „Zur Flucht nach Ägypten". Sie lag in keinem alten Stadtteil, sondern in einer öden Häuserzeile aus dem letzten Drittel des vergangenen Jahrhunderts, wohl aber in einem der vereinzelt erhaltenen, viel älteren Häuser, die noch eigenwillig ihren Platz innerhalb der vorgeschobenen Baulinie behaupteten und erst sichtbar wurden, wenn man knapp vor ihnen stand. Das verlieh dem einstöckigen Gebäude und mehr noch der darin untergebrachten Schenke einen geheimnisvollen, beinahe verdächtigen Anstrich. Man konnte sich recht gut vorstellen, daß hier abwegige Sonderlinge zechten oder lichtscheues Gesindel seine Zusammenkünfte abhielt, um gegen Gesetz und bürgerliche Ordnung gerichtete Pläne zu schmieden.

Ich mißtraute der dort verabreichten Kost und hatte mein Abendbrot in einem gerühmten Speisehaus verzehrt; trotzdem betrat ich die Weinstube zur vereinbarten Zeit. Banotter saß allein an einem der wenigen mit buntgewürfelten Tüchern bedeckten Tische. Eine Aschenschale vor ihm quoll über von den Resten ausgerauchter Zigaretten, und so mochte auch das halbvolle Glas Wein, das er bei meinem Eintritt vom Munde nahm, nicht mehr das erste sein. Seine gefestigtere Stimmung bewies sich sogleich dadurch, daß er sich zur Begrüßung nicht vom Sessel erhob, sondern mir bloß vertraulich mit der Hand zuwinkte. Er trank einen von jenen reizlosen, schweren Weinen, die im südöstlichen Teil des Landes gedeihen. Ich selbst zog

den leichteren und ansprechenderen Schilcher vor, einen aus rötlichen Beeren gewonnenen Trank, dessen lichtrosa Färbung dem Uneingeweihten bedenklich erscheinen mochte.

Sehr bald merkte ich, daß Banotter mir nicht ohne Absicht zuvorgekommen war. Offenbar hatte er gewünscht, noch vor meinem Eintreffen lästige Hemmungen mit Hilfe des Weines zu beseitigen, und das war ihm auch vollkommen gelungen. Er setzte sich über alle vorbereitenden, inhaltlosen Einleitungsgespräche hinweg und sagte, während ich mir nach einem prüfenden Schluck eine Zigarre anbrannte, nur ganz kurz: „Ich bin dir sehr dankbar dafür, daß du mir diese Zusammenkunft ermöglicht hast."

Eine höfliche Redensart, die ich darauf erwiderte, beachtete er nicht im geringsten. „Ich hätte schon am Nachmittag mit dir sprechen können", fuhr er fort, „aber hier ist es ruhiger ... und dann hab' ich mir das Ganze erst zurechtlegen müssen."

Eine kleine Weile schwieg er; ich fühlte deutlich, nicht um mir Zeit zu einer Frage zu geben, sondern weil er vielleicht noch einen letzten Entschluß fassen wollte. Darum wartete ich ruhig, bis er wieder zu sprechen begann: „Die Sache, um die es sich handelt, ist nicht ganz einfach. Sie wird dich irgendwie belasten und zum Mitwisser machen. Überleg es dir also, ob du mich wirklich anhören willst. Du kannst noch immer nein sagen, und ich werde es dir nicht verargen. Es ist keine Kleinigkeit."

Mir fielen sogleich die Gedanken ein, die vor wenigen Minuten der Anblick der armseligen und ungemütlichen Kneipe in mir erweckt hatte. Banotter war kein Verbrecher, das wußte ich mit beruhigender Sicherheit. Ein Sonderling vielleicht, oder über die Grenze des Sonderlichen auch schon hinausgelangt ins Narrenhafte, so daß er Dinge schwer und furchtbar nahm, die ein anderer als harmlos belächelte. Ich durfte es wagen, mit ihm beisammenzubleiben und mir seine Geheimnisse verraten zu lassen. Am Nachmittag hatte er zudem erklärt, ins Amt gehen zu müssen. Er war also, bei aller Eigenbrötelei, ins bürgerliche Dasein eingeordnet und unbedenklich. „Wenn du Wert darauf legst, dich gegen mich auszusprechen –", äußerte ich meine Bereitwilligkeit.

„Allerdings lege ich Wert darauf. Obwohl ich im Grunde nicht weiß, warum. Ich habe es schon einige Male versucht ... und das Ergebnis war immer das gleiche. Es ist anzunehmen, daß es auch diesmal nicht anders sein wird. Aber ich habe jetzt schon viele Jahre keinen neuen Versuch gewagt ... und dann waren wir ja auch einmal ... Freunde!" – Er erhob gleichsam abwehrend die Hand: „Ich urteile

selbstverständlich ganz einseitig. Außerdem reicht die Entstehung unserer Freundschaft in eine Zeit zurück, die heute längst zu nichts mehr verpflichtet. Immerhin – die Erinnerung an sie hat mir genügt, dich um diesen nicht zu unterschätzenden Dienst zu bitten." – Er trank sein Glas leer und winkte eine gelangweilte Kellnerin zu frischer Füllung herbei. – „Du wirst noch wissen, daß ich in allen Jahrgängen des Gymnasiums Vorzugsschüler war und auch an der Hochschule alle Prüfungen mit Auszeichnung abgelegt habe?"

Ich neigte bestätigend den Kopf, und er verzog den Mund zu einem geringschätzenden Lächeln. – „Es ist eine erwiesene Tatsache, daß solche Mustergestalten außerhalb der Schule häufig versagen. Oder doch wenigstens keine den Durchschnitt überragenden Leistungen erreichen. Ich bin ein neues Beispiel für diese Regel. In meinem Kreis aber glaube ich mich immer bewährt zu haben."

Da er jetzt von mir eine Äußerung zu erwarten schien, erklärte ich anerkennend, es sei gewiß ein glücklicheres und verdienstvolleres Schicksal, innerhalb eines enger begrenzten Gebietes Bescheid zu wissen und Nützliches für die Allgemeinheit zu vollbringen, als richtungslos und ohne jeden Vorteil in eine nebelhaft undeutlich verschwimmende Ferne zu schweifen.

„Das wollen wir unentschieden lassen. Besonders, was das Glück und die Zufriedenheit hinter solchen erkannten Grenzpfählen anlangt. Ich habe diese Dinge nur erwähnt, um das durchaus Bürgerliche meiner Existenz zu betonen. Darin liegt das Maßgebende für mich. Ich war ein einwandfreier Schüler und bin seit mehr als zwanzig Jahren ein ebenso einwandfreies Mitglied unserer bürgerlichen Gesellschaft. Niemand darf mir Handschlag und Gruß verweigern oder hinter meinem Rücken das Gesicht zu zweideutigem Lächeln verziehen. Und doch bin ich bei aller Mustergültigkeit der schwerste und gemeinste Verbrecher, der augenblicklich in dieser Stadt oder vielleicht sogar im ganzen Land frei herumgeht."

Nach dieser Eröffnung, die zu unsinnig war, als daß sie mich irgendwie hätte erschrecken können, verstummte er und sah mir mißtrauisch prüfend ins Gesicht. Und weil ich nur mit einem verlegenen Lächeln antworten konnte, zuckte er verächtlich die Achseln. „Ich habe es nicht anders erwartet. Aber das macht nichts. Es soll mich nicht hindern weiterzusprechen. Es besteht immerhin eine kleine Hoffnung, daß du im Lauf meines Berichtes zu lächeln aufhören wirst."

„Entschuldige, Banaotovich", suchte ich mich zu rechtfertigen, „ich kann deine Behauptung doch für nichts anderes halten als für einen Scherz! Oder höchstens für eine eigenwillige Übertreibung!"

„Das darfst du allerdings. Es stört mich nicht im mindesten. Und kann ich jetzt fortfahren?“

„Nach diesem ungewöhnlichen Anfang bin ich auf die Fortsetzung begierig.“

Er leerte sein Glas auf einen Zug zur Hälfte und erkundigte sich dann mit einem Kopfwink nach meinem eigenen, kaum berührten Trunk: „Du hast noch immer keine besondere Vorliebe für unsere guten Weine?“

„Sie sind mir zu schwer.“

Er nickte zustimmend. „Schwer sind sie, das ist richtig. Aber ich bin sie gewohnt. Und sie passen zu ihrer Umgebung. Ich meine nicht nur, solange sie im Freien am Stock hängen. Auch später noch, wenn sie gekeltert sind, hier in die Stadt und in ihre Gaststuben. Freilich, man muß dazugehören, zu der Landschaft und zu der Stadt, um sie zu verstehen und zu lieben. Bei dir war das nicht der Fall, obwohl du hier geboren bist. Sonst hättest du nicht für so lange Zeit von hier fortkönnen. Jetzt bist du allerdings zurückgekehrt. Vielleicht ist dein Zugehörigkeitsgefühl erst jetzt in dir erwacht ..., und wenn du bleibst, wirst du auch diese merkwürdigen Weine trinken lernen ...“

Die letzten Worte sprach er sehr leise und mehr für sich selbst. Dann riß er sich förmlich mit einer körperlichen Bewegung aus seiner beginnenden Verlorenheit heraus. So, als habe er sich dabei ertappt, daß er im Begriffe sei, einem gefährlichen Vorhaben noch im letzten Augenblick feig auszuweichen, und müsse nun jede Rückzugsmöglichkeit erbarmungslos zerstören. – „Du erinnerst dich noch an den Wolansky?“ fragte er ohne Übergang.

Der Mann, von dem er sprach, war jener Mittelschullehrer gewesen, der ein Jahr vor der Reifeprüfung als Vortragender des Griechischen unsere Klasse übernommen und, von einer heftigen Abneigung gegen Banaotovich erfüllt, ihn in seiner bisher unentwegt festgehaltenen Stellung als Jahrgangserster bedenklich erschüttert hatte. – „Du weißt auch, daß er mir durch seine bodenlose Gehässigkeit bei der Matura fast das Vorzugszeugnis verdorben hätte?“

„Er ist doch noch vor der Prüfung plötzlich gestorben“, entgegnete ich ein wenig verwundert.

Banotter zog, gleichsam ungeduldig werdend, die Augenbrauen hoch. – „Ja. Und einzig und allein auf diese Weise hab' ich mit Auszeichnung die Matura machen und später sub auspiciis promovieren können.“

Mit diesen Worten spielte er auf eine Ehrung an, die im kaiserlichen Österreich der Vorkriegszeit solchen Schülern zuteil wurde, die

nicht nur die Mittelschule, sondern auch alle ihnen vorgeschriebenen Hochschulprüfungen mit ausgezeichnetem Erfolg erledigten. Sie bestand darin, daß ihnen anläßlich der feierlichen Promovierung zum Doktor ein Vertreter des Kaisers einen Diamantring überreichte. – „Eine allerletzte Möglichkeit also, mit der man als vernünftig denkender Mensch nicht rechnen durfte. Ich hatte aber doch mit ihr gerechnet . . ., und meine Rechnung hat gestimmt."

Er schwieg eine Zeitlang, während ich noch immer nicht ahnte, auf welches Ziel er am Ende zuhielt. – „Ich weiß nicht, ob du dich jemals darum gekümmert hast", sprach er endlich weiter, „daß unsere Stadt ein ungewöhnlich günstiger Nährboden für alle okkulten Bestrebungen ist?"

„Ich habe oft davon gehört und gelesen. Es haben ja auch einige sehr berühmte Medien von hier aus ihre Laufbahn begonnen."

„Ich bin jedenfalls schon als ganz junger Mensch in diese eigentümliche Bewegung hineingeraten. Schon in den oberen Mittelschulklassen."

„Davon hat aber niemand etwas gemerkt!"

„Nein. Ich habe meine Teilnahme immer ängstlich geheimgehalten. Dem Lehrkörper hätte ich mich dadurch nur äußerst verdächtig gemacht, und meine Mitschüler hätten mich deshalb genauso verhöhnt wie wegen meiner sogenannten Streberei. Wenn ich heute daran zurückdenke, wie namenlos verzweifelt ich über die drohende Möglichkeit war, ohne Auszeichnung maturieren zu müssen, kommt es mir selbst beinahe lächerlich vor. Aber damals war es eben mein Zukunftstraum! . . . Ich hab' gebüffelt wie wahnsinnig! Tag und Nacht! Ich hab' alles Erdenkliche versucht, um den Wolansky mir günstiger zu stimmen! Ich hab' mich gedemütigt vor ihm und bin vor ihm gekrochen, wie die erbärmlichste Kreatur! . . . Es hat alles nichts geholfen. Und da ist aus meiner Verzweiflung langsam ein hartnäckiger, tödlicher Haß entstanden. Vielleicht war es ein großes Glück oder eine Vorbestimmung, daß ich gerade zu dieser Zeit sehr häufig in einem okkultistischen Zirkel verkehrt hab' und außerordentlich stark von ihm beeinflußt worden bin. Sonst wäre ich wahrscheinlich so weit gekommen, den Wolansky, diesen elenden, bornierten Schinder, mit der blanken Hand zu erschlagen! . . . Unter der Einwirkung des spiritistischen Treibens aber hat sich nach und nach der Gedanke in mir herausgebildet, ob es nicht möglich wäre, einen Menschen bloß durch beharrlich angewendete, fortwährend gesteigerte Willenskraft aus der Welt zu schaffen. Durch den immerwährenden, aus allen Sinnen, ja aus dem ganzen Körper herausströmenden Wunsch,

ihn zu töten. Wochenlang hab' ich es versucht, ohne recht daran zu glauben. Und weil es ohne jeden Erfolg geblieben ist, hab' ich es nur zur Ablenkung fortgesetzt, aus feiger, ohnmächtiger Wut. Aber dann, nach einem Tag, an dem mich dieser elende Schuft wieder ganz grundlos und bis aufs Blut gequält hat, ist endlich eine furchtbare Nacht gekommen. Ich bin schlaflos im Bett gelegen und hab' mich dagegen gesträubt, das alte Spiel zu beginnen. Nicht, weil es mir unsinnig und vergeblich erschienen wäre! Im Gegenteil! Weil ich vorausgeahnt hab', daß es diesmal Ernst werden könnte!... Eine Stunde lang hab' ich immer nur das eine gedacht: Stirb, du Hund! Du mußt sterben! Ich will, daß du stirbst! ... Und auf einmal, wie ich schon vollständig erschöpft war und gemeint hab', ich muß ohnmächtig werden – da hab' ich das entsetzliche, grauenhafte Gefühl gehabt, daß mir plötzlich ein neues Glied aus dem Körper herauswächst ... ein Arm, der immer länger und länger wird, der weit aus dem Bett herausragt, der sich aus dem Fenster tastet, ohne es öffnen zu müssen, auf die Straße hinaus, weiter, immer weiter ... ungehört, ungesehen ... durch Mauern hindurch und über den Fluß hinüber! ... Ich hatte mich nie darum gekümmert, wo der Wolansky wohnte. Damals in der Nacht hab' ich es gewußt. Ohne die Straße und die Hausnummer zu kennen. Ich war nie im Leben in seiner Wohnung ... und doch könnte ich noch heute sein Schlafzimmer genau beschreiben. Den Waschtisch zwischen den Fenstern, den Arbeitstisch an der linken Wand, den Kleiderkasten und einen alten Diwan an der Rückwand ... in einem Winkel den blaugrauen Kachelofen mit den abgesplitterten Kanten ... und an der rechten Wand ... das Bett, in dem er gelegen hat. Sogar die Farbe, die der Überzug des Federbettes und der Steppdecke gehabt hat, sehe ich noch vor mir: ein dunkles, bräunliches Rot! ... Und durch diese Decke, die bis übers halbe Gesicht hinaufgerafft war, hat meine neue, aus mir herausgewachsene Hand den Wolansky an der Kehle gefaßt ... Zuerst hat er nur leise aufgeseufzt und den Kopf zur Seite gerückt. Dann hat er die Arme unter der Decke herausgezogen und nach irgend etwas gegriffen, das nicht da war. Aus dem Seufzen ist ein Stöhnen geworden, aus dem Stöhnen ein Röcheln. Die Arme sind immer wilder in der Luft herumgefahren, die Beine haben die Decke am Fußende des Bettes zusammengetrampelt, der ganze Körper hat sich bogenförmig aufgebäumt, während er beim Hals durch eine entsetzliche, unerbittliche Kraft fest an die Kissen geheftet war! ... Endlich ist mir das jämmerliche Bild vor den Augen verschwommen ... das geheimnisvolle Glied ist wieder in mich zurückgekrochen, wie ein Hund mit bösem Gewissen ...

und ich bin eingeschlafen … oder bewußtlos geworden. Am nächsten Morgen ist der Direktor vor Unterrichtsbeginn in unsere Klasse gekommen und hat uns gesagt, daß den Wolansky in der Nacht plötzlich der Schlag getroffen hat. Du erinnerst dich vielleicht noch daran …"

Während seines Berichtes sah Banotter, obwohl er mir gegenübersaß, mich mit keinem Blick an. Zuerst verursachte dieses Ausweichen ihm erkennbare Mühe, allmählich aber redete er sich in einen so lebendigen Haß gegen den längst verstorbenen Lehrer und in eine so bebende Erregung hinein, daß er meiner als Zuhörer kaum mehr bedurfte. Und gerade durch dieses völlige Entrücktsein wurde er ein ganz anderer, oder er wurde der, der er wirklich war. Er schien mir durchaus nicht mehr nur ein schrulliger Sonderling zu sein, sondern ein Mensch, dem man allerlei zutrauen durfte, wenn auch nicht gerade eine so scheußliche Tat wie die, deren er sich eben anklagte. Gleichzeitig aber erkannte ich beinahe mit Befremden, daß er schon damals in unseren Knaben- und Jünglingsjahren durchaus nicht bloß der ein wenig geringschätzig belächelte Musterschüler gewesen sein konnte, den ich und alle Klassengefährten in ihm gesehen hatten. Er erwachte jetzt plötzlich hier an dem Tisch der kleinen, armseligen Kneipe für mich förmlich zu einem neuen und überraschenden Eigenleben.

„Deine Erzählung berührt allerdings ein Gebiet, gegen das ich mich seit jeher entschieden ablehnend verhalten habe", unterbrach ich endlich unser Schweigen. „Aber ich muß gestehen, daß ich sie einigermaßen spannend finde."

Eine Weile starrte er an mir vorbei, bevor meine Worte auf irgendeinem Umweg sein Gehör erreichten. – „Spannend?" wiederholte er dann nachsichtig lächelnd.

„Deine Nerven waren damals natürlich in ungewöhnlich überreiztem Zustand", beeilte ich mich zu begründen. „An und für sich, durch das vergebliche Ankämpfen gegen die Abneigung des Wolansky … und dazu ist noch der sicher sehr ungünstige Einfluß des spiritistischen Hokuspokus gekommen, an dem du dich beteiligt hast. Vielleicht waren übrigens auch deine Entwicklungsjahre noch nicht ganz abgeschlossen … und haben dich für derartige Dinge doppelt empfänglich gemacht."

Er sah mir fast belustigt ins Gesicht. – „Unsere Meinungen gehen eigentlich gar nicht so weit auseinander. Wenigstens vorläufig."

Nun glaubte ich, die Angelegenheit doch langsam ins Scherzhafte hinüberspielen zu müssen. – „Ich kann mich nicht erinnern, daß an der Leiche des Wolansky Würgespuren entdeckt worden wären?"

Aber er tat, als nähme er meinen Einwand durchaus ernst. – „Ich zweifle, daß eine so geheimnisvolle Hand Spuren hinterläßt, die den blöden Augen eines berufsmäßigen Leichenbeschauers erkennbar sind. Aber diese Frage brauchen wir einstweilen noch nicht zu erörtern. Jedenfalls habe ich nach der allerersten Erschütterung die ganze Geschichte genauso beurteilt wie du und mich in kürzester Zeit beruhigt. Wenn man jeden Menschen, der irgendeinmal einem anderen den Tod gewünscht hat, einsperren wollte, würde die Erde über Nacht ein einziges Riesengefängnis sein."

„Das allerdings."

„Ich habe", fuhr Banotter, wieder vollkommen gleichgültig geworden, fort, „mit Auszeichnung die Reifeprüfung bestanden und ein paar Jahre später meine Rigorosen. Und bin sub auspiciis promoviert worden. Damit war mein erstes Lebensziel glücklich erreicht. Nur war es mir jetzt nicht mehr so wichtig. In der Zwischenzeit hatte sich schon ein zweites, noch viel heißer ersehntes, davorgeschoben."

Er ließ sein Glas wieder nachfüllen. – „Du bist während unserer Freundschaftsjahre eigentlich sehr selten in unser Haus gekommen?" erkundigte er sich unvermittelt. „Meistens war ich bei dir."

„Ich kann mich nicht mehr deutlich erinnern", antwortete ich, durch seine zusammenhanglose Frage unsicher gemacht. „Öfter als zwei- oder dreimal kaum."

Banotter nickte zustimmend. „Ich habe mich mit meinem Vater nicht besonders gut verstanden und habe es so einzurichten gewußt, daß niemand Einblick in unsere Familie erhielt."

„Dein Vater hat eine große Realitätenkanzlei geführt?"

„Er hat auch noch andere, weniger einwandfreie Geschäfte betrieben. Und viel Geld damit verdient. Als ganz junger Mensch hab' ich schwer darunter gelitten und hab' es ihn auch in ziemlich unkindlicher Form fühlen lassen. Dadurch ist unsere gegenseitige Zuneigung natürlich nicht gerade gestiegen. Und das war auch der Grund, weshalb er später meinen scheinbaren Meinungsumschwung nicht recht hat gelten lassen wollen."

„Einen Meinungsumschwung bezüglich der Art seines Geldverdienens?"

„Vor allem bezüglich des schon verdienten Geldes. Ich war nicht mehr so unbedingt überzeugt davon, daß es mit einem Makel behaftet sein müsse. Und daß ein anständiger Mensch es nicht anrühren dürfe, ohne sich selbst damit zu beschmutzen."

„Und was hat dich zu diesem milderen Urteil bewogen?"

„Das ewig Weibliche. Ich hatte schon als Hochschüler mit einem Mädchen Beziehungen angeknüpft. Damals haben die jungen Menschen solche Dinge etwas ernster genommen als heute. Oder sagen wir, bürgerlicher. Wenigstens in manchen Fällen. Ich war zwar knapp vor Beendigung meiner Studien, woher sollte ich aber eine Stellung nehmen, die mir die dringend gebotene Heirat ermöglicht hätte? ... Aus diesem Gesichtswinkel heraus wirst du vielleicht meinen Annäherungsversuch an das väterliche Vermögen begreiflich finden."

Banotters offenherziges Geständnis brachte mir ihn wieder menschlich näher. Er verlor dadurch einen Teil seines fremden, abseitigen Wesens. Und so konnte ich ohne Zwang die Versicherung geben: „Das verstehe ich wirklich sehr gut."

„Deine Zustimmung tut mir noch heute wohl. Vor fünfundzwanzig Jahren hätte sie mich geradezu beglückt. Mein Vater war leider weniger einsichtsvoll. Und bei dieser Gelegenheit ist seine wahre, hämische Art unverhüllt zum Vorschein gekommen. Sein Geld sei heute genau auf dieselbe unsaubere Weise verdient wie früher, erklärte er mit breit betonter Genugtuung, und wenn es mir früher nicht reinlich genug gewesen sei, dann dürfe ich auch heute nichts damit zu schaffen haben. Auf diesem Standpunkt verschanzte er sich gegen alle Angriffe. Daß er innerlich im Recht war, wußte ich. Und gerade das machte ihn mir noch viel widerwärtiger, als er mir je gewesen war. Meine Empfindungen für ihn bekamen in kürzester Zeit eine verdammte Ähnlichkeit mit dem, was ich im letzten Schuljahr gegen den Wolansky gefühlt hatte."

Wieder saß Banotter mir als jener unheimlich neue Mensch gegenüber, in den er sich schon einmal während unseres Gesprächs verwandelt hatte. Und wie zur Abwehr eines näher schleichenden Unheils stieß ich ihm die alberne Frage zu: „Lebt dein Vater noch?"

Er zeigte sich keineswegs überrascht. – „Eigentlich könnte er wirklich noch am Leben sein", meinte er, als hätten meine Worte ihn zum erstenmal auf diesen Gedanken gebracht. „Er wäre heute ein hoher Siebziger ... und er hat immer den Eindruck eines gesunden, kräftigen Mannes gemacht. Er hat es aber doch vorgezogen, schon ein halbes Jahr nach meiner Promotion aus dem Dasein zu verschwinden ... und mir das Feld zu räumen."

Vielleicht war ich mir gar nicht bewußt, dem Wahnsinn Banotters schon halb verfallen zu sein, als ich ihn unbeherrscht anschrie: „Ja, willst du damit behaupten –?"

Die Finger seiner linken Hand öffneten sich gleichsam zur Preisgabe eines darin eingeschlossenen Geheimnisses. – „Es hat sich alles

so ziemlich auf dieselbe Weise abgespielt, wie ein paar Jahre früher mit dem Wolansky." – „Aber das ist doch der helle Wahnsinn!"

Er hob zweifelnd die Schultern. – „Vielleicht auch nur eine Häufung von merkwürdigen Zufällen. Du siehst, ich habe mich noch immer nach deinem Verfahren zurechtfinden wollen. Es ist nur diesmal nicht so leicht und so schnell gelungen wie das erste Mal. Das erste Mal war es eben sozusagen ein Experiment. Ein mit untauglichen Mitteln unternommener Versuch ... Das zweite Mal waren die Mittel schon erprobt und tauglich befunden."

Ich mußte mich mit Aufbietung aller Selbstbeherrschung zu klarer Besinnung zwingen. – „Du darfst dir nicht einbilden, daß du mich mit deiner Narrheit angesteckt hast. Banaotovich. Ich habe bloß ein sehr tiefes Mitleid mit dir ..."

Bekümmert seufzte er auf. – „Glaubst du, daß ich Mitleid verdiene?" – Und nachdem er selbst verneinend den Kopf geschüttelt hatte: „Mein zweites Lebensziel war also auch erreicht." – Ein langer, prüfender Blick traf mein Gesicht. – „Geht es dir auch so, daß dir ein Ziel unwesentlich wird, sobald du an ihm stehst?"

Begierig griff ich seine Frage auf: „Jedes nicht, ein unechtes."

„Ein unechtes ...", kam es aus seinem Mund wie ein lebloses Echo. – „Ja, das mag sein. Das wäre vielleicht ein Ausweg aus dem höllischen Irrgarten ... Einstweilen muß man darin aber noch mit verbundenen Augen herumtappen."

Meine Hoffnung, ihn von seinen unseligen Gedanken losgerissen zu haben, dauerte nicht lange. Mit einer Bewegung beider Handflächen von der Stirne übers Haar bis an den Hinterkopf streifte er seine Nachdenklichkeit gewissermaßen körperlich von sich ab. – „Den Diamantring unseres alten Kaisers hab' ich in irgendeinem Safe liegen ... und hab' ihn seit meiner Promotion nicht wieder gesehen. Und mit dem Glück an der Seite meiner Frau ist es mir nicht besser ergangen. Obwohl zwischen dem Tod meines Vaters und meiner Verheiratung ein viel kürzerer Zeitraum verstrichen ist als zwischen dem Tode Wolanskys und meiner Ernennung zum Doktor. Oder vielleicht gerade deshalb. Der Eindruck war noch entsetzlich frisch. Und dann war es auch allzu menschlich, daß ich meine Frau dafür mitverantwortlich gemacht habe. Wenigstens vor mir selbst."

„Hast du mit ihr über deinen ... Wahnsinn gesprochen?"

„Ein einziges Mal. In einer Stunde der unerträglichen Einsamkeit. Und sie hat es genauso genannt wie du: Wahnsinn! ... Im Innersten muß sie aber doch anders darüber gedacht haben. Das hab' ich sehr bald gefühlt. Es war von diesem Tag an immer eine heimliche Scheu

in ihrem Blick, ein ... ein gewisses Bereitsein, zurückzuspringen! ... Ich stellte mir vor, daß man mit so einem Blick ein Gebiet durchschreitet, das reich an Giftschlangen ist ... Das hat die Entfremdung zwischen uns begreiflicherweise rasch vertieft."

Ich sah Banotter nicht mehr ins Gesicht. Ich starrte auf seine rechte Hüfte. Dort glaubte ich unter dem bergenden Rock eine seltsame Erhöhung zu bemerken. Eine Erhöhung, die ich vor kurzem noch nicht beobachtet hatte. Wie ich auf den unsinnigen Einfall geriet, wußte ich nicht, aber an dieser Stelle seines Leibes mußte in der Todesnacht Wolanskys der scheußliche, knochenlose Arm hervorgequollen sein, wie ein häßlicher Giftwurm, der sich raupengleich vorwärts schob. Und plötzlich formte sich in mir das Bild einer nackten Frau, die an dem abgemauerten Ende eines verdämmernden, schmalen Ganges stand, die Arme abwehrend vom Körper gespreizt, mit dem Rücken gegen die feuchte, eiskalte Mauer gedrückt, die Knie zusammengepreßt und die entsetzt aufgerissenen Augen auf den unerbittlich näher kriechenden Wurm geheftet. – „Bist du ... noch verheiratet?" keuchte ich Banotter entgegen.

„O ja", antwortete er harmlos. Und nach einer Weile fügte er hinzu: „Aber ... mit einer anderen Frau ..."

Ich konnte nicht mehr sprechen. Nicht einmal einen Schluck Wein konnte ich trinken, denn meine Hand zitterte so, daß ich das Glas wieder absetzen mußte. Um so ruhiger hob er das seine, und indem er es vor dem Trinken gegens Licht hielt und wohlgefällig beäugelte, sagte er freundlich: „Du solltest wirklich zu diesem angenehmen, gelblichgrünen Getränk übergehen. Dann würdest du die Dinge nicht noch schwerer nehmen, als sie ohnehin sind."

„Was hast du mit deiner Frau gemacht, du verfluchtes Ungeziefer?" würgte ich aus mir heraus.

Er schloß die Augen, während ein unsäglich listiger und zufriedener Zug um seinen Mund glitt. – „Sind wir endlich soweit? Lächelst du nicht mehr, Freund meiner Jugend?"

Noch einmal gelang es mir, den bösen Alptraum, in den Banotters Erzählung und die von Weindunst und Zigarettenrauch getränkte Luft der engen Schenke mich verstrickt hatten, abzuwerfen. – „Verzeih ... ich habe mich hinreißen lassen ..."

Eine scharfgezogene Falte grub sich von den Nasenflügeln her um seinen Mund und verlieh ihm ein wehrloses, trauriges Aussehen. – „Es gibt nichts zu verzeihen. Du hast vollkommen recht, mich ein verfluchtes Ungeziefer zu nennen. Wie recht, das wirst du erkennen, wenn du mir noch einige Augenblicke Gehör schenkst."

„Ich weiß schon jetzt, was du mir noch zu sagen hast."

„Dein Scharfblick dürfte dich kaum täuschen. Ich möchte es dir aber doch lieber selbst schildern."

Er saß an der Wandseite der Stube und schob seinen Stuhl so weit zurück, daß er den Hinterkopf gegen die gelblich getünchte Mauer lehnen konnte. – „Es ist merkwürdig", begann er nach minutenlangem Schweigen, „daß gerade immer dann, wenn die eigene Frau einem gleichgültig und fremd zu werden anfängt, mit unfehlbarer Sicherheit eine andere Frau auftaucht, die einem wichtig erscheint. Ich will natürlich nicht verallgemeinern. Bei mir hat es sich jedenfalls so verhalten. Vier Jahre nach meiner Verheiratung und nur wenige Wochen nachdem ich meine Frau zur Mitwisserin gemacht hatte, hab' ich ein sehr schönes und gescheites Mädel kennengelernt. Die Einzelheiten unseres Näherkommens tun hier nichts zur Sache. Ich war sehr bald von der Notwendigkeit überzeugt, das Mädchen mit meinem Leben verknüpfen zu müssen, wenn es überhaupt noch einen Sinn für mich haben sollte weiterzuleben. Meine Frau war völlig ahnungslos. Nicht aus Blindheit, sondern weil sie immer mehr und mehr von mir abgerückt ist. Ich glaube, sie hätte ohne Schwierigkeiten auch in eine Scheidung eingewilligt. Aber das hätte mir nichts genützt. Unsere Ehe war nach katholischem Ritus geschlossen. Und nun muß ich dich bitten aufzumerken. Denn nun kommt die eigentümliche Wendung. Irgendein geschäftiger Zwischenträger hat meiner Frau meine Beziehungen zu dem Mädchen verraten. Von einer eifersüchtigen Regung konnte bei ihr längst nicht mehr die Rede sein. Ein Nebeneinander ist aber wegen der gesellschaftlichen Stellung des Mädchens und wegen seines ganzen Wesens nicht in Frage gekommen. Das hat meine Frau gewußt. Und ebensogut, daß eine Trennung von mir nichts helfen würde. Du siehst, die Lage war für alle Beteiligten höchst unbehaglich. Trotzdem" – Banotter neigte den Kopf ein wenig vor, um mir besser ins Gesicht sehen zu können – „habe ich mich vollkommen in der Gewalt gehabt. Ich habe diesmal nicht im entferntesten daran gedacht, meine Frau so aus dem Weg zu räumen wie etwa meinen Vater oder den Wolansky. Darauf gebe ich dir mein Wort."

Durch stummes Nicken deutete ich meinen guten Glauben an.

„In meiner Frau muß aber die Furcht erwacht sein, ich könnte es doch tun."

„Das wäre vielleicht begreiflich gewesen", schaltete ich zaghaft ein.

„Obwohl sie meine Selbstbeschuldigung für Wahnsinn gehalten

hat, so wie du?“ triumphierte Banotter. Dann lenkte er sofort wieder ab: „Laß mich zu Ende erzählen, bevor du über meinen gesunden Menschenverstand den Stab brichst. Zuerst hat meine Frau sich ihre Angst in keiner Weise anmerken lassen. Ich habe sie mehr gefühlsmäßig erahnt als erkannt. Allmählich hat sie aber ihr Entsetzen vor mir nicht mehr verbergen können. Sie hat es mir eines Tages ins Gesicht geschrien! Alles, was ich gesagt und getan hab', um sie zu beruhigen, war umsonst, und zuletzt hat sie bei anderen Menschen Hilfe gesucht. Bei Ärzten und sogar bei der Polizei. Daß dort nicht die richtige Stelle für sie war, um auch nur einen Funken von Verständnis zu finden, kannst du dir ja denken. Sie ist also wieder zu mir zurückgekommen, ratlos und armselig, wie ein verschrecktes Kind. Wenn sie gewußt hätte, wie unendlich leid sie mir tat, dann wäre alles gut gewesen. Ich hab' damals sogar den Verkehr mit dem jungen Mädchen abgebrochen, um ihr meine Ungefährlichkeit zu beweisen! Es hat alles nichts genützt ...“

Er unterbrach sich für kurze Frist und schöpfte tief Atem. – „Ich erinnere mich genau“, sagte er endlich leise, „wie sie einmal am Abend bei mir gesessen ist und gesprochen hat. Wirklich, wie ein Kind, das in der Dunkelheit allein ist und sich durch den Klang seiner Stimme Mut machen will. Alles hänge nur von meinem guten Willen ab, hat sie gesagt, und wenn die Ärzte oder die Gerichte dazu zu bringen wären, mich ins Irrenhaus oder ins Gefängnis zu sperren – für sie wäre damit nichts gewonnen. Weil mich die dicksten Mauern und die schwersten Ketten nicht unschädlich machen könnten.“ – Er lachte hinter geschlossenem Mund auf. – „Oh, sie hat die furchtbare Art meiner Waffe genau gekannt! ... Und plötzlich, ich könnte beinahe Tag und Stunde angeben, wann es eingetreten ist, plötzlich hat sie erfaßt, daß es nur eine einzige Rettung für sie gibt: mir zuvorzukommen!“

„Banotter!“ – Ich warf mich mit dem Oberkörper über den Tisch gegen ihn vor.

Er blieb unbeweglich sitzen, auf jeden Angriff vorbereitet. – „Das sind Dinge, die man nicht auszusprechen braucht ... und die man mit Worten nicht beweisen kann. Aber der, den sie angehen, der spürt sie deutlicher, als wenn sie ihm in die Ohren gebrüllt würden. Es war so. Du kannst dich darauf verlassen. Von dieser Stunde an hat sie nur den einen Gedanken gekannt: mir zuvorzukommen! Mich aus der Welt zu schaffen! ... Freilich“ – er verzog den Mund zu einem unmerklichen, höhnischen Lächeln –, „so leicht wie ich hat sie es nicht gehabt. Es war ein Kampf mit sehr ungleichen Waffen. Und

das war mein Vorteil. Nicht besonders ritterlich vielleicht von mir als Mann. Zugegeben. Aber wenn es ums Letzte geht! ... Es bleibt mir nicht mehr viel zu ergänzen. Wir hatten schon seit Monaten getrennte Schlafzimmer. Und eines Nachts ... hab' ich meinen treuen Helfer ... hab' ich meinen geheimnisvollen dritten Arm eben wieder ausgeschickt ..."

Banotters Augen waren geschlossen, und seine Brust hob und senkte sich unter mühevollen Atemzügen, die er hörbar durch die Nase ausstieß. Und so, mit geschlossenen Augen, flüsterte er zuletzt: „Aber dieses Mal ... hab' ich es ... aus Notwehr getan ..." – Dann neigte er langsam den Oberkörper vor, immer weiter, bis er den Kopf in die über der Tischplatte verschränkten Arme barg.

Die Kellnerin berührte meine Schulter, und als ich erschreckt aufzuckte, sagte sie mir leise ins Ohr: „Keine Sorge. Ich kenn' den Herrn. Es geht ihm öfter so." – Banotter jedoch mußte sie gehört haben. Denn sobald sie sich entfernt hatte, hob er das Gesicht ein wenig und zischte ihr nach: „Blödes Frauenzimmer!"

Ich tastete behutsam nach seiner Schulter.

„Du bist ein bedauernswerter Mensch, Banotter ..."

Er richtete sich halb auf und stützte die rechte Wange in die Hand. – „Ich hab' einmal in einer Gesellschaft einen Staatsanwalt kennengelernt ... und ihm meine Geschichte erzählt. Der hat mir genau dieselben Worte gesagt wie jetzt du. Und hat mir geraten, in eine Nervenheilanstalt zu gehen ..."

„Und solltest du diesen Rat nicht befolgen?"

Er starrte an mir vorbei. – „Wozu? Ich bin ein sehr gesunder Mensch. Es wäre schade um die Zeit. Wenn ich überhaupt weiterleben will –! Außerdem ist es ein recht kostspieliges Vergnügen. Mein väterliches Vermögen hat sich nach dem Krieg in blauen Dunst aufgelöst. Ich bin auf mein Gehalt angewiesen! ... Allerdings könnte sich mein Einkommen gerade jetzt erheblich vergrößern. Wenn mir nicht im letzten Augenblick ein Außenseiter vorgezogen wird ..."

„Was für eine Stellung hast du?" fragte ich. Und er nannte jene Versicherungsgesellschaft, an deren Spitze ich demnächst treten sollte, indem er hinzufügte, daß er seit dem Ausscheiden des früheren Leiters vorläufig mit der Führung der Geschäfte betraut worden sei. Dann ließ er den Kopf wieder auf die Arme sinken.

Ich weiß bis heute nicht, ob Banotter auf irgendeinem Weg erfahren hatte, daß ich zu seinem Vorgesetzten bestimmt war. Ich verließ sogleich nach Beendigung seines Berichts die Schenke „Zur Flucht nach Ägypten", ohne daß ich ihn noch einmal aus seinem halbtrunke-

nen Dämmerzustand wachgerüttelt hätte, und reiste am nächsten Tag in die Hauptstadt zurück. Mein Freund fragte mich nicht nach den Gründen, die mich zuletzt doch noch bewogen, die angebotene Stellung auszuschlagen, und war gutmütig genug, mir bald darauf ein anderes Unterkommen zu verschaffen. Aber seit dem kurzen Aufenthalt in meinem Heimatort und seit meinem Zusammentreffen mit Banotter, der früher einmal Banaotovich hieß, habe ich, wenn sich das Gespräch in meiner Gegenwart auf transzendentales Gebiet verirrt, meine entschieden ablehnende Haltung aufgegeben.

DAS BROT

WOLFGANG BORCHERT

PLÖTZLICH WACHTE sie auf. Es war halb drei. Sie überlegte, warum sie aufgewacht war. Ach so! In der Küche hatte jemand gegen einen Stuhl gestoßen. Sie horchte nach der Küche. Es war still. Es war zu still und als sie mit der Hand über das Bett neben sich fuhr, fand sie es leer. Das war es, was es so besonders still gemacht hatte: sein Atem fehlte. Sie stand auf und tappte durch die dunkle Wohnung zur Küche. In der Küche trafen sie sich. Die Uhr war halb drei. Sie sah etwas Weißes am Küchenschrank stehen. Sie machte Licht. Sie standen sich im Hemd gegenüber. Nachts. Um halb drei. In der Küche.

Auf dem Küchentisch stand der Brotteller. Sie sah, daß er sich Brot abgeschnitten hatte. Das Messer lag noch neben dem Teller. Und auf der Decke lagen Brotkrümel. Wenn sie abends zu Bett gingen, machte sie immer das Tischtuch sauber. Jeden Abend. Aber nun lagen Krümel auf dem Tuch. Und das Messer lag da. Sie fühlte, wie die Kälte der Fliesen langsam an ihr hochkroch. Und sie sah von dem Teller weg.

„Ich dachte, hier wär was“, sagte er und sah in der Küche umher.

„Ich habe auch was gehört“, antwortete sie und dabei fand sie, daß

er nachts im Hemd doch schon recht alt aussah. So alt wie er war. Dreiundsechzig. Tagsüber sah er manchmal jünger aus. Sie sieht doch schon alt aus, dachte er, im Hemd sieht sie doch ziemlich alt aus. Aber das liegt vielleicht an den Haaren. Bei den Frauen liegt das nachts immer an den Haaren. Die machen dann auf einmal so alt.

„Du hättest Schuhe anziehen sollen. So barfuß auf den kalten Fliesen. Du erkältest dich noch."

Sie sah ihn nicht an, weil sie nicht ertragen konnte, daß er log. Daß er log, nachdem sie neununddreißig Jahre verheiratet waren.

„Ich dachte, hier wäre was", sagte er noch einmal und sah wieder so sinnlos von einer Ecke in die andere, „ich hörte hier was. Da dachte ich, hier wäre was."

„Ich hab auch was gehört. Aber es war wohl nichts." Sie stellte den Teller vom Tisch und schnippte die Krümel von der Decke.

„Nein, es war wohl nichts", echote er unsicher.

Sie kam ihm zu Hilfe: „Komm man. Das war wohl draußen. Komm man zu Bett. Du erkältest dich noch. Auf den kalten Fliesen."

Er sah zum Fenster hin. „Ja, das muß wohl draußen gewesen sein. Ich dachte, es wäre hier."

Sie hob die Hand zum Lichtschalter. Ich muß das Licht jetzt ausmachen, sonst muß ich nach dem Teller sehen, dachte sie. Ich darf doch nicht nach dem Teller sehen. „Komm man", sagte sie und machte das Licht aus, „das war wohl draußen. Die Dachrinne schlägt immer bei Wind gegen die Wand. Es war sicher die Dachrinne. Bei Wind klappert sie immer."

Sie tappten sich beide über den dunklen Korridor zum Schlafzimmer. Ihre nackten Füße platschten auf den Fußboden.

„Wind ist ja", meinte er. „Wind war schon die ganze Nacht."

Als sie im Bett lagen, sagte sie: „Ja, Wind war schon die ganze Nacht. Es war wohl die Dachrinne."

„Ja, ich dachte, es wäre in der Küche. Es war wohl die Dachrinne." Er sagte das, als ob er schon halb im Schlaf wäre.

Aber sie merkte, wie unecht seine Stimme klang, wenn er log. „Es ist kalt", sagte sie und gähnte leise, „ich krieche unter die Decke. Gute Nacht."

„Nacht", antwortete er und noch: „ja, kalt ist es schon ganz schön."

Dann war es still. Nach vielen Minuten hörte sie, daß er leise und vorsichtig kaute. Sie atmete absichtlich tief und gleichmäßig, damit er nicht merken sollte, daß sie noch wach war. Aber sein Kauen war so regelmäßig, daß sie davon langsam einschlief.

Als er am nächsten Abend nach Hause kam, schob sie ihm vier Scheiben Brot hin. Sonst hatte er immer nur drei essen können.

„Du kannst ruhig vier essen", sagte sie und ging von der Lampe weg. „Ich kann dieses Brot nicht so recht vertragen. Iß du man eine mehr. Ich vertrag es nicht so gut."

Sie sah, wie er sich tief über den Teller beugte. Er sah nicht auf. In diesem Augenblick tat er ihr leid.

„Du kannst doch nicht nur zwei Scheiben essen", sagte er auf seinen Teller.

„Doch. Abends vertrag ich das Brot nicht gut. Iß man. Iß man."

Erst nach einer Weile setzte er sich unter die Lampe an den Tisch.

UNORDNUNG UND FRÜHES LEID

THOMAS MANN

ALS HAUPTGERICHT hat es nur Gemüse gegeben, Wirsing-Koteletts; darum folgt noch ein Flammeri, hergestellt aus einem der nach Mandeln und Seife schmeckenden Puddingpulver, die man jetzt kauft, und während Xaver, der jugendliche Hausdiener, in einer gestreiften Jacke, welcher er entwachsen ist, weißwollenen Handschuhen und gelben Sandalen, ihn auftischt, erinnern die Großen ihren Vater auf schonende Art daran, daß sie heute Gesellschaft haben.

Die Großen, das sind die achtzehnjährige und braunäugige Ingrid, ein sehr reizvolles Mädchen, das zwar vor dem Abiturium steht und es wahrscheinlich auch ablegen wird, wenn auch nur, weil sie den Lehrern und namentlich dem Direktor die Köpfe bis zu absoluter Nachsicht zu verdrehen gewußt hat, von ihrem Berechtigungsschein aber keinen Gebrauch zu machen gedenkt, sondern auf Grund ihres angenehmen Lächelns, ihrer ebenfalls wohltuenden Stimme und eines ausgesprochenen und sehr amüsanten parodistischen Talentes zum

Theater drängt – und Bert, blond und siebzehnjährig, der die Schule um keinen Preis zu beenden, sondern sich so bald wie möglich ins Leben zu werfen wünscht und entweder Tänzer oder Kabarett-Rezitator oder aber Kellner werden will: dies letztere unbedingt „in Kairo" – zu welchem Ziel er schon einmal, morgens um fünf, einen knapp vereitelten Fluchtversuch unternommen hat. Er zeigt entschiedene Ähnlichkeit mit Xaver Kleinsgütl, dem gleichaltrigen Hausdiener: nicht weil er gewöhnlich aussähe – er gleicht in den Zügen sogar auffallend seinem Vater, Professor Cornelius –, sondern eher kraft einer Annäherung von der anderen Seite her, oder allenfalls vermöge einer wechselseitigen Anpassung der Typen, bei der ein weitgehender Ausgleich der Kleidung und allgemeinen Haltung die Hauptrolle spielt. Beide tragen ihr dichtes Haar auf dem Kopfe sehr lang, flüchtig in der Mitte gescheitelt, und haben folglich die gleiche Kopfbewegung, um es aus der Stirn zurückzuwerfen. Wenn einer von ihnen durch die Gartenpforte das Haus verläßt, barhaupt bei jedem Wetter, in einer Windjacke, die aus bloßer Koketterie mit einem Lederriemen gegürtet ist, und mit etwas vorgeneigtem Oberkörper, dazu noch den Kopf auf der Schulter, davonschiebt oder sich aufs Rad setzt – Xaver benutzt willkürlich die Räder seiner Herrschaft, auch die weiblichen und in besonders sorgloser Laune sogar das des Professors –, so kann Doktor Cornelius von seinem Schlafzimmerfenster aus beim besten Willen nicht unterscheiden, wen er vor sich hat, den Burschen oder seinen Sohn. Wie junge Mushiks, findet er, sehen sie aus, einer wie der andere, und beide sind sie leidenschaftliche Zigarettenraucher, wenn auch Bert nicht über die Mittel verfügt, so viele zu rauchen wie Xaver, der es auf dreißig Stück pro Tag gebracht hat, und zwar von einer Marke, die den Namen einer in Flor stehenden Kino-Diva trägt.

Die Großen nennen ihre Eltern „die Greise" – nicht hinter ihrem Rücken, sondern anredeweise und in aller Anhänglichkeit, obgleich Cornelius erst siebenundvierzig und seine Frau noch acht Jahre jünger ist. „Geschätzter Greis!" sagen sie, „treuherzige Greisin!", und die Eltern des Professors, die in seiner Heimat das bestürzte und verschüchterte Leben alter Leute führen, heißen in ihrem Munde „die Urgreise". Was die „Kleinen" betrifft, Lorchen und Beißer, die mit der „blauen Anna", so genannt nach der Bläue ihrer Backen, auf der oberen Diele essen, so reden sie nach dem Beispiel der Mutter den Vater mit Vornamen an, sagen also Abel. Es klingt unbeschreiblich drollig in seiner extravaganten Zutraulichkeit, wenn sie ihn so rufen und nennen, besonders in dem süßen Stimmklang der fünfjährigen

Eleonore, die genau aussieht wie Frau Cornelius auf ihren Kinderbildern, und die der Professor über alles liebt.

„Greislein", sagt Ingrid angenehm, indem sie ihre große, aber schöne Hand auf die des Vaters legt, der nach bürgerlichem und nicht unnatürlichem Herkommen dem Familientisch vorsitzt, und zu dessen Linken sie, der Mutter gegenüber, ihren Platz hat – „guter Vorfahr, laß dich nun sanft gemahnen, denn sicher hast du's verdrängt. Es war also heute nachmittag, daß wir unsere kleine Lustbarkeit haben sollten, unser Gänsehüpfen mit Heringssalat – da heißt es für deine Person denn Fassung bewahren und nicht verzagen, um neun Uhr ist alles vorüber."

„Ach?" sagt Cornelius mit verlängerter Miene – „Gut, gut", sagt er und schüttelt den Kopf, um sich in Harmonie mit dem Notwendigen zu zeigen. „Ich dachte nur – ist das schon fällig? Donnerstag, ja. Wie die Zeit verfliegt. Wann kommen sie denn?"

Um halb fünf, antwortet Ingrid, der ihr Bruder im Verkehr mit dem Vater den Vortritt läßt, würden die Gäste wohl einlaufen. Im Oberstock, solange er ruhe, höre er fast nichts, und von sieben bis acht halte er seinen Spaziergang. Wenn er wolle, könne er sogar über die Terrasse entweichen.

„Oh –", macht Cornelius im Sinne von ‚Du übertreibst'. Aber Bert sagt nun doch:

„Es ist der einzige Abend der Woche, an dem Wanja nicht spielen muß. Um halb sieben müßte er gehen an jedem andern. Das wäre doch schmerzlich für alle Beteiligten."

„Wanja", das ist Iwan Herzl, der gefeierte jugendliche Liebhaber des Staatstheaters, sehr befreundet mit Bert und Ingrid, die häufig bei ihm Tee trinken und ihn in seiner Garderobe besuchen. Er ist ein Künstler der neueren Schule, der in sonderbaren und, wie es dem Professor scheint, äußerst gezierten und unnatürlichen Tänzerposen auf der Bühne steht und leidvoll schreit. Einen Professor der Geschichte kann das unmöglich ansprechen, aber Bert hat sich stark unter Herzls Einfluß begeben, schwärzt sich den Rand der unteren Augenlider, worüber es zu einigen schweren, aber fruchtlosen Szenen mit dem Vater gekommen ist, und erklärt mit jugendlicher Gefühllosigkeit für die Herzenspein der Altvorderen, daß er sich Herzl nicht nur zum Vorbild nehmen wolle, falls er sich für den Tänzerberuf entscheide, sondern sich auch als Kellner in Kairo genau so zu bewegen gedenke wie er.

Cornelius verbeugt sich leicht gegen seinen Sohn, die Augenbrauen etwas hochgezogen, jene loyale Bescheidung und Selbstbeherrschung

andeutend, die seiner Generation gebührt. Die Pantomime ist frei von nachweisbarer Ironie und allgemeingültig. Bert mag sie sowohl auf sich als auch auf das Ausdruckstalent seines Freundes beziehen.

Wer sonst noch komme, erkundigt sich der Hausherr. Man nennt ihm einige Namen, ihm mehr oder weniger bekannt, Namen aus der Villenkolonie, aus der Stadt, Namen von Kolleginnen Ingrids aus der Oberklasse des Mädchengymnasiums ... Man müsse noch telephonieren, heißt es. Man müsse zum Beispiel mit Max telephonieren, Max Hergesell, stud. ing., dessen Namen Ingrid sofort in der gedehnten und näselnden Weise vorbringt, die nach ihrer Angabe die Privat-Sprechmanier aller Hergesells sein soll, und die sie auf äußerst drollige und lebenswahrscheinliche Weise zu parodieren fortfährt, so daß die Eltern vor Lachen in Gefahr kommen, sich mit dem schlechten Flammeri zu verschlucken. Denn auch in diesen Zeiten muß man lachen, wenn etwas komisch ist.

Zwischendurch ruft das Telephon im Arbeitszimmer des Professors, und die Großen laufen hinüber, denn sie wissen, daß es sie angeht. Viele Leute haben das Telephon bei der letzten Verteuerung aufgeben müssen, aber die Cornelius' haben es gerade noch halten können, wie sie die vor dem Kriege gebaute Villa bis jetzt noch haben halten können, kraft des leidlich den Umständen angepaßten Millionengehalts, das der Professor als Ordinarius für Geschichte bezieht. Das Vorstadthaus ist elegant und bequem, wenn auch etwas verwahrlost, weil Reparaturen aus Materialmangel unmöglich sind, und entstellt von eisernen Öfen mit langen Rohren. Aber es ist der Lebensrahmen des höheren Mittelstandes von ehemals, worin man nun lebt, wie es nicht mehr dazu paßt, das heißt ärmlich und schwierig, in abgetragenen und gewendeten Kleidern. Die Kinder wissen nichts anderes, für sie ist es Norm und Ordnung, es sind geborene Villenproletarier. Die Kleiderfrage kümmert sie wenig. Dies Geschlecht hat sich ein zeitgemäßes Kostüm erfunden, ein Produkt aus Armut und Pfadfindergeschmack, das im Sommer beinahe nur aus einem gegürteten Leinenkittel und Sandalen besteht. Die bürgerlichen Alten haben es schwerer.

Die Großen reden nebenan mit den Freunden, während ihre Servietten über den Stuhllehnen hängen. Es sind Eingeladene, die anrufen. Sie wollen zusagen oder absagen oder über irgend etwas verhandeln, und die Großen verhandeln mit ihnen im Jargon des Kreises, einem Rotwelsch voller Redensartlichkeit und Übermut, von dem die „Greise" selten ein Wort verstehen. Auch diese beraten unterdessen: über die Verpflegung, die man den Gästen bieten wird. Der

Professor zeigt bürgerlichen Ehrgeiz. Er möchte, daß es zum Abendessen, nach dem italienischen Salat und dem belegten Schwarzbrot eine Torte gebe, etwas Tortenähnliches; aber Frau Cornelius erklärt, daß das zu weit führen würde – die jungen Leute erwarten es gar nicht, meint sie, und die Kinder stimmen ihr zu, als sie sich noch einmal zum Flammeri setzen.

Die Hausfrau, von der die höher gewachsene Ingrid den Typus hat, ist mürbe und matt von den verrückten Schwierigkeiten der Wirtschaft. Sie müßte ein Bad aufsuchen, aber das Schwanken des Bodens unter den Füßen, das Drüber und Drunter aller Dinge machen das vorläufig untunlich. Sie denkt an die Eier, die heute unbedingt eingekauft werden müssen, und spricht davon: von den Sechstausend-Mark-Eiern, die nur an diesem Wochentage von einem bestimmten Geschäft, eine Viertelstunde von hier, in bestimmter Anzahl abgegeben werden, und zu deren Entgegennahme sich die Kinder unmittelbar nach Tische vor allem anderen aufmachen müssen. Danny, der Nachbarssohn, wird kommen, sie abzuholen, und Xaver wird sich in Zivilkleidung den jungen Herrschaften ebenfalls anschließen. Denn das Geschäft gibt nur fünf Eier pro Woche an einen und denselben Hausstand ab, und darum werden die jungen Leute einzeln, nacheinander und unter verschiedenen angenommenen Namen den Laden betreten, um zwanzig Eier im ganzen für die Villa Cornelius zu erringen: ein wöchentlicher Hauptspaß für alle Beteiligten, den Mushik Kleinsgütl nicht ausgenommen, namentlich aber für Ingrid und Bert, die außerordentlich zur Mystifikation und Irreführung ihrer Mitmenschen neigen und dergleichen auf Schritt und Tritt um seiner selbst willen betreiben, auch wenn durchaus keine Eier dabei herauskommen. Sie lieben es, sich im Trambahnwagen indirekt und auf dem Wege der Darstellung für ganz andere junge Personen auszugeben, als sie in Wirklichkeit sind, indem sie miteinander im Landesdialekt, den sie sonst gar nicht sprechen, öffentlich lange, gefälschte Gespräche führen, so recht ordinäre Gespräche, wie die Leute sie führen: das allergewöhnlichste Zeug über Politik und Lebensmittelpreise und Menschen, die es nicht gibt, so daß der ganze Wagen mit Sympathie und doch mit dem dunklen Argwohn, daß hier irgend etwas nicht stimmt, ihrer grenzenlos gewöhnlichen Zungenfertigkeit lauscht. Dann werden sie immer frecher und fangen an, sich von den Menschen, die es nicht gibt, die abscheulichsten Geschichten zu erzählen. Ingrid ist imstande, mit hoher, schwankender, ordinär zwitschernder Stimme vorzugeben, daß sie ein Ladenfräulein ist, welches ein uneheliches Kind besitzt, einen Sohn, der sadistisch veranlagt ist

und neulich auf dem Lande eine Kuh so unbeschreiblich gemartert hat, daß es für einen Christenmenschen kaum anzusehen gewesen ist. Über die Art, wie sie das Wort „gemartert" zwitschert, ist Bert dicht daran herauszuplatzen, legt aber eine schaurige Teilnahme an den Tag und tritt mit dem unglücklichen Ladenfräulein in ein langes und schauriges, zugleich verderbtes und dummes Gespräch über die Natur der krankhaften Grausamkeit ein, bis ein alter Herr, schräg gegenüber, der sein Billett zusammengefaltet zwischen Zeigefinger und Siegelring trägt, das Maß voll findet und sich öffentlich dagegen verwahrt, daß so junge Leute solche Themata (er gebraucht den griechischen Plural „Themata") in dieser Ausführlichkeit erörtern. Worauf Ingrid so tut, als ob sie in Tränen schwömme, und Bert sich den Anschein gibt, als ob er eine tödliche Wut auf den alten Herrn mit äußerster Anstrengung, aber kaum noch auf lange Zeit, unterdrücke und bändige: die Fäuste geballt, zähneknirschend und am ganzen Leibe zitternd, so daß der alte Herr, der es nur gut gemeint hat, an der nächsten Station schleunig den Wagen verläßt.

Solcherart sind die Unterhaltungen der „Großen". Das Telephon spielt eine hervorragende Rolle dabei: sie klingeln an bei aller Welt, bei Opernsängern, Staatspersonen und Kirchenfürsten, melden sich als Ladenfräulein oder als Graf und Gräfin Mannsteufel und bequemen sich nur schwer zu der Einsicht, daß sie falsch verbunden sind. Einmal haben sie die Besuchskartenschale der Eltern ausgeleert und die Karten kreuz und quer, aber nicht ohne Sinn für das Verwirrend-Halbwahrscheinliche, in die Briefkästen des Viertels verteilt, woraus viel Unruhe erwuchs, da plötzlich Gott weiß wer bei der Himmel weiß wem Besuch abgelegt zu haben schien.

Xaver, jetzt ohne Servierhandschuhe, so daß man den gelben Kettenring sieht, den er an der Linken trägt, kommt haarwerfend herein, um abzudecken, und während der Professor sein Achttausend-Mark-Dünnbier austrinkt und sich eine Zigarette anzündet, hört man die „Kleinen" sich auf Treppe und Diele tummeln. Sie kommen, wie üblich, die Eltern nach Tisch zu begrüßen, stürmen das Eßzimmer, im Kampf mit der Tür, an deren Klinke sie sich gemeinsam mit den Händchen hängen, und stapfen und stolpern mit ihren eiligen, ungeschickten Beinchen, in roten Filzhausschuhen, über denen die Söckchen faltig heruntergerutscht sind, rufend, berichtend und schwatzend über den Teppich, indem ein jedes nach seinem gewohnten Ziele steuert: Beißer zur Mutter, auf deren Schoß er mit den Knien klettert, um ihr zu sagen, wieviel er gegessen hat, und ihr zum Beweise seinen geschwollenen Bauch zu zeigen, und Lorchen zu ihrem

„Abel", – so sehr der Ihre, weil sie so sehr die Seine ist, weil sie die innige und wie alles tiefe Gefühl etwas melancholische Zärtlichkeit spürt und lächelnd genießt, mit der er ihre Klein-Mädchen-Person umfängt, die Liebe, mit der er sie anblickt und ihr fein gestaltetes Händchen oder ihre Schläfe küßt, auf der sich bläuliche Äderchen so zart und rührend abzeichnen.

Die Kinder zeigen die zugleich starke und unbestimmte, durch gleichmäßige Kleidung und Haartracht unterstützte Ähnlichkeit des Geschwisterpärchens, unterscheiden sich aber auch wieder auffallend voneinander, und zwar im Sinne des Männlichen und Weiblichen. Das ist ein kleiner Adam und eine kleine Eva, deutlich betont, – auf seiten Beißers, wie es scheint, sogar bewußt und vom Selbstgefühl her betont: von Figur schon ist er gedrungener, stämmiger, stärker, unterstreicht aber seine vierjährige Manneswürde noch in Haltung, Miene und Redeweise, indem er die Ärmchen athletisch, wie ein junger Amerikaner, von den etwas gehobenen Schultern hängen läßt, beim Sprechen den Mund hinunterzieht und seiner Stimme einen tiefen, biederen Klang zu geben sucht. Übrigens ist all diese Würde und Männlichkeit mehr angestrebt als wahrhaft in seiner Natur gesichert; denn, gehegt und geboren in wüsten, verstörten Zeiten, hat er ein recht labiles und reizbares Nervensystem mitbekommen, leidet schwer unter den Mißhelligkeiten des Lebens, neigt zu Jähzorn und Wutgetrampel, zu verzweifelten und erbitterten Tränenergüssen über jede Kleinigkeit und ist schon darum der besondere Pflegling der Mutter. Er hat kastanienbraune Kugelaugen, die leicht etwas schielen, weshalb er wohl bald eine korrigierende Brille wird tragen müssen, ein langes Näschen und einen kleinen Mund. Es sind die Nase und der Mund des Vaters, wie recht deutlich geworden, seitdem der Professor sich den Spitzbart hat abnehmen lassen und glatt rasiert geht. (Der Spitzbart war wirklich nicht länger zu halten; auch der historische Mensch bequemt sich schließlich zu solchen Zugeständnissen an die Sitten der Gegenwart.) Aber Cornelius hält sein Töchterchen auf den Knien, sein Eleonorchen, die kleine Eva – so viel graziler, im Ausdruck süßer als der Junge –, und läßt sie, indem er die Zigarette weit von ihr weghält, mit ihren feinen Händchen an seiner Brille fingern, deren zum Lesen und Fernsehen abgeteilte Gläser täglich wieder ihre Neugier beschäftigen.

Im Grunde hat er ein Gefühl dafür, daß die Vorliebe seiner Frau wohl hochherziger gewählt hat als die seine und daß die schwierige Männlichkeit Beißers vielleicht mehr wiegt als der ausgeglichenere Liebreiz seines Kindchens. Aber dem Herzen, meint er, läßt sich nicht

gebieten, und sein Herz gehört nun einmal der Kleinen, seitdem sie da ist, seitdem er sie zum erstenmal gesehen. Auch erinnert er sich fast immer, wenn er sie in den Armen hält, an dieses erste Mal: es war in einem hellen Zimmer der Frauenklinik, wo Lorchen zur Welt gekommen, in zwölfjährigem Abstand von ihren großen Geschwistern. Er trat herzu, und in dem Augenblick fast, wo er unter dem Lächeln der Mutter behutsam die Gardine von dem Puppenhimmelbettchen zog, das neben dem großen stand, und das kleine Wunder gewahrte, das da so wohlausgebildet und wie von der Klarheit süßen Ebenmaßes umflossen in den Kissen lag, mit Händchen, die schon damals, in noch viel winzigeren Maßen, so schön waren wie jetzt, mit offenen Augen, die damals himmelblau waren und den hellen Tag widerstrahlten – fast in derselben Sekunde fühlte er sich ergriffen und gebunden; es war Liebe auf den ersten Blick und für immer, ein Gefühl, das ungekannt, unerwartet und unerhofft – soweit das Bewußtsein in Frage kam – von ihm Besitz ergriff, und das er sofort mit Erstaunen und Freude als lebensendgültig verstand.

Übrigens weiß Doktor Cornelius, daß es mit der Unverhofftheit, der gänzlichen Ungeahntheit dieses Gefühls und selbst seiner völligen Unwillkürlichkeit, genau erforscht, nicht ganz richtig ist. Er versteht im Grunde, daß es ihn nicht so von ungefähr überkommen und sich mit seinem Leben verbunden hat, sondern daß er unbewußt dennoch darauf vorbereitet oder richtiger: dafür bereitet gewesen ist; daß etwas in ihm bereit war, es im gegebenen Augenblick aus sich zu erzeugen, und daß dies Etwas seine Eigenschaft als Professor der Geschichte gewesen ist – höchst sonderbar zu sagen. Aber Doktor Cornelius sagt es auch nicht, sondern weiß es eben nur manchmal, mit geheimem Lächeln. Er weiß, daß Professoren der Geschichte die Geschichte nicht lieben, sofern sie geschieht, sondern sofern sie geschehen ist; daß sie die gegenwärtige Umwälzung hassen, weil sie sie als gesetzlos, unzusammenhängend und frech, mit einem Worte, als ‚unhistorisch' empfinden, und daß ihr Herz der zusammenhängenden, frommen und historischen Vergangenheit angehört. Denn über dem Vergangenen, so gesteht sich der Universitätsgelehrte, wenn er vor dem Abendessen am Flusse spazierengeht, liegt die Stimmung des Zeitlosen und Ewigen, und das ist eine Stimmung, die den Nerven eines Geschichtsprofessors weit mehr zusagt als die Frechheiten der Gegenwart. Das Vergangene ist verewigt, das heißt: es ist tot, und der Tod ist die Quelle aller Frömmigkeit und alles erhaltenden Sinnes. Der Doktor sieht das heimlich ein, wenn er allein im Dunklen

geht. Es ist sein erhaltender Instinkt, sein Sinn für das ‚Ewige' gewesen, der sich vor den Frechheiten der Zeit in die Liebe zu diesem Töchterchen gerettet hat. Denn Vaterliebe und ein Kindchen an der Mutterbrust, das ist zeitlos und ewig und darum sehr heilig und schön. Und doch versteht Cornelius im Dunkeln, daß etwas nicht ganz recht und gut ist in dieser seiner Liebe, – er gesteht es sich theoretisch um der Wissenschaft willen ein. Sie hat ihrem Ursprunge nach etwas Tendenziöses, diese Liebe; es ist Feindseligkeit darin, Opposition gegen die geschehende Geschichte zugunsten der geschehenen, das heißt des Todes. Ja, sonderbar genug, aber wahr, gewissermaßen wahr. Seine Inbrunst für dies süße Stückchen Leben und Nachwuchs hat etwas mit dem Tode zu tun, sie hält zu ihm, gegen das Leben, und das ist in gewissem Sinne nicht ganz schön und gut – obgleich es natürlich die wahnsinnigste Askese wäre, sich wegen solcher gelegentlichen wissenschaftlichen Einsicht das liebste und reinste Gefühl aus dem Herzen zu reißen.

Er hält das Töchterchen auf dem Schoß, das seine dünnen, rosigen Beinchen von seinen Knien hängen läßt, spricht zu ihr, die Augenbrauen hochgezogen, im Ton einer zarten, spaßhaften Ehrerbietung und lauscht entzückt auf das süße, hohe Stimmchen, mit dem sie ihm antwortet und ihn „Abel" nennt. Er tauscht sprechende Blicke dabei mit der Mutter, die ihren Beißer betreut und ihn mit sanftem Vorwurf zu Vernunft und Fassung ermahnt, da er heute, gereizt durch das Leben, wieder einem Wutanfall unterlegen ist und sich wie ein heulender Derwisch benommen hat. Auch zu den „Großen" wirft Cornelius manchmal einen etwas argwöhnischen Blick hinüber, denn er hält es nicht für unmöglich, daß ihnen gewisse wissenschaftliche Einsichten seiner Abendspaziergänge auch nicht ganz fremd sind. Aber wenn dem so ist, so lassen sie es nicht merken. Hinter ihren Stühlen stehend, die Arme auf die Lehne gestützt, sehen sie wohlwollend, wenn auch mit einiger Ironie, dem elterlichen Glücke zu.

Die Kinder tragen dicke, ziegelrote, modern bestickte Künstlerkleidchen, die seinerzeit schon Bert und Ingrid gehört haben, und die ganz gleich sind, mit dem einzigen Unterschied, daß bei Beißer kleine, kurze Hosen unter dem Kittel hervorkommen. Auch den gleichen Haarschnitt tragen sie, die Pagenfrisur. Beißers Haar ist unregelmäßig blond, noch in langsamem Nachdunkeln begriffen, ungeschickt angewachsen überall, struppig, und sieht aus wie eine kleine, komische, schlechtsitzende Perücke. Lorchens dagegen ist kastanienbraun, seidenfein, spiegelnd und so angenehm wie das ganze Persönchen. Es verdeckt ihre Ohren, die, wie man weiß, ver-

schieden groß sind: das eine hat richtiges Verhältnis, das andere aber ist ausgeartet, entschieden zu groß. Der Vater holt die Ohren zuweilen hervor, um sich in starken Akzenten darüber zu verwundern, als hätte er den kleinen Schaden noch nie bemerkt, was Lorchen zugleich beschämt und amüsiert. Ihre weit auseinanderliegenden Augen sind goldig braun und haben einen süßen Schimmer, den klarsten und lieblichsten Blick. Die Brauen darüber sind blond. Ihre Nase ist noch ganz formlos, mit ziemlich dicken Nüstern, so daß die Löcher fast kreisrund sind, ihr Mündchen groß und ausdrucksvoll, mit schön geschwungener, beweglicher Oberlippe. Wenn sie lacht und ihre getrennt stehenden Perlzähne zeigt (erst einen hat sie verloren; sie hat sich das nach allen Seiten wackelnde Ding von ihrem Vater mit dem Taschentuch herausbiegen lassen, wobei sie sehr blaß geworden ist und gezittert hat), so bekommt sie Grübchen in die Wangen, die ihre charakteristische, bei aller kindlichen Weichheit etwas gehöhlte Form daher haben, daß ihr Untergesichtchen leicht vorgebaut ist. Auf der einen Wange, nahe gegen den schlichten Fall des Haares hin, hat sie einen Leberflecken mit Flaum darauf.

Im ganzen ist sie selbst von ihrem Äußeren wenig befriedigt – ein Zeichen, daß sie sich darum kümmert. Ihr Gesichtchen, urteilt sie traurig, sei leider nun einmal häßlich, dagegen „das Figürle" recht nett. Sie liebt kleine gewählte, gebildete Ausdrücke und reiht sie aneinander, wie „vielleicht, freilich, am End'". Beißers selbstkritische Sorgen betreffen mehr das Moralische. Er neigt zur Zerknirschung, hält sich auf Grund seiner Wutanfälle für einen großen Sünder und ist überzeugt, daß er nicht in den Himmel kommen wird, sondern in die „Höhle". Da hilft kein Zureden, daß Gott viel Einsicht besitze und fünf gern einmal gerade sein lasse: er schüttelt in verstockter Schwermut den Kopf mit der schlechtsitzenden Perücke und erklärt sein Eingehen in die Seligkeit für völlig unmöglich. Ist er erkältet, so scheint er ganz voll von Schleim; er rasselt und knarrt von oben bis unten, wenn man ihn nur anrührt, und hat sofort das höchste Fieber, so daß er nur so pustet. Kinds-Anna neigt denn auch zur Schwarzseherei, was seine Konstitution betrifft, und ist der Meinung, daß einen Knaben mit so „ungemein fettem Blut" jeden Augenblick der Schlag treffen könne. Einmal hat sie diesen furchtbaren Augenblick schon gekommen gewähnt: als man nämlich Beißer, zur Buße für einen berserkerhaften Wutanfall, das Gesicht zur Wand gekehrt, in die Ecke gestellt hatte – und dieses Gesicht bei zufälliger Prüfung sich als über und über blau angelaufen erwies, viel blauer als Kinds-Annas eigenes. Sie brachte das Haus auf die Beine, verkündend, daß des

Jungen allzu fettes Blut sein letztes Stündlein nun herbeigeführt habe, und der böse Beißer fand sich zu seiner gerechten Verwunderung plötzlich in angstvolle Zärtlichkeit eingehüllt, bis sich herausstellte, daß die Bläue seiner Züge nicht vom Schlagfluß, sondern von der gestrichenen Wand des Kinderzimmers herrührte, die ihr Indigo an sein tränenüberschwemmtes Gesicht abgegeben hatte.

Kinds-Anna ist ebenfalls mit eingetreten und mit zusammengelegten Händen an der Tür stehen geblieben: in weißer Schürze, mit öliger Frisur, Gänseaugen und einer Miene, in der sich die strenge Würde und Beschränktheit malt. „Die Kinder", erklärt sie, stolz auf ihre Pflege und Unterweisung, „entziffern sich wunderbar." Siebzehn vereiterte Zahnstümpfe hat sie sich kürzlich entfernen und sich ein ebenmäßiges Kunstgebiß gelber Zähne mit dunkelrotem Kautschukgaumen dafür anmessen lassen, das nun ihr Bäuerinnengesicht verschönt. Ihr Geist ist von der eigentümlichen Vorstellung umfangen, daß ihr Gebiß den Gesprächsstoff weiter Kreise bildet, daß gleichsam die Spatzen diese Angelegenheit von den Dächern pfeifen. „Es hat viel unnützes Gerede gegeben", sagt sie streng und mystisch, „weil ich mir bekanntlich Zähne habe setzen lassen." Überhaupt neigt sie zu dunklen und undeutlichen, dem Verständnis anderer nicht angepaßten Reden, wie zum Beispiel von einem Doktor Bleifuß, den jedes Kind kenne, und „da wohnen mehr im Haus", sagte sie, „die sich für ihn ausgeben." Man kann nur nachgiebig darüber hinweggehen. Sie lehrt die Kinder schöne Gedichte, wie zum Beispiel:

Eisenbahn, Eisenbahn,
Lokomotiv'.
Fahrt sie fort, bleibt sie da,
Tut sie einen Pfief.

Oder jenen zeitgemäß entbehrungsreichen, dabei aber vergnügten Wochenküchenzettel, der lautet:

Montag fängt die Woche an.
Dienstag sind wir übel dran.
Mittwoch sind wir mitten drin.
Donnerstag gibt's Kümmerling.
Freitag gibt's gebratnen Fisch.
Samstag tanzen wir um den Tisch.
Sonntag gibt es Schweinebrätle
Und dazu ein gut's Salätle.

Oder auch einen gewissen Vierzeiler von unbegreiflicher und ungelöster Romantik:

Macht auf das Tor, macht auf das Tor,
Es kommt ein großer Wagen.
Wer sitzt in diesem Wagen?
Ein Herr mit goldenen Haaren!

Oder endlich die schrecklich aufgeräumte Ballade von Mariechen, die auf einem Stein, einem Stein, einem Stein saß und sich ihr gleichfalls goldnes Haar, goldnes Haar, goldnes Haar kämmte. Und von Rudolf, der ein Messer raus, Messer raus, Messer rauszog, und mit dem es denn auch ein fürchterliches Ende nahm.

Lorchen sagt und singt das alles ganz reizend mit ihrem beweglichen Mäulchen und ihrer süßen Stimme – viel besser als Beißer. Sie macht alles besser als er, und er bewundert sie denn auch ehrlich und ordnet sich ihr, von Anfällen der Auflehnung und des raufsüchtigen Kollers abgesehen, in allen Stücken unter. Oft unterrichtet sie ihn wissenschaftlich, erklärt ihm die Vögel im Bilderbuch, macht sie ihm namhaft: den Wolkenfresser, den Hagelfresser, den Rabenfresser. Das muß er nachsprechen. Auch medizinisch unterweist sie ihn, lehrt ihn Krankheiten, wie Brustentzündung, Blutentzündung und Luftentzündung. Wenn er nicht achtgibt und es nicht nachsprechen kann, stellt sie ihn in die Ecke. Einmal hat sie ihm noch dazu eine Ohrfeige gegeben, aber darüber hat sie sich so geschämt, daß sie sich selber auf längere Zeit in die Ecke gestellt hat.

Ja, sie kommen gut miteinander aus, sind ein Herz und eine Seele. Alles erleben sie gemeinsam, alle Abenteuer. Sie kommen nach Hause und erzählen noch ganz erregt und wie aus einem Munde, daß sie auf der Landstraße „zwei Kuhli-Muhli und ein Kalbfleisch“ gesehen haben. Mit den Dienstboten unten, mit Xaver und den Damen Hinterhöfer, zwei ehemals bürgerlichen Schwestern, die „au pair“, wie man sagt, das ist gegen Kost und Logis, die Ämter der Köchin und des Zimmermädchens versehen, leben sie auf vertrautem Fuß, empfinden wenigstens zeitweise eine gewisse Verwandtschaft des Verhältnisses dieser Unteren zu den Eltern mit dem ihren. Sind sie gescholten worden, so gehen sie in die Küche und sagen: „Unsere Herrschaften sind bös!“ Dennoch aber ist es ein schöneres Spielen mit den Oberen und namentlich mit „Abel“, wenn er nicht lesen und schreiben muß. Ihm fallen wundervollere Dinge ein als Xaver und den Damen. Die beiden spielen, daß sie „vier Herren“ sind und

spazierengehen. Dann macht „Abel“ ganz krumme Knie, so daß er ebenso klein ist wie sie, und geht so mit spazieren, Hand in Hand mit ihnen, wovon sie nicht genug haben können. Den ganzen Tag könnten sie, alles in allem fünf Herren, mit dem klein gewordenen „Abel“ rund um das Eßzimmer spazierengehn.

Ferner ist da das äußerst spannende Kissenspiel, darin bestehend, daß eines der Kinder, aber meistens Lorchen, sich, scheinbar unbemerkt von Abel, auf seinen Stuhl am Eßtisch setzt und mäuschenstill sein Kommen erwartet. In der Luft herumblickend und unter Reden, die laut und stark dem Vertrauen auf die Bequemlichkeit seines Stuhles Ausdruck geben, nähert er sich und nimmt auf Lorchen Platz. „Wie?“ sagt er. „Was?“ Und rückt hin und her, ohne das versteckte Kichern zu hören, das hinter ihm laut wird. „Man hat mir ein Kissen auf meinen Stuhl gelegt? Was für ein hartes, unregelmäßiges, vertracktes Kissen ist das, auf dem ich so auffallend unbequem sitze?“ Und immer stärker rutscht er auf dem befremdenden Kissen hin und her und greift hinter sich in das entzückte Kichern und Quieken hinein, bis er sich endlich umwendet und eine große Entdeckungs- und Erkennungsszene das Drama beschließt. Auch dieses Spiel büßt durch hundertfache Wiederholung nichts von seinen Spannungsreizen ein.

Heut kommt es nicht zu solchen Vergnügungen. Die Unruhe des bevorstehenden Festes der „Großen“ liegt in der Luft, dem noch der Einkauf mit verteilten Rollen vorangehen muß: Lorchen hat nur eben „Eisenbahn, Eisenbahn“ rezitiert und Doktor Cornelius gerade zu ihrer Beschämung entdeckt, daß ja ihre Ohren ganz verschieden groß sind, als Danny, der Nachbarssohn, eintrifft, um Bert und Ingrid abzuholen; und auch Xaver hat schon seine gestreifte Livree mit der Ziviljacke vertauscht, die ihm sofort ein etwas strizzihaftes, wenn auch immer noch flottes und sympathisches Aussehen verleiht. So suchen denn die Kleinen mit Kinds-Anna ihr Reich im Obergeschoß wieder auf, während der Professor sich in sein Arbeitszimmer zurückzieht, um zu lesen, wie es nach Tische seine Gewohnheit ist, und seine Frau Gedanken und Tätigkeit auf die Anchovis-Brötchen und den italienischen Salat richtet, die für die Tanzgesellschaft vorzubereiten sind. Sie muß, bevor die Jugend eintrifft, auch noch zu Rade mit ihrer Einkaufstasche zur Stadt fahren, um eine Summe Geldes, die sie in Händen hat, und die sie nicht der Entwertung aussetzen darf, in Lebensmittel umzusetzen.

Cornelius liest, in seinen Stuhl zurückgelehnt. Die Zigarre zwischen Zeige- und Mittelfinger, liest er im Macaulay etwas nach über

die Entstehung der englischen Staatsschuld zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts und danach bei einem französischen Autor etwas über die wachsende Verschuldung Spaniens gegen Ende des sechzehnten – beides für sein Kolleg von morgen vormittag. Denn er will Englands überraschende wirtschaftliche Prosperität von damals vergleichen mit den verhängnisvollen Wirkungen, die die Staatsverschuldung hundert Jahre früher in Spanien zeitigte, und die ethischen und psychologischen Ursachen dieses Unterschiedes analysieren. Das gibt ihm nämlich Gelegenheit, von dem England Wilhelms III., um das es sich eigentlich gerade handelt, auf das Zeitalter Philipps II. und der Gegenreformation zu kommen, das sein Steckenpferd ist und über das er selbst ein verdienstvolles Buch geschrieben hat – ein vielzitiertes Werk, dem er sein Ordinariat verdankt. Während seine Zigarre zu Ende geht und dabei etwas zu schwer wird, bewegt er bei sich ein paar leise melancholisch gefärbte Sätze, die er morgen vor seinen Studenten sprechen will, über den sachlich aussichtslosen Kampf des langsamen Philipp gegen das Neue, den Gang der Geschichte, die reichzersetzenden Kräfte des Individuums und der germanischen Freiheit, über diesen vom Leben verurteilten und also auch von Gott verworfenen Kampf beharrender Vornehmheit gegen die Mächte des Fortschritts und der Umgestaltung. Er findet die Sätze gut und feilt noch daran, während er die benutzten Bücher wieder einräumt und hinauf in sein Schlafzimmer geht, um seinem Tag die gewohnte Zäsur zu geben, diese Stunde bei geschlossenen Läden und mit geschlossenen Augen, die er braucht, und die heute, wie ihm nach der wissenschaftlichen Ablenkung wieder einfällt, im Zeichen häuslicher Unruhe stehen wird. Er lächelt über das schwache Herzklopfen, das diese Erinnerung ihm verursacht; in seinem Kopfe vermischen sich die Satzentwürfe über den in schwarzes Seidentuch gekleideten Philipp mit dem Gedanken an den Hausball der Kinder, und so schläft er auf fünf Minuten ein.

Wiederholt, während er liegt und ruht, hört er die Hausglocke gehen, die Gartenpforte zufallen, und jedesmal empfindet er einen kleinen Stich der Erregung, Erwartung und Beklemmung bei dem Gedanken, daß es die jungen Leute sind, die eintreffen und schon die Diele zu füllen beginnen. Jedesmal wieder lächelt er bei sich selbst über den Stich, aber auch dieses Lächeln noch ist ein Ausdruck einer Nervosität, die natürlich übrigens auch etwas Freude enthält; denn wer freute sich nicht auf ein Fest. Um halb fünf (es ist schon Abend) steht er auf und erfrischt sich am Waschtisch. Die Waschschüssel ist seit einem Jahre entzwei. Es ist eine Kippschüssel, die an einer Seite

aus dem Gelenke gebrochen ist und nicht repariert werden kann, weil keine Handwerker kommen, und nicht erneuert, weil kein Geschäft in der Lage ist, eine zu liefern. So ist sie notdürftig über ihrem Ablauf an den Rändern der Marmorplatte aufgehängt und kann nur entleert werden, indem man sie mit beiden Händen hochhebt und ausgießt. Cornelius schüttelt, wie täglich mehrmals, den Kopf über die Schüssel, macht sich dann fertig – mit Sorgfalt übrigens; er putzt unter dem Deckenlicht seine Brille vollkommen blank und durchsichtig – und tritt den Gang hinunter ins Eßzimmer an.

Als er unterwegs die Stimmen hört, die drunten ineinandergehen, und das Grammophon, das schon in Bewegung gesetzt ist, nimmt seine Miene einen gesellschaftlich verbindlichen Ausdruck an. ‚Bitte, sich nicht stören zu lassen!‘ beschließt er zu sagen und geradeswegs ins Eßzimmer zum Tee zu gehen. Der Satz erscheint ihm als das gegebene Wort der Stunde: heiter-rücksichtsvoll nach außen, wie es ist, und eine gute Brustwehr für ihn selber.

Die Diele ist hell erleuchtet; alle elektrischen Kerzen des Kronleuchters brennen, bis auf eine ganz ausgebrannte. Auf einer unteren Stufe der Treppe bleibt Cornelius stehen und überblickt die Diele. Sie nimmt sich hübsch aus im Licht, mit der Marées-Kopie über dem Backsteinkamin, der Täfelung, die übrigens weiches Holz ist, und dem roten Teppich, darauf die Gäste umherstehen, plaudernd, in den Händen Teetassen und halbe Brotscheiben, die mit Anchovispaste bestrichen sind. Festatmosphäre, ein leichter Dunst von Kleidern, Haar und Atem webt über der Diele, charakteristisch und erinnerungsvoll. Die Tür zur Garderobe ist offen, denn noch kommen neue Geladene.

Gesellschaft blendet im ersten Augenblick; der Professor sieht nur das allgemeine Bild. Er hat nicht bemerkt, daß Ingrid, in dunklem Seidenkleid mit weißem plissierten Schulterüberfall und bloßen Armen, dicht vor ihm mit Freunden am Fuße der Stufen steht. Sie nickt und lächelt mit ihren schönen Zähnen zu ihm herauf.

„Ausgeruht?“ fragt sie leise, unter vier Augen. Und als er sie mit ungerechtfertigter Überraschung erkennt, macht sie ihn mit den Freunden bekannt.

„Darf ich dir Herrn Zuber vorstellen?“ sagt sie. „Das ist Fräulein Plaichinger.“

Herr Zuber ist dürftigen Ansehens, die Plaichinger dagegen eine Germania, blond, üppig und locker gekleidet, mit Stumpfnase und der hohen Stimme beleibter Frauen, wie sich herausstellt, als sie dem Professor auf seine artige Begrüßung antwortet.

„Oh, herzlich willkommen", sagt er. „Das ist ja schön, daß Sie uns die Ehre schenken. Coabiturientin wahrscheinlich?"

Herr Zuber ist Golfklub-Genosse Ingrids. Er steht im Wirtschaftsleben, ist in der Brauerei seines Onkels tätig, und der Professor scherzt einen Augenblick mit ihm über das dünne Bier, indem er tut, als ob er den Einfluß des jungen Zuber auf die Qualität des Bieres grenzenlos überschätze. „Aber wollen Sie sich doch ja nicht stören lassen!" sagt er dann und will ins Eßzimmer hinübergehen.

„Da kommt ja auch Max", sagt Ingrid. „Nun, Max, du Schlot, was bummelst du so spät heran zu Spiel und Tanz!"

Das duzt sich allgemein und geht miteinander um, wie es den Alten ganz fremd ist: von Züchtigkeit, Galanterie und Salon ist wenig zu spüren.

Ein junger Mensch mit weißer Hemdbrust und schmaler Smokingschleife kommt von der Garderobe her zur Treppe und grüßt, – brünett, aber rosig, rasiert natürlich, aber mit einem kleinen Ansatz von Backenbart neben den Ohren, ein bildhübscher Junge, – nicht lächerlich und lodernd schön wie ein Violin-Zigeuner, sondern hübsch auf eine sehr angenehme, gesittete und gewinnende Art, mit freundlichen, schwarzen Augen, und der Smoking sitzt ihm sogar noch etwas ungeschickt.

„Na, na, nicht schimpfen, Cornelia. Das blöde Kolleg", sagt er; und Ingrid stellt ihn dem Vater vor als Herrn Hergesell.

So, das ist also Herr Hergesell. Wohlerzogen bedankt er sich beim Hausherrn, der ihm die Hand schüttelt, für die freundliche Einladung. „Ich zügele etwas nach", sagt er und macht einen kleinen sprachlichen Scherz. „Ausgerechnet Bananen muß ich heute bis vier Uhr Kolleg haben; und dann sollte ich doch noch nach Hause, mich umziehen." Hierauf spricht er von seinen Pumps, mit denen er eben in der Garderobe große Plage gehabt haben will.

„Ich habe sie im Beutel mitgebracht", erzählt er. „Es geht doch nicht, daß wir Ihnen hier mit den Straßenschuhen den Teppich zertrampeln. Nun hatte ich aber verblendeterweise keinen Schuhlöffel eingesteckt und konnte bei Gott nicht hineinkommen, haha, stellen Sie sich vor, eine unglaubliche Kiste! Mein Lebtag habe ich nicht so enge Pumps gehabt. Die Nummern fallen verschieden aus, es ist kein Verlaß darauf, und dann ist das Zeug auch hart heutzutage – schauen Sie, das ist kein Leder, das ist Gußeisen! Den ganzen Zeigefinger habe ich mir zerquetscht..." Und er weist zutraulich seinen geröteten Zeigefinger vor, indem er das Ganze noch einmal als eine „Kiste" bezeichnet, und zwar als eine ekelhafte. Er spricht wirklich ganz so,

wie Ingrid es nachgemacht hat: nasal und auf besondere Weise gedehnt, aber offenbar ohne jede Affektation, sondern eben nur, weil es so in der Art aller Hergesells liegt.

Doktor Cornelius rügt es, daß kein Schuhlöffel in der Garderobe ist, und erweist dem Zeigefinger alle Teilnahme. „Nun dürfen Sie sich aber absolut nicht stören lassen", sagt er. „Auf Wiedersehen!" Und er geht über die Diele ins Eßzimmer.

Auch dort sind Gäste; der Familientisch ist lang ausgezogen, und es wird Tee daran getrunken. Aber der Professor geht geradeswegs in den mit Stickerei ausgeschlagenen und von einem eigenen kleinen Deckenkörper besonders beleuchteten Winkel, an dessen Rundtischchen er Tee zu trinken pflegt. Er findet dort seine Frau im Gespräch mit Bert und zwei anderen jungen Herren. Der eine ist Herzl; Cornelius kennt und begrüßt ihn. Der andere heißt Möller, – ein Wandervogel-Typ, der bürgerliche Festkleider offenbar weder besitzt noch besitzen will (im Grunde gibt es das gar nicht mehr), ein junger Mensch, der fern davon ist, ‚Herrn' zu spielen (das gibt es im Grunde auch nicht mehr), – in gegürteter Bluse und kurzer Hose, mit einer dicken Haartolle, langem Hals und einer Hornbrille. Er ist im Bankfach tätig, wie der Professor erfährt, ist aber außerdem etwas wie ein künstlerischer Folklorist, ein Sammler und Sänger von Volksliedern aus allen Zonen und Zungen. Auch heute hat er auf Wunsch seine Gitarre mitgebracht. Sie hängt noch im Wachstuchsack in der Garderobe.

Schauspieler Herzl ist schmal und klein, hat aber einen mächtigen schwarzen Bartwuchs, wie man an der überpuderten Rasur erkennt. Seine Augen sind übergroß, glutvoll und tief schwermütig; dabei hat er jedoch außer dem vielen Rasierpuder offenbar auch etwas Rot aufgelegt – das matte Karmesin auf der Höhe seiner Wangen ist sichtlich kosmetischer Herkunft. Sonderbar, denkt der Professor. Man sollte meinen, entweder Schwermut oder Schminke. Zusammen bildet es doch einen seelischen Widerspruch. Wie mag ein Schwermütiger sich schminken? Aber da haben wir wohl eben die besondere, fremdartige seelische Form des Künstlers, die diesen Widerspruch möglich macht, vielleicht geradezu daraus besteht. Interessant und kein Grund, es an Zuvorkommenheit fehlen zu lassen. Es ist eine legitime Form, eine Urform ... „Nehmen Sie etwas Zitrone, Herr Hofschauspieler!"

Hofschauspieler gibt es gar nicht mehr, aber Herzl hört den Titel gern, obgleich er ein revolutionärer Künstler ist. Das ist auch so ein Widerspruch, der zu seiner seelischen Form gehört. Mit Recht setzt der Professor sein Vorhandensein voraus und schmeichelt ihm, ge-

wissermaßen zur Sühne für den geheimen Anstoß, den er an dem leichten Auftrag von Rouge auf Herzls Wangen genommen.

„Allerverbindlichsten Dank, verehrter Herr Professor!“ sagt Herzl so überstürzt, daß nur seine hervorragende Sprechtechnik eine Entgleisung seiner Zunge verhütet. Überhaupt ist sein Verhalten gegen die Wirte und gegen den Hausherrn im besonderen von dem größten Respekt, ja von fast übertriebener und unterwürfiger Höflichkeit getragen. Es ist, als habe er ein schlechtes Gewissen wegen des Rouge, das aufzulegen er zwar innerlich gezwungen war, das er aber selbst aus der Seele des Professors heraus mißbilligt, und mit dem er durch größte Bescheidenheit gegen die nicht geschminkte Welt zu versöhnen sucht.

Man unterhält sich, während man Tee trinkt, von Möllers Volksliedern, von spanischen, baskischen Volksliedern, und von da kommt man auf die Neu-Einstudierung von Schillers ‚Don Carlos‘ im Staatstheater, eine Aufführung, in der Herzl die Titelrolle spielt. Er spricht von seinem Carlos. „Ich hoffe“, sagt er, „mein Carlos ist aus einem Guß.“ Auch von der übrigen Besetzung ist kritisch die Rede, von den Werten der Inszenierung, dem Milieu, und schon sieht sich der Professor wieder in sein Fahrwasser bugsiert, auf das Spanien der Gegenreformation gebracht, was ihn fast peinlich dünkt. Er ist ganz unschuldig daran, hat gar nichts getan, dem Gespräch diese Wendung zu geben. Er fürchtet, daß es aussehen könnte, als habe er die Gelegenheit gesucht, zu dozieren, wundert sich und wird darüber schweigsam. Es ist ihm lieb, daß die Kleinen an den Tisch kommen, Lorchen und Beißer. Sie haben blaue Sammetkleidchen an, ihr Sonntagshabit, und wollen ebenfalls bis zur Schlafensstunde auf ihre Art an dem Feste der Großen teilnehmen. Schüchtern und mit großen Augen sagen sie den Fremden guten Tag, müssen ihre Namen und ihr Alter sagen. Herr Möller sieht sie nur ernsthaft an, aber Schauspieler Herzl zeigt sich völlig berückt, beglückt und entzückt von ihnen. Er segnet sie geradezu, hebt die Augen zum Himmel und faltet die Hände vor seinem Mund. Es kommt ihm gewiß von Herzen, aber die Gewöhnung an die Wirkungsbedingungen des Theaters macht seine Worte und Taten fürchterlich falsch, und außerdem scheint es, als solle auch seine Devotion vor den Kindern mit dem Rouge auf der Höhe seiner Wangen versöhnen.

Der Teetisch der Gäste hat sich schon geleert, auf der Diele wird nun getanzt, die Kleinen laufen dorthin, und der Professor zieht sich zurück. „Recht viel Vergnügen!“ sagt er, indem er den Herren Möller und Herzl, die aufgesprungen sind, die Hand schüttelt. Und er geht

in sein Arbeitszimmer hinüber, sein gefriedetes Reich, wo er die Rolläden herunterläßt, die Schreibtischlampe andreht und sich zu seiner Arbeit setzt.

Es ist Arbeit, die sich bei unruhiger Umgebung zur Not erledigen läßt: ein paar Briefe, ein paar Exzerpte. Natürlich ist Cornelius zerstreut. Er hängt kleinen Eindrücken nach, den ungeschmeidigen Pumps des Herrn Hergesell, der hohen Stimme in dem dicken Körper der Plaichinger. Auch auf Möllers baskische Liedersammlung gehen seine Gedanken zurück, während er schreibt oder zurückgelehnt ins Leere blickt, auf Herzls Demut und Übertriebenheit, „seinen" Carlos und Philipps Hof. Mit Gesprächen, findet er, ist es geheimnisvoll. Sie sind gefügig, gehen ganz ungelenkt einem insgeheim dominierenden Interesse nach. Er meint das öfters beobachtet zu haben. Zwischendurch lauscht er auf die übrigens keineswegs lärmenden Geräusche des Hausballes draußen. Nur einiges Reden, nicht einmal Tanzgeschlürf ist zu hören. Sie schlürfen und kreisen ja nicht, sie gehen sonderbar auf dem Teppich herum, der sie nicht stört, ganz anders angefaßt, als es zu seiner Zeit geschah, zu den Klängen des Grammophons, denen er hauptsächlich nachhängt, diesen sonderbaren Weisen der neuen Welt, jazzartig instrumentiert, mit allerlei Schlagzeug, das der Apparat vorzüglich wiedergibt, und dem schnalzenden Geknack der Kastagnetten, die aber eben nur als Jazz-Instrument und durchaus nicht spanisch wirken. Nein, spanisch nicht. Und er ist wieder bei seinen Berufsgedanken.

Nach einer halben Stunde fällt ihm ein, daß es nicht mehr als freundlich von ihm wäre, mit einer Schachtel Zigaretten zu der Lustbarkeit beizutragen. Es geht nicht an, findet er, daß die jungen Leute ihre eigenen Zigaretten rauchen, – obgleich sie selbst sich wohl nicht viel dabei denken würden. Und er geht ins leere Eßzimmer und nimmt aus dem Wandschränkchen eine Schachtel von seinem Vorrat, nicht gerade die besten, oder doch nicht gerade die, die er selber am liebsten raucht, ein etwas zu langes und dünnes Format, das er nicht ungern los wird bei dieser Gelegenheit, denn schließlich sind es ja junge Leute. Er geht damit auf die Diele, hebt lächelnd die Schachtel hoch und stellt sie offen auf die Kaminplatte, um sich sogleich und nur unter leichter Umschau wieder gegen sein Zimmer zu wenden.

Eben ist Tanzpause, der Musikapparat schweigt. Man steht und sitzt an den Rändern der Diele plaudernd umher, an dem Mappentisch vor den Fenstern, auf den Stühlen vor dem Kamin. Auch auf den Stufen der eingebauten Treppe, ihrem reichlich schadhaften Plüschläufer, sitzt junge Welt amphitheatralisch: Max Hergesell zum

Beispiel sitzt dort mit der üppig-hochstimmigen Plaichinger, die ihm ins Gesicht blickt, während er halb liegend zu ihr spricht, den einen Ellbogen hinter sich auf die nächsthöhere Stufe gestützt und mit der anderen Hand zu seinen Reden gestikulierend. Die Hauptfläche des Raumes ist leer; nur in der Mitte, gerade unter dem Kronleuchter, sieht man die beiden Kleinen in ihren blauen Kleidchen, ungeschickt umschlungen, sich still, benommen und langsam um sich selber drehen. Cornelius beugt sich im Vorbeigehen zu ihnen nieder und streicht ihnen mit einem guten Wort über das Haar, ohne daß sie sich dadurch stören ließen in ihrem kleinen, ernsthaften Tun. Aber an seiner Türe sieht er noch, wie stud. ing. Hergesell, wahrscheinlich weil er den Professor bemerkt hat, sich mit dem Ellbogen von der Stufe abstößt, herunterkommt und Lorchen aus den Ärmchen ihres Bruders nimmt, um selber drollig und ohne Musik mit ihr zu tanzen. Beinahe wie Cornelius selbst macht er es, wenn dieser mit den „vier Herren" spazierengeht, beugt tief die Knie, indem er sie anzufassen sucht wie eine Große, und macht einige Shimmy-Schritte mit dem verschämten Lorchen. Wer es bemerkt, amüsiert sich sehr. Es ist das Zeichen, das Grammophon wieder laufen zu lassen, den Tanz allgemein wieder aufzunehmen. Der Professor, den Türgriff in der Hand, sieht einen Augenblick nickend und mit den Schultern lachend zu und tritt in sein Zimmer. Noch einige Minuten lang halten seine Züge das Lächeln von draußen mechanisch fest.

Er blättert wieder bei seiner Schirmlampe und schreibt, erledigt ein paar anspruchslose Sachlichkeiten. Nach einer Weile beobachtet er, daß die Gesellschaft sich von der Diele in den Salon seiner Frau hinüberzieht, welcher sowohl mit der Diele als auch mit seinem Zimmer Verbindung hat. Dort wird nun gesprochen, und Gitarrenklänge mischen sich versuchend darein. Herr Möller will also singen, und er singt auch schon. Zu tönenden Gitarrengriffen singt der junge Beamte mit kräftiger Baßstimme ein Lied in fremder Sprache – kann sein, daß es Schwedisch ist; mit voller Bestimmtheit vermag der Professor es bis zum Schluß, dem mit großem Beifall aufgenommenen Schluß, nicht zu erkennen. Eine Portière hinter der Tür zum Salon, die dämpft den Schall. Als ein neues Lied beginnt, geht Cornelius vorsichtig hinüber.

Es ist halb dunkel im Salon. Nur die verhüllte Stehlampe brennt, und in ihrer Nähe sitzt Möller mit übergeschlagenem Bein auf dem Truhenpolster und greift mit dem Daumen in die Saiten. Die Anordnung des Publikums ist zwanglos, trägt das Gepräge lässigen Notbehelfs, da für so viele Zuhörer nicht Sitzplätze vorhanden sind.

Einige stehen, aber viele, auch junge Damen, sitzen einfach am Boden, auf dem Teppich, die Knie mit den Armen umschlungen oder auch die Beine vor sich gestreckt. Hergesell zum Beispiel, wiewohl im Smoking, sitzt so an der Erde, zu Füßen des Flügels, und neben ihm die Plaichinger. Auch die „Kleinen" sind da: Frau Cornelius, in ihrem Lehnstuhl dem Sänger gegenüber, hält sie beide auf dem Schoß, und Beißer, der Barbar, fängt in den Gesang hinein laut zu reden an, so daß er durch Zischen und Fingerdrohen eingeschüchtert werden muß. Nie würde Lorchen sich so etwas zuschulden kommen lassen: sie hält sich zart und still auf dem Knie der Mutter. Der Professor sucht ihren Blick, um seinem Kindchen heimlich zuzuwinken; aber sie sieht ihn nicht, obgleich sie auch den Künstler nicht zu beachten scheint. Ihre Augen gehen tiefer.

Möller singt den ‚Joli tambour':

Sire, mon roi, donnez-moi votre fille –

Alle sind entzückt. „Wie gut!" hört man Hergesell in der nasalen und besonderen, gleichsam verwöhnten Art aller Hergesells sagen. Es folgt dann etwas Deutsches, wozu Herr Möller selbst die Melodie komponiert hat, und was stürmischen Beifall bei der Jugend findet, ein Bettlerlied:

Bettelweibel will kirfarten gehn,
Jejucheh!
Bettelmandl will a mitgehn,
Tideldumteideh.

Geradezu Jubel herrscht nach dem fröhlichen Bettlerlied. „Wie ausnehmend gut!" sagt Hergesell wieder auf seine Art. Noch etwas Ungarisches kommt, auch ein Schlager, in der wildfremden Originalsprache vorgetragen, und Möller hat starken Erfolg. Auch der Professor beteiligt sich ostentativ an dem Applaus. Dieser Einschlag von Bildung und historisierend-rückblickender Kunstübung in die Shimmy-Geselligkeit erwärmt ihn. Er tritt an Möller heran, gratuliert ihm und unterhält sich mit ihm über das Vorgetragene, über seine Quellen, ein Liederbuch mit Noten, das Möller ihm zur Einsichtnahme zu leihen verspricht. Cornelius ist um so liebenswürdiger gegen ihn, als er, nach Art aller Väter, die Gaben und Werte des fremden jungen Menschen sofort mit denen seines eigenen Sohnes vergleicht und Unruhe, Neid und Beschämung dabei empfindet. Da ist nun dieser Möl-

ler, denkt er, ein tüchtiger Bankbeamter. (Er weiß gar nicht, ob Möller in der Bank so sehr tüchtig ist.) Und dabei hat er noch dies spezielle Talent aufzuweisen, zu dessen Ausbildung natürlich Energie und Studium gehört haben. Dagegen mein armer Bert, der nichts weiß und nichts kann und nur daran denkt, den Hanswursten zu spielen, obgleich er gewiß nicht einmal dazu Talent hat! – Er möchte gerecht sein, sagt sich versuchsweise, daß Bert bei alledem ein feiner Junge ist, mit mehr Fonds vielleicht als der erfolgreiche Möller; daß möglicherweise ein Dichter in ihm steckt oder so etwas, und daß seine tänzerischen Kellnerpläne bloß knabenhaftes und zeitverstörtes Irrlichtelieren sind. Aber sein neidvoller Vaterpessimismus ist stärker. – Als Möller noch einmal zu singen beginnt, geht Doktor Cornelius wieder zu sich hinüber.

Es wird sieben, während er es bei geteilter Aufmerksamkeit treibt wie bisher; und da ihm noch ein kurzer, sachlicher Brief einfällt, den er ganz gut jetzt schreiben kann, wird es – denn Schreiben ist ein sehr starker Zeitvertreib – beinahe halb acht. Halb neun Uhr soll der italienische Salat eingenommen werden, und so heißt es denn nun ausgehen für den Professor, seine Post einwerfen und sich im Winterdunkel sein Quantum Luft und Bewegung zu verschaffen. Längst ist der Ball auf der Diele wieder eröffnet; er muß hindurch, um zu seinem Mantel und seinen Überschuhen zu gelangen, aber das hat weiter nichts Spannendes mehr: er ist ja ein wiederholt gesehener Hospitant bei der Jugendgeselligkeit und braucht nicht zu fürchten, daß er stört. Er tritt hinaus, nachdem er seine Papiere verwahrt und seine Briefe an sich genommen, und verweilt sich sogar etwas auf der Diele, da er seine Frau in einem Lehnstuhl neben der Tür seines Zimmers sitzend findet.

Sie sitzt dort und sieht zu, zuweilen besucht von den „Großen" und anderen jungen Leuten, und Cornelius stellt sich neben sie und blickt ebenfalls lächelnd in das Treiben, das nun offenbar auf den Höhepunkt seiner Lebhaftigkeit gekommen ist. Es sind noch mehr Zuschauer da: die blaue Anna, in strenger Beschränktheit, steht an der Treppe, weil die „Kleinen" der Festivität nicht satt werden, und weil sie achtgeben muß, daß Beißer sich nicht zu heftig dreht und so sein allzu fettes Blut in gefährliche Wallung bringt. Aber auch die untere Welt will etwas vom Tanzvergnügen der Großen haben: sowohl die Damen Hinterhöfer als auch Xaver stehen an der Tür zur Anrichte und unterhalten sich mit Zusehen. Fräulein Walburga, die ältere der deklassierten Schwestern und der kochende Teil (um sie nicht geradezu als Köchin zu bezeichnen, da sie es nicht gerne hört),

schaut mit braunen Augen durch ihre dick geschliffene Rundbrille, deren Nasenbügel, damit er nicht drücke, mit einem Leinenläppchen umwunden ist – ein gutmütig-humoristischer Typ, während Fräulein Cäcilia, die jüngere, wenn auch nicht eben junge, wie stets eine äußerst süffisante Miene zur Schau trägt – in Wahrung ihrer Würde als ehemalige Angehörige des dritten Standes. Sehr bitter leidet Fräulein Cäcilia unter ihrem Sturz aus der kleinbürgerlichen Sphäre in die Dienstbotenregion. Sie lehnt es strikte ab, ein Mützchen oder sonst irgendein Abzeichen des Zimmermädchenberufs zu tragen, und ihre schwerste Stunde kommt regelmäßig am Mittwochabend, wenn Xaver Ausgang hat und sie servieren muß. Sie serviert mit abgewandtem Gesicht und gerümpfter Nase, eine gefallene Königin; es ist eine Qual und tiefe Bedrückung, ihre Erniedrigung mit anzusehen, und die „Kleinen", als sie einmal zufällig am Abendessen teilnahmen, haben bei ihrem Anblick alle beide und genau gleichzeitig laut zu weinen begonnen.

Solche Leiden kennt Jung-Xaver nicht. Er serviert sogar recht gern, tut es mit einem gewissen sowohl natürlichen als auch geübten Geschick, denn er war einmal Pikkolo. Sonst aber ist er wirklich ein ausgemachter Taugenichts und Windbeutel – mit positiven Eigenschaften, wie seine bescheidene Herrschaft jederzeit zuzugeben bereit ist, aber ein unmöglicher Windbeutel eben doch. Man muß ihn nehmen, wie er ist, und von dem Dornbusch nicht Feigen verlangen. Er ist ein Kind und Früchtchen der gelösten Zeit, ein rechtes Beispiel seiner Generation, ein Revolutionsdiener, ein sympathischer Bolschewist. Der Professor pflegt ihn als „Festordner" zu kennzeichnen, da er bei außerordentlichen, bei amüsanten Gelegenheiten durchaus seinen Mann steht, sich anstellig und gefällig erweist. Aber, völlig unbekannt mit der Vorstellung der Pflicht, ist er für die Erfüllung langweilig laufender, alltäglicher Obliegenheiten sowenig zu gewinnen, wie man gewisse Hunde dazu bringt, über den Stock zu springen. Offensichtlich wäre es gegen seine Natur, und das entwaffnet und stimmt zum Verzicht. Aus einem bestimmten, ungewöhnlichen und amüsanten Anlaß wäre er bereit, zu jeder beliebigen Nachtstunde das Bett zu verlassen. Alltäglich aber steht er nicht vor acht Uhr auf – er tut es nicht, er springt nicht über den Stock; aber den ganzen Tag schallen die Äußerungen seiner gelösten Existenz, sein Mundharmonikaspiel, sein rauher, aber gefühlvoller Gesang, sein fröhliches Pfeifen aus dem Küchen-Souterrain ins obere Haus empor, während der Rauch seiner Zigaretten die Anrichte füllt. Er steht und sieht den gefallenen Damen zu, die arbeiten. Des Morgens, wenn der

Professor frühstückt, reißt er auf dessen Schreibtisch das Kalenderblatt ab – sonst legt er keine Hand an das Zimmer. Er soll das Kalenderblatt in Ruhe lassen, Doktor Cornelius hat es ihm oftmals anbefohlen, da dieser dazu neigt, auch das nächste noch abzureißen, und so Gefahr läuft, aus aller Ordnung zu geraten. Aber diese Arbeit des Blattabreißens gefällt dem jungen Xaver, und darum läßt er sie sich nicht nehmen.

Übrigens ist er ein Kinderfreund, das gehört zu seinen gewinnenden Seiten. Er spielt aufs treuherzigste mit den Kleinen im Garten, schnitzt und bastelt ihnen talentvoll dieses und jenes, ja liest ihnen sogar mit seinen dicken Lippen aus ihren Büchern vor, was wunderlich genug zu hören ist. Das Kino liebt er von ganzer Seele und neigt zu Schwermut, Sehnsucht und Selbstgesprächen, wenn er es besucht hat. Unbestimmte Hoffnungen, dieser Welt eines Tages persönlich anzugehören und darin sein Glück zu machen, bewegen ihn. Er begründet sie auf sein Schüttelhaar und seine körperliche Gewandtheit und Waghalsigkeit. Öfters besteigt er die Esche im Vorgarten, einen hohen, aber schwanken Baum, klettert von Zweig zu Zweig bis in den obersten Wipfel, so daß jedem angst und bange wird, der ihm zusieht. Oben zündet er sich eine Zigarette an, schwingt sich hin und her, daß der hohe Mast bis in seine Wurzeln schwankt, und hält Ausschau nach einem Kino-Direktor, der des Weges kommen und ihn engagieren könnte.

Zöge er seine gestreifte Jacke aus und legte Zivil an, so könnte er einfach mittanzen; er würde nicht sonderlich aus dem Rahmen fallen. Die Freundschaft der „Großen" ist von gemischtem Äußeren: der bürgerliche Gesellschaftsanzug kommt wohl mehrmals vor unter den jungen Leuten, ist aber nicht herrschend: Typen von der Art des Lieder-Möller sind vielfach eingesprengt, und zwar sowohl weiblicherseits als auch unter den jungen Herren. Dem Professor, der neben dem Sessel seiner Frau stehend ins Bild blickt, sind die sozialen Umstände dieses Nachwuchses beiläufig und vom Hörensagen bekannt. Es sind Gymnasiastinnen, Studentinnen und Kunstgewerblerinnen; es sind im männlichen Teil manchmal rein abenteuerliche und von der Zeit ganz eigens erfundene Existenzen. Ein bleicher, lang aufgeschossener Jüngling mit Perlen im Hemd, Sohn eines Zahnarztes, ist nichts als Börsenspekulant und lebt nach allem, was der Professor hört, in dieser Eigenschaft wie Aladin mit der Wunderlampe. Er hält sich ein Auto, gibt seinen Freunden Champagner-Soupers und liebt es, bei jeder Gelegenheit Geschenke unter sie zu verteilen, kostbare kleine Andenken aus Gold und Perlmutter. Auch

heute hat er den jungen Gastgebern Geschenke mitgebracht: einen goldenen Bleistift für Bert und für Ingrid ein Paar riesiger Ohrringe, wirklicher Ringe und von barbarischer Größe, die aber gottlob nicht im Ernst durchs Läppchen zu ziehen, sondern nur mit einer Zwicke darüber zu befestigen sind. Die „Großen“ kommen und zeigen ihre Geschenke lachend den Eltern, und diese schütteln die Köpfe, indem sie sie bewundern, während Aladin sich wiederholt aus der Ferne verbeugt.

Die Jugend tanzt eifrig, soweit man es tanzen nennen kann, was sie da mit ruhiger Hingebung vollzieht. Das schiebt sich eigentümlich umfaßt und in neuartiger Haltung, den Unterleib vorgedrückt, die Schultern hochgezogen und mit einigem Wiegen der Hüften, nach undurchsichtiger Vorschrift schreitend, langsam auf dem Teppich umher, ohne zu ermüden, da man auf diese Weise gar nicht ermüden kann. Wogende Busen, erhöhte Wangen auch nur, sind nicht zu bemerken. Hie und da tanzen zwei junge Mädchen zusammen, zuweilen sogar zwei junge Männer; es ist ihnen alles einerlei. Sie gehen so zu den exotischen Klängen des Grammophons, das mit robusten Nadeln bedient wird, damit es laut klingt, und seine Shimmys, Foxtrotts und Onesteps erschallen läßt, diese Double Fox, Afrikanischen Shimmys, Java dances und Polka Creolas – wildes, parfümiertes Zeug, teils schmachtend, teils exerzierend, von fremdem Rhythmus, ein monotones, mit orchestralem Zierat, Schlagzeug, Geklimper und Schnalzen aufgeputztes Neger-Amüsement.

„Wie heißt die Platte?“ erkundigt sich Cornelius bei der mit dem bleichen Spekulanten vorüberschiebenden Ingrid nach einem Stück, das nicht übel schmachtet und exerziert und ihn durch gewisse Einzelheiten der Erfindung vergleichsweise anmutet.

„Fürst von Pappenheim, Tröste dich, mein schönes Kind“, sagt sie und lächelt angenehm mit ihren weißen Zähnen.

Zigarettenrauch schwebt unter dem Kronleuchter. Der Geselligkeitsdunst hat sich verstärkt, – dieser trocken-süßliche, verdickte, erregende, an Ingredienzien reiche Festbrodem, der für jeden Menschen, besonders aber für den, der eine allzu empfindliche Jugend überstand, so voll ist von Erinnerungen unreifer Herzenspein ... Die „Kleinen“ sind immer noch auf der Diele; bis acht Uhr dürfen sie mittun, da ihnen das Fest so große Freude macht. Die jungen Leute haben sich an ihre Teilnahme gewöhnt; sie gehören dazu auf ihre Art und gewissermaßen. Übrigens haben sie sich getrennt: Beißer dreht sich allein in seinem blausamtenen Kittelchen in der Mitte des Teppichs, während Lorchen drolligerweise hinter einem schiebenden

Paare herläuft und den Tänzer an seinem Smoking festzuhalten sucht. Es ist Max Hergesell mit seiner Dame, der Plaichinger. Sie schieben gut, es ist ein Vergnügen, ihnen zuzusehen. Man muß einräumen, daß aus diesen Tänzen der wilden Neuzeit sehr wohl etwas Erfreuliches gemacht werden kann, wenn die rechten Leute sich ihrer annehmen. Der junge Hergesell führt vorzüglich, frei innerhalb der Regel, wie es scheint. Wie elegant er rückwärts auszuschreiten weiß, wenn Raum vorhanden ist! Aber auch auf dem Platz, im Gedränge versteht er sich mit Geschmack zu halten, unterstützt von der Schmiegsamkeit einer Partnerin, die die überraschende Grazie entwickelt, über welche volleibige Frauen manchmal verfügen. Sie plaudern Gesicht an Gesicht und scheinen das sie verfolgende Lorchen nicht zu beachten. Andere lachen über die Hartnäckigkeit der Kleinen, und Doktor Cornelius sucht, als die Gruppe an ihm vorüberkommt, sein Kindchen abzufangen und an sich zu ziehen. Aber Lorchen entwindet sich ihm fast gequält und will von Abel zurzeit nichts wissen. Sie kennt ihn nicht, stemmt das Ärmchen gegen seine Brust und strebt, das liebe Gesichtchen abgewandt, nervös und belästigt von ihm fort, ihrer Caprice nach.

Der Professor kann nicht umhin, sich schmerzlich berührt zu fühlen. In diesem Augenblick haßt er das Fest, das mit seinen Ingredienzien das Herz seines Lieblings verwirrt und es ihm entfremdet. Seine Liebe, diese nicht ganz tendenzlose, an ihrer Wurzel nicht ganz einwandfreie Liebe ist empfindlich. Er lächelt mechanisch, aber seine Augen haben sich getrübt und sich irgendwo vor ihm auf dem Teppichmuster, zwischen den Füßen der Tanzenden, ‚festgesehen'.

„Die Kleinen sollten zu Bette gehen", sagt er zu seiner Frau. Aber sie bittet um noch eine Viertelstunde für die Kinder. Man habe sie ihnen zugesagt, da sie den Trubel so sehr genössen. Er lächelt wieder und schüttelt den Kopf, bleibt noch einen Augenblick an seinem Platz und geht dann in die Garderobe, die überfüllt ist von Mänteln, Tüchern, Hüten und Überschuhen.

Er hat Mühe, seine eigenen Sachen aus dem Wust hervorzukramen, und darüber kommt Max Hergesell in die Garderobe, indem er sich mit dem Taschentuch die Stirn wischt.

„Herr Professor", sagt er im Tone aller Hergesells und dienert jugendlich, „... wollen Sie ausgehen? Das ist eine ganz blöde Kiste mit meinen Pumps, sie drücken wie Karl der Große. Das Zeug ist mir einfach zu klein, wie sich herausstellt, von der Härte ganz abgesehen. Es drückt mich hier auf den Nagel vom großen Zeh", sagt er und steht auf einem Bein, während er den andern Fuß in beiden Händen

hält, „daß es knapp in Worte zu fassen ist. Ich habe mich entschließen müssen, zu wechseln, die Straßenschuhe müssen nun doch dran glauben ... Oh, darf ich Ihnen behilflich sein?"

„Aber danke!" sagt Cornelius. „Lassen Sie doch. Befreien Sie sich lieber von Ihrer Plage! Sehr liebenswürdig von Ihnen." Denn Hergesell hat sich auf ein Knie niedergelassen und hakt ihm die Schließen seiner Überschuhe zu.

Der Professor bedankt sich, angenehm berührt von soviel respektvoll treuherziger Dienstfertigkeit. „Noch recht viel Vergnügen", wünscht er, „wenn Sie gewechselt haben! Das geht natürlich nicht an, daß Sie in drückenden Schuhen tanzen. Unbedingt müssen Sie wechseln. Auf Wiedersehn, ich muß etwas Luft schöpfen."

„Gleich tanze ich wieder mit Lorchen!" ruft Hergesell ihm noch nach. „Das wird mal eine prima Tänzerin, wenn sie in die Jahre kommt. Garantie!"

„Meinen Sie?" antwortet Cornelius vom Hausflur her. „Ja, Sie sind Fachmann und Champion. Daß Sie sich nur keine Rückgratverkrümmung zuziehen beim Bücken!"

Er winkt und geht. Netter Junge, denkt er, während er das Anwesen verläßt. Stud. ing., klare Direktion, alles in Ordnung. Dabei so gut aussehend und freundlich. – Und schon wieder faßt ihn der Vaterneid seines „armen Bert" wegen, diese Unruhe, die ihm die Existenz des fremden jungen Mannes im rosigsten Licht, die seines Sohnes aber im allertrübsten erscheinen läßt. So tritt er seinen Abendspaziergang an.

Er geht die Allee hinauf, über die Brücke und jenseits ein Stück flußaufwärts, die Uferpromenade entlang bis zur übernächsten Brücke. Es ist naßkalt und schneit zuweilen etwas. Er hat den Mantelkragen aufgestellt, hält den Stock im Rücken, die Krücke an den einen Oberarm gehakt und ventiliert dann und wann seine Lunge tief mit der winterlichen Abendluft. Wie gewöhnlich bei dieser Bewegung denkt er an seine wissenschaftlichen Angelegenheiten, sein Kolleg, die Sätze, die er morgen über Philipps Kampf gegen den germanischen Umsturz sprechen will, und die getränkt sein sollen mit Gerechtigkeit und Melancholie. Namentlich mit Gerechtigkeit! denkt er. Sie ist der Geist der Wissenschaft, das Prinzip der Erkenntnis und das Licht, in dem man den jungen Leuten die Dinge zeigen muß, sowohl um der geistigen Zucht willen als auch aus menschlich-persönlichen Gründen: um nicht bei ihnen anzustoßen und sie nicht mittelbar in ihren politischen Gesinnungen zu verletzen, die heutzutage natürlich schrecklich zerklüftet und gegensätzlich sind, so daß viel

Zündstoff vorhanden ist und man sich leicht das Gescharr der einen Seite zuziehen, womöglich Skandal erregen kann, wenn man historisch Partei nimmt. Aber Parteinahme, denkt er, ist eben auch unhistorisch; historisch allein ist die Gerechtigkeit. Nur allerdings, eben darum und wohlüberlegt ... Gerechtigkeit ist nicht Jugendhitze und frisch-fromm-fröhliche Entschlossenheit, sie ist Melancholie. Da sie jedoch von Natur Melancholie ist, so sympathisiert sie auch von Natur und insgeheim mit der melancholischen, der aussichtslosen Partei und Geschichtsmacht mehr als mit der frisch-fromm-fröhlichen. Am Ende besteht sie aus solcher Sympathie und wäre ohne sie gar nicht vorhanden? Am Ende gibt es also gar keine Gerechtigkeit? fragt sich der Professor und ist in diesen Gedanken so vertieft, daß er seine Briefe ganz unbewußt in den Kasten bei der übernächsten Brücke wirft und anfängt zurückzugehen. Es ist ein die Wissenschaft störender Gedanke, dem er da nachhängt, aber er ist selber Wissenschaft, Gewissensangelegenheit, Psychologie und muß pflichtgemäß vorurteilslos aufgenommen werden, ob er nun stört oder nicht ... Unter solchen Träumereien kehrt Doktor Cornelius nach Hause zurück.

Im Torbogen der Haustür steht Xaver und scheint nach ihm auszuschauen.

„Herr Professor“, sagt Xaver mit seinen dicken Lippen und wirft das Haar zurück, „gehen S’ nur glei nauf zum Lorchen. Die hat’s.“

„Was gibt es?“ fragt Cornelius erschrocken. „Ist sie krank?“

„Ne, krank grad net“, antwortet Xaver. „Bloß erwischt hat sie’s und recht weinen tut s’ alleweil recht heftik. Es ist zwegn den Herrn, der wo mit ihr tanzt hat, den Frackjacketen, Herrn Hergesell. Net weg hat s’ mögn von der Diele um kein Preis net und weint ganze Bäch. Recht erwischt hat sie’s halt bereits recht heftik.“

„Unsinn“, sagt der Professor, der eingetreten ist und seine Sachen in die Garderobe wirft. Er sagt nichts weiter, öffnet die verkleidete Glastür zur Diele und gönnt der Tanzgesellschaft keinen Blick, während er rechtshin zur Treppe geht. Er nimmt die Treppe, indem er jede zweite Stufe überschlägt, und begibt sich über die obere Diele und noch einen kleinen Flur direkt ins Kinderzimmer, gefolgt von Xaver, der an der Tür stehen bleibt.

Im Kinderzimmer ist noch helles Licht. Ein bunter Bilderfries aus Papier läuft rings um die Wände, ein großes Regal ist da, das wirr mit Spielzeug gefüllt ist, ein Schaukelpferd mit rotlackierten Nüstern stemmt die Hufe auf seine geschwungenen Wiegebalken, und weiteres Spielzeug – eine kleine Trompete, Bauklötze, Eisenbahnwaggons

– liegt noch auf dem Linoleum des Fußbodens umher. Die weißen Geländerbettchen stehen nicht weit voneinander: das Lorchens ganz in der Ecke am Fenster und Beißers einen Schritt davon, frei ins Zimmer hinein.

Beißer schläft. Er hat wie gewöhnlich, unter Blau-Annas Assistenz, mit schallender Stimme gebetet und ist dann sofort in Schlaf gefallen, in seinen stürmischen, rot glühenden, ungeheuer festen Schlaf, in dem auch ein neben seinem Lager abgefeuerter Kanonenschuß ihn nicht stören würde: seine geballten Fäuste, aufs Kissen zurückgeworfen, liegen zu beiden Seiten des Kopfes, neben der von vehementem Schlaf zerzausten, verklebten, schlechtsitzenden kleinen Perücke.

Lorchens Bett ist von Frauen umgeben: außer der blauen Anna stehen auch die Damen Hinterhöfer an seinem Geländer und besprechen sich mit jener sowohl wie untereinander. Sie treten zur Seite, als der Professor sich nähert, und da sieht man denn Lorchen in ihren kleinen Kissen sitzen, bleich und so bitterlich weinend und schluchzend, wie Doktor Cornelius sich nicht erinnert, sie je gesehn zu haben. Ihre schönen, kleinen Hände liegen vor ihr auf der Decke, das mit einer schmalen Spitzenkante versehene Nachthemdchen ist ihr von einer ihrer spatzenhaft mageren Schultern geglitten, und den Kopf, dies süße Köpfchen, das Cornelius so liebt, weil es mit seinem vorgebauten Untergesichtchen so ungewöhnlich blütenhaft auf dem dünnen Stengel des Hälschens sitzt, hat sie schräg in den Nacken gelegt, so daß ihre weinenden Augen hinauf in den Winkel von Decke und Wand gerichtet sind, und dorthin scheint sie ihrem eigenen großen Herzeleid beständig zuzunicken; denn, sei es willkürlich und ausdrucksweise, sei es durch die Erschütterung des Schluchzens – ihr Köpfchen nickt und wackelt immerfort, ihr beweglicher Mund aber, mit der bogenförmig geschnittenen Oberlippe, ist halb geöffnet, wie bei einer kleinen Mater dolorosa, und während die Tränen ihren Augen entstürzen, stößt sie monotone Klagelaute aus, die nichts mit dem ärgerlichen und überflüssigen Geschrei unartiger Kinder zu tun haben, sondern aus wirklicher Herzensnot kommen und dem Professor, der Lorchen überhaupt nicht weinen sehen kann, sie aber so noch nie gesehen hat, ein unerträgliches Mitleid zufügen.

Dies Mitleid äußert sich vor allem in schärfster Nervosität gegen die beistehenden Damen Hinterhöfer.

„Mit dem Abendessen“, sagt er bewegt, „gibt es sicher eine Menge zu tun. Wie es scheint, überläßt man es der gnädigen Frau allein, sich darum zu kümmern?“

Das genügt für die Feinhörigkeit ehemaliger Mittelstandspersonen. In echter Gekränktheit entfernen sie sich, an der Tür noch mimisch verhöhnt von Xaver Kleinsgütl, der frischweg und von vornherein gleich niedrig geboren ist und dem die Gesunkenheit der Damen allezeit den größten Spaß macht.

„Kindchen, Kindchen", sagt Cornelius gepreßt und schließt das leidende Lorchen in seine Arme, indem er sich auf den Stuhl am Gitterbettchen niederläßt. „Was ist denn mit meinem Kindchen?!"

Sie benäßt sein Gesicht mit ihren Tränen.

„Abel ... Abel ...", stammelt sie schluchzend, „warum ... ist ... Max ... nicht mein Bruder? Max ... soll ... mein Bruder sein ..."

Was für ein Unglück, was für ein peinliches Unglück! Was hat die Tanzgeselligkeit da angerichtet mit ihren Ingredienzien! denkt Cornelius und blickt in voller Ratlosigkeit zur blauen Kinds-Anna auf, welche, die Hände auf der Schürze zusammengelegt, in würdiger Beschränktheit am Fußende des Bettchens steht.

„Es verhält sich an dem", sagt sie streng und weise, mit angezogener Unterlippe, „daß bei dem Kind die weiblichen Triebe ganz uhngemein lepphaft in Vorschein treten."

„Halten Sie doch den Mund", antwortet Cornelius gequält. Er muß noch froh sein, daß Lorchen sich ihm wenigstens nicht entzieht, ihn nicht von sich weist, wie vorhin auf der Diele, sondern sich hilfesuchend an ihn schmiegt, während sie ihren törichten, verworrenen Wunsch wiederholt, daß Max doch ihr Bruder sein möchte, und aufjammernd verlangt, zu ihm, auf die Diele, zurückzukehren, damit er wieder mit ihr tanze. Aber Max tanzt ja auf der Diele mit Fräulein Plaichinger, die ein ausgewachsener Koloß ist und alle Rechte auf ihn hat – während Lorchen dem von Mitleid zerrissenen Professor noch nie so winzig und spatzenhaft vorgekommen ist wie jetzt, da sie sich hilflos, von Schluchzen gestoßen, an ihn schmiegt und nicht weiß, wie ihrem armen Seelchen geschieht. Sie weiß es nicht. Es ist ihr nicht deutlich, daß sie um der dicken, ausgewachsenen, vollberechtigten Plaichinger willen leidet, die auf der Diele mit Max Hergesell tanzen darf, während Lorchen es nur spaßeshalber einmal durfte, nur im Scherz, obgleich sie die unvergleichlich Lieblichere ist. Daraus aber dem jungen Hergesell einen Vorwurf zu machen, ist durchaus unmöglich, da es eine wahnsinnige Zumutung an ihn enthalten würde. Lorchens Kummer ist recht- und heillos und müßte sich also verbergen. Da er aber ohne Verstand ist, ist er auch ohne Hemmung, und das erzeugt eine große Peinlichkeit. Blau-Anna und Xaver machen sich gar nichts aus dieser Peinlichkeit, zeigen sich unempfindlich für

sie, sei es aus Dummheit, sei es aus trockenem Natursinn. Aber des Professors Vaterherz ist ganz zerrissen von ihr und von den beschämenden Schrecken der recht- und heillosen Leidenschaft.

Es hilft nichts, daß er dem armen Lorchen vorhält, wie sie ja doch einen ausgezeichneten kleinen Bruder habe, in der Person des heftig schlafenden Beißers nebenan. Sie wirft nur durch ihre Tränen einen verächtlichen Schmerzensblick hinüber zum andern Bettchen und verlangt nach Max. Es hilft auch nichts, daß er ihr für morgen einen ausgedehnten Fünf-Herren-Spaziergang ums Eßzimmer verspricht und ihr zu schildern versucht, in welcher glänzenden Ausführlichkeit sie das Kissenspiel vor Tische vollziehen wollen. Sie will von alldem nichts wissen, auch nicht davon, sich niederzulegen und einzuschlafen. Sie will nicht schlafen, sie will aufrecht sitzen und leiden ... Aber da horchen beide, Abel und Lorchen, auf etwas Wunderbares, was nun geschieht, was sich schrittweise, in zwei Paar Schritten, dem Kinderzimmer nähert und überwältigend in Erscheinung tritt ...

Es ist Xavers Werk – sofort wird das klar. Xaver Kleinsgütl ist nicht die ganze Zeit an der Tür gestanden, wo er die ausgewiesenen Damen verhöhnte. Er hat sich geregt, etwas unternommen und seine Anstalten getroffen. Er ist auf die Diele hinuntergestiegen, hat Herrn Hergesell am Ärmel gezogen, ihm mit seinen dicken Lippen etwas gesagt und eine Bitte an ihn gerichtet. Da sind sie nun beide. Xaver bleibt wiederum an der Tür zurück, nachdem er das Seine getan; aber Max Hergesell kommt durch das Zimmer auf Lorchens Gitterbett zu, in seinem Smoking, mit seinem kleinen dunklen Backenbart-Anflug neben den Ohren und seinen hübschen schwarzen Augen – kommt daher im sichtlichen Vollgefühl seiner Rolle als Glückbringer, Märchenprinz und Schwanenritter, wie einer, der sagt: Nun denn, da bin ich, alle Not hat nun restlos ein Ende!

Cornelius ist fast ebenso überwältigt wie Lorchen.

„Sieh einmal“, sagt er schwach, „wer da kommt. Das ist aber außerordentlich freundlich von Herrn Hergesell.“

„Das ist gar nicht besonders freundlich von ihm!“ sagt Hergesell. „Das ist ganz selbstverständlich, daß er noch mal nach seiner Tänzerin sieht und ihr gute Nacht sagt.“

Und er tritt an das Gitter, hinter dem das verstummte Lorchen sitzt. Sie lächelt selig durch ihre Tränen. Ein kleiner, hoher Laut, ein halbes Seufzen des Glücks kommt noch aus ihrem Mund, und dann blickt sie schweigend zum Schwanenritter auf, mit ihren goldnen Augen, die, obgleich nun verquollen und rot, so unvergleichlich viel lieblicher sind als die der vollbeleibten Plaichinger. Sie hebt nicht die

Ärmchen, ihn zu umhalsen. Ihr Glück, wie ihr Schmerz, ist ohne Verstand, aber sie tut das nicht. Ihre schönen, kleinen Hände bleiben still auf der Decke, während Max Hergesell sich mit den Armen auf das Gitter stützt wie auf eine Balkonbrüstung.

„Damit sie nicht", sagt er, „auf ihrem Bette weinend sitzt die kummervollen Nächte!" Und er äugelt nach dem Professor, um Beifall einzuheimsen für seine Bildung. „Ha, ha, ha, in den Jahren! ‚Tröste dich, mein schönes Kind!' Du bist gut, aus dir kann was werden. Du brauchst bloß so zu bleiben. Ha, ha, ha, in den Jahren! Wirst du nun schlafen und nicht mehr weinen, Loreleyerl, wo ich gekommen bin?"

Verklärt blickt Lorchen ihn an. Ihr Spatzenschulterchen ist bloß; der Professor zieht ihr die schmale Klöppelborte darüber. Er muß an eine sentimentale Geschichte denken von dem sterbenden Kind, dem man einen Clown bestellt, den es im Zirkus mit unauslöschlichem Entzücken gesehen. Er kam im Kostüm zu dem Kind in dessen letzter Stunde, vorn und hinten mit silbernen Schmetterlingen bestickt, und es starb in Seligkeit. Max Hergesell ist nicht bestickt, und Lorchen soll gottlob nicht sterben, sondern es hat sie nur „recht heftik erwischt"; aber sonst ist es wirklich eine verwandte Geschichte, und die Empfindungen, die den Professor gegen den jungen Hergesell beseelen, der da lehnt und gar dämlich schwatzt – mehr für den Vater als für das Kind, was Lorchen aber nicht merkt –, sind ganz eigentümlich aus Dankbarkeit, Verlegenheit, Haß und Bewunderung zusammengequirlt.

„Gute Nacht, Loreleyerl!" sagt Hergesell und gibt ihr über das Gitter die Hand. Ihr kleines, schönes, weißes Händchen verschwindet in seiner großen, kräftigen, rötlichen. „Schlafe gut", sagt er. „Träume süß! Aber nicht von mir! Um Gottes willen! In den Jahren! Ha, ha, ha, ha!" Und er beendet seinen märchenhaften Clownsbesuch, von Cornelius zur Tür geleitet.

„Aber nichts zu danken! Aber absolut kein Wort zu verlieren!" wehrt er höflich-hochherzig ab, während sie zusammen dorthin gehen; und Xaver schließt sich ihm an, um drunten den italienischen Salat zu servieren.

Aber Doktor Cornelius kehrt zu Lorchen zurück, die sich nun niedergelassen, die Wange auf ihr flaches kleines Kopfkissen gelegt hat.

„Das war aber schön", sagt er, während er zart die Decke über ihr ordnet, und sie nickt mit einem nachschluchzenden Atemzug. Wohl noch eine Viertelstunde sitzt er am Gitter und sieht sie entschlum-

mern, dem Brüderchen nach, das den guten Weg schon soviel früher gefunden. Ihr seidiges braunes Haar gewinnt den schönen, geringelten Fall, den es im Schlafe zu zeigen pflegt; tief liegen die langen Wimpern über den Augen, aus denen sich soviel Leid ergossen; der engelhafte Mund mit der gewölbten, geschwungenen Oberlippe steht in süßer Befriedigung offen, und nur noch manchmal zittert in ihrem langsamen Atem ein verspätetes Schluchzen nach.

Und ihre Händchen, die weiß-rosig blütenhaften Händchen, wie sie da ruhen, das eine auf dem Blau der Steppdecke, das andere vor ihrem Gesicht auf dem Kissen! Doktor Cornelius' Herz füllt sich mit Zärtlichkeit wie mit Wein.

Welch ein Glück, denkt er, daß Lethe mit jedem Atemzug dieses Schlummers in ihre kleine Seele strömt; daß so eine Kindernacht zwischen Tag und Tag einen tiefen und breiten Abgrund bildet! Morgen, das ist gewiß, wird der junge Hergesell nur noch ein blasser Schatten sein, unkräftig, ihrem Herzen irgendwelche Verstörung zuzufügen, und in gedächtnisloser Lust wird sie mit Abel und Beißer dem Fünf-Herren-Spaziergang, dem spannenden Kissenspiel obliegen.

Dem Himmel sei Dank dafür!

DER EIFFELTURM

HERBERT ROSENDORFER

BRUNO A. RABE verteidigte sich später damit, daß die Idee ursprünglich gar nicht von ihm gewesen sei.

Sie stammte von einem Mann namens Hündlbacher, den Rabe als seinen Freund bezeichnete. Freund Hündlbacher äußerte die Idee so nebenbei, als Rabe wieder einmal versuchte, bei ihm Geld zu leihen. Später hatte Hündlbacher mit der Sache, die aus dieser Idee erwuchs, nichts mehr zu tun. Natürlich aber erfuhr er davon aus den Zeitungen.

Bruno A. Rabe war nicht eigentlich ein moderner Mensch, obwohl er sich – wie die Mittelinitiale zeigt – bemühte, up to date zu sein. Nur was unmodern ist, ist im Grunde genommen modern, das gilt für die Literatur genauso wie für die Damenoberbekleidung und ganz besonders für die Verbindung von beiden: für das Theater. In diesem Metier war Rabe tätig.

Obwohl man ihm mannigfache Talente fürs Theater nicht absprechen konnte, war er, kraß gesagt, zu dumm, um die heiklen Verflechtungen von Literatur und gesellschaftlichen Gegebenheiten zu erkennen. Konkret gesprochen: Rabe spielte unverdrossen Tennessee Williams, als unter wacheren Theaterleuten das Geraune um Ionesco längst zu einem Donner angeschwollen war. Als der Trend der Kellerbühnen zum Happening unverkennbar wurde, entschloß sich Rabe endlich, Ionesco zu spielen. Damals allerdings, als Rabe seinen Freund Hündlbacher anzupumpen versuchte, spielte er gar nichts. „Theaterferien“, sagte er.

Es war Februar, eine ungewöhnliche Zeit für Theaterferien.

Theaterdirektor Rabe hatte zunächst, bevor er die Theaterferien deklarieren mußte, probeweise bei Kerzenlicht gespielt. Zwar war es ihm gelungen, Kerzen auf Kreditbasis zu beschaffen, aber schon bei der ersten Vorstellung erwies sich, daß die Kerzenbeleuchtung im Theater technisch kaum durchzuführen war, ganz abgesehen davon, daß diese Praxis vor der Feuerpolizei sorgsam verschwiegen werden mußte, also auch in der Werbung nicht verwertet werden konnte. Es war, mußte Rabe einsehen, letzten Endes einfacher, die schon überstrapazierten Geldquellen nochmals anzuzapfen und so das Geld für die offenen Lichtrechnungen irgendwie aufzutreiben.

Bei Hündlbacher war Rabes wünschelrutenfeine Nase für überzählige Zwanzigmarkscheine fündig geworden, als der Freund die erwähnte Idee von sich gab.

Diese Idee beruhte auf der Überlegung, daß es so gut wie ausgeschlossen ist, für ein Unterfangen, das nur im entferntesten im Geruch der Völkerverständigung steht, *keine* Subventionen zu bekommen.

„Aber was für eine Idee?“ fragte Rabe.

„Mein Gott“, sagte Hündlbacher, „die Idee kann gar nicht dumm genug sein. Olympische Spiele oder den Eiffelturm von Paris nach München tragen, zum Beispiel.“

Dieses Wort, möglicherweise mit einer zugleich aufleuchtenden Zahlen-Fata-Morgana im Bewußtseinshintergrund, muß in Bruno A. Rabes Vorstellungswelt wie der sprichwörtliche Blitz eingeschlagen

haben. Rabe unterbrach jedenfalls seinen Pumpversuch bei Hündlbacher und empfahl sich.

Rabe erkundigte sich und erfuhr, daß in jenem Jahr in München für den Sommer eine deutsch-französische Freundschaftswoche geplant war. Unverzüglich gründete er ein Komitee (das zunächst nur aus ihm bestand) und rief eine ‚Internationale Jugendbewegung' ins Leben, die das Ziel hatte, den Eiffelturm von Paris nach München zu tragen.

„Das wird nicht gehen", warnten Rabes Freunde.

„Das geht", sagte Rabe.

Er selber konnte nur mit Vorbehalten zur eigentlichen Jugend gezählt werden. Wie alt er war, wußte niemand genau. Es war auch schwer zu schätzen, denn trotz seiner Stirnglatze und einiger Zahnlücken wirkte er, namentlich wenn man seine unvergorenen Ansichten hörte, jünger, als er vermutlich war. So nahm niemand Anstoß an Rabes kecker Firmierung ‚Jugendbewegung'.

Eine vorläufige Bestandsaufnahme ergab, daß der Eiffelturm – unbeschadet etwaiger Gewichtsverluste durch Rost – 1889 aus 9 122 243,28 Kilogramm Eisen errichtet wurde, an der Grundfläche 129,22 Quadratmeter mißt und 300 Meter hoch ist. Pro Quadratzentimeter Bodenfläche ergibt das eine Belastung von drei Kilogramm.

Rabe erkannte klar, daß er niemals auf einen Schlag die Subventionen für dieses riesige Unternehmen würde bekommen können. So machte er zuerst kleinere Beträge locker, aktivierte die Kolpingjugend, die Falken, die Pfadfinder, reiste per Autostopp nach Bonn (zurück kam er bereits im Schnellzug 1. Klasse), und in kurzer Zeit waren so viel öffentliche Mittel und so viel allseitige Betriebsamkeit in das Unternehmen investiert, daß es kein Zurück mehr gab.

Anfang Mai versammelte sich ein Heer von jugendlichen Idealisten auf dem Champ-de-Mars. Fröhliches Lagerleben umtoste die vier Füße des Eiffelturms, bis die Formalitäten erledigt waren. Dann wurde der Turm abgeschraubt. Ein Versöhnungsfeuer wurde entzündet; unter Absingen diverser Nationalhymnen erfolgte am 10. Mai bei Sonnenaufgang der feierliche Abhub.

Bruno A. Rabe, ein notorischer Langschläfer, versäumte diesen Augenblick. Als er, wie es seine Gewohnheit war, so gegen ein Uhr mittags aufwachte, nahm er – und er wußte sogleich, woher es rührte – ein leichtes Schaukeln seines Bettes wahr. Rabe hatte nämlich – in der wohl richtigen Überlegung, daß es bei rund neun Millionen Kilogramm auf sein Gewicht nicht mehr ankäme – in der Wohnung oben

auf dem Turm Logis bezogen und beabsichtigte, sich nach München tragen zu lassen. Zwei Freundinnen leisteten ihm Gesellschaft.

Rabe erhob sich aus den Armen der Mädchen und trat ans Fenster. Es bot sich ihm ein überwältigendes Bild. Tausende von Pfadfindern und Kolpingsöhnen umdrängten die vier Eiffelturm-Stützen wie Bienen den Stock. Das vielsprachige „hau-ruck“ der Anführer und Unterführer drang nur ganz leise zu Rabe herauf. Fast unmerklich schwankte der Turm, von einer milden Nachmittagssonne beschienen, an Charenton vorbei nach Osten.

In der Folge gab es herrliche Feste für Bruno A. Rabe. Manch edler Korken knallte in der kleinen Wohnung oben in fröhlicher Runde, und der Champagner schaukelte leise im Glas. Hunderttausende von Neugierigen säumten den Weg. Legionen von Photoreportern begleiteten den Transport. Der eine oder der andere Bürgermeister ließ es sich etwas kosten, den Eiffelturm für zwei oder drei Tage in La Ferté oder in Orbais zu haben.

So verging der Mai. Bald war nicht mehr zu verkennen, daß die Zeit drängte. In Bar-le-Duc mußte sich Rabe dazu entschließen, den Turm umlegen und waagrecht weitertransportieren zu lassen. Das erleichterte und beschleunigte zwar den Transport, beengte aber Rabes Lebensführung. Da auch in der kleinen Wohnung im Eiffelturm die Räume mehr lang und breit als hoch sind, veränderte sich das Ausmaß der Bodenfläche in ungünstigem Sinne. Ein Teil der Möbel mußte geopfert werden. Die Küche, vordem einfach durch eine Tür zu erreichen, konnte jetzt nur mehr über eine Leiter erstiegen werden. Die Schwierigkeiten, ein schräg aus der Wand ragendes Wasserklosett zu benutzen, mag sich jeder selber ausmalen. Als Robinson-Ionesco Rabe (Brunos Sohn aus einer seiner zahlreichen Ehen) beim Spielen aus einem mangelhaft gesicherten Oberlicht fiel, mußte Rabe einen provisorischen Fußboden über die Wand legen lassen.

Mitte Juni erreichte man den Rhein. Um ein Haar wäre hier das ganze Unternehmen zum Erliegen gekommen. Rabe redete und redete mit dem zuständigen Zollinspektor. Aber Zoll hat bekanntlich mit Völkerverständigung nichts zu tun. Eine Zolldeklaration wurde verlangt. Da hatte Rabe eine Sternstunde: „Andenken“, erklärte er. Der Eiffelturm passierte als Souvenir den Rhein.

Der damalige Ministerpräsident von Baden-Württemberg ließ es sich nicht nehmen, zwischen Weil der Stadt und Böblingen symbolisch mit Hand anzulegen. Der Rektor von Tübingen und der Bischof von Rottenburg spendeten ihre Glück- und Segenswünsche. Nach der sehr mühsamen Überquerung der Schwäbischen Alb kam es kurz

vor Ulm zu einem ernsthaften Zwischenfall. Die beiden Rabe-Freundinnen (genannt Bu-Bu und Tutsie-Wutsie) hatten herausgefunden, daß Rabe mindestens seit Nancy – vermutlich aber schon seit dem Abmarsch – mit einer Gruppe von Pfadfinderinnen ziemlich freie Sonnenaufgangsfeiern abhielt.

„Dafür kannst du zeitig aufstehen", schrie Bu-Bu.

Bruno grinste und schnalzte mit der Zunge in seinen Zahnlücken herum. Daraufhin gab ihm Tutsie-Wutsie eine Ohrfeige. Da Bruno nur über sehr geringe Körperkräfte (im Gegensatz zu Manneskräften) verfügte, was seine Freundinnen natürlich wußten (beides), war die Ohrfeige von Tutsie-Wutsie stets das Signal, Bruno Rabe zu verprügeln.

Diesmal aber gelang ihm unter Ausnützung der besonderen Verhältnisse die Flucht. Er sprang aus der Wohnung und lief querfeldein. Die Kommando-Gruppe ‚Turmspitze' glaubte an eine Richtungsänderung und folgte. Zum Unglück hatte es stundenlang vorher geregnet. Die Eiffelturm-Spitze mit dreißig Rotten ‚Deutsche Jugend des Ostens' versank im Morast. Bu-Bu, Tutsie-Wutsie und Robinson-Ionesco konnten sich im letzten Augenblick retten. Von Rabe fehlte zunächst jede Spur.

Wertvolle Tage vergingen, bis die Bundeswehr die verlorenen Rotten ausgrub und den Eiffelturm wieder flottmachte. Auch Bruno A. Rabe wurde wiedergefunden. Er übte im Wald Kniebeugen. „Tu's nicht, Bruno!" schrie Bu-Bu, als sie ihn sah. Bruno hatte schon einige Male gedroht, er werde eines Tages so lang Kniebeugen machen, bis sein Herz versagen würde. Tutsie-Wutsie umschlang Bruno, Robinson-Ionesco weinte. So ließ sich Bruno A. Rabe endlich bewegen, wieder zum Turm zurückzukehren.

Die ausgiebige Versöhnungsfeier, an der natürlich auch die Pfadfinderinnen teilnahmen, konnte nicht darüber hinwegtäuschen, daß viel Zeit verlorengegangen war. Es wurde nun zwar unter Aufbietung aller Kräfte in Tag- und Nachtschichten getragen, als aber der Eiffelturm den Burgfrieden Münchens erreichte, war die deutsch-französische Freundschaftswoche gerade zu Ende gegangen.

Wie bringt man den Eiffelturm wieder zurück nach Paris?

Bruno A. Rabe war sich im klaren darüber, daß für den Rücktransport womöglich noch größere Eile geboten war. Noch in der Nacht ließ Rabe das schwierige Wendemanöver ausführen. Als die Spitze des Turmes im Morgengrauen endlich gen Westen zeigte, erreichte Bruno Rabe die niederschmetternde Nachricht: man habe es sich, schrieb man ihm aus Paris, inzwischen überlegt. Paris sei tat-

sächlich, was viele immer schon gesagt hätten, ohne Eiffelturm viel schöner. Rabe könne ihn behalten.

Nun, die Nachricht war, um das richtigzustellen, im ersten Augenblick gar nicht so niederschmetternd. Schließlich bekommt man ja nicht alle Tage neun Millionen Kilo Eisen geschenkt. Als Rabe gegen ein Uhr dieses Tages aufwachte, gab er sogleich Anweisungen, den Turm aufzurichten. Er glaubte schon, nie mehr Miete für Theatersäle schuldig bleiben zu müssen und Herr im eigenen Haus zu sein, wenn er in Zukunft auf dem Eiffelturm bei Pasing Theater spielen würde.

Als man mitten in den Vorbereitungen für das Aufrichten war – Anlegen von Winden, Stahlseilen, Montage von Rollenlagern –, erschienen einige Herren bei Bruno A. Rabe. Ihre offiziellen Mienen ließen nichts Gutes ahnen.

„Was haben Sie mit dem Ding da vor?" fragte einer der Herren.

„Das ist kein Ding, das ist der Eiffelturm", sagte Rabe und erläuterte seine Theaterpläne.

„Geht nicht", sagte der offizielle Herr.

„Warum nicht?"

„Er nimmt zuviel Platz weg."

„Aber der Turm bleibt ja nicht liegen. Er wird aufgerichtet, meine Herren, sehen Sie die Winden und Rollen."

„Er entspricht nicht den feuerpolizeilichen Vorschriften", sagte der zweite der Herren.

„Im senkrechten Zustand", sagte ein dritter, „stört er das Stadtbild."

„Aber, aber", sagte Rabe, „in Paris hat der Turm jahrzehntelang nicht gestört, im Gegenteil ..."

„Unser Oberbürgermeister", sagte der dritte Herr, „hat andere Vorstellungen von Türmen, modernere."

„Überhaupt", brachte sich jetzt der vierte der Herren, der bis dahin geschwiegen hatte, zu Gehör, „wem gehört das Ding jetzt?"

„Mir", sagte Rabe.

„Dann müssen Sie Einfuhrzoll zahlen."

„Ist schon erledigt", sagte Rabe. „Ich habe schon eine Zolldeklaration abgegeben ..."

„Ich weiß", sagte der vierte Herr, „Sie haben ihn als Andenken deklariert. Wir ließen das durchgehen, solange sich der Turm quasi gastweise in der Bundesrepublik aufhielt. Jetzt hat sich die Situation natürlich geändert. Neun Millionen Kilo sind ja wohl kein Pappenstiel."

„Und wieviel wäre das an Zoll?" fragte Rabe kleinlaut.

Der vierte Herr blies die Backen auf, als er nachdachte. „Wenn wir Ihnen den günstigsten Tarif gewähren: zwölf Pfennig pro Kilogramm."

„Das sind", stammelte Rabe, „das sind 900 000 und zweimal 90 000 . . ."

„Rund eine Million", sagte der vierte Herr.

„Aber bedenken Sie doch, meine Herren. Es ist doch ein öffentlich gefördertes Unternehmen der Völkerverständigung."

„Das *war* es", sagte nun wieder der erste Herr. „Solange der Eiffelturm das Wahrzeichen von Paris war – gut. Aber Paris hat Ihnen den Eiffelturm nun geschenkt. Ab sofort ist es Ihr Wahrzeichen. Wo kämen wir hin, wenn jeder seine Eiffeltürme in der Gegend herumträgt."

„Dann verzichte ich auf den Turm", sagte Rabe verzweifelt.

„Das ist Ihre Sache", sagte der zweite Herr. „Dann sorgen Sie dafür, daß das Ding hier wegkommt."

„Aber wohin?" fragte Rabe.

„Schreien Sie nicht so mit uns", sagte der dritte Herr. „Wohin – das ist Ihre Sache. Ist es vielleicht unser Turm?"

„Ich schenke ihn Ihnen", sagte Rabe schnell und freundlich. „Ich schenke ihn der Stadt München!"

„Woher sollte die Stadt München die Million für den Zoll nehmen?" fragte der erste Herr.

„Aber *dieser* Anziehungspunkt für den Fremdenverkehr, die Amerikaner . . ."

„Ich erwähnte bereits", sagte der dritte Herr, „daß unser Oberbürgermeister eine völlig andere Vorstellung von Türmen hat."

„Kennt er ihn denn überhaupt, den Eiffelturm?" fragte Rabe.

„Ja", sagte der dritte Herr, „von Postkarten."

„Man könnte ihn zerkleinern . . .", sagte Rabe.

„Wie reden Sie vom Oberbürgermeister", fuhr der erste Herr auf.

„Ich meine den Turm. Zerkleinern in ganz kleine Teile und Andenkenmedaillen daraus machen, vielleicht für die Olympiade. Ich stifte ihn . . . ja! Ich stifte ihn für den Olympiafonds."

„Da kostet ja das Zerkleinern mehr, als der Profit ausmacht", sagte der zweite Herr.

„Und die Million Zoll müßte trotzdem bezahlt werden", fügte der vierte Herr hinzu. „Womöglich zweimal, einmal von Ihnen, Herr Rabe, weil Sie den Turm eingeführt haben, und einmal von der Stadt München, weil sie ihn geschenkt bekommt."

„Dann sollen mich alle gern haben", schrie Rabe. „Bu-Bu, Tutsie-

Wutsie, kommt heraus, wir gehen; den Turm soll sich an den Hut stecken, wer will."

„Unterstehen Sie sich", sagte der erste Herr. „Wir haben Sie und den Turm durch Polizeiposten bereits umstellen lassen. Sie sind dafür verantwortlich, daß das Ding wieder weggeschafft wird. Sie entkommen uns nicht, mit *dem* Ding am Halse nicht."

„Ich empfehle Ihnen", sagte der vierte Herr leise, „einmal mit den umliegenden Landkreisen zu reden. Die sind vielleicht großzügiger."

Als die vier Herren gegangen waren, schlich sich Rabe durch den Polizeikordon in die Stadt. Keines der Pfandhäuser wollte dem Angebot nähertreten. Hündlbacher, dem Rabe erklären wollte, daß er als Urheber der Idee für die Beseitigung des Turmes sorgen müsse, ließ sich verleugnen. Auch die Bundeswehr zeigte kein Interesse.

So verging der Sommer. Die Subventionen flossen immer spärlicher, und das Interesse der Pfadfinder und Kolpingsöhne wurde immer geringer. Je mehr absprangen, desto schwerer wurde die Last des Turmes für die Verbliebenen, und je schwerer die Last wurde, desto mehr sprangen ab. Der Transport wurde zusehends langsamer. Ein Versuch, den Turm bei Pfaffenhofen zu vergraben, schlug infolge Kleinlichkeit der örtlichen Behörden fehl.

Weihnachten feierte Bruno A. Rabe in seinem Eiffelturm. Auch der gewiß märchenhafte Anblick des ganz mit Eiskristallen überzogenen Stahlriesen am malerischen Donauufer bei Kelheim tröstete Rabe nicht über das Mißliche seiner Lage hinweg.

Ein mit großem Werbeaufwand von Rabe propagierter Vorschlag, mittels des Turmes ein allgemeines Neujahrsbleigießen zu veranstalten, fand keinen Widerhall.

„Du lieber Himmel", sagte Rabe, „was soll im Frühjahr werden, wenn wir den Turm nicht mehr schieben können, weil kein Eis mehr da ist, auf dem er rutscht?"

„Wir können Rollen unterlegen", tröstete ihn Bu-Bu. „Das habe ich in einem Film über die Pyramiden gesehen."

Am Jahrestag des Abhubes bewegten Rabe, Bu-Bu, Tutsie-Wutsie und sogar der kleine Robinson-Ionesco den Turm millimeterweise auf Rollen über die Große Laaber. Im Juni zeigte sich ein Silberstreifen am Horizont: Die Stadt Vilshofen, erfuhr Rabe, interessiere sich für den Turm – als Adenauer-Denkmal. Als aber die verantwortlichen Herren aus Vilshofen den Turm besichtigten, erklärten sie, so groß hätten sie ihn sich doch nicht vorgestellt.

Am 14. August, dem Tag vor Mariä Himmelfahrt, überholte ein langer Zug feierlich gekleideter Bauern und Bäuerinnen den Turm.

Es war, wie sich Rabe erkundigte, eine Wallfahrt nach Altötting.

„Und was sind diese großen Kreuze, die Sie da mitschleppen?“ fragte Rabe.

„Aus Sühne“, sagte der anführende Geistliche, „tragen wir diese schweren Kreuze mit uns.“

„Und wo bleiben die Kreuze?“ fragte Bruno A. Rabe plötzlich interessiert.

„Die werden an der Gnadenkapelle niedergelegt.“

Noch am selben Tag weihte Rabe den Eiffelturm als Votivgabe der Gottesmutter von Altötting.

„Ein ungewöhnliches Votiv“, murmelte der Bischof, der die Weihe vornahm. (Wegen der Größe des Objektes hatte sich der Pfarrer des nächstgelegenen Ortes für unzuständig erklärt, assistierte aber nun bei der Weihe.) „Na ja, lieber Amtsbruder“, raunte der Bischof dem Pfarrer zu, „die Kirche hat in letzter Zeit mit vielen Traditionen gebrochen; nur mit einer Tradition wollen wir nicht brechen: zu nehmen, was wir bekommen – und wenn es der Eiffelturm ist.“

Die folgende Nacht verbrachten Bruno A. Rabe und die Seinen als Gäste im Pfarrhaus. Es sollte am nächsten Tag besprochen werden, welche Laienorganisationen eingesetzt werden könnten, um den Mariä-Turm zügig nach Altötting zu schaffen.

Und in jener Nacht geschah das Unfaßbare: Der Turm wurde gestohlen. Am Morgen des 15. August war er verschwunden. Die Kriminalpolizei stand – und steht noch immer – vor einem Rätsel. Das Karteiblatt mit der ausführlichen Beschreibung in der Sachfahndungskartei der Landespolizeidirektion Landshut ist die einzige Erinnerung, die an das einstmals so berühmte und kühne Bauwerk des Ingenieurs Gustave Eiffel blieb.

MARESI

ALEXANDER LERNET-HOLENIA

Lernet-Holenia

Ein unglaublicher Zwischenfall ereignete sich vor zwanzig und einigen Jahren in einer der großen Straßen von Wien.

Als nämlich der Kutscher Matthias Loy, inmitten von Lastfuhrwerk und andrem starkem städtischem Verkehr, auf seinem von zwei Pferden gezogenen Frachtwagen den Getreidemarkt hinabfuhr, trat ganz unvermittelt ein offenbar den besseren Ständen angehöriger Mensch, vom Gehsteig her, an das Fahrzeug, das sich im Schritt weiterbewegte, heran und streckte das eine der beiden Pferde, eine alte, magere Fuchsstute, durch mehrere rasch nacheinander aus einer Repetierpistole abgefeuerte Schüsse zu Boden.

Indessen das Pferd, das zuerst nur in die Knie geknickt war, im Geschirr langsam weiter zusammensank, bäumte sich das andre entsetzt empor; und der Kutscher, nach einigen Augenblicken der Fassungslosigkeit, warf sich mit einem Wutgeheul vom Bock und fuhr dem Attentäter an den Hals. Dieser hatte die Pistole fallen lassen und stand nun bleich und aufrecht da, wobei er sich bloß obenhin der Angriffe des Kutschers und einiger rasch zusammengelaufener Chauffeure und Passanten erwehrte, die ihrer Empörung Luft machten, indem sie ihn immerzu anschrien und hin und her stießen. Zwei gleichfalls herbeieilenden Polizisten gelang es denn alsbald auch nur mehr mit Mühe, den Menschen vor der Wut der Leute zu retten, die sich um so mehr erbitterten, als er auf keine ihrer Fragen, warum er die Tollheit begangen habe, ein wildfremdes Pferd zu erschießen, und was ihm denn das arme Vieh getan, auch nur die geringste Antwort gab. Zerdroschen, ohne Hut und mit zerfetztem Rock, ward er schließlich fortgeführt, und das Geheul der Menge verfolgte ihn. Er mochte zwei- oder dreiundvierzig Jahre alt sein und früher einmal ganz gut ausgesehen haben, jetzt aber war er abgemagert und vernachlässigt. Der Kutscher lief noch eine Strecke weit neben ihm her

und beschimpfte ihn fortwährend. Er tat jedoch, als höre er ihn gar nicht. Auch auf dem Polizeikommissariat gab er nur unbefriedigende und mangelhafte Auskünfte. Insbesondere sagte er, man werde den Grund, aus dem er das Pferd niedergeschossen, ja doch nicht verstehen; zudem konnte er kein Quartier angeben, wo er in letzter Zeit gewohnt; und weil auch, von einem der verirrten Geschosse, ein Mädchen an der Hand gestreift worden war, behielt man ihn in Haft. Erst als sein Fall vor Gericht verhandelt wurde, entschloß er sich zu Erklärungen.

Seine absurde Tat beschäftigte die Gemüter der Öffentlichkeit immer noch in solchem Maße, daß, als er vorgeführt ward, eine Menge Neugieriger sich im Saale drängte. Auf die einleitenden, formalen Fragen gab er an, er heiße Franz von Hübner, sei vierundvierzig Jahre alt, ledig und seit Monaten erwerbslos.

Der Richter, in den vor ihm liegenden Papieren blätternd, erklärte fürs erste, einen Franz von Hübner gäbe es nicht mehr, es gäbe nur noch einen Franz Hübner. Darnach verlas er den Tatbestand und richtete an den Angeklagten die Frage, ob er sich nun also zu einer Erklärung bequemen wolle, warum er das Pferd des Matthias Loy erschossen habe.

Hübner blickte zu Boden und schwieg noch immer.

„Nun?“ fragte der Richter, schon ziemlich scharf.

Hübner sah auf und streifte den Loy, der als Zeuge dasaß, mit einem Blick.

„Weil“, sagte er schließlich, „der Kutscher das Pferd geschlagen hat.“

„Geschlagen?“

„Ja. Und dann war es doch auch schon alt.“

„So“, schrie der Richter, „weil er es geschlagen hat und weil es alt war, haben Sie es glattweg niedergeschossen?“ Und die Zuhörer brachen in empörte Rufe aus. Auch sprang der Kutscher auf und rief, es sei gar nicht wahr, daß er das Pferd geschlagen habe, bloß angetrieben habe er’s hin und wieder mit der Peitsche, wie das ja gestattet sei; der Kerl aber, womit er Hübner meinte, habe ihn aus purer Bosheit um das wertvolle Tier gebracht. Doch fuhr der Richter dazwischen und befahl ihm, zu schweigen, bis er gefragt werde; und das Publikum ward zur Ruhe verwiesen. Inzwischen sah der Angeklagte den Richter an, und als wieder Stille eingetreten war, sagte er:

„Ich habe doch schon gesagt, daß man nicht verstehen wird, warum ich das Pferd getötet habe.“

Das zu beurteilen, schrie der Richter, stehe dem Gericht zu und nicht dem Angeklagten.

Hübner zuckte die Achseln. „Meinen Sie?" sagte er. „Nun, zunächst einmal war dieses Pferd überhaupt gar kein gewöhnliches Zugpferd, sondern eine Vollblutstute, mehr als zwanzig Jahre alt allerdings; und in dem Zustand, in dem sie zuletzt war, konnte man ihr natürlich auch gar nicht mehr anmerken, was für ein schönes Pferd sie früher gewesen. Sie hieß Maresi, ihr Vater war Scherasmin, ein berühmter Hengst aus dem Lesczynskischen Gestüt, und ihre Mutter hieß Scheherazade."

„So?" sagte der Richter. „Woher wollen Sie denn das alles wissen?"

„Das weiß ich deshalb", sagte der Angeklagte, „und zwar sogar sehr genau, weil die Stute, früher einmal, mir gehört hat und weil ich selber sie aufgezogen habe, auf meinem Gut, als ich noch eins hatte." Eine Bewegung ging durch den Saal.

„Dieses Gut", fuhr Hübner fort, „hieß Sankt Marien. Ich hatte es nach meinem Vater übernommen. Ich war damals allerdings noch nicht zwanzig. Aber auch die kleine Vollblutzucht, die wir hatten, versuchte ich weiterzuführen. Ich besaß drei Zuchtstuten: Ayescha, Fatima und Scheherazade. Scheherazade erwartete ein Fohlen. Ich erinnere mich noch genau an den Tag, an dem es zur Welt kam. Meine Mutter, die damals noch lebte, hatte unsere nächsten Nachbarn zum Tee gebeten, einen Grafen und eine Gräfin Steinville. Sie brachten auch Blanka mit. Blanka war ihre kleine Tochter. Sie war damals fünf Jahre alt."

Der Richter trommelte mit dem Bleistift auf den Tisch. „Gehört das hierher?" fragte er.

„Ja", sagte Hübner kurz; und nach einem Moment fuhr er fort: „Es war im September. Wir tranken Tee in unserem kleinen Salon, dann traten Steinville und ich ans Fenster, das Fenster stand offen, wir zündeten uns Zigaretten an und sahen in den Hof hinab. Eben ward, unten, Scheherazade vorübergeführt. Ich hatte nämlich Befehl gegeben, daß die Stute vormittags und nachmittags aus dem Stalle zu holen und an der Hand je eine Stunde lang zu bewegen sei. Ich sagte dem Grafen, das Fohlen sei nun schon täglich zu erwarten. In diesem Moment hörten wir das Blasen von Trompeten."

„Von was für Trompeten?" fragte der Richter.

„Es war eine Kavalleriedivision in der Nähe zusammengezogen worden und manövrierte schon seit dem frühen Morgen auf den abgeernteten Feldern. Der Schall der Trompeten kam erst nur von ferne her, dennoch wurde Scheherazade unruhig. Auf fast alle Pferde,

auch wenn sie nicht im Heere gedient haben, wirkt der Klang von Trompeten und kriegerischer Musik. Auch Scheherazade begann zu tänzeln und sich um den Reitburschen, der sie am Halfter zurückhielt, zu drehen. Sie ließ sich jedoch wieder beruhigen. Als aber gleich darauf das Blasen, nun schon aus größerer Nähe, von neuem ertönte, versuchte sie vorne hochzugehen. Doch hing der Reitbursch am Halfter. Da tat sie zwei oder drei Sprünge und riß den Burschen um. Wir schrien in den Hof hinab, da schleifte die Stute den Burschen noch ein Stück weit mit, dann streifte sie, mit einer geschickten Bewegung, den Halfter ab und jagte um die Hausecke und in den Park hinein. Der Bursche sprang sogleich wieder auf und rannte ihr nach, konnte sie aber nicht einholen. Sie ging im Galopp durch den Park, und wir sahen noch, wie sie die Gartenmauer übersprang. Dann liefen auch wir die Treppe hinab und ihr nach."

„Nun?" fragte der Richter. „Und?"

„Sie jagte den Regimentern nach, die, wie wir an den Signalen merkten, eben zur Attacke gegeneinander ansetzten. Als wir zur Gartenmauer kamen, sahen wir die Stute schon hinter der einen der beiden langen, glitzernden und klirrenden Reiterfronten, unter deren Hufen der Staub aufquoll, einherfegen und alsbald selber im Staube verschwinden. Man erzählte uns später, sie habe die Schwadronen sehr bald erreicht, sei mitten unter der Mannschaft, die mit ergriffenen Säbeln dahingaloppierte, hindurchgerast, habe schließlich auch die Offiziere überholt und erst angehalten, als man sich den feindlichen Reihen auf etwa hundert Schritt genähert hatte und als zum Halten geblasen ward. Da sah man Scheherazade, als der Staub verwehte, in der Nähe der Generale stehen, sie tänzelte und wieherte, und es begann ein Schimpfen und Lachen und Fragen, woher das fremde Pferd denn sei. In diesem Augenblick jedoch fing sie auch schon zu taumeln an, verfiel dann in eine Art Krampf und begann, ihrem Fohlen das Leben zu schenken ..."

Ein Murmeln ging durch die Menge der Leute, die zuhörten.

„Zunächst", sagte Hübner, „wußte man nicht, was da eigentlich vor sich ging, alsbald jedoch sprengten zwei oder drei Tierärzte aus den Regimentern heran, warfen sich von den Pferden und standen der Gebärenden bei. Als wir die Stute erreichten, waren die Regimenter schon in Kolonnen seitwärts abmarschiert, und das Fohlen war da. Es war ein sehr schönes Stutenfohlen. Auch Blanka kam nun über das Feld gerannt, sie war ihrer Mutter davongelaufen und außer sich vor Freude über das kleine Pferd. Sie schrie und lachte und streichelte es, wenngleich es noch ganz naß war, und wir alle waren glücklich,

daß alles noch so gut ausgegangen war. Auch gaben wir dem Fohlen gleich einen Namen. Zwar hatte ich, für den Fall, daß es eine Stute sein würde, beschlossen gehabt, es Sobeide zu nennen. Da es jedoch, wie die Tierärzte sagten, vor der Front des Dragonerregiments Maria Theresia zur Welt gekommen war, so nannten wir es Maresi."

„Wie?" fragte der Richter.

„Maresi. Das ist der Kosename für Maria Theresia. – Die Stute führten wir nun langsam heim, und das Fohlen lief bereits mit. Es wollte auch schon von der Mutter trinken, und Blanka streichelte es immerzu, sie fragte mich tausend Dinge über Pferde, und ich mußte ihr alle Geschichten von Pferden erzählen, die ich wußte. Denn als ich ihr sagte, das Fohlen werde nun, weil sich das bei Vollblütern so gehöre, mit vollem Namen, das heißt mit seinem eigenen Namen und mit den beiden Namen seiner Eltern, Maresi von Scherasmin aus der Scheherazade heißen, wollte sie auch wissen, wer die Großeltern des Fohlens und wer seine Urgroßeltern gewesen seien; und ich erzählte ihr, das Vollblut stamme von angelsächsischen und arabischen Pferden, die Araber aber kämen von den berühmten Stuten des Propheten her, und alle Pferde überhaupt gingen auf die Wildpferde zurück, die klein und falb gewesen seien, mit feisten Hälsen und schwärzlichem Mähnenhaar, und von denen es auch heute noch in der inneren Mongolei einige wenige gäbe. Aber auch von den großen Pferdeherden in Amerika erzählte ich ihr, aus denen die Indios ihre Pferde herausfingen, und daß die amerikanischen Pferde von verwilderten Pferden der Spanier abstammten, die vor langen Zeiten auf Befehl des Kaisers über das Meer gefahren wären, denn das Reich des Kaisers sei ehedem so groß gewesen, daß darin die Sonne nicht unterging."

Da der Angeklagte jedoch nicht sogleich weitersprach, sondern seinen Erinnerungen nachzuhängen schien, so rief der Richter: „Weiter! Aber beschränken Sie sich auf das Notwendige."

„Das Fohlen", fuhr Hübner sohin fort, „blieb eine Zeitlang bei seiner Mutter, dann kam es auf die Weide. Als das Pferd zwei Jahre alt war, übergab ich es einem Trainer. Auf der Bahn erwies es sich zunächst als vorzüglich, versagte aber schon im nächsten Jahr in zwei Flachrennen, das heißt: während es auf kurze Strecken nichts erreichte, stand es lange Strecken sehr gut durch, auch sprang es ausgezeichnet, und so siegte es schließlich in mehreren Hindernisrennen. Dann nahm ich es heim und ritt nun selbst auf diesem Pferd zwei oder drei Jahre lang fast alle Jagden, denn es war ein sehr ausdauerndes Jagdpferd. Als solches hatte es natürlich auch Chancen für Pardu-

bitz, und ich siegte, im November 1913, mit Maresi in der Großen Pardubitzer Steeplechase."

Aber weder der Richter noch die Zuhörer schienen eine rechte Vorstellung davon zu haben, daß die Große Pardubitzer das schwerste Hindernisrennen der Monarchie gewesen sei; und der Richter sagte bloß: „So? Und was geschah dann?"

„Dann", sagte Hübner, „kam der Krieg, und ich rückte mit der Stute und zwei anderen Pferden zu meinem Regiment ein; und das Regiment ging sogleich ins Feld. Die Kavallerie kämpfte in den ersten Monaten des Krieges noch in farbigen Uniformen. Wir trugen rote Hosen und Stulpenhandschuhe, goldne Kartuschriemen und hohe Helme, mit funkelnden Reliefs, Löwen darstellend, zu beiden Seiten des Helmkammes, die Pelzröcke hatten wir um die Schultern gehängt, und die Goldschnüre der Pelze wanden wir uns um die Hälse, zum Schutz gegen Säbelhiebe. Die Regimenter sahen wundervoll aus, und wir dachten, wir würden nun zu Pferde kämpfen. Aber dazu kam es natürlich gar nicht. Wo immer die farbigen Reiter sich zeigten, wurden sie vom Feuer der Russen zugedeckt, die, in ihren erdbraunen Uniformen, in unzählbaren Schwärmen heranrückten, und wir mußten von den Pferden absitzen und zu Fuß kämpfen. Die Pferde bekamen wir oft monatelang nicht mehr zu Gesicht, zum letztenmal sahen wir sie während des Vormarsches im Jahre 1915, als wir die Russen durch ganz Polen zurücktrieben, aber auch da ritten wir nur während der Märsche, und dann begann überhaupt der Grabenkrieg. Die Pferde standen Gott weiß wo hinter der Front, und im übernächsten Frühjahr nahm man sie uns ganz weg. Sie hatten Geschütze und Trainfuhrwerke zu ziehen; und auch die Offizierspferde mußten verkauft werden, denn wir bekamen für sie kein Futter mehr zugewiesen. Ich verkaufte also auch Maresi, obgleich mir's sehr leid um sie war. Gott weiß, was sie in den folgenden Jahren erlebt haben mag. Vielleicht ist sie einem Intendanten zugewiesen worden, der ein Dienstpferd brauchte, wenngleich er nicht reiten konnte, vielleicht ging sie im überladenen Train, vielleicht zog sie schwere Geschütze. Ich dachte oft an sie, und daß es kein Leben mehr für ein Pferd sei, wenn es Gas und Tanks gäbe, Traktoren und Motorbatterien. Vielleicht, dachte ich, ist sie überhaupt schon tot. Und ich dachte daran, wie lieblich ihr Schnauben gewesen war, wenn sie ihre Nüstern an meiner Hand gerieben hatte."

Der Angeklagte machte eine Pause, während der es ganz still im Saal war. „Nach dem Krieg", fuhr er schließlich fort, „kehrte ich auf das Gut zurück. Meine Mutter war inzwischen gestorben, und die

Wirtschaft war ganz vernachlässigt. Auch bei den Steinvilles sah es nicht viel besser aus. Sie hatten gleichfalls keine Arbeiter und keine Pferde mehr gehabt. Wir sagten uns, daß wir zunächst möglichst viele von den Pferden, die aus dem Felde zurückkamen, aufkaufen müßten. Denn überall auf den Straßen und in den Städten lösten damals die Trains und die Batterien sich auf; und Pferde bekam man auf einmal wieder für ein Butterbrot. In den Provinzstädten gab es sogar ganze Rudel von Pferden, die niemandem mehr gehörten und die sich da tage- und wochenlang herumtrieben. Wir erwarben also so viele Pferde, als wir glaubten ernähren zu können, und brachten sie mit Mühe über den Winter hinweg. Denn wir mußten das Futter zu Phantasiepreisen kaufen. Im Frühjahr aber schickten wir sie auf die Weide, und alsbald begannen wir auch mit dem Anbau.

Steinvilles Sohn war im Kriege gefallen, und Blanka mochte, als ich sie wiedersah, vierzehn oder fünfzehn Jahre alt sein. Das erste, was sie mich damals fragte, war, wo Maresi sei. Ich antwortete, ich wisse es nicht, ich hätte das Pferd verkaufen müssen; und sie sagte, das sei schade, denn sie habe es sehr lieb gehabt und könne sich noch genau an den Tag erinnern, an dem es zur Welt gekommen sei. Sie sprach auch in der Folge immer wieder von dem Pferde, bis ich ihr versprach, mich umzusehen, ob es noch lebe. Vielleicht, sagte ich, werde sich ermitteln lassen, wohin es die Kommission, die es, 1917 übernommen, weitergegeben habe; und als ich bald darauf nach Wien kam, erkundigte ich mich im Kriegsministerium und bei den noch liquidierenden Kommanden nach dem Pferde. Doch war, da der Verkauf in Polen stattgefunden hatte, kein Dokument mehr darüber aufzutreiben. Ich schrieb zwar an Freunde in Polen und Ungarn und bat sie, sich der Sache anzunehmen. Allein es war von der Stute keine Spur mehr vorhanden, und wenn sie überhaupt noch am Leben war, konnte sie nun ebensogut in Istrien oder Rumänien sein, in Böhmen oder Kroatien oder in irgendeiner andern Gegend der auseinandergefallenen Monarchie. Zuletzt wandte ich mich dann auch noch an die Pferdehändler und beschrieb ihnen die Stute und ihre Brände, so gut ich konnte; und im Laufe der Zeit erschienen nun in der Tat alle möglichen Leute mit Pferden bei mir und wollten sie mir anhängen, indem sie behaupteten, eins davon sei das meine. Doch kam ich endlich auf sehr sonderbare Art wieder zu diesem Pferde.

Es tauchte nämlich, im zweiten Jahr nach dem Kriege, ganz plötzlich in einer Reitschule in Wien auf. Woher es die beiden Kerle, denen die Reitschule gehörte, eigentlich erworben hatten, war später nicht mehr festzustellen. Jedenfalls verwendeten sie es als Schulpferd.

Leute, die im Kriege Geld gemacht hatten, begannen damals zu reiten, weil sie fanden, das gehöre zum guten Ton: und wenn sie, im Sommer, in die Kurorte reisten, so gingen die Reitschulen mit auf das Land und veranstalteten da Geländeritte, ist der Sommerfrischler doch auch sonst der Affe des Landbewohners. Jedenfalls kam Maresi auf solche Art, im Juli vor etwa zehn Jahren, in einen Badeort in der Nähe von Sankt Marien.

Die Leute, die in solchen Reitschulen ritten, waren natürlich meist rechte Krippenreiter. Eines Tages nun, während eines Terrainrittes, warf Maresi ihren Kriegsgewinnler ab und ging durch. Nun ist die Intelligenz eines Pferdes eine sehr beschränkte, man sollte sich da keinen Täuschungen hingeben. Ein Pferd mag zwar ein paar große und heroische Instinkte haben, den Willen zum Sieg im Rennen vielleicht und die Freude am Kampf, aber die Charaktereigenschaften eines Pferdes lassen sich mit denen etwa eines Hundes natürlich gar nicht vergleichen. Immerhin merken Pferde sich wenigstens den Weg zum Stall und erinnern sich vielleicht auch an Gegenden, in denen sie schon einmal gewesen sind. Kurzum, als Maresi durchging, mochte die Landschaft ihr plötzlich bekannt vorgekommen sein, und sie galoppierte immer weiter. Jedenfalls, als ich, an jenem Tag, auf dem Hofe stand und wiederum mit einem Pferdehändler verhandelte, der mir irgendeine Fuchsstute für diejenige andrehen wollte, die ich suchte, hörte ich plötzlich aus dem Stall, in meinem Rücken, ein helles und schmetterndes Wiehern, über das ich mich wunderte, weil alle meine Pferde mit dem Einfahren der Ernte beschäftigt waren. Ich sprach zwar noch einige Worte mit dem Händler, da sich das Wiehern aber wiederholte, so traten wir, um nachzusehen, was denn los sei, in den Stall; und da kam mir Maresi, die hinter unserem Rücken in den Stall getrabt war, mit schleifendem Zügel und auf den Bauch gerutschtem Sattel, doch hoch erhobenen Hauptes, entgegen, und ihr Wiehern klang heller als Silber."

Ein Gemurmel setzte unter den Zuhörern ein und verriet, daß sie sich sentimental bewegt fühlten, etwa wie in einem Rührfilm. Doch zog Hübner die Brauen zusammen und sprach ziemlich schnell weiter:

„Ich kaufte das Pferd den Besitzern der Reitschule natürlich sogleich ab. Als sie merkten, daß ich es durchaus haben wollte, verlangten sie zwar reichlich viel dafür, ich zahlte aber schließlich den Preis. Dann ritt ich auf Maresi zu den Steinvilles hinüber. Blanka war mehr als glücklich; und noch am gleichen Abend verlobte ich mich mit ihr."

Bei diesen Worten stieg dem Angeklagten eine leichte Röte ins

Gesicht. „Wir wollten", fuhr er jedoch rasch fort, „heiraten, sobald Blanka zwanzig Jahre alt sein würde. Ich ging also daran, meine Wirtschaft zu verbessern, um meiner Frau ein anständiges Leben bieten zu können. Ich schaffte zunächst neue landwirtschaftliche Maschinen an und ging im nächsten Jahr sogar auf Traktorenwirtschaft über. Die Zugpferde gab ich alle auf, nur Maresi behielt ich, um über die Felder reiten zu können, aber auch die Wagenpferde gab ich auf und kaufte mir einen amerikanischen Wagen.

Doch kam ich mit allen diesen Veränderungen schon in eine schlechte Zeit. Zunächst hatte ich eine Mißernte, und dann übernahm ich mich mit Krediten in eben dem Augenblick, in welchem die Inflation ein Ende fand. Ich war zu leichtsinnig gewesen, und es sollte sich zeigen, daß ich die Kredite nicht mehr würde zurückzahlen können.

Steinville hatte dem Ganzen mit Unbehagen zugesehen, er mochte ahnen, was sich da anbahnte, es kursierten von mir schon eine Menge Wechsel. Zudem fingen die Getreidepreise an zu fallen, teils wegen der ungarischen, rumänischen und der überseeischen Produktion, teils wegen der Überproduktion überhaupt, die durch die Einstellung von Maschinen in die meisten landwirtschaftlichen Betriebe entstanden war. Steinville selbst aber ging viel ruhiger in die Krise als ich. Er hatte in den letzten Jahren gut gewirtschaftet und war schuldenfrei. Auch war er vom Pferdebetrieb nicht abgegangen. Ich hingegen konnte bald nur mehr mit Mühe meine Schuldzinsen zahlen und meine Wechsel prolongieren lassen.

Wir sprachen von der Verschlechterung meiner Lage zwar nie direkt, als aber der Zeitpunkt heranrückte, zu dem Blanka und ich heiraten sollten, trafen die Steinvilles keine Vorbereitungen dazu, und der Termin der Hochzeit wurde stillschweigend verschoben. Blanka ging mit verweinten Augen umher, und ich selbst war nicht weniger unglücklich als sie. Doch wagte ich nicht, auf eine Eheschließung zu dringen. Denn meine Situation war eine so unsichere geworden und verschlechterte sich im Laufe der Zeit so sehr, daß ich es nicht mehr auf mich nehmen konnte, das Schicksal einer Frau an mein eigenes ungewisses Schicksal zu ketten. Ich versuchte zwar, meine Lage dadurch zu bessern, daß ich verschiedene Grundstücke losschlug, wobei ich, den Steinvilles gegenüber, angab, sie seien für meine Wirtschaft ohne jede Bedeutung; und ich verkaufte auch den ganzen Schmuck, den ich von meiner armen Mutter geerbt hatte. Aber das alles reichte nur zur Befriedigung der zudringlichsten Gläubiger hin. Zudem brachte mich am Ende auch noch Steinville selbst in die peinlichste Lage.

Er kaufte nämlich, vielleicht auf das Drängen seiner Tochter, vielleicht auch weil er selbst sich über meine Situation vergewissern wollte, mehrere meiner Wechsel auf, machte mir einen Besuch und verständigte mich dahingehend, daß er sie nun in seinem Besitz habe. In zwei Wochen seien sie zwar fällig, falls es mir aber unbequem sein werde, sie einzulösen, so könne man sie ja prolongieren; und überhaupt komme es ihm sehr gelegen, daß er, wie er sagte, durch Zufall in den Besitz der Wechsel gelangt sei. Denn daß nun er sie besitze, statt irgendeines Fremden, könne doch auch mir nur lieb sein.

Wahrscheinlich meinte er's wirklich so, wie er sagte; und wenn Blanka ihn gedrängt hatte, die Wechsel aufzukaufen, so hatte sie es gewiß nur getan, um mir Unannehmlichkeiten zu ersparen, indem sie annahm, ich könne meine Angelegenheiten mit ihrem Vater leichter als mit irgendwem anders ordnen. Dennoch traf mich Steinvilles Eröffnung wie ein Schlag. Ich wollte die Wechsel allerdings prolongieren lassen, aber natürlich nicht bei ihm; und da nun er sie besaß, war an ein Prolongieren nicht mehr zu denken. So blieb mir denn nichts übrig, als sie eben einzulösen. Denn einen wirklichen Einblick in meine Lage durfte ich ihm, wie ich glaubte, unter keinen Umständen gestatten. Ich hätte sonst jede Hoffnung, Blanka schließlich doch noch heiraten zu können, aufgeben müssen. Ich erhob mich somit und erklärte, so gefaßt ich konnte, daß ich die Wechsel selbstverständlich einlösen werde, wann immer er es wünsche; und die nächsten vierzehn Tage verbrachte ich damit, Geld aufzutreiben, von wo es nur möglich war. Ich mußte aber auch mehrere antike Bilder verkaufen, die ich noch besaß, dann fast mein ganzes Silber und schließlich auch Maresi.

Ich bekam nicht mehr viel für sie. Sie war inzwischen alt geworden, und Pferde erzielten schlechte Preise. Aber daß man sie mir aus dem Stall führte, hätte mir dennoch das Herz gebrochen, wenn meine andern fortwährenden Sorgen mich das Pferd nicht sehr bald hätten vergessen lassen.

Als die Wechsel fällig waren, erschien Blanka statt des alten Steinville. Er fühle sich, sagte sie, nicht ganz wohl, sie fürchte, er könne ernstlich erkranken. Das Geld für die Wechsel wollte sie zunächst gar nicht nehmen. Das Ganze, sagte sie, sei ja doch nur eine Formalität. Vielleicht hatte sie Vollmachten bekommen, wie sie über die Sache hinweggehen solle, falls ich das Geld nicht besäße. Ich drängte ihr's aber dennoch auf. Dann gingen wir noch ein paar Minuten lang durch die Wirtschaft. Maresis Box stand leer. Ich sagte, das Pferd sei beim Tierarzt. Ehe Blanka in den Wagen stieg, brach sie auf einmal

in Schluchzen aus. Ich tröstete sie, indem ich ihr das Haar streichelte, brachte aber kein Wort heraus. Was hätte ich ihr auch sagen sollen!

Von da an ging ich meinem Ruin sehr rasch entgegen, und einige Monate später schon sah ich, daß ich das Gut nicht mehr würde halten können. Das war vor zwei Jahren im Herbst. Was von mir an Wechseln noch lief, wurde protestiert, und nach Abwicklung der Formalitäten ward die Versteigerung von Sankt Marien auf Mitte November festgesetzt.

Ich sah die Steinvilles gar nicht mehr, es wäre mir unerträglich gewesen, mich ihnen jetzt noch unter die Augen zu wagen; und auch sie schienen meine Stimmung zu achten und zeigten sich nicht. Steinville, hieß es überdies, sei bettlägerig. Er war herzkrank geworden. Erst ein paar Tage vor der Versteigerung entschloß ich mich, ihn anzurufen und ihn um Hilfe zu bitten.

Blanka kam an den Apparat. Sie sagte mir, ihr Vater sei sehr krank, sie werde ihm jedoch meine Bitte sofort weitergeben. Auf die Frage, wie er sich fühle, sagte sie, es sei Wassersucht eingetreten, schon vor Wochen.

Am nächsten Tag brachte sein Verwalter mir einen Brief, in welchem er mir schrieb, wenn es ihm bei der Versteigerung möglich sein werde, das Gut zu erstehen, so könne ich darauf rechnen. Er habe schon einen Bevollmächtigten bestimmt. Ich dankte ihm brieflich und wünschte ihm alles Gute. Zwei Tage später war er tot.

Damit war auch ich verloren. Denn aus der Hinterlassenschaft, ehe sie nicht geregelt war (und das konnte Monate dauern), durften die Steinvilles nun kein Geld mehr ziehen; und überdies mußten sie gewiß auch hohe Erbschaftssteuern zahlen, so daß sie für mich kein Geld flüssig haben konnten.

Am Tage der Versteigerung verließ ich, frühmorgens, Sankt Marien in einem Mietwagen. Es hatte in der Nacht geschneit, nun zerschmolz der Schnee zu trüben Lachen, welche den Himmel spiegelten, der immer noch grau wie Asche war.

Als ich durch das Dorf fuhr, läuteten die Glocken. Man begrub eben Steinville. Ich ließ halten, stieg aus und stellte mich zu den Bauern und kleinen Leuten, die das Grab umgaben. Blanka und die Gräfin standen, in langen schwarzen Schleiern, in einer Gruppe von Verwandten. Ich hielt mich abseits und hoffte, daß mich niemand sehen werde. Als ich aber, noch vor Beendigung des Rituals, wieder in den Wagen steigen wollte, stand plötzlich Blanka neben mir. Sie schlug den Schleier zurück, und ihre Augen waren so verweint, als sei auf zwei Saphire ein Tau von Blut gefallen. Sie hängte sich mir

schluchzend an den Hals und bat mich, sie jetzt nicht zu verlassen. Sie liebe mich, wie sie mich immer schon geliebt, und nun sie Erbin geworden sei, solle ich sie heiraten und das Gut führen.

Es wurde mir entsetzlich schwer, ihr zu sagen, ich könne das nicht tun. Ich sei nun niemand mehr und besäße nichts mehr, sie aber werde gewiß eine Ehe mit einem vermögenden jungen Menschen schließen können, zu dem sie besser passen werde als zu mir. Es sei genug, daß ich mein eigenes Gut verloren, ich bräuchte nun nicht auch noch das ihre zugrunde zu richten.

Damit küßte ich sie, stieg rasch in den Wagen und befahl dem Kutscher: ‚Fahr zu!' Blanka wollte mich zurückhalten und rief mir nach, aber ich brachte es nicht mehr übers Herz, mich auch nur noch einmal umzuwenden.

Am Abend war ich in Wien.

Um es kurz zu sagen, so versuchte ich mich, mit dem Rest des Geldes, das mir nach der Versteigerung des Gutes geblieben war, in verschiedenen Unternehmungen, doch verlor ich dabei auch noch diesen Rest. Dann nahm ich eine Stellung in einem Bauunternehmen an, verlor jedoch, als das Unternehmen sich auflöste, auch diese; und von da an fand ich überhaupt keine Stellung mehr. Als ich mein letztes Geld ausgegeben hatte, steckte ich meine Armeepistole zu mir, schrieb, in einem Kaffeehaus, noch ein paar Abschiedsbriefe und trat dann auf die Straße, um mich irgendwo in einem der Parks zu erschießen. In diesem Moment sah ich Maresi.

Ich erkannte sie sofort wieder, wenngleich sie ganz heruntergekommen aussah. Sie war noch mehr gealtert, mager und ganz verwahrlost. Sie ging, zusammen mit einem schlechten Grauschimmel, im Wagen dieses Kutschers da." Dabei zeigte der Angeklagte auf Matthias Loy. Alles sah auf den Kutscher, der sich auf einmal ziemlich unbehaglich zu fühlen und darüber nachzudenken schien, wie er sich aus der Situation ziehen könne.

„Ja, so gut wie bei Ihnen", sagte er schließlich, „wo sie nichts zu tun hatten, konnten die Pferde es bei mir natürlich nicht haben."

„Der Wagen", sagte Hübner, „war hoch beladen, die Pferde brachten ihn nur mit Mühe vorwärts, und dieser Mensch schlug sie immer mit der Peitsche."

„Wer?" rief Loy. „Ich?"

„Ja, Sie. Ich trat", wendete der Angeklagte sich wieder an den Richter, „sofort zu Maresi hin, und indem ich neben dem Pferd herging und ihm die Mähnenzotten aus der Stirn strich, wandte ich mich halb zurück und rief dem Kutscher zu, was ihm einfalle, die Pferde zu

schlagen, sie zögen doch, so gut sie könnten. Er aber schrie mich an, was mich das angehe."

„Es ist Sie ja auch", rief der Kutscher, „nichts angegangen, und dann ist es auch gar nicht wahr, daß ich die Pferde geschlagen habe, bloß ein wenig angetrieben habe ich sie!"

Er solle schweigen, fuhr jedoch der Richter dazwischen, jetzt rede der Angeklagte.

„Ich sagte ihm", fuhr Hübner fort, „daß es gemein sei, ein Pferd zu schlagen, noch dazu ein so altes und herabgekommenes. Er aber schrie, wer herabgekommen sei, seine Pferde vielleicht? Es sei eine Frechheit, das zu behaupten, und wenn ich nicht sofort abfahre, so werde er mit der Peitsche auch mir noch eins überziehen! Und damit schlug er auch schon wieder auf die Pferde ein."

„Ah", fuhr der Kutscher auf, „der Kerl soll sein Maul halten! Habe ich nicht schon gesagt, daß ich nicht wirklich zugeschlagen habe?" Und er fuhr fort zu schreien, er lasse sich nicht anschwärzen, bis dem Richter die Geduld riß. Er schrie ihn an, er werde ihn aus dem Saale werfen lassen, und als der andere drauf mit Flüchen antwortete, befahl der Richter mit kreischender Stimme, ihn sofort in Haft zu nehmen. Unter dem Applaus des Publikums ward der Kutscher aus dem Saale gestoßen; und der Angeklagte blickte ihm nach. Dann, als wieder Stille eingetreten war, wandte sich Hübner zum Richter zurück und fuhr fort:

„Ich stritt mit diesem Menschen weiter, bis wir an einem Polizisten vorbeikamen, an den ich mich wendete. Doch hatte der Kutscher inzwischen natürlich aufgehört, die Pferde zu schlagen, so daß mir der Schutzmann nicht glaubte. Aber kaum waren wir ihm aus den Augen, so begann der Kerl schon wieder auf die Tiere einzuhauen. Ich glaube, er tat es nun schon weniger, um sie zu quälen, als um mir selber eine Bosheit anzutun. Sobald ich das merkte, trat ich von den Pferden weg, ging aber auf dem Gehsteig neben dem Wagen her.

Vier Tage ging ich so neben dem Wagen. Ich vermochte nicht, mich von meinem Pferde zu trennen und es seinem Schicksal zu überlassen. Ich begleitete es, bis es abends in den Stall gebracht wurde, ich übernachtete irgendwo auf einer Bank und war am Morgen schon wieder da, wenn der Wagen bespannt wurde. Ich mußte zusehen, wie die Pferde geschlagen wurden, aber immer, wenn ich bei einem Polizisten Anzeige gegen den Kutscher erstattete, benahm er sich so scheinheilig und schlau, daß man seinen Versicherungen mehr Glauben schenkte als den meinen. Bei einigen von den Wachleuten traf es sich, daß sie anderntags wiederum Dienst taten, wenn wir vorbeikamen; und

wenn ich mich erneut an sie wendete, hielten sie mich für einen Querulanten und hörten mich gar nicht mehr an. Schließlich kam ich auf den Gedanken, dem Kutscher das Pferd abzukaufen. Das Geld dazu hätte ich vielleicht noch irgendwo auftreiben können. Viel war die Stute ja nicht mehr wert. Ich hätte zwar nicht gewußt, was ich dann mit ihr anfangen sollte, aber der Kerl verlangte ohnedies einen so unverschämten Preis, daß an den Kauf nicht zu denken war. So viel Geld hätte ich dafür nicht mehr entleihen können, billiger aber wollte er sie mir nicht geben; und nachdem ich ihn, Gott weiß wie lang, gebeten hatte, mir Maresi dennoch abzulassen, stieg er wieder auf den Bock, fuhr weiter und prügelte die Pferde.

Da ging ich noch ein paar Stunden lang nebenher, um die ärgsten Mißhandlungen zu verhüten, schließlich aber sagte ich mir, helfen könne ich dem Pferd auf die Dauer ja doch nicht, auch sei es schon so alt, daß es keine Zukunft mehr habe, und so trat ich denn auf das Gespann zu, zog rasch die Pistole und schoß Maresi nieder."

Es folgte eine gänzliche Stille. Dann fügte der Angeklagte noch hinzu: „Ich war, schließlich, österreichischer Reiteroffizier, und ich weiß, daß es meine Pflicht war, zu tun, was ich getan habe. – In der Haft hat mich dann Blanka Steinville besucht. Ich habe sie gebeten, dem Kutscher das Pferd zu ersetzen; und sie hat mir's sogleich zugesagt. Ich gehe später, wenn ich wieder freigekommen sein werde, doch zu den Steinvilles auf das Gut. Ich werde mein Leben nicht mehr wegzuwerfen versuchen. Denn letzten Endes hat mich die Stute, die ich getötet habe, ja doch davor bewahrt, mich selbst zu töten. Ich habe alle sieben Schüsse, die ich in der Waffe hatte, auf sie abgefeuert, denn als ich sah, wie langsam sie zu Boden ging, wollte ich ihren Todeskampf verkürzen, indem ich alle meine Patronen auf sie verschoß. So ist mir denn keine mehr für mich selbst geblieben; und das war vielleicht auch der eigentliche Sinn dessen, daß ich Maresi wiedergesehen habe. Wirklich erkannt wird sie mich ja gar nicht mehr haben, ein Pferd erkennt einen Menschen kaum wieder. Aber daß sie mir, hart vor meinem Tod, überhaupt noch einmal in den Weg gekommen ist, war ihrer Dienste schon genug. Es war alles, was sie für mich noch tun konnte, obwohl sie, in ihrem einfachen, dumpfen Tiergehirn, natürlich nicht ahnen konnte, was sie da tat. Aber wir alle wissen ja nicht, was für Aufträge es sind, die wir erfüllen."

Der Richter erhob sich. Mit ein paar gemurmelten Worten sprach er den Angeklagten frei.

JEMAND ERWARB EIN EMPFANGSGERÄT

INA SEIDEL

Ina Seidel

OB SIE mir glauben werden oder nicht – darauf kommt es mir nicht an. Ich muß es einmal loswerden, und ich kann es nur erzählen, wie es war, und es war folgendermaßen:

Als ich die Stellung endlich bekommen hatte und eine gesicherte Existenz vor mir sah, wie man zu sagen pflegt, wenn man nicht gerade zu verhungern braucht, da ging ich hin und hob den ganzen Rest von meinem Postsparbuch ab. Und dann kaufte ich mir ein Empfangsgerät. Katze, Hund oder Papagei, etwas muß der Mensch in seiner Einsamkeit haben, und wenn es nur ein Kanarienvogel wäre. Ich habe gelesen, daß Gefangene sich Mäuse oder sogar Spinnen gezähmt haben, obgleich diese Tiere weder wachsam sind, noch sprechen lernen können. Ein Rundfunkgerät hat den Vorzug, daß es nicht gefüttert werden muß; freilich verbraucht es Strom, und aus irgendeinem Grunde erhebt die Post Gebühren, sie wird wissen, warum, ich frage nicht danach. Meine Existenz war, wie gesagt, für eine Weile gesichert, und ich hielt das Alleinsein nicht mehr aus. Wenn Sie fragen, warum ich nicht einfach heiratete, so kann ich nur antworten, so gesichert war meine Existenz denn doch nicht. Außerdem – es gibt da so manches, an das ich nicht rühren möchte. Ich bin nicht von hier, Sie hören es wohl an meiner Sprache. – Ja, ich bin aus dem Osten. Ich habe so manches hinter mir zurücklassen müssen. Ich glaube nicht, daß ich noch einmal heiraten werde...

Kurz, ich hielt die Einsamkeit nicht mehr aus und lief zu dem Mann, der einmal bei mir war und mir seine Karte daließ; wenn ich zu Geld käme, sagte er, so würde ich mich vielleicht an ihn erinnern und froh sein, zu wissen, wo er zu finden wäre. Er bot gebrauchte Radioapparate an, kleine und große, mit einem, zwei, drei, vier Stromkreisen. Es war so, daß er sie aufkaufte, überholte und weiterverkaufte – so war das. Er war ein Fachmann, er sagte es selbst von

sich, und es stand auch auf seiner Karte, es flößte Vertrauen ein. Auch ich faßte gleich Vertrauen zu ihm, obgleich er sonderbar war – wie soll ich sagen – gar nicht wie ein Geschäftsmann und doch so überredend, fast wie ein Doktor, möchte ich sagen, oder sogar wie ein Pastor. „Ich schlage Ihnen vor – möchte Ihnen nahelegen – Ihnen im eigenen Interesse dringend anraten..." – das waren so Redewendungen, die er brauchte, er brachte sie vor, als ob er einem eine bestimmte Diät verordnete oder Einlagen für die Füße, oder regelmäßigen Kirchenbesuch. Er war gar nicht aufdringlich, aber als er ging, war ich überzeugt, nur ein Empfangsgerät würde mir wieder Lebensmut geben können.

Ich hatte seine Karte immer in meiner Brieftasche, und als ich das erste Gehalt ausgezahlt bekommen hatte, lief ich hin, ich sagte es ja schon, und hob die letzten Zweitausend von dem, was ich 46 im Rockfutter über die grüne Grenze gebracht hatte, ab. Klingt gewaltig, aber auch wenn noch das Ganze vorhanden gewesen wäre, es war ja nichts wert, es war von Anfang an nur Rückhalt gewesen, von Existenzgrundlage keine Rede. Morgen konnte die Währungsreform kommen – und was dann? Aber ich hatte ja wieder Gehalt und konnte nichts Besseres tun, als diesen Rest in einen Sachwert stecken – Gehalt ist die Hauptsache. Ich war einmal Beamter, verstehen Sie – wir aus dem Osten, da oben rechts auf der Landkarte, wir hatten immer geregelte Verhältnisse, alles eingeteilt, vom Ersten bis Ultimo! Aber genug – das gehört nicht hierher.

Ich nahm also die paar Kröten, ging zu ihm hin, legte sie ihm auf den Tisch, und am Abend hatte ich das Empfangsgerät auf meiner Stube. Es ist eine ganz anständige Stube, übriggeblieben von einer Mansardenwohnung, als noch rechtzeitig gelöscht worden war. Die Treppe ist vom dritten Stock an nicht mehr recht da, Zugang nicht ungefährlich, aber im allgemeinen recht ruhig, so wie etwa auf einem Turm – eine Hälfte des Hauses eingestürzt. „Sturmfreie Bude!" sagte er und grinste so vor sich hin, wie er alles anbastelte. „Von wegen sturmfrei", sage ich, „Sie sollten hier oben mal Sturm erleben! Haben Sie schon einmal in einem Mastkorb gesessen?" „Sie werden aber guten Empfang haben", sagt er, „günstige Lage. Und keine Nachbarn, die an die Wand klopfen –." Dann sagte er etwas von einer Antenne, die seine Erfindung wäre – einer Antenne oder irgendeinem technischen Trick, den er jetzt versuchsweise gratis bei einigen Kunden einbaute! er hätte den Eindruck, sagte er, daß der Empfang dadurch wesentlich verbessert würde. „Davon verstehe ich nichts", sage ich, „ich bin kein Fachmann."

„Nein", sagte er, „aber Sie sind von einem Fachmann bedient, und vielleicht berichten Sie mir gelegentlich von Ihren Erfahrungen mit dem Gerät. Auch wenn irgend etwas nicht klappen sollte – Sie wissen ja, wo ich zu finden bin ..."

Währenddem fängt es in dem Gerät an zu arbeiten, und mit einemmal kommt Musik heraus. Ich war vorher schon aufgeregt, wissen Sie, jetzt blieb mir richtig die Luft weg. Er dreht und dreht: „Leipzig –", sagt er, „Paris – Freiburg – Rom ..."

Musikfetzen, Worte, Gesang. Er dreht, es knackt –: „Berlin –"

„Halt!" sage ich, „halt! Ich will hören ..."

Er zeigt mir noch, wie ich drehen und einstellen muß; dann sagt er noch einmal was von seinem Trick; und daß ich auch nachts einmal andrehen sollte. „So nach Mitternacht, zwischen Morgen und Mitternacht, da ist der Empfang am besten ..."

Daß er das gesagt hatte, weiß ich noch ganz genau, aber wie ich mich dann wieder nach ihm umsehe, war er nicht mehr da. Nun, sein Geld hatte er ja, ich dachte nicht weiter an ihn. Es redete da jemand in Berlin, und ich hörte es, als stünde er neben mir. Es war nur der Wetterbericht, wissen Sie – aber es war das Wetter von da oben ... Ich hatte es plötzlich in meinem Zimmer – die See – die Wolken – den Wind. Wir haben dort einen ganz anderen Wind als den hiesigen ... Aber das gehört nicht hierher.

Diesen ersten Abend mit dem Gerät vergesse ich nicht, sage ich Ihnen! Das war mehr als ein Fest, ich hatte gar nicht mehr gewußt, daß so etwas möglich ist. Ich hatte ja noch ein paar Mark übrigbehalten, und dafür hatte ich mir eine Flasche Wein geleistet – schwarz – nun gerade! Mann, es war doch ein neuer Anfang: die Sicherung meiner Existenz – und das Radio! Ich fühlte mich wieder, hatte wieder Anschluß an das Leben – wenn das nicht gefeiert werden durfte! Etwas Bange war dabei – davon spreche ich nicht gern. Musik, wissen Sie, machte mich von jeher leicht traurig – auch das Gegenteil, selbstverständlich –, aber ich dachte so: ich dachte – wenn ich nun nach so langer Zeit mit der Musik alleine bin und nur mit Musik, und bin nüchtern und mir fällt alles wieder ein – und das halte ich dann nicht aus. Es ist besser, etwas dazu zu trinken; wenn man nämlich so ein bißchen angeduhnt ist – den Ausdruck kennen Sie nicht, aber Sie verstehen wohl, was ich meine: so etwas benebelt –, dann ist auch das Traurige schön. Kennen Sie das? Na, egal. Ich trank also diese Flasche an dem Abend aus und hörte Musik. Ich war froh, daß mir keiner zusah – man wird ja wunderlich, wenn man immer alleine ist. Ich glaube, ich habe mir angewöhnt, laut vor mich

hin zu reden und mich mit Leuten zu unterhalten, die gar nicht da sind. Da plaudert sich vieles aus – die Musik fragt, du antwortest –, es ist nicht mehr die Musik, es ist die ganze Vergangenheit, und du weinst und schreist mit. Genug – genug – das geht niemanden etwas an – es war dieser erste Abend... Sie müssen wissen, meine alte Mutter und meine Schwester waren allein noch im Dorf, als die Russen kamen, denn meine Mutter war gelähmt, und meine Schwester ging nicht von ihr weg... Und meine Frau mit unseren kleinen Kindern ist mitten im Winter von dort weggegangen, wohin sie aus Königsberg evakuiert war – zu Fuß – mit Kinderwagen und Rucksack – sie ist nirgends angekommen – es ist jetzt bald vier Jahre her...

Ich war bei meiner Einheit hinter der Oder, wo es mich dann rumgewürfelt hat, erspare ich mir und Ihnen, aber seit ich wieder mein eigener Herr bin, habe ich immer wieder Leute gesprochen, die mit ihr gleichzeitig dort weggegangen sind und sind angekommen – irgendwo angekommen – nur sie nicht. Und da ist es mir immer, sie müßte noch unterwegs sein – na, ich erspare es Ihnen. Aber Musik ist gefährlich, sage ich Ihnen, und ist doch das einzige – wenn dann alles so mit einemmal gut wird und alles zusammenklingt in einer Stimme – einer Stimme allein, in der alles drin ist, und alles ist gut... Ich sage Ihnen ja, man wird komisch – man sollte so was gar nicht aussprechen. Die Leute denken, man ist nicht richtig im Kopf – aber ich weiß, was ich meine.

Ich hörte also Musik und trank meinen Wein. Manchmal redete auch wer, dann hörte ich nicht recht hin. Ich mache mir nichts mehr aus Nachrichten, es geht vielen so, wissen Sie. Vielleicht ist es falsch, aber ich kann es nicht ändern. Es ist wie eine taube Stelle im Kopf, es geht einen nichts mehr an. Wenn man nur gerade existiert, braucht man das alles ja nicht zu wissen, nicht wahr, und auch alles andere, was sie einem da mitteilen: Vorträge meine ich, Kunst, Literatur, Politik – ich bin noch nicht wieder soweit. Zeitunglesen wird mir auch nicht leicht, ich lese meist nur die Überschriften. Und die Anzeigen, doch, das interessiert mich immer, da ist kein Gerede dabei, das ist ehrlich, und ich möchte sagen, da hat man was davon – das ist das Leben ohne viel drum rum. Auch der Wetterbericht – das sind Tatsachen, das sind keine Meinungen, das ist unverfälscht – und besser schlechtes Wetter, als Lügen oder du weißt sonst nicht, woran du bist. So ist das.

Also – wo war ich stehengeblieben? Es war ein schöner Juniabend, ich saß an meinem Fenster wie auf einem Turm, die Schwalben

flitzten so hin und her durch den Himmel. Die Sonne blieb lange – es ging auf Johanni –, und als sie weg war, war der Mond schon da, und richtig dunkel wurde es überhaupt nicht. Und ich dachte – na, das kennen Sie wieder nicht – bei uns zu Hause, wenn so die ersten Linden blühen, da sind dann die Nächte ganz weiß – bleich – geisterhaft. Betrunken war ich nicht – wo werd ich denn von einer Flasche Wein! – aber zuletzt legte ich mich auf mein Bett, ich hätte es sonst nicht mehr ausgehalten. Ich hatte am Radio noch einmal blind gesucht, weil mir das Kabarett oder der bunte Abend, der da zum Ausbruch kam, nicht gefiel, und war in eine Kammermusik geraten. Es war etwas von Schubert, ein Quartett – das warf mich immer schon um, als noch alles in Ordnung war – früher. Welcher Sender es war, weiß ich nicht. Kurz und gut – das Adagio hörte ich noch von Anfang bis zum Ende – beim zweiten Satz muß ich mittendrin eingeschlafen sein. Ich weiß nur noch, daß ich zuletzt doch noch sehr glücklich war – so ganz allgemein.

Was ich nun weiter zu erzählen habe, können Sie glauben oder nicht – das kann nichts an den Tatsachen ändern. Betrunken war ich nicht, ich sagte es wohl schon. Außerdem hat sich das Erlebnis wiederholt, als ich nichts zu mir genommen hatte, nur mein kleines Helles wie jeden Abend. Abgesehen davon können wir ja allerhand vertragen dort oben im Osten – in einem anderen Klima natürlich – der Föhn hier bekommt mir nicht. Aber es war an dem Abend kein Föhn. Ich wachte also auf, ich hatte sehr gut und sehr tief geschlafen und war gleich ganz bei mir. Trotzdem merkte ich nicht sofort, was eigentlich los war, und bekam einen Schreck, daß ich dalag wie gelähmt. Da redete jemand – in meinem Zimmer war einer – und noch einer – da unterhielten sich welche. Dann mußte ich lachen: das Radio! Daran war ich noch nicht gewöhnt, und ich hatte es ja nicht abgestellt. Ich machte nun erst die Augen richtig auf, blieb aber ruhig liegen, wie ich lag, bequem auf dem Rücken; die Arme kreuzte ich hinter dem Kopf und sah nach dem Fenster. Der Mond schien so hell, daß man die Sterne nicht sehen konnte, aber er stand so, daß er nicht in das Zimmer hineinscheinen konnte. Mondsüchtig bin ich übrigens nicht, niemals gewesen; manche Leute merken es ja, wenn Vollmond ist, und schlafen dann unruhig. So bin ich nicht. Ich habe es mit der Musik, das ist mein einziges Steckenpferd, sonst bin ich ein ganz gewöhnlicher nüchterner Mensch. Ich sage das, weil Sie sonst vielleicht denken werden...

Also, ich hörte zunächst gar nicht darauf hin, was geredet wurde. Wie schon gesagt, ich hatte mir das Empfangsgerät nicht wegen dem

Gerede gewünscht, sondern, na ja... Ich habe mal eine Geschichte gelesen, wie ein Mann, der immer in der afrikanischen Wüste gelebt hat, sich in Europa niederläßt, und wie er es da gar nicht fassen kann, daß er nur einen Hahn an der Wand aufzudrehen braucht, und da strömt ihm das Wasser kühl und kristallen entgegen: so war mir das! Einen Knopf umdrehen und – Musik strömt heraus! Daran dachte ich, und dann hörte ich draußen eine Turmuhr schlagen. Es schlug zwei. Und da mußte ich mich doch fragen: welcher Sender ist das eigentlich, der jetzt um diese Zeit vor sich hin redet, wo kein Mensch zuhört? Wenn es noch Tanzmusik wäre – das kommt ja vor... Und nun höre ich hin und mir wird ganz sonderbar. Es war nämlich so etwas wie eine Gerichtsszene – da waren Stimmen, die klagten an und sagten furchtbare Dinge – furchtbare Dinge! Ich konnte Männer unterscheiden, Frauen und sogar Kinder, sie sagten aus, ungefragt sagten sie aus, einen Richter oder Anwalt hörte ich nicht – manchmal klang es so eintönig wie eine Litanei, manchmal flüsterten oder röchelten sie nur, manchmal schrien sie auf, und es handelte immer von grauenhaften Martern, die sie erduldet hätten, und dann kamen andere Stimmen, das war wie ein Gegenchor, die sagten dasselbe in einer anderen Tonart, und es tropfte und rann und zischelte wie Wind durch Schilf. Und ich saß im Bett, und mir brach der Schweiß aus, und ich hielt mir die Ohren zu, und dann nahm ich mich zusammen und sprang auf...

Ich will Ihnen etwas sagen: wer mitgemacht hat, was wir mitgemacht haben, der hat, wie man so sagt, das alles gefressen, der ist eingedeckt für dies Leben, der braucht nicht erst ins Kino zu laufen, um das kennenzulernen, oder es sich im Radio anzuhören! Daran würgen wir bei jedem Stück Brot, das sitzt uns im Nacken, das hockt uns nachts auf dem Brustkasten und drückt uns die Kehle zu – da haben wir so ein verdammtes Hörspiel nicht nötig! Und ich stehe schon mitten im Zimmer und will dem Kasten das Maul stopfen, aber mir wankten die Knie, und ich mußte mich an einer Stuhllehne festhalten, um nicht hinzuschlagen. Es war zu natürlich, Herr – zu echt war es –, ganz ohne Zusammenhang. Da schrien Kinder in Angst, und Mütter trösteten ächzend, und Männer stöhnten, und Menschen, Menschen heulten, seufzten, jammerten – Wer einmal nachts verwundet auf einem Schlachtfeld gelegen hat, der weiß, was ich meine... Welche, die stammelten Stoßgebete, und welche, die fluchten und schwuren, und welche jammerten und stammelten das Letzte heraus, was die Stimme noch hergab... Dann aber – ich war nun doch hingewankt, ich flog am ganzen Leib, sage ich Ihnen, und meine Hände

wußten nicht, wie sie zugreifen sollten, ich erwischte den falschen Knopf, und anstatt abzustellen, drehte ich an dem Zeiger, dem Sucher – wie nennt man das denn?, ich bin ja Laie und weiß es nicht! – kurz, ich schalte nicht aus, aber ich komme hinaus aus dem Bereich dieses furchtbaren Senders – und wie komme ich hinaus! Senders, sage ich, Sender – aber von Sender kann wohl nicht mehr die Rede sein. Nur, dahinter kam ich nicht gleich, ich habe es erst allmählich begriffen. Was, fragen Sie? Nun, ganz einfach – (einfach! daß ich nicht lache!) –: hier handelte es sich ausschließlich um – Empfang – dies Gerät war nicht mehr und nicht weniger als ein Trichter, auf mein irdisches Ohr gesetzt, und in ihn hinein strömte nicht nur, was irgendwo mit technischer Kunstfertigkeit auf Wellenlänge abgestimmt in Umlauf gesetzt wurde – alles doch mehr oder weniger Sachen aus zweiter und dritter Hand, wenn Sie verstehen, wie ich das meine – sondern ...

Ich weiß nicht, ob ich es Ihnen zumuten kann. Aber hören Sie es zu Ende, ich bitte Sie. Also – wenn diese Sender abgelaufen waren nach Mitternacht, bis auf die paar, die dann noch vor sich hin dudelten – wenn man dann suchte, behutsam suchte ... Ich bekam es allmählich heraus, ich will gar nicht mehr von der ersten Nacht reden – von der ersten Nacht, als nach dem grauenhaften Geschrei die Stille kam – und durch die Stille die Stimme – die eine Stimme aus unermeßlicher Ferne und doch so nah wie aus mir selbst – mit Worten einer Sprache, die nicht deutsch war, die ich nicht kannte und in der ich nicht hätte antworten können und die ich doch verstand, Wort für Wort! Es war wie das Pfingstwunder, wissen Sie, nur umgekehrt: einer redete, ein einziger, aber ich bin sicher, jeder Mensch jeder Sprache, wenn er nur dies – Empfangsgerät besessen hätte, hätte gleich mir verstanden und wäre gleich mir ...

Kennen Sie den Ausdruck „wie vom Blitz gefällt"? *Wie vom Blitz gefällt* ... Ich muß es einmal gelesen haben, von selbst komme ich nicht auf solche großen Worte. Aber wenn ich es Ihnen beschreiben soll – so war es – so wurde mir ...

Reden Sie nicht, mein Herr! Ich verlange ja gar nicht, daß Sie mir Glauben schenken – ich habe Sie nicht mit meiner Geschichte überfallen, um Sie zu überzeugen! Sie sahen so aus, als könnten Sie zuhören, nicht wahr, und Sie haben es ja auch bis hierher getan. Sie denken sich Ihr Teil, das sehe ich Ihnen an, aber bitte, verzichten Sie darauf, etwas widerlegen zu wollen, wovon im Grunde weder Sie noch ich etwas verstehen! Ich habe das ein paarmal erlebt – die Menschen kommen mir dann immer mit technischen Beweisführungen,

daß dergleichen nicht möglich wäre. Und welche ließen durchblicken ... Einer redete sogar von einer neuen Form von Delirium tremens. Das ist eine schwere Beleidigung – sehen Sie mich an! Abgesehen von meinen Grundsätzen – wie hätte ich mir eine so kostspielige Krankheit leisten können! Andere meinten, es wäre wohl über meine Kraft gegangen, was ich alles hätte erleben müssen – es sei gar nicht anders möglich, als daß die Nerven dann einmal nachließen ... Das ist genauso beleidigend. Ich habe meine fünf Sinne noch beisammen und werde auch weiterhin – mit mir fertig werden. Halluzinationen – lächerlich! Ich nicht – mir nicht! Aber ich muß sie ja reden lassen – ich habe ja nichts mehr in der Hand, um mich zu rechtfertigen – um den Beweis zu erbringen ...

Wieso? fragen Sie. Weil ich den Apparat nicht mehr habe – verstehen Sie – das Empfangsgerät. Ich hielt es nicht mehr aus. Nachdem ich das drei, vier Nächte mitgemacht hatte, konnte ich nicht mehr. Eines Morgens montierte ich den Kasten ab, nahm ihn unter den Arm, und auf dem Weg ins Büro renne ich erst hin zu dem Mann.

„Na, da sind Sie ja wieder", sagt er und sieht mich über seine Brillengläser an. Er saß gerade beim Frühstück und hatte eine wunderbare Musik im Zimmer. „Da sind Sie ja wieder ...", ganz als hätte er mich erwartet. „Sie scheinen Bescheid zu wissen", sage ich und setze ihm den Kasten neben die Kaffeekanne: „Nehmen Sie das zurück!"

„Oh", sagt er, guckt den Kasten an, guckt mich an – „ist etwas nicht richtig damit?" „Richtig oder nicht", sage ich, „Sie werden wohl wissen, was damit los ist. Wenn Sie Versuchskaninchen brauchen – mich nicht – mir nicht! Das war im Vertrag nicht mit einbegriffen – das wird mir zu teuer. Ich kann nicht über meine Verhältnisse leben. Ich habe gerade die nackte Existenz ..."

„Aber warum so aufgeregt, Mann", sagt er. „Ich habe Ihnen nicht mehr abgenommen, als das Material heute wert ist. Alles übrige war geschenkt. Das Material nehme ich zurück, wenn Sie durchaus wollen – das Geschenk haben Sie weg – da ist nichts mehr zu machen."

Er holt seine Brieftasche heraus und legt mir das Geld auf den Tisch. „Stimmt es?" fragte er – „nein, ich brauche meine Quittung nicht zurück – was das Geld betrifft, werden Sie nicht mehr an mich zu denken haben. Und sonst – hören Sie das?"

Ich sagte schon, er hatte eine wunderbare Musik im Zimmer – aus welchem der vielen Apparate, die da herumstanden, sie kam, konnte ich nicht erkennen. „Wissen Sie, was das ist? Ich will es Ihnen sagen: Morgenarbeit von Johann Sebastian Bach, wahrscheinlich aus dem

Jahr 1729, auf der Orgel der Leipziger Thomaskirche. Morgenarbeit, sage ich – also Improvisation, nichts, was in einer Gesamtausgabe zu finden wäre! Ich bin dabei, die Erfindung zu verbessern, Herr, ich bin auf dem rechten Wege, aber so vollkommen gelingt es selten. Was da alles mitspricht – von diesen Schwierigkeiten hat niemand auch nur einen Begriff. Mit *den* Wellenlängen hat noch keiner experimentiert – aber wenn man nur das eine erkannt hat . . .“

Er hatte sich vor mir aufgebaut, und auf einmal redet er wie von der Kanzel: „Wenn man erkannt hat, Mensch, daß *nichts* im Weltall verlorengeht und daß jeder Seufzer und jeder Schrei und jedes Wort, die Menschenmund seit Jahrtausenden laut werden ließ, weiterschwingt – wenn man weiß, daß die Schritte, die die Menschheit von Anbeginn an über Golgatha bis heute zurückgelegt hat, immer noch durch den Äther rauschen und daß jedes Gespräch, jeder Vers, jedes Gebet – jeder Segen und jeder Fluch, der einmal menschliche Stimmbänder schwingen ließ, aber auch jeder Saitenklang, jeder Tubenstoß, jeder Trommelschlag – daß jeder geformte Laut weitervibriert, weiterkreist – daß nur unser Ohr zu taub ist – dann weiß man, daß die Wissenschaft heute imstande sein müßte – *müßte!* – das aufzufangen – vernehmbar zu machen. Und ich bin auf dem Wege – beinah am Ziel . . .“

Was konnte ich ihm antworten, wo er als Fachmann vor mir stand – ich als Laie? Na, ich staune, rede so hin und her: „Meinen Sie wirklich?“ und so. Er drückt die Faust gegen die Stirn und sagt: „Die Trennschärfe herzustellen – die Trennschärfe! Das ist das Problem!“ Und so gab ein Wort das andere; er hört nicht hin, was ich sage, und ich verstehe nicht, was er sagt, oder nur das wenigste, und schließlich ging ich, es war ja zwecklos, und ich mußte auch ins Büro.

Seine Adresse möchten Sie wissen? Aber die gibt es ja gar nicht mehr, das wollte ich Ihnen jetzt noch zum Abschluß erzählen. Ich kam ganz zufällig dahinter, als ich neulich durch die Straße mußte, wo er gewohnt hat. Er hatte da ein Notquartier, ganz ähnlich wie meines. Das Haus war sehr baufällig, kaum bewohnt. Ich wollte nicht zu ihm, ging da nur gerade vorbei und sehe auf einmal hinauf: das obere Stockwerk, wo er seine Bude hatte, war nicht mehr da – eingestürzt – einfach weg.

Ich habe mich erkundigt – kein Mensch wußte, was aus ihm geworden ist, die Räumungsarbeiten waren aber noch nicht abgeschlossen. Es soll eine Explosion gewesen sein, wodurch, darüber gingen die Ansichten auseinander. Wie gesagt, von ihm hatte man nichts gefunden, und sonst waren Menschenleben nicht zu beklagen gewesen.

Man nimmt an, er habe mit Sprengstoffen gearbeitet – das ist Unsinn. Ich habe mir meine Meinung gebildet, aber niemand kann verlangen, daß ich mich vor der Polizei lächerlich mache mit meiner Erklärung. Ihnen kann ich es ja sagen:

Als wir damals so zwecklos hin und her sprachen, er und ich, da sagte er auch, daß seine Arbeit nicht ungefährlich wäre – er habe es mit unerforschten Gewalten zu tun –, aber er wäre bereit, jedes Opfer zu bringen. So sagte er, kurz ehe ich genug von dem allen hatte. Lassen Sie mich zufrieden, sagte ich ihm endlich – ich will mich da nicht hineinbegeben –, ich will nichts als meine Existenz, meine gesicherte Existenz, keine Transzendenz – das macht einen ja verrückt. – Sagt er: Mensch, das geht ja eins ins andere über, Grenzen gibt es da nicht, die hat nur manch einer im Kopf!

Ich nahm es ihm nicht weiter übel, ich war froh, daß ich nicht in seiner Haut steckte und die Tür von draußen zumachen konnte. Aber die Geschichte geht mir nach. Er hatte recht: Geschenkt ist geschenkt. Ich werde es nicht mehr los. – – –

DER WILDGÄNSE FLUG IN KATATA NACHSCHAUEN

MAX DAUTHENDEY

IN DER alten Hauptstadt Kioto, in der ältesten Künstler-, Tempel- und Kaiserstadt Japans, hatten im Mittelalter viele Maler den Auftrag erhalten, die Gemächer eines Bergtempels zu bemalen. In diesen Tempel zog sich die kaiserliche Familie in den Sommertagen zurück und pflegte dort einige Wochen unter der Obhut der reichen Mönche zu wohnen.

Die Maler begannen ihr Werk. Einer malte einen Saal, wo Sperlinge in Scharen über die Wände flogen und sich in Reisfeldern und Bambushainen auf Halmen und Rohren schaukelten. Ein anderer Maler malte auf Silberpapiergrund einen Saal, wo große Meeres-

wellen aufrauschten und die vier Wände umschäumten. Wieder ein anderer Maler malte einen Saal voll von Katzenmüttern und jungen Katzen, die in Blumenkörben spielten und die Blütenköpfe großer Päonien zerzupften.

Der erste Saal wurde der Sperlingssaal genannt, der zweite der Saal der schäumenden Wellen, der dritte der Saal der spielenden Katzen.

Der Kaiser und die Kaiserin, die an der Ausschmückung viel Anteil nahmen, ließen sich jedesmal, wenn ein Saal beendet war, in Sänften und mit großem Pomp zu dem Bergtempel tragen und verbrachten eine Teestunde in dem neuen Saal. Und sie nahmen öfters ihre jungen Prinzessinnen mit, drei an der Zahl. Und der Kaiser sagte zur ältesten eines Tages, als sie den Tempel wieder besichtigten:

„Wünsche dir einen gemalten Saal, mein Kind! Vielleicht haben die Maler die Freundlichkeit und werden, von glücklichen Augenblicken begünstigt, dir einen Saal malen nach deinem Einfall."

Die älteste Prinzessin, die einen kleinen japanischen Seidenpinscher auf ihrem Arm trug, mit dem sie spielte, wünschte sich einen Saal voll Schoßhündchen, die um sie spielen sollten. Und die Maler malten ihr diesen Saal.

„Nun wünsche du, mein Kind, was du gemalt haben willst!" sagte der Kaiser zur zweitältesten Prinzessin.

Diese wünschte sich etwas ganz Unmögliches: einen Saal, wo der Mondschein käme und ginge und in welchem keine Farben sein sollten.

Die Maler brachten auch diesen Saal zustande. Sie teilten einen Saal in zwei Teile. Die eine Hälfte sah nach Osten, die andere nach Westen, und jeder Saalteil hatte einen Altan. Von dem einen Altan sah man den Mond aufgehen, von dem andern Altan den Mond untergehen. Und weil das Auge der Prinzessin und das Auge des Mondes keine der sieben Regenbogenfarben dulden wollten, hatten die Maler Pflanzen und Bäume in jedem Saal mit brauner Sepia gemalt.

Nun wurde die dritte Prinzessin von dem Kaiser und der Kaiserin gefragt, was sie sich in ihrem Saal von den Malern gemalt wünschte.

Oh, sagte sie, sie wünsche sich nicht viel, nur einen Zug Wildgänse, die durch die Luft flögen, graue und weiße Wildgänse im Zickzackflug rund um den Saal. Aber jede Gans müsse so hinter der anderen fliegen, daß sie alle zusammen ein japanisches Schriftzeichen in ihrem Flug bildeten. Dieses Zeichen würde von einem bestimmten Baum und einer bestimmten Hügellinie und der Fluglinie der Gänse gebildet. Nur in Katata am Biwasee könnten die Maler den Gänseflug,

den Baum und den Hügel zusammen treffen. Nur einmal, an einem Frühlingsabend, habe die Prinzessin bei einem Ausflug in Katata die Wildgänse so fliegen sehen, daß sich das wunderbare Schriftzeichen zwischen Himmel und Erde aus der Fluglinie der Gänseschar, aus der Silhouette eines Hügels und aus einer Baumlinie bildete.

„Und das nennst du ganz einfach?“ fragte der Kaiser.

„Es war ganz einfach, als ich es sah“, antwortete die Prinzessin.

„Es wird nicht zu malen sein“, sagte die Kaiserin.

„Dann wünsche ich keinen gemalten Saal“, sagte die Prinzessin.

„Und wie hieß das Schriftzeichen?“ fragte der Maler Oizo, als der Kaiser und die Kaiserin ihm den Wunsch der Prinzessin erklärten.

„Das hat die Prinzessin vergessen“, wurde ihm zur Antwort.

Die Maler zogen mit Reispapier und Tusche, mit Silberpapier und Goldpapier beladen nach Katata, um den Flug der Wildgänse zu studieren. Aber da es Juli war und keine Wildgänse um diese Zeit vorüberziehen, mußten sie warten bis Oktober. Und Oizo suchte inzwischen die Hügellinie und die Baumlinie. Aber da es Sommer war und die Bäume belaubt und da die Hügel voll hoher Gräser wehten, fand er nirgends die Linie freiliegend.

Die Maler und der Maler Oizo studierten inzwischen die Fische, die in Rudeln im klaren Wasser stehen, und die Bäume am Ufer, welche wie Schriftzeichen ins Wasser tauchen und sich in der Wasserspiegelung krümmen, und Wachteln, die in den Reisfeldern brüten, und Wachtelmütter, die mit ihren Jungen unter den Reishalmen picken. Sie brachten diese Bilder nach Kioto in den Bergtempel und dachten: Vielleicht gibt sich die Prinzessin zufrieden mit einem Wachtelsaal oder mit einem Saal voll Uferbäume und Fische.

Aber die Prinzessin schwieg und gab keinen Beifall, und auch der Kaiser und die Kaiserin schwiegen.

Da wurde der große Maler Oizo traurig und kehrte wieder nach Katata zurück. Dort wohnte er in dem Hause eines Töpfers auf einem Hügel. Der formte aus dem Ton der Katataerde Vasen, einfach weiße Vasen, die er mit grüner und blauer Glasur überzog, so daß sie spiegelten wie das grüne und blaue Uferwasser des Biwasees in den Frühlingstagen.

Der Töpfer hatte eine Tochter. Die war so jung und lebendig wie ein Aprilwind. Sie saß am Töpferofen, darinnen die Vasen und Tonschalen ihres Vaters gebrannt wurden. Sie hatte die Glut zu schüren und die Holzkohlen aufzufüllen, und davon war sie stets schwarz im Gesicht und schwarz an den Händen, daß der Maler Oizo sie eigentlich noch niemals gesehen hatte.

Oft saß er am Ofen bei ihr, wenn sie die Flammen schürte, und er zeichnete nachher die roten Korallenäste des Feuerflackerns. Natürlich wußte ganz Katata, daß die kaiserlichen Maler auf den Herbst warteten, bis die Wildgänse in den Oktoberabenden fortflögen. Und auch „Graswürzelein", wie die Tochter des Töpfers hieß, wußte, daß Oizo jetzt traurig war, weil er den Wunsch der Prinzessin noch nicht befriedigen konnte.

Eines Abends, als der Mond aufging und der Altan des Töpfers zwischen dem Mondschein und dem roten Schein, der aus dem Ofen fiel, zweifarbig beleuchtet rot und blau wurde und Graswürzelein mondblau und feuerrot, zweifarbig beschienen, vor dem Ofen im Hof bei dem Altan saß, seufzte der Maler in seiner Altanecke ärgerlich und trotzig darüber, daß der Prinzessin nicht der Wachtelsaal und nicht der Saal der Fische gefallen hatte und auch der Kaiser und die Kaiserin darüber geschwiegen hatten. Da kam die blau und rot beschienene Tochter des Töpfers und sagte:

„Seufze nicht, Oizo! Ich will dir sagen, was die kaiserliche Prinzessin denkt und was sie will, und will dir auch das Schriftzeichen des Fluges der Wildgänse zeigen."

Und Graswürzelein nahm eine Holzkohle, die neben dem Ofen lag, und zeichnete auf einen weißen, ungebrannten Tonkrug ein paar Linien.

„Sieh her, Meister!" sagte sie. „Was heißt das auf japanisch, was ich hier schrieb?"

„Das heißt", sagte Oizo und betrachtete flüchtig den Krug mit den Schriftzeichen, *„ich liebe dich, wenn ich dir nachsehe. Aber du liebst mich nicht, weil du fortsiehst."*

„Sieh, Oizo", sagte Graswürzelein, „dies denkt die Prinzessin, denn sie ist wahrscheinlich in einen Mann verliebt, der sie nicht ansieht. Und sie will das Schriftzeichen durch den Gänseflug in ihren Saal gemalt haben und will den Mann dann in den Saal führen und ihn von den Wänden ihren Willen lesen lassen. Denn sieh: das Schriftzeichen besteht aus drei Teilen. Sieh hier die Gabel eines vielfach gewundenen Baumes. Waagerecht durch die Gabel hindurch siehst du die Brustlinie eines ansteigenden Hügels und darüber die vielfach zackige Fluglinie einer unendlich langen Reihe von grauen und weißen Wildgänsen. Aber zugleich siehst du: die grauen Gänse verschwinden in der Dämmerung und unterbrechen die Linie, wogegen die weißen sich als Schriftzeichen vom Abendhimmel abheben."

Oizo fragte erstaunt und mit ganzem Herzen zuhörend:

„Und woher weißt du, daß die Prinzessin gerade diesen Schriftzug

meint: ich liebe dich, wenn ich dir nachsehe, aber du liebst mich nicht, weil du fortsiehst?"

„Das ist ganz einfach", lachte Graswürzelein. „Mein Vater machte einmal eine Vase. Ich hatte aber den Ofen schlecht geheizt, so daß die Glasuren nicht gleichmäßig trockneten und sich seltsamerweise dieses Schriftzeichen bildete, indem der weiße Grund der Vase in Zickzacklinien durch die blaugrüne Glasur schimmerte. Flüchtig hingesehen, erschienen die weißen Linien wie ein Flug Wildgänse, die in einer Landschaft über Baum und Hügel hinflogen.

Die Vase gefiel einem Mönch, der sie sah und ausnehmend schön fand, da sie zugleich Bild- und Schriftzeichen deuten ließ. Die Prinzessin hat wahrscheinlich diese Vase in einem Tempel gesehen, und man hat ihr gesagt, daß das Bild darauf den Flug der Wildgänse in Katata darstellt. Aber ich denke mir, daß das Schriftzeichen ihr mehr wert ist als der Flug der Wildgänse", lachte Graswürzelein.

Oizo schlug sich mit der Hand vor die Stirn und lachte: „Also dieser Baum und dieser Hügel sind gar nicht in Katata? Und nur die Wildgänse fliegen hier vorüber im Frühling und im Herbst?"

„O ja", sagte Graswürzelein nachdenklich. „Der Baum lebt wohl hier irgendwo und der Hügel auch irgendwo, denn nichts ist Zufall auf der Welt. Es war auch kein Zufall, daß ich das Feuer damals schlecht schürte und daß die Vase schlecht trocknete. Nichts ist Zufall, sagen die Götter hier bei uns in Katata."

Und während Graswürzelein das sagte, öffnete sie die Feuerluke, zerschlug den Krug am Boden, auf den sie das Schriftzeichen gemalt hatte, sammelte die Scherben und warf sie ins Feuer.

„Was machst du da?" sagte Oizo verblüfft.

„Ich habe zuviel geredet, und das ärgert mich", sagte Graswürzelein. „Deshalb zerbrach ich den Krug."

Der Maler verstand sie nicht, reichte ihr ein Geldstück hin und sagte:

„Nimm dies einstweilen als Dank für deine Aufklärung. Ich gebe dir später mehr, wenn mir der Kaiser den Wildgänsesaal bezahlt hat."

Und Oizo ging und packte seine Zeichnungen ein, um am nächsten Morgen nach Kioto zu reisen.

Aber Graswürzelein warf, als er sich abwandte, das Geldstück in das Feuer des Ofens, grade so, als wäre es eine Tonscherbe. Und als ihr Oizo Lebewohl sagte und ihr nochmals dankte, sagte sie:

„Warum soll ich dir Lebewohl sagen! Ich weiß ja doch, daß du wiederkommen mußt."

„Das wäre nur ein Zufall, wenn ich wiederkäme", sagte Oizo.

„Die Götter von Katata kennen keinen Zufall", murmelte Graswürzelein und blies in das Feuer.

Der Maler ging nach Kioto und malte den Saal nach dem Gedankengang des Schriftzeichens auf silbergrauem Grund: den dämmernden Baum im Abend, die Hügellinie und grau und weiß die große Zackenschleife in der Luft, welche die fliegenden Wildgänse beschreiben.

Wie Oizo noch am Malen war, kam einer seiner Kameraden, ein anderer Maler, der auch draußen in Katata gewohnt hatte, und lachte ihn aus, weil er sich immer so geheimnisvoll in den Saal einschloß, den er malte, und die andern nicht wissen lassen wollte, wie der Schriftzug des Gänsefluges hieße.

„Du machst dich lächerlich, daß du dich hier einschließt und nichts von der Welt wissen willst als nur deine Malerei. Komm heute abend mit mir in die Theaterstraße von Kioto. Ich verspreche dir, daß ein Besuch in der Theaterstraße deiner Malerei mehr nützen wird, als du glaubst."

Oizo, der die Aufrichtigkeit seines Freundes kannte, gab diesem nach und ging mit ihm schweigend in der Nacht vom Bergtempel hinab über die Brücke in die Stadt zur Theaterstraße, wo erleuchtete Budenreihen und farbige Lampen und große Leinwandmalereien in der Nachtluft wie Fahnen flatterten und Szenen aus den Theaterstükken schilderten.

Verblüfft blieb Oizo am Eingang der Straße stehen. Da war ein Papierlaternenverkäufer. Der hatte Lampen aus ölgetränktem Pflanzenpapier, und auf jeder Lampe war das Schriftzeichen des geheimnisvollen Gänsefluges gemalt, das er aus Katata mitgebracht hatte, das Schriftzeichen der Wildgänse, des Hügels und des Baumes, von dem er geglaubt hatte, daß es nur allein ihm, der Tochter des Töpfers und der Prinzessin bekannt sei.

Oizo schwieg und verbiß sich sein Erstaunen und dachte an irgendeinen spitzbübischen Verrat.

Nun kamen sie weiter, sein Freund und er, zu dem größten Theater in der Mitte der Straße. Da zeigten auch die Theaterbilder außen an der Zeltbude rund um die Zeltwand den Flug der Wildgänse. Zugleich kam ein Straßenverkäufer zu den beiden Malern und bot ihnen ein Spielzeug an: aus Seidenwatte gearbeitete kleine Wildgänse, die an einer Seidenschnur hingen und, durch die Luft geschleudert, in Schleifenform dahinflatterten. Ein Perlmutterarbeiter zeigte ihm Lackkästchen, darauf der Flug der Wildgänse über Baum und Hügel

ging, und alle diese Dinge prägten das Schriftzeichen aus, das wie eine Liebeserklärung jene Worte sagte:

Ich liebe dich, wenn ich dir nachsehe, aber du liebst mich nicht, weil du fortsiehst.

Ganz verstört, schwieg Oizo immer noch. Seine Stirn verfinsterte sich, und er blieb im Menschengedränge stehen und wollte seinem Freund entlaufen. Dieser hielt ihn am Ärmel fest und rief ihm zu:

„Laß dir doch erklären, woher ganz Kioto den Flug der Wildgänse und das Bild, das du malen willst, kennt.

Du weißt, ich wohnte in Katata bei einem Fruchthändler. Dessen Tochter brachte mir eines Tages in einer Porzellanschale einen kleinen Zwerggarten in mein Zimmer. Darin blühte ein ganz winziger Kirschbaum. Der Baum war nicht höher als mein halber Arm. Hinter dem Baum war ein künstlicher Hügel aus Erde. Diesen kleinen Schatten stellte sie am Abend hinter einen weißen Papierschirm, auf welchem mit schwarzer Tusche kleine Wildgänse im Schleifenflug gemalt waren. Sie zündete eine Lampe hinter dem Schirm an, so daß der Schatten des Zwerggartens, des Baumes und des Hügels auf den weißen Schirm fiel und sich darauf abzeichnete und Garten und Gänse ein einziges Schattenbild zu sein schienen. Aber zugleich konnte man das Ganze auch für ein Schriftzeichen halten.

Ich verstand sofort, daß sie mich liebte und daß dieses Bild eine Liebeserklärung sein sollte.

Ich kümmerte mich nicht um ihre Erklärung, nachdem ich den gesuchten Wildgänseflug von Katata, der eine Liebeserklärung darstellt, so deutlich gesehen hatte, daß ich ihn malen konnte.

Ich wollte am nächsten Tag abreisen, ging aber am Abend noch ins Teehaus, wo ich fünf von unseren Malern traf. Dem einen hatte eine Tänzerin den Wildgänseflug von Katata bereits erklärt, dem andern ein Fischermädchen, bei dessen Vater er wohnte, dem dritten und vierten und fünften andere Mädchen von Katata, so daß wir alle merkten: das Schriftzeichen des Gänsefluges war ein öffentliches Geheimnis der jungen Mädchen in Katata und wurde immer angewendet, als Zeichnung auf einer Vase, als Wandschirmbild und so weiter, wenn ein Mädchen von Katata einem Mann eine Liebeserklärung machen wollte.

Wir hatten das bis damals in Kioto nicht gewußt. Aber jetzt kennen das Schriftzeichen des Wildgänsefluges von Katata alle Kinder von Kioto, weil alle Maler das Geheimnis hier verbreitet haben, alle, die in Katata waren. Auch der kaiserliche Hof weiß es längst, und die junge Prinzessin ist bereits von dem ganzen Hof für lächerlich

erklärt. Der Kaiser und die Kaiserin sollen sehr ärgerlich sein, und du selbst wirst deinen Kopf verlieren, wenn du den Saal fertig gemalt hast und dir einbildest, von der Prinzessin geliebt zu sein."

Oizo dachte einen Augenblick nach, dann lachte er und sagte:

„Da ich die Prinzessin nicht liebe, wird mir der Hof doch nicht böse sein, weil ich den Wildgänseflug mit Lust an meiner Malerei malen wollte und nicht mit Lust an der Liebeserklärung des Schriftschreibens."

„Doch, doch", sagte sein Freund. „Du mußt fliehen, du mußt dich verstecken, bis der Tempel eingeweiht ist. Man wird den Saal der Prinzessin verschlossen halten und gar nicht zeigen. Aber du mußt fortbleiben, bis man die Liebeserklärung der Prinzessin vergessen hat.

Ich rate dir, nimm ein Segelboot und halte dich einen Monat lang auf dem Biwasee versteckt. Auf dem weiten Wasser draußen wird dich niemand suchen, und du kannst den Booten ausweichen."

„Ich trenne mich nur schwer von meiner Malerei", sagte der Maler Oizo. „Aber du hast recht. Ich will fliehen, und ich will mich verstecken, bis der Saal der Prinzessin vergessen ist."

Oizo verließ Kioto noch in derselben Nacht, kaufte sich ein Boot, das er mit Nahrungsmitteln versah, und zog dann hinaus auf den See.

Aber die Tage waren unfreundlich: es war Vorfrühling. Viele Tage lang lagen die Nebel wie Binden vor Oizos Augen, und er sah nichts und hörte nichts im Nebel als das Knirschen seines Bootes.

Eines Tages ließ er sein Boot treiben und sagte zu sich: „Ich will aussteigen, wo das Boot landet. Wenn ich nicht malen kann, tötet mich die Langeweile. Ich will wenigstens wieder einmal malen dürfen. Und wo jetzt das Boot landet, weiß ich auch, werde ich ein Bild finden, das mir längst in der Seele vorgeschwebt hat."

Das Boot des Malers trieb im Abend an den Strand von Katata.

„O unglücklicher Ort", sagte Oizo. „Soll ich also wirklich das Bild vom Flug der Wildgänse noch einmal malen? Ich will noch abwarten und sehen, was mit mir geschieht, wenn ich an Land steige. Die Götter haben das Boot gelenkt, die Götter werden auch meine Schritte lenken."

Der Maler stieg an Land und ging über den leeren Strand, auf dem kein Schilf wuchs, sondern nur die gelben Schilfstoppeln vom Vorjahr standen.

„Hier sang das Schilf im Vorjahr, als ich fleißig war und Fische malte. Jetzt ist der Strand faul und tot, vom Winter verdammt, so wie man mich zur Faulheit verdammt hat." Plötzlich bückte sich der Maler und hob eine unscheinbare Seemuschel auf, die blau irisierend

und rot irisierend mit weißer Innenschale und schwarzer Außenschale wie eine Blume hier zwischen den leeren Kieselsteinen am Strand leuchtete. Oizo wendete die Muschel in der Hand hin und her, schüttelte den Kopf, hielt die Hand an die Stirn und dachte nach und meinte zu sich:

„Wo habe ich nur diesen blau irisierenden Schein neben dem rot irisierenden Feuerschein hier in Katata schon einmal gesehen? Ich weiß gewiß, daß es in Katata war, wo ich diese beiden Farben unvergeßlich nebeneinander sah."

Wie er noch dachte und seinem Gedächtnis noch nicht auf den Grund kommen konnte, kam ein japanisches Mädchen hügelabwärts zum Seewasser hin. Sie trug auf dem Kopf einen flachen Korb und schüttete den Inhalt des Korbes, der wie Erde aussah, ungefähr zwanzig Schritte von Oizo entfernt in den See.

„Was machst du da?" rief der Maler ihr zu.

Das Mädchen sah sich nach ihm um, streckte plötzlich die Arme von sich, stieß einen zischenden Schreckenslaut aus, als ob sie einem Geist oder einem Gott ins Gesicht sähe, hüllte ihr Gesicht in ihre Ärmel, kniete am Seerand nieder und steckte ihren Kopf ins Wasser.

Oizo rief: „Haben denn die Götter dir deinen Verstand genommen, weil du dich ertränken willst, Mädchen?"

Oizo sprang hin, und als er näher kam, sah er, daß das Mädchen sich eifrig das Gesicht wusch, und er erkannte an der einen Gesichtshälfte, die noch voll Ruß war, die Tochter des Töpfers, Graswürzelein, die aus dem Brennofen ihres Vaters die Asche in einem Korb an den See getragen hatte.

„Was machst du da?" fragte Oizo noch einmal. „Ich hätte dich beinah nicht erkannt, Graswürzelein, weil du zur Hälfte schwarz und zur Hälfte weiß bist."

Graswürzelein prustete das Wasser aus ihrer Nase, wusch sich die andere Gesichtshälfte rein, und während sie sich mit dem Innenfutter ihres Ärmels Gesicht und Hände trocknete, fuhr sie den Maler ärgerlich an:

„Ich wollte gar nicht, daß du mich erkennen solltest. Als ich dich hier so plötzlich am Strand stehen sah, nachdem ich die Ofenasche in den See geworfen hatte, und ich dir nicht ausweichen konnte, wollte ich mir den Ruß vom Gesicht waschen, damit ich dir unkenntlich bliebe. Denn du hast mich ja nur ein einziges Mal gewaschen gesehen."

Und wirklich, Oizo konnte das weißgewaschene Mädchen kaum erkennen.

„Du sagst, ich hätte dich einmal gewaschen gesehen? Ich habe dich immer nur schwarz gekannt.“

„Doch, doch“, nickte Graswürzelein. „Erinnerst du dich nicht, Meister, wie ich dir auf einer Tonvase den Flug der Wildgänse von Katata beschrieb? Erinnerst du dich nicht? Es war im Mondschein. Du saßt auf dem Altan und ich am Ofen im Hof.“

„Du warst rot und blau beschienen“, sagte Oizo, „wie die Muschel hier, die mondblau und feuerrot in meiner Hand irisiert und leuchtet. Das ist das Bild, das ich hier malen will. Ich will dein Gesicht malen, blau vom Mond und rot vom Feuer beleuchtet. Und darum bin ich nach Katata gekommen.“

Graswürzelein lachte einen Augenblick. Dann aber wurde sie sehr ernst.

„Nein“, sagte sie und schüttelte den Kopf. „Du darfst nicht mehr in unser Haus kommen. Ich habe das Feuer zu schlecht geschürt, solange du da warst, und ich habe meinem Vater zu viele Tonvasen verbrannt.“

„Du hast noch einen Grund, den du nicht sagst“, meinte Oizo. „Die Tonvasen will ich deinem Vater alle bezahlen, während ich dich male. Rede und sag deinen Grund, warum ich nicht mehr in dein Haus kommen soll?“

Graswürzeleins Wangen erröteten, und sie hielt rasch ihre Hände an die Wangen, um die Wangenröte mit den Händen zu verbergen.

Oizo sah staunend, wie schön das Mädchen war, und hörte, wie ihre Stimme wisperte und rhythmisch sang, während sie sprach, als ob das Schilf vom Vorjahr wieder um ihn sänge.

„Willst du nicht eine Bootsfahrt mit mir machen, Graswürzelein? Es kommt eine lauwarme Luft über den See, und die Abende sind schon lang und hell. Ich glaube, die Wildgänse müssen bald wiederkommen.“

„Ja, bei den Göttern, das ist wahr“, seufzte das kleine Mädchen. „Die Wildgänse möchte ich dir auf dem See zeigen, Meister.“ Und ein Lachen blitzte in ihren Augen, so wie die nassen schwarzen Seekiesel blitzen. „Das ist die Luft der Wildgänse heute abend. Du hast sie nie vom See aus kommen sehen, Meister?“

„Nein, ich sah den Wildgänseflug nur vom Land, über Hügel und Baum.“

„Dann will ich ihn dir vom See aus zeigen“, nickte das Mädchen eifrig; und ihr blasses Gesicht und ihre zitternden Hände redeten schnelle Sätze, die sie nicht aussprach.

Sie kletterte vor Oizo ins Boot, ergriff die Ruder und ruderte,

ohne ein Wort mehr zu sprechen, lenkte das Boot, ohne den Maler zu fragen, wohin er wolle. Oizo fühlte und verstand natürlich an der Röte und Blässe des Mädchens, daß sie eine Herzensregung verbarg. Er blieb lautlos sitzen und horchte auf sein eigenes Herz, das ihm bis an den Hals schlug. Denn das Mädchen wurde in seinen Augen immer schöner, und er hätte es gern umarmt.

Der Biwasee lag wie Öl so glatt, und auch die Luft war wie Öl. Als legte man zwei Spiegel aufeinander, so lag der Spiegel des abendlichen Vorfrühlingshimmels auf dem Spiegel des Sees.

Graswürzelein legte plötzlich die Ruder ins Boot und sagte: „Still! Sie kommen!" Und gleich darauf wiederholte sie: „Still! Sie kommen!"

Oizo wunderte sich, warum er denn still sein solle, da er nicht sprach. Er wußte nicht, daß seine Stimme fortwährend in den Ohren des Mädchens summte und ihr Blut unausgesetzt mit ihm redete.

Ihm selbst geschah jetzt das gleiche. Er fuhr auf und sagte: „Still! Sie kommen!" Denn auch er hörte das Mädchen in seinem Blut reden – sie, die kein Wort sprach.

Dann war es, als wenn Ruderkähne hoch in der Luft mit großen Ruderschlägen herbeiführen und als ob Mühlen sich drehten mit unsichtbaren Rädern. Und Laute, die nicht Musik, nicht Menschenstimmen und nicht Tierstimmen glichen, die aber feierliche Akkorde in die Stille über den See schufen, klangen irgendwo im unermessenen Abendraum, kreiselten, waren da, wurden im Abendgrau zu weißen fliegenden Erscheinungen, bildeten dann eine Kette über den Köpfen des Mädchens und des Mannes, zogen ein Spiegelbild im Wasser nach, wie eine Reihe weißer winkender Tücher. Die weiße Geisterkette beschrieb eine weiße Schleife am Himmel und eine weiße Schleife im Wasserspiegel und verrauschte wie ein musikalischer Windton und hinterließ Atemzüge von Befremdung, von Sehnsucht, als wäre die Luft mit unerfüllten Wünschen noch lange nach dem Vorbeizug der Wildgänse von Katata angefüllt.

Es war jetzt so dunkel auf dem See, als wäre die Dunkelheit wie ein zweites Wasser aus der Tiefe gestiegen und stünde über den Köpfen der beiden Menschen im Kahn. Es war nur noch ein Rest von der Tageshelle, klein wie ein durchsichtiges Ei, im Westen über dem Strand.

Oizo konnte nicht Graswürzeleins Gesicht sehen. Er tastete nach der Bank im Schiff, suchte ihre Hände, die er streicheln wollte. Aber sie hatte ihre beiden Hände in die weiten Ärmel ihres Kleides gewickelt, als hätte man ihr die Hände abgeschlagen.

„Gib mir deine Hände! Ich will sie dir wärmen, wenn du frierst.

Oder fürchtest du dich vor bösen Seegeistern, daß sie dich an der Hand nehmen könnten? Hab keine Furcht, Graswürzelein! Du bist zu schön. Alle Götter müssen dich beschützen. Auch die bösen Götter werden gute Götter, wenn du sie ansiehst."

„Was willst du von mir?" sagte das Mädchen. „Habe ich dir nicht den Flug der Wildgänse über den See gezeigt? Hast du nicht ihr Schriftzeichen lesen können, ihre Schrift aus Himmel und Wasserlinie?"

„Die Liebeserklärung?" fragte Oizo.

„Die Liebesabsage", flüsterte erregt und hastig die Tochter des Töpfers.

Und nun verstand Oizo, der Schriftzug hatte sich durch die Spiegelung, die im Seewasser dazukam, in ein anderes Schriftzeichen verwandelt; und wenn die Mädchen von Katata dieses einem Liebhaber zeigten, so war er abgewiesen. Die Fluglinie der Wildgänse im Wasser und am Himmel, vom See aus gesehen, bedeutete, in Sprachzüge übersetzt:

„Ich liebe nicht, daß du dich nach mir umwendest. Ich wende mich auch nicht nach dir um."

Welch sonderbarer Zufall, daß der Wildgänseflug sich doppelt deuten ließ, je nachdem die Wasserspiegelungslinie sich einfügte oder nicht. Daß Graswürzelein ihn liebte und ihn nur necken wollte, als sie ihm die Absage gab, und ihn vielleicht zur Annäherung reizen wollte, begriff Oizo sofort, denn die Luft um sie und ihn war wunderbar geschwängert von Verlangen und schweigender Zuneigung.

Ohne sich zu besinnen, legte er seinen Arm um das kleine Weib und fand keine Abwehr. Graswürzelein versteckte nur beschämt ihr Gesicht in des Malers Brustgewand.

Oizo erzählte ihr rasch:

„Du weißt nicht, Graswürzelein, daß ich wie ein totes Holz draußen auf dem See seit Tagen herumtreiben mußte, daß ich es endlich nicht aushalten konnte, daß mir das Land verboten war, weil ich vor der Liebeserklärung der Prinzessin fliehen mußte. Aber jetzt, seit ich die Doppeldeutung des Fluges der Wildgänse weiß, kann ich den Saal der Prinzessin fertig malen, wenn ich die Spiegellinie im Wasser hinzufüge. Und niemand im Lande wird mehr sagen können, daß die Prinzessin sich lächerlich gemacht hätte, sondern daß sie sich unnahbar machen wollte, wie es einer Prinzessin geziemt. Alle sollen dann im Saal das Schriftzeichen lesen:

Ich liebe nicht, daß du dich nach mir umsiehst. Ich sehe mich auch nicht nach dir um.

Dann komme ich wieder und baue in Katata mein Haus. Und du sollst nicht mehr den Ofen deines Vaters schüren. Du sollst neben mir sitzen bei meinem eigenen Feuer. Und ich will dich malen, immer wieder malen, in dem Kleide des Vorfrühlings, am Strand, im Haus, im Mond, im Wasser, am Feuer. Und alle sollen sagen: Das ist das glücklichste Mädchen von Katata. Sie ist auf allen Bildern im Vorfrühling gemalt, zur warmen Abendstunde, in der man den Flug der Wildgänse erwartet und verliebt sagt, auch wenn niemand redet: *Still! Sie kommen!*"

Da wickelte Graswürzelein ihre Hände aus den Ärmeln und umschlang Oizo.

LINIE DRESDEN–BUKAREST

ALFRED DÖBLIN

Alfred Döblin

VOR DER Abfahrt des Zuges lächelte Frau Barinianu auf dem Bahnhof Bukarest. Ihr Mann, der Oberst, neben ihr promenierend, schob einen Zeitungsausrufer beiseite, blähte die Nase, straffte seinen Uniformrock, indem er seinem kolossalen Brustkasten einen scharfen Ruck gab: „Liebe Cesarine, ich weiß, daß du von einer Last befreit bist, aber wir sind auf dem Hauptbahnhof, und du gehst in Trauer. Es brauchen nicht alle Leute sehen, daß dir mein seliger Vater nichts bedeutet hat."

Sie nahm sich kaum zusammen; mit heiter verwirrtem Ausdruck hauchte sie hinter ihrem schwarzen Schleier: „Verzeih, ich geh heute zum ersten Male ein paar Schritt."

Er zog ein Portefeuille mit braunen Banknoten aus der Brusttasche. Als die Maschine pfiff, rief er ins Coupéfenster hinauf, sie solle gleich ein paar Aussteuersachen für Matilda in Dresden besorgen. Die Wagen rollten. Der Oberst klappte etwas zusammen. Sie winkte

und nickte. Er, träumerisch mit dem Säbelknauf spielend, fuhr in der Kalesche ins Kasino zum Festdiner.

Frau Barinianu saß in dem schmetternden Zug auf dem roten Polster der ersten Klasse. Das Coupé leer. Runde Backen hatte sie und sehr kleine Füße in grauen Gamaschen. Der Hut neben ihr rutschte vom Sitz; sie beugte sich zur Seite, um ihn festzuhalten. Sich aufrichtend sah sie im Rundspiegel drüben, daß das Haar ihr über die Stirn gesunken war und vor der koketten Nase wehte, ebenholzschwarz und ohne einen einzigen grauen Faden. Dunkler Flaum auf der Oberlippe. Das Gesicht gerötet und weiß und so kindlich lebendig, daß sie sich freudig zurücklehnte, den Hut hinuntergleiten ließ und die metallstrahlenden Augen schloß. Den Gang kamen dauernd Menschen herauf, Kinder sprangen vorbei, der Kellner warf eine Speisekarte herein. Sie gähnte und zog sich die langen Lederhandschuhe ab.

Herr Fortunescu stieg in Plojescht ein und sah sie sitzen. Er schlenkerte in seiner ausbaldowernden Art herum und drückte sein breites Gesicht draußen viermal gegen die Scheibe. Seine durchgestoßenen Hosen rutschten hoch. Als der Kontrolleur vorbeikam, las er angestrengt die Bestimmungen über das Verhalten des Publikums bei Unglücksfällen. Mit festem Entschluß sagte er: „Diese oder keine." Er ging mit seinem Köfferchen auf die Toilette, zog sich um, eleganter, etwas knapp sitzender Cutaway, schwarze Samtweste, gestreifte braune Hosen, eng um die Knie. Das braune Haar klebte er mit Wasser in dünner Lage auf den Schädel. Gebürstet, mit übertriebenen Bewegungen, die seine athletischen Muskeln hervortreten ließen, spazierte er in das Nachbarcoupé Cesarines.

Während sanfter Fahrt stürzte plötzlich der Dame eine Hutschachtel über die Arme und knallte vor ihre Füße. Sie schrie leise auf, sah über sich. Die Türe des Abteils öffnete sich; ein gescheitelter Kopf streckte sich vor: „Was ist? Um Gottes willen, ich eile zu Hilfe. Oh!" Und Herr Fortunescu sammelte den Deckel, den Hut und die Apfelsinen auf, die unter die Sitze gerollt waren; auch ein langer Lederhandschuh lag da. Sie rückte in die Ecke, als er um ihre Füße herumtastete. Er stellte sich mit glatten Worten als Verlagsdirektor aus Jassy vor, jawohl aus Jassy. Er schnalzte, flüsterte, schmatzte, schon am Boden, in einer naiven Art. Es sei eine zu lächerliche Geschichte; sie sei ihm schon mal passiert, vor vier, fünf Monaten, hinter Braila, zwischen Lanza und Braila; doch damals sei es keine Hutschachtel gewesen, sondern in der Hutschachtel eine Bombe, so groß wie ein Schneeball oder eine gewisse Sorte von Zwergäpfeln; freilich

sei sie nicht explodiert, die Bombe; es hat ja auch in der Zeitung davon gestanden. Aber dieser Knall, es war unvergeßlich. Und so sang er bis Kronstadt in Ungarn, wo er ihr ein Glas Milch brachte. Er beteuerte, daß sich manche Damen bei dem Sturz von Hutschachteln verletzten; aber diese hätten dann weniger volles Haar als die Gnädige. Langes Haar mache es nicht, es müsse auch volles sein.

Wie er sich vom Fenster zur Tür, von der Tür zum Gepäckhalter bewegte, entwickelte er eine außerordentliche Grazie. Er hatte großartige formvolle Bewegungen. Sie verfolgte ihn aus ihrer Ecke mit den Blicken und sagte es ihm. Er verkroch sich geschmeichelt in seinen Halskragen, so daß sie erstaunte. Er sei nämlich Turner, Springer, Fechter, Stafettenläufer, natürlich im Nebenberuf, aus Sportleidenschaft. Auch wette er gelegentlich bei schöner Sommerluft, alles Temperamentssache. „Und was sind Sie im Hauptberuf?"

„Verlagsdirektor, meine Gnädige, ich sagte es schon."

„Ah so."

„Ich verlege Zeitungen, Broschüren, Bücher, am liebsten aus meinem Interessengebiet. Turnen geht mir über alles; Müllerei, Müllerei erhält mich. Sehn Sie, so –"

Er begann eine Kniebeuge zu machen und den Rumpf zu verdrehen.

„Und sehen Sie, so."

Sie prustete heraus und versteckte sich hinter ihrer Muffe.

„Meine Übungen scheinen Sie zu belustigen."

„Nein, Ihr Ärmel ist ja geplatzt."

Er erstarrte, wurde lang: „Ah so, schlechter Stoff. Ziehen wir aus. Gestatten Gnädige?" Noch als der Rock lag, boxte er ihn mit mißtrauischen beleidigten Mienen: „Ziehen wir aus. Ein unerhörter Stoff. Gekauft in Braila; schlechte Industrie, wo die Stoffe platzen."

Er agierte in Hemdsärmeln langsam weiter, öfter mit Blicken auf den Rock. Als sie ihn aufforderte, sich zu ruhen, machte er einen beschämten Hüpfer ans Fenster: „Es ist dieselbe Stadt, wo die Bombe fiel. Dieser Ort ist mir verhängnisvoll. Ich ruhe jetzt, meine Gnädige."

Er plumpste keuchend auf den Sitz ihr gegenüber: „Nun ruhe ich."

Inzwischen rutschte unter seinen Hemdsärmeln ein braunes dickes Flanellhemd an den Knöcheln vor; leicht errötend nahm sie die Jacke auf, legte sie ihm über: „Sie sind Junggeselle, Herr Fortunescu?"

Sein Mund verbreiterte sich, eine Feuchtigkeit schwamm über die drehenden Augen, er fuhr nach ihrem Handgelenk: „Ein liebes Wesen starb mir vor Jahresfrist; sagen wir rund ein Jahr und zwei Monate. Sie ist mir entrissen worden."

„Und warum schweigen Sie jetzt, mein Herr?"

„Situationen gibt es, die nicht nachlassen, an einem Männerherz zu pressen. Bis es schwillt, schwillt; überschwillt."

Sie klopfte warm seine Finger. Er schüttelte sich, wischte sich die Stirn mit dem Zeigefinger, machte eine krampfhafte Klimmzugbewegung. Hin und her wandernd, stöhnte er. Die Schwermut riß ihn hin. Er beugte sich zu ihr; im Nu hatte er sie an seiner Brust, saß eng bei ihr. Die Tropfen aus den Augen des trostlosen Mannes fielen auf ihren Rock. Betäubt hielt sie still. Was ist das? dachte sie, ich kann mir das nicht gefallen lassen. Das ist ja entsetzlich. Sie brachte aber nur seufzend heraus: „Es ging aber doch recht schnell. Sie halten mich fest, mein Herr."

Triumphierend glänzte sein Gesicht. Sie flüsterte ängstlich: „Schließen Sie wenigstens die Tür; ich habe Kaffee bestellt."

Ein Zug am Riegel, Einschnappen des Schlosses. Sie hing gehoben auf seinem Schoß, so daß sie die weichen Patschen faltete, befangen lächelte: „Es ist wunderbar. Man muß das erlebt haben."

An ihrem Spiegelbild sah sie vorbei. Die Wagen ratterten. Heller und dumpfer klirrten die Scheiben in ihren Holzrahmen. Er strich sich den Schnurrbart. Auch ihr Gesicht fing an zu glühen. Seine Brauen waren borstig, seine Augen klein wie Murmeltiere. Ihr dicker runder Körper sackte, von ihm losgelassen, gegen den roten Plüsch. Zwei Männerarme schlossen sich um ihren atmenden widerstandslosen Rumpf, drückten ihn hoch; eine stopplige nasse Haut rieb gegen ihre Wange. Während ihre Lippen einander benetzten, Zähne über Zähne strichen, schwindelte ihr leicht hinter der Stirn. Entfernt schnaubte die Lokomotive; sie fühlte das Stoßen der Räder herauf. Seine Knie unter ihr zitterten.

Da kam ihr vor, als ob es seitlich von ihr irgendwo knackte. Und wie sie den Kopf über seine Schulter schob und mit dem rechten Auge herunterschielte an seinem Rücken, blinkte auf dem Polster eine kleine Beißzange an ihrem Handgelenk, ihr Armband lag frei daneben. Unwillkürlich zuckte ihr Arm. Blitzschnell waren Zange und Schmuck in seinem gebauschten Hemdsärmel verschwunden. Schlaff wölbte sich ihr Rücken nach einem tiefen Atemzug. Ihr Mund fiel auf seine knochige Schulter und mahlte das blaue Westenfutter. Er, von unten den Blick zu ihr drehend, bettelte, ob ihr schlecht wäre, ob er sie legen sollte. Sie fixierte ihn halb ohnmächtig aus den schmalen Augenschlitzen: Ist das ein Lump. Es ist ein Hochstapler, ein Eisenbahnräuber. Ich setze mich in den Zug, um nach Dresden zu fahren, und er sieht mich und stiehlt meine Brillanten.

Er kratzte sich mit der freien rechten Hand den Scheitel, so daß sich eine Haarsträhne wie ein gebogenes Horn aufstellte: „Seelische Strapazen peinigen mich, meine schöne Dame. Nennen Sie mir Ihren Namen, Ihren Vornamen, geschwind, geschwind." Angstvoll, ohne ein Glied zu bewegen, lag sie. Sie dachte: Es geschieht mir recht. Wo ist er denn jetzt? Ich habe goldene Strumpfschnallen.

Und schon knackte es wieder. Sie weinte halb, warf jammernde Blicke gegen die Notbremse: Ich kann nichts machen gegen ihn. Er kompromittiert mich, wenn das Bahnpersonal kommt. Und diese Hemdsärmel. Er ist solch Lump.

„Ihren Vornamen, geschwind, geschwind."

Sein Haar war dünn; seine Ohren standen ab, braune Büschel wuchsen daraus. Er ist vielleicht ausgebrochen aus dem Zuchthaus. Er hat im Zuchthaus gesessen. – Wie schrecklich wäre es, wenn er ein anständiger Mensch wäre und ich mich so gehenließe. Was würde er von mir denken, von mir erzählen. Wo würde ich ihm begegnen können. Dem werde ich nie begegnen, dem Strolch. Bei ihm bin ich gut aufgehoben.

Sie drückte Auge und Nase fester gegen seinen Gummikragen: Der prahlt höchstens mit mir. In einer Kaschemme rühmt er sich.

Sie spürte, wie er die Knie vorsichtig unter ihr wegzog, bog den spitzenverhüllten Arm um seinen Hals: „Du prahlst mit mir, nicht wahr? Wenn du mit deinen Freunden bist? Wo bist du her? Du mußt mir erzählen."

Er fuhr hoch. Diese Frau duzte ihn. In einer Zuckung streckten sich seine Beine quer über den Gang; sein linker Arm stemmte sich auf den Plüsch. Es kollerte und klirrte etwas über seine Füße. Sie hielt ihn, ließ ihn nicht los, Stirn dicht auf Stirn: „Ist dir was hingefallen? Heb's später auf. Laß doch liegen. Du mußt mich nachher noch so lange begleiten. Ich fahre nach Dresden. Ich hole meine Tochter aus dem Pensionat. Ja, ich bin verheiratet, und mein Mann ist Offizier in Bukarest. Aber unseren Namen sag ich dir nicht, denn du bist solch Strolch, ich durchschaue dich, solch frecher, frecher Strolch."

Fortunescu, atemlos unter ihrem Drängen, schnitt ungeschickte Grimassen; er gaffte aus dem Ring ihrer Arme auf die Leiste des Spiegels: Das ist eine besondere Frau. Sie bringt mich um. Ich will ihr alles wiedergeben.

„Madame", öffnete er indigniert den schlechtrasierten Mund. Aber sie hatte ihn schon mit vergnügtem Gelächter um die Taille gefaßt. Sie kniff ihn in den Arm, quietschte: „Bin ich froh, bin ich froh über

dich, du Lump. Weil du solch Lump bist.“ Er wand sich, verdrehte sich schlangenhaft. Sie stand zugleich mit ihm auf. Sie packte ihn bei den Hüften, ließ ihn nicht los, ließ ihn nicht los. –

Als Cesarine zwischen Znaim und Iglau, wohlig ausgestreckt, sich von dem Zug ab- und auffedern ließ, plauderte sie von Dresden, von ihrer Familie. Sie blinzelte gegen die grelle Deckenbeleuchtung, lobte Matilda und ihren Verlobten. „Madame“, fing Fortunescu an, von Zärtlichkeit und Gewissensbissen überwältigt, während er sich ihr gegenüber den Schnürsenkel festzog, „wollen Sie zwei Worte von mir anhören. Ich bin, wie Sie sehen, Kavalier und Ritter. Ein Mann von meinem Temperament und Gewandtheit, in meinem Gesellschaftsrang ist natürlich von einer Vielseitigkeit, die anderen Berufsarten fremd erscheint. Ich hebe Lasten, öffne Schlösser. Ich mache Scherze als Turner, die Uneingeweihte mißverstehen.“

Sie zog den Fenstervorhang vor ihr Gesicht: „Ja, Sie können turnen wie kein Mensch auf der ganzen Erde.“ Die Bremse knarrte, die Wagen schaukelten; ein südlicher Vorort Dresdens blitzte. Cesarine rauschte hoch, stieß mit den Füßen gegen Metall.

„Aber heben Sie doch Ihre Sachen auf.“

Unsicher lächelnd stemmte Fortunescu, noch sitzend, die Arme in die Weichen; er streifte sich die geborstene Jacke über.

Der lange Ruck, die weite Wölbung der Bahnhofshalle. Gepäckträger brüllten in die Fenster.

Sie drehte sich sanft, in Trauerhut und Schleier, zu ihm, der gebückt stand, hauchte: „Sind Sie fertig?“

Herr Fortunescu war edles Halbblut; seine Mutter hatte es ihm oft gesagt. Beleidigt schnellte er durch das Coupé, tauchte unter die Sitze, kehrte ihr den Rücken zu. Sie beobachtete ihn entzückt. Plötzlich scharrte er, giftig ausspeiend, die Sachen zusammen, legte das Armband mit einer noblen Geste offen um sein linkes Handgelenk. Sie bat ihn um ihren Handschuh, schwebte duftend voran; der Trauerschleier wallte um sie. Arm in Arm verließen sie den Bahnhof.

Sie nahmen Wohnung im Hotel „Zur goldenen Eintracht“. Verlagsdirektor Fortunescu aus Jassy nebst Gemahlin. In ihrem Zimmer warf er, als sie Licht knipste, Armband und Brillanten in der Ecke oben auf die Hutschachtel. Schelmisch besänftigte sie ihn vom Lavoir her; was er gegen die Hutschachtel habe. Sie bot ihm vor der Ausfahrt ihr Portemonnaie an. Er schob den schwarzen Samthut in den Nakken, stieß ihre Hand zurück, zeigte voll unterdrückter Wut sein eigenes Portemonnaie. Mit einer heimtückischen Süßigkeit schmeichelte er ihr in dem offenen Landauer. Sie sog die abendliche Luft auf

Lößnitz ein. Die Menschen murmelten, lachten, murmelten. Glücklich rauschten die Akazien im Sommerwind. Wie seine Augen grell seitlich funkelten, in einer fürchterlichen Drohung, schauerte es ihr über den Rücken. Dieser Mensch konnte morden, wie gut war sie bei ihm angekommen. –

Matilda hieß die Tochter Cesarinens; sie war achtzehn Jahr. Blonde Ponys hingen ihr in die Stirn, die Nase kräftig geschwungen, graue stolze Augen. Im weißen schlanken Sportkleid trat sie am Morgen der Mutter entgegen, die ihr Fortunescu vorstellte, einen weitläufigen Verwandten in Jassy und zufälligen Reisebegleiter. Fortunescu schwang den Hut. Das Silbergehenk am gelben Ledergürtel Matildas kapperte, als sie sich zusammen an den Frühstückstisch setzten. Die elegante Pensionswirtin zog Frau Barinianu hinaus zu einer Besprechung.

Rasch drückte Fortunescu seinen veilchenblauen Selbstbinder fest, pfiff hoch zwischen zwei Fingern, hob den Daumen. Das junge Mädchen legte das Messer auf die Marmeladenschale.

„Ein Wink", flüsterte er, schloß die faltige Portiere zur Bibliothek, „ein Wink: Grigor Papiu, Petru Kostin."

Dicht rückte er seinen Korbsessel an ihren: „Legen Sie die Serviette hin. Sie wissen nicht, was die gnädige Frau mit Ihnen vorhat. Ich bin nicht Fortunescu, wie sie sagte. Petru Kostin heiße ich, Sekondeleutnant im zweiten Infanterieregiment zu Jassy, Freund Ihres Verlobten Papiu. Ich habe eine geheime Botschaft zu überbringen. Sie müssen schwören."

„Petru Kostin?"

„Nicht sprechen, um Gottes willen nicht sprechen. Ich bin ohne Urlaub gefahren. Kommen Sie in die Ecke, auf die Loggia; Ihre Mutter erschrickt, wenn sie uns hört."

„Mein lieber Gott, was ist das! Was will Grigor?"

Mit gefahrdrohenden Schritten ging er über den Teppich: „Sie haben Grund, sich zu ängstigen. Auf der Hut sein vor der gnädigen Frau. Ich warne Sie vor ihr."

Ein Stelzen um das Büfett, Sprung, schlangenhaftes Umschleichen der Stühle.

„Sie kennen sie nicht. Niemand kennt Weiber. Sie hat sich mir anvertraut auf der Fahrt. Mit Galanterie, mit bestrickendem Wesen habe ich alles erreicht. Ich habe ihr entlockt, was sie für sich behalten wollte. Aus Mitleid für Sie, deren Photographie sie mir zeigte, aus Kameraderie für meinen Freund habe ich mich ins Zeug gelegt."

„Mama hat doch keine Photographie von mir."

Finster hielt er an der Anrichte und schwenkte ein Bein: „Dann war es eine Täuschung, der Sie dankbar sein müssen."

„Es war Olga."

„Mag sein. Ich verwechsle Olga mit Ihnen. Auch Olga wird es nicht gut haben. Sie sollen mit Ihrem Vetter verheiratet werden aus Bukarest; sie wird es Ihnen auf der Reise sagen."

„Nein, das ist nicht wahr." Sie war erst starr, dann schluchzte sie und krümmte sich über ihren Schoß.

„Es ist kein Zufall, daß ich mit Ihrer Mutter zugleich hier eintraf. Ihr Verlobter Grigor hat es mir auf die Seele gebunden, vor Ihrer Heimreise mit Ihnen zu sprechen, Ihnen alles vorzustellen, was auf dem Spiele steht, seine Liebe, sein Leben, sein ganzes Dasein."

Er zog aus der Hosentasche ein zerbrochenes Bild: „Sie sehen den Namenszug Ihres Verlobten. Sie zweifeln nicht mehr an meiner Legitimation, mich Ihnen vertraulich zu nähern."

Matilda kniff ein böses Gesicht. Versunken stand sie auf, schleifte zwei Schritt um den Tisch, befahl Fortunescu: „Setzen Sie sich." Und dann, das harte Gesicht gegen die Hängelampe hebend, deren grüner Perlenbehang ihr über die Nasenwurzel spielte: „Die letzten Briefe von Vater klangen sehr fremd. Ich dachte, es wäre wegen der Krankheit Großpapas."

Fortunescu tobte durch das winklige verstellte Zimmer: „Weg von hier! Wie können Sie daran zweifeln? Diese Frau im Stich lassen. Ich verlange das von Ihnen im Namen meines Kameraden. Oh, diese Frau will ich strafen für die schlechte nichtsachtende Gesinnung, die schlechte Gesinnung, die sie mir offenbart hat. Über Leichen geht sie, ein Ehrgefühl hat sie nicht."

Matilda bewahrte kühle Haltung zur Mutter. Sobald sie allein war und sich ausgeweint hatte, entschloß sie sich; sie stieg mit Fortunescu in den Zug nach Bukarest.

„Ich bin jetzt wieder glücklich", sagte Matilda, „und ich bin Ihnen so dankbar."

Sie drang in ihn, warum er so still wäre. Er redete von Aufgaben, denen manche Menschen nicht gewachsen wären, ein liebes Wesen sei ihm vor einem Jahr gestorben, vor etwa einem Jahr. Plötzlich erklärte er, daß er schwitze. Sein breites Gesicht – die grauen Augenlider, die faltigen Wangen mit den Narben am Kieferwinkel, die striemig rote Stirnhaut vibrierten. Er zog mit ihrer Erlaubnis den Cutaway aus, streichelte vorsichtig über ihre Ponys. Sie kicherte: „Sie sind doch nicht solch guter Freund, wie Sie sagten, zu Grigor."

„Es sind Wallungen, mein Fräulein, schmerzliche Wallungen. Ich

glaube freilich, daß sich manches Gefühl aus Wallungen zusammensetzt."

Und dann, nach einer Pause: „Der gute Grigor ist freilich etwas zahm."

Sie warf sich in die Brust, machte einen spitzen Mund: „Aber das ist so hübsch an einem jungen Mann, wenn er ernst und zahm ist. Und wenn er nicht so frech ist wie –"

„Wie wer denn, meine Gnädige?"

„Wie Sie."

Sie senkte umfaßt ihren lachenden Kopf an seine fleckige Samtweste: „Was glauben Sie, Fräulein Matilda, was mich Grigor beneidet um diesen Augenblick. Um meinen Schneid. Um meine Courage."

Während er sie herzog und sie folgsam ihren geschmeidigen Oberkörper wiegen ließ von ihm, sagte sie: „Aber viel Schneid hat Grigor doch auch. Und so lieb ist mein Grigor." Ihre Arme legten sich um seinen Gummikragen: „Und so froh bin ich, daß Sie mich zu ihm führen, Herr Petru, lieber Herr Petru."

Sie lachte und seufzte und lachte. –

Bei der kleinen Umsteigestation Beneschau, eine Minute Aufenthalt, kroch aus dem letzten Waggon ein Mann mit zerbeultem steifen Hut, gelbem Sommerpaletot, durchgestoßenen Hosen, in der Hand einen kleinen Koffer. Fortunescu schluckte auf dem Bahnsteig sein Glas Helles, rückte matt seinen Stuhl aus der Sonne und sah die blanken Geleise entlang: Es ist nichts mit der Familie Barinianu. Sein Magen kam ihm leer und schwindlig vor; er bestellte einen Schnaps: Strapazen, Strapazen; keinen Pfennig verdient. Es geht abwärts mit dir, Franz; lauter Gefühle. Mutter hat recht; aus mir wird nichts.

Er flegelte am Schanktisch, schmatzte, massierte seine Waden, seinen Arm, schlich in das Dorf.

Eine blonde junge Dame verließ unter allgemeiner Aufmerksamkeit in Tabor ein Coupé erster Klasse. Sie schluchzte über den Perron; ein Bahnhofsbeamter führte sie am Arm, trug ihren Handkoffer und grauen Reisemantel. Sie schien betäubt oder wirr. Im Stationsgebäude erholte sich Matilda etwas, als die Frau des Bahnhofswirts ihr zusprach, heißen Kaffee brachte. Das Fräulein stieß mehrmals hervor, man möchte nach Dresden in das Hotel „Eintracht" telephonieren, daß sie hier warte.

Nach fünf Stunden kam die Mutter im Auto. Sie nahmen den nächsten Zug nach Bukarest. Im Coupé legte Frau Barinianu den Hut nicht ab; den Trauerschleier knautschte sie in die Höhe, riß Matilda an sich. Cesarines Gesicht war verschwollen, ihre kleine Nase

dick und naß. Sie ließ von dem Kind nicht ab, zitterte, schrie leise: „Ich habe gedacht, du bist ermordet, ich hab gedacht, der Lump hat dich ermordet.“

Matilda rutschte mit dem Kopf an ihre Brust, schwieg, streichelte ihren Rücken.

„Nein, du lebst, Matilda, du bist ja wieder da.“

„Sei gut zu mir, Mama. Sage nichts zu Hause. Bitte. Nichts zu Grigor. Sein Freund hat mir den Kopf verdreht. Ich habe mich rechtzeitig besonnen, sag Grigor so.“

„Es war ja ein Lump, ein Strolch. Es war nicht Grigors Freund. Ich weiß gar nicht, wie er heißt.“

Die Tochter drängte sich an das zerpreßte Jabot Cesarines: „Er war solch Lügner, dieser Mann. Er war so flink mit Lügen und allem. So flink.“

Das Mädchen schlug sich die Hände vors Gesicht und stöhnte, stöhnte.

Frau Barinianu steckte die Haarnadeln Matildas zurecht, umarmte sie heftiger. Dann ließ sie das Kind los, atmete tief. Sie rieb sich die Stirn. Lange sprachen sie nicht.

Der Zug schwebte über den Schienen. Von Zeit zu Zeit kam ein Stoß der Räder. Der Dampf der Lokomotive flog vorbei.

Langsam löste nun Frau Barinianu ihren Hut, wischte sanft über den Schleier, während ihr Kopf zurück auf das Polster fiel. Sie lächelte mit weichem Mund, indem sie träumerisch vor sich in den Spiegel sah: „Er ist in die Welt verschwunden und kehrt nicht wieder. Oh, er konnte turnen, dieser Lump. Ich habe noch nie einen Menschen so turnen sehen.“

Lauter und zärtlicher vibrierte ihre Stimme vor Vergnügen. Wie eine schöne Bratsche klang es aus ihr. Sie drückte das zerzauste Fräulein an sich. Und während die noch leise weinte, lachte die Mutter aus tiefem Herzen über sie her: „Er war ein geborener Springer.“ Bis auch die stolze Matilda mit verschämter Bewegung hochblinzelte: „Ja, nicht wahr, Mutter, so springen konnte er?“ Die Stimme wie eine Hirtenflöte dünn und süß.

Und sie küßten sich. Der Wagen schmetterte über eine Eisenbahnbrücke. Sie wiegten sich Wange an Wange.

REITERGESCHICHTE

HUGO VON HOFMANNSTHAL

Hugo von Hofmannsthal

Den 22. Juli 1848, vor 6 Uhr morgens, verließ ein Streifkommando, die zweite Eskadron von Wallmodenkürassieren, Rittmeister Baron Rofrano mit einhundertsieben Reitern, das Kasino San Alessandro und ritt gegen Mailand. Über der freien, glänzenden Landschaft lag eine unbeschreibliche Stille; von den Gipfeln der fernen Berge stiegen Morgenwolken wie stille Rauchwolken gegen den leuchtenden Himmel; der Mais stand regungslos, und zwischen Baumgruppen, die aussahen wie gewaschen, glänzten Landhäuser und Kirchen her. Kaum hatte das Streifkommando die äußerste Vorpostenlinie der eigenen Armee etwa um eine Meile hinter sich gelassen, als zwischen den Maisfeldern Waffen aufblitzten und die Avantgarde feindliche Fußtruppen meldete. Die Schwadron formierte sich neben der Landstraße zur Attacke, wurde von eigentümlich lauten, fast miauenden Kugeln überschwirrt, attackierte querfeldein und trieb einen Trupp ungleichmäßig bewaffneter Menschen wie die Wachteln vor sich her. Es waren Leute der Legion Manaras, mit sonderbaren Kopfbedeckungen. Die Gefangenen wurden einem Korporal und acht Gemeinen übergeben und nach rückwärts geschickt. Vor einer schönen Villa, deren Zufahrt uralte Zypressen flankierten, meldete die Avantgarde verdächtige Gestalten. Der Wachtmeister Anton Lerch saß ab, nahm zwölf mit Karabinern bewaffnete Leute, umstellte die Fenster und nahm achtzehn Studenten der Pisaner Legion gefangen, wohlerzogene und hübsche junge Leute mit weißen Händen und halblangem Haar. Eine halbe Stunde später hob die Schwadron einen Mann auf, der in der Tracht eines Bergamasken vorüberging und durch sein allzu harmloses und unscheinbares Auftreten verdächtig wurde. Der Mann trug im Rockfutter eingenäht die wichtigsten Detailpläne, die Errichtung von Freikorps in den Giudikarien und deren Kooperation mit der piemontesischen Armee betreffend. Gegen 10 Uhr vormittags fiel dem

Streifkommando eine Herde Vieh in die Hände. Unmittelbar nachher stellte sich ihm ein starker feindlicher Trupp entgegen und beschoß die Avantgarde von einer Friedhofsmauer aus. Der Tete-Zug des Leutnants Grafen Trautsohn übersprang die niedrige Mauer und hieb zwischen den Gräbern auf die ganz verwirrten Feindlichen ein, von denen ein großer Teil in die Kirche und von dort durch die Sakristeitür in ein dichtes Gehölz sich rettete. Die siebenundzwanzig neuen Gefangenen meldeten sich als neapolitanische Freischaren unter päpstlichen Offizieren. Die Schwadron hatte einen Toten. Einer das Gehölz umreitenden Rotte, bestehend aus dem Gefreiten Wotrubek und den Dragonern Holl und Haindl, fiel eine mit zwei Ackergäulen bespannte leichte Haubitze in die Hände, indem sie auf die Bedekkung einhieben und die Gäule am Kopfzeug packten und umwendeten. Der Gefreite Wotrubek wurde als leicht verwundet mit der Meldung der bestandenen Gefechte und anderer Glücksfälle ins Hauptquartier zurückgeschickt, die Gefangenen gleichfalls nach rückwärts transportiert, die Haubitze aber von der nach abgegebener Eskorte noch achtundsiebzig Reiter zählenden Eskadron mitgenommen.

Nachdem laut übereinstimmender Aussagen der verschiedenen Gefangenen die Stadt Mailand von den feindlichen sowohl regulären als irregulären Truppen vollständig verlassen, auch von allem Geschütz und Kriegsvorrat entblößt war, konnte der Rittmeister sich selbst und der Schwadron nicht versagen, in diese große und schöne, wehrlos daliegende Stadt einzureiten. Unter dem Geläute der Mittagsglocken, der Generalmarsch von den vier Trompeten hinaufgeschmettert in den stählern funkelnden Himmel, an tausend Fenstern hinklirrend und zurückgeblitzt auf achtundsiebzig Kürasse, achtundsiebzig aufgestemmte nackte Klingen; Straße rechts, Straße links wie ein aufgewühlter Ameishaufen sich füllend mit staunenden Gesichtern; fluchende und erbleichende Gestalten hinter Haustoren verschwindend, verschlafene Fenster aufgerissen von den entblößten Armen schöner Unbekannter; vorbei an Santa Babila, an San Fedele, an San Carlo, am weltberühmten marmornen Dom, an San Satiro, San Giorgio, San Lorenzo, San Eustorgio; deren uralte Erztore alle sich auftuend und unter Kerzenschein und Weihrauchqualm silberne Heilige und brokatgekleidete strahlenäugige Frauen hervorwinkend; aus tausend Dachkammern, dunklen Torbogen, niedrigen Butiken Schüsse zu gewärtigen, und immer wieder nur halbwüchsige Mädchen und Buben, die weißen Zähne und dunklen Haare zeigend; vom trabenden Pferde herab funkelnden Auges auf alles dies hervorblickend aus einer Larve

von blutgesprengtem Staub; zur Porta Venezia hinein, zur Porta Ticinese wieder hinaus: so ritt die schöne Schwadron durch Mailand.

Nicht weit vom letztgenannten Stadttor, wo sich ein mit hübschen Platanen bewachsenes Glacis erstreckte, glaubte der Wachtmeister Anton Lerch am ebenerdigen Fenster eines neugebauten hellgelben Hauses ein ihm bekanntes weibliches Gesicht zu sehen. Neugierde bewog ihn, sich im Sattel umzuwenden, und da er gleichzeitig aus einigen steifen Tritten seines Pferdes vermutete, es hätte in eines der vorderen Eisen einen Straßenstein eingetreten, er auch an der Queue der Eskadron ritt und ohne Störung aus dem Gliede konnte, so bewog ihn alles dies zusammen, abzusitzen, und zwar nachdem er gerade das Vorderteil seines Pferdes in den Flur des betreffenden Hauses gelenkt hatte. Kaum hatte er hier den zweiten weißgestiefelten Vorderfuß seines Braunen in die Höhe gehoben, um den Huf zu prüfen, als wirklich eine aus dem Innern des Hauses ganz vorne in den Flur mündende Zimmertür aufging und in einem etwas zerstörten Morgenanzug eine üppige, beinahe noch junge Frau sichtbar wurde, hinter ihr aber ein helles Zimmer mit Gartenfenstern, worauf ein paar Töpfchen Basilika und rote Pelargonien, ferner mit einem Mahagonischrank und einer mythologischen Gruppe aus Biskuit dem Wachtmeister sich zeigte, während seinem scharfen Blick noch gleichzeitig in einem Pfeilerspiegel die Gegenwand des Zimmers sich verriet, ausgefüllt von einem großen weißen Bette und einer Tapetentür, durch welche sich ein beleibter vollständig rasierter älterer Mann im Augenblicke zurückzog.

Indem aber dem Wachtmeister der Name der Frau einfiel und gleichzeitig eine Menge anderes: daß es die Witwe oder geschiedene Frau eines kroatischen Rechnungsunteroffiziers war, daß er mit ihr vor neun oder zehn Jahren in Wien in Gesellschaft eines anderen, ihres damaligen eigentlichen Liebhabers, einige Abende und halbe Nächte verbracht hatte, suchte er nun mit den Augen unter ihrer jetzigen Fülle die damalige üppig-magere Gestalt wieder hervorzuziehen. Die Dastehende aber lächelte ihn in einer halb geschmeichelten slawischen Weise an, die ihm das Blut in den starken Hals und unter die Augen trieb, während eine gewisse gezierte Manier, mit der sie ihn anredete, sowie auch der Morgenanzug und die Zimmereinrichtung ihn einschüchterten. Im Augenblick aber, während er mit etwas schwerfälligem Blick einer großen Fliege nachsah, die über den Haarkamm der Frau lief, und äußerlich auf nichts achtete, als wie er seine Hand, diese Fliege zu scheuchen, sogleich auf den weißen, warm und kühlen Nacken legen würde, erfüllte ihn das Bewußtsein der heute

bestandenen Gefechte und anderer Glücksfälle von oben bis unten, so daß er ihren Kopf mit schwerer Hand nach vorwärts drückte und dazu sagte: „Vuic“ – diesen ihren Namen hatte er gewiß seit zehn Jahren nicht wieder in den Mund genommen und ihren Taufnamen vollständig vergessen –, „in acht Tagen rücken wir ein, und dann wird das da mein Quartier“, auf die halboffene Zimmertür deutend. Unter dem hörte er im Hause mehrfach Türen zuschlagen, fühlte sich von seinem Pferde, zuerst durch stummes Zerren am Zaum, dann indem es laut den anderen nachwieherte, fortgedrängt, saß auf und trabte der Schwadron nach, ohne von der Vuic eine andere Antwort als ein verlegenes Lachen mit in den Nacken gezogenem Kopf mitzunehmen. Das ausgesprochene Wort aber machte seine Gewalt geltend. Seitwärts der Rottenkolonne, einen nicht mehr frischen Schritt reitend, unter der schweren metallischen Glut des Himmels, den Blick in der mitwandernden Staubwolke verfangen, lebte sich der Wachtmeister immer mehr in das Zimmer mit den Mahagonimöbeln und den Basilikumtöpfen hinein und zugleich in eine Zivilatmosphäre, durch welche doch das Kriegsmäßige durchschimmerte, eine Atmosphäre von Behaglichkeit und angenehmer Gewalttätigkeit ohne Dienstverhältnis, eine Existenz in Hausschuhen, den Korb des Säbels durch die linke Tasche des Schlafrockes durchgesteckt. Der rasierte, beleibte Mann, der durch die Tapetentür verschwunden war, ein Mittelding zwischen Geistlichem und pensioniertem Kammerdiener, spielte darin eine bedeutende Rolle, fast mehr noch als das schöne breite Bett und die feine weiße Haut der Vuic. Der Rasierte nahm bald die Stelle eines vertraulich behandelten, etwas unterwürfigen Freundes ein, der Hoftratsch erzählte, Tabak und Kapaunen brachte, bald wurde er an die Wand gedrückt, mußte Schweiggelder zahlen, stand mit allen möglichen Umtrieben in Verbindung, war piemontesischer Vertrauter, päpstlicher Koch, Kuppler, Besitzer verdächtiger Häuser mit dunklen Gartensälen für politische Zusammenkünfte, und wuchs zu einer schwammigen Riesengestalt, der man an zwanzig Stellen Spundlöcher in den Leib schlagen und statt Blut Gold abzapfen konnte.

Dem Streifkommando begegnete in den Nachmittagsstunden nichts Neues, und die Träumereien des Wachtmeisters erfuhren keine Hemmungen. Aber in ihm war ein Durst nach unerwartetem Erwerb, nach Gratifikationen, nach plötzlich in die Tasche fallenden Dukaten rege geworden. Denn der Gedanke an das bevorstehende erste Eintreten in das Zimmer mit den Mahagonimöbeln war der Splitter im Fleisch, um den herum alles von Wünschen und Begierden schwärte.

Als nun gegen Abend das Streifkommando mit gefütterten und

halbwegs ausgerasteten Pferden in einem Bogen gegen Lodi und die Addabrücke vorzudringen suchte, wo denn doch Fühlung mit dem Feind sehr zu gewärtigen war, schien dem Wachtmeister ein von der Landstraße abliegendes Dorf, mit halbverfallenem Glockenturm in einer dunkelnden Mulde gelagert, auf verlockende Weise verdächtig, so daß er, die Gemeinen Holl und Scarmolin zu sich winkend, mit diesen beiden vom Marsche der Eskadron seitlich abbog und in dem Dorfe geradezu einen feindlichen General mit geringer Bedeckung zu überraschen und anzugreifen oder anderswie ein ganz außerordentliches Prämium zu verdienen hoffte, so aufgeregt war seine Einbildung. Vor dem elenden, scheinbar verödeten Nest angelangt, befahl er dem Scarmolin links, dem Holl rechts die Häuser außen zu umreiten, während er selbst, Pistole in der Faust, die Straße durchzugaloppieren sich anschickte, bald aber, harte Steinplatten unter sich fühlend, auf welchen noch dazu irgendein glitschriges Fett ausgegossen war, sein Pferd in Schritt parieren mußte. Das Dorf blieb totenstill; kein Kind, kein Vogel, kein Lufthauch. Rechts und links standen schmutzige kleine Häuser, von deren Wänden der Mörtel abgefallen war; auf den nackten Ziegeln war hie und da etwas Häßliches mit Kohle gezeichnet; zwischen bloßgelegten Türpfosten ins Innere schauend, sah der Wachtmeister hie und da eine faule, halbnackte Gestalt auf einer Bettstatt lungern oder schleppend, wie mit ausgerenkten Hüften, durchs Zimmer gehen. Sein Pferd ging schwer und schob die Hinterbeine mühsam unter, wie wenn sie von Blei wären. Indem er sich umwendete und bückte, um nach dem rückwärtigen Eisen zu sehen, schlürften Schritte aus einem Hause, und da er sich aufrichtete, ging dicht vor seinem Pferde eine Frauensperson, deren Gesicht er nicht sehen konnte. Sie war nur halb angekleidet; ihr schmutziger, abgerissener Rock von geblümter Seide schleppte im Rinnsal, ihre nackten Füße staken in schmutzigen Pantoffeln; sie ging so dicht vor dem Pferde, daß der Hauch aus den Nüstern den fettig glänzenden Lockenbund bewegte, der ihr unter einem alten Strohhute in den entblößten Nacken hing, und doch ging sie nicht schneller und wich dem Reiter nicht aus. Unter einer Türschwelle zur Linken rollten zwei ineinander verbissene blutende Ratten in die Mitte der Straße, von denen die unterliegende so jämmerlich aufschrie, daß das Pferd des Wachtmeisters sich verhielt und mit schiefem Kopf und hörbarem Atem gegen den Boden stierte. Ein Schenkeldruck brachte es wieder vorwärts, und nun war die Frau in einem Hausflur verschwunden, ohne daß der Wachtmeister hatte ihr Gesicht sehen können. Aus dem nächsten Hause lief eilfertig mit gehobenem Kopfe ein Hund heraus,

ließ einen Knochen in der Mitte der Straße fallen und versuchte ihn in einer Fuge des Pflasters zu verscharren. Es war eine weiße unreine Hündin mit hängenden Zitzen; mit teuflischer Hingabe scharrte sie, packte dann den Knochen mit den Zähnen und trug ihn ein Stück weiter. Indessen sie wieder zu scharren anfing, waren schon drei Hunde bei ihr: zwei waren sehr jung, mit weichen Knochen und schlaffer Haut; ohne zu bellen und ohne beißen zu können, zogen sie einander mit stumpfen Zähnen an den Lefzen. Der Hund, der zugleich mit ihnen gekommen war, war ein lichtgelbes Windspiel von so aufgeschwollenem Leib, daß es nur ganz langsam auf den vier dünnen Beinen sich weitertragen konnte. An dem dicken wie eine Trommel gespannten Leib erschien der Kopf viel zu klein; in den kleinen ruhelosen Augen war ein entsetzlicher Ausdruck von Schmerz und Beklemmung. Sogleich sprangen noch zwei Hunde hinzu: ein magerer, weißer, von äußerst gieriger Häßlichkeit, dem schwarze Rinnen von den entzündeten Augen herunterliefen, und ein schlechter Dachshund auf hohen Beinen. Dieser hob seinen Kopf gegen den Wachtmeister und schaute ihn an. Er mußte sehr alt sein. Seine Augen waren unendlich müde und traurig. Die Hündin aber lief in blöder Hast vor dem Reiter hin und her; die beiden jungen schnappten lautlos mit ihrem weichen Maul nach den Fesseln des Pferdes, und das Windspiel schleppte seinen entsetzlichen Leib hart vor den Hufen. Der Braun konnte keinen Schritt mehr tun. Als aber der Wachtmeister seine Pistole auf eines der Tiere abdrücken wollte und die Pistole versagte, gab er dem Pferde beide Sporen und dröhnte über das Steinpflaster hin. Nach wenigen Sätzen aber mußte er das Pferd scharf parieren. Denn hier sperrte eine Kuh den Weg, die ein Bursche mit gespanntem Strick zur Schlachtbank zerrte. Die Kuh aber, von dem Dunst des Blutes und der an den Türpfosten genagelten frischen Haut eines schwarzen Kalbes zurückschaudernd, stemmte sich auf ihren Füßen, sog mit geblähten Nüstern den rötlichen Sonnendunst des Abends in sich und riß sich, bevor der Bursche sie mit Prügel und Strick hinüberbekam, mit kläglichen Augen noch ein Maulvoll von dem Heu ab, das der Wachtmeister vorne am Sattel befestigt hatte. Er hatte nun das letzte Haus des Dorfes hinter sich und konnte, zwischen zwei niedrigen, abgebröckelten Mauern reitend, jenseits einer alten einbogigen Steinbrücke über einen anscheinend trockenen Graben den weiteren Verlauf des Weges absehen, fühlte aber in der Gangart seines Pferdes eine so unbeschreibliche Schwere, ein solches Nichtvorwärtskommen, daß sich an seinem Blick jeder Fußbreit der Mauern rechts und links, ja jeder von den dort sitzenden Tausend-

füßen und Asseln mühselig vorbeischob, und ihm war, als hätte er eine unmeßbare Zeit mit dem Durchreiten des widerwärtigen Dorfes verbracht. Wie nun zugleich aus der Brust seines Pferdes ein schwererer rohrender Atem hervordrang, er dies ihm völlig ungewohnte Geräusch aber nicht sogleich richtig erkannte und die Ursache davon zuerst über und neben sich und schließlich in der Entfernung suchte, bemerkte er jenseits der Steinbrücke und beiläufig in gleicher Entfernung von dieser als wie er sich selbst befand, einen Reiter des eigenen Regiments auf sich zukommen, und zwar einen Wachtmeister, und zwar auf einem Braunen mit weißgestiefelten Vorderbeinen. Da er nun wohl wußte, daß sich in der ganzen Schwadron kein solches Pferd befand, ausgenommen dasjenige, auf welchem er selbst in diesem Augenblicke saß, er das Gesicht des anderen Reiters aber immer noch nicht erkennen konnte, so trieb er ungeduldig sein Pferd sogar mit den Sporen zu einem sehr lebhaften Trab an, worauf auch der andere sein Tempo ganz im gleichen Maße verbesserte, so daß nun nur mehr ein Steinwurf sie trennte, und nun, indem die beiden Pferde, jedes von seiner Seite her, im gleichen Augenblick, jedes mit dem gleichen weißgestiefelten Vorfuß die Brücke betraten, der Wachtmeister, mit stierem Blick in der Erscheinung sich selber erkennend, wie sinnlos sein Pferd zurückriß und die rechte Hand mit ausgespreizten Fingern gegen das Wesen vorstreckte, worauf die Gestalt, gleichfalls parierend und die Rechte erhebend, plötzlich nicht da war, die Gemeinen Holl und Scarmolin mit unbefangenen Gesichtern von rechts und links aus dem trockenen Graben auftauchten und gleichzeitig über die Hutweide her, stark und aus gar nicht großer Entfernung, die Trompeten der Eskadron „Attacke" bliesen. Im stärksten Galopp eine Erdwelle hinansetzend, sah der Wachtmeister die Schwadron schon im Galopp auf ein Gehölz zu, aus welchem feindliche Reiter mit Piken eilfertig debouchierten; sah, indem er, die vier losen Zügel in der Linken versammelnd, den Handriemen um die Rechte schlang, den vierten Zug sich von der Schwadron ablösen und langsamer werden, war nun schon auf dröhnendem Boden, nun in starkem Staubgeruch, nun mitten im Feinde, hieb auf einen blauen Arm ein, der eine Pike führte, sah dicht neben sich das Gesicht des Rittmeisters mit weit aufgerissenen Augen und grimmig entblößten Zähnen, war dann plötzlich unter lauter feindlichen Gesichtern und fremden Farben eingekeilt, tauchte unter in lauter geschwungenen Klingen, stieß den nächsten in den Hals und vom Pferd herab, sah neben sich den Gemeinen Scarmolin mit lachendem Gesicht einem die Finger der Zügelhand ab- und tief in den Hals des Pferdes hinein-

hauen, fühlte die Mêlée sich lockern und war auf einmal allein, am Rand eines kleines Baches, hinter einem feindlichen Offizier auf einem Eisenschimmel. Der Offizier wollte über den Bach; der Eisenschimmel versagte. Der Offizier riß ihn herum, wendete dem Wachtmeister ein junges, sehr bleiches Gesicht und die Mündung einer Pistole zu, als ihm ein Säbel in den Mund fuhr, in dessen kleiner Spitze die Wucht eines galoppierenden Pferdes zusammengedrängt war. Der Wachtmeister riß den Säbel zurück und erhaschte an der gleichen Stelle, wo die Finger des Herunterstürzenden ihn losgelassen hatten, den Stangenzügel des Eisenschimmels, der leicht und zierlich wie ein Reh die Füße über seinen sterbenden Herrn hinhob.

Als der Wachtmeister mit dem schönen Beutepferd zurückritt, warf die in schwerem Dunst untergehende Sonne eine ungeheure Röte über die Hutweide. Auch an solchen Stellen, wo gar keine Hufspuren waren, schienen ganze Lachen von Blut zu stehen. Ein roter Widerschein lag auf den weißen Uniformen und den lachenden Gesichtern, die Kürasse und Schabracken funkelten und glühten, und am stärksten drei kleine Feigenbäume, an deren weichen Blättern die Reiter lachend die Blutrinnen ihrer Säbel abgewischt hatten. Seitwärts der rotgefleckten Bäume hielt der Rittmeister und neben ihm der Eskadronstrompeter, der die wie in roten Saft getauchte Trompete an den Mund hob und Appell blies. Der Wachtmeister ritt von Zug zu Zug und sah, daß die Schwadron nicht einen Mann verloren und dafür neun Handpferde gewonnen hatte. Er ritt zum Rittmeister und meldete, immer den Eisenschimmel neben sich, der mit gehobenem Kopf tänzelte und Luft einzog, wie ein junges, schönes und eitles Pferd, das es war. Der Rittmeister hörte die Meldung nur zerstreut an. Er winkte den Leutnant Grafen Trautsohn zu sich, der dann sogleich absaß und mit sechs gleichfalls abgesessenen Kürassieren hinter der Front der Eskadron die erbeutete leichte Haubitze ausspannte, das Geschütz von den sechs Mannschaften zur Seite schleppen und in ein von dem Bach gebildetes kleines Sumpfwasser versenken ließ, hierauf wieder aufsaß und, nachdem er die nunmehr überflüssigen beiden Zuggäule mit der flachen Klinge fortgejagt hatte, stillschweigend seinen Platz vor dem ersten Zug wieder einnahm. Während dieser Zeit verhielt sich die in zwei Gliedern formierte Eskadron nicht eigentlich unruhig, es herrschte aber doch eine nicht ganz gewöhnliche Stimmung, durch die Erregung von vier an einem Tage glücklich bestandenen Gefechten erklärlich, die sich im leichten Ausbrechen halb unterdrückten Lachens sowie in halblauten untereinander gewechselten Zurufen äußerte. Auch standen die Pferde nicht

ruhig, besonders diejenigen, zwischen denen fremde erbeutete Pferde eingeschoben waren. Nach solchen Glücksfällen schien allen der Aufstellungsraum zu enge, und solche Reiter und Sieger verlangten sich innerlich, nun im offenen Schwarm auf einen neuen Gegner loszugehen, einzuhauen und neue Beutepferde zu packen. In diesem Augenblicke ritt der Rittmeister Baron Rofrano dicht an die Front seiner Eskadron, und indem er von den etwas schläfrigen blauen Augen die großen Lider hob, kommandierte er vernehmlich, aber ohne seine Stimme zu erheben: „Handpferde auslassen!“ Die Schwadron stand totenstill. Nur der Eisenschimmel neben dem Wachtmeister streckte den Hals und berührte mit seinen Nüstern fast die Stirne des Pferdes, auf welchem der Rittmeister saß. Der Rittmeister versorgte seinen Säbel, zog eine seiner Pistolen aus dem Halfter, und indem er mit dem Rücken der Zügelhand ein wenig Staub von dem blinkenden Lauf wegwischte, wiederholte er mit etwas lauterer Stimme sein Kommando und zählte gleich nachher „eins“ und „zwei“. Nachdem er das „zwei“ gezählt hatte, heftete er seinen verschleierten Blick auf den Wachtmeister, der regungslos vor ihm im Sattel saß und ihm starr ins Gesicht sah. Während Anton Lerchs starr aushaltender Blick, in dem nur dann und wann etwas Gedrücktes, Hündisches aufflackerte und wieder verschwand, eine gewisse Art devoten, aus vieljährigem Dienstverhältnisse hervorgegangenen Zutrauens ausdrücken mochte, war sein Bewußtsein von der ungeheuren Gespanntheit dieses Augenblicks fast gar nicht erfüllt, sondern von vielfältigen Bildern einer fremdartigen Behaglichkeit ganz überschwemmt, und aus einer ihm selbst völlig unbekannten Tiefe seines Innern stieg ein bestialischer Zorn gegen den Menschen da vor ihm auf, der ihm das Pferd wegnehmen wollte, ein so entsetzlicher Zorn über das Gesicht, die Stimme, die Haltung und das ganze Dasein dieses Menschen, wie er nur durch jahrelanges enges Zusammenleben auf geheimnisvolle Weise entstehen kann. Ob aber in dem Rittmeister etwas Ähnliches vorging, oder ob sich ihm in diesem Augenblicke stummer Insubordination die ganze lautlos um sich greifende Gefährlichkeit kritischer Situationen zusammenzudrängen schien, bleibt im Zweifel: Er hob mit einer nachlässigen, beinahe gezierten Bewegung den Arm, und indem er, die Oberlippe verächtlich hinaufziehend, „drei“ zählte, krachte auch schon der Schuß, und der Wachtmeister taumelte, in die Stirn getroffen, mit dem Oberleib auf den Hals seines Pferdes, dann zwischen dem Braun und dem Eisenschimmel zu Boden. Er hatte aber noch nicht hingeschlagen, als auch schon sämtliche Chargen und Gemeinen sich ihrer Beutepferde mit einem Zügelriß oder Fußtritt entledigt hatten und der Rittmei-

ster, seine Pistole ruhig versorgend, die von einem blitzähnlichen Schlag noch nachzuckende Schwadron dem in undeutlicher dämmernder Entfernung anscheinend sich ralliierenden Feinde aufs neue entgegenführen konnte. Der Feind nahm aber die neuerliche Attacke nicht an, und kurze Zeit nachher erreichte das Streifkommando unbehelligt die südliche Vorpostenaufstellung der eigenen Armee.

WO KOMMEN DIE LÖCHER IM KÄSE HER –?

KURT TUCHOLSKY

WENN ABENDS wirklich einmal Gesellschaft ist, bekommen die Kinder vorher zu essen. Kinder brauchen nicht alles zu hören, was Erwachsene sprechen, und es schickt sich auch nicht, und billiger ist es auch. Es gibt belegte Brote; Mama nascht ein bißchen mit, Papa ist noch nicht da.

„Mama, Sonja hat gesagt, sie kann schon rauchen – sie kann doch noch gar nicht rauchen!“ – „Du sollst bei Tisch nicht reden.“ – „Mama, guck mal die Löcher in dem Käse!“ – Zwei Kinderstimmen, gleichzeitig: „Tobby ist aber dumm! Im Käse sind doch immer Löcher!“ Eine weinerliche Jungenstimme: „Na ja – aber warum? Mama! Wo kommen die Löcher im Käse her?“ – „Du sollst bei Tisch nicht reden!“ – „Ich möcht aber doch wissen, wo die Löcher im Käse herkommen!“ – Pause. Mama: „Die Löcher ... also ein Käse hat immer Löcher, da haben die Mädchen ganz recht!... ein Käse hat eben immer Löcher.“ – „Mama! Aber dieser Käse hat doch keine Löcher! Warum hat der keine Löcher? Warum hat der Löcher?“ – „Jetzt schweig und iß. Ich hab dir schon hundertmal gesagt, du sollst bei Tisch nicht reden! Iß!“ – „Bwww –! Ich möcht aber wissen, wo die Löcher im Käse ... aua, schubs doch nicht immer ...!“ Geschrei. Eintritt Papa.

„Was ist denn hier los? Gun Ahmt!“ – „Ach, der Junge ist wieder

ungezogen!" – „Ich bin gah nich ungezogen! Ich will nur wissen, wo die Löcher im Käse herkommen. Der Käse da hat Löcher, und der hat keine –!" Papa: „Na, deswegen brauchst du doch nicht so zu brüllen! Mama wird dir das erklären!" – Mama: „Jetzt gib du dem Jungen noch recht! Bei Tisch hat er zu essen und nicht zu reden!" – Papa: „Wenn ein Kind was fragt, kann man ihm das schließlich erklären! Finde ich." – Mama: „Toujours en présence des enfants! Wenn ich es für richtig finde, ihm das zu erklären, werde ich ihm das schon erklären. Nu iß!" – „Papa, wo doch aber die Löcher im Käse herkommen, möcht ich doch aber wissen!" – Papa: „Also, die Löcher im Käse, das ist bei der Fabrikation; Käse macht man aus Butter und aus Milch, da wird er gegoren, und da wird er feucht; in der Schweiz machen sie das sehr schön – wenn du groß bist, darfst du auch mal mit in die Schweiz, da sind so hohe Berge, da liegt ewiger Schnee darauf – das ist schön, was?" – „Ja. Aber Papa, wo kommen denn die Löcher im Käse her?" – „Ich habs dir doch eben erklärt: die kommen, wenn man ihn herstellt, wenn man ihn macht." – „Ja, aber ... wie kommen denn die da rein, die Löcher?" – „Junge, jetzt löcher mich nicht mit deinen Löchern und geh zu Bett! Marsch! Es ist spät!" – „Nein! Papa! Noch nicht! Erklär mir doch erst, wie die Löcher im Käse ..." Bumm. Katzenkopf. Ungeheuerliches Gebrüll. Klingel.

Onkel Adolf. „Guten Abend! Guten Abend, Margot – 'n Ahmt – na, wie gehts? Was machen die Kinder? Tobby, was schreist du denn so?" – „Ich will wissen ..." – „Sei still ...!" – „Er will wissen ..." – „Also jetzt bring den Jungen ins Bett und laß mich mit den Dummheiten in Ruhe! Komm, Adolf, wir gehen solange ins Herrenzimmer; hier wird gedeckt!" – Onkel Adolf: „Gute Nacht! Gute Nacht! Alter Schreihals! Nu hör doch bloß mal ... ! Was hat er denn?" – „Margot wird mit ihm nicht fertig – er will wissen, wo die Löcher im Käse herkommen, und sie hats ihm nicht erklärt." – „Hast dus ihm denn erklärt?" – „Natürlich hab ichs ihm erklärt." – „Danke, ich rauch jetzt nicht – sage mal, weißt *du* denn, wo die Löcher herkommen?" – „Na, das ist aber eine komische Frage! Natürlich weiß ich, wo die Löcher im Käse herkommen! Die entstehen bei der Fabrikation durch die Feuchtigkeit... das ist doch ganz einfach!" – „Na, mein Lieber... da hast du dem Jungen aber ein schönes Zeugs erklärt! Das ist doch überhaupt keine Erklärung!" – „Na, nimm mirs nicht übel – du bist aber komisch! Kannst du mir denn erklären, wo die Löcher im Käse herkommen?" – „Gott sei Dank kann ich das." – „Also bitte."

„Also, die Löcher im Käse entstehen durch das sogenannte Kasein,

was in dem Käse drin ist.“ – „Das ist doch Quatsch.“ – „Das ist kein Quatsch.“ – „Das ist wohl Quatsch; denn mit dem Kaseïn hat das überhaupt nichts zu ... gun Ahmt, Martha, gun Ahmt, Oskar... bitte, nehmt Platz. Wie gehts? ... überhaupt nichts zu tun!“

„Was streitet ihr euch denn da rum?“ – Papa: „Nu bitt ich dich um alles in der Welt; Oskar! du hast doch studiert und bist Rechtsanwalt: haben die Löcher im Käse irgend etwas mit Kaseïn zu tun?“ – Oskar: „Nein. Die Käse im Löcher ... ich wollte sagen: die Löcher im Käse rühren daher... also die kommen daher, daß sich der Käse durch die Wärme bei der Gärung zu schnell ausdehnt!“ Hohngelächter der plötzlich verbündeten reisigen Helden Papa und Onkel Adolf. „Haha! Hahaha! Na, das ist eine ulkige Erklärung! Der Käse dehnt sich aus! Hast du das gehört? Haha ... !“

Eintritt Onkel Siegismund, Tante Jenny, Dr. Guggenheimer und Direktor Flackeland. Großes „Guten Abend! Guten Abend! – ... gehts? ... unterhalten uns gerade ... sogar riesig komisch ... ausgerechnet Löcher im Käse!... es wird gleich gegessen ... also bitte, dann erkläre du –!“

Onkel Siegismund: „Also – die Löcher im Käse kommen daher, daß sich der Käse bei der Gärung vor Kälte zusammenzieht!“ Anschwellendes Rhabarber, Rumor, dann großer Ausbruch mit voll besetztem Orchester: „Haha! Vor Kälte! Hast du schon mal kalten Käse gegessen? Gut, daß Sie keinen Käse machen, Herr Apolant! Vor Kälte! Hähä!“ – Onkel Siegismund beleidigt ab in die Ecke.

Dr. Guggenheimer: „Bevor man diese Frage entscheiden kann, müssen Sie mir erst mal sagen, um welchen Käse es sich überhaupt handelt. Das kommt nämlich auf den Käse an!“ Mama: „Um Emmentaler! Wir haben ihn gestern gekauft ... Martha, ich kauf jetzt immer bei Danzel, mit Mischewski bin ich nicht mehr so zufrieden, er hat uns neulich Rosinen nach oben geschickt, die waren ganz...“ Dr. Guggenheimer: „Also, wenn es Emmentaler war, dann ist die Sache ganz einfach. Emmentaler hat Löcher, weil er ein Hartkäse ist. Alle Hartkäse haben Löcher.“

Direktor Flackeland: „Meine Herren, da muß wohl wieder mal ein Mann des praktischen Lebens kommen... die Herren sind ja größtenteils Akademiker...“ (Niemand widerspricht.) „Also, die Löcher im Käse sind Zerfallsprodukte beim Gärungsprozeß. Ja. Der ... der Käse zerfällt, eben ... weil der Käse ...“ Alle Daumen sind nach unten gerichtet, das Volk steht auf, der Sturm bricht los. „Pö! Das weiß ich auch! Mit chemischen Formeln ist die Sache nicht gemacht!“ Eine hohe Stimme: „Habt ihr denn kein Lexikon –?“

Sturm auf die Bibliothek. Heyse, Schiller, Goethe, Bölsche, Thomas Mann, ein altes Poesiealbum – wo ist denn … richtig!

GROBKALK BIS KERBTIERE

Kanzel, Kapital, Kapitalertragssteuer, Karbatsche, Kartätsche, Karwoche, *Käse* –! „Laß mich mal! Geh mal weg! Pardon! Also: ‚Die blasige Beschaffenheit mancher Käsesorten rührt her von einer Kohlensäureentwicklung aus dem Zucker der eingeschlossenen Molke.'" Alle, unisono: „Hast es: Was hab ich gesagt?" … „‚eingeschlossenen Molke und ist …' wo geht denn das weiter? Margot, hast du hier eine Seite aus dem Lexikon rausgeschnitten? Na, das ist doch unerhört – wer war hier am Bücherschrank? Sind die Kinder…? Warum schließt du denn den Bücherschrank nicht ab?" – „Warum schließt du den Bücherschrank nicht ab ist gut – hundertmal hab ich dir gesagt, schließ du ihn ab –" – „Nu laßt doch mal: also wie war das? Ihre Erklärung war falsch. Meine Erklärung war richtig." – „Sie haben gesagt, der Käse kühlt sich ab!" – „*Sie* haben gesagt, der Käse kühlt sich ab – ich hab gesagt, daß sich der Käse erhitzt!" – „Na also, dann haben Sie doch nichts von der kohlensauren Zuckermolke gesagt, wie da drinsteht!" – „Was du gesagt hast, war überhaupt Blödsinn!" – „Was verstehst du von Käse? Du kannst ja nicht mal Bolles Ziegenkäse von einem alten Holländer unterscheiden!" – „Ich hab vielleicht mehr alten Holländer in meinem Leben gegessen wie du!" – „Spuck nicht, wenn du mit mir sprichst!" Nun reden alle mit einemmal.

Man hört:

– „Betrag dich gefälligst anständig, wenn du bei mir zu Gast bist…!" – „saurige Beschaffenheit der Muckerzolke…" – „mir überhaupt keine Vorschriften zu machen!"… „Bei Schweizer Käse – ja! Bei Emmentaler Käse – nein!…" – „Du bist hier nicht bei dir zu Hause! hier sind anständige Leute…" – „Wo denn –?" – „Das nimmst du zurück! Das nimmst du sofort zurück! Ich lasse nicht in meinem Hause meine Gäste beleidigen – ich lasse in meinem Hause meine Gäste nicht beleidigen! Du gehst mir sofort aus dem Haus!" – „Ich bin froh, wenn ich raus bin – deinen Fraß brauche ich nicht!" – „Du betrittst mir nicht mehr meine Schwelle!" – „Meine Herren, aber das ist doch… !" – „Sie halten überhaupt den Mund – Sie gehören nicht zur Familie!…" – „Na, das *hab* ich noch nicht gefrühstückt!" – „Ich als Kaufmann… !" – „Nu hören Sie doch mal zu: Wir hatten im Kriege einen Käse –" – „Das war keine Versöhnung! Es ist mir ganz egal, und wenn du platzt: Ihr habt uns betrogen, und wenn ich

mal sterbe, betrittst du nicht mein Haus!" – „Erbschleicher!" – „Hast du das –!" – „Und ich sag es ganz laut, damit es alle hören: Erbschleicher! So! Und nu geh hin und verklag mich!" – „Lümmel! Ein ganz fauler Lümmel, kein Wunder bei dem Vater!" – „Und deine? Wer ist denn deine? Wo hast du denn deine Frau her?" – „Raus! Lümmel!" – „Wo ist mein Hut? In so einem Hause muß man ja auf seine Sachen aufpassen!" – „Das wird noch ein juristisches Nachspiel haben! Lümmel! . . ." – „Sie mir auch –!"

In der Türöffnung erscheint Emma, aus Gumbinnen, und spricht: „Jnädje Frau, es is anjerichtet –!"

4 Privatbeleidigungsklagen. 2 umgestoßene Testamente. 1 aufgelöster Soziusvertrag. 3 gekündigte Hypotheken. 3 Klagen um bewegliche Vermögensobjekte: ein gemeinsames Theaterabonnement, einen Schaukelstuhl, ein elektrisch heizbares Bidet. 1 Räumungsklage des Wirts.

Auf dem Schauplatz bleiben zurück ein trauriger Emmentaler und ein kleiner Junge, der die dicken Arme zum Himmel hebt und, den Kosmos anklagend, weithinhallend ruft:

„Mama! Wo kommen die Löcher im Käse her –?"

ALLES VERSUCHT . . .

KURT GUGGENHEIM

Fünf Stunden hatte es gedauert. Um sieben Uhr des Morgens hatte Jolande am Bett gestanden, Paul hatte ein wenig gelächelt und gesagt: „Vergiß nicht, Jo, den Göttingern die kleine historische Berichtigung zu senden. Es war nicht so, wie Kempf schrieb – zuerst war die Einsteinsche These eine von ihm selbst gar nicht beachtete Begleiterscheinung . . ."

„Es ist alles schon besorgt, Paul", antwortete sie und legte ihre Hand auf die seine. „Hast du Schmerzen?"

„Gar nicht“, lächelte er, „die Kondition ist maximal. Du wirst sehen...“ Er machte mit den Fingern der linken Hand ein paar Bewegungen – dann begann offenbar die Spritze zu wirken. Ehe sie richtig gewahr wurde, was geschah, glitt das Spitalbett an ihr vorbei, zur Tür; Jolande eilte auf den Korridor hinaus und konnte gerade noch erhaschen, wie die Gruppe mit den beiden Schwestern und dem Patienten im Lift verschwand.

Sie war dann in das Zimmer zurückgekehrt. Dort, wo das Bett gestanden hatte, war ein freier Platz, und die kleine Spanierin vom Hilfspersonal kniete darin und war dabei, den Boden mit einem feuchten Lappen aufzunehmen; das Fenster war weit geöffnet, der Raum war schon kalt. Jolande zog die Schublade aus dem Nachttischchen und faltete die paar Briefbogen, die Paul hineingestopft hatte, sorgsam zusammen, dann stellte sie sich an das Fenster und blickte über die Dächer der Spitalbauten hin; die Bäume im Garten unten waren noch kahl, nur der Rasen hatte schon seine Farbe. Sie schaute auf die Uhr. Zwanzig Minuten waren verflossen, jetzt hatten sie sicher begonnen. Wirklich kam auch der junge Marckwart herein. „Alles normal“, berichtete er. – „Wie lange wird es wohl dauern?“ – „So genau kann man das natürlich nicht sagen, es kommt auf die Situation an. Manchmal zeigt sich noch etwas. Manchmal will man etwas noch genauer ansehen. Im allgemeinen, ja, so gegen neun Uhr sollte das Ganze vorüber sein.“

Es handelte sich um die Entfernung der einen Niere. Eine akute Krankheit lag nicht vor. Man hatte mit Bedacht einen günstigen Allgemeinzustand Mendes abgewartet.

Jolande war nicht unruhig. Die Operation spielte sich in einem Kreis von Männern ab, die zu ihren Freunden, zum mindesten zu jenen Bekannten gehörten, die häufig Gäste in ihrem Küsnachter Hause waren. Däubler persönlich, der Nierenspezialist, hatte die Operation übernommen, und während der Tage vorher, im Stadium der Beobachtung und Vorbereitung, waren zu gewissen Zeiten die Besucher nicht anders herumgestanden als in der Halle ihrer Villa am Scheunenweg.

Als Marckwart gegangen war, spürte die Frau etwas wie Panik. Das Zimmer war nun leer, aufgeräumt, bereit zum Empfang des Operierten. Die Apparatur für die Bluttransfusion war auch schon aufgestellt. Jolande lief hin und her durch das Zimmer. Warum eigentlich der Eingriff? dachte sie. Die Koliken waren schmerzhaft, einverstanden, und sie hatten sich gehäuft, aber gefährlich war das schließlich nicht. Man wußte, was es war, und man wußte, woran

man war. Wer hatte nur den Gedanken an die Operation aufgebracht? Däubler selbst natürlich. Damals, nach der Reise nach London. Aber schließlich blieb es ja nur eine Unbequemlichkeit – der Eingriff hingegen... Ich hätte meine Einwilligung nie geben sollen. Es ist ja keine Notoperation, wo man keine andere Wahl hat. Man konnte Ja sagen, man konnte Nein sagen. Für beides gab es Gründe – gute Gründe für die Operation, aber auch für die konservative Methode. Warum nur bin ich da hineingeschlittert? Ich könnte mir die Haare ausraufen! So ein Unsinn – das Messer! Ein Organ wegzunehmen! Eine heiße Reue, eine Art Wut stieg in ihr auf. Und diese Ohnmacht! Dieses unpersönliche Zimmer. Sie schaute auf die Uhr, dann wieder, und nochmals, und jedesmal vergaß sie wieder, was sie abgelesen hatte. Sie ging auf den Korridor hinaus, lief hinauf, hinab. In der Ferne sah sie Marckwart in seinem weißen Mantel, er schien sie zu sehen, aber dann war er auf einmal verschwunden, vermutlich in ein Zimmer getreten. Oder flieht er mich etwa? Sie lungerte am Lift herum. Vielleicht würde sich einfach die Tür öffnen, und sie schoben den lächelnden Patienten an ihr vorbei in sein Zimmer zurück. Die Lider brannten ihr. Um sechs Uhr hatte sie den Wagen geparkt. Es ging gegen neun. Nähten sie schon? Verspäteten sie sich? Machten sie die letzten Knoten? Sie lief bis zum Ende des Ganges, dort wo er in einem rechten Winkel weiterführte. Wo blieb Marckwart?

Ein kleiner Mann kam auf sie zu. Er trug einen breitrandigen schwarzen Hut und weiße Löckchen vor den Ohren. Mit dunklen, kugeligen Augen blickte er sie an, mit einer Art von Lächeln unter dem Schnurrbart. Sollte sie ärgerlich sein, oder sollte sie sich freuen? Der Onkel Chaim, Chaim Mendeles. Weiß der Himmel, woher der das wußte. Zweiundachtzig Jahre war er alt.

„Wie geht's em?" fragte er.

Sie hatte Lust aufzustampfen. „Er ist noch im Operationssaal."

„Ich weiß. Ich weiß. Sie kennten vielleicht telephonieren, Sie, als seine Frau."

Daran hatte Jolande nicht gedacht. Sie hielt eine Schwester an. Die führte sie an ein Wandtelephon. „Ich will's versuchen", antwortete das Fräulein an der Zentrale, und dann sagte sie, nach einer kurzen Wartezeit: „Der Herr Professor läßt sagen, es sei alles normal."

„Gelobt sei Gott", murmelte der alte Mann. Er hatte die Botschaft von ihrem Gesicht abgelesen. Er wanderte sogleich davon. Der berühmte Professor! Die Leute brauchten ja nicht zu wissen, daß er, Chaim, von der Grünholzgasse im Kreis drei, sein leiblicher Onkel war, der Minjesmann, der zehnte Mann bei den Gebeten, den die

Juden brauchten, sollte ein Gottesdienst zustande kommen. Dafür, daß er dabei aushalf, im Betsaal am Morgen und Abend, gab ihm die Gemeinde ein wenig Geld. Und nach jüdischem Gesetz durfte man auch einen Toten nicht allein lassen in seinem Sarge, bis man ihn ins Grab senkte. Auch solche Wachen übernahm er. Vielleicht darum hatte ihn die junge Frau nicht gerne gesehen. Er sagte immer junge Frau, obgleich sie schon beide über die Fünfzig hinaus waren, der Neffe und sie.

Bis um zehn Uhr tat der gute Bericht aus dem Operationssaal seine Wirkung. Hierauf fing Jolandes Unruhe von neuem an. Nun hätte sich die Türe zum Lift öffnen, die Gruppe mit dem Operierten erscheinen sollen. Sie ließ nochmals fünf Minuten verstreichen, dann hatte sie die Gewißheit, irgend etwas verlief anders als erwartet. Sie fuhr in den Operationstrakt hinunter, eilte durch Gänge, stieß Türen auf. Im Korridor standen zwei weißgeschürzte Gestalten, sie erkannte nur Marckwart. „Es ist nichts Alarmierendes“, rief er ihr beschwichtigend entgegen, „man muß einfach warten, bis die Blutung ganz aufhört.“ Sein Begleiter hatte sich ein wenig entfernt; auffällig rasch, fand Jolande.

„Wieso, was für eine Blutung?“ Sie schrie es fast.

„Man hat es natürlich sogleich ersetzt.“

„Aber Paul ist doch kein Bluter.“

„Das muß er nicht sein“, antwortete der junge Arzt. „Das passiert hie und da, darauf ist man vorbereitet. Kein Grund zur Aufregung.“ Er führte sie in die Vorhalle, zu einem Sessel neben einem Gummibaum. Sie nahm sich zusammen, atmete tief, blickte bewegungslos vor sich hin. Dann bemerkte sie, daß auch der alte Judenmann wieder da war, weit weg stand er in einer Fensternische, der Rand des schwarzen Hutes ragte in den hellen Korridor hinein. Das Wort Göttingen fiel ihr ein. Aber sie konnte sich nicht mehr an das erinnern, was Mende ihr deswegen gesagt hatte. Daß dieser Onkel Chaim dort saß, in der Ferne, das schien ihr nun gut.

Dann sah sie das Grüppchen von Leuten. Zuerst staute es sich ein wenig, dann setzte es sich in Bewegung; weiße Mäntel, zwei Schwestern. Sie kamen auf sie zu.

Plötzlich erkannte sie Däubler in ihrer Mitte. Was hat er hier zu tun? Ah, dann ist es ja vorbei... Sie schoß auf, eilte, eilte – es schien ihr wie eine Ewigkeit, bis sie in Sprechweite gekommen war. Jemand begann auf langsame, umständliche Weise etwas zu sagen, während alle anderen schwiegen. Es war Däubler. Sie verstand kein Wort, aber hatte sofort begriffen. Paul war tot.

Irgendwo, hinter der Gruppe, war etwas in Bewegung, fuhr ein Gestell davon – sie konnte es nicht richtig sehen –, es rollte, es rollte weg, von ihr fort, Schwestern stießen es, und ein dunkler Mann, den Hut zurückgeschoben, beugte sich über etwas hin, bewegte sich mit, und neben ihr wurden Worte gesprochen... „Alles versucht..." Aber nichts durchdrang völlig die Leere und die Stille und den Nebel in ihr. Der Chaim wanderte davon. Der Chaim folgte ihm.

„Wo?" schrie sie.

„Kommen Sie, ich führe Sie hin." War es Marckwart, war es Däubler? Arme, die sie stützten, schoben, lenkten, denen sie sich entzog, ausschreitend. „Ich muß ihn sehen."

Tief im Kissen lag das Haupt. Tief zwischen zwei Bauschen. Nichts war verändert im Gesicht, es war nicht blaß. Nur die Augenlider, die halbgeschlossenen, zeigten unweigerlich, daß es sich nicht um den Schlaf handelte.

In der Ecke, auf einem Stuhl, den Hut auf dem Kopf, saß der Judenmann. Das Milchglasfenster war einen Spalt weit geöffnet. Von weit her hörte man das Brausen des mittäglichen Stoßverkehrs in der Sonne.

LIEBE

EMIL STRAUSS

WIR SPRACHEN von dem, was man gemeinhin „Liebe" nennt. Von ihrem Wert und ihrer Nichtigkeit, von ihrer Schicksalsmacht und Spielerei, von den Masken, unter denen dieser Trieb uns aus der Strenge unserer Grundsätze oder anerzogenen Vorurteile herauslockt und prüft, – uns vor unserm eigenen Blick entkleidet und vereinzelt –, uns mit jäher Wendung in die Bahn eigener Kraft, eigenen Verhängnisses hinschiebt. Wir hatten Erinnerungen geweckt und ausgetauscht, – andeutend, ausweichend, der Erfahrung des Hörers das

Letzte überlassend, Unerfreuliches, Niederdrückendes, – wie ja meist nur derartiges bekannt wird.

Da fiel mir auf, daß Werner nicht mehr mitsprach, daß er zurückgehobenen Kopfes unter den gesenkten Lidern hervor nach einem fernen Punkt des Bodens starrte und versonnen lächelte.

Als wir nach und nach verstummten und ernst schwiegen, er aber in seinem Banne verharrte, da legte ich die Hand auf seinen Arm, fast wie auf eine Stütze, und sagte:

„Werner – dich freut etwas. Wir hätten so etwas nötig. Kannst du es uns nicht erzählen?"

„Warum nicht?" erwiderte er, seine Augen doch nur mit Mühe von dem fernen Punkte lösend und ernst und schwer mir zuwendend. „Ich will es euch schon erzählen."

Sein Kopf senkte sich, sein Blick, wieder heiter und hingegeben, ging zu Boden, gerade als horchte er auf etwas. Dann schaute er uns, einen nach dem andern an, strich mit dem Daumen und Zeigefinger mehrmals zugleich über beide Augen und sprach:

„Auf Unterprima war ich bei einer kleinen Familie in Kost und Wohnung. Es waren brave Leute, die richtig für mich sorgten, und es war eine nette Bude; ihr erinnert euch wohl noch. Indessen war es doch nicht mehr die eigene Familie, ich fand mich oft auf mich allein angewiesen, und da ich mir die Schularbeit möglichst leicht machte, so hatte ich viel freie Zeit, Muße und Unmuße. Ich verkehrte mit den Kameraden und war bei allem dabei; trieb mich aber auch viel allein herum, denn die größere Stadt war mir neu und aufregend. Verdorben war ich nicht, eher – obschon in der Natur und der natürlichen Derbheit der Verhältnisse groß geworden – noch recht unwissend und unschuldig. Einsamer und hilfloser in seinen Gedanken kann ein Kind ja kaum aufwachsen als in einer frommen Familie, wo der Kampf mit dem Bösen selbstverständlich und in keiner Form gescheut, jedes Wort darüber aber schamhaft vermieden wird. Indessen waren es nun die Jahre, wo uns Unwissenheit und Unschuld in Sachen des Lebens und Geschlechtes lästig und peinlich und lächerlich werden, wo wir zusammenhocken und uns gegenseitig unsere Weisheit auskramen und einander tüchtig belügen. Ohne angeborenen und auch noch ohne gelernten Zynismus verhielt ich mich bei solchen Gelegenheiten mehr hörend als forschend, zum Teil, weil ich mich schämte, unerfahren zu sein, zum Teil, weil ich das mich durchschauernde Geheimnis fürchtete. Ich zog, was ich verstand, gierig in meine auftreibende, vergrößernde Gärung hinein: was ich aber nicht verstand, das erklärte ich mir in meiner Scheu, meinem Vor-

witz, meiner Sündenangst und Sündenlust mit unerbittlichen Deutungen und gewaltsamen Phantasiebildern. Ab und zu halfen mir Bücher; aber ich hatte wenig Anregung und Gelegenheit zu lesen, und an schlechte Lektüre geriet ich zufällig nicht, – doch darf ich vielleicht nicht von Zufall sprechen, denn der Kolb zeigte mir einmal die ‚Memoiren einer Schauspielerin', oder wie es hieß, und ich habe das Buch nur darum nicht gelesen, weil ich zu katzendreckig war, den fettigen, abstoßend zerlesenen Band in die Hand und mit mir zu nehmen.

Es war also noch keineswegs der unbändige Trieb, der uns gelegentlich zu Narren macht – dieser Trieb schlummerte bei mir noch –, es war Neugier, Wißbegier, Lebensungeduld, Abenteuersucht, Ansteckung, Sentimentalität. Meinem wachen Trieb entsprach damals ein raschentflammtes Schwärmen für irgendein schönes Mädchen aus der Nachbarschaft – ob Dienstmädchen oder Töchterschule – oder für eine Dame, die ich auf der Straße sah, aus der Entfernung begleitete, bewunderte, anbetete, ganz seraphisch. Diese Geschöpfe waren unberührbar, geheimnisvoll, durchsichtig, selig, und darum so, auch in Wehmut, so beseligend. Das war eine ganz andere Welt.

Was beunruhigte, lockte und abstieß, das war die Sünderin, die Gefallene, die Dirne. Unbegreifliche Wesen! Daß ihr Verhalten und Leben das Verhängnis eines Charakters sei, konnte ich in meiner Unreife und Unerfahrenheit nicht denken; ich schrieb alles einem leichtfertigen und irregeleiteten Willen zu, einer jedenfalls zu wendenden bösen Lust, und wenn mir eine leichtsinnige Frau, in ihrem Parterrefenster liegend und ausschauend, gezeigt wurde, wenn ich eine kunstvoll frisierte und glattgekleidete Kellnerin sah oder ein Schießbudenmädel oder gar eine Dirne, so fühlte ich den Ruf, ihr zu helfen, den Befehl, ja, eine zehrende, zerrende Not, sie aufzuklären, zu beschwören, anzuflehen, zu retten.

Wie manchesmal bin ich in einer Wirtschaft gesessen, weil da ein Weib seiner Verworfenheit und Verzweiflung entrissen werden mußte: ich belauerte sie, ließ mir ein Glas nach dem andern von ihr bringen, sprach Worte, die ängstlich weit von meiner Sendung ablagen, sah und hörte, wie das seltsame Ding sich vergnüglich unterhielt, sich seines Daseins freute, ganz an seinem Platz zu sein schien, und ward nichts von der Hölle in seinem Herzen gewahr; ich fand keine Handhabe. Ich konnte diesem Eindruck nicht widerstehen, ich mußte gelten lassen, was ich sah, – wenn ich auch nicht daran glaubte – und wie ein geschlagener Hund schlich ich schließlich heim. Hinterher klagte ich mich der Feigheit an, schwor, mich das nächste

Mal nicht täuschen zu lassen, nicht schwach zu werden, und vertröstete mich auf einen verzweifelteren Fall.

So von einem Seil gezogen, in dem sich Neugier, moralischer Trieb und schlafwandelndes Gelüste durcheinander wanden, trieb ich mich auf seltsamen Entdeckungsreisen hin und kam natürlich in jene kleinen alten Gassen mit den dörflich niedrigen alten Häuschen.

Das erstemal betrat ich die Gegend mit wirklichem Grauen, und Beowulf, Parzival, Wolfdietrich betrugen sich nicht heldenhafter, indem sie sich überwanden, in den Drachenwald einzudringen!

Ich ging in die Drachenhöhle hinein, um dem Kampf nicht mehr ausweichen zu können, um mich einsetzen zu müssen, um endlich meine Schuldigkeit zu tun.

Ich weiß nicht mehr, was ich erwartete, jedenfalls das Schrecklichste und Trostloseste, mehr als Erdbeben, Feuersbrunst und endlose Sonnenfinsternis.

Und mein Schrecken wurde nicht geringer, als mich nur ein schwacher Nachmittagskaffeegeruch in der niedrigen sonnigen Gasse empfing, und als nur rechts und links unter den niedrigen Haustüren junge, zum guten Teil recht unansehnliche Weiber in weißen Morgenjacken standen oder erschienen – wie Kleinbürgerweiber am Vormittag – und mit allerhand Worten, Lauten und Gebärden lockten. Mir dröhnte plötzlich das Blut in den Ohren. Meine Enttäuschung, meine Verwirrung war so unheimlich, daß die Beine fast unter mir brachen, und ich alle Scham und Willenskraft brauchte, um nicht zu Boden zu sinken, – um nur weiterzugehen.

Ich ging weiter, ich faßte mich, ich guckte sogar, um mich unbefangen zu zeigen, nach rechts und links und prüfte, ob denn alle so hoffnungslos gewöhnlich und alltäglich und von satanischer Sündenlust unverbrannt seien. Ach, es waren ja auch ein paar ganz hübsche Dinger darunter; aber ich lief Spießruten und war froh, als die Gasse ihr Ende hatte, und ich wieder in belebtere Straßen kam.

Das Wesen der Gasse hatte mich über alle Ahnung hinaus überrascht. Das Bild, mein einsamer Gang zwischen den zwei Reihen niedriger Häuser, zwischen den zwei Reihen armseliger Sirenen in der Bettjacke verließ mich nicht. Immerhin war ich bei mir stolz darauf, diesen männlichen Weg gewagt zu haben. Dem banalen, jahrmarktmäßigen Anschein mißtraute ich, die Sache wurde nur um so geheimnisvoller, – lockte nur um so deutungsreicher, um so gefährlicher, um so unwiderstehlicher.

Und nach ein paar Tagen betrat ich die Gasse wieder. Im Grunde hatte ich mich voriges Mal wie ein dummer Junge benommen, nicht

wie ein großer starker Kerl; ich mußte mich vor mir selber schämen. Diesmal wollte ich der Sache auf den Zahn fühlen und gehe es, wie es gehe, in das Geheimnis eindringen!

Da war wieder die breite, gleichmäßige, etwas gebogene Gasse. Da waren wieder die niedrigen Häuser, deren gemeinsam hinstreichendes Dach gleich über der Tür ansetzte und mit der Hand zu erreichen war, die rote Pracht der Geranienstöcke vor den Fenstern, rechts im Schatten, links noch im Licht der dünnen Herbstabendsonne glühend, und da waren in den dunklen Rechtecken der Türen wieder diese verwünschten verwunschenen Engel in ihren abgeschmackten hellen Morgenjacken.

Ich schritt wieder mitten auf der Straße und zwang mich zur Langsamkeit, da ich ein paar Häuser weiterhin noch einen Besucher sah und in seinen Augen etwas sein wollte. Ich blickte nach rechts und nach links und horchte auf die sich immer wiederholenden Rufe und Locktöne, überflog mit scheuem Blicke die meisten recht wenig einladenden Gesichter und Personagen und ging beklommen und immer beklommener weiter, weil sie mich alle abstießen, und ich nicht wußte, wie ich da zum Ziele kommen sollte. Ich schaute erleichtert von jeder Tür wieder hinweg, weil ich nicht hinein mußte, und maß ab und zu, wie mir selbst zur Warnung, die Strecke bis zum Ende der Gasse. Wenn ich an einem leidlichen Mädchen vorbeischritt, so war mir, als beginge ich eine Charakterlosigkeit, und als ich den Herrn, sein ungeniertes Sprechen und plötzliches Verstummen hinter mir hatte, fühlte ich ihn erst recht als Kritiker meiner Männlichkeit.

In dieser ewigen Wiederkehr des Gleichen, das mich anödete, geschah es, daß ein Mädchen, und zwar eines der ansehnlicheren, als sie mich in ihren Bereich kommen sah, mir weder zurief, noch ein Zeichen gab, sondern nach einem ruhigen Blicke mich aus den Augen ließ. Ich erinnerte mich sofort, daß sie es schon beim vorigen Male so gehalten hatte, und trotzig trat ich auf sie zu. Ich weiß nicht, folgte ich mehr dem dünnen Faden, mit dem ihr Verhalten mich für den Augenblick fesselte, oder mehr der Ausflucht aus der Gefahr, von dem Herrn in meinem Rücken beobachtet zu werden, wie ich demnächst unverrichteter Dinge wieder die Gasse verlassen mußte, – ich trat auf das Weib, eine stramme, helle, saubere Person, zu, lüpfte den Hut und fragte, was ich, vom Gewitter überrascht, vor einem Bauernhaus gefragt hätte:

‚Ist es erlaubt, einzutreten?‘ Sie riß ihre ganz hellen grauen Augen auf, eine Heiterkeit leuchtete darin und verging, und mit ganz ernstem Kopfnicken erwiderte sie:

‚Freilich! Bitte, – nur eingetreten!' ließ mich an ihrer weißen Jacke vorbei in den kleinen Vorplatz und öffnete mir dann die Zimmertür.

Da stand ich nun in einem niedrigen Kleinleutezimmer, hatte den Hut in der Hand und fühlte mich plötzlich so abgespannt und hilfsbedürftig, daß ich mich am liebsten dem Mädchen wie einer Amme oder Mutter an den Hals geworfen und ausgeweint hätte, und daß ich den Augenblick nahe fühlte, wo ich zu Boden sinken und in Schluchzen ausbrechen mußte.

Ich ward inne, daß ich ein verschrecktes Gesicht machte, sah rasch nach dem Mädchen auf und lächelte leer.

Mit einem lauschenden Ausdruck tat sie wieder wie vorhin die Augen weiter auf, lächelte auch, zeigte dabei gesunde glänzende Zähne und sagte:

‚Aber – ich lasse Sie ja stehen!' ging um mich herum, rückte mir einen Stuhl her und hieß mich sitzen.

Sie stand nun zwischen mir und dem Fenster, ihr kräftiger Körper und ihr frischfarbiges Gesicht im tiefen Schatten, während die dünne Abendsonne um ihren Kopf streifte und das helle Haar flimmern ließ.

‚Haben Sie einen Spaziergang gemacht?' fing sie an, und wir sprachen, während sie sich nun auch einen Stuhl holte und setzte, vom Wetter und dann von ihren Blumen, die wie Kohlen durch das Fenster glühten, und manchmal guckte sie wie suchend im Zimmer umher, als sei nicht ich, sondern sie zum ersten Male hier.

Mir war nun ganz geborgen zu Mute, wenn ich schon nicht daran dachte, wozu ich dasaß.

‚Ach –!' rief sie plötzlich und sah mich freudig an, ‚Sie kommen mir gerade recht! Sie könnten mir was helfen! – wenn Sie sich ausgeruht haben!'

‚O –' sagte ich, ‚ich bin ausgeruht, ich brauche kein Ausruhen! Was soll's?' und sprang auf.

‚Ich hätte gerne', erwiderte sie, auch aufstehend, ‚die Möbel anders gestellt; aber allein kann ich's nicht.'

Ich blickte im Zimmer umher und meinte, es stände doch alles gut an seinem Platze: aber sie wollte es anders haben.

‚Also –! Holz her!' rief ich und faßte beim Schrank an.

Als er vorgerückt war, bat sie, dahinter wegfegen zu dürfen, holte Kehrwisch und Schaufel und kehrte Schrank und Wand und Fußleiste ab, was nicht der Mühe wert war. Dann verschoben wir die Kommode, den Tisch, das Sofa, und bald war das Zimmer nicht mehr dasselbe.

Als wir aufatmend beieinander standen, sagte sie anerkennend zu mir:

‚Sie haben erst noch Armschmalz!'

‚Hoffentlich!' entgegnete ich stolz, schlug den Unterarm gegen den Oberarm zurück, daß der Biceps schwoll, und lud sie ein, sich zu überzeugen.

‚Mm –!' machte sie, während sie mit dem Daumen und Zeigefinger den harten Muskel prüfte, ‚wie ein Apfel!' Dann bog sie ihren eigenen Arm, fühlte, schüttelte den Kopf und setzte hinzu: ‚– der ist halt dicker!'

‚Ja –', sagte ich in mitleidigem Tone, ‚der ist mehr zum Pfetzen gut!' und kniff sie.

Sie gab mir mit dem Ellbogen einen kameradschaftlichen Rippenstoß und ich erwiderte ihn, – und so waren wir gleich in der schönsten Balgerei drin, wie man sie sich gelegentlich mit einer Jugendfreundin oder einem Bäschen erlaubt. Ich merkte bald, daß sie stark war und stärker als ich, obwohl sie sich keineswegs anstrengte, wie ich es ehrenhalber tat. Wir gampelten recht wie junges Volk oder junge Hunde umeinander herum, jagten einander, zerrten und stießen einander hin und her, lachten und kicherten, und, wie uns der Eifer in einen gewissen Ernst hineinsteigerte, konnte es nicht ausbleiben, daß sie mich schließlich an beiden Oberarmen packte und an die Wand drückte. Ich ließ es mir gefallen und lachte dazu; da hielt sie mich an der Wand fest, sah mich eine Weile mit versonnener Neugier an, ihr erregter Atem wehte mir ins Gesicht und war mir nicht unangenehm.

‚Ja, – ich bin einstweilen doch noch die Stärkere!' sagte sie und nickte mir zu, ‚hab aber auch sieben, acht Krautherbste mehr!'

Sie ließ mich los und wandte sich ins Zimmer. Ich blieb noch einen Augenblick an der Wand stehen und sah der sich entfernenden Gestalt nach, fühlte das Unbehagen einer leichten Enttäuschung, eines unbestimmten Schmachtens, – trat dann verlegen neben sie und wir betrachteten die geschehene Veränderung.

Ich zog ein Gesicht und schüttelte den Kopf.

‚Sie haben recht!' sprach sie, ‚es war vorher schöner.'

‚Allez! machen wir's wieder, wie's war!' rief ich und trat an den Schrank. Lächelnd kam sie auch.

Und nun kutschierten wir wieder mit Kasten, Kommode, Tisch und Sofa im Zimmer herum, bis alles stand wie vordem.

Wir guckten uns um und ich brummte zufrieden:

‚Ja, so stimmt es.'

Sie aber brach plötzlich in ein heftiges Gelächter aus, sagte, als ich sie lächelnd anschaute:

‚So eine Gugelfuhr!' und setzte hinzu: ‚No – jedenfalls hab ich dahinter saubergemacht. – Jetzt haben wir aber was verdient –!'

Sie bat um einen Augenblick Geduld und verließ das Zimmer.

Ich blieb stehen und, als ich mich nun allein fühlte, dachte ich, das Beste wäre, in ihrer Abwesenheit zu verschwinden. Aber ich wollte mich nicht vor ihr schämen müssen und zögerte.

Und da kam sie auch schon wieder.

Sie stellte eine Tasse Kaffee und ein Glas Milch auf den Tisch, bat mich, Platz zu nehmen, und erklärte, den Kaffee trinke sie: es sei nur noch eine Tasse und überdies gewärmter; die Milch solle ich trinken, sie sei frisch und gut.

Ich konnte nicht viel Umstände machen; ein Glas Milch hatte ich schon lange nicht getrunken. Wir ließen's uns schmecken und plauderten.

Dann, als ob ich nach weitem Irrgehen irgendwo nach dem Weg gefragt und gerastet hätte, schien es mir an der Zeit, wieder zu gehen; – denn was wollte ich hier?

Ich nahm meinen Hut und nahm Abschied.

Als ich sagte:

‚Ich danke auch schön', nickte sie mit dem Kopf und erwiderte:

‚Ich dank auch schön!'

Sie begleitete mich hinaus.

Von der Mitte der Gasse schaute ich zurück; da verschwand ihre helle Jacke vom Eingang und die Tür ging zu.

Die ersten Schritte vom Hause weg machte ich fröhlich und behend, wie man's tut, wenn man von einem Gelingen, einem guten Schick oder Streich kommt; dann aber beschämte mich der Gedanke, daß alle, die mich jetzt durch die Dämmerung davonwandeln sahen, meinen Aufenthalt anders deuten müßten, und alsbald fiel wie eine Kerkerzelle das Bewußtsein über mich her, von der Person wie ein Kind behandelt worden zu sein.

Ich mußte stehenbleiben. Der kränkende Stich traf so tief, – fünf Minuten früher, und ich hätte um mich geschlagen: nun aber, unter den Augen der Gasse, konnte ich mir nicht einmal eine Gebärde erlauben, konnte nur vor meine Füße schauen und leise stöhnen.

Aber dieser Augenblick Stehens genügte: ich sah das Weib vor mir, ernst, ihrer selbst sicher, gutmütig, und ich fühlte sie in ihrem Recht, so weh sie mir tat.

Ich schritt weiter, und auf einem langen Gange wälzte ich das Erleb-

nis in mir um und wieder um. Es wurde nicht anders! Wie man einem Kind ein Feuerzeug aus der Hand spielt, so hatte sie mir unversehens meine verworrene Absicht entwendet und Spiel und Kinderei dafür gegeben. Wie eine alte Katze ihr Junges hatte sie mich getummelt und gemeistert; und ohne Befremden, ohne Widerstreben war ich recht als Schulbub darauf eingegangen und dann mit einem Glase Milch abgespeist worden! Nicht einmal Kaffee hatte ich bekommen!

Ich war tief beschämt von ihrer Geschicklichkeit, von meiner Ahnungslosigkeit.

Der Stich saß und ging tief. Er hinderte mich nicht nur, die Gasse jemals wieder zu betreten, er wurde mir fühlbar, sooft man von den Weibern und von männlichen Heldentaten sprach, sobald meine Gedanken sich nur jenem Bereiche näherten, und schied mich davon ab. Der Stich wirkte in mir wie das Tröpfchen Ameisensäure, mit dem die Biene ihre Tracht veredelt und haltbar macht.

Reife und Erfahrung zeigten mir später die Gefahr jenes Tages und lehrten mich die Bewußtheit, Klugheit und Güte des Mädchens ganz erkennen, und ich weiß nicht, ob es einen Menschen gibt, an den ich mit freudigerer Bewunderung zurückdenke.“

Er schwieg und lächelte vor sich hin.

Wir schwiegen auch.

AUF DER GALERIE

FRANZ KAFKA



WENN IRGENDEINE hinfällige, lungensüchtige Kunstreiterin in der Manege auf schwankendem Pferd vor einem unermüdlichen Publikum vom peitschenschwingenden erbarmungslosen Chef monatelang ohne Unterbrechung im Kreise rundum getrieben würde, auf dem Pferde schwirrend, Küsse werfend, in der Taille sich wiegend, und wenn dieses Spiel unter dem nichtaussetzenden Brausen des Orche-

sters und der Ventilatoren in die immerfort weiter sich öffnende graue Zukunft sich fortsetzte, begleitet vom vergehenden und neu anschwellenden Beifallsklatschen der Hände, die eigentlich Dampfhämmer sind – vielleicht eilte dann ein junger Galeriebesucher die lange Treppe durch alle Ränge hinab, stürzte in die Manege, riefe das: Halt! durch die Fanfaren des immer sich anpassenden Orchesters.

Da es aber nicht so ist; eine schöne Dame, weiß und rot, hereinfliegt, zwischen den Vorhängen, welche die stolzen Livrierten vor ihr öffnen; der Direktor, hingebungsvoll ihre Augen suchend, in Tierhaltung ihr entgegenatmet; vorsorglich sie auf den Apfelschimmel hebt, als wäre sie seine über alles geliebte Enkelin, die sich auf gefährliche Fahrt begibt; sich nicht entschließen kann, das Peitschenzeichen zu geben; schließlich in Selbstüberwindung es knallend gibt; neben dem Pferde mit offenem Munde einherläuft; die Sprünge der Reiterin scharfen Blickes verfolgt; ihre Kunstfertigkeit kaum begreifen kann; mit englischen Ausrufen zu warnen versucht; die reifenhaltenden Reitknechte wütend zu peinlichster Achtsamkeit ermahnt; vor dem großen Saltomortale das Orchester mit aufgehobenen Händen beschwört, es möge schweigen; schließlich die Kleine vom zitternden Pferde hebt, auf beide Backen küßt und keine Huldigung des Publikums für genügend erachtet; während sie selbst, von ihm gestützt, hoch auf den Fußspitzen, vom Staub umweht, mit ausgebreiteten Armen, zurückgelehntem Köpfchen ihr Glück mit dem ganzen Zirkus teilen will – da dies so ist, legt der Galeriebesucher das Gesicht auf die Brüstung und, im Schlußmarsch wie in einem schweren Traum versinkend, weint er, ohne es zu wissen.

DER GOLDENE

BRUNO FRANK

Bruno Frank.

1

Johannes Abrecht, der Gehilfe des Bezirksgeometers, ein hünenhafter junger Mann, ging von Lengenau nach Diesbach, um eine Vermessung vorzunehmen. Es war drei Uhr an einem heißen, wolkenlosen Julinachmittag, und der Weg hatte keinen Schatten. In dem Körper des jungen Mannes siedete und drängte das Blut, er schritt mächtig aus und fühlte mit Lust den Schweiß unter seinen unsommerlichen dunklen Kleidern rieseln.

Er hatte ungefähr die Hälfte seines Ganges zurückgelegt, da sah er, gleich hinter der Stelle, wo der Weg nach Hochberg abzweigt, im Felde ein junges Mädchen arbeiten. Sie war ganz allein in der heißen summenden Öde, unter der leuchtenden Glocke des Himmels. Wie sie den Schritt des Mannes hörte, richtete sie sich auf, legte die Hand über die Augen und sah zu ihm hin. Es war ein ganz junges Ding noch, aber schon Weib, braun, fest und erregend. Sie lachte und nickte, Abrecht schoß das Blut in die Augen, er fühlte einen Taumel und schritt über die Stoppeln zu ihr hin, ehe er es wußte. Was dann gesprochen wurde, das vermochte er niemals zu sagen, auch später vor dem Untersuchungsrichter nicht. Gewiß ist, daß er die Tasche mit den Instrumenten fallen ließ und seinen Arm um den Rücken des Mädchens legte. Sie trug nur ein Hemd, das heiß war und feucht. Von ihrer jungen Kraft ging ein Hauch aus, der ihm die Gedanken nahm, ein Hauch, in dem er zugleich den Atem der immer jungen, fruchtbaren Erde einsog. Er küßte sie, sie ließ es lachend geschehen und öffnete weit ihren gesunden, törichten Mund, er riß an den Knöpfen ihres Hemdes und nahm ihre Brüste hervor, die schon reif waren, fest und hoch.

Seine große Enthaltsamkeit in dem kleinen Ort, wo er als Beamter zu Rücksichten gezwungen war, stand gegen ihn auf als ein Feind, der Hunger seiner siebenundzwanzig Jahre vernichtete in einem

Augenblick sein Leben. Er stand vor ihr da, niedergebückt, halb auf den Knien, und hatte sein Gesicht in ihre Brust eingewühlt, Augen und Mund badend in ihrem jungen Duft. Dann lag sie auf der Erde, zwischen zwei Garben, und er über ihr, nicht entschlossen, sie zu besitzen, sondern von einer ungeheuren, dumpf brausenden Gewalt in dies Schicksal gestoßen. Nun erst begann sie sich heftig zu wehren. Aber er hatte nicht mehr die Klarsicht, diesen Widerstand in seinem Ernst zu begreifen, das Blut dröhnte mit Sturmglockenton in seinen Ohren, seine Augen waren geschlossen, sein Mund stammelte, seine mächtigen Manneshände hielten als unempfindliche Klammern die zuckende Beute. Er wußte nicht mehr, wo er war, nicht, was er tat, nicht, wen er besaß unter der sengenden Glut des Gestirns.

2

Am folgenden Tag erschien der Vater des Mädchens bei dem Gemeindeschreiber und ersuchte ihn, eine Strafanzeige an die Behörde abzufassen. Verständiges Zureden half nicht, auch nicht, daß der Täter, von Scham und Reue überwältigt, sich zu jeder Sühne bereit erklärte, daß er sich verpflichten wollte, das überfallene Mädchen nach wenigen Jahren zur Frau zu nehmen. Es stimmte den hartgestirnten Bauern ebensowenig um, daß die Kleine sich von der anfänglichen Bestürzung sofort erholt und am ersten Morgen ihr Heimjagen und Klageführen selbst eine Dummheit genannt hatte.

Was Johannes Abrecht zum Verderben wurde, war ein bösartiges Zusammentreffen: der Bauer war vor kurzem bei einem Grenzstreit von der Vermessungsbehörde ins Unrecht gesetzt worden, und kein Angebot, noch weniger aber irgendein Gefühlsgrund hätte ihn davon abhalten können, diese unverhoffte Rache auszukosten.

So ging das Schicksal seinen Schritt. Die Polizeibehörde des Ortes, die erst die Verhaftung abgelehnt hatte, mußte sich nach telegraphischer Weisung zu ihr bequemen; Johannes Abrecht wurde als Untersuchungsgefangener in die Stadt gebracht und stand nach zehn Wochen vor dem Schwurgericht.

Ihm schien kein Stern. Denn das Mädchen, dessen Auftreten ihm vermutlich Milderung der Strafe, vielleicht einen Freispruch erwirkt hätte, lag mit einer fiebrigen Erkrankung daheim im hochgetürmten Bett, und statt eines mündlichen Berichtes diente das Protokoll ihrer ersten Aussage, dessen nackter Inhalt doch recht belastend war. Strafmehrend senkte der Umstand ihrer großen Jugend die Waage und mehr noch der ihrer Erkrankung. Denn obwohl sie sich einfach an

einem kühlen Septemberabend bei verspätetem Baden erkältet hatte, führten absichtsvoll der Staatsanwalt und mit ihm, irrend, die Geschworenen dies fiebrige Krankliegen auf Abrechts Überfall zurück, den die robuste Natur des Mädchens seit langem schon verwunden hatte.

Johannes Abrecht wurde zu zweijähriger Zuchthausstrafe verurteilt.

3

Er entstammte einer strenggerichteten Protestantenfamilie und nahm seine Gefangenschaft als eine gerechte, nicht zu harte Sühne demütig hin. Seine Eltern lebten nicht mehr, die einzige Schwester war in einem entfernten Teil des Landes verheiratet und würde eine bürgerliche Einbuße nicht zu verwinden haben; dieser Umstand gewährte ihm einigen Trost.

Über den Verlust seines Amtes brauchte er nicht getröstet zu werden. Er war ein starker und froher Mensch von Natur aus, und seine kleinliche Tätigkeit hatte ihn niemals gefreut. Wohl war es schön, mit mächtigen Schritten über die Straßen zu wandern, von Dorf zu Dorf, durch leuchtende Glut oder stampfend durch hochgelagerte Schneemassen. Jedoch in der Amtsstube die ängstliche Arbeit über den Katasterblättern war wenig nach seinem Herzen, und auch mit den Meßgeräten verwinkelte Grenzen zu ziehen zwischen kleinlichen, neidischen Zänkern, war nicht sein Beruf. Allen gehörte die dampfende nährende Erde, es war Anmaßung und war lächerlich, sie in Stückchen zu schneiden und diese Stückchen mit Ziffern und Lettern zu benennen. Er war zum Bauern geboren, denn er liebte den Boden und wünschte sich, ihn mit seinen unverbrauchten Kräften zu wenden und fruchtzeugend zu verwandeln. Und er hatte oft, in der engen Gasse seines Amtes trabend, davon geträumt, wie er in unerschlossenen Ländern überm Meer werbend allein wäre mit der unberührten, verheißenden Scholle.

In solchen Hoffnungen lebte er auch nun und kürzte sich mit ihnen die Öde seiner Strafzeit. Er saß mit den andern stumm im tristen Arbeitssaal, er schnitt Schuhsohlen zurecht mit seinen starken Fingern, und während sein Blick stumpf auf der schmutziggrauen höckerigen Platte des Werktisches zu haften schien, hob sich im leuchtenden Licht sein tropischer Besitz vor ihm auf: ein niedriges langes weißes Haus, nah an einem mächtig ziehenden Strome gelegen, weitauf, weitab Felder mit Halmen, Stauden und großblättrigen Kräu-

tern, sein Eigentum, von ihm der jahrtausendalten Wildnis abgerungen, und durch die starken Farben der Abendstunde zu ihm herwandelnd ein ungeheurer Zug von Rindern und Schafen, größer als die unsern, schöner als die unsern und mit seltsam gebogenen, geschlungenen Hörnern.

4

Die Tiere, die er besitzen und pflegen würde, erfüllten oft seinen Sinn. Er hatte in seiner gutmütigen Art die wortlose Kreatur allzeit geliebt; aber nun war es ihm, als habe er sich durch seine wilde Tat von den Menschen geschieden und sei künftighin auf jene einfacheren Erdengeschwister noch mehr verwiesen. Nicht mit Freunden, kaum mit einer Frau bevölkerte er die Zukunft seines Lebens; in seinen Träumen fuhr er dichtwolligen Widdern durchs Vlies, die Rinder brüllten leise, wenn er sie freundlich beim zottigen Stirnhaar griff, und ein großer schwarzer Hund von neufundländischer Rasse hielt sich treu und eng neben ihm, wenn er den eroberten Besitz durchstreifte im weißen südlichen Licht.

Solche Bilder bewahrten ihn nicht davor, unter seiner Einsamkeit zu leiden. Doch niemals versuchte er einen Zusammenhang mit den anderen Sträflingen zu finden. Was er getan hatte, war der Wahnsinn einer Minute, war die Überwältigung durch einen bösen Geist, es hatte mit dem Kern seines Wesens nichts zu schaffen; er wollte nicht kennen, nicht sich nahe wissen, was in diesem Hause an schlimmen Trieben lebendig war. Er hatte gefehlt, nun büßte er es, er durchschritt eine zweijährige Grabesstille, in der er allein war mit seinem Gewissen, jenseits lockte ein neuer Tag. Man zuckte die Achseln über ihn, versuchte nicht mehr mit ihm zu flüstern, wenn man im Hahnentritt den halbstündigen Gang auf dem Zuchthaushof absolvierte, und hatte ihn vergessen, während er nahe war.

Einzig sein Wärter schien von tätiger Abneigung gegen ihn erfüllt zu sein. Dies zeigte sich bald. Manche der Sträflinge nämlich, die sich vertrauenswürdig führten, wurden vor die Stadt zu Erdarbeiten hinausgeführt, und Johannes, den es sehr nach Luft und Anstrengung verlangte, erbat diese Erlaubnis. Drei Tage lebte er in stürmischer Hoffnung. Dann kam die Absage.

„Du wirst schon bei uns im Haus bleiben müssen“, sagte der Wärter, als er ihm morgens aufschloß zum Gang in den Arbeitssaal. Er sah Abrecht einen Augenblick an und fügte dann giftig hinzu: „Du Saupelz!“

5

Dieser Wärter war ein kleiner, gedrungener Mensch mit sehr kurzen Armen und ungeheuren Händen. Über der Stirn, die zwei Finger breit und allezeit rot war, standen graublonde Borsten aufrecht, die gelben Augen lagen ganz flach an der Oberfläche des Gesichts. Das Erschreckende aber war, zwischen den Doggenkinnladen und dem militärischen Schnurrbart, ein schmal und scharf gezeichneter Mund, ein harter blasser Strich mitten in der elenden Banalität dieser Fratze, der ohne Zusammenhang mit dem übrigen und wie geborgt oder gestohlen erschien. Es hatte etwas Unheimliches, wenn dieses Mündchen sich auftat, um ein gemeines Wort zu entlassen. Man sah bei dieser Gelegenheit zwei Reihen kleiner spitzer regelmäßiger Zähne, die überaus schmutzig waren.

Dieser Schließer, ein verheirateter Mann, doch ohne Kinder, nicht mehr jung, der lange Jahre hindurch als Unteroffizier Dienst getan hatte, war nicht gleich hart gegen alle ihm ausgelieferten Sträflinge. Es gab Wege, eine Art niedriger Vertraulichkeit mit ihm herzustellen. Servilität freilich verlangte er immer, doch bereitete es ihm Genugtuung, dem einen oder andern Liebling das Leben zu erleichtern. So ging die Sage, daß er einem oft rückfälligen schweren Betrüger sogar Weißbrot, Wein und Zigaretten besorge, ja daß er mit diesem gemeingefährlichen Schwindler, einem Verderber von Witwen und Waisen, in dessen straffreien Zwischenzeiten kameradschaftlich verkehre.

Johannes Abrecht hatte seinen Kerkermeister eigentlich niemals recht angesehen. Er war folgsam, er unterwarf sich, aber in seiner Unterordnung war nichts Persönliches, er fand sich mit dem Schließer ab wie mit der dicken Mauer und dem Zellenschloß, gegen die eine Auflehnung gleich sinnlos war. Vielleicht brachte eben diese Haltung den Wächter zur Wut, ihn, der sich etwas darauf zugute tat, gerade von seinen gebildeten Häftlingen wichtig genommen zu werden; möglich auch, daß den Mann, der drunten in seinem Kellergelaß eine dürre, unsinnliche und hämische Frau sitzen hatte, Abrechts Vergehen neidvoll empörte; wahrscheinlicher, daß die Bosheit und Grausamkeit seiner Natur nur zufällig und wahllos Abrecht gegenüber hervorbrach, den er so gelassen und unangreifbar seine Strafe abbüßen sah. Er lauerte darauf, ihm schaden, ihn verhöhnen und verstören zu können.

Eines Abends im zweiten Frühjahr trat er einmal an das Guckloch, um den Gehaßten zu beobachten. Es war halb acht Uhr und die Zelle noch hell. Johannes stand in seinem gestreiften Kittel mitten im

Raum und wandte dem Lauscher das geschorene Hinterhaupt zu. Er blickte aufwärts nach der hochgelegenen Fensterluke, zwischen deren Gitterstäben ein Baumwipfel mit ungleich gezackten Blättern sichtbar war und dahinter der rotglühende Abendhimmel. Einer der wenigen Bäume nämlich, mit denen der Hof bepflanzt war, eine hochstämmige Ulme, ragte in geringer Entfernung gerade vor dieser Zellenluke auf, und dorthin schaute Johannes Abrecht erhobenen Hauptes und so angestrengt lauschend, daß der Ausdruck auch von rückwärts zu erkennen war.

Der Schließer legte sein Ohr an das Sehloch und vernahm Vogelgezwitscher, schmetternde rhythmische Laute.

Der Gefangene stand und gab sich hin. Dies war seine Freude seit Wochen, in der Frühe und am Abend. Auf die Wiederkehr dieser Vogelrufe hatte er seit dem Herbst gewartet, den langen, finsteren, stimmlosen Winter hindurch. Er hörte nicht nur kleine Vögel singen, wenn er so stand, die Wälder und Gärten und Ebenen der ganzen Erde sangen ihm zu, die Tiere der Erde grüßten ihn; in diesen Lauten war das Wachtgebell der Hunde, war Hahnenschrei und das sanfte Weinen der Lämmer, war das Wiehern wilder Pferde und der dumpfe Ruf der Büffel in einer künftigen, erträumten Heimat überm Meer. Die Freiheit grüßte ihn und das Leben nach dunkler Buße.

Der Wärter schloß auf und trat ein: „So“, sagte er nach einer Stille, „Konzert läßt du dir vormachen, du Saubär? Marsch, kusch dich! Da!“ Und er wies auf die Pritsche, die er eine Stunde zuvor beim Absperren der Zelle von der Wand heruntergeschlossen hatte.

Der Gefangene gehorchte. Der Wärter verließ den Raum, kam fast augenblicklich mit einer Trittleiter wieder, erstieg sie und schloß mit Krachen die Öffnung. Dann horchte er mit Anstrengung empor und grimassierte unlustig, da man den Vogelgesang noch immer vernahm, wenn auch nur als ein fernes, fernes, zärtliches, trauriges Rufen.

„Dir wird man dafür tun“, bemerkte er mit Hohn, „sag ihnen nur Adieu, deinen Musikanten, du Sauigel!“

Zwei Tage darauf wurde dem Sträfling eine andere Zelle angewiesen, durch deren Luke der leere Himmel hereinschien. In ungeheuren Abständen nur sah Johannes die Schwalben in der hellen Öde vorüberzucken.

6

Ein halbes Jahr noch trennte ihn von seiner Entlassung. Und nun erst begann seine Strafe ihn wahrhaft zu quälen. Nun erst lernte er

das grauenvolle Erwachen kennen, den ersten Blick in einen untragbar einsamen und häßlichen Tag, dem noch so viele gleiche folgen sollen bis zum Tag der Befreiung. Sein Plan für diesen stand fest. Er würde vor das Mädchen hintreten, dem er Gewalt zugefügt, und würde bei ihr und bei den Eltern nochmals anhalten. Sprachen sie Ja, war es gut, sprachen sie Nein, wie zu vermuten blieb, so würde er die Hälfte seines kleinen Vermögens als Heiratsgut überschreiben. Mit dem Rest aber, fürs erste vor Mangel sicher, würde er drüben überm Meer ein Leben der freien Arbeit beginnen, neu geboren. Er würde so wenig Spuren hinter sich lassen, wie das Schiff, das ihn hinüberfuhr, Spuren im Meerwasser ließ.

Seine Wünsche also hatten sich nicht verändert, aber in seine Sehnsucht nach Freiheit, die sanft und gefaßt gewesen war, mischten sich Verzweiflung und Haß. Diesem Haß gegen den Menschen, der ihn peinigte und schmähte, wollte er entrinnen, von ihm noch mehr als von Reue und Trauer und Makel erhoffte er Heilung in der Luft des Meeres und der tropischen Länder. Kaum wagte er mehr den Menschen anzusehen, aus Furcht vor der eignen unbändigen Natur, die ihn schon einmal so unheilvoll überwältigt hatte. Mit niedergeschlagenem Blick stand er vor ihm da, zuchtvoll und unterwürfig. Und stündlich fast wiederholte er sich den Satz, der ihm Trost war und Fessel: „Bin ich erst frei, so werde ich den da niemals wiedersehen, niemals, niemals!"

Inzwischen wuchs sein Verlangen nach der Nähe lebendigen Blutes. Er sehnte sich nach dem Weibe. Aber es waren nicht grobe Wünsche, die in ihm fluteten: sondern Zärtlichkeit, sanfte Gemeinschaft, geschenkte und empfangene Güte war, was ihm als das Herrlichste erglänzte. Wenn ihm die kleine Braune vom sommerlichen Acker erlaubte, das Unrecht an ihr zu sühnen, welch ein Leben wollte er ihr bereiten, in wie schützenden Armen sollte sie ruhn. Oft war sie in seinen Gedanken, Zug für Zug glaubte er sie zu kennen und zu lieben, die er doch kaum recht wahrgenommen hatte in der weißen Glut von Sonne und Rausch. Ward sie's aber nicht – nun, er würde eine andere finden, drüben im neuen Land. Und sein Verlangen formte ein schmales zartes Geschöpf mit duftendem, dunklem Haar, das aus großen Augen gut und vertrauend zu ihm aufsah. Ach, es brauchte ja gar keine Frau zu sein, gar kein Menschenwesen, nur irgendein Stück Leben, das er warten und schützen konnte: Nur ein Hund brauchte es zu sein, der sich an sein Knie drückte, nur ein zahmer Vogel, der gern auf seiner Hand saß. Nur das kleinste Herz, das freundlich und gläubig in seiner Nähe schlug. Nur nicht mehr

allein sein mit diesen toten Mauern und ihrem teuflischen Schließer! Es kam so weit mit ihm, daß er des Nachts seine rechte Hand sich aufs Herz legte und mit der linken den Puls der rechten faßte, um so doppelt ein Leben zu spüren.

Sommer war da, und mit jedem Tag glaubte Johannes Abrecht, nun sei das Maß erfüllt, nun könne der Durst nach dem Lebendigen nicht höher mehr steigen, nun seien die Grenzen menschlichen Leidens erreicht für ihn. Wohl sagte er sich vor, daß bald, daß in wenig mehr denn hundert Tagen das Ende gewiß sei, wohl stellte er mit erzwungener Überlegung sein Schicksal neben das der Tausende, die länger, die lange, die ewig zu schmachten hatten; keine Rechnung drang ihm ins Blut, und er litt. Die stummen, schlimmen Häupter der Sträflinge in der Werkstatt zu betrachten, war keine Erleichterung, auch hatte der Feind es erreicht, daß er von sieben Tagen drei in der völligen Abgesondertheit seiner Zelle zubringen mußte. Da geschah das Wunder.

7

Eines Abends kam er aus dem Arbeitssaal zurück. Der Wärter, der mit ihm eingetreten war, schloß die Pritsche von der Wand, die krachend in ihr Scharnier niederfiel, blickte sich um, fand wütend keinen Anlaß zur Beschimpfung und schlug die schwere Tür hinter sich zu. Sein feindseliger Schritt verhallte.

Johannes Abrecht blieb eine Weile stehen, das Gesicht dem Geviert erblassenden Sommerabendhimmels zugewendet, das leer von Geschöpfen war, und kehrte sich dann matt der öden Einsamkeit des Gelasses zu. Sein Blick fiel auf die traurige Lagerstatt.

Da sah er mitten auf der rauhen, graubraunen Wolldecke grüngolden leuchtend ein lebendes, ein sich bewegendes Kleinod. Johannes griff mit beiden Händen nach seinem Herzen.

Es war ein Rätsel, wie der Laufkäfer hereingekommen war. Durchs Fenster fliegen konnte er nicht, soviel wußte Johannes von der Natur dieser Arten; wie unwahrscheinlich aber, wie über alle Begriffe erstaunlich und beglückend, daß er den Weg über die Zellenschwelle gefunden haben sollte, der so selten offenstand. Ja, es war ein Wunder geschehen.

Johannes näherte sich leise, als wollte er den Schmalen, Kleinen nicht schrecken, er ließ sich ohne Laut an der armen Bettstatt nieder, lag in seinen Sträflingshosen auf den Knien und sah aus großer Nähe mit glücklichen Augen auf dies lebende, sich regende Geschenk.

Der Kleine hob mühsam eins seiner sechs feingliedrigen, braunen Beinchen um das andere und strebte über den rauhen wirren Filz der Decke hinweg. Manchmal hielt er resigniert und ermüdet an. Seine grüngoldenen Flügeldecken glänzten im Abendlicht, sein Nackenschildchen glühte und schimmerte als das köstlichste Juwel. Seine Fühler arbeiteten zart und lautloser als irgend etwas in der Welt, und seine freiliegenden Augen blickten umher.

Du kannst mich gewiß nicht sehen, du nicht, dachte Johannes, ich bin ja wie ein Berg für dich, wie eine Bergkette, Kleiner, Kleiner. Aber ich kann dich sehen, mir bringst du Freude und den Gruß der Freiheit, du bist ja so schön. Doch wenn du auch häßlich wärest und röchest und mich stächest, ich wäre dir doch gut und nahe, und du säßest doch in meinem Herzen. Laß dich berühren, laß mich das lebendige Gold deiner Flügel anrühren, mein holder kleiner Wohltäter! – Und er streckte behutsam eine zitternde Hand aus.

Da aber geschah das zweite Wunder: der Käfer schien ihn wahrzunehmen, ihn, den Menschen in seiner fühlenden Gegenwart. Er schien zu stutzen. Dann machte er unbeholfen im klettenden Filz eine Wendung und kam auf Johannes Abrecht zu, geradeswegs auf die Brust des knienden Mannes.

8

Wer vermag zu sagen, ob es möglich oder ob es kindischer Traum ist, ein Insekt zu zähmen, zu gewinnen und zum Kameraden zu machen. Was wissen wir denn! Wir wissen nicht, was in den Holzfasern des Astes vor sich geht, den wir überm Knie abbrechen, wir wissen nicht, ob der Stein schicksallos zersplittert, den ein Kinderarm geschleudert hat. Wir wissen nichts. Wir waschen uns den Schlaf aus den Augen und betreiben unsere Geschäfte mit grimassenhaftem Ernst und heizen unsern Körper mit Nahrung und umarmen ein Weib, dessen Blutwärme uns gefällt und das uns so fremd ist wie Baum und Stein und Tier, und legen uns am Abend nieder zur tieferen Dumpfheit. Wir wissen nichts.

Johannes Abrecht glaubte, daß er sich den kleinen Goldenen gewonnen habe, und also war es so. Der war nun sein Leben. Die Tage, die in der Einzelhaft verbracht werden mußten, waren nun die schöneren. Aber auch die anderen, an denen er erst abends aus der Werkstatt zurückkehrte, waren erträglich, denn eine Erwartung erfüllte und kürzte sie.

Er hatte zu kämpfen um seinen schimmernden Besitz. Mit ganzer

Seele horchte er auf den Schritt des Schließers, der sie beide nicht überraschen durfte, und er verzichtete mit Durstqualen auf seinen Trunk Wasser, denn es gab kein Versteck in der Zelle außer dem Wasserkrug. Den entleerte er heimlich, ohne Geräusch, und dort, in tönerner Tiefe und Feuchte, saß nun der Goldene tagelang und wartete. Dort saß er bei Gräsern und armen Blüten, die ihm sein menschlicher Freund von den Gängen im Zuchthaushof heimlich heraufbrachte.

Sie spielten. Wie liebkosend kletterte der Schlanke über die Finger des Mannes, sacht tastend, nimmer erschreckt. Und raspelte an einem Hälmchen, sog an einer Löwenzahnblüte, die der Mann ihm hinhielt.

Johannes Abrecht hatte nicht an seinem Verstande gelitten. Er wußte, wen er liebte: ein armes geringes Käfertier, dessen Leben zu Ende ging mit diesem Sommer. Aber mit diesem Sommer ging ja auch die eigene Qual zu Ende, bis an die Schwelle des Lebens würde ihn der winzige Gefährte aus Gold geleiten und ihn dann entlassen zu all den Geschöpfen draußen, die Johannes tätig zu lieben gedachte. Was verschlug es denn, woher die Freude kam, im letzten Augenblick vor der schwarzen Verzweiflung war sie zu ihm gekommen, wie sollte er deuteln und verneinen und sich mehr wünschen vor dem lebenden Kleinod, das so tröstlich schimmerte im Licht der scheidenden Sommertage.

Ich kann dir nicht genug Liebe zeigen, Kleines, Kostbares, dachte er, ich kann dir nicht genug Gutes tun, denn alles verstehst du nicht. Aber wenn du nicht mehr lebst und deine Ärmchen bewegst, Juwel, dann werde ich noch mit meinen starken Armen die Erde lieben und betreuen, von der du wieder ein Krümchen geworden bist!

9

Um die Mitte eines Tages der Einzelhaft kniete Johannes Abrecht bei seinem Freund auf dem steinernen Boden. Er hatte den Speisennapf vor sich hingestellt, und auf dessen Rand machte nun der Goldene spielend die Runde. Manchmal hielt ihm Johannes quer den Zeigefinger entgegen, dann stutzte das Tierchen, schien seitwärts zu äugen und bewegte wie neckend das vorderste, kürzeste Paar seiner Glieder.

Die Tür knarrte und fiel wieder zu. Johannes sprang empor und sah mit tödlicher Angst dem Wärter in das böse Gesicht. Dessen Stirn war röter als sonst, die flachen Augen flimmerten, und der

kleine Mund war nichts als ein scharfer, bleicher Strich. Abrecht wußte sogleich, daß nichts mehr zu verbergen war, daß jener ihn beobachtet hatte. Ungeschickt und flehend hob er seine Arme, nicht viel anders als der Kleine, den er schützen wollte. Er versuchte zu sprechen.

„Halt's Maul“, sagte der Schließer, „zeig, was du dort hast!“

„O nicht, o nicht!“ sagte Abrecht mit versagender Stimme. „Tun Sie ihm nichts!“

Der Wärter bückte sich, hob das Tierchen auf, das erwartend an der gleichen Stelle sitzen geblieben war, sah flüchtig hin auf das krabbelnde Ding in seiner Faust, ließ es dann gleichmütig fallen und zertrat es mit einer Drehung des Fußes. Man hörte ein Knirschen.

„Dir wird man's beibringen, dich zu amüsieren!“

Johannes Abrecht war auf den Schemel in der Ecke gesunken. Er saß da, das Gesicht in den Händen verborgen, und rührte sich nicht. Er saß eine halbe Minute, die Nägel in die Schläfen eingekrallt, und hielt seinen Leib, sein Ich mit ungeheurer Gewalt auf dem Sitz zurück.

„Marsch, putz es auf!“ sagte der Wärter und stieß ihn an. Abrecht erhob sich mit zu Boden gerichteten Blicken und nahm gehorsam aus der Ecke den Wischlumpen.

Der Kleine war gut zertreten. Man sah einen ziemlich großen Fleck auf dem Estrich, schwarzen Gliederbrei und ein wenig Blutsaft von unbestimmter Farbe. Und nur ein winziges Eckchen der einen Flügeldecke war unversehrt geblieben und blitzte grüngolden im Schmutz der Vernichtung.

Johannes wischte sorgsam das Ganze fort, ohne die Augen zu erheben. Der Schließer fand nichts mehr zu sagen, sah sich noch einmal um und ging davon, wenig befriedigt.

10

Er wusste nicht, der Mann, wie nah in jener Minute der Tod an seiner haarigen Gurgel vorbeigestrichen war. Er wußte nicht, der Tropf, warum sich Abrechts Hände so wütend in die eigenen Schläfen eingekrallt hatten. Er hatte einem Gefangenen einen Zeitvertreib weggenommen, pflichtgemäß, basta.

Der beste Zeitvertreib auf dieser Erde aber ist der Haß. Wer weiß das denn nicht! Das wissen seit alters die Dummköpfe aller Nationen, die ihre öde Muße damit ausfüllen, andere Nationen zu hassen und zu schmähen. Wie aber soll der vollends Langeweile noch fühlen,

ja überhaupt den Zeitablauf, dessen Herz einmal in den untersten teuflischen Grund eines andern Herzens getaucht ist und aus diesem Schacht wieder aufgetaucht, als ein Eimer gefüllt bis zum Rande mit Racheverlangen.

Zwei Monate trennten den Sträfling Abrecht von seiner Entlassung. Sie waren nicht mehr für ihn, als eine kurze, von Bränden durchloderte Nacht. Er stand und ging und arbeitete und säuberte sich und sein Gelaß, ohne Zwang und ohne Anteil, und spürte mit entsetzlicher Lust, wie die Flamme tiefer und tiefer in sein Inneres fraß. Stundenlang konnte er auf seinem Schemel hocken oder unter der Filzdecke im Dunkel liegen und Einen Satz, Einen Gedanken in sich bewegen. Fünfzigmal und fünfhundertmal konnte er sich stumm die gleichen Worte wiederholen: Wie kann ein Mensch das tun? Ein solcher Mensch darf nicht leben. Solch ein Mensch verpestet die Welt!

Aber er wußte auch, daß der andere bereits nicht mehr lebte. Sein Urteil war gesprochen. In jener halben Minute war es schwer gewesen, ihn nicht zu töten. Aber nun war es leicht, nun kostete es gar keine Mühe mehr, zu warten, nun lag sogar eine Art von bitterer Wollust darin, den Teufel unterm sichern Beil noch umherlaufen zu lassen, übermütig und wie unbedroht.

Nein, er war nicht wahnsinnig geworden in seiner Haft. Auch als er den Goldenen hegte und liebte, war er es ja nicht gewesen. In jedem Augenblick sah er, was mit ihm vorging: er liebte einen kleinen glänzenden Käfer, der nichts war und alles bedeutete. Auch jetzt wußte er wohl, daß nur Geringes geschehen war: jemand hatte ein Insekt zertreten. Klar hätte er zu sagen vermocht: was da geschehen ist, daß einer einem wehrlosen Gefangenen die eine, einzige, armselige Freude vernichtet, ohne Sinn, nur um wehe zu tun, das ist kein großes Ereignis. Aber dieses Ereignis bedeutet alles, was auf der Erde hassenswert ist, verachtenswert, vertilgenswert. Niemals ist auf Erden etwas Geringeres, Unbedeutenderes geschehen und niemals etwas Größeres und Böseres und Schauerlicheres. Und wenn ich diesen Wächter töte, wenn ich diesem Niedrigsten der Niedrigen den gemeinen Hals zudrücke oder ihm ein Messer in den Schlund stoße, so töte ich den Teufel, so zertrete ich der Schlange den Kopf, und darum muß es geschehen, und darum wird es geschehen, und darum weiß ich nicht und will nicht wissen, was jenseits dieser Tat für mich liegt, und darum hungere ich nach ihr, und darum giere ich nach ihr, und darum vollführe ich sie. Amen. Amen. Amen.

11

JOHANNES ABRECHT ging durch die Straßen des Außenquartiers der Stadtmitte zu, suchend, auf ungefährem Wege. Seine Kleider saßen ihm ungewohnt locker am Leibe, nur die Stiefel schienen ihm schwer. Der Filzhut schwankte unsicher auf seinem geschorenen Haupt. In der Hand trug er einen kleinen Lederkoffer.

Es war ein schöner, mildsonniger Herbstmorgen, und sogar hier draußen hatte die Stadt ein freundliches Gesicht. Die Menschen sahen lustig aus, und die sausenden Wagen der elektrischen Bahn klingelten hell. Schon nach ein paar Ecken glaubte Johannes weit gegangen zu sein, hier dachte wohl keiner mehr daran, woher er kommen könne. Und ohne seinen Hut abzunehmen, hielt er einen jungen Menschen an und fragte ihn nach der Uhr. „Vielleicht würden Sie mir auch das Datum sagen?“ fügte er mit leiser Stimme hinzu. Der andere stutzte. „Der neunundzwanzigste September ist“, sagte er und machte, daß er davonkam.

So hatten sie ihn zwei Tage vor der Zeit entlassen. Ein sonderbares Geschenk war das eigentlich nach diesen zwei Jahren. Und nachdenklich ging er weiter. Schließlich stand er mit seinem Köfferchen, das er eng an sich drückte, auf der vorderen Plattform eines elektrischen Wagens. Leute stiegen auf und sprangen ab, keiner beachtete ihn, das Gewühl auf den Straßen wurde immer heiterer und dichter. Lange folgte er mit den Blicken einem Handkarren, der an einer Ecke stand, ganz voll mit herrlichen Pfirsichen. Jeder konnte dort hintreten und sich für ein wenig Geld von den schönen Früchten kaufen. Er blickte in seinen Geldbeutel, in dem zusammengefaltet eine größere Summe lag. Er hatte sich wohl versehen – damals.

Vielleicht war der Wagen mit den Pfirsichen die Ursache, daß er am großen Marktplatz ausstieg und sich in einem der alten Gasthöfe, die dort liegen, ein Zimmer anweisen ließ. Er stieg mit dem Hausknecht die schmale, gewundene Treppe empor, auf der es nach Gemüse und nach verschüttetem Landwein roch, und stand dann hoch, fast unterm Giebel, in einer einfachen Stube. Noch einmal wurde er gestört. Es war wieder der Hausknecht, keuchend, mit einem Anmeldezettel in der Hand. Johannes Abrecht füllte ihn umständlich aus und benutzte dabei, ohne nachzudenken, einen erfundenen Namen, den einer fremden Stadt und willkürliche Daten. Er merkte, wie ihm die Buchstaben fremder waren nach der langen Entwöhnung.

Dann ging er daran, seinen kleinen leichten Koffer auszupacken, und es wurde ihm seltsam zu Mut, als er die Wäschestücke herausnahm und die zwei Bürsten und die Seife und den Kamm und einen kleinen Spiegel und das Rasierzeug und alles, was da so sorgfältig zusammengeschichtet lag, wie für eine Vergnügungsreise von zwei Tagen. Dort im Hause war ihm nichts gelassen worden von dem Mitgebrachten. Unberührt hatte das Köfferchen siebenhundert Tage lang im Speicherraum gestanden, versehen mit einem Zettel, der eine Zellennummer trug und ein Datum.

Der träge Gedanke kam ihm in der Betäubung des neuen Tages, als sei nicht nur sein Koffer, als sei auch er diese ganze Zeit über beiseite gestellt gewesen, habe gewartet und keinerlei Existenz geführt, und als müsse es nun möglich sein, am gleichen Punkte das Lebensseil wieder anzuknüpfen.

War das so? Nein, das war nicht so.

12

Er trat ans offene Fenster und legte beide Hände um das Eisen der niedern Balustrade. Drunten war freudiges Gewühl von Farben und Schällen. Der Platz zwischen dem alten, gezackten Rathaus und der ungleichen Häuserreihe, zu der sein Gasthof gehörte, war ganz bedeckt vom Durcheinander des Markttags, in der durchsonnten Kühle bewegten sich die Menschen heiter zu ihren Geschäften, von Früchten und Blumen und blättrigen Pflanzen leuchteten alle Verkaufsstände, Freundlichkeit herrschte, Mangel war fern, und das Leben schien leicht.

Deutlich und nahe lag dies alles vor Johannes da und gleichwohl von ihm abgetrennt, nicht zu ergreifen, nicht als Realität, in die man mit wenigen Schritten gelangen konnte. Dies war die Welt, die wirkliche, dies war das Menschendasein, aber er hatte nicht teil daran, noch nicht. Wäre er die alte Gasthausstiege hinuntergegangen auf diesen sonnigen Platz, gewiß wäre dies alles vor ihm zurückgewichen, und in der Ferne hätte das heitere Getriebe weitergespielt.

Schöne Früchte waren da; welch gütiges, reiches Werk hatte die Sonne getan, während er selber vor ihr verbannt war. Solch eine schöne Frucht war aufgespeichertes, festgewordenes Sonnenlicht, das konnte er sich nicht kaufen – noch nicht! Da stand auch wieder ein Korb mit Pfirsichen. Ein Pfirsich, das war die Vollendung. Die Natur wollte einmal zeigen, wie groß und herrlich sie sei, und da brachte sie spielend das Köstlichste hervor: einen Pfirsich oder einen Schwan

oder ein rosiges Stück Kristall. In der Schule, einst, hatte man ihn gelehrt, was das Wort Pfirsich besage. Persische Frucht besagte es. Persien! Sein Traum von Meerfahrt, Fremde und südlicher Glut zog hinter Schleiern an Johannes vorüber. Noch durfte er die Hände nicht ausstrecken, um den Schleier zu zerteilen, aber die Stunde war nahe.

Er ermunterte sich und blickte gesammelter in die ausgebreitete Fröhlichkeit. Da sah er an einem der Verkaufsstände den Händler mit seinem Hunde spielen. Es war ein gesunder Mann von fünfzig Jahren, in einem wollenen Kittel und mit einer Wollmütze auf dem Schädel; der Hund ein kleiner lustiger Scherenschleifer, mit viel zu großen, hängenden Ohren und einem zu langen Schwanz. Er hatte sich an einem Gemüsekorb in die Höhe gerichtet, und der Händler neckte ihn mit einem Bündel Mohrrüben. Der Schwarze ging auf den Scherz ein, bald erhob er das rechte und bald das linke seiner kurzen Vorderbeine und patschte mit der Pfote drollig nach dem gelben Bund. Mit einem Mal aber warf sein Herr die Rüben fort, packte den Kleinen fest beim einen Ohr und lachte ihm mit einer freundlichen Grimasse ganz nahe in sein schwarzes Gesicht. Da riß er sich los und fing an, aus Leibeskräften bellend und juchzend, einen Freudentanz um den Verkaufsstand auszuführen.

Dies aber sah Johannes bereits nicht mehr. Wie er das Hündchen spielend die kurzen Vorderglieder bewegen sah, war mit einem Mal der Schleier vor seinen Augen zerrissen, sein wahrer Zustand war hergestellt, er wußte, was ihn noch von der Welt und von der Zukunft trennte. Er hörte jenes Knirschen auf dem Steinboden, er hörte jene mitleidlosen, unsagbar gemeinen Worte, er sah jene gelben Augen und sah jenen Mannsstiefel in seiner Drehung. Die Welt war wieder voll vom Pesthauch des bösesten, des untersten Menschen und Johannes' Blut wieder angefüllt mit dem ungeheuersten Haß und unbeirrbarer Rachgier. Kein Einwand, keine Überlegung, keine Voraussicht konnte standhalten vor diesem Stärksten, vor dieser Notwendigkeit. Eher mochte man ein Seil ausspannen, um das Meer zu dämmen.

„Ich werde ihn töten", sagte er vor sich hin. Zum ersten Mal sprach er aus, was er seit Wochen wußte und wollte. Behutsam schloß er das Fenster und verriegelte die Tür, als könnte einer von draußen in seine Gedanken einbrechen. Dann ließ er sich in der Mitte der Kammer am leeren Tische nieder, stützte die Stirn in die Hand und begann ruhig, geordnet, zu planen.

13

Am nächsten Tage hatte er ein ausführliches Gespräch auf dem Auswanderungsbureau. Von dort begab er sich nach dem Konsulat jenes südamerikanischen Staates und wurde von dem Beamten, einem deutschen Herrn in vorgerückten Jahren, höflich belehrt. Dann erst löste er seine Schiffskarte für ein nicht sehr entferntes Datum und ordnete auch das Nötige in dem Lagerraum, wo seine Habe verwahrt wurde.

Am Abend begann er seine Nachforschungen. Allein es bedurfte verschiedener und methodischer Streifzüge, um seine Tat unfehlbar vorzubereiten.

Nicht ferne von dem Zuchthaus, ein kleines Stück weiter draußen an der halberstellten Vorstadtstraße, befand sich die Wirtschaft „Zur Eintracht". Sie war der Erholungsort für das Wachtpersonal. Hier saßen die Wärter beieinander, bei Bier und Skat, aus dieser niedrigen und muffigen Schankstube, darin es ihnen wohl war, kehrten sie zurück zum korrekten Dienst oder zur feigen Befriedigung ihrer bösen Triebe. Abende lang umstreifte Johannes den Ort, zweimal auch kehrte er hier ein, trank unerkannt und still seinen Schoppen und hörte die einfältigen Reden der Kerkermeister. Nach diesen Reden hätten sie ebensogut Hutmacher sein können oder Steuerboten oder Zigarrenverkäufer.

Mit einer besondern Sorgfalt studierte er den Weg, der zum Gefängnis zurückführte. War man die Straße stadtwärts ein Stückchen hinaufgegangen, so bog zur Linken eine schmale Gasse ab, die zwischen der äußern Zuchthausmauer und einem langen, schwarzen Lagerschuppen hindurchleitete. Auf diesem Pfad gelangten die Wärter an den hintern Eingang zur Anstalt.

Johannes kannte die Tageseinteilung des Hauses, auch den Turnus jener abendlichen Erholung im Wirtshaus hatte er rasch festgestellt, es galt nur das eine: den Verurteilten ohne Begleitung zu treffen. Um sicherzugehen, lauerte er ihm probeweise auf.

Gegen die neunte Stunde war er in der Gasse. Er stand in der Türnische des Schuppens, eng in die Finsternis gedrückt, und wartete. Ein Stück von ihm entfernt brannte an einem Eisenarm, der aus der Zuchthausmauer ragte, trüb eine Öllaterne. Jeder, der sich von der Straße her näherte, war deutlich zu erkennen. Ein Wärter kam bald, ein großer hagerer Mann: wie er unter dem Lampenlicht hindurchschritt, unterschied Johannes den freundlichen und ernsten Ausdruck seines langen Gesichts.

Warum konnte der nicht mein Kerkermeister sein, dachte er ruhig, dann läge jetzt nicht der furchtbare Druck auf meinem Herzen. Der Mann ging stetigen Schrittes vorüber, dort an der Pforte läutete er, ihm wurde geöffnet, und die Tür fiel zu.

„Ja, den hätte ich nicht töten müssen", sagte der Lauscher vor sich hin. Er dachte dies mit einem stillen Bedauern über das ihm selber auferlegte Schicksal, aber ohne jedes Mitleid mit dem Verdammten. Was er vorhatte, war ja nicht das Ergebnis eines Entschlusses, der auch zu ändern war; hier gab es keine Wahl. Jener Mensch, der unnennbar Böse, er stand zwischen Johannes und der Welt. Es war nicht möglich, auch nur einen Schritt in das Dasein hinauszutun, ehe diese Wand niedergerissen war. Eigentlich stand sie gar nicht außerhalb, diese Wand, sie war nicht ein Stück Mann, das unter dem freien Himmel aufragte, sie stand in Abrechts Blut als ein furchtbar dicker Klumpen oder Knollen von Haß und Ekel und Verachtung. Ihm war es all die Tage, als lebe er nur auf Bedingung und Frist, als sei ihm nur eben so viel Kraft gelassen, um die Tat zu tun, und als werde er erst dann, wenn der Klumpen zerstört und fortgewaschen sei, frei wieder atmen und schlucken und wollen und lieben können, als werde erst dann wieder sein Blut ruhig und milde durch den ganzen Körper kreisen.

Ihm fiel ein, wie ehemals daheim einer seiner Schulkameraden schwer krank gewesen war; der Arzt hatte von einer Blutvergiftung gesprochen und hatte dem Buben eine Silberlösung durch die Adern geleitet, da war der genesen. Johannes erinnerte sich deutlich an den Eindruck, den ihm das damals gemacht hatte, wie in seiner Vorstellung ein mattschimmernder, kühlender Silberstrom jenem durchs Blut floß und alle giftigen Keime sanft mit sich fortnahm und tilgte. Ja, so würde auch ihm zumute sein, wenn die Tat vollbracht war.

In diesem Augenblick sah er sein Opfer kommen. Kurze, stampfende Schritte bogen in die Gasse ein, und schon erblickte Abrecht dort unter der Laterne, für einen Augenblick hell beleuchtet, das platte, gemeine Gesicht, die Augen, den Schnauzbart, die Kinnlade. Rasch kam er näher, ahnungslos und singend. Johannes hörte die Worte eines Gassenhauers in der furchtbaren Stimme.

„Es braucht ja nicht grade Flanell sein", sang er und war an Abrechts regloser Person schon vorüber.

„Es kann ja auch eventuell sein", hörte Johannes noch. Ein Lachen packte ihn über die Sinnlosigkeit dieses Textes, den der bösartige Dummkopf gewiß entstellte; voll Hohn und Haß und triumphierender

Wollust lachte er lautlos, weil der da in vergnügter Stumpfheit so Schulter gegen Schulter an seinem eisernen Schicksal vorüberstreifte.

Es läutete da hinten, es ward aufgetan, und dumpf donnernd schlug hinter dem dort die Pforte zu.

14

AM ANDERN Morgen fuhr er mit der Kleinbahn hinaus. Es ging erst durch die häßlichen Siedlungen der Bannmeile, dann eine schwache Stunde durch freundliches, welliges Land. Er verließ den Zug und schritt auf der Landstraße gegen Hochberg.

Herbstlich braun und verlassen lagen die Felder in der klaren Luft, Johannes schritt fast behaglich aus in seiner dunklen, wärmenden Kleidung. Nicht lange, und er stand an der Stelle, wo sacht aufwärtsführend die Seitenstraße nach Hochberg abbiegt.

Hier war es, dachte Johannes Abrecht und blickte auf das leere, schweigende Feld, auf die Bodenwelle, die damals voll von reifem Korn gewesen war und an der sich sein Schicksal entschieden hatte.

Wäre ich ein Stündchen später gegangen, dachte er, mein Leben würde sich nicht verändert haben. Oder hätte ich einen andern Weg genommen, oder wäre es weniger heiß gewesen, oder hätte das Kind daheim Kartoffeln schälen müssen. An solchen Umständen hängt nun ein Dasein. Ein Zufall alles, ein Zufall bös und gut!

Aber während er so dachte und auf die verlassenen Stoppeln hinsah, da wußte er auch schon, daß es töricht war, von Zufall zu sprechen. Es war ja gar nicht möglich, jenes Ereignis und diese zwei Jahre in Gedanken zu tilgen, sein Leben war magisch gewiesen, magisch gebogen worden, nach dunkler gewaltiger Satzung. Hatte er denn auch nur die Fähigkeit, das Geschehene anders zu wünschen, sagte nicht ein geheimer Instinkt in seiner Brust Ja und Willkommen zu jeder Wandlung, zu jedem Geschick? Erlebte er nicht gefaßt und bejahend seinen Fall und seine Strafe, den Kerker und die neue Freiheit, das Heimatloswerden und die Grüße des Unbekannten? Willkommen Bös und Gut!

Doch nicht willkommen! Eins nicht: nicht der Abgrund des Herzens, nicht das Gemeine, nicht das Grausame, nicht der hämische Teufel, nicht der, der den Wehrlosen martert. Alles, alles, alles ist hinzunehmen, ist zu ertragen, ist gutzuheißen, alles läßt sich umfassen mit Freundschaftsarmen, alles sich einschließen in eine schicksalbereite Brust: tiefer Sturz und Elend und Hunger und Schmerz und Verlassenheit und Verlorenheit und Verstoßenheit, aber dies nicht,

Jener nicht, Er nicht! Vor Johannes' Augen wallte roter Dunst auf. Er sah die Stelle seines Schicksals nicht mehr, sie war ihm nichts mehr.

Er machte sich frei und schritt den Weg nach Hochberg hinauf. Im Orte fragte er nach dem Hause des Bauern und ging durch die Straßen, von niemand beachtet. Wenige hatten ihn hier gekannt; und die Menschen vergessen. Bald stand er vor dem Hof, der nicht besonders stattlich war und nicht ärmlich.

In der Stube saß der Bauer am Tische. Johannes nannte seinen Namen, ohne Erregung, aber auf einen übeln Empfang gefaßt. Es geschah jedoch nichts. „Ja", sagte der Mann nur, „was ist denn?"

Johannes trug mit kurzen Worten seine Frage vor.

„Ja", sagte der Bauer und war noch immer nicht aufgestanden, „da weiß ich nicht. Die Geschichte ist ja vergessen, es wär' vielleicht nicht gut, wenn man da wieder anfinge. Und zu Ihrem Amt werden Sie ja auch nimmer kommen?"

„Nein, freilich", sagte Abrecht und blickte auf den ruhigen Mann. Wo war dessen Zorn hin, der ihn in die Verbrecherzelle geschleudert hatte? Zwei Jahre waren die Ewigkeit. War einer noch der gleiche Mensch nach zwei Jahren? Er selber fühlte ja nichts beim Anblick des einstigen Feindes.

„Möchten Sie die Johanna sehen?" fragte der nun, „ich kann sie Ihnen rufen." Er stand auf und ging über den Hof zum Eingang des Schuppens, Johannes sah durchs Fenster, wie er dort stehenblieb und ins Tor hineinsprach.

Johanna hieß sie. Das hatte Johannes Abrecht vergessen gehabt oder niemals gewußt. Aber nun schien es ihm, als könne schon dieser Namensgleichheit wegen gar keine Verbindung zustande kommen. Es war gewiß nicht vernünftig, aber ihm schien die Unmöglichkeit durch diesen Umstand besiegelt. Dies war ihm nicht bestimmt.

Das Mädchen trat ein mit dem Vater. Abrecht hätte sie schwerlich wiedererkannt, sie wäre ihm vermutlich nicht einmal aufgefallen in einer Schar von anderen. Er sah ein hoch aufgeschossenes Ding, nicht hübsch, nicht häßlich, auch nicht besonders braun von Haut nun im Herbste, während seine Erinnerung sich doch gerade an dieser Gebräuntheit so lange festgehalten hatte. Verlegen stand sie da, blickte seitwärts und legte ihre Hand in die seine.

Er sagte: „Ich möchte Sie um Verzeihung bitten wegen damals, Fräulein Johanna."

Sie wußte ganz offenbar nichts zu sagen und murmelte schließlich, halb verständlich:

„Es war nicht so schlimm."

„Ich habe Ihrem Vater schon gesagt, daß ich gern alles an Ihnen gutmachen möchte. Ich habe gefragt, ob er doch vielleicht will, daß wir uns heiraten."

Sie blickte ihn zum ersten Mal an; auch sie hatte ihn ja niemals recht gesehen, und wunderte sich wohl über das ernste, schmale Männergesicht. Dann murmelte sie:

„Ich weiß nicht, Herr Abrecht. Die Leute haben's schon beinahe vergessen."

„Es ist auch noch ein anderer da, der sie heiraten will", sagte der Vater von seinem Stuhl her, „sie ist bloß noch zu jung, erst siebzehn."

„So", sagte Abrecht, „da wünsche ich Glück. Es ist schön, daß ich Ihnen doch nicht Ihr Leben verdorben habe. Ich habe viel an Sie denken müssen, Fräulein Johanna, dort."

Sie ließ nun die Augen fest auf ihm haften. „Haben Sie's sehr arg gehabt?" fragte sie leise.

„Ach nein", sagte er vage. Und dann brachte er, völlig frei nun und mit seinen Gedanken schon kaum mehr in dieser Stube, sein anderes Anerbieten vor, nannte die Summe und fragte zweimal, ob dies so recht sei. Johanna schaute ihn neugierig und töricht an bei seinen Worten, aber der Vater ließ sich alles mehrmals auseinandersetzen, ohne Dank und ohne Erstaunen, so, als handelte es sich um eine Sache, auf die er lange mit Anspruch gerechnet hätte. Als dies erledigt war, stockte das Gespräch.

„Die Frau und mein Sohn sind in Lengenau auf dem Markt", sagte der Vater endlich. „Aber mögen Sie nicht einen Kaffee, Herr Abrecht?"

Johannes lehnte ab, allein das Mädchen war schon draußen, froh offenbar, daß die Situation sich auflöste. Nach wenigen Minuten kam sie zurück, mit Kannen und einer Tasse und mit einer Art von sehr weißem Brotkuchen, einem dicken, duftenden Laib. Johannes aß und trank, und die beiden sahen ihm zu. Gesprochen wurde fast nichts mehr, denn man hatte sich nichts mehr zu sagen.

Schließlich zog Abrecht sein Fahrplanheft aus der Tasche. „Wenn ich Sie hinfahre, dann kriegen Sie noch den Zug um drei Uhr sechzehn", sagte der Bauer. Wieder versuchte Johannes abzulehnen, mit ein wenig trübem Spott im Herzen. Aber wieder war der Bauer schon auf dem Weg, um einzuspannen.

„Vater, ich fahr mit", rief ihm die Tochter nach.

So fuhren sie denn zur Station; vorne rauchend der Mann, neben ihm das Mädel, auf der hinteren Bank Johannes, ganz allein, als ein

Herr. Er blickte auf den Rücken des Bauern, auf den schmäleren der Tochter im Umschlagtuch und auf ihren mit gelben Blumen geschmückten Hut, den sie ihm zu Ehren aufgesetzt hatte und der tellerartig und ungeschickt ganz oben auf ihrem Kopfe schwankte.

So fuhren sie durchs Dorf, so fuhren sie die Zweigstraße hinunter. Sie kamen zur Kreuzungsstelle, sie kamen zu jenem welligen Feld. Aber weder Vater noch Tochter blickten nach dem brachen Stück Land hinüber, das ihnen gehörte, und Johannes, der nun in seinen Gedanken vorgeneigten Hauptes dasaß, merkte erst lange Zeit später, daß sie vorüber waren.

15

Um fünf Uhr war er wieder in seinem Gasthof, um acht machte er sich durch die Dämmerung der Straßen auf seinen Weg. Er spürte den mildkühlen Abend nicht, er sah nichts vom Treiben der Menschen, die ihrer Berufslast ledig sich auf Genuß oder Ruhe freuten. Er wanderte zu Fuß die weite Strecke, um seinen Gliedern Beschäftigung zu geben, und mußte sich zügeln, um nicht nach dem Ziele zu rasen.

Alle die Tage ja hatte er sich gezügelt und bezwungen, hatte er die in ihm wühlende Glut zugeschüttet und niedergehalten, um mit Fassung das Notwendige zu ordnen. Nun aber, da er der Flamme ihren Raub freigab, da sie aufzüngeln und verzehren durfte, nun bedeutete jeder Augenblick des Wartens Krampf und Qual. Nun war sein Körper nichts anderes mehr als ein Gefäß der Rache, sein Auge nur spähende Angel, seine Hand nur sichere Waffe und Tod. Ein peinvoll sehrendes Verlangen war sein ganzes Ich. So giert der vom Schmerz Gefolterte nach dem Ende seiner Not, so der rasend Verliebte nach dem einen Leibe, so der Verschmachtende im kochenden Wüstenbrand nach dem Trunk, der nicht kommen kann. Sein Trunk aber war bereit, er war ihm gewiß, dies tobende Fieber war zu stillen, und die Stillung war nahe.

Nun rannte er doch und war an seinem Ziel, lang ehe es klug war, dort zu sein. Aber schon deckte die frühe Nacht ihn völlig zu, reglos stand er in seiner Nische, und endlich beruhigte sich auch sein Atem und sein tobendes Herz, so daß er in die Stille hinaushorchen konnte. Niemand ging vorbei, traurig stand die Gefängnismauer, die Laterne schimmerte öd.

Abrecht fühlte in seiner Tasche nach dem griffesten Messer, und wie die Hand es fand, wußte er auch schon, daß er es nicht gebrau-

chen werde. Kein Drittes sollte zwischen seinem lebendigen Ich, das sich rächte, und jener Fratze stehen, nichts, auch kein Eisen.

„Ich erwürge ihn", sagte er flüsternd vor sich hin. Er ballte im Finstern die rechte Faust mit aller Kraft, die ihn erfüllte. „Ich bin stark, einen Steinblock könnte ich zerspalten", sprach er wieder, aber er wußte nicht, ob seine Lippen die Worte ausgebildet hatten.

Ihm fiel ein, daß er nun seinen Plan doch nicht befolge. In seinem Zimmer am Markt lagen die Gegenstände zur Vermummung, lag ein falscher Bart, den er sich vorsorglich beschafft, lag überdies eine Larve aus schwarzem Stoff. Aber wäre auch beides nicht einfach vergessen gewesen, er hätte es doch nicht brauchen mögen. Er stand seinem Schicksal gegenüber am großen Tag, am Tag der Erfüllung: er hätte ihm nackt gegenüberstehen mögen.

Mit wilder Klarheit horchte er nach rückwärts in die Zeit. Als spräche die gemeine Stimme an seinem Ohr, ihm geradeswegs ins Hirn hinein, so hörte er sie:

Dir wird man's beibringen, dich zu amüsieren, du Sauigel. Dir wird man dafür tun. Marsch, putz es auf... Und das Knirschen.

Da kamen Schritte in die Gasse, wirr und ungleich. Und Abrecht sah beim Laternenschein zwei der Zuchthausbeamten redend miteinander nach Hause gehen.

Er erblickte den mit dem langen, menschlichen Gesicht und einen Unbekannten. Sie waren vorüber, läuteten, verschwanden.

Wenn nun auch jener nicht allein kam? Wie leicht war dies doch möglich, trotz aller Voraussicht. Nein, es schien nur möglich, es würde nicht sein. Die ungeheure, unwiederbringliche Anspannung dieser Stunden, nie und nimmer konnte sie verloren sein. So wurde nicht verschwendet in der Welt.

Von diesem Augenblick an stand er in völliger Festigkeit da, in der Stille des Todes, und harrte. Er war ein eiserner Muskel, nichts anderes mehr, und völlig, völlig bereit.

16

Er kam. Der Schritt erklang, den Johannes aus öder Kerkerzeit kannte, gehackt, hart und feindselig. Ja, da kam er, allein. Johannes sah ihn unter der Laterne hindurchgehen, nun hatte er noch zwanzig Schritte zu tun, nun noch fünf. Johannes stand und war ein Werkzeug, eine Zange, bereit zu schnappen und zu packen. Ja, nun hatte er ihn, gelobt sei der Himmel, endlich, endlich!

Mit einem Ruck, einem Sprung war er aus dem Versteck heraus,

hatte mit seinen beiden Händen den Feind an der Kehle und riß ihn herum. Der wollte aufschreien im grausigen Schreck, aber der Laut ward ihm hinuntergepreßt, er schlug um sich, wollte greifen, wollte treffen, aber die steinernen Fäuste hielten ihn würgend in der Entfernung, und seine kurzen Arme hieben die Luft. Die Uniformmütze war zu Boden gefallen, der Schein der Laterne fiel grell auf das kurze Haar, das sich borstig zu sträuben schien, und auf das verzerrte Gesicht.

Und Johannes sah ihn. Wohl war seine ganze Kraft in der Klammer seiner Fäuste versammelt, aber sein Auge blieb klar, und sein Geist erkannte, in finsterer Ruhe.

Schweigen herrschte. Kaum drang ein Gurgeln aus der Kehle des Menschen, ein Piepsen gleich dem einer Maus, gleich dem eines ganz kleinen Tieres war alles, was er hervorbrachte. Sein kleiner Mund stand offen als ein rundes Loch, und zwischen den spitzigen schmutzigen Zähnen bewegte sich rastlos, eilfertig die Zunge. Die flachen Augen aber, sie traten hervor, sie hingen hervor, es war, als müßten sie überlaufen und ausrinnen in der nächsten Sekunde. Johannes sah das alles, er sah den Menschen da vor sich schwanken, wanken, er wußte, daß Ohnmacht und Ende nur noch das Werk einer kürzesten Spanne sei und daß seine Kraft wohl genüge, um dies Ende zu erreichen. Nein, er würde nicht erlahmen. Hier stand, mit den Fäusten an der Gurgel des Bösen, mehr als ein einzelner Mensch, der sich rächte!

In Johannes' Herzen war lastende Stille. Der Druck, der ungeheure, schmerzhafte Druck, der Drang nach Erlösung durch die rächende Tat, er war noch immer da; um ihn abzuwerfen, brauchte es Tod, letztes Röcheln, letzte Zuckung. Diese wilde, dumpfe Sehnsucht war es, die seinen würgenden Fäusten die Kraft gab. Ja, nun hieß es zu Ende pressen, nun hieß es abschließen, nun hieß es töten.

Und da fing Johannes an zu reden. Über die ausgereckten Rächerarme hinweg sprach er dem andern in seine gemarterte Fratze hinein, mit klarer, kalter, gebändigter Stimme, und hörte sich selbst in seltsamer Fremdheit.

„Habe ich dich, habe ich dich, du! Weißt du, wer ich bin? Du mußt sterben. Siehst du, was ich mit dir tue! Mit meinen Fäusten presse ich dir das Leben aus. Nur ein paar Augenblicke lebst du noch, und die sind schrecklich. Aber lange nicht schrecklich genug. Denn du bist ja ein Teufel, das unterste gemeinste Geschöpf bist du! Ein Stück Schuft, so grausig, so scheußlich, daß es keine Strafe für dich gibt. Totwürgen ist ja nicht genug, nichts ist genug für dich. Jedes Glied müßte man dir einzeln zerbrechen, die Haut müßte man dir in Rie-

men zerschneiden, das Fleisch müßte man dir mit Zangen herausreißen, du Quäler, du Henker, du feiger gemeiner Schinderknecht! Was haben sie dir getan, die dort büßen, was habe ich dir getan? Meinst du denn, du Teufel, es gäbe in dieser Welt gar keine Gerechtigkeit? Meinst du denn, dir ginge alles so hin? Aber du bist am Ende. Du hast zu viel getan. Du bist ja gar kein Mensch, du bist ja die Schlange, du bist ja alles Elende und Schlechte in der Welt, von deinem Pesthauch, du Stück Aas, ist ja die Welt voll, man kann ja nicht mehr atmen, solange du noch da bist! Aber ich lösche dich aus, ich würge dich ab, du darfst nicht mehr sein!“

Er mußte sich nach vorwärts beugen und merkte, daß der andere in die Knie gebrochen war. Er lag da vor ihm, das purpurrote Gesicht in viehischer Verzweiflung nach oben gewendet, die Augen verdreht, halb gebrochen schon, den lechzenden Mund offen mit weit hervorleckender Zunge. Johannes sah ihn, unerschüttert, ungerührt, ja mit steigender Wut. Er versuchte, den Druck seiner tödlichen Fäuste noch zu verstärken, alle Gewalt des Hasses, der Verachtung, der überstandenen Leiden preßte er in sie hinein. Und niedergebückt spie er seine Worte gegen die sterbende Larve, nun nicht mehr klar, nun nicht mehr gebändigt, sondern mit einer unmenschlichen Stimme, die kreischte und umschlug.

„Kennst du mich noch, du, kennst du mich noch, oder bist du hinüber? Augen auf, sieh mich! Ich bin’s, den du gemartert hast und der dich nun abtut! Ich, der Sträfling aus der Zelle dreiundneunzig. Weißt du noch, die Vögel, die Singvögel? Ja, ich habe sie singen hören, die kleinen Vögel, ja, mich hat das gefreut, mich, der dich jetzt ermordet, hat das gefreut. Und da bist du hingegangen und hast mir die Luke zugeschlagen, und weil man’s doch noch gehört hat, bist du zum Direktor gelaufen und hast mich in ein anderes Loch gesperrt. Und du hast mich gestoßen und du hast mich gepufft und du hast mich angeschrien und du hast mich ausgehöhnt und du hast mir das Essen hingeschmissen und du hast mich beschmutzt und du hast mich geplagt und gefoltert – mich, einen wehrlosen Mann, einen wehrlosen, wehrlosen Mann. Da, verrecke, da würge, da schnappe nach Luft, nach deinem letzten Maulvoll Luft! Da da da, spürst du mich? Aber du sollst auch genau wissen, wofür du stirbst. Soll ich dir’s sagen? Für einen Käfer stirbst du, für einen kleinen Käfer... War ich denn nicht ein armer, armer Mensch? Ich hatte ja nichts auf der Welt. Ich war nahe daran, verrückt zu werden. Noch einen Tag oder zwei, und ich wäre gewiß verrückt geworden. Und da kam eine kleine Freude für mich, eine Rettung. Was war’s

denn für eine Freude, du! Ein Käfer war's, ein Insekt, ein Ding so klein, kaum zu sehen. Und das hatte ich lieb, und auf das freute ich mich, und mit dem spielte ich und sprach ich und brachte es fertig, daß es mich kannte, und dieses armselige Ding war meine ganze Welt, das war mein Alles, ich armer armer Mensch! Und das hast du mir genommen, das, das hast du auf den Boden geschmissen und hast es zertreten mit deinem gemeinen dreckigen Mannsstiefel! Ist so etwas möglich, ist so einer wie du geschaffen von Gott, darf der leben? Nein. Der muß weg. Dem sein Atem muß still sein. Da gib ihn her, deinen Atem, den letzten ..."

Und immer die Marmorfäuste um die Gurgel des verlöschenden Henkers, zischte er ihm in grausiger Nachäffung mit dessen einstigem Tonfall ins Gesicht:

„Was hast du denn da? Gib's her, was du hast. Dir bringt man's noch bei. Da, putz es auf!"

Mit einem Mal aber, mitten im Donner und Dunst seiner Rache, geschah das Große mit Johannes Abrecht, das Göttliche geschah mit ihm. Er sah, wie der Mensch da unter ihm in seiner Agonie schwach, bewußtlos, versinkend, seine beiden Arme bewegte. Er sah diese beiden kurzen Arme hilfeheischend, gnadeflehend, mit unsicheren, armseligen Bewegungen sich rühren, zwei Taster eines vergehenden Wesens. So winkt ein krankes Kind verlangend mit den Ärmchen, so regt eine kleine, unbewußte Kreatur die dünnen Glieder.

Durch Johannes' Hirn und Leib und Hände ging ein Strom, ein milder, lösender, erlösender Strom. Sein Griff lockerte sich und gab frei, seine Muskeln alle spannten sich ab, durch seine Brust wehte es wie kühle Luft von Meer und Sternen. Und während der Mensch drunten lautlos nach vorn sank, richtete sich Johannes empor, er atmete tief, ein Zucken wie von Weinen oder Lächeln lief über sein mageres Gesicht, er lehnte sich aufrecht an die Gefängnismauer.

So stand er, die todbringenden Hände flach auf die eigene Brust gepreßt. Nur wenige Augenblicke stand er so, Augenblicke, die eine unbestimmbar kurze oder lange Zeit für ihn währten, und eine unfaßbar mächtige, milde Erneuerung durchströmte mit ihrer Silberflut sein erlöstes Ich. Er vermochte nicht zu denken, später, später würde er denken können, er gab sich hin und wurde durchwallt und wurde geheilt, und ein Glück ohne Namen war sein, Erleuchtung, Befreiung und Barmherzigkeit.

Er öffnete seine Augen und beugte sich nieder zu dem, der da auf dem Antlitz lag. Sanft nahm er ihn bei den Schultern und richtete ihn auf. Die Brust des Mannes hob sich, seine Züge, bei noch ge-

schlossenen Lidern, waren in Regung. Johannes kniete neben ihm nieder, lehnte den schweren Leib in seinen Arm und blickte den Zurückkehrenden an. Das öde Licht der Laterne beschien ihn.

Abrecht hielt diesen Körper mit Händen, die sich nicht erinnerten, er sah diesen Mann mit Augen an, die ihn nie gesehen hatten. Ein armes seltsames Mündchen stand halb offen in diesem Gesicht, ein Kindermündchen mit kleinen spitzen Zähnchen, dessen untere Lippe wehmütig herabhing.

Er begann mit vorsichtigen Fingern die Schläfen des Mannes zu massieren, während sein linker Arm ihn stetig stützte. Und nach wenigen Strichen schon öffnete jener die Augen. Sie waren trübe, sahen noch nichts und schlossen sich wieder. Er gurgelte und röchelte. Johannes fuhr fort in seiner Mühe, langsam, methodisch, genau, als wäre er allein auf der Welt mit diesem Erwachenden, als führte nirgendwo ein Weg in die Straßen der Menschen. Manchmal nur mußte er innehalten und aufatmen, um einer Glückseligkeit Herr zu werden, die ihn schwach machen wollte.

Und plötzlich merkte er, daß jener ihn ansah, daß das Leben völlig in ihn zurückgekehrt war. Er fühlte einen Widerstand im ganzen Leib des Gekräftigten, er ließ ihn los, stand langsam auf und trat ein wenig zurück. Im Blick des andern erkannte er die Todesangst, gerne hätte er ihn beruhigt, ihn getröstet, aber er wußte, daß dies nicht sein konnte, und ließ ihn lächelnd, verzichtend, gewähren.

Da erhob auch jener sich, mit Wanken. Er lehnte sich drüben an die Mauer des Schuppens, immer weit offenen Blicks, die Hände hinter sich gespreizt. Und so begann er, sich davonzutasten, immer noch gewärtig, sein Überwinder werde ihm folgen, schob er sich langsam davon, in der Richtung der Pforte. Da ging auch Johannes hinweg, sinnend, versunken, noch seines neuen Zustands nicht mächtig – in der Richtung der Welt.

17

Wohl wendeten sich, während er dahinging gegen die Mitte der Stadt, seine Gedanken auf den Zurückbleibenden, mit sanftem Erbarmen und mit der Freude, daß jener noch lebte. Keine Sorge mischte sich hinein, der andere könnte ihm nachsetzen lassen, ihn verfolgen, verhaften. So würde der Schicksalsabend nicht enden. War's aber auch anders, er würde es hinnehmen, nichts konnte das ändern an dem himmlischen Ertrag dieser Nacht. Ohne Furcht ging er dahin und wußte doch nicht, wie ganz er geschützt war.

Denn der andere, angelangt bei dem kleinen Tor und eingelassen in sein Logis, dachte wahrlich nicht an Verfolgung. Zitternd, frierend, legte er sich nieder. Er ließ sich von seiner Frau einen Tee aufgießen, sie brachte ihn brummend ans Bett und sah jetzt erst sein armselig verstörtes Gesicht. Sie befragte ihn, ohne Eindringlichkeit freilich, denn sein Ergehen berührte sie wenig. Er aber wagte nicht zu erzählen. Noch war es ihm, als könnte das Schreckliche wiederaufstehen und dasein, wenn man es nannte, schon fühlte er wieder die Steinfaust an seinem Hals und grub sich unter die Kissen, hier in seinem Bett noch von Angst und Grausen geschüttelt.

Erst spät in der Nacht, als er aus dem Schlaf mit Schreien auffuhr, gab er eine Erklärung. Aber wie die Frau nun anfing, sich gegen den Missetäter zu empören, und keifend verlangte, man müsse ihn fassen und strafen, da wehrte er ab, voller Entsetzen, und seine Knechtshände spreizten sich im Flackerlicht der Kerze.

„Nein, nein!“ schrie er, „wenn sie ihn fangen, dann kommt er wieder zu mir und bringt mich um in der Zelle!“ Und er ließ die Frau schwören, daß keiner von ihr das Geschehnis erfahren werde. Um Ruhe zu haben, versprach sie es.

Am nächsten Tag blieb er krank, unfähig aufzustehen. Er schlotterte, wenn sich vorm Fenster die Blätter der Ulme bewegten, von der man hier die untersten Äste sah. Er schrie auf, wenn die Tür ging und seine Frau hereintrat oder der Anstaltsarzt. Und auch als er nach wenigen Tagen das Bett verließ und sich anschickte, wieder Kerkermeister zu sein, blieb er verwandelt. Er fürchtete sich vor seinen Gefangenen, er wagte kaum, mit einem allein zu bleiben, und fuhr zusammen, wenn eine Schlafpritsche, die er selbst losschloß, rasselnd niederfiel in ihr Scharnier.

Bald wurde es klar, daß er dem Dienst nicht mehr gewachsen war. Die Verwaltung, der er als ein pflichttreuer Beamter galt, bemühte sich und fand einen Posten für ihn in dem Armeemuseum des Landes. Dort ging er nun umher, stumm und ängstlich, zwischen den Zeichen verschollenen Ruhms und den Werkzeugen einer Roheit, deren Form sich gewandelt hat. Der Dienst war leicht, und er hatte mehr freie Stunden als ehemals, aber dies wurde ihm nicht zum Heil. Es war keine Freude für ihn, frühzeitig heimzukommen in die noch engere Dienstwohnung, die ihm nun zustand. Denn seine Frau, lieblos und hämisch schon zuvor, war voller Mißmut und Bitterkeit gegen diesen Mann, der nun auch sein einziges, seine militärische Forschheit, verloren hatte, der übellaunig und schreckhaft bei ihr saß in dem ärmlichen Gelaß und dessen Gegenwart sie daran hin-

derte, die maulfertigen Treppenstunden mit den Nachbarinnen auszukosten, die ihr Vergnügen gewesen waren.

Sie zürnte ihm auch, weil sein Gebrechen sie nötigte, auf den Pfennig zu sehen. Denn die neue, leichtere Stellung war geringer bezahlt und sein Nebenverdienst nicht der Rede wert. Was sich in dieses Heeresmuseum hineinfand, das waren nicht Leute, die freigebig Trinkgelder verteilten: das waren halbwüchsige Kinder aus den Schulen, entweder rudelweise mit ihren Lehrern oder ohne Aufsicht in kleinen Trupps, sehr bereit Unfug zu stiften; das waren Kleinbürger und kleine Beamte, deren Kümmerlichkeit sich an den Flecken alten Blutes und an den großen Worten der Fahnentücher erregte, oder Soldaten mit ihren Dienstmägden. Kam aber je einmal ein ansehnlicher Fremder, der mit wachen Augen an dem Gloriengerümpel vorüberschritt, und erbat der sich Bescheid, so gab dieser Wächter eine konfuse, kurze und unfreundliche Antwort, die allzu deutlich merken ließ, daß er nichts wußte. Da ließ ihn denn der Besucher mit einem Kopfnicken stehen, und der Armselige schlich weiter durch die frostigen Säle, unter den bunten Fetzen von Standarten und Fahnen hin und zwischen all dem rostigen Blutgerät: Partisane, Kartaune und Morgenstern.

18

Johannes Abrecht war weit fortgelangt gegen die innere Stadt hin und fand sich wieder auf einer Bank mitten in den gepflegten Gartenanlagen eines großen, heiteren Platzes. Es war einer der gedämpft schönen Tage, mit denen die gute Jahreszeit Abschied nimmt, und viele Menschen waren noch wach und genossen den Abend. Auf den Sandwegen um Johannes her war es still, vereinzelte Paare nur bewegten sich mit Flüstern, aber draußen an den Straßen, die um den Gartengrund liefen, saßen die Leute im Freien vor den Restaurants mit bunten Getränken vor sich und plauderten und lachten. Das klang schön aus der Ferne, zumal melancholisch munterer Geigenton von irgendwoher alle die Stimmen begleitete und verklärte. Die weit herausgestellten Leinwandmarkisen der Restaurants und die seltenen großblättrigen Pflanzen der Anlage gaben dem Platz etwas Fremdländisches, Entrücktes, und fremdländisch innig und glühend war auch die Smaragdfarbe des kurzen dichten Rasens, den von hohen Masten draußen die Bogenlampen mit ihrer unwirklichen Flamme bestrahlten.

Johannes saß und blickte vor sich hin, und Friede war in seiner Brust. Er war einen ungeheuer weiten Weg gegangen, er stand an

einem Ziel zu kurzer, wonnevoller Rast, die süße Mattigkeit eines lang Gequälten, nun Erlösten, füllte sein Herz, und der silberne Klang der entfernten Violinen und der Schimmer des weichen Rasens flossen damit zusammen. Er sah hin über die kleine, unirdische Wiese und mußte lächeln, und einige schöne Worte kamen ihm in den Sinn, ein Vers wohl, den er aus der Kinderzeit wußte:

„Hier weidet der Friede seine weißen Lämmer."

Er saß und ruhte. Die Nacht schritt vor, die Stimmen von draußen wurden spärlicher, einzelner, das Musikgetön war verstummt, ohne daß er es merkte, das Licht von manchen Masten verlosch, über das smaragdene Gras legten sich die braunen Schatten, ein kühler Atem durchstrich die Gebüsche.

Was ist mit mir geschehen heute abend, dort in der Gasse, dachte Johannes Abrecht und richtete sich in die Höhe, was war das für ein Augenblick! Ich werde es nie mehr wissen. Es ist etwas, das sich meinen Gedanken ganz entzieht, ich habe ja auch niemals gelernt zu denken. Aber wäre ich auch gelehrt und weise, ich könnte es doch nicht mehr zusammenbringen, denn es liegt wohl außerhalb aller Worte und oberhalb der Vernunft.

Was ist es gewesen? Ich haßte ihn und wollte ihn töten, da hob er seine Arme und bewegte sich so... Und da habe ich alles verstanden. War es, weil er seine Arme so bewegt hat, daß ich an den Goldenen denken mußte? Ja, auch darum. So hat der Goldene seine braunen Glieder geregt, wenn wir zusammen gespielt haben. Und dann hat der Wärter ihn zertreten. Aber das war es nicht allein. Wie er seine Arme so bittend hob, da sah er auch aus wie ein kleines Kind in seinen Kissen. Gewiß habe ich das auch so gemacht, früher, zu Hause, als ich klein war. Wir sind ja alle gar nicht so sehr voneinander getrennt, wie wir immer glauben, wo ist denn die Grenze? Wer will sich da vermessen, zu scheiden und abzusondern und zu sagen: so ist der und so ist das und dies ist gut und jen's nicht schlecht? Ja, solch ein Gefühl ist es ungefähr gewesen, was dort in der Gasse mit einem Mal in mich eindrang und was mir so lind und mild durch die Adern rann wie erlösendes Silber. Aber es war noch etwas Besseres und Größeres, glaube ich, nur läßt sich's nicht sagen...

Der Wärter war einmal ein kleines Kind, und in dem Augenblick, als er sterben sollte, da war er's wieder, und für das, was dazwischenliegt, kann er nichts. Er weiß wahrscheinlich gar nicht, daß er bös ist und grausam, und meint, er tue das Rechte. Und der kleine Goldene, der mich getröstet hat in meiner Zelle, er ist ja auch nicht

bloß zum Trost und zur Schönheit da, und ich weiß ganz gut, daß er sich sonst nicht von Blumen ernährt, die ihm einer bringt, und daß er nicht geduldig in einem Wasserkrug sitzt, sondern daß er die kleineren Käfer jagt und daß er Raupen frißt und winzige Schnecken und wehrlose, nackte Würmer. Und ich, wer bin denn ich, daß ich urteile: dies ist gut und dies ist böse, und mache mich zum Richter und mache mich zum Rächer? Ein Mädel hab ich überfallen im Feld an einem heißen Tag, und heute habe ich einen Mord begehen wollen. Ich hab ihn nicht begangen, aber was hat mich abgehalten davon? Ein Wunder, die Gnade. Freilich, ich glaube zu wissen, daß ich trotz Wollust und Totschlag doch etwas anderes bin als jener. Einen Wehrlosen quälen, das möchte ich wohl nicht, mag sein. Aber woher nehme ich das Gesetz und das Urteil, wo steht der Richterstuhl, vor den man das alles tragen kann?

Gibt's ein Gericht? Wer weiß, für welches Ohr alle die Stimmen zusammenklingen. Da ist das Gute ein heller Ton, da ist das Böse ein dunkler mächtiger Baß, wer weiß, wer weiß. Ist uns nicht selber manchmal, war mir nicht heute in der Gasse, als hörte ich auf einen Augenblick die Harmonie. Als dränge ein kurzer, herrlicher Hall durch eine rasch geöffnete Tür! Da wissen wir plötzlich, wie klein und eng und dumm alles war, was wir gedacht und geurteilt haben.

Ja, heut abend ist mir nun, als wüßte ich, wo mein Weg führt, als könnte ich ihn nie mehr verfehlen. Als kreiste die Wahrheit silbern in meinem Blut und sei nicht mehr fortzuwaschen für dieses ganze Leben. Aber ist das nun so? Kenne ich jetzt besser die Kräfte, die in mir am Werke sind, kenn' ich nun besser meinen kleinen Platz im großen Plan?

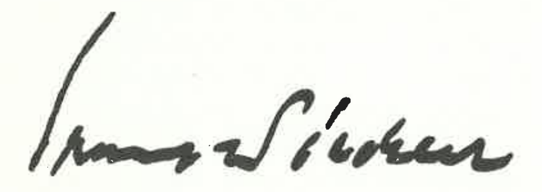
Kenn' ich den seinen? Warum wurde er so erschaffen, er, den ich töten wollte, warum hat er diesen Mund und dies Kinn und dies Auge, wer ist er denn, was soll er denn hier? Er lebt und handelt und weiß nichts von sich und schwindet dahin, was ist's dann gewesen? – Leben ist's dann gewesen, Leben! Willkommen Bös und Gut!

Ein starker Windstoß fuhr durch die Büsche und Bäume. Johannes atmete tief.

Ja, das ist's. So ist's. Häßlich und Herrlich, Bös und Gut – willkommen, willkommen! O Leben! Noch bin ich jung. Du breitest dich vor mir aus, große leuchtende Fläche mit allen deinen Gefahren und Ungeheuern. Auf einem Meerschiff fahre ich hinaus, mit Jugendkräften noch und neu gesegnet, und ganz bereit, dich Gewaltiges zu grüßen und dich Freund zu heißen, samt allen allen allen deinen Geschöpfen!

MEIN ERSTER ADLER

ERNST WIECHERT



Ich war dreizehn Jahre alt und aus der Stadt zu den Sommerferien nach Hause gekommen. Wir hatten einen neuen Forstaufseher bekommen, und er empfing uns, meinen Bruder und mich, mit den Worten: „Ich weiß einen Schreiadlerhorst, und einer von euch darf einen Adler schießen." Es gab genug Wunder in unsren Wäldern, aber es dauerte eine Weile, bis wir dieses Wunder begriffen. Wir sahen einander an, mein Bruder und ich, und in diesem Blick fühlten wir, daß Böses und Schmerzliches unter diesem Wunder lag: einer von uns mußte verzichten. Keiner würde es freiwillig tun, denn für einen Adler würden wir unsre Seligkeit verkauft haben. Wir sprachen nicht miteinander, aber mit jedem Blick wußten wir, was der andere dachte.

Am zweiten Tag mußten wir losen. Mit Grashalmen, wie sich das im Walde gehörte. Und ich verlor. Ich starrte auf meinen Halm und dann auf den meines Bruders: es war kein Zweifel, daß ich verloren hatte. Es war selbstverständlich, daß ich weinte. Und heute, wenn ich die fünfunddreißig Jahre zurückblicke, ist es mir auch selbstverständlich, daß ich mich gegen mein Schicksal auflehnte. Ich wußte damals nicht, daß jedes Schicksal gut ist. Ich saß auf meinen Lieblingsplätzen in den Wäldern und grübelte. Drei Tage lang. Und am vierten nahm ich einen großen weißen Bogen aus dem Schreibtisch meines Vaters und schrieb: „Ich verspreche und gelobe bei meiner heiligen Ehre..." So fing es an. Und dann folgte die Liste aller Dinge, Besitztümer, Privilegien und Gerechtsame, die ich auf meinen Bruder übertrug, wenn er mir den Adler überließe.

Es waren vier Bogenseiten. So reich ist ein Kind. Von zwei Zauberringen, die ineinanderzuschieben und wieder zu lösen waren, bis zu dem unbeschränkten Recht auf die Führung meines gezogenen Teschings, Sechsmillimeterkaliber, belgisches Fabrikat, Fleckschuß auf

hundert Meter mit der drei Zentimeter langen Winchesterpatrone, fehlte nichts. Ich war ein Bettler nach diesem Vertrag, ein waffenloser Krieger, ein Steinzeitparia. Aber ich würde eine Adlerfeder an der Mütze tragen!

Und mein Bruder verkaufte seine Erstgeburt. Um mehr als ein Linsengericht, aber er verkaufte sie. Ich glaube, daß er es mehr aus Güte tat als aus Lust an meinem Besitz, und ich schämte mich ein wenig. Nicht so sehr, daß es quälend war, aber ganz unten in meiner Seele war eine dunkle Kammer, an der ich scheu vorüberging. Erst viele Jahre später habe ich sie aufgemacht.

Und dann gingen wir eines Julimorgens los, der große Jäger und ich. Um halb vier Uhr, und ich hatte nicht mehr als eine Stunde geschlafen. Es war weiter als eine Meile. Betaute Wälder, über denen die Sonne sich hob und in denen jede Spur und jede Stimme mir vertraut war. Ich trug meines Vaters Doppelflinte und seine Jagdtasche, und mein Herz schlug schon, als ich über die Schwelle unsres Hauses trat. Auch die Eroberung Amerikas kann nicht viel anders gewesen sein. Ein Gang mit dem großen Jäger war nicht leicht. Vieles mußte gewußt werden: jeder Vogelruf, jeder Vogelflug; was es bedeutete, daß die Kiefernzapfen weit geöffnet auf dem Moos lagen, und daß der Tau auf den Spinngeweben funkelte; Windrichtung und jede Fährte im Sand; das Alter der Bruchstelle an einem geknickten Zweig und das Alter der Schonung, durch die wir gingen. Es war schwer, aber heute will mir scheinen, als ob ein Mensch in zwei solchen Stunden mehr hätte lernen können als in einem ganzen Jahr der Untertertia.

Der Horst lag an unsrem zweiten See, abseits der sumpfigen Ränder, in einer Verborgenheit, die ich noch niemals betreten hatte. Kraniche riefen von den Uferwiesen, Bäume waren übereinandergestürzt, Porstbüsche wucherten, und die Luft war schwer und fremd, die Dschungelluft eines andern Erdteils. Lautlos schleiche ich in der Spur des großen Jägers. Wir hören den Adler schreien und lauschen. Es ist ein andrer Schrei als der des Fischadlers, aber auch er ist klagend, traurig fallend und ergreifend. Der Wald steht wie ein finsteres Gewölbe und fängt den Schrei auf. Seltsam ist alles, wie ein verbotener Weg, ein Einbruch in ein gebanntes Heiligtum.

Aber der Jäger winkt, und der Adlerschrei ist verstummt. Wir stehen unter dem Horst, gedeckt von einem Lindenbusch, unbeweglich, eine halbe Stunde lang. Noch einmal ruft in der Ferne der Adler, und über uns, aus dem riesigen Horst, antwortet die klagende Stimme des Jungen, hoch und ängstlich wie die Stimme eines Rehkitzes.

Ein weißer Kopf schiebt sich über den Horstrand, fahl und häßlich wie der Kopf eines Moorgespenstes.

Mahnend hebt der Jäger die Hand. Und dann pflückt er ein junges Lindenblatt, hebt es an die Lippen, und nun ruft es von unten herauf wie ein junger Adler, klagender noch und wie in Not. Meine Augen fliegen durch den rötlich bestrahlten Wald. Mein Herz klopft, und ich sehe Adler überall. „Ruhig", sagt der Jäger leise. „Ganz... ruhig..."

Und dann ist er da. Lautlos. Zuerst ein Schatten, der dunkel und groß über die Wipfel jagt. Und dann er selbst. Die riesigen Schwingen, der herabschießende Leib. Etwas Dunkles fällt in den Horst, eine unerkennbare Beute. Sekundenlang das Bild des Vogels auf einem grauen Eichenast, sich öffnende Schwingen... der Ast, der hinter ihm erbebt... der Donner des verstörten Schusses... Widerhall... Schweigen... vorbei...

Was hilft es, daß der Jäger mich tröstet? Wir gehen zurück. Jeder Schritt ist ein Schritt durch ein Meer von Schande, Schmerz und Verstoßung. Vorbei. Der erste Adler vorbei. Mein Bruder lächelt nicht, aber in der Nacht, in unsrer Oberstube, als er mich leise weinen hört, sagt er ruhig: „Wenn du willst, kannst du noch einmal gehen." Er hat seine Erstgeburt verkauft, aber nun verschenkt er sie. Ich weiß, daß er besser ist als ich, und ich liebe ihn sehr. Es ist dunkel, und er kann es ja nicht sehen, und so brauche ich mich nicht so sehr zu schämen.

Zwei Wochen später habe ich den Adler geschossen. Aber es hat mich nicht mehr gefreut. Er starb vor mir auf dem Moos, und die kleinen dreieckigen Federn in seinem Nacken bebten leise in seinem Tod. Es war die erste große Erfahrung meines Lebens: daß die Sehnsucht besser ist als der Besitz. Ich habe keine Adler mehr geschossen, und wenn ich heute den großen und traurigen Schrei noch einmal höre, dann stehe ich lange still und lausche, und aus dem dunklen Tal der Erinnerung steht eine zweite Stimme auf, eine tiefe und ernste Stimme, die sich mit der hellen des Vogels verflicht: „Wenn du willst, kannst du noch einmal gehen..."

Aber ich weiß nun, daß es nicht gut ist, noch einmal zu gehen.

ALLES

INGEBORG BACHMANN

Ingeborg Bachmann

WENN WIR uns, wie zwei Versteinte, zum Essen setzen oder abends an der Wohnungstür zusammentreffen, weil wir beide gleichzeitig daran denken, sie abzusperren, fühle ich unsere Trauer wie einen Bogen, der vom einen Ende der Welt zum anderen reicht – also von Hanna zu mir –, und an dem gespannten Bogen einen Pfeil bereitet, der den unbewegten Himmel ins Herz treffen müßte. Wenn wir zurückgehen durch das Vorzimmer, ist sie zwei Schritte vor mir, sie geht ins Schlafzimmer, ohne „Gute Nacht" zu sagen, und ich flüchte mich in mein Zimmer, an meinen Schreibtisch, um dann vor mich hinzustarren, ihren gesenkten Kopf vor Augen und ihr Schweigen im Ohr. Ob sie sich hinlegt und zu schlafen versucht oder wach ist und wartet? Worauf? – da sie nicht auf mich wartet!

Als ich Hanna heiratete, geschah es weniger ihretwegen, als weil sie das Kind erwartete. Ich hatte keine Wahl, brauchte keinen Entschluß zu fassen. Ich war bewegt, weil sich etwas vorbereitete, das neu war und von uns kam, und weil mir die Welt zuzunehmen schien. Wie der Mond, gegen den man sich dreimal verbeugen soll, wenn er neu erscheint und zart und hauchfarben am Anfang seiner Bahn steht. Es gab Augenblicke der Abwesenheit, die ich vorher nicht gekannt hatte. Selbst im Büro – obwohl ich mehr als genug zu tun hatte – oder während einer Konferenz entrückte ich plötzlich in diesen Zustand, in dem ich mich nur dem Kind zuwandte, diesem unbekannten, schemenhaften Wesen, und ihm entgegenging mit all meinen Gedanken bis in den warmen lichtlosen Leib, in dem es gefangen lag.

Das Kind, das wir erwarteten, veränderte uns. Wir gingen kaum mehr aus und vernachlässigten unsere Freunde; wir suchten eine größere Wohnung und richteten uns besser und endgültiger ein. Aber des Kindes wegen, auf das ich wartete, begann alles sich für

mich zu verändern; ich kam auf Gedanken, unvermutet, wie man auf Minen kommt, von solcher Sprengkraft, daß ich hätte zurückschrekken müssen, aber ich ging weiter, ohne Sinn für die Gefahr.

Hanna mißverstand mich. Weil ich nicht zu entscheiden wußte, ob der Kinderwagen große oder kleine Räder haben solle, schien ich gleichgültig. (Ich weiß wirklich nicht. Ganz wie du willst. Doch, ich höre.) Wenn ich mit ihr in Geschäften herumstand, wo sie Hauben, Jäckchen und Windeln aussuchte, zwischen Rosa und Blau, Kunstwolle und echter Wolle schwankte, warf sie mir vor, daß ich nicht bei der Sache sei. Aber ich war es nur zu sehr.

Wie soll ich bloß ausdrücken, was in mir vorging? Es erging mir wie einem Wilden, der plötzlich aufgeklärt wird, daß die Welt, in der er sich bewegt, zwischen Feuerstätte und Lager, zwischen Sonnenaufgang und Sonnenuntergang, zwischen Jagd und Mahlzeit, auch die Welt ist, die Jahrmillionen alt ist und vergehen wird, die einen nichtigen Platz unter vielen Sonnensystemen hat, die sich mit großer Geschwindigkeit um sich selbst und zugleich um die Sonne dreht. Ich sah mich mit einemmal in anderen Zusammenhängen, mich und das Kind, das zu einem bestimmten Zeitpunkt, Anfang oder Mitte November, an die Reihe kommen sollte mit seinem Leben, genauso wie einst ich, genau wie alle vor mir.

Man muß es sich nur recht vorstellen. Diese ganze Abstammung! Wie vorm Einschlafen die schwarzen und weißen Schafe (ein schwarzes, ein weißes, ein schwarzes, ein weißes, und so fort), eine Vorstellung, die einen bald stumpf und dösig und bald verzweifelt wach machen kann. Ich habe nach diesem Rezept nie einschlafen können, obwohl Hanna, die es von ihrer Mutter hat, beschwört, es sei beruhigender als ein Schlafmittel. Vielleicht ist es für viele beruhigend, an diese Kette zu denken: Und Sem zeugte Arpachsad. Als Arpachsad fünfunddreißig Jahre alt war, zeugte er den Selah. Und Selah zeugte den Heber. Und Heber den Peleg. Als Peleg dreißig Jahre alt war, zeugte er den Regu, Regu den Serug und Serug den Nahor, und jeder außerdem noch viele Söhne und Töchter danach, und die Söhne zeugten immer wieder Söhne, nämlich Nahor den Tharah und Tharah den Abram, den Nahor und den Haran. Ich probierte ein paarmal, diesen Prozeß durchzudenken, nicht nur nach vorn, sondern auch nach hinten, bis zu Adam und Eva, von denen wir wohl kaum abstammen, oder bis zu den Hominiden, von denen wir vielleicht herkommen, aber es gibt in jedem Fall ein Dunkel, in dem diese Kette sich verliert, und daher ist es auch belanglos, ob man sich an Adam und Eva oder an zwei andere Exemplare klammert. Nur wenn man sich nicht anklammern

möchte und besser fragt, wozu jeder einmal an der Reihe war, weiß man mit der Kette nicht ein und aus und mit all den Zeugungen nichts anzufangen, mit den ersten und letzten Leben nichts. Denn jeder kommt nur einmal an die Reihe für das Spiel, das er vorfindet und zu begreifen angehalten wird: Fortpflanzung und Erziehung, Wirtschaft und Politik, und beschäftigen darf er sich mit Geld und Gefühl, mit Arbeit und Erfindung und der Rechtfertigung der Spielregel, die sich Denken nennt.

Da wir uns aber schon einmal so vertrauensvoll vermehren, muß man sich wohl abfinden. Das Spiel braucht die Spieler. (Oder brauchen die Spieler das Spiel?) Ich war ja auch so vertrauensvoll in die Welt gesetzt worden, und nun hatte ich ein Kind in die Welt gesetzt.

Jetzt zitterte ich schon bei dem Gedanken.

Ich fing an, *alles* auf das Kind hin anzusehen. Meine Hände zum Beispiel, die es einmal berühren und halten würden, unsere Wohnung im dritten Stock, die Kandlgasse, den VII. Bezirk, die Wege kreuz und quer durch die Stadt bis hinunter zu den Praterauen und schließlich die ganze angeräumte Welt, die ich ihm erklären würde. Von mir sollte es die Namen hören: Tisch und Bett, Nase und Fuß. Auch Worte wie: Geist und Gott und Seele, meinem Dafürhalten nach unbrauchbare Worte, aber verheimlichen konnte man sie nicht, und später Worte, so komplizierte wie: Resonanz, Diapositiv, Chiliasmus und Astronautik. Ich würde dafür zu sorgen haben, daß mein Kind erfuhr, was alles bedeutete und wie alles zu gebrauchen sei, eine Türklinke und ein Fahrrad, ein Gurgelwasser und ein Formular. In meinem Kopf wirbelte es.

Als das Kind kam, hatte ich natürlich keine Verwendung für die große Lektion. Es war da, gelbsüchtig, zerknittert, erbarmungswürdig, und ich war auf eins nicht vorbereitet – daß ich ihm einen Namen geben mußte. Ich einigte mich in aller Eile mit Hanna, und wir ließen drei Namen ins Register eintragen. Den meines Vaters, den ihres Vaters und den meines Großvaters. Von den drei Namen wurde nie einer verwendet. Am Ende der ersten Woche hieß das Kind Fipps. Ich weiß nicht, wie es dazu kam. Vielleicht war ich sogar mitschuldig, denn ich versuchte, wie Hanna, die ganz unerschöpflich im Erfinden und Kombinieren von sinnlosen Silben war, es mit Kosenamen zu rufen, weil die eigentlichen Namen so gar nicht passen wollten auf das winzige nackte Geschöpf. Aus dem Hin und Her von Anbiederungen entstand dieser Name, der mich immer mehr aufgebracht hat im Laufe der Jahre. Manchmal legte ich ihn sogar dem Kind selbst zur Last, als hätte es sich wehren können, als

wäre alles kein Zufall gewesen. Fipps! Ich werde ihn weiter so nennen müssen, ihn lächerlich machen müssen über den Tod hinaus und uns dazu.

Als Fipps in seinem blauweißen Bett lag, wachend, schlafend, und ich nur dazu taugte, ihm ein paar Speicheltropfen oder säuerliche Milch vom Mund zu wischen, ihn aufzuheben, wenn er schrie, in der Hoffnung, ihm Erleichterung zu verschaffen, dachte ich zum erstenmal, daß auch er etwas vorhabe mit mir, daß er mir aber Zeit lasse, dahinter zu kommen, ja unbedingt Zeit lassen wolle, wie ein Geist, der einem erscheint und ins Dunkel zurückkehrt und wiederkommt, die gleichen undeutbaren Blicke aussendend. Ich saß oft neben seinem Bett, sah nieder auf dieses wenig bewegte Gesicht, in diese richtungslos blickenden Augen und studierte seine Züge wie eine überlieferte Schrift, für deren Entzifferung es keinen Anhaltspunkt gibt. Ich war froh zu merken, daß Hanna sich unbeirrt an das Nächstliegende hielt, ihm zu trinken gab, ihn schlafen ließ, weckte, umbettete, wickelte, wie es die Vorschrift war. Sie putzte ihm die Nase mit kleinen Wattepfröpfchen und stäubte eine Puderwolke zwischen seine dicken Schenkel, als wäre ihm und ihr damit für alle Zeit geholfen.

Nach ein paar Wochen versuchte sie, ihm ein erstes Lächeln zu entlocken. Aber als er uns dann damit überraschte, blieb die Grimasse doch rätselvoll und beziehungslos für mich. Auch wenn er seine Augen immer häufiger und genauer auf uns richtete oder die Ärmchen ausstreckte, kam mir der Verdacht, daß nichts gemeint sei und daß wir nun anfingen, ihm die Gründe zu suchen, die er später einmal annehmen würde. Nicht Hanna, und vielleicht kein Mensch, hätte mich verstanden, aber in dieser Zeit begann meine Beunruhigung. Ich fürchte, ich fing damals schon an, mich von Hanna zu entfernen, sie immer mehr auszuschließen und fernzuhalten von meinen wahren Gedanken. Ich entdeckte eine Schwachheit in mir – das Kind hatte sie mich entdecken lassen – und das Gefühl, einer Niederlage entgegenzugehen. Ich war dreißig Jahre alt wie Hanna, die zart und jung aussah wie nie zuvor. Aber mir hatte das Kind keine neue Jugend gegeben. In dem Maß, in dem es seinen Kreis vergrößerte, steckte ich den meinen zurück. Ich ging an die Wand, bei jedem Lächeln, jedem Jubel, jedem Schrei. Ich hatte nicht die Kraft, dieses Lächeln, dieses Gezwitscher, diese Schreie im Keim zu ersticken. Darauf wäre es nämlich angekommen!

Die Zeit, die mir blieb, verging rasch. Fipps saß aufrecht im Wagen, bekam die ersten Zähne, jammerte viel; bald streckte er

sich, stand schwankend, zusehends fester, rutschte auf Knien durchs Zimmer, und eines Tages kamen die ersten Worte. Es war nicht mehr aufzuhalten, und ich wußte noch immer nicht, was zu tun war.

Was nur? Früher hatte ich gedacht, ihn die Welt lehren zu müssen. Seit den stummen Zwiesprachen mit ihm war ich irre geworden und anders belehrt. Hatte ich es, zum Beispiel, nicht in der Hand, ihm die Benennung der Dinge zu verschweigen, ihn den Gebrauch der Gegenstände nicht zu lehren? Er war der erste Mensch. Mit ihm fing alles an, und es war nicht gesagt, daß alles nicht auch ganz anders werden konnte durch ihn. Sollte ich ihm nicht die Welt überlassen, blank und ohne Sinn? Ich mußte ihn ja nicht einweihen in Zwecke und Ziele, nicht in Gut und Böse, in das, was wirklich ist und was nur so scheint. Warum sollte ich ihn zu mir herüberziehen, ihn wissen und glauben, freuen und leiden machen! Hier, wo wir stehen, ist die Welt die schlechteste aller Welten, und keiner hat sie verstanden bis heute, aber wo er stand, war nichts entschieden. Noch nichts. Wie lange noch?

Und ich wußte plötzlich: alles ist eine Frage der Sprache und nicht nur dieser einen deutschen Sprache, die mit anderen geschaffen wurde in Babel, um die Welt zu verwirren. Denn darunter schwelt noch eine Sprache, die reicht bis in die Gesten und Blicke, das Abwickeln der Gedanken und den Gang der Gefühle, und in ihr ist schon all unser Unglück. Alles war eine Frage, ob ich das Kind bewahren konnte vor unserer Sprache, bis es eine neue begründet hatte und eine neue Zeit einleiten konnte.

Oft ging ich mit Fipps allein aus dem Haus, und wenn ich an ihm wiederfand, was Hanna an ihm begangen hatte, Zärtlichkeiten, Koketterien, Spielereien, entsetzte ich mich. Er geriet uns nach. Aber nicht nur Hanna und mir, nein, den Menschen überhaupt. Doch es gab Augenblicke, in denen er sich selbst verwaltete, und dann beobachtete ich ihn inständig. Alle Wege waren ihm gleich. Alle Wesen gleich. Hanna und ich standen ihm gewiß nur näher, weil wir uns andauernd in seiner Nähe zu schaffen machten. Es war ihm gleich. Wie lange noch?

Er fürchtete sich. Aber noch nicht vor einer Lawine oder einer Niedertracht, sondern vor einem Blatt, das an einem Baum in Bewegung geriet. Vor einem Schmetterling. Die Fliegen erschreckten ihn maßlos. Und ich dachte: wie wird er leben können, wenn erst ein ganzer Baum sich im Wind biegen wird und ich ihn so im unklaren lasse!

Er traf mit einem Nachbarskind auf der Treppe zusammen; er

griff ihm ungeschickt mitten ins Gesicht, wich zurück, und wußte vielleicht nicht, daß er ein Kind vor sich hatte. Früher hatte er geschrien, wenn er sich schlecht fühlte, aber wenn er jetzt schrie, ging es um mehr. Vor dem Einschlafen geschah es oft oder wenn man ihn aufhob, um ihn zu Tisch zu bringen, oder wenn man ihm ein Spielzeug wegnahm. Eine große Wut war in ihm. Er konnte sich auf den Boden legen, im Teppich festkrallen und brüllen, bis sein Gesicht blau wurde und ihm Schaum vor dem Mund stand. Im Schlaf schrie er auf, als hätte sich ein Vampir auf seine Brust gesetzt. Diese Schreie bestärkten mich in der Meinung, daß er sich noch zu schreien traute und seine Schreie wirkten.

O eines Tages!

Hanna ging mit zärtlichen Vorwürfen herum und nannte ihn ungezogen. Sie drückte ihn an sich, küßte ihn oder blickte ihn ernst an und lehrte ihn, seine Mutter nicht zu kränken. Sie war eine wundervolle Versucherin. Sie stand unentwegt über den namenlosen Fluß gebeugt und wollte ihn herüberziehen, ging auf und ab an unserem Ufer und lockte ihn mit Schokoladen und Orangen, Brummkreiseln und Teddybären.

Und wenn die Bäume Schatten warfen, meinte ich, eine Stimme zu hören: Lehr ihn die Schattensprache! Die Welt ist ein Versuch, und es ist genug, daß dieser Versuch immer in derselben Weise wiederholt worden ist mit demselben Ergebnis. Mach einen anderen Versuch! Laß ihn zu Schatten gehn! Das Ergebnis war bisher: ein Leben in Schuld, Liebe und Verzweiflung. (Ich hatte begonnen, an alles im allgemeinen zu denken; mir fielen dann solche Worte ein.) Ich aber könnte ihm die Schuld ersparen, die Liebe und jedes Verhängnis und ihn für ein anderes Leben freimachen. Ja, sonntags wanderte ich mit ihm durch den Wienerwald, und wenn wir an ein Wasser kamen, sagte es in mir: Lehr ihn die Wassersprache! Es ging über Steine. Über Wurzeln. Lehr ihn die Steinsprache! Wurzle ihn neu ein! Die Blätter fielen, denn es war wieder Herbst. Lehr ihn die Blättersprache!

Aber da ich kein Wort aus solchen Sprachen kannte oder fand, nur meine Sprache hatte und nicht über deren Grenze gelangen konnte, trug ich ihn stumm die Wege hinauf und hinunter und wieder heim, wo er lernte, Sätze zu bilden und in die Falle ging. Er äußerte schon Wünsche, sprach Bitten aus, befahl oder redete um des Redens willen. Auf späteren Sonntagsgängen riß er Grashalme aus, hob Würmer auf, fing Käfer ein. Jetzt waren sie ihm schon nicht mehr gleich, er untersuchte sie, tötete sie, wenn ich sie ihm nicht noch

rechtzeitig aus der Hand nahm. Zu Hause zerlegte er Bücher und Schachteln und seinen Hampelmann. Er riß alles an sich, biß hinein, betastete alles, warf es weg oder nahm es an! O eines Tages. Eines Tages würde er Bescheid wissen.

Hanna hat mich, in dieser Zeit, als sie noch mitteilsamer war, oft auf das, was Fipps sagte, aufmerksam gemacht; sie war bezaubert von seinen unschuldigen Blicken, unschuldigen Reden und seinem Tun. Ich aber konnte überhaupt keine Unschuld in dem Kind entdecken, seit es nicht mehr wehrlos und stumm wie in den ersten Wochen war. Und damals war es wohl nicht unschuldig, sondern nur unfähig zu einer Äußerung gewesen, ein Bündel aus feinem Fleisch und Flachs, mit dünnem Atem, mit einem riesigen dumpfen Kopf, der wie ein Blitzableiter die Botschaften der Welt entschärfte.

In einer Sackgasse neben dem Haus durfte der ältere Fipps öfter mit anderen Kindern spielen. Einmal, gegen Mittag, als ich nach Hause wollte, sah ich ihn mit drei kleinen Buben Wasser in einer Konservenbüchse auffangen, das längs dem Randstein abfloß. Dann standen sie im Kreis, redeten. Es sah wie eine Beratung aus. (So berieten Ingenieure, wo sie mit den Bohrungen beginnen, wo den Einstich machen sollten.) Sie hockten sich auf das Pflaster nieder, und Fipps, der die Büchse hielt, war schon dabei, sie auszuschütten, als sie sich wieder erhoben, drei Pflastersteine weitergingen. Aber auch dieser Platz schien sich für das Vorhaben nicht zu eignen. Sie erhoben sich noch einmal. Es lag eine Spannung in der Luft. Welch männliche Spannung! Es mußte etwas geschehen! Und dann fanden sie, einen Meter entfernt, den Ort. Sie hockten sich wieder nieder, verstummten, und Fipps neigte die Büchse. Das schmutzige Wasser floß über die Steine. Sie starrten darauf, stumm und feierlich. Es war geschehen, vollbracht. Vielleicht gelungen. Es mußte gelungen sein. Die Welt konnte sich auf diese kleinen Männer verlassen, die sie weiterbrachten. Sie würden sie weiterbringen, dessen war ich nun ganz sicher. Ich ging ins Haus, nach oben, und warf mich auf das Bett in unserem Schlafzimmer. Die Welt war weitergebracht worden, der Ort war gefunden, von dem aus man sie vorwärtsbrachte, immer in dieselbe Richtung. Ich hatte gehofft, mein Kind werde die Richtung nicht finden. Und einmal, vor langer Zeit, hatte ich gefürchtet, daß es sich nicht zurechtfinden werde. Ich Narr hatte gefürchtet, es werde die Richtung nicht finden! Ich stand auf und schüttete mir ein paar Hände voll kaltes Leitungswasser ins Gesicht. Ich wollte dieses Kind nicht mehr. Ich haßte es, weil es zu gut verstand, weil ich es schon in allen Fußtapfen sah.

Ich ging herum und dehnte meinen Haß aus auf alles, was von den Menschen kam, auf die Straßenbahnlinien, die Hausnummern, die Titel, die Zeiteinteilung, diesen ganzen verfilzten, ausgeklügelten Wust, der sich Ordnung nennt, gegen die Müllabfuhr, die Vorlesungsverzeichnisse, Standesämter, diese ganzen erbärmlichen Einrichtungen, gegen die man nicht mehr anrennen kann, gegen die auch nie jemand anrennt, diese Altäre, auf denen ich geopfert hatte, aber nicht gewillt war, mein Kind opfern zu lassen. Wie kam mein Kind dazu? Es hatte die Welt nicht eingerichtet, hatte ihre Beschädigung nicht verursacht. Warum sollte es sich darin einrichten! Ich schrie das Einwohneramt und die Schulen und die Kasernen an: Gebt ihm eine Chance! Gebt meinem Kind, ehe es verdirbt, eine einzige Chance! Ich wütete gegen mich, weil ich meinen Sohn in diese Welt gezwungen hatte und nichts zu seiner Befreiung tat. Ich war es ihm schuldig, ich mußte handeln, mit ihm weggehen, mit ihm auf eine Insel verziehen. Aber wo gibt es diese Insel, von der aus ein neuer Mensch eine neue Welt begründen kann? Ich war mit dem Kind gefangen und verurteilt von vornherein, die alte Welt mitzumachen. Darum ließ ich das Kind fallen. Ich ließ es aus meiner Liebe fallen. Dieses Kind war ja zu allem fähig, nur dazu nicht, auszutreten, den Teufelskreis zu durchbrechen.

Fipps verspielte die Jahre bis zur Schule. Er verspielte sie im wahrsten Sinn des Wortes. Ich gönnte ihm Spiele, aber nicht diese, die ihn hinwiesen auf spätere Spiele. Verstecken und Fangen, Abzählen und Ausscheiden, Räuber und Gendarm. Ich wollte für ihn ganz andere, reine Spiele, andere Märchen als die bekannten. Aber mir fiel nichts ein, und er war nur auf Nachahmung aus. Man hält es nicht für möglich, aber es gibt keinen Ausweg für unsereins. Immer wieder teilt sich alles in oben und unten, gut und böse, hell und dunkel, in Zahl und Güte, Freund und Feind, und wo in den Fabeln andere Wesen oder Tiere auftauchen, nehmen sie gleich wieder die Züge von Menschen an.

Weil ich nicht mehr wußte, wie und woraufhin ich ihn bilden sollte, gab ich es auf. Hanna merkte, daß ich mich nicht mehr um ihn kümmerte. Einmal versuchten wir, darüber zu sprechen, und sie starrte mich an wie ein Ungeheuer. Ich konnte nicht alles vorbringen, weil sie aufstand, mir das Wort abschnitt und ins Kinderzimmer ging. Es war abends, und von diesem Abend an begann sie, die früher so wenig wie ich auf die Idee gekommen wäre, mit dem Kind zu beten: Müde bin ich, geh zur Ruh. Lieber Gott, mach mich fromm. Und ähnliches. Ich kümmerte mich auch darum nicht, aber sie werden es wohl weit gebracht

haben in ihrem Repertoire. Ich glaube, sie wünschte damit ihn unter einen Schutz zu stellen. Es wäre ihr alles recht gewesen, ein Kreuz oder ein Maskottchen, ein Zauberspruch oder sonstwas. Im Grunde hatte sie recht, da Fipps bald unter die Wölfe fallen und bald mit den Wölfen heulen würde. ‚Gott befohlen' war vielleicht die letzte Möglichkeit. Wir lieferten ihn beide aus, jeder auf seine Weise.

Wenn Fipps mit einer schlechten Note aus der Schule heimkam, sagte ich kein Wort, aber ich tröstete ihn auch nicht. Hanna quälte sich insgeheim. Sie setzte sich regelmäßig nach dem Mittagessen hin und half ihm bei seinen Aufgaben, hörte ihn ab. Sie machte ihre Sache so gut, wie man sie nur machen kann. Aber ich glaubte ja nicht an die gute Sache. Es war mir gleichgültig, ob Fipps später aufs Gymnasium kommen würde oder nicht, ob aus ihm etwas Rechtes würde oder nicht. Ein Arbeiter möchte seinen Sohn als Arzt sehen, ein Arzt den seinen zumindest als Arzt. Ich verstehe das nicht. Ich wollte Fipps weder gescheiter noch besser als uns wissen. Ich wollte auch nicht von ihm geliebt sein; er brauchte mir nicht zu gehorchen, mir nie zu Willen zu sein. Nein, ich wollte … Er sollte doch nur von vorn beginnen, mir zeigen mit einer einzigen Geste, daß er nicht unsere Gesten nachvollziehen mußte. Ich habe keine an ihm gesehen. Ich war neu geboren, aber er war es nicht! Ich war es ja, ich war der erste Mensch und habe alles verspielt, hab nichts getan!

Ich wünschte für Fipps nichts, ganz und gar nichts. Ich beobachtete ihn nur weiter. Ich weiß nicht, ob ein Mann sein eigenes Kind so betrachten darf. Wie ein Forscher einen ‚Fall'! Ich betrachtete diesen hoffnungslosen Fall Mensch. Dieses Kind, das ich nicht lieben konnte, wie ich Hanna liebte, die ich doch nie ganz fallen ließ, weil sie mich nicht enttäuschen konnte. Sie war schon von der Art Menschen gewesen wie ich, als ich sie angetroffen hatte, wohlgestalt, erfahren, ein wenig besonders und doch wieder nicht, eine Frau und dann meine Frau. Ich machte diesem Kind und mir den Prozeß – ihm, weil es eine höchste Erwartung zunichte machte, mir, weil ich ihm den Boden nicht bereiten konnte. Ich hatte erwartet, daß dieses Kind, weil es ein Kind war – ja, ich hatte erwartet, daß es die Welt erlöse. Es hört sich an wie eine Ungeheuerlichkeit. Ich habe auch wirklich ungeheuerlich gehandelt an dem Kind, aber das ist keine Ungeheuerlichkeit, was ich erhoffte. Ich war nur nicht vorbereitet gewesen, wie alle vor mir, auf das Kind. Ich hatte mir nichts dabei gedacht, wenn ich Hanna umarmte, wenn ich beruhigt war in dem finsteren Schoß – ich konnte nicht denken. Es war gut, Hanna zu heiraten, nicht nur wegen des Kindes, aber ich war später nie mehr glücklich mit ihr, sondern nur darauf bedacht, daß sie nicht noch ein

Kind bekäme. Sie wünschte es sich, ich habe Grund, das anzunehmen, obwohl sie jetzt nicht mehr davon spricht, nichts dergleichen tut. Man möchte meinen, daß Hanna jetzt erst recht wieder an ein Kind denkt, aber sie ist versteint. Sie geht nicht von mir und kommt nicht zu mir. Sie hadert mit mir, wie man mit einem Menschen nicht hadern darf, da er nicht Herr über solche Unbegreiflichkeiten wie Tod und Leben ist. Sie hätte damals gern eine ganze Brut aufgezogen, und das verhinderte ich. Ihr waren alle Bedingungen recht und mir keine. Sie erklärte mir einmal, als wir uns stritten, was alles sie für Fipps tun und haben wolle. *Alles:* ein lichteres Zimmer, mehr Vitamine, einen Matrosenanzug, mehr Liebe, die ganze Liebe, einen Liebesspeicher wollte sie anlegen, der reichen sollte ein Leben lang, wegen draußen, wegen der Menschen ... eine gute Schulbildung, Fremdsprachen, auf seine Talente merken. – Sie weinte und kränkte sich, weil ich darüber lachte. Ich glaube, sie dachte keinen Augenblick lang, daß Fipps zu den Menschen ‚draußen' gehören werde, daß er wie sie verletzen, beleidigen, übervorteilen, töten könne, daß er auch nur einer Niedrigkeit fähig sein werde, und ich hatte allen Grund, das anzunehmen. Denn das Böse, wie wir es nennen, steckte in dem Kind wie eine Eiterquelle. An die Geschichte mit dem Messer brauche ich deswegen noch gar nicht zu denken. Es fing viel früher an, als er etwa drei oder vier Jahre alt war. Ich kam dazu, wie er zornig und plärrend umherging; ein Turm mit Bauklötzen war ihm umgefallen. Plötzlich hielt er inne im Lamentieren und sagte leise und nachdrücklich: „Das Haus anzünden werde ich euch. Alles kaputtmachen. Euch alle kaputtmachen." Ich hob ihn auf die Knie, streichelte ihn, versprach ihm, den Turm wieder aufzubauen. Er wiederholte seine Drohungen. Hanna, die dazutrat, war zum erstenmal unsicher. Sie wies ihn zurecht und fragte ihn, wer ihm wohl solche Sachen sage. Er antwortete fest: „Niemand."

Dann stieß er ein kleines Mädchen, das im Haus wohnte, die Stiegen hinunter, war wohl sehr erschrocken danach, weinte, versprach, es nie wieder zu tun, und tat es doch noch einmal. Eine Zeitlang schlug er bei jeder Gelegenheit nach Hanna. Auch das verging wieder.

Ich vergesse freilich, mir vorzuhalten, wieviel hübsche Dinge er sagte, wie zärtlich er sein konnte, wie rotglühend er morgens aufwachte. Ich habe das alles auch bemerkt, war oft versucht, ihn dann schnell zu nehmen, zu küssen, wie Hanna es tat, aber ich wollte mich nicht darüber beruhigen und mich täuschen lassen. Ich war auf der Hut. Denn es war keine Ungeheuerlichkeit, was ich erhoffte. Ich

hatte mit meinem Kind nichts Großes vor, aber diese Wenigkeit, diese geringe Abweichung wünschte ich. Wenn ein Kind freilich Fipps heißt... Mußte es seinem Namen solche Ehre machen? Kommen und Gehen mit einem Schoßhundnamen. Elf Jahre in Dressurakt auf Dressurakt vertun. (Essen mit der schönen Hand. Gerade gehen. Winken. Nicht sprechen mit vollem Mund.)

Seit er zur Schule ging, war ich bald mehr außer Haus als zu Hause zu finden. Ich war zum Schachspielen im Kaffeehaus oder ich schloß mich, Arbeit vorschützend, in mein Zimmer ein, um zu lesen. Ich lernte Betty kennen, eine Verkäuferin von der Mariahilfer Straße, der ich Strümpfe, Kinokarten oder etwas zum Essen mitbrachte, und gewöhnte sie an mich. Sie war kurzangebunden, anspruchslos, unterwürfig und höchstens eßlustig bei aller Lustlosigkeit, mit der sie ihre freien Abende zubrachte. Ich ging ziemlich oft zu ihr, während eines Jahres, legte mich neben sie auf das Bett in ihrem möblierten Zimmer, wo sie, während ich ein Glas Wein trank, Illustrierte las und dann auf meine Zumutungen ohne Befremden einging. Es war eine Zeit der größten Verwirrung, wegen des Kindes. Ich schlief nie mit Betty, im Gegenteil, ich war auf der Suche nach Selbstbefriedigung, nach der lichtscheuen, verpönten Befreiung von der Frau und dem Geschlecht. Um nicht eingefangen zu werden, um unabhängig zu sein. Ich wollte mich nicht mehr zu Hanna legen, weil ich ihr nachgegeben hätte.

Obwohl ich mich nicht bemühte, mein abendliches Ausbleiben durch so lange Zeit zu bemänteln, war mir, als lebte Hanna ohne Verdacht. Eines Tages entdeckte ich, daß es anders war; sie hatte mich schon einmal mit Betty im Café Elsahof gesehen, wo wir uns oft nach Geschäftsschluß trafen, und gleich zwei Tage darauf wieder, als ich mit Betty um Kinokarten vor dem Kosmoskino in einer Schlange stand. Hanna verhielt sich sehr ungewöhnlich, blickte über mich hinweg wie über einen Fremden, so daß ich nicht wußte, was zu tun war. Ich nickte ihr gelähmt zu, rückte, Bettys Hand in der meinen fühlend, weiter vor zur Kasse und ging, so unglaublich es mir nachträglich erscheint, wirklich ins Kino. Nach der Vorstellung, während der ich mich vorbereitete auf Vorwürfe und meine Verteidigung erprobte, nahm ich ein Taxi für den kurzen Heimweg, als ob ich damit noch etwas hätte gutmachen oder verhindern können. Da Hanna kein Wort sagte, stürzte ich mich in meinen vorbereiteten Text. Sie schwieg beharrlich, als redete ich zu ihr von Dingen, die sie nichts angingen. Schließlich tat sie doch den Mund auf und sagte schüchtern, ich solle doch an das Kind denken. „Fipps zuliebe...“,

dieses Wort kam vor! Ich war geschlagen, ihrer Verlegenheit wegen, bat sie um Verzeihung, ging in die Knie, versprach das Nie-wieder, und ich sah Betty wirklich nie wieder. Ich weiß nicht, warum ich ihr trotzdem zwei Briefe schrieb, auf die sie sicher keinen Wert legte. Es kam keine Antwort, und ich wartete auch nicht auf Antwort. Als hätte ich mir selbst oder Hanna diese Briefe zukommen lassen wollen, hatte ich mich darin preisgegeben wie nie zuvor einem Menschen. Manchmal fürchtete ich, von Betty erpreßt zu werden. Wieso erpreßt? Ich schickte ihr Geld. Wieso eigentlich, da Hanna von ihr wußte? Diese Verwirrung. Diese Öde.

Ich fühlte mich ausgelöscht als Mann, impotent. Ich wünschte mir, es zu bleiben. Wenn da eine Rechnung war, würde sie aufgehen zu meinen Gunsten. Austreten aus dem Geschlecht, zu Ende kommen, ein Ende, dahin sollte es nur kommen!

Aber alles, was geschah, handelt nicht etwa von mir oder Hanna oder Fipps, sondern von Vater und Sohn, einer Schuld und einem Tod.

In einem Buch las ich einmal den Satz: „Es ist nicht die Art des Himmels, das Haupt zu erheben." Es wäre gut, wenn alle wüßten von diesem Satz, der von der Unart des Himmels spricht. O nein, es ist wahrhaftig nicht seine Art, herabzublicken, Zeichen zu geben den Verwirrten unter ihm. Wenigstens nicht, wo ein so dunkles Drama stattfindet, in dem auch er, dieses erdachte Oben, mitspielt. Vater und Sohn. Ein Sohn – daß es das gibt, das ist das Unfaßbare. Mir fallen jetzt solche Worte ein, weil es für diese finstere Sache kein klares Wort gibt; sowie man daran denkt, kommt man um den Verstand. Finstere Sache: denn da war mein Samen, undefinierbar und mir selbst nicht geheuer, und dann Hannas Blut, in dem das Kind genährt worden war und das die Geburt begleitete, alles zusammen eine finstere Sache. Und es hatte mit Blut geendet, mit seinem schallend leuchtenden Kinderblut, das aus der Kopfwunde geflossen ist.

Er konnte nichts sagen, als er dort auf dem Felsvorsprung der Schlucht lag, nur zu dem Schüler, der zuerst bei ihm anlangte: „Du." Er wollte die Hand heben, ihm etwas bedeuten oder sich an ihn klammern. Die Hand ging aber nicht mehr hoch. Und endlich flüsterte er doch, als sich ein paar Augenblicke später der Lehrer über ihn beugte:

„Ich möchte nach Hause."

Ich werde mich hüten, dieses Satzes wegen zu glauben, es hätte ihn ausdrücklich nach Hanna und mir verlangt. Man will nämlich nach Hause, wenn man sich sterben fühlt, und er fühlte es. Er war ein Kind, hatte keine großen Botschaften zu bestellen. Fipps war

nämlich nur ein ganz gewöhnliches Kind, es konnte ihm nichts in die Quere kommen bei seinen letzten Gedanken. Die anderen Kinder und der Lehrer hatten dann Stöcke gesucht, eine Bahre daraus gemacht, ihn bis ins Oberdorf getragen. Unterwegs, fast gleich nach den ersten Schritten, war er gestorben. Dahingegangen? Verschieden? In der Parte schrieben wir: „... wurde uns unser einziges Kind ... durch einen Unglücksfall entrissen." In der Druckerei fragte der Mann, der die Bestellung aufnahm, ob wir nicht „unser einziges innigstgeliebtes Kind" schreiben wollten, aber Hanna, die am Apparat war, sagte nein, es verstehe sich, geliebt und innigstgeliebt, es komme auch gar nicht mehr darauf an. Ich war so töricht, sie umarmen zu wollen für diese Auskunft; so sehr lagen meine Gefühle für sie darnieder. Sie schob mich weg. Nimmt sie mich überhaupt noch wahr? Was, um alles in der Welt, wirft sie mir vor?

Hanna, die ihn allein umsorgt hatte seit langem, geht unerkennbar umher, als fiele der Scheinwerfer nicht mehr auf sie, der sie angeleuchtet hatte, wenn sie mit Fipps und durch Fipps im Mittelpunkt stand. Es läßt sich nichts mehr über sie sagen, als hätte sie weder Eigenschaften noch Merkmale. Früher war sie doch fröhlich und lebhaft gewesen, ängstlich, sanft und streng, immer bereit, das Kind zu lenken, laufen zu lassen und wieder eng an sich zu ziehen. Nach dem Vorfall mit dem Messer zum Beispiel hatte sie ihre schönste Zeit, sie glühte vor Großmut und Einsicht, sie durfte sich zu dem Kind bekennen und zu seinen Fehlern, sie stand für alles ein vor jeder Instanz. Es war in seinem dritten Schuljahr. Fipps war auf einen Mitschüler mit einem Taschenmesser losgegangen. Er wollte es ihm in die Brust rennen; es rutschte ab und traf das Kind in den Arm. Wir wurden in die Schule gerufen, und ich hatte peinvolle Besprechungen mit dem Direktor und Lehrern und den Eltern des verletzten Kindes – peinvoll, weil ich nicht bezweifelte, daß Fipps dazu, und noch zu ganz anderem, imstande war, aber sagen durfte ich, was ich dachte, nicht – peinvoll, weil mich die Gesichtspunkte, die man mir aufzwang, überhaupt nicht interessierten. Was wir mit Fipps tun sollten, war allen unklar. Er schluchzte, bald trotzig, bald verzweifelt, und wenn ein Schluß zulässig ist, so bereute er, was geschehen war. Trotzdem gelang es uns nicht, ihn dazu zu bewegen, zu dem Kind zu gehen und es um Verzeihung zu bitten. Wir zwangen ihn und gingen zu dritt ins Spital. Aber ich glaube, daß Fipps, der nichts gegen das Kind gehabt hatte, als er es bedrohte, von dem Augenblick an begann, es zu hassen, als er seinen Spruch sagen mußte. Es war kein Kinderzorn in ihm, sondern unter großer Beherrschung ein sehr fei-

ner, sehr erwachsener Haß. Ein schwieriges Gefühl, in das er niemand hineinsehen ließ, war ihm gelungen, und er war wie zum Menschen geschlagen.

Immer, wenn ich an den Schulausflug denke, mit dem alles zu Ende ging, fällt mir auch die Messergeschichte ein, als gehörten sie von fern zusammen, wegen des Schocks, der mich wieder an die Existenz meines Kindes erinnerte. Denn diese paar Schuljahre erscheinen mir, abgesehen davon, leer in der Erinnerung, weil ich nicht achtete auf sein Größerwerden, das Hellerwerden des Verstandes und seiner Empfindungen. Er wird wohl gewesen sein wie alle Kinder dieses Alters: wild und zärtlich, laut und verschwiegen – mit allen Besonderheiten für Hanna, allem Einmaligen für Hanna.

Der Direktor der Schule rief bei mir im Büro an. Das war nie vorgekommen, denn selbst, als sich die Geschichte mit dem Messer zugetragen hatte, ließ man in der Wohnung anrufen, und Hanna erst hatte mich verständigt. Ich traf den Mann eine halbe Stunde später in der Halle der Firma. Wir gingen auf die andere Straßenseite ins Kaffeehaus. Er versuchte, was er mir sagen mußte, zuerst in der Halle zu sagen, dann auf der Straße, aber auch im Kaffeehaus fühlte er, daß es nicht der richtige Ort war. Es gibt vielleicht überhaupt keinen richtigen Ort für die Mitteilung, daß ein Kind tot ist.

Es sei nicht die Schuld des Lehrers, sagte er.

Ich nickte. Es war mir recht.

Die Wegverhältnisse waren gut gewesen, aber Fipps hatte sich losgelöst von der Klasse, aus Übermut oder Neugier, vielleicht, weil er sich einen Stock suchen wollte.

Der Direktor begann zu stammeln.

Fipps sei auf einem Felsen ausgerutscht und auf den darunterliegenden gestürzt.

Die Kopfwunde sei an sich ungefährlich gewesen, aber der Arzt habe dann die Erklärung für den raschen Tod gefunden, eine Zyste, ich wisse wahrscheinlich ...

Ich nickte. Zyste? Ich wußte nicht, was das ist.

Die Schule sei tief betroffen, sagte der Direktor, eine Untersuchungskommission sei beauftragt, die Polizei verständigt ...

Ich dachte nicht an Fipps, sondern an den Lehrer, der mir leid tat, und ich gab zu verstehen, daß man nichts zu befürchten habe von meiner Seite.

Niemand hatte Schuld. Niemand.

Ich stand auf, ehe wir die Bestellung machen konnten, legte einen Schilling auf den Tisch, und wir trennten uns. Ich ging zurück ins

Büro und gleich wieder weg, ins Kaffeehaus, um doch einen Kaffee zu trinken, obwohl ich lieber einen Kognak oder einen Schnaps gehabt hätte. Ich traute mich nicht, einen Kognak zu trinken. Mittag war gekommen, und ich mußte heim und es Hanna sagen. Ich weiß nicht, wie ich es fertigbrachte und was ich sagte. Während wir von der Wohnungstür weg und durch das Vorzimmer gingen, mußte sie es schon begriffen haben. Es ging so schnell. Ich mußte sie zu Bett bringen, den Arzt rufen. Sie war ohne Verstand, und bis sie bewußtlos wurde, schrie sie. Sie schrie so entsetzlich wie bei seiner Geburt, und ich zitterte wieder um sie, wie damals. Wünschte wieder nur, Hanna möge nichts geschehen. Immer dachte ich: Hanna! Nie an das Kind.

In den folgenden Tagen tat ich alle Wege allein. Auf dem Friedhof – ich hatte Hanna die Stunde der Beerdigung verschwiegen – hielt der Direktor eine Rede. Es war ein schöner Tag, ein leichter Wind ging, die Kranzschleifen hoben sich wie für ein Fest. Der Direktor sprach immerzu. Zum erstenmal sah ich die ganze Klasse, die Kinder, mit denen Fipps fast jede Tageshälfte verbracht hatte, einen Haufen stumpf vor sich hinblickender kleiner Kerle, und darunter wußte ich einen, den Fipps hatte erstechen wollen. Es gibt eine Kälte innen, die macht, daß das Nächste und Fernste uns gleich entrückt sind. Das Grab entrückte mit den Umstehenden und den Kränzen. Den ganzen Zentralfriedhof sah ich weit draußen am Horizont nach Osten abtreiben, und noch als man mir die Hand drückte, spürte ich nur Druck auf Druck und sah die Gesichter dort draußen, genau und wie aus der Nähe gesehen, aber sehr fern, erheblich fern.

Lern du die Schattensprache! Lern du selber.

Aber jetzt, seit alles vorbei ist und Hanna auch nicht mehr stundenlang in seinem Zimmer sitzt, sondern mir erlaubt hat, die Tür abzuschließen, durch die er so oft gelaufen ist, rede ich manchmal mit ihm in der Sprache, die ich nicht für gut halten kann.

Mein Wildling. Mein Herz.

Ich bin bereit, ihn auf dem Rücken zu tragen, und verspreche ihm einen blauen Ballon, eine Bootsfahrt auf der alten Donau und Briefmarken. Ich blase auf seine Knie, wenn er sich angeschlagen hat, und helfe ihm bei einer Schlußrechnung.

Wenn ich ihn damit auch nicht lebendig machen kann, so ist es doch nicht zu spät zu denken: Ich habe ihn angenommen, diesen Sohn. Ich konnte zu ihm nicht freundlich sein, weil ich zu weit ging mit ihm.

Geh nicht zu weit. Lern erst das Weitergehen. Lern du selbst.

Aber man müßte zuerst den Trauerbogen zerreißen können, der

von einem Mann zu einer Frau reicht. Diese Entfernung, meßbar mit Schweigen, wie soll sie je abnehmen? Denn in alle Zeit wird, wo für mich ein Minenfeld ist, für Hanna ein Garten sein.

Ich denke nicht mehr, sondern möchte aufstehen, über den dunklen Gang hinübergehen und, ohne ein Wort sagen zu müssen, Hanna erreichen. Ich sehe nichts daraufhin an, weder meine Hände, die sie halten sollen, noch meinen Mund, in den ich den ihren schließen kann. Es ist unwichtig, mit welchem Laut vor jedem Wort ich zu ihr komme, mit welcher Wärme vor jeder Sympathie. Nicht um sie wiederzuhaben, ginge ich, sondern um sie in der Welt zu halten und damit sie mich in der Welt hält. Durch Vereinigung, mild und finster. Wenn es Kinder gibt nach dieser Umarmung, gut, sie sollen kommen, da sein, heranwachsen, werden wie alle andern. Ich werde sie verschlingen wie Kronos, schlagen wie ein großer fürchterlicher Vater, sie verwöhnen, diese heiligen Tiere, und mich betrügen lassen wie ein Lear. Ich werde sie erziehen, wie die Zeit es erfordert, halb für die wölfische Praxis und halb auf die Idee der Sittlichkeit hin – und ich werde ihnen nichts auf den Weg mitgeben. Wie ein Mann meiner Zeit: keinen Besitz, keine guten Ratschläge.

Aber ich weiß nicht, ob Hanna noch wach ist.

Ich denke nicht mehr. Das Fleisch ist stark und finster, das unter dem großen Nachtgelächter ein wahres Gefühl begräbt.

Ich weiß nicht, ob Hanna noch wach ist.

DIE GESPARTEN SCHLACHTSCHÜSSELN

PAUL ERNST

Wenn ein sorgsamer Hausvater heute ein Schwein schlachtet, dann hat er einen sauberen und sehr großen irdenen Topf, in diesen legt er die Ohren, die Schnauze, die Pfoten und die Rippchen, nachdem er alles tüchtig mit Salz eingerieben und bestreut hat; dann wartet er vierzehn Tage und sagt endlich zu seiner Hausfrau: „Morgen

könntest du wohl einmal Pökelknochen mit Sauerkraut und Erbsen zubereiten"; und so hat er denn, je nach der Größe seiner Familie, vier bis sechs wohlschmeckende und nahrhafte Mittagessen.

Nun muß man aber wissen, daß dieses Einpökeln der Knochen eine verhältnismäßig junge Erfindung der Menschen ist. In früheren Zeiten verstand man diese Stücke nicht aufzubewahren; und da doch eine Familie nicht alles auf einmal essen konnte, so hatte sich die Sitte herausgebildet, daß der Hausvater, welcher schlachtete, seinen Nachbarn von ihnen schickte; man nannte das die Schlachtschüssel. Wenn dann die Nachbarn schlachteten, so schickten sie auch ihm eine Schüssel, und so ging zuletzt alles nach der Gerechtigkeit und hatte doch dabei seine nachbarliche Freundschaft.

Der Messer Filippo, der in Rom an der Porta del Popolo bei dem alten Turm seines Geschlechtes wohnt, hat von seinem Gevatter in Albano ein fettes Schwein gekauft, ist dann zu Pietrino gegangen, dem Hausschlächter, und hat ihm gesagt, er möge zum Schlachten kommen; Pietrino hat geantwortet, einem Freund könne er nichts abschlagen, und ist erschienen.

Das Schwein wiegt seine drei Zentner. Der Gevatter in Albano hat beschworen, daß es reine Eichelmast ist, denn das ist bei ihm Prinzip, die Eichelmast, denn warum? Aufgeschwemmt ist das Schwein leicht, aber den Kernspeck bekommt es nur bei der Eichelmast.

Pietrino ist begeistert von dem Schwein, denn er weiß aus Erfahrung, daß der schlachtende Hausvater es liebt, wenn man das Schwein lobt. „Das ist ein Stückchen für den Heiligen Vater", sagt er, „das ist eine Seltenheit! Da wird Ihnen das Fett in den Mundwinkeln herunterfließen, wenn Sie den Braten essen! Aber nur die Schwarte recht knusprig! Sie muß mit Wasser begossen werden, sonst wird sie zäh. Ja, das ist ein Tierchen! Wie es einen ansieht! So lieb und gut!"

Das Schwein grunzt und macht ein mißtrauisches Gesicht. „Komm du nur", redet Pietrino jetzt das Schwein an und sucht es am Hinterfuß zu fassen, indessen sich das Schwein ihm gewandt entzieht. „Komm du nur, es tut ja gar nicht weh! Ein Augenblick, dann ist es vorbei!... Drei Zentner? Guter Kauf, das Schweinchen wiegt seine viertehalb Zentner. Das ist ja ordentlich ekelhaft, wie das fett ist. Das ist ja nicht zu essen, das Schwein, so fett ist es!" Hier hat Pietrino endlich den Hinterfuß gefaßt und den Strick um ihn geschlungen; nun wirft er den Strick über den Haken, der in der Hauswand eingemauert ist, Messer Filippo und die Signora legen mit Hand an, und so wird das quiekende Schwein hochgezogen, bis

es ganz in der Luft hängt und die Umgebung mit seinem Geschrei erfüllt. Der große Topf, in welchem das Blut aufgefangen wird, steht bereit, die Signora mit dem Quirl kauert neben ihm, Pietrino nimmt sein Schlachtmesser, prüft es mit Kennerblick auf dem Handballen, wirft dem Schwein noch ein paar tröstende Worte zu, und macht dann den Schnitt. Das Blut strömt, die Signora quirlt, das Schwein quiekt und röchelt, Pietrino beobachtet; zuletzt beugt er sich, legt sein Ohr an den Rüssel und gibt sich den Anschein, als höre er aufmerksam auf die letzten Töne des Tieres; dann richtet er sich auf und sagt: „Es hat ein mündliches Testament gemacht. Den Messer Filippo setzt es zum Universalerben ein und mich hat es zum Testamentsvollstrecker ernannt." Die Signora lacht über diesen Witz so lebhaft, daß sie rücküber fällt, und wenn Messer Filippo nicht zugesprungen wäre, so hätte sie den Topf mit dem Blut umgestoßen. Das ist nun wieder für Pietrino so komisch, daß er in Lachen verfällt, sich immer vornüber beugt und den Bauch hält. Da er ein stattlicher Fleischer ist, so erregt das seinerseits die Heiterkeit des Messer Filippo, und so lachen denn alle drei eine ganze Zeit, indem immer, wenn einer aufhört, der andere wieder anfängt.

Nun durchbohrt der Fleischer dem toten Tier die Kniekehlen und steckt das Krummholz durch; es werden zwei hölzerne Stühle aus der Küche geholt, auf welche die beiden Männer treten, und dann heben sie das Schwein und hängen es am Krummholz auf, damit es der Fleischer aufschlagen kann.

Wie es da nun so hängt, da beginnt Messer Filippo zu klagen, indem er sich über die Nachbarn beschwert und erzählt, welches Interesse sie alle an dem Schwein haben, wie sie das Gewicht abschätzten und über die Mast sprachen und ihm Ratschläge für die Würste gaben, und wie der eine sogar eine Anspielung auf die Schälrippchen gemacht hat, und wie heutzutage das Leben so teuer ist, und das Schwein kommt ihm mit allen Nebenausgaben hoch genug.

Pietrino ist hier ganz der Meinung des Messer Filippo; er findet, wer Schälrippchen essen will, der kann selber schlachten, denn der Hausschlächter wird ohnehin gedrückt heutzutage; und er schließt, daß er an der Stelle des Messer Filippo niemandem eine Schlachtschüssel schicken würde, sondern er würde sich die Knochen schön einsalzen und mit Sauerkraut und Erbsen essen, wie das die Deutschen tun, die kluge Leute sind und wissen, was gut schmeckt.

Dies ist nun für Messer Filippo eine neue Rede, denn er hat es bis dahin nicht anders gewußt, als daß man den Nachbarn die Schlachtschüssel schicken muß, weil einem der Segen sonst schlecht

wird; deshalb fragt er Pietrino nach dem Näheren, und der erzählt ihm denn genau, wie man alles macht.

Das versteht nun Messer Filippo sehr gut; aber er sagt sich, daß die Nachbarn ihm das übelnehmen würden, wenn sie die Schlachtschüssel nicht bekämen, denn diese Leute glauben ja doch ein Anrecht zu haben, wenn einer, der ein bißchen etwas hat, sich ein Schwein schlachtet, weil sie selber nichts haben; und das erscheint ihm wirklich unrecht von den Leuten, denn er denkt gar nicht mehr daran, daß er selber ja doch auch immer Schlachtschüsseln bekommen hat. Und so schließt er denn, daß ihm das Herz zwar blutet über die Ungerechtigkeit, denn er ist immer ein Feind der Ungerechtigkeit, aber er will die Knochen doch lieber nicht einpökeln und den Nachbarn morgen früh jedem seine Schüssel schicken. Die Signora nickt mit dem Kopf und sagt, ihr Mann sei eben immer zu gut, aber sie könne dagegen nichts tun, er lasse sich ja nie in seine Geschäfte hineinreden.

Hier legt Pietrino den Finger an die Nase und sagt: „Messer, ich habe einen Einfall. Es ist ein Glück, daß ich nicht heute früh kommen konnte, wie Eure Exzellenz eigentlich wollten, und Eure Exzellenz haben mich ja auch sehr darüber gescholten. Denn warum? Jetzt hacke ich das Schwein noch auf, wir nehmen die Eingeweide heraus und waschen die Kaldaunen, ich kann es auch noch zerteilen, und dann ist Feierabend. Wäre ich gekommen, wie der Messer wollte, dann würde heute alles fertig, und ich müßte heute abend die Schlachtschüsseln herumtragen, wofür ich ja dann freilich von jedem Nachbar einen Soldo Trinkgeld zu erwarten habe. Aber so bringen wir das Schwein in den Keller, und wenn wir morgen früh mit der Arbeit fortfahren wollen, dann sagt Messer Filippo: „Das Schwein ist mir diese Nacht gestohlen."

Die Unverschämtheit der Nachbarn muß natürlich den Messer Filippo ärgern, und um ihnen einen Possen zu spielen, geht er auf Pietrinos Vorschlag ein, und es wird alles so gemacht, wie Pietrino vorgeschlagen hat.

Pietrino ist, wie der Leser schon gemerkt haben wird, ein kluger Mensch. Er sorgt also dafür, daß das Schwein im Keller versteckt wird, in den man durch das Fenster leicht einsteigen kann, damit der Diebstahl glaubhaft ist; und als es Nacht geworden ist und Messer Filippo und seine Gattin fest schlafen, da erscheint er still vor dem Hause mit seinem kleinen Handwagen. „Es war doch gut, daß ich es noch zerteilt habe, es trägt sich so leichter", spricht er für sich, als er es herausholt und auf seinen Wagen legt. Er nimmt auch

Herz, Lunge und Leber mit, die in einer Schüssel liegen, und die Kaldaunen, die noch im Wasser schwimmen, und den Topf mit dem Blut. Dann zieht er seinen Wagen fröhlichen Herzens nach Hause.

Am andern Morgen in der Frühe geht er zu Messer Filippo; vor dem Hause stehen die Nachbarn und sprechen untereinander, indem sie auf das Haus zeigen; ein Polizist hockt vor dem Kellerfenster, die Hände auf die Knie gestützt, und sieht in den Keller; die Tür öffnet sich, und aufgeregt erscheint Messer Filippo, einem andern Polizisten eine Erzählung machend; der Polizist schüttelt ruhig den Kopf und hört ihn an.

Pietrino tritt neben ihn und sagt leise: „Ausgezeichnet! Ganz recht!"

„Das Schwein ist diese Nacht gestohlen!" schreit ihm Messer Filippo zu.

„Was? Gestohlen? Das Schwein?" fragt Pietrino laut, und leise fügt er hinzu: „So ist es richtig! Kein Mensch schöpft Argwohn!"

Dem Messer Filippo kommen die Tränen, er faßt mit beiden Händen die Hand Pietrinos und sagt: „Gestohlen, wirklich gestohlen!"

„Sehr gut, das ist der richtige Ton", erwidert leise Pietrino.

„Nein, wirklich gestohlen!" ruft der Messer.

„Und die Tränen! Ganz echt!" sagt Pietrino.

„Heute morgen, ich denke, ich will es mir doch einmal ansehen, ich gehe in den Keller...", erzählt Messer Filippo den Nachbarn. „Nichts. Nichts. Da liegt das weiße Tuch, es ist noch blutig. Nichts weiter. Nichts."

Die beiden Polizisten besprechen sich, grüßen dann den Messer Filippo und gehen. Sie haben ihre Pflicht getan. Die Nachbarn beginnen sich zu zerstreuen. Pietrino nimmt den Messer Filippo unter den Arm und führt ihn in das Haus, in die Küche, wo die Signora gebrochen auf der Eimerbank sitzt und weint.

„Nun wollen wir gleich ans Wurstmachen gehen", sagt er. „Aber Pietrino, es ist wirklich gestohlen", ruft der Messer, vor ihm stehend und die Hände beteuernd hochhebend. „Euer Exzellenz! Unter uns! Ich bin doch verschwiegen!" erwidert Pietrino.

Messer Filippo führt ihn in den Keller, zeigt ihm wortlos den leeren Tisch, auf dem das Schwein gelegen, das blutbefleckte Tuch, die leeren Schüsseln.

„Wie Euer Exzellenz will", sagt kalt Pietrino. Er gibt sich den Anschein, als glaube er immer noch nicht den Diebstahl. „Meinen Tagelohn muß ich bekommen, und die Trinkgelder, die mir die Nachbarn gegeben hätten, werden mir Eure Exzellenz gewiß auch nicht verweigern."

DIE WAAGE DER BALEKS

HEINRICH BÖLL

Heinrich Böll

In der Heimat meines Großvaters lebten die meisten Menschen von der Arbeit in den Flachsbrechen. Seit fünf Generationen atmeten sie den Staub ein, der den zerbrochenen Stengeln entsteigt, ließen sich langsam dahinmorden, geduldige und fröhliche Geschlechter, die Ziegenkäse aßen, Kartoffeln, manchmal ein Kaninchen schlachteten; abends spannen und strickten sie in ihren Stuben, sangen, tranken Pfefferminztee und waren glücklich. Tagsüber brachen sie den Flachs in altertümlichen Maschinen, schutzlos dem Staub preisgegeben und der Hitze, die den Trockenöfen entströmte. In ihren Stuben stand ein einziges, schrankartiges Bett, das den Eltern vorbehalten war, und die Kinder schliefen ringsum auf Bänken. Morgens waren ihre Stuben vom Geruch der Brennsuppen erfüllt; an den Sonntagen gab es Sterz, und die Gesichter der Kinder röteten sich vor Freude, wenn an besonders festlichen Tagen sich der schwarze Eichelkaffee hell färbte, immer heller von der Milch, die die Mutter lächelnd in ihre Kaffeetöpfe goß.

Die Eltern gingen früh zur Arbeit, den Kindern war der Haushalt überlassen: sie fegten die Stube, räumten auf, wuschen das Geschirr und schälten Kartoffeln, kostbare gelbliche Früchte, deren dünne Schale sie vorweisen mußten, um den Verdacht möglicher Verschwendung oder Leichtfertigkeit zu zerstreuen.

Kamen die Kinder aus der Schule, mußten sie in die Wälder gehen und – je nach der Jahreszeit – Pilze sammeln und Kräuter: Waldmeister und Thymian, Kümmel und Pfefferminz, auch Fingerhut, und im Sommer, wenn sie das Heu von ihren mageren Wiesen geerntet hatten, sammelten sie die Heublumen. Einen Pfennig gab es fürs Kilo Heublumen, die in der Stadt in den Apotheken für zwanzig Pfennig das Kilo an nervöse Damen verkauft wurden. Kostbar waren die Pilze: sie brachten zwanzig Pfennig das Kilo und wurden in der

Stadt in den Geschäften für eine Mark zwanzig gehandelt. Weit in die grüne Dunkelheit der Wälder krochen die Kinder im Herbst, wenn die Feuchtigkeit die Pilze aus dem Boden treibt, und fast jede Familie hatte ihre Plätze, an denen sie Pilze pflückte, Plätze, die von Geschlecht zu Geschlecht weitergeflüstert wurden.

Die Wälder gehörten den Baleks, auch die Flachsbrechen, und die Baleks hatten im Heimatdorf meines Großvaters ein Schloß, und die Frau des Familienvorstandes jeweils hatte neben der Milchküche ein kleines Stübchen, in dem Pilze, Kräuter, Heublumen gewogen und bezahlt wurden. Dort stand auf dem Tisch die große Waage der Baleks, ein altertümliches, verschnörkeltes, mit Goldbronze bemaltes Ding, vor dem die Großeltern meines Großvaters schon gestanden hatten, die Körbchen mit Pilzen, die Papiersäcke mit Heublumen in ihren schmutzigen Kinderhänden, gespannt zusehend, wieviel Gewichte Frau Balek auf die Waage werfen mußte, bis der pendelnde Zeiger genau auf dem schwarzen Strich stand, dieser dünnen Linie der Gerechtigkeit, die jedes Jahr neu gezogen werden mußte. Dann nahm Frau Balek das große Buch mit dem braunen Lederrücken, trug das Gewicht ein und zahlte das Geld aus, Pfennige oder Groschen und sehr, sehr selten einmal eine Mark. Und als mein Großvater ein Kind war, stand dort ein großes Glas mit sauren Bonbons, von denen, die das Kilo eine Mark kosteten, und wenn die Frau Balek, die damals über das Stübchen herrschte, gut gelaunt war, griff sie in dieses Glas und gab jedem der Kinder einen Bonbon, und die Gesichter der Kinder röteten sich vor Freude, so wie sie sich röteten, wenn die Mutter an besonders festlichen Tagen Milch in ihre Kaffeetöpfe goß, Milch, die den Kaffee hell färbte, immer heller, bis er so blond war wie die Zöpfe der Mädchen.

Eines der Gesetze, die die Baleks dem Dorf gegeben hatten, hieß: Keiner darf eine Waage im Hause haben. Das Gesetz war schon so alt, daß keiner mehr darüber nachdachte, wann und warum es entstanden war, und es mußte geachtet werden, denn wer es brach, wurde aus den Flachsbrechen entlassen, dem wurden keine Pilze, kein Thymian, keine Heublumen mehr abgenommen, und die Macht der Baleks reichte so weit, daß auch in den Nachbardörfern niemand ihm Arbeit gab, niemand ihm die Kräuter des Waldes abkaufte. Aber seitdem die Großeltern meines Großvaters als kleine Kinder Pilze gesammelt, sie abgeliefert hatten, damit sie in den Küchen der reichen Prager Leute den Braten würzten oder in Pasteten verbacken werden konnten, seitdem hatte niemand daran gedacht, dieses Gesetz zu brechen: fürs Mehl gab es Hohlmaße, die Eier konnte man zählen,

das Gesponnene wurde nach Ellen gemessen, und im übrigen machte die altertümliche, mit Goldbronze verzierte Waage der Baleks nicht den Eindruck, als könne sie nicht stimmen, und fünf Geschlechter hatten dem auspendelnden schwarzen Zeiger anvertraut, was sie mit kindlichem Eifer im Walde gesammelt hatten.

Zwar gab es zwischen diesen stillen Menschen auch welche, die das Gesetz mißachteten, Wilderer, die begehrten, in einer Nacht mehr zu verdienen, als sie in einem ganzen Monat in der Flachsfabrik verdienen konnten, aber auch von diesen schien noch niemand den Gedanken gehabt zu haben, sich eine Waage zu kaufen oder sie zu basteln. Mein Großvater war der erste, der kühn genug war, die Gerechtigkeit der Baleks zu prüfen, die im Schloß wohnten, zwei Kutschen fuhren, die immer einem Jungen des Dorfes das Studium der Theologie im Prager Seminar bezahlten, bei denen der Pfarrer jeden Mittwoch zum Tarock war, denen der Bezirkshauptmann, das kaiserliche Wappen auf der Kutsche, zu Neujahr seinen Besuch abstattete, und denen der Kaiser zu Neujahr des Jahres 1900 den Adel verlieh.

Mein Großvater war fleißig und klug: er kroch weiter in die Wälder hinein, als vor ihm die Kinder seiner Sippe gekrochen waren, er drang bis in das Dickicht vor, in dem der Sage nach Bilgan, der Riese, hausen sollte, der dort den Hort der Balderer bewacht. Aber mein Großvater hatte keine Furcht vor Bilgan: er drang weit in das Dickicht vor, schon als Knabe, brachte große Beute an Pilzen mit, fand sogar Trüffeln, die Frau Balek mit dreißig Pfennig das Pfund berechnete. Mein Großvater trug alles, was er den Baleks brachte, auf die Rückseite eines Kalenderblattes ein: jedes Pfund Pilze, jedes Gramm Thymian, und mit seiner Kinderschrift schrieb er rechts daneben, was er dafür bekommen hatte; jeden Pfennig kritzelte er hin, von seinem siebten bis zu seinem zwölften Jahr, und als er zwölf war, kam das Jahr 1900, und die Baleks schenkten jeder Familie im Dorf, weil der Kaiser sie geadelt hatte, ein Viertelpfund echten Kaffee, von dem, der aus Brasilien kommt; es gab auch Freibier und Tabak für die Männer, und im Schloß fand ein großes Fest statt; viele Kutschen standen in der Pappelallee, die vom Tor zum Schloß führt.

Aber am Tage vor dem Fest schon wurde der Kaffee ausgegeben in der kleinen Stube, in der seit fast hundert Jahren die Waage der Baleks stand, die jetzt Balek von Bilgan hießen, weil der Sage nach Bilgan, der Riese, dort ein großes Schloß gehabt haben soll, wo die Gebäude der Baleks stehen.

Mein Großvater hat mir oft erzählt, wie er nach der Schule dort

hinging, um den Kaffee für vier Familien abzuholen: für die Cechs, die Weidlers, die Vohlas und für seine eigene, die Brüchers. Es war der Nachmittag vor Silvester: die Stuben mußten geschmückt, es mußte gebacken werden, und man wollte nicht vier Jungen entbehren, jeden einzeln den Weg ins Schloß machen lassen, um ein Viertelpfund Kaffee zu holen.

Und so saß mein Großvater auf der kleinen, schmalen Holzbank im Stübchen, ließ sich von Gertrud, der Magd, die fertigen Achtelkilopakete Kaffee vorzählen, vier Stück, und blickte auf die Waage, auf deren linker Schale der Halbkilostein liegengeblieben war; Frau Balek von Bilgan war mit den Vorbereitungen fürs Fest beschäftigt. Und als Gertrud nun in das Glas mit den sauren Bonbons greifen wollte, um meinem Großvater eines zu geben, stellte sie fest, daß es leer war: es wurde jährlich einmal neu gefüllt, faßte ein Kilo von denen zu einer Mark.

Gertrud lachte, sagte: „Warte, ich hole die neuen", und mein Großvater blieb mit den vier Achtelkilopaketen, die in der Fabrik verpackt und verklebt waren, vor der Waage stehen, auf der jemand den Halbkilostein liegengelassen hatte, und mein Großvater nahm die vier Kaffeepaketchen, legte sie auf die leere Waagschale, und sein Herz klopfte heftig, als er sah, wie der schwarze Zeiger der Gerechtigkeit links neben dem Strich hängenblieb, die Schale mit dem Halbkilostein unten blieb und das halbe Kilo Kaffee ziemlich hoch in der Luft schwebte; sein Herz klopfte heftiger, als wenn er im Walde hinter einem Strauch gelegen, auf Bilgan, den Riesen, gewartet hätte, und er suchte aus seiner Tasche Kieselsteine, wie er sie immer bei sich trug, um mit der Schleuder nach den Spatzen zu schießen, die an den Kohlpflanzen seiner Mutter herumpickten – drei, vier, fünf Kieselsteine mußte er neben die vier Kaffeepakete legen, bis die Schale mit dem Halbkilostein sich hob und der Zeiger endlich scharf über dem schwarzen Strich lag. Mein Großvater nahm den Kaffee von der Waage, wickelte die fünf Kieselsteine in sein Sacktuch, und als Gertrud mit der großen Kilotüte voll saurer Bonbons kam, die wieder für ein Jahr reichen mußte, um die Röte der Freude in die Gesichter der Kinder zu treiben, als Gertrud die Bonbons rasselnd ins Glas schüttete, stand der kleine blasse Bursche da, und nichts schien sich verändert zu haben. Mein Großvater nahm nur drei von den Paketen, und Gertrud blickte erstaunt und erschreckt auf den blassen Jungen, der den sauren Bonbon auf die Erde warf, ihn zertrat und sagte: „Ich will Frau Balek sprechen."

„Balek von Bilgan, bitte", sagte Gertrud.

„Gut, Frau Balek von Bilgan", aber Gertrud lachte ihn aus, und er ging im Dunkeln ins Dorf zurück, brachte den Cechs, den Weidlers, den Vohlas ihren Kaffee und gab vor, er müsse noch zum Pfarrer.

Aber er ging mit seinen fünf Kieselsteinen im Sacktuch in die dunkle Nacht. Er mußte weit gehen, bis er jemand fand, der eine Waage hatte, eine haben durfte; in den Dörfern Blaugau und Bernau hatte niemand eine, das wußte er, und er schritt durch sie hindurch, bis er nach zweistündigem Marsch in das kleine Städtchen Dielheim kam, wo der Apotheker Honig wohnte. Aus Honigs Haus kam der Geruch frischgebackener Pfannkuchen, und Honigs Atem, als er dem verfrorenen Jungen öffnete, roch schon nach Punsch, und er hatte die nasse Zigarre zwischen seinen schmalen Lippen, hielt die kalten Hände des Jungen einen Augenblick fest und sagte: „Na, ist es schlimmer geworden mit der Lunge deines Vaters?"

„Nein, ich komme nicht um Medizin, ich wollte..." Mein Großvater nestelte sein Sacktuch auf, nahm die fünf Kieselsteine heraus, hielt sie Honig hin und sagte: „Ich wollte das gewogen haben." Er blickte ängstlich in Honigs Gesicht, aber als Honig nichts sagte, nicht zornig wurde, auch nicht fragte, sagte mein Großvater: „Es ist das, was an der Gerechtigkeit fehlt", und mein Großvater spürte jetzt, als er in die warme Stube kam, wie naß seine Füße waren. Der Schnee war durch die schlechten Schuhe gedrungen, und im Wald hatten die Zweige den Schnee über ihn geschüttelt, der jetzt schmolz, und er war müde und hungrig und fing plötzlich an zu weinen, weil ihm die vielen Pilze einfielen, die Kräuter, die Blumen, die auf der Waage gewogen worden waren, an der das Gewicht von fünf Kieselsteinen an der Gerechtigkeit fehlte. Und als Honig, den Kopf schüttelnd, die fünf Kieselsteine in der Hand, seine Frau rief, fielen meinem Großvater die Geschlechter seiner Eltern, seiner Großeltern ein, die alle ihre Pilze, ihre Blumen auf der Waage hatten wiegen lassen müssen, und es kam über ihn wie eine große Woge von Ungerechtigkeit, und er fing noch heftiger an zu weinen, setzte sich, ohne dazu aufgefordert zu sein, auf einen der Stühle in Honigs Stube, übersah den Pfannkuchen, die heiße Tasse Kaffee, die die gute und dicke Frau Honig ihm vorsetzte, und hörte erst auf zu weinen, als Honig selbst aus dem Laden vorn zurückkam und, die Kieselsteine in der Hand schüttelnd, leise zu seiner Frau sagte: „Fünfeinhalb Deka, genau."

Mein Großvater ging die zwei Stunden durch den Wald zurück, ließ sich prügeln zu Hause, schwieg, als er nach dem Kaffee gefragt

wurde, sagte kein Wort, rechnete den ganzen Abend an seinem Zettel herum, auf dem er alles notiert hatte, was er der jetzigen Frau Balek von Bilgan geliefert hatte, und als es Mitternacht schlug, vom Schloß die Böller zu hören waren, im ganzen Dorf das Geschrei, das Klappern der Rasseln erklang, als die Familie sich geküßt, sich umarmt hatte, sagte er in das folgende Schweigen des neuen Jahres hinein: „Baleks schulden mir achtzehn Mark und zweiunddreißig Pfennig." Und wieder dachte er an die vielen Kinder, die es im Dorf gab, dachte an seinen Bruder Fritz, der viele Pilze gesammelt hatte, an seine Schwester Ludmilla, dachte an die vielen hundert Kinder, die alle für die Baleks Pilze gesammelt hatten, Kräuter und Blumen, und er weinte diesmal nicht, sondern erzählte seinen Eltern, seinen Geschwistern von seiner Entdeckung.

Als die Baleks von Bilgan am Neujahrstage zum Hochamt in die Kirche kamen, das neue Wappen – einen Riesen, der unter einer Fichte kauert – schon in Blau und Gold auf ihrem Wagen, blickten sie in die harten und blassen Gesichter der Leute, die alle auf sie starrten. Sie hatten im Dorf Girlanden erwartet, am Morgen ein Ständchen, Hochrufe und Heilrufe, aber das Dorf war wie ausgestorben gewesen, als sie hindurchfuhren, und in der Kirche wandten sich die Gesichter der blassen Leute ihnen zu, stumm und feindlich, und als der Pfarrer auf die Kanzel stieg, um die Festpredigt zu halten, spürte er die Kälte der sonst so stillen und friedlichen Gesichter, und er stoppelte mühsam seine Predigt herunter und ging schweißtriefend zum Altar zurück. Und als die Baleks von Bilgan nach der Messe die Kirche wieder verließen, gingen sie durch ein Spalier stummer, blasser Gesichter. Die junge Frau Balek von Bilgan aber blieb vorn bei den Kinderbänken stehen, suchte das Gesicht meines Großvaters, des kleinen blassen Franz Brücher, und fragte ihn in der Kirche: „Warum hast du den Kaffee für deine Mutter nicht mitgenommen?" Und mein Großvater stand auf und sagte: „Weil Sie mir noch so viel Geld schulden, wie fünf Kilo Kaffee kosten." Und er zog die fünf Kieselsteine aus seiner Tasche, hielt sie der jungen Frau hin und sagte: „So viel, fünfeinhalb Deka, fehlen auf ein halbes Kilo an Ihrer Gerechtigkeit"; und noch ehe die Frau etwas sagen konnte, stimmten die Männer und Frauen in der Kirche das Lied an: „Gerechtigkeit der Erden, o Herr, hat Dich getötet ..."

Während die Baleks in der Kirche waren, war Wilhelm Vohla, der Wilderer, in das kleine Stübchen eingedrungen, hatte die Waage gestohlen und das große, dicke, in Leder eingebundene Buch, in dem jedes Kilo Pilze, jedes Kilo Heublumen, alles eingetragen war, was

von den Baleks im Dorf gekauft worden war, und den ganzen Nachmittag des Neujahrtages saßen die Männer des Dorfes in der Stube meiner Urgroßeltern und rechneten, rechneten ein Zehntel von allem, was gekauft worden – aber als sie schon viele tausend Taler errechnet hatten und noch immer nicht zu Ende waren, kamen die Gendarmen des Bezirkshauptmanns, drangen schießend und stechend in die Stube meines Urgroßvaters ein und holten mit Gewalt die Waage und das Buch heraus. Die Schwester meines Großvaters wurde getötet dabei, die kleine Ludmilla, ein paar Männer verletzt, und einer der Gendarmen wurde von Wilhelm Vohla, dem Wilderer, erstochen. Es gab Aufruhr nicht nur in unserem Dorf, auch in Blaugau und Bernau, und fast eine Woche lang ruhte die Arbeit in den Flachsfabriken. Aber es kamen sehr viele Gendarmen, und die Männer und Frauen wurden mit Gefängnis bedroht, und die Baleks zwangen den Pfarrer, öffentlich in der Schule die Waage vorzuführen und zu beweisen, daß der Zeiger der Gerechtigkeit richtig auspendelte. Und die Männer und Frauen gingen wieder in die Flachsbrechen – aber niemand ging in die Schule, um den Pfarrer anzusehen: er stand ganz allein da, hilflos und traurig mit seinen Gewichtssteinen, der Waage und den Kaffeetüten.

Und die Kinder sammelten wieder Pilze, sammelten wieder Thymian, Blumen und Fingerhut, aber jeden Sonntag wurde in der Kirche, sobald die Baleks sie betraten, das Lied angestimmt: „Gerechtigkeit der Erden, o Herr, hat Dich getötet“, bis der Bezirkshauptmann in allen Dörfern austrommeln ließ, das Singen dieses Liedes sei verboten.

Die Eltern meines Großvaters mußten das Dorf verlassen, das frische Grab ihrer kleinen Tochter; sie wurden Korbflechter, blieben an keinem Ort lange, weil es sie schmerzte, zuzusehen, wie in allen Orten das Pendel der Gerechtigkeit falsch ausschlug. Sie zogen hinter dem Wagen, der langsam über die Landstraße kroch, ihre magere Ziege mit, und wer an dem Wagen vorbeikam, konnte manchmal hören, wie drinnen gesungen wurde: „Gerechtigkeit der Erden, o Herr, hat Dich getötet.“ Und wer ihnen zuhören wollte, konnte die Geschichte hören von den Baleks von Bilgan, an deren Gerechtigkeit ein Zehntel fehlte. Aber es hörte ihnen fast niemand zu.

ERLEBNIS

PETER ALTENBERG

Peter Altenberg.

HANS SCHLIESSMANN bat mich dringend, doch am Freitagabend nach Hietzing ins Parkhotel zu kommen, wo der temperamentvolle, geschmackvolle Dostal von den 26ern konzertiere, in dem schönen, weiten Garten. Es wurde halb zwölf Uhr nachts, und Schließmann war besorgt, daß ich noch die letzte Tramway erreiche. Sie fuhr aber an uns vorüber. In demselben Augenblick hielt ein eleganter Gummiradler knapp vor uns an, und zwei frische Mädchenstimmen jubelten: „Peter, Jessas, Peter, was machst denn du da in Hietzing?!"

„Ich habe die letzte Tramway versäumt!" erwiderte ich geschäftsmäßig und ohne Begeisterung der Freude des Wiedersehens mit den herrlichen, urwüchsigen Kindern.

„Tu dir nix an, Peter, wir nehmen dich mit in unserm Wagen, wir fahrn eh nach Wien, ah, so ein glücklicher Zufall."

Hans Schließmann stand gerührt da im Angesichte solcher wirklich seltenen glücklichen Zufälle, dankte den guten, schönen, herzigen Mädchen im Namen seines beneidenswerten Freundes und sagte, daß das „goldene Wiener Herz" doch noch nicht ganz im Aussterben begriffen sei, wie er bisher vermutet habe.

Wir fuhren davon. Bei dem Mariahilfer Berg sagte das eine der süßen Mädchen: „Peter, was wirst also dem Fiaker bezahlen?!"

Ich erwiderte: „Nichts. Ich bin eingeladen worden."

„No, no, tu dir nix an, Schmutzian, wegen die paar Krandln."

Für den Zahlenden sind es immer „Kronen", für den, der bezahlt wird, nur „Krandln". Ich erwiderte: „Ich bin euer Gast."

„Wärst vielleicht zu Fuß nach Wien gehatscht, du Narr?!"

„Ich hätte mir vielleicht im Notfalle einen Einspänner genommen."

„No, also, sixt es, jetzt kommen wir aufs gleiche."

„Also gut, ich werde die Taxe für den Einspänner erlegen."

„Da schau her, im Gummiradler fahren und Einspännertax' zahlen, geh, i wer mi glei giften."

„Also, bitte, wieviel habe ich zu bezahlen?!?“

„Zehn Kronen, es ist eh kein Geld.“

Ich fand das zwar nicht, daß es kein Geld sei, aber ich fragte: „Wieso, bitte, zehn Kronen?!?“

„No, san mir früher, bevor mir di aufg'fischt haben, du Schnorrer, net ein bisserl in Hietzing herumg'fahren, bei so an' schönen Abend, mir scheint, du gönnst uns dös nöt!?!“

Ich erwiderte, daß ich ihnen es herzlich gönne.

„No, also, du bist ja ein g'scheiter Mann, du bist ja unser Peterl – – –“

Also das Peterl bezahlte die zehn Kronen.

„No, und mir san gar net auf der Welt?!“ sagten die beiden Süßen. „Unsere Gesellschaft ist gar nix wert, mir san nur die Zuwaag zum Fleisch, da schau der eahm an –“

Ich gab einer jeden noch eine Krone.

„Peter, Peter, wir haben dich immer für an' veritablen Dichter g'halten, für an' besseren idealisch veranlagten Menschen; no, sagn mer, es war nix – – –“

Ich ließ den Wagen halten, stieg aus.

„Peter, bist bös?!“

„Nein. Weshalb sollte ich bös sein?!“

„No, war's net ganz unterhaltsam?!“

„Sehr“, erwiderte ich.

An Hans Schließmann schrieb ich sogleich in der Nacht eine Karte: „Was Ihre Korrigierung Ihrer Ansicht über das im Aussterbeetat befindliche ‚goldene Wiener Herz‘ betrifft, so bitte ich Sie sehr, mit der Korrektur bis zum nächsten Freitag zu warten, wo Dostal von den 26ern wieder im Parkhotel Hietzing konzertiert. Da erfolgen nämlich mündliche Aufklärungen – – –“

Am nächsten Tage traf ich das eine der süßen Mädchen. „Peter, gut, daß ich dich treff. Kaum warst du gestern ausgestiegen, so durfte ich mich auf den Bock setzen und kutschieren, und der Herr Fiaker ist zur Mitzl in den geschlossenen Wagen eingestiegen. Und dann hat er uns deine zehn Kronen geschenkt. Das ist a Kavalier, da nimm dir ein Beispiel!“

Ich schrieb sogleich an Hans Schließmann: „Ihre erste Regung war die richtige. Es gibt doch noch ein ‚goldenes Wiener Herz‘ – – –“

DER EHRLICHE DIEB

REGINA ULLMANN

Regina Ullmann.

Auf dem Polizeiamt einer größeren Stadt wurde in jüngster Zeit im Fundbüro eine silberbeschlagene Tasche mit einem unwahrscheinlich hohen Dollarinhalt abgegeben. Das Männlein, das von einem Schutzmann freundlich bis zu dem Schalter hingeführt wurde, an welchem man solcherlei Gegenstände annahm (allein würde es nie zu dieser Amtsstelle hingefunden haben), dieses Männlein hatte eine Zipfelmütze auf und darüber einen Hut gestülpt, einen Stock mit Horngriff in der einen, eine Schiefertafel in der andern Hand und hielt nach der ersten Frage, die es schon nicht verstand, diesen Schulgegenstand dem Beamten unter die Nase. „Wo haben Sie das gefunden?" schrieb der Beamte darauf und wartete, bis das Männlein mit seiner Altersschrift in großen Buchstaben die Antwort niedergeschrieben haben würde. „Im Schnee, am Barbaratag", stand nun auf der Tafel. „So, vorgestern? Warum haben Sie den Gegenstand dann nicht gleich abgeliefert?" Da fing es mit seinem zahnlosen Munde an, etwas von einer späten Abendstunde zu erzählen und wie das Hinterrad über die Tasche hinweggefahren sei. Und dann berichtete er etwas von einer Frau „im Pelzkittel", welche ihm, ehe er das Ding da gefunden, eine ganze Weile schon nachgelaufen sei und ihn rein geschüttelt habe, weil sie offenbar im Glauben gewesen, daß er die Tasche gesehen haben müsse. Aber als er sie ein paar Meter weiter vorne wirklich gefunden, sei die Fremde schon längst fort gewesen. Und den Bub auf dem Bock oben habe er schier nicht aus dem Schlaf rütteln können, sei er doch wegen der Fütterung der Pferde schon seit drei Uhr auf den Beinen gewesen. Er habe ihn dann aber schließlich doch aufwekken müssen, damit er sie einstecke, diese Tasche da, weil sie bei ihm selber keinen Platz habe. Das erzählte das Männlein als etwas in diesem Augenblick Erlebtes. Aber nach Art mancher alter Bäuerlein machte er sich nicht sonderlich viel daraus, als ihn einige der Mit-

zuhörenden gar nicht, andere ihn nur halb begriffen hatten. Die Hauptsache war wohl für ihn, daß er den Gegenstand einliefere. Sein ganzes Wesen sprach aber für seine Ehrlichkeit, seine Rechtschaffenheit, ja, er schien nicht einmal etwas von dem Mißtrauen zu ahnen, welches man zunächst an diesem Orte auch einem Finder entgegenbrachte. Währenddessen rann der Schnee in kleinen, geschmolzenen Rinnsälchen von seinen Schultern, von seiner doppelten Hauptbedekkung, und er schien es bereits als alter ‚Diensten', der er war, an der Zeit zu finden, wieder weiterzutrotten. Da hielten sie ihn noch einmal an seiner Mantelpelerine fest. Wie er heiße? Keiner verstand, aber auch nicht einer. So nahm er, nachdem man auf seine Tafel gedeutet, diese umständlich abermals unter dem Mantelumhang hervor und schrieb, daß ihm ein Stück Kreide davonsprang: „Gottfried Xaver Präh ...", aber das übrige konnte man nicht lesen. Es war ein Tröpflein von oben darauf gefallen. Wo er wohne. „Walpertsh ...", und damit bog die Schrift wie ein verschneiter Ast gleichsam in die Erde hinein. Keiner hätte es vermocht, den Alten dazu zu bringen, es noch einmal, und besser zu machen. Ob das ein Dorf sei? „Eine Einöd'." Die Beamten verlangten auch, daß er mit Tintenstift einen Schein unterschreibe, auf dem die Summe verzeichnet war, welche er gefunden hatte. Aber um die Brauchbarkeit dieses Schriftstückes stand es fast noch schlimmer. „Am Ende müssen wir ihn hierbehalten, den alten Großvater da, wenn er auf keine Weise seine Adresse sagen kann und auch mit seiner Schreiberei nichts los ist. Denn wenn wir auch zehnmal hinschreiben auf die Tafel, er solle wiederkommen und seinen Finderlohn abholen, was bedeutet ihm das schon? Er kann's inzwischen doch längst vergessen haben. Ja, da er so alt zu sein scheint, kann er auch inzwischen schließlich gestorben sein." So verhandelten sie über ihn, als ob es nicht vorhanden sei, dieses Bäuerlein da, welches ganz vergnügt und arglos in ihrer Mitte stand. Ja, sich manchmal um sich selber drehte in der Art von Kindern, wenn sie verlorengegangen sind und es aber, von Beratenden umgeben, selber noch nicht gespannt haben. Und überall, wo er hintrampelte, da tropfte es von seinem Erstlingsschnee. Und zu ihm schien auch jenes hohle Geräusch, das Holzschuhtragende verursachen und das an den Hufschlag von Rössern erinnert, zu gehören. Wer aber seine frühe Morgenstunde solcherweise in eine Amtsstube bringt, seine Armut, sein hohes Alter als etwas ihm Beschiedenes, der hat auf jene zarte Rücksicht Anspruch, die auch der am Leben Erkaltende in sich erwachen fühlt. Und so sagte einer, von dem man's am wenigsten erwartete und der kaum hingehört zu haben schien: „So stopft ihm halt

die Pfeife unten in der Wachstube und gebt ihm was Warmes.“ Und trommelte an die Scheiben, verfolgte mit den Augen das Niederfallen des Schnees und das Arbeiten der Schaufler, denen der heilige Michael eben aus nächster Nachbarschaft das herniederwarf, was auf seiner erznen Waffe sich angesetzt und an den Fledermausflügeln des höllischen Drachens. Es schien den Mann da nichts mehr auf dieser Welt, wo alles unterging in Lug und Trug, zu interessieren, selbst nicht der alte Großvater da, der Pulswärmer anhatte, schafwollene Überstrümpfe, und dem die Fäustlinge an einer Schnur über die Achsel herunterbaumelten. Der, je länger es währte, um so weniger zu verstehen schien und bald im eigenen Sinnen versank wie in ein Schläfchen, ebenso plötzlich aber und unvermittelt aufbrechen wollte, als gingen ihn die Leute da rein nichts an und er habe für seinen Teil mehr als genug getan. Sein rosa Näschen war wie ein Kindernäschen, seine Augen, noch ein wenig geblendet vom Schnee, mochten durch einen Kalender, der an der Wand hinter einem Gummibaum hing und auf dem so recht anschaulich Ackerpferde dargestellt waren, auf ihre eigenen Gedanken gekommen sein. Er winkte dem Wachhabenden wie ein Nikolaus mit dem Finger und wollte, daß der mit ihm in den Hof hinuntergehe. Unverzüglich, als habe das nun große Eile oder er trage Sorge, den glücklich gefundenen Gedanken ebenso rasch wieder entschwinden zu sehen. „Ja nun“, sagte jener von ihm Bevorzugte (er hatte rote Backen und sah aus, als ob er vom Lande herstamme), „wir können ihn dann immer noch in Gewahrsam tun, wenn bei seinem Spaziergang dahinunter in den Hof nichts Gescheiteres als bisher sich herausstellen sollte. Und wir werden es wohl auch, wenn wir nicht gar auf ein paar Tage ihn einem Asyl übergeben müssen. Mögen sich dann die, welchen er abgehen muß, melden und uns Aufklärung verschaffen. Schließlich hat er ja das viele Geld da gebracht und soll nicht planlos und allein in der Stadt herumlaufen. Im besten Fall noch würde man ihn uns in einer Stunde schon zurückbringen.“ Mit diesen Worten kehrte der Bauernsohn in Uniform der winterlichen Amtsstube den Rücken, mußte aber den alten Vater untern Arm fassen, weil der eigenmächtig alle Augenblicke stehenblieb, bald im Begriffe stand, die Schultafel fallen zu lassen, dann aber wieder einem nachschauen mußte, der Handschellen anhatte und sehr wohl als sein verjüngtes Spiegelbild gelten konnte. Worauf er Nebel in die Augen bekam und in seinen Holzschuhen beinahe hingefallen wäre. Hatten sich nun noch Schneerestchen zwischen die Schuhnägel eingeklemmt, oder war ihm der Boden, auf welchem er sich bewegen mußte, vollständig neu: er erlebte auf ihm die schreckhaftesten Über-

raschungen. Suchte nach dem bereits abgelieferten Funde und sah tiefsinnig ein zweites Sacktuch an, welches er mitsamt seinem alten Schneuztüchlein eingesteckt haben mußte. Schließlich aber kam ein Hustenanfall, der ihm das Augenwasser über die Bäcklein rollen ließ und, ihn bald nach vorwärts, bald nach rückwärts biegend, ein vielfaches Echo in den gewölbten Gängen erzeugte. Aber war er nun mit den Beschwerden seines Alters allzu lange schon bekannt (wie eine Säge zitterte er), so machte er doch von der Langmut seines jungen Freundes keinen ausgiebigeren Gebrauch als den, welcher nötig war, das Gleichgewicht wiederzugewinnen. Glaubte wohl selber, daß ihm das Gläslein Branntwein, welches er sich in der Küchelbäckerei vergönnt hatte, in den Kopf gestiegen sei, kam aber doch schließlich dahin, wo er wollte. Wo Fahrräder und Handwagen eingestellt werden konnten und auch zwei Rösser mit falben Mähnen, in ländlichem Schmuck, vor einen Leiterwagen gespannt waren, wohl zugedeckt und in ihre Habersäcke hineinschauend, sie hie und da schüttelnd, damit sie ergiebiger seien. Daneben wartete zwar nicht ein Bub, wie der Alte so anschaulich gemeldet hatte, sondern ein ernster, hochbeiniger Mann, welcher das Sichgedulden als einen Teil seines Tagewerks betrachtete, ein Fuhrmann alten Schlags.

Im ersten Augenblick sahen sich die beiden Männer ein wenig stutzig über die Mähnen ins Gesicht. Dann mochte es aber beiden Erleichterung, raschere Abfertigung bedeuten, daß sie nun voreinander standen. Man hätte es wahrlich wissen können, daß der Altknecht – wenn er überhaupt noch so genannt werden konnte – mitsamt seiner Schultafel nirgends mehr zurechtkam. Aber wer wäre denn bei den Pferden geblieben? Sollte man sie allein lassen? Der Schutzmann brummte etwas, was etwa heißen konnte, daß vor dem Tod beim Bauern das Roß komme. Ja nun, er mußte es schließlich ebensogut wissen wie sein Gegenüber. Aber gleich danach war der verbissene Ausdruck wieder aus seinem Gesicht gewichen, er war im besten Sinne wieder Schutz-Mann, Schutzmann eines alten, tauben Männlis, denn er fand sich in Wirklichkeit nicht von ihm getäuscht und nutzlos in die Irre geführt, vielmehr hing wahrhaftig eine kleine Tafel hinten an dem Leiterwagen, und auf ihr war der Hofname und der Ortsname verzeichnet. Das stellte der amtliche Begleiter nun erleichtert fest und beugte sich herunter, um sie unverzüglich abzuschreiben. Und indem er die Berufsschärfe, die er in der Amtsstube an den Tag zu legen hatte, ablegte und offensichtlich zufrieden damit schien, zwei so redlich-unbekümmerten Gestalten gegenüberstehen zu können, frug er: „Ist das Ihr Großvater, Mann?“ – „Nein, das nicht,

aber wir sind von einem Hof. Er ist da im Austrag, ißt das Gnadenbrot." – „Da hat er aber Glück gehabt mit seinem Fund. Kommt es nämlich heraus, wem er gehört, dann kriegt er einen Lohn, der mehr so etwas wie ein Großes Los ist. Und meldet sich niemand, nun, dann fällt ihm oder seinen Erben nach einem Jahr die ganze Summe zu. Aber darum müssen wir auch jetzt all seine Daten haben." – „So ...", erwiderte der Bauernknecht, aber mit einem Gleichmut, der einen aus der Fassung bringen konnte. „Ja, braucht er's denn nicht?" forschte der Beamte von neuem, ein wenig ärgerlich werdend, denn man konnte doch nicht den ganzen Tag so fortmachen, indem man ein Rätsel aus dem anderen herauszog! „O mei", entgegnete der Knecht, seine Sprache dem Schriftdeutsch anpassend: „Wer so alt ist, der braucht kein Geld mehr! Wir haben's ihm schon erklären wollen, aber er behielt nichts von allem. Nur daß wir heute von der Schrannenhalle noch daher müßten, war abgemachte Sache. Anders hätt' er's nicht getan." Aber gleichsam, um seinen ganzen Stand damit zu entschuldigen und nicht auf ihm liegenzulassen, daß ein Bauernknecht so ein dummer Tropf sei, der nicht einmal mit einem Finderlohn mehr was anzufangen wisse, ergänzte er: „Ja, wenn ihm das vor zwanzig Jahren oder gar vor vierzig Jahren widerfahren wäre, denk' ich mir, hätt' er schon zugegriffen! Selb ist sicher. Ich denke halt, daß die Gemeinde ihn beerben wird, manche meinen auch, der Bauer, denn Verwandte hat er keine mehr. Aber wir glauben das nicht." Man sah, sie hatten dort in der Einöde ihre Köpfe zusammengesteckt, aber die Redlichkeit mußte für sie selbst mehr sein als eine Handvoll brauner Dollarscheine. All das fühlte der Beamte, und es war ihm wie in einer Kirche zumute. Wer indessen mit der Obrigkeit zu tun hat, muß drauf gefaßt sein, daß er seine Sache zwei- und dreimal zu erzählen hat. Wie er hinter einem Tor den Alten habe vom Bock heben müssen, weil er vor Kälte ganz steif geworden, und wie er dann nach seiner Gewohnheit neben dem Wagen hergetrottet, bis er anscheinend müde geworden oder ihm sonst was untergekommen sei. Bei der gefällten Pappel habe er wieder aufsitzen wollen und gleich als erstes die Tasche vorgewiesen. „Die müsse er wohl inzwischen im Schnee gefunden haben", meinte der Knecht in jenem einfachen Gleichmut, dem man Freud und Leid und Anteilnahme nicht so leicht anmerken kann. „Und die Frau?" forschte der Beamte. „Welche Frau? Ja richtig, er hat was von einer Frau gesagt. Von einer Frau im ‚Pelzjanker'. Aber unsereiner sieht sich halt nicht immer um. Ist aber schon möglich, denn er ist die längste Zeit hinterdrein getrottet." Und als er ein den alten Knecht kränkendes Mißtrauen zu bemerken

glaubte, fügte er eifrig hinzu: „Ist rechtschaffen, und die fünfunddreißig Jahre, die ich nun schon selber auf dem Hof bin, hat er nie was gesagt, was nicht bis aufs I-Tüpfelchen gestimmt hätte." Das war ein ungeschriebenes, aber ehrengeachtetes und ein glaubhaftes Zeugnis dazu. Um es aber noch zu besiegeln, fügte der Knecht hinzu: „Aber auch unsere Leut' daheim (damit meinte er den Bauern, bei dem er diente) sind nur rechtschaffen und wahrhaft christlich. Kann nichts anderes von ihnen sagen." Und damit zog er die Pferdedecke von den Rössern herunter und lockerte die Geißel und hob den Alten wie ein Kind auf den Bock. Ja, wie sein Kind, denn er wickelte ihn auch noch ein, stopfte allenthalben besorgt an ihm herum. Denn für ihn war jetzt die Sache erledigt, mehr wußte er nicht, mehr fragen konnte man ihn darum auch nicht. Und wie er so die Rösser für das Sichere nahm und einstweilen für mehr hielt als gefundenes Geld und der Beamte mit seinem Notizbuch allein wieder unter Fahrrädern und Handkarren stand, war diesem fast zumute, als ob er geträumt habe. Nichts ist den Leuten aber lieber, als auch einmal so von ganzem Herzen Respekt haben zu dürfen. Und so redete sich denn in fünf Minuten unter den Beamten ‚das Märchen' herum. „Eine Legende ist's, wenn's wirklich wahr ist", sagte einer unter ihnen feierlich (obwohl es jetzt auch schon längst Mode geworden war, Märchen und Heiligenlegenden in einen Sack zu stecken). Und damit ging das Suchen in den Akten an; denn man hielt es für selbstverständlich, daß der unglücklich Verlierende seinen Verlust noch zur selben Stunde gemeldet habe. Aber da kam man recht mit dieser selbstverständlichen Vermutung: Nichts stand in den Akten, rein nichts. Das legte einen Schatten auf die Geschichte. „Wie alt war der Finder?" frug nun der Polizeidirektor, der bereits mit Erstaunen das Ereignis zur Kenntnis genommen. „Weit in den Achtzigern, der Fuhrknecht wußte es auch nicht." – „Papiere?" – „Hatte er keine, und es ging doch auch nicht an, daß wir einem Ehrlichen die Taschen durchsuchten. Aber der Knecht hat seinen Ausweis in Ordnung gebracht und für ihn noch einmal unterzeichnet." Der Polizeidirektor sann der Sache nach, und der rotbackige Schutzmann sann ihr nach. Denn das Männlein, das in seiner Freude zum Schluß wie aus Honigteig geglänzt und ihm noch die Hände geschüttelt hatte, als ob es da was zu bedanken gäbe, wollte dem Behelmten gar nicht aus dem Sinn gehen. Ganz wie sie waren, sah man sie vor sich, selbst die Rösser in ihrer innig-stillen Tierfreundschaft. Schließlich aber, als schon jemand anders mehrmals vergeblich an die Amtstüre geklopft hatte, sagte der Vorgesetzte zu seinen Untergebenen: „Vorerst zehn Verlustjahre dieses Datums

nachprüfen. Und wenn keine neue Meldung vorliegt und keine einläuft in den nächsten Tagen, noch weiter zurückforschen, bis ihr's gefunden habt, wem dieses Geld gehört. Das muß irgendeinmal eingetragen worden sein, jetzt oder ehedem." Und damit kehrte er den erstaunten Untergebenen den Rücken, tat, als schreibe er schon wieder. Und abermals klopfte es, und der Schutzmann ging durch den langen Hausflur und sagte im stillen nur immer wieder vor sich hin: „Zehn Jahre, heiliger Bimbam! Was der sich vorstellt..." So war's halt, wenn man eine Sache nicht mit eigenen Augen gesehen hatte. Und kaum konnte er erwarten, bis er bei seinen Kollegen war, um ihnen die Weisung seines Vorgesetzten zu erzählen. Die saßen noch beisammen und lausten der Zeit ihren zottigen Pelz. Aber in drei Tagen ist noch nicht so schrecklich viel Staub darin, daß eine solche Verlustmeldung nicht doch noch einem in die Hände geriete. Nur erstaunlich war, daß wirklich keine Meldung einlief und daß man sich an die Arbeit machen mußte, die besagten Jahrgänge zurückzublättern. Aber entweder konnten die gesunden jungen Leute es nun nicht erwarten, bis sie glaubten, sich über einen Vorgesetzten mit Recht lustig machen zu dürfen, oder aber sie hatten inzwischen Vertrauen zu dieser amtlichen Verfügung gewonnen: denn sie saßen allesamt über Stößen und Stößen und hatten dabei zuweilen auch ihren Spaß an alten, verblichenen Eintragungen. Nur einer, der nicht für vergebliche Arbeit eingenommen zu sein schien, räsonierte über dem Lesen hinweg: „Hätte er doch nur bei der Gemeinde anfragen müssen, was das eigentlich für Leute sind, diese Einödbauern da, die die zwei in die Stadt geschickt haben. Aber nein: lieber suchen!" Und wenn man sie sah, die Regenschirme, die Handtäschchen, die Aktenmappen und was sonst noch die Leute alles verlieren, mit Zetteln versehen, die Vergeblichkeit des Suchens darstellend, ein Arsenal der Schwermut, die totgeglaubte Gegenstände sogleich annehmen, wenn sie einmal da eingeliefert worden sind, dann konnte man auch dem Beamten beistimmen, der nicht Lust zu haben schien, auch noch die Monate, Jahre, ja Jahrzehnte rückwärts zu forschen. Und noch dazu vergeblich... Nein, nicht vergeblich! Denn noch in diesen Satz hinein rief gedämpft, mit sichtlicher Überwindung, das Gefundene nun vorlesen zu müssen, jener, der den Alten geführt: „Jetzt habe ich's. Am 4. November 1904" (hier unterbrach er sich, weil er vorauslas, und sagte dazwischen, nicht ohne ein wenig zu frösteln: Der Bericht ist indirekt abgefaßt, weil es sich offenbar um die Nachricht einer Ausländerin gehandelt, deren Verlustaussage man verdolmetscht hatte). „Am 4. November meldete eine Amerikanerin, die in der Pension X. X.

abgestiegen, daß sie eine silberne Tasche mit soundso viel Dollar verloren habe, und zwar auf dem Wege zur Bahn, um soundso viel Uhr, im Schnee, nach einem Tor, dessen Namen sie nicht wußte. Sie habe auch einen Fuhrmann in den Fünfzigerjahren, neben dem ein halbwüchsiger Bube auf dem Bocke geschlafen, grad noch beim Aufsteigen am Mantel erwischt und ihn nach dem Verbleib der Tasche gefragt. Der Knecht sei aber anscheinend taub gewesen und jemand anders aber doch schwerlich als Finder um diese frühe Stunde in Frage gekommen. Schließlich habe sie aber von ihm ablassen müssen und sich gesagt, daß einer nicht so seelenruhig und unbekümmert seines Weges gehen könne, wenn er eben so was eingesteckt habe. Den Mann könne sie noch heute wiedererkennen mit seiner Zipfelmütze und dem Hut, den er drübergestülpt habe."

Alle hielten den Atem an, bis einer sagte: „Du meine Güte, das ist ja ein Märchen! Nach fast dreißig Jahren! So lange muß es ihn gereut haben! Ist das auch des Lebens wert? Und reißt es nicht an, das Geld, nicht einen Heller davon, und gibt es aber auch nicht zurück? Hat es höchstwahrscheinlich unter einem Strohsack verborgen gehalten, wie das so zu sein pflegt. Was in so einem Einödhof alles vor sich gehen kann und hinter einer so einfachen Stirne. Ein ehrlicher Dieb muß mir das sein, bei meiner Seel'! Und wird doch manchmal Anlaß gehabt haben und in die Versuchung geraten sein, seines Weges zu gehen, seinem Dienst zu entlaufen, um anderswo den reichen Mann spielen zu können." Und einer der Beamten dachte dabei an ein herbes Mädel, der andere an einen Bauernhof mit falben Rössern, ein dritter an die Fahrt übers Meer, die mancher Schelm schon unfreiwillig gewählt hatte. Ein anderer aber, der auf seine Menschenkenntnis große Stücke hielt, schüttelte bedenklich das Haupt. Ihm sei die Sache klar, mochte man manches auch nicht mehr so genau nach so vielen Jahren noch in der Heimat wissen. Und wenn man's auch nicht gern hörte, so durfte man's doch nicht von der Hand weisen, was er dem Knecht auf den Kopf zusagen wollte. Daß er sich nämlich nie getraut habe, den großen Schein zu wechseln, denn jeder einzelne habe in seiner Hand etwas wie ein Vermögen dargestellt. Und man hätte wohl oder übel von ihm fordern müssen, daß er sich über die Rechtlichkeit seines Besitztums auch ausweisen könne. Aber wie wäre das je möglich gewesen? Nein, nein, von Ehrlichkeit könnte da nicht die Rede sein, das sei ein leerer Traum.

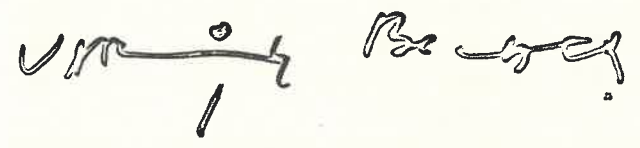
„Aber", meinte neuerdings jener, dessen Schützling der Alte gewesen, „wenn die Zeit schon so langsam mahlt, so kann es ja noch anders gewesen sein: Er kann jedesmal, wenn er in die Stadt fuhr, die

Tasche zu sich gesteckt haben, um sie bei uns abzugeben, und nie den Mut dazu gefunden haben: weil es nämlich schon zu spät dafür war. Acht Stunden zu spät, acht Tage zu spät. So, daß er bald wie gebannt an dieser Kirchenmauer drüben stand, bald den Ort mied wie die Hölle selber, Geld vertrank, aber später es reumütig abarbeitete. Und bei diesem Wechselfieber der Reue und Habgier allmählich auch noch um den Schatz seiner Fröhlichkeit gekommen sei. Weil es doch im Grunde nur die Wahl gibt: eines oder das andere. Ja, während er sich mitsamt seinem geheimen Schatze mehr und mehr allein gelassen wußte und keiner doch die Ursache seiner Verwandlung erkannte, hätte er aus schlaflosen Nächten wie aus einem alten Buche den Fluch des Geldes herauszulesen vermocht. Seht ihr es vor euch, dieses Leben aus Habsucht und Reue und Verstellung, wo auch noch die Ewigkeit auf dem Spiel stand? Aber natürlich", unterbrach sich der Rotwangige, „das könnt ihr euch nur schwer denken, daß ein Mensch vor dem Herrgott selber, der in ihm noch nicht tot zu sein braucht, glaubt, einen Meineid schwören und aufrechterhalten zu müssen. Bis er alt wurde, bis ihn die Sünde geschwächt hatte und er schließlich nur noch den Jahrestag seines Finderglückes im Gedächtnis behalten konnte. So daß er an einem solchen Tag, an dem er sich neben dem Fuhrwerk warm laufen wollte, vermeinte, den Gegenstand eben erst gefunden zu haben. Und nicht mehr warten konnte, geläutert, wie er durch die Reue, diese Hölle auf Erden, war, und gleich am nächsten Markttag, wie er sicher und heilig glaubte, zu uns kam." Es herrschte plötzlich Stille in dem Amtsraum, eine Stille, die nicht von außen her entstanden. Denn schließlich durfte man ja annehmen, daß es so war, wie sein junger Beschützer es sich gedacht und auszusprechen den Mut gefunden hatte. Ja, daß das Geständnis gleichsam in allen seinen Umrissen rein sich losgelöst vom Gemäuer der Zeiten und zur Erde gefallen war. Wo wir es denn fanden und auf unsere Weise betrachten konnten. Freilich wäre diesem Alterstraum ein jähes Erwachen kaum erspart geblieben, denn die Gesetzeswacht fordert Ordnung und Klarheit. Und die Amtsuhr geht anders als die des Gewissens. Aber der Schützling war bereits vor ihrem Stundenschlag geborgen. So sei vergönnt, es in diesem Falle auszulegen. Daß der Mann das Geld gefunden und bei den Behörden unangetastet eingeliefert hatte, darüber konnte wohl kaum mehr ein Zweifel herrschen oder aufkommen. Daß er es mit einer so gewaltigen Verzögerung getan, hätte ihn vielleicht um das Eigentumsrecht seines späten Finderlohnes bringen können. Darum mutete es wie die Inschrift an, die einer jener marmornen Grabesengel uns hinhält, wenn auf die Nachfor-

schungen der Behörden ein kurzes Schreiben mit dem Wortlaut eines alten Pfarrherrn einlief, der besagte, daß der greise, ehrengeachtete Knecht durch Gottes Gnade in den ewigen Frieden eingegangen sei. Was aber vom Bürgermeister jenes weltabgelegenen Kirchensprengels noch dahin ergänzt wurde, daß man im Hinblick auf diese Tatsache die Wahrung der Erbrechte einstweilen übernehme und die hohen Behörden hiermit ersuche, nach abgelaufener Frist sich wieder an die Gemeinde zu wenden.

ZWEI IM FRACK

ULRICH BECHER



WIR SIND zwei Brüder, wir sind aus besserer Familie. Wir haben bessere Zeiten gesehen. Dies ist das einzige, was ‚besser' ist bei uns. Alles übrige ist schlecht. Die Zähne, die Laune, die Verdauung, der Schlaf, alles. Manchmal hungern wir sogar.

Wir sind nicht mehr jung. Beide um Vierzig herum. Wir wissen, daß wir einen lächerlichen Eindruck machen. Zwei Brüder, die unverheiratet sind, zwei Brüder, die noch mit Vierzig aneinander hängen wie ein ausgefranstes Hosenbein am andern, erscheinen stets lächerlich.

WIR WAREN immer zusammen. Wir waren in Büros tätig. Wir wurden krank. Man entließ uns. Wir versuchten es als steppende *Brothers* an einer Schmierenrevue. Die Schmiere ging ein. Da hatten wir nichts mehr. Außer unseren Fracks. Die waren alt, aber gut. Bevor wir zur Revue gingen, ließen wir sie auf modisch umarbeiten. Jetzt sitzen sie uns wie angegossen. Wir machen in ihnen einen vertrauenswürdigen Eindruck. Sogar einen männlichen Eindruck, wenn wir wollen. Aber wir wollen nicht. Wir sind müde.

Es nützt nichts. „Morgen werden wir sie ins Leihhaus tragen", beschließen wir am Montagabend. In der Nacht wälzen wir uns in den

Betten. Jeder fühlt vom andern, daß er nicht schlafen kann, sondern überlegt. „Wir werden sie nicht ins Leihhaus tragen", beschließen wir am Dienstag. Nachmittags kramen wir in fast leeren Schubladen. Wir stöbern unsere alten Zylinder auf. (Wir können sie auf der Nase balancieren.) Unsere beiden letzten Frackhemden sind an den Manschetten abgestoßen. Aber sie sind sauber und gestärkt. Wir werfen sie auf den Tisch. Es gibt einen hölzernen Klang, als habe man zwei Holzbretter geworfen.

MORGEN IST Mittwoch. Da wird uns die Wirtin aus dem Zimmer werfen. Die Koffer – es ist nur Plunder darin – wird sie zurückbehalten. Weil wir seit Monaten die Miete schulden.

Am Mittwoch erwachen wir um sechs. Kleiden uns sorgfältig in unsere Fracks, als gingen wir zu einer Soiree. Setzen unsere Zylinder auf. Stecken unsere Zahnbürsten ein. Stauben uns ein letztes Mal gegenseitig ab. Werfen einen letzten Blick in den Spiegel. Steppende Brothers? Elegante Erscheinungen? Lieblinge des Publikums? – – Nur ein bißchen zu ältlich und zu unterernährt.

Die Wirtin tritt ein. „Hinaus!" Zur Tür weist ein ärmellos dicker Frauenarm, der allein schon wirkt wie ein junges Schwein. „Hinaus!" Mit einer Geste wie der Erzengel.

Wir gehen schon! Wir gehen schon! Wir henkeln uns ein. Wir tänzeln an ihr vorbei. „Unser Eigentum in den Koffern steht zu Ihrer Verfügung, Madame." Sie ist wütend. Und erstaunt, wegen der Fracks am frühen Morgen. Am liebsten würde sie sie uns ausziehen. Das macht uns gut gelaunt wie Schuljungen. Wir schlagen kräftig die Türe zu.

Wir gehen auf der Straße. Es ist noch halb dunkel, denn wir stecken im tiefen Herbst. Wir schreiten in den frühen Morgen hinein, Arm in Arm, und singen. Nicht besonders laut. Ein Arbeiter geht vorbei mit einem blauen Eßtöpfchen an der Hand. Er fixiert uns böse. Er hält uns für zwei galante Bummler, die auf dem Heimweg sind nach einer prunkvoll nächtlichen Orgie. Wenn ich zur Arbeit muß, kommen diese reichen Nichtstuer betrunken grölend von ihren kostspieligen Vergnügungen nach Hause! Wenn er wüßte, daß wir nur unsere Zahnbürsten in der Tasche haben.

WIR SCHREITEN singend in den frühen Morgen hinein. Wir wissen nicht, wohin. Keine Ahnung haben wir, wohin. Trotzdem ist uns wohler als diese ganze letzte Zeit. Die Straße ist leer und unbeweglich und steinern. Bis auf zwei Butterbrotpapiere. Die hüpfen planlos

auf dem Damm vor dem matten Winde her. Bis auf zwei Butterbrotpapiere und zwei im Frack. Jetzt ist es halb hell.

Vor einer Haustür steht ein Leichenauto. Acht befrackte Leichenträger stehen im Kreise und gähnen und schwatzen. Aus der Haustür tritt ein verweinter Hinterbliebener in langem Mantel und ruft mit näselnder Stimme: „Bitte bemühen Sie sich hinauf, meine Herren!" Der Kreis der Befrackten löst sich auf und strebt der Tür zu. Mit ihnen werden wir hineingespült ins Treppenhaus. Wir steigen die Treppe hinauf. Wir sind in einer fremden Wohnung. Wir fallen nicht auf. Die Leichenträger nehmen keine Notiz von uns. Sie halten uns für Hinterbliebene. Die Hinterbliebenen halten uns für Leichenträger. Wir haben unsere Fracks vorne zugeknöpft und die Revers hochgeschlagen, damit man nicht die unpassende weiße Weste und die weiße Krawatte sieht. So sind wir nun ganz in Schwarz, würdig, uns in einem Trauerhaus aufzuhalten.

Anscheinend ist die Familie noch nicht zum Aufbruch bereit. Wir stehen müßig auf dicken Teppichen herum. Die Leichenträger stehen wieder im Kreise und gähnen und schwatzen. Wir haben noch nichts gegessen heute. Wir gehen in die Küche. Wir verlangen zu essen. Unsere Kleidung wirkt vornehm. Wir werden vom Dienstmädchen für etwas Besseres gehalten. Vielleicht entfernte Verwandte der gnädigen Frau. Wenn jemand gestorben ist, fragt man nicht nach Einzelheiten. Man serviert uns ein umfangreiches Frühstück im Wintergarten.

Während wir speisen, wird im Nebenzimmer der Sarg hereingetragen. Wir sehen es durch die offene Tür. Wir wischen uns den Mund ab. Wir nehmen unsere Zylinder. Wir gehen ins Nebenzimmer. Dort sind alle versammelt. Wir mischen uns unter die Leichenträger. Wir stehen zunächst dem Sarg. „Kann man ihn noch einmal öffnen, nur noch ein letztes Mal!?" sagt eine leidende Frauenstimme. Der Sarg wird geöffnet. Die Frauenstimme weint sehr laut. „Und da sagte meine Alte, die Ohrenwärmer kriegste erst zu Weihnachten", erzählt ein Träger flüsternd dem andern.

Der Arrangeur des Begräbnisses betritt das Zimmer. Er wirft einen prüfenden Blick auf den geöffneten Sarg. „Er muß anders gebettet werden!" sagt er mit sachverständiger Miene. „Sonst rutscht er schief, wenn er die Treppe hinuntergetragen wird. Wollen Sie bitte anfassen helfen, meine Herren!"

Wir beide stehen zunächst dem Sarg. Einer am Fußende. Der andere am Kopfende. Wir bücken uns. Wir heben den Toten heraus. Einer zu Häupten, einer zu Füßen. Während wir ihn halten, schauen

wir einander plötzlich an. Und lächeln. Steppende Brothers? – Wir lächeln unmerklich. Niemand hat es bemerkt.

Mittlerweile ist ein Kissen untergelegt worden. Wir betten den Toten zurück in den Sarg. Das Kissen stopft den Sarg aus. Der Tote wird nicht rutschen, während man ihn die Treppe hinunterträgt. Die Frauenstimme weint sehr laut.

Die Treppe ist eng. Am engsten an der Treppenbiegung. Längs geht der Sarg nicht durch. Der Arrangeur gibt Befehle. Die Träger fluchen gelassen. Schließlich rafft man den Sarg der Länge nach in die Höhe. Man stellt ihn auf den Kopf. So geht es. Man überschlägt ihn langsam, stellt ihn wieder auf den Kopf. Uns wird schwindlig, wenn wir uns in die Lage des Toten versetzen.

Die Hinterbliebenen zwängen sich schlaff in eine Taxe. Sie fahren voraus. Wir helfen den Leichenmännern den Sarg in das schwarze Auto laden. Das Auto fährt an. Es fährt langsam, gemessen, im Schritt. Die Männer haben eine Kolonne gebildet. So trotten sie hinter dem Auto her. Wir sind das letzte Glied des befrackten Trupps. Zehn Zylinder wippen bei jedem Schritt, links, rechts.

Ein wenig verwundert sind wir. Hinter einem wildfremden Toten marschieren wir Frack an Frack, eins zwei, eins zwei, wie eine Abteilung Soldaten in den nebligen Morgen hinein. Doch haben wir ein umfangreiches Frühstück im Magen. Wir danken es unseren Fracks.

Die Männer tragen den Sarg aus dem Auto zum Grabe. Auf ihren Schultern. Links hinten hängt der Sarg schief hinunter. Der Träger links hinten ist zu klein. Der schwarzpolierte Sarg, auf beiden Seiten vier schwarze Träger. Wie ein schwarzglänzender kranker Käfer mit dicken Beinen, der – links hinten schief – über den Friedhof hinkt.

Dem kleinen Träger links hinten wird es zu schwer. Wir merken, daß er schwach wird. Wir helfen ihm tragen. Der schwarzschillernde Käfer hinkt nicht mehr.

Eine Beerdigung am frühen Morgen hat etwas Luftiges.

Der Sarg steht offen am Grabe. Der Prediger sagt leise: nicht nur trauern solle man, nein, auch freuen solle man sich für den Toten, der itzo in eine reinere und bessere Welt eingegangen, als die unsere es sei!

Während der Predigt hat sich einer der Träger umgewandt und heimlich aus der Rocktasche heraus ein Butterbrot verzehrt. Nun hat er das Schlucken. Er ist rot, aber er kann es nicht unterdrücken. Das Schlucken tönt in gleichen Abständen. Es übertönt die leise Rede des jungen Predigers.

Wir stehen nahe an der Gruft. Eine Frauenstimme weint sehr laut.

Wir blicken auf. Die weinende Frau ist gut gekleidet. Sie hat ein Taschentuch vor dem Gesicht. Jetzt nimmt sie es hinweg. Sie ist noch nicht alt. Wir glauben etwas bemerkt zu haben. Unsere Fracks sitzen gut. Wir stechen von den übrigen Männern ab. Wir sind größer als sie. Auch tragen wir unsere Zylinder salopper und mondäner auf den Köpfen als jene. Wir glauben bemerkt zu haben – daß die weinende Frau mit uns kokettiert. Sehr versteckt, vielleicht unbewußt. Doch wir täuschen uns nicht: von Zeit zu Zeit tauscht sie unter Tränen interessierte Blicke mit uns. Erst mit dem einen. Dann mit dem anderen.

Wir stehen zu nahe an der offenen Grube. Die Frau hat uns verwirrt. Wir achten nicht auf unsere Füße. Wir stolpern. Der weiche Sand am Rand gibt nach. Fast wären wir in die Grube gefallen.

Jemand packt uns noch rechtzeitig am Ärmel. Der kleine Träger, dem wir vorhin beim Tragen halfen. „Man darf nicht so nahe herantreten!“ flüstert er böse.

Jetzt gibt der Arrangeur ein Zeichen, wie ein Dirigent zum Finale. Der Sarg wird an Stricken in die Grube hinuntergelassen. Die Frau weint. So laut weinte sie nie. Auch sieht sie uns nicht mehr an.

Der Totengräber bietet auf einer Schaufel Erde an. Jeder der Hinterbliebenen nimmt eine Handvoll und wirft sie hinab auf den Sarg. Auch uns bietet der Totengräber Erde an auf der Schaufel. Wir nehmen jeder eine Handvoll. Wir stecken die Erde unbemerkt in die Hosentasche. Wir kennen den Toten nicht. Wir haben unsere eigne Moral.

Die Zeremonie ist beendet. Die Hinterbliebenen schleichen hinweg, sich apathisch an den Händen haltend. Die Träger bummeln hinterher, gähnen und schwatzen. Einer geht nach vorn und flüstert dem letzten der Hinterbliebenen mit wehleidigem Augenaufschlag und kummervoller Händefaltung ins Ohr: „Das Honorar!“

Die Träger bilden eine Reihe. Der Hinterbliebene zückt eine Brieftasche. Geht in seinem langen Mantel die Reihe entlang wie ein General bei der Parade. Jeder der Träger erhält einen Geldschein. Wir haben uns am Ende der Reihe aufgestellt. Wir stehen stramm. Jedem von uns wird ein Geldschein in die Hand gedrückt. Die Leichenmänner sehen uns übelwollend an. Konkurrenz? Jetzt erst erkennen sie es. „Eine Beerdigung ist teuer“, seufzt der Hinterbliebene. „Sogar das Trauern kostet Geld!“

Wir stehen unschlüssig am Portal. Wir sind wieder allein. Wir schlendern an der Friedhofsmauer entlang. Wir kommen zur Kirche. Wir trödeln auf dem Kirchenplatz herum. Fläzen uns auf eine Bank,

stehen wieder auf. Wir wissen nicht, wohin wir gehen sollen. Wir wissen nicht, was tun. Nach einer Beerdigung geht jeder nach Hause. Die Hinterbliebenen haben ihre schöne Wohnung mit den dicken Teppichen. Die Leichenträger haben ihre Behausungen, ihre Frauen und ihre Ohrenwärmer. Wir haben nichts dergleichen. Wir kommen uns vor wie ausgestoßene Waisenknaben im Märchen. Nur das Geld, was wir bei dem Begräbnis verdienten, ist ein Trost.

Schließlich gehen wir in die Kirche hinein. Säuglingsgebrüll schallt durch die Sakristei. Eine Taufe ist im Gange. Viele Leute. Man macht uns ehrfürchtig Platz. Die Frackreverse haben wir hinuntergeschlagen. Die weißen Westen leuchten. Wir sind festlich gekleidet. Man hält uns für nahe Anverwandte.

Das Gebrüll schallt zwiefach. Es schwillt auf und ab in Quinten. Es sind Zwillinge, die getauft werden. Vorn, am Taufbecken, die Zwillinge im Arm, steht die Mutter. „Seid ihr nicht Tante Wupseks Söhne aus Amerika?" ruft sie, als sie uns sieht. „Wir sind es", lügen wir. Die Mutter zeigt ihre Zähne: „Als Kind spielte ich mit euch auf den Spielplätzen. Dann starb der Onkel. Die Tante wanderte mit euch nach Amerika aus. Ihr wart damals fünf Jahre. Ihr könnt euch nicht mehr auf mich besinnen. Die Tante schrieb vor zwei Wochen, daß ihr herüberkommen würdet. Wie geht es der lieben Tante Wupsek?" – „Es geht so", sagen wir, „nicht besser und nicht schlechter." – „Und wie gefällt es euch drüben?" – „Amerika bleibt Amerika!" sagen wir laut und deutlich.

Die Verwandten haben einen Kreis gebildet.

Die Mutter: „Hört, das sind Tante Wupseks Söhne. Mit fünf Jahren wanderten sie nach Amerika aus." Man schüttelt uns die Hände, beklopft unsere Schultern. „Ah, Tante Wupsek mit dem rostroten Muttermal!" sagen einige. Der Priester kommt. Die Mutter: „Bitte, nehmt mir die Kinderchen ab, ich kann sie nicht länger halten."

Wir haben jeder einen Zwilling im Arm.

Der Priester bespritzt sie mit Wasser. Auch unsere Frackhemden bespritzt er mit Wasser. Er hält eine kurze Ansprache. Nicht nur freuen sollte man sich mit diesen jungen unschuldigen Kindlein, nein, auch trauern solle man bei dem Gedanken, wie bald, wie ach allzubald diese Unschuldigen schuldig würden. „Ihr Eltern, die ihr Freude empfindet angesichts eurer Neugeborenen, vergesset nicht zu trauern angesichts der Erkenntnis, wieviel Enttäuschung, Schmerz und Unbill euren Kindern einst widerfahren wird in diesem Leben."

Die Zwillinge beginnen plötzlich so laut zu schreien. Vom Schluß der Ansprache ist nichts zu hören. Zwar sehen wir, wie sich des

Geistlichen Lippen bewegen. Doch hört man nur das Schreien. Wir schaukeln die Zwillinge verlegen hin und her, um sie zu beruhigen. Es nützt nichts. Die Mutter steht zwischen uns, gesenkten Hauptes. Jeder Schein von Fröhlichkeit ist aus ihrem Gesicht gewichen.

Die Feierlichkeit ist beendet. Ein Verwandter tritt an uns heran. „Ihr kommt mit uns. Kleines Festessen im engsten Familienkreise."

Wir nicken. Erstaunt. Wir schaukeln die Neugeborenen noch immer in unseren Armen. Vor zwei Stunden schaukelten wir einen Toten.

Das war ein Mittagessen! Seit Jahren aßen wir kein so gutes mehr. Bei Tisch phantasierten wir viel über die Tante und das Leben in den Vereinigten Staaten. Wir haben Amerika nie gesehen. Weder Amerika noch Tante Wupsek.

Wir balancieren zufrieden die Treppe hinunter. Wir sind ein wenig betrunken. Die Zylinder sitzen im Nacken. Im Treppenhaus kommen uns zwei Männer entgegen. In Zylindern. „Wir sind die Gebrüder Wupsek", sagt der eine. „Aus Amerika", sagt der andere. „Ist hier nicht eine Kindstaufe im Hause?"

„Dritter Stock links", sagen wir höflich. Vier Zylinder werden gezogen. Wir treten auf die Straße hinaus.

Nachmittags. Belebte Straßen. Wir bieten einen ungewöhnlichen Anblick in unserem feierlichen Aufzug. Hier kann uns Frack und Zylinder nichts nützen. Im Gegenteil, wir machen uns lächerlich. Schuljungen blöken uns nach. Wir klappen die Zylinder zusammen und stecken sie in die Tasche. Wir nehmen zwei lange Taschentücher heraus und klemmen sie unter den Arm. Zwei Kellner. Bei der Schmiere hatten wir eine Nummer, wo wir es ebenso machten. Zwei Kellner nachmittags über die Straße. Das ist nichts Ungewöhnliches.

Wir betreten ein Speisehaus. Ein Mann sitzt am Fenster. Winkt uns heran: „Bitte zahlen." Er gibt uns einen Schein. Wir greifen in unsere Taschen. Wir fühlen die Geldscheine von der Beerdigung. Wir stammeln etwas. „Schon gut", winkt der Mann ab und nötigt uns den Schein in die Hand. Wir verlassen das Speisehaus.

Wir sind Betrüger? – Aber wir taten nichts. Man winkte uns heran. Man gab uns Geld, ohne daß wir es verlangten. Zwar beruhte es auf einem Irrtum des Gebers. Aber auch die großen Geschäftsleute verdienen ihr Geld mit den irrtümlichen Spekulationen anderer. Wir sind keine Betrüger. Höchstens unsere Fracks.

Ein öffentliches Gebäude aus rotem Backstein. Eine Autoflucht hält davor. Männer im Frack und Frauen, festlich gekleidet, stehen in Gruppen. Mechanisch ziehen wir unsere Zylinder hervor. Wir klap-

pen sie auf, setzen sie auf die Köpfe. Es ist eine Hochzeit. Wir stehen vor einem Standesamt.

Eine Bewegung entsteht. Das Hochzeitspaar verläßt das Portal des roten Hauses. Ein kleiner Auflauf bildet sich. Der Zuschauer neben uns ist ein untersetzter Mensch mit einer großen Frisur, mit einer ragenden Nase. Er schimpft auf Hochzeiten. Er schimpft leise ins Ohr eines anderen. „Aufläufe bilden sich immer, wenn zwei Menschen sich nicht schämen, vor aller Welt ihr zukünftiges Liebesverhältnis zu proklamieren!"

Das Brautpaar steigt in das erste der Automobile. Das ist ganz weiß, hat Tüllgardinchen und Verzierungen. Es sieht nicht aus wie ein Auto. Es sieht eher aus wie ein Himmelbett.

Die Hochzeitsgäste steigen in die Wagen. Wir stehen unentschlossen. Ein Diener tritt an uns heran. Er hält uns für Mitglieder der Hochzeitsgesellschaft. „Im fünften Wagen ist noch Platz!" Wir besteigen den fünften Wagen.

WIR SIND schon wieder in einer Kirche. Kirchen und Feiern üben eine magnetische Wirkung auf unsere Fracks aus. Das Paar steht vorn am Altar. Der Bräutigam ist ein langer Mann, steht scharrenden Fußes am Altar wie ein Pferd an der Krippe. Die Braut ist von oben bis unten mit weißen luftigen Schleiern umwunden. Fast unwirklich. Fast schwebt sie hinweg. Hinauf in die Reihe weißer Engel an der stuckbeladenen Decke.

Wir stehen seitlich in einer hinteren Reihe, beobachtend. Der Priester spricht. Nicht allein freudig bewegt sein solle das junge Paar, nein, auch in sich gehen solle es und erkennen, welche Verantwortung, welche Schuld es auf sich lade mit dem Wunsche, Nachkommen zu zeugen. „Nicht nur glücklich sein, sondern auch trauern sollt ihr, denn nicht allzulang wird dies Glück währen, ach allzubald schlägt die Trennungsstunde in diesem Leben."

Die Predigt ist zu Ende. Die Braut lispelt das Ja. Der Bräutigam schmettert das Ja. Er ist ärgerlich. Der Pfaff hat ihm die Hochzeitslaune verdorben. Dabei hat man so selten Gelegenheit, in Hochzeitslaune zu sein.

WIR SITZEN wieder im fünften Wagen. Anscheinend ist es eine sehr große Hochzeit. Vor uns schwärmen vier Wagen. Hinter uns etwa zwanzig. Die Hochzeit schlängelt sich, Auto hinter Auto, durch die Straßen der Stadt. An der Spitze des Zuges fährt das Himmelbett und hupt.

MAN HAT uns hineingedrängt. In die Halle eines Riesenhotels. Eigentlich wollten wir gar nicht. Wir genierten uns. Aber als sich der Schwarm der Gäste aus dem Wagen entlud, zerrte er uns mit hinein ins Portal.

Wir sitzen an einer ungewöhnlich langen Festtafel. Alles ist lang bei dieser Hochzeit. Die Autoschlangen, die Festtafel, der Bräutigam, die Frackschöße der Männer, die Kleider und die Wimpern der Frauen.

Niemand weist uns hinaus. Verwandte oder Bekannte des Bräutigams halten uns für Verwandte oder Bekannte der Braut, und umgekehrt. Weißes Licht, viel zu weiß, fällt von der Saaldecke herab wie ein nicht enden wollender Platzregen.

STIMMEN. STIMMEN. Dröhnende Männerstimmen. Kindliches Frauengemurmel. Lachsalven. Sektpfropfenknall. Wir sitzen eng nebeneinander. Wir essen. Leckerbissen dieser Art aßen wir noch nie. Niemand verbietet es uns. Niemand scheucht uns fort. Man beachtet uns wenig. Man spricht über uns hinweg. Man reicht über uns hinweg. Wir essen. Wir essen. Von Zeit zu Zeit werfen uns Frauen beschlagene Blicke zu. Beschlagen wie die riesigen Saalfenster, hinter denen es Nacht ist. Wir stürzen einen Sektkelch nach dem andern. Ab und zu dreht sich jemand windschief in die Höhe. Bohrt sich langsam hinauf in den Zigarettendunst. Steht, nimmt ein Glas und hält eine Rede. Wir trinken. Wir stoßen mit unbekannten Menschen an. Wir sind so glücklich. Wir blicken zärtlich hinab auf unsere vornehmen Fracks. Wir streicheln sie leise. Wir streicheln über das Jackett. Dann über die Hose. Wie man Bernhardinerhunde streichelt, die einen gerettet haben.

NUN SIND wir in einem anderen Saal. Noch größer. Leute schlagen uns im Vorbeigehen auf die Schulter. Sie duzen uns. Nennen uns Felix oder Siegfried oder Viktor. Einer fragt uns, ob Nanette nicht von vollendeter Anmut sei, heute abend. Plötzlich heulen Trompeten, Kriegsfanfaren. Es sind gestopfte Trompeten, sie haben einen dekadenten Klang. Tumult auf dem Parkett. Man tanzt. Wir lassen uns mit Schnäpsen bedienen. Dann tanzen wir. In den Pausen stülpen wir Schnapsgläser über den Mund. Jetzt tanzen wir wieder. Wir tanzen mit reichen Frauen. In letzter Zeit konnten wir uns nicht einmal arme, billige Frauen leisten. Jetzt tanzen wir mit reichen, teueren. Wie reich und teuer sie sind, sieht man an ihren versilberten und vergoldeten Kleidern. Man riecht es an ihren narkotischen Parfüms. Man fühlt es an ihrer weich gekremten und gepuderten Haut. Wir sind

gute Tänzer. Das lernten wir an der Schmiere. Unsere Fracks sind makellos. Wir tanzen. Die Frauen in unseren Armen schließen die Augen. Schmiegen sich an. Aus ihren Mündern bricht Hitze. Und Alkoholdunst. Über dem Wald der Tanzenden hängen undeutlich weite Schwaden von Tabakdampf. Von Sektrauch. Wir sind total betrunken.

Wir stehen im Mittelpunkt des Saales. Das Parkett leert sich. Nur wir bleiben in der Mitte zurück. Zwei Herren im Frack. Frauen und Männer haben sich in Sessel gelegt. Oder sie stehen in Gruppen. Sie sehen uns an. Viele der Männer haben am Frackrevers eine weiße Blume. Wir suchen in den Taschen. Wir finden unsere Zahnbürsten und stecken sie ins Knopfloch.

Alle lächeln uns zu. Auf einmal ist es sehr hell. Die Kapelle spielt einen Tusch. Dann knattert sie los: in schärfstem Tempo.

In unseren Beinen wird es ganz kalt. Dann beginnen sie zu schwingen. Wir tanzen ganz allein auf dem weiten glatten Parkett. Zuerst unbeholfen. Dann sicher werdend. Zwei Steptänzer. Alle unsere Bewegungen sind gleich. Wie zwei Pleuelstangen einer Lokomotive. Wir halten uns an den Händen. Unsere Füße erinnern sich des alten Trainings. Sie trommeln auf die Holzdielen. Jetzt rotieren wir um uns selbst. Fünfmal. An der Schmiere schafften wir es nie mehr als viermal. Das macht der Alkohol. Jetzt sechsmal. Siebenmal.

Plötzliche Stille. Zu Ende. Einmal noch zuckt es im Knöchel. Dann stehen wir unbeweglich und einsam auf dem Parkett, Hand in Hand.

Beifall bricht aus. Händeklatschen starker Männer: wuchtig und schwer. Händeklatschen entzückter Frauen: aufgeregt schnell und schwach. Das Klatschen will nicht enden. Eine betrunkene Hochzeitsgesellschaft ist nicht anspruchsvoll. Wir beugen uns wieder und wieder. Steppende Brothers? Elegante Erscheinungen? Lieblinge des Publikums – – – –?

Paare überströmen das Parkett. Die Vorübertanzenden machen uns Komplimente. Wir sind in herrlicher Laune. Unser nächster Tanz gebührt den Schwiegermüttern. Sie stehen in einer Ecke beisammen, die eine hellblau gekleidet, die andere rosa. Sie erteilen einander freundliche Auskünfte über die Eigenarten ihrer Kinder, des jungen Paares. Dabei wedeln sie mit Pluderfächern wie mit Schwänzen von Seidenhaarhündchen. Zwei tiefe Verbeugungen unsererseits. Jeder von uns hält eine Schwiegermutter im Arm. Jemand schreit Bravo.

Während des Tanzes tätscheln sie uns die ausgestopften Schultern. Und dann die Wangen. Wir schwingen die Schwiegermütter im Kreise. Sie pusten vor Lachen. Sie sind noch einmal jung.

Wir schwingen sie. Wir heben sie an und schlängeln uns blitzschnell durch die Paare mit ihnen. Wir drehen sie um und um. Das Lachen verschwindet aus ihren Gesichtern. Es macht einem gequälten Ausdruck Platz. Schweiß bricht aus ihren Poren und streift Rinnen in die gepuderten Backen. Sie keuchen. Uns ist alles einerlei. Wir sind so betrunken. Wir kreiseln mit ihnen erbarmungslos durch den Raum.

Als wir aneinander vorbeitanzen – jeder eine Schwiegermutter im Arm – treffen sich unsere Blicke. Und bleiben aneinander haften. Heute morgen um sieben Uhr! Als man ihm ein Kissen unterlegte, hielten wir ihn in den Armen. Jetzt ist es Nacht. Jetzt halten wir luftschnappende Schwiegermütter.

Plötzlich ist uns sehr übel. Wir drehten uns zuviel. Wir tranken zuviel. Wir machen noch einige lahme Schritte. Dann lösen wir die Umarmung. Wir lassen unsere Partnerinnen stehen, ohne ein Wort der Entschuldigung. Wir bahnen uns einen Weg. Wir streben dem Ausgang zu, mit zurückgedrehten Köpfen.

Inmitten der Tanzenden stehen verlassen zwei Schwiegermütter. Die umfangreichen Brüste heben und senken sich wogend. Sie blicken uns stier und erschrocken und verständnislos nach. Wie zwei alte Tiere. Die eine rosa. Die andere blau.

Ein Lakai öffnet die Saaltür. Und dann seine Hand. Wir legen Geld hinein. Ein Boy holt in der Garderobe unsere Zylinder. Wir geben ihm Geld. Ein anderer bürstet unsere Rücken sinnlos mit einer Bürste. Als ob man zum Nachhausegehen einen gebürsteten Rücken braucht! Wir geben ihm Geld. Wir schreiten am Hotelportier vorbei. Wir sehen verschwommen sein Gesicht. Es scheint gutmütig und etwas hilflos. Er streckt die Hand aus. Wir geben ihm Geld. Alles. Jetzt haben wir nichts mehr. Vielleicht gaben wir ihm zuviel. Er machte eine ungewöhnlich tiefe Verbeugung. Es ist uns alles einerlei. Wir torkeln die Hotelfassade entlang. In die Nacht hinein.

Wozu man zum Nachhausegehen einen gebürsteten Rücken braucht. Zum Nachhausegehen. Wenn es ein ‚Nachhause' gäbe. Es gibt keins.

Wir sind auf einer Brücke. Wie dunkel! Wir sind erschöpft und voller Übelkeit. Wir haben einen bitteren Geschmack im Mund. Und in der Brust ein Weh. Wir fassen in die Hosentaschen. Kein Geld. Nur Sand, den uns der Totengräber auf der Schaufel anbot. Wir wissen nicht, wo wir schlafen sollen.

Wir lehnen am Brückengeländer. Wir starren hinab in das schwarze Wasser. Es zittert schwach – dick und träge wie Öl. Lächer-

lich sähe es aus, wenn wir da hineinsprängen, nebeneinander. Es wäre läppisch anzusehen, wie ein Kneifer, der ins Wasser fällt. Wir glauben, wir würden lachen müssen, während wir von der Brücke hinabsprängen. Einmal, als wir noch ganz jung waren, sprangen wir in einer Badeanstalt ins Wasser. Nebeneinander, von einem hohen Brett. Während des Hinabfallens blickten wir einander an. Und lachten.

Unsere Fracks haben uns zu Ruhm und Ehre verholfen. Wir drangen in politische Versammlungen ein. Man hielt uns für hohe Würdenträger – unserer vornehmen Kleidung wegen. Man bat uns, Reden zu halten über das System des Staates. Wir standen am Rednerpult und sprachen im Chor. Wort für Wort dasselbe. Laut und deutlich sprachen unsere beiden Stimmen in die Stille der Versammlung hinein. Keiner klapperte nach. Wie zwei Schuljungen, die ein Gedicht aufsagen. Am Schluß der Rede klatschte die Menge Beifall. Männer klatschten wuchtig und schwer. Auch Frauen waren in der Versammlung. Die klatschten nervös und leise – –

Man hat uns gewählt. Den einen zum Kanzler. Den andern zum Minister. Unsere Fracks machten uns zu Führern des Staates. Jeder von uns trägt ein dickes farbiges Band quer über die Hemdbrust. Zum Zeichen der hohen Stellung. Das des einen ist hellblau. Das des andern ist rosa – –

Wir sitzen nebeneinander an einem langen schwarzglänzenden Schreibtisch. Wir schreiben Aufrufe ans Volk. Warum ist der Schreibtisch schief? Wir sehen genau hin. Es ist gar kein Schreibtisch. Es ist ein Sarg. Links hinten schief – –

WIR ERWACHEN. Wir haben geträumt. Wir hocken aneinandergelehnt in einer Kirchenbank. Also in eine Kirche sind wir vorhin in unserer Betrunkenheit hineingerutscht. Wieder eine Kirche.

Wir wenden einander langsam die Köpfe zu. Im Halbdunkel sehen wir einander an. Ganz nah. Verfallenes Gesicht, jämmerlich schlaff um den Mund. Die Nase zwischen die Backen gepfropft, wie Bolzen in einer Schießscheibe. Wir betrachten einander fast gehässig. Wir lieben einander nicht. Gar nicht. Zwei, die so lange aneinandergeklammert herumgekrochen sind, können einander nicht lieben. Wie häßlich wir einander finden, hier im nächtlichen Halbdunkel auf der Kirchenbank. Doch können wir nicht auseinander. Stirbt der eine, stirbt der andere. Unsere Gefühle füreinander sind undefinierbar.

Das dunkle schmale Kirchenfenster über uns wird blässer. Die buntgemalte Madonna auf dem Fensterglas wird durchsichtiger. Morgendämmerung. Uns fröstelt. Zwei Philosophen im Frack auf der

Kirchenbank. Man wird unversehens zum Philosophen, wenn man in einer Kirche sitzt und es kalt ist und Tag wird. Wenn man nicht weiß, wo man schlafen wird in der nächsten Nacht. Und wenn man nichts in der Tasche hat. Nur seine Zahnbürste und etwas Sand von einer Beerdigung.

Wir strecken uns aus, Kopf an Kopf. Die Zylinder fallen zu Boden. Das Echo hallt hohl in der ehrfürchtigen Schattenstille gotischer Bogen. Wir werden noch einmal schlafen. Bis zum hellen Morgen. Da findet hier sicher eine Leichenfeier statt. Oder eine Hochzeit. Oder eine Konfirmation. Neue Verdienstmöglichkeiten. Neue Nahrungsquellen. Wir warten. Es ist wie im Wartesaal eines Bahnhofs, wo man den Frühzug abwartet. Wir werden ruhiger. Sehr ruhig. Wir besitzen ja unsere Fracks. Wir sind ja zwei im Frack. Vielleicht sehen wir einmal bessere Zeiten wieder. – – – Ob die richtige – – Jungfrau Maria – – ebenso schön und durchsichtig war – – – wie die hier – auf – dem – langen – Fenster – – – über uns?

Jetzt schlafen wir.

SCHREIBER AUF DER MAIRIE

ERNST BLOCH

Ernst Bloch

OFT HABEN Kleine im Amt ihr schäbiges Mütchen gekühlt. Aber nicht immer wurde von ihnen durchkreuzt, was als Feldwebeln ihnen wider den Strich ging. Das erfuhr eine allerdings nobel gestellte junge Frau, deren Mann wegen Befehlsverweigerung im Krieg zur Erschießung verurteilt worden war. Das eigenmächtige Handeln dieses französischen Offiziers hatte zwar den Sieg gebracht, doch auch ein gutes Beispiel könnte hier schlechte Sitten machen. Die junge Obristin fuhr standesgemäß nach Versailles, wo sie die Pompadour zur Freundin hatte; vergebens. Die Pompadour brachte die Freundin sogar zur Königin, diese zum König, dem sonst vor Weibertränen nicht firmen Lud-

wig XV. Auch er aber konnte das rechtskräftige Urteil nicht kassieren, nicht einmal, gerade als Kriegsherr, Pardon geben. Die junge Frau verließ das Schloß, blind vor Tränen ging sie an ihrer Equipage vorbei und weiter, weiter die staubige Chaussee zurück nach Paris. Da begegnete ihr ein recht armselig Männchen, das wunderte sich über die höfische Pracht zu Fuß und hielt mit gezogenem Hut an. Die Edeldame, vor Unglück ganz eingeebnet, erzählte nun wieder ihre Geschichte, worauf das Männchen: „Wenn das alles, dann nichts leichter als hier zu helfen. Bin Schreiber auf der Mairie, mit den Akten des Falls in meiner Schublade, und von heut auf morgen kann ich das ganze Urteil verschwinden lassen, ohne daß ein Herr sich darum schert." Die Akten verschwanden in der Tat, die Exekution fand nicht statt, ein Sandkörnchen im Getriebe hat funktioniert, die niedere Bürokratie zeigte diesmal sogar im Guten ausnahmsweise, was sie kann. Allerdings den Hut zwischen den Händen drehend, vor einer vornehmen jungen schönen Frau, nicht etwa vor kleinen Leuten ihresgleichen, die es nicht einmal zum Ornat der Schreiber gebracht haben, oder gar vor Intelligenzbestien, die die Ordnung stören. Sonst könnte ja jeder kommen und Akten verschwinden lassen, wo käme man da hin?

ALS COWBOY IN TEXAS

MAX FRISCH

Max Frisch

ICH SCHILDERE ihm also, wie ich eines sommerlichen Morgens in der Prärie, meines Cowboy-Alltags etwas überdrüssig, weiter ritt als gewöhnlich, weiter als nötig. Ich ritt sozusagen in Gedanken (welcher Art diese Gedanken gewesen sind, interessiert meinen Zuhörer nicht) und ohne ein bestimmtes Ziel. Ich fing sogar zu traben an. Nach etwa fünf Stunden, ich hatte in dieser Zeit kaum jemals zurückgeschaut, waren die roten Felsen erreicht, die ich seit Wochen stets am Horizont der Ebene gesehen hatte. Ich sprang von meinem schwarzen

Pferd, band es an eine Eichenstaude und kraxelte etwas in die Höhe, verlockt von einem immer weiteren Blick über die endlose Ebene hinaus, die nun hinter mir lag, über einen grünlichen und silbergrauen Ozean von Land. Es war ein heißer, sirrender Mittag, ich verdurstete fast. Ich suchte eine Quelle, jedoch vergeblich, denn die ganze Gegend bestand aus Karst, und plötzlich, wie ich so mit meinen Stiefeln durch das dürre und oft stachlige Gestrüpp stapfte, plötzlich stehe ich vor einem Schlund, vor einer Spalte im Fels, die ungefähr wie das Maul eines Hais aussah, aber sie war riesengroß und schwarz wie die Nacht. Noch keiner meiner Kameraden hatte je von dieser Grotte erzählt. Es war ein Zufall, daß ich ihre Pforte, die erst aus allernächster Nähe zu sehen ist, in dieser hügeligen Wildnis entdeckt hatte. Vielleicht gab es hier Wasser! Zwar war es totenstill, und ich werde nie vergessen, wie ich die ersten paar Schritte, nur um die Neugierde zu stillen, in den schattigen Schlund stieg, vorsichtig, indem ich mich an den letzten Stauden hielt, um mit gestrecktem Kopf in die klaffende Tiefe zu spähen, blind vor Finsternis. Niemand befahl mir, in diese Grotte zu steigen; trotzdem war ich sehr beklommen, und meine Entdeckung ließ mich nicht mehr los. Ein Stein unter meinem Stiefel hatte sich gelöst, kollerte in munteren Sprüngen hinunter, hallte und hallte immer ferner und hörte zu hallen nicht auf, bis ich, immerhin ein Cowboy, erbleichte. Ich wußte wirklich nicht, ob ich ihn nicht immer noch hörte, den kollernden Stein, oder bildete ich es mir nur noch ein? Ich konnte vor Bangnis kaum atmen, zwang mich jedoch, nicht die Flucht zu ergreifen. Ich hörte mein Herz hämmern, sonst Totenstille. Dann rief ich mit lauter Stimme: Hallo?, und von sinnlosem Schrecken erfaßt, als wäre es nicht meine eigene Stimme, hastig, als wäre ich in Gefahr, von einem Drachen geschnappt zu werden, klomm ich zwischen den stachligen Sträuchern empor, vom Echo gejagt, und wieder hinauf an die Sonne, wo ich über mich lachte. Oder ich versuchte wenigstens, über mich zu lachen. Denn hier, an der mittäglichen Sonne, hörte man nur wieder das vertraute Summen der Insekten, das Getuschel der hohen Halme im Winde, und man sah über die Ebene von Texas, über jenen Ozean von Land, den ich damals alle Tage sah. Trotzdem blieb es mir etwas unheimlich, als hörte ich noch immer den kollernden Stein.

Es war Nacht, als ich unsere Ranch wieder erreichte. Ich rechtfertigte mich mit einer kecken Lüge. Von meiner Grotte sagte ich kein Wort, nicht einmal zu Jim, meinem besten Freund, der neben mir schlief; er zupfte an meiner Hängematte, um zu erfahren, wo ich nun wirklich den ganzen Tag gewesen wäre, und ich ließ ihn in seinem

holden Neid, in seinem Glauben, daß ich irgendwo in jener fast menschenleeren Ebene (monatelang traf man nur Männer, Pferde und Vieh) ein freies Mädchen gefunden hätte. Jim gab mir einen Rippenstoß, Zeichen einer herzhaften Mitfreude und einer ebenso herzhaften Mißgunst zugleich. Aber meine Grotte, wie gesagt, verriet ich nicht.

Unsere Arbeit auf der Ranch war streng, wir waren nur wenige, einer von ihnen auch noch krank; zwei Wochen hatte ich auf meinen nächsten freien Tag zu warten.

Natürlich ritt ich schon im Morgengrauen (in einem großen Bogen, damit man mir nicht auf die Spur kam) wieder zu meiner Grotte, ausgerüstet mit einer Laterne, um in ihre Finsternis eindringen zu können, und war auf allerlei gefaßt, bloß nicht darauf, daß ich meine Grotte nicht wiederfinden würde. Bereits war es Nachmittag, als ich immer noch hügelauf und hügelab stapfte, vielleicht ganz in der Nähe der Pforte, vielleicht eine Meile daneben, denn allenthalben sah man die gleichen Hügel und Mulden, die gleichen Disteln, Kakteen, Agaven, dazwischen die verfluchten Stauden der Gifteiche. Erschöpft und entmutigt, ohne die Grotte gefunden zu haben, ritt ich zurück, überzeugter denn je, daß diese Grotte einen märchenhaften Schatz verbarg, Gold vielleicht, von Spaniern erbeutet und verloren; waren nicht hier jene Abenteurer vorbeigezogen, Vasquez de Coronado und Cabeza de Vaca? Das mindeste, was ich erwarten durfte, waren historische Werte, aber vielleicht auch Edelsteine der Indianer, der ganze Schatz eines ausgestorbenen Stammes. Auch bei klarer Vernunft schien allerlei möglich. Natürlich grinste mein Freund, wie ich mich am Abend in meine Hängematte sinken ließ, über meine große Mattigkeit, auch über mein Schweigen. Wie heißt sie denn? fragte er, und ich sagte: Hazell und drehte mich auf die andere Seite.

So vergingen Wochen.

Meine Grotte drüben in den Felsen begann nachgerade ein Spuk zu werden, in Wirklichkeit nicht wiederzufinden, obschon ich noch mehrere Male in jene Gegend ritt, jedesmal ausgerüstet mit Laterne und Lasso, eine Tasche voll Karbid, die andere Tasche voll Verpflegung, und im Grunde glaubte ich schon gar nicht mehr an meine Entdekkung, als ich eines Abends, es dämmerte schon und war höchste Zeit, zurückzureiten, eine Wolke von Fledermäusen sah. Es war, als stiegen sie aus dem Boden, Millionen von Fledermäusen. Sie kamen aus meiner Grotte!... Mit Laterne und Lasso, das man nach Bergsteigerart um die zackigen Felsen hängen kann, ist es nicht allzu schwierig, in die erste Höhle zu steigen, die gewaltig ist. Sie hat, wie ich in der

letzten Dämmerung gerade noch zu erkennen vermochte, etwa den Innenraum von Notre-Dame. Außer Fledermäusen an den Felsen, die meine Laterne nur schwächlich beschien, und außer Scherben von Töpfen war nichts zu finden. Vermutlich war diese oberste Kaverne wirklich einmal ein Unterschlupf der Indianer gewesen. Nach und nach, wie ich so in diesem unterirdischen Dom spazierte, verlor ich fast alle Bangnis, gewiß, da und dort gab es Spalten in den Wänden und meine Laterne leuchtete in kleine Kapellen, aber von Drachen mit glühenden Augen und Schwefelatem war nichts zu sehen, versteht sich. Ich war schon fast übermütig, eine so beträchtliche Grotte entdeckt zu haben, halb auch enttäuscht, mit meinem Geheimnis schon fertig zu sein, als plötzlich der Schein meiner Laterne – ich werde den Augenblick nie vergessen! – vom Boden verschluckt war. Atemlos vor Schreck, so klaffte es vor meinen Füßen, wagte ich mich nicht zu rühren; ganz einfach: der Schein meiner Laterne fiel auf keinen Boden mehr. Ich schaute nach der Pforte empor, nach dem Licht des Tages, doch unterdessen war es Nacht geworden auch über der Erde; ich sah ein paar Sterne, ein paar scheinlose Funken in unendlicher Ferne, ringsum die nahe Schwärze des Gesteins, und indem ich mich wieder an das kollernde Geröll erinnerte, das in immer tieferen Tiefen verhallt war, wagte ich auch nicht mehr rückwärts zu gehen; jeder Schritt, schien mir, bedeutete Sturz in den Tod. Schließlich kniete ich, band die Laterne an mein Lasso, um ihren schwachen Schein hinunterzulassen und die drohende Finsternis auszuloten; sie baumelte im Leeren. Mit der Zeit aber (ich kniete am Rand des Lochs, wie gesagt, und hörte nur mein Herz klopfen) war eine Grotte zu erkennen, ein ebenfalls beträchtlicher Raum, der aber nicht an Notre-Dame erinnerte, sondern an Träume, eine plötzlich so andere Welt, nicht Fels mit Fledermäusen dran, sondern ein Märchen mit hundert und aber hundert Säulen aus glänzendem Tropfstein. Das erst war meine Entdeckung! Für jemand, der klettern kann, war es nicht unmöglich, in dieses Märchen hinunterzusteigen. Aber wie werde ich wieder hinaufkommen? Ich wußte aber: wenn ich jetzt zurückkehrte, so würde es mich mein Leben lang reuen und quälen. Meine Bangnis wechselte in Übermut. Mit viel Vorsicht, mit äußerster Anstrengung (doch ohne an die Rückkehr zu denken) und mit allerlei Schürfungen gelangte ich endlich, nach einem Sprung aus ratloser Keckheit, in die wunderliche Tiefe, wo nun auch die Sterne nicht mehr zu sehen waren. Alles hing am Schein meiner Laterne. Wie erregt ich auch war, ich handelte mit einer Vernünftigkeit, die mich verblüffte; sofort bezeichnete ich den Fels, wo ich wieder emporzuklettern hatte, mit dem

Ruß meiner Laterne und schrieb, als hätte man es so gelernt, eine große Eins in diesen Ruß. Dann erst sah ich mich um. Von einem Labyrinth verlockt, wohin ich nur leuchtete, stapfte ich hinter meiner Laterne her, halb selig, als wäre ich am Ziel aller Wünsche, und halb entsetzt, als wäre ich schon verloren, zum Preis für mein Staunen verdammt, nie wieder auf die Erde zu gelangen, nie wieder die Sonne zu sehen, die Sterne, die ich eben noch erblickt hatte, oder auch nur den bleichen Mond, nie wieder über die Heide zu reiten, ihre Kräuter zu riechen, nie wieder einen Menschen zu erblicken, nie wieder gehört zu werden. Ich rief: Hallo? und dann: How are you? Nicht einmal ein richtiges Echo gab es hier. Alle zehn Schritte machte ich eine Marke aus Ruß. Droben auf der Erde, dachte ich, mußte es bald Morgen werden. Einmal versuchte ich, ob ich den Fels für meinen Ausstieg (Marke Nummer eins) wiederfinden konnte, ob meine Wegzeichen genügten. Sie genügten; aber ich schwitzte, als ich die Marke Nummer eins wiedergefunden hatte, und dabei war es eigentlich sehr kühl, versteht sich. Fröstelnd und schon dadurch zu weiteren Unternehmungen gezwungen, aber erleichtert, als hätte ich den Faden der Ariadne, forschte ich nach der anderen Seite, kletterte weiter hinab, besinnungslos bei aller Vorsicht (nie vergaß ich, die Marke mit Ruß zu machen) und beklommen von jedem Hall meiner rutschenden Schritte, der mich hören ließ, wie geräumig sie war, diese Finsternis im Innern der Erde, wie löcherig nach immer weiteren Geheimnissen, die noch kein Mensch betreten hat, ja, und war meine Laterne nicht das erste Licht, das je in dieses Märchen fiel, das erste Licht, das sie zum Vorschein brachte, all diese Säle mit ihren glänzenden Säulen? Hinter mir, kaum von meiner kleinen Laterne verlassen, fiel alles wieder in Finsternis, wie nie gewesen, und es war der Finsternis nicht anzusehen, ob Finsternis des Gesteins oder Finsternis der Leere. In Totenstille tropfte es aus Jahrtausenden. Wohin denn wollte ich? Wahrscheinlich wollte ich einfach in eine Kaverne gelangen, wo es nicht weitergeht, wo das Ungewisse aufhört, wo die Steine, die sich unter meinen Stiefeln lösten, nicht immer noch in weitere Tiefen kollerten. So weit gelangte ich nicht. Ein menschliches Skelett, das da plötzlich im Schein meiner Laterne lag, entfesselte meine Angst derart, daß ich schrie, im ersten Augenblick sogar floh, stolperte, eine Scheibe meiner Laterne zerschlug und im Gesicht blutete. Das Gefühl, in einer Falle zu sein und wie dieser Vorgänger nie wieder herauszukommen, so daß ich nur noch die Wahl hätte, zu verhungern oder mich an meinem Lasso zu erhängen, lähmte mich an Leib und Seele; ich hatte mich setzen müssen, ich leckte das warme Blut, das mir über

das Gesicht rann, und mußte meinen ganzen Verstand zusammennehmen, um nicht das Skelett, das da im runden Schein der Lampe lag, schlechterdings für mein eigenes zu halten. Irgendwie hatte ich vergessen, mit der Zeit zu rechnen, mit meinem Vorrat an Licht, und wahrscheinlich war jenes Skelett (so denke ich heute) meine Rettung. Ich dachte nur noch an Rückzug. Ob es ein Indianer oder ein Weißer gewesen ist, der all diese Grotten schon vor mir erblickt hatte, weiß ich nicht; nach Resten zu suchen, die darauf antworteten, hatte ich plötzlich keine Zeit mehr. – Ich erreichte die Pforte, als der Abend dämmerte. Die Sonne verglomm hinter einer Wolke von schwirrenden Fledermäusen, und droben auf der Erde sah es aus, als wäre nichts gewesen. Mein Pferd wieherte vor Durst. Erschöpft wie ich war, legte ich mich auf die warme Erde, von grauem Sand und Blut verschmiert, und versuchte zu essen. Aus Angst, verhungern zu müssen wie mein Vorgänger da unten, hatte ich bisher keinen Bissen aus meiner Tasche genommen. Ich erlebte natürlich das ranzige Hammelfleisch (Hammelfleisch hing mir damals zum Hals heraus) wie eine Gnade. Und dazu, obschon es noch ein dämmerheller Himmel war, ließ ich meine Laterne brennen, als müßte, wenn meine Laterne erlischt, alles erlöschen, auch der Mond, der sich gerade über die violette Ebene erhob, und die Sterne über der Prärie, ja selbst die Sonne jenseits der Berge, die jetzt über dem Ozean hing und China beschien.

In der Ranch fluchten sie.

Jim zu berichten, was ich gesehen hatte, war schwer, unmöglich mit meinen stümperhaften Kenntnissen in Geologie. Ich erklärte ihm: Es sind Felsen aus Kalk, stark genug für erstaunliche Spannweiten. Jim traute meinen Schätzungen nicht, dabei hat die spätere Erforschung jener Kavernen (die Touristen erreichen sie heutzutage von Carlsbad her, New Mexico, mit dem Bus) ganz andere Maße ergeben: der große Saal ist sechshundert Fuß breit, dreihundertfünfzig Fuß hoch, mehr als einen Kilometer lang, er befindet sich siebenhundert Fuß unter der Erde und ist lange nicht die unterste Kaverne. Irgendwann einmal versiegte der unterirdische Strom, der dieses Gebirge ausgehöhlt hatte; warum er versiegte, weiß ich nicht. Ein gewaltiger Strom muß es gewesen sein, ein Vielfaches von jenem Rio Grande, der artig in den nahen Tälern fließt. Sei es, daß er durch Aushöhlung in immer weitere Tiefen entwich, sei es, daß sich das Klima verschob und ihn nicht mehr zu speisen vermochte, ich weiß es nicht, jedenfalls versiegte er, der unterirdische Strom, und die Kavernen, die er in Hunderttausenden von Jahren ausgespült hatte, blieben leer. Einstürze vergrößerten die Kavernen, Einstürze, die so

lange erfolgten, bis eine Schicht sich als tragfähige Decke erwies; das Geröll dieser Einstürze ist nicht mehr zu sehen, ihre Bruchstellen sind von Tropfstein überwuchert. Was weiterhin geschah: das bißchen Regenwasser, das da durch kleine Risse und Spalten von der grünen Oberfläche kam, tropfte in die leeren Höhlen und verdunstete, und damit begann der zweite Teil: die Verzierung der Kavernen, indem ja der Kalk, wenn das Wasser verdunstet, wieder ausscheidet. So entstehen Stalaktiten, die Tropfsteine, die von der Decke hangen, und so auch die Stalagmiten, die Tropfsteine, die aus dem Boden emporwachsen, Gebilde von einer Größe, daß die Geologen mit einer Entstehungszeit von fünfzig bis sechzig Jahrmillionen rechnen. Äonen nennen wir das, Zeitspannen, die der Mensch wohl errechnen, aber mit seinem Zeitsinn nicht erfassen, nicht einmal in der Phantasie erleben kann. Wie es aussieht, was so entstanden ist in jenen Kavernen und weiterhin entsteht – Tropfen um Tropfen, aber es sind Ozeane von Wasser, die vertropft worden sind, und die Dauer eines Menschenlebens genügt gerade, um das steinerne Wachstum in Millimetern zu messen –, das ist nicht leicht zu schildern; Jim jedenfalls glaubte mir nicht, und dabei berichtete ich damals erst von den oberen Kavernen. Je tiefer man kommt, um so wunderbarer und unwahrscheinlicher, um so reicher sind die Gebilde, die von der Decke hangen wie Schleier aus Alabaster, weißlich, gelblich, im Schein unserer Laterne erglänzend, aber nicht nur Schleier, ganze Dome hangen da herunter, Gotik auf den Kopf gestellt, dann wieder Katarakte aus Elfenbein, stumm und erstarrt, als hätte die Zeit plötzlich aufgehört. Dann wieder sieht man Zähne eines Hais, Kronleuchter, Bärte, anderswo ist es ein Saal voll Fahnen, ein Museum zeitloser Historie, alles mit dem Faltenwurf wie bei den klassischen Griechen, dazwischen Schwänze von nordischen Drachen. Alles, was die Menschenseele je an Formen erträumte, hier ist es noch einmal in Versteinerung wiederholt und aufbewahrt, scheint es, für die Ewigkeit. Und je tiefer man hinuntersteigt, um so üppiger wächst es auch aus dem Boden der Kavernen, korallenhaft, man stapft wie durch Wälder mit verschneiten Tännchen, dann wieder ist es eine Pagode, ein Kobold oder eine verstorbene Fontäne aus Versailles, je nach dem Standort unserer Betrachtung, ein seltsames Arkadien der Toten, ein Hades, wie Orpheus ihn betreten hat; es fehlt nicht an versteinerten Damen, die, so scheint es, langsam von ihren fältelnden Schleiern verschluckt werden, von Schleiern aus Bernstein, durch keine menschliche Liebe je wieder zu erlösen, und in einem grünlichen Tümpel blüht es wie Seerosen, aber auch sie sind aus Stein, versteht sich, alles

ist Stein. Immer wieder klafft es in Finsternisse, die eine Laterne nicht ausleuchtet; man wirft einen Stein hinab, fröstelt vor Schauer, wenn sein Kollern schon lange verstummt ist, und weiß, das Labyrinth nimmt kein Ende, auch wenn es gelänge, die Schlucht zu überqueren. Dennoch lockt es weiter. Geduckt unter einem Bündel von Speeren betritt man das Zimmer einer Königin, die nie gelebt hat; ihr Thron trieft von marmornen Quasten, darüber ein Gewölk von glimmernden Baldachinen. Alles kann man hier sehen, es fehlt nicht an Monumenten des Phallus, die ins Riesenhafte ragen, reihenweise, dazwischen geht man wie auf Blumenkohl, hält sich an zierlichen Hälsen, die zu einem Vogel oder zu einer Flasche gehören mögen; Pflanzen und Tiere und menschlicher Traum, alles ist hier versammelt wie in einem unterirdischen Arsenal der Metaphern. Die letzte Kaverne, die ich erreicht habe, ist abermals anders: Filigran, ein Sarkophag mit Lilien aus Porzellan, und hier ist kein Fels mehr zu ahnen, geschweige denn zu sehen, nichts als Tropfstein, glatt und gläsern, nichts als Ornament, wuchernd über alles Arabische hinaus, ja, es wächst schon wieder zusammen, das Oben und das Unten, das Hangende und das Steigende umarmen einander, ein Dschungel aus Marmor, der sich selber auffrißt, lautlos und atemlos wie das All und doch nicht ohne Zeit. Auch dieses Werk der Äonen, man sieht es, muß sich erfüllen und erlöschen, Vergängnis auch hier.

Das nächste Mal ging ich mit Jim.

Zu zweit, so daß wir einander sichern konnten, und besser ausgerüstet als zuvor (zwei Laternen, Brennstoff für hundertzwanzig Stunden, Verpflegung fast für eine Woche, Hammelfleisch vor allem, aber auch Äpfel und Schnaps, ferner drei Lassos, eine Kreide für weiße Markierungen und eine Uhr, was wichtig ist), so wagten wir uns weit über das Skelett meines Vorgängers hinaus und erreichten den sogenannten „Dome Room“, wo sich der Unfall ereignete. Das war in der siebenundsechzigsten Stunde unseres gemeinsamen Abenteuers, also am dritten Tag, hätten wir Tage erlebt wie droben auf der Erde, nicht Sekunden und Äonen, und es war unweit jener Stelle, wo den Touristen heutzutage ein Lunch verabreicht wird, bevor sie mit dem Lift wieder ans Sonnenlicht fahren. Jim war gerutscht, landete wenige Meter weiter unten, stöhnte und beschuldigte mich sofort, ich hätte ihn nicht mit dem Lasso gesichert, was Unsinn ist; denn ich ging ja voran, meinerseits nicht minder gefährdet als mein Freund, und die Sicherung war durchaus seine Sache. Unsere Nerven waren halt gespannt, daher die Schimpferei; indessen versöhnten wir uns natürlich sofort. Jim hatte vermutlich den linken Fuß gebrochen.

Was nun? Ich tröstete ihn, ich gab ihm Schnaps und überlegte im stillen, was nun wirklich zu tun sei. Tragen konnte ich meinen Freund nur, soweit man ohne Kletterei vorwärts kam, also nicht in die Höhe, nicht auf die Erde hinauf. Ich nahm ebenfalls Schnaps und sagte: Nur keine Aufregung, Jim, irgendwie werden wir dich schon hinaufziehen! Wir untersuchten seinen Fuß, behandelten ihn auch mit Schnaps; vielleicht war er nicht gebrochen, nur verstaucht. Seinen Schmerzen und meiner Vernunft zum Trotz, wortlos, beharrte Jim darauf, den Stiefel sofort wieder anzuziehen. Fürchtete er im Ernst, ich würde ihn plötzlich im Stich lassen? Beide hatten wir bisher kaum geschlafen, die Rast und der Schnaps machten es spürbar. Mein Plan war die bare Vernunft: die Laternen löschen, um Brennstoff zu sparen, und einige Stunden lang zu schlafen, dann mit neuer Kraft auf den Rückweg, der schmerzhaft sein würde für Jim, gewiß, erschöpfend für mich. Futter hatten wir noch für drei Tage, schwieriger wurde es mit unserem Licht. Unser zweiter Streit begann damit, daß Jim sich weigerte, seine Laterne zu löschen. Jede Stunde an Brennstoff konnte kostbar werden! Ich sagte: Wenn du jetzt nicht vernünftig bist, sind wir verloren. Jim sagte: Mit Schnaps willst du mich füllen und dann abhauen, wenn ich schlafe, das ist deine ganze Vernunft. Ich lachte, denn dieses Mißtrauen verdiente ich nicht, noch nicht. Nach einigen Stunden, da keiner von uns schlief, sondern beide nur fröstelten, sagte ich: Also los, gehen wir hinauf! Seinen Arm um meinen Hals geschlungen, verbissen und entschlossen, seine Schmerzen durchzuhalten, humpelte er, ohne indessen seine Lasten abzugeben, seine Laterne, seinen Futtersack, sein Lasso. Wir kamen besser voran als erwartet; wo wir nicht nebeneinander gehen konnten, folgte Jim auf allen vieren; in Anbetracht seiner steten Angst, daß ich abhauen könnte, ließ ich ihn später immer vorankriechen. Die Markierung mit der Kreide bewährte sich ziemlich; einige Verirrungen mit verzwackten Rückzügen, die zuweilen mit neuen Verirrungen verbunden waren, so daß man aufatmete, wenn man nach einigen Stunden wenigstens wieder die verlassene Markierung erreicht hatte, blieben uns nicht erspart, ebensowenig die stumme Einsicht, daß Humpeln und Kriechen noch lange nicht Klettern bedeutete. Wir waren aber (nach heutigen Kenntnissen) siebenhundert Fuß unter der Erde! Ich gebe zu, ich hatte Angst vor dem Augenblick, da es sich zeigen würde, daß ich außerstande war, meinen Freund über die teilweise fast senkrechten Felsen emporzuziehen; was dann? Wir hatten noch Licht für etwa fünfzig Stunden, sofern Jim mich nicht belog; er hatte die Uhr. Ich sagte: Zeig her! Jim grinste und zeigte das Ziffer-

blatt nur von ferne: Bitte. Ich fragte mich, ob er nicht die Uhr verstellt hatte. Was konnte es ihm nützen! Mit einer Lüge macht man kein Licht. Er erbarmte mich, versteht sich, mit seinem schmerzenden Fuß; doch darum ging es immer weniger. Es ging um die Zeit. Wußte ich denn, wie viele Stunden ich brauchen würde, um allein wieder auf die Erde zu gelangen? Seit dem Unfall hatten wir nichts mehr verzehrt. „Rock of Ages“ nennen sie heutzutage jene Stelle, wo sich der Rest unserer Freundschaft abspielte. Jim weinte plötzlich: Ich werde nie wieder herauskommen. Ich sagte: Unsinn, Unsinn. Nach einem ersten und einem zweiten Versuch, Jim anzuseilen – er hatte eine irre Angst, ich würde nur vorausklettern, um mich oben von dem Seil zu lösen, eine vielleicht begreifliche Angst –, waren wir nicht nur beide erschöpft, sondern auch beide verwundet. Ich hatte eine Schramme an der Stirn. Ich weiß nicht, ob Jim aus Angst, daß ich mich von dem Seil lösen würde, plötzlich gezogen hatte, oder ob er auf den glasigen Tropfsteinen ausgerutscht war, zumal er ja nur auf einem Fuß stehen konnte; der Ruck hatte jedenfalls genügt, mich in die Tiefe zu holen. Er bestritt jegliche Absicht. Schlimmer als die Schramme, deren Blut mir über das linke Auge rann, waren die aufgerissenen Hände. Ich war vollkommen verzweifelt. Jim sagte: Unsinn, Unsinn. Seine Zuversicht machte mich nur mißtrauisch, über alle Erschöpfung hinaus wach wie ein lauerndes Tier, während Jim meine Hände verband, dafür sogar den Ärmel seines eigenen Hemdes opferte. Er war rührend; aber was half es! Einer von beiden, in der Tat, war immer sehr rührend, einmal Jim, einmal ich. Es war wie eine Schaukel. Unterdessen verging die Zeit. Als ich wieder einmal in diese fürchterliche Stille hinein fragte: Wie spät ist es jetzt?, weigerte sich Jim, die Uhr zu zeigen, was ich als Zeichen nahm dafür, daß wir uns im offenen Kampf befanden; Hilfe hin, Hilfe her. Jim sagte: Warum belauerst du mich so? Ich sagte das gleiche zu ihm. Einmal, als ich ihn eine Weile lang nicht belauerte, hatte er begonnen, insgeheim von seinem letzten Hammelfleisch zu fressen. Was man im Magen hat, so dachte er wohl, kann uns der andere nicht entreißen, und in der Tat, nach und nach kam ja die Stunde, wo das Hammelfleisch in unseren Taschen gerade noch für einen reichte, für den Stärkeren. Ein gebrochener Fuß, nun ja, und zwei aufgerissene Hände, was war es schon, Schmerzen; doch zuletzt kann man auch mit Schmerzen klettern, es jedenfalls versuchen, ob man nicht allein, sofern man noch bei Kräften ist, ans Tageslicht gelangt, ans Leben. Aber eben: das mußte geschehen, solange man noch bei Kräften war, Brennstoff hatte, wenigstens für eine Laterne. Jim fragte: Was hast du im Sinn? Ich fragte:

Worauf warten wir? Meinerseits, allem Hunger zum Trotz, sparte ich mein Hammelfleisch, eine Taktik, die mich vielleicht instand setzte, seine Erschöpfung durch Hunger abzuwarten und dann der Stärkere zu sein, während jetzt, fürchtete ich, Jim mit seinem Hammelfleisch im Magen wohl besser bei Kräften war; eine Taktik, die mich anderseits zwang, unter keinen Umständen einzuschlafen, sonst war ich ausgeplündert und der Verlorene. So, ich weiß nicht, wie viele Stunden lang, hielten wir einander in Schach, plaudernd über unsere Pläne da oben auf der grünen Erde; Jim lockte die Stadt, vor allem New York und die Weiber, die er in unserer Ranch so lange vermißt hatte, und mich lockte (in jenen Stunden) das Leben eines Gärtners, wenn möglich in einer fruchtbaren Gegend. Was hatten wir bloß in dieser gottverlassenen Finsternis zu suchen! Nach wie vor brannten unsere beiden Laternen; Jim hatte recht: Es ist eine Verschwendung, eine idiotische Verschwendung. Warum löschte er nicht die seine? Weil er mir mißtraute, weil er es, obzwar er wieder und wieder von unserer Freundschaft redete, für durchaus möglich hielt, daß ich ihn, meinen einzigen Freund damals, der tödlichen Finsternis überließe. Ich erkundigte mich nach dem Stand seiner Schmerzen, seines Hungers, seines Durstes. Jim! sagte er zu mir – nämlich in jener Zeit nannte ich mich ebenfalls Jim, was ja in Amerika ein Allerweltsname ist – Jim! sagte er: Wir dürfen einander nicht im Stich lassen, verstehst du, wir müssen vernünftig sein. Ich sagte: Dann lösche deine Laterne! Er sagte: Wir haben keine Zeit, Jim, wir müssen aufbrechen, wir müssen es versuchen. Nach fünf Stunden, schätzungsweise, hatten wir die nächste Kaverne erlangt, jedoch in einem Zustand der Erschöpfung, so daß wir uns hinlegen mußten. Meine Futtertasche mit dem letzten Hammelfleisch nahm ich unter mein Gesicht, ihren Riemen um meine rechte Hand, damit ich erwachte, wenn Jim sich an meinem Hammelfleisch vergreifen sollte. Als ich erwachte, hatte er meine Laterne zerschlagen, wie er sagte, um dieser idiotischen Verschwendung ein Ende zu machen. Zugleich bat er mich um die Hälfte meines letzten Hammelfleisches; er jammerte: Du kannst mich doch nicht verhungern lassen! Vor uns, von unserer einzigen Laterne beschienen, glänzte die fast senkrechte Wand, jene heikle Stelle, die ich aber schon einmal allein bezwungen hatte; Jim war von der Kriecherei schon erledigt, und ich sagte ihm offen, was ich dachte: Jim, gib mir die Laterne, ich überlasse dir die letzten paar Bissen meines Hammelfleisches und versuche es, diese Wand allein zu besteigen. Denn es war Unsinn, am Seil zu hangen mit einem anderen Erschöpften, ich mit zerrissenen Händen, er mit einem gebrochenen

Fuß, hier, wo es galt, wie ein Affe zu klettern. Ich sagte: Wenn es mir gelingt, Jim, dann bist du auch gerettet, dann kommen wir und holen dich, das ist doch klar. Er sagte: Und wenn du herunterfällst, Jim, mitsamt meiner Laterne? Ich schrie: Und du, Jim, wenn du rutschest, du mit deinem kaputten Fuß, und es reißt mich herunter wie schon einmal, Herrgott im Himmel, was hast du davon, wenn wir beide da unten liegen! Er weigerte sich, die Laterne zu geben. Jim! sagte er, du kannst mich nicht in dieser Finsternis hocken lassen, das kannst du nicht tun! Wie immer, wenn einer den Mut hatte zu offener Selbstsucht, kam der andere mit seiner verdammten Moral. Ich weiß, ich machte es genauso. Jim! sagte ich, du kannst von mir nicht verlangen, daß ich mit dir verhungere, Jim, bloß weil du den Fuß gebrochen hast und nicht klettern kannst, das darfst du nicht verlangen, Jim, wenn du mein Freund bist. Noch einmal, zum letztenmal, wurden wir sentimental, erinnerten einander gegenseitig an unsere gemeinsame Zeit auf der Ranch, an Nettigkeiten aller Art, und in der Tat, an unserer Freundschaft war nicht zu zweifeln, ja, in diesen frauenlosen Cowboy-Monaten waren wir zu Zärtlichkeiten gekommen, wie sie unter Männern zwar nicht selten, jedoch für Jim und mich bisher nicht bekannt gewesen sind. Auch jetzt, dieweil er die Laterne hielt mit festem Griff, und zwar so, daß ich sie nicht erlangen konnte, strich seine andere Hand, seine linke, das Haar aus meiner blutigen Schramme, und wir waren nahe daran, einander zu umarmen und von Herzen zu schluchzen; wäre es nicht um die Laterne gegangen. Ich schätzte ihn auf sechs oder sieben Stunden, unseren letzten Vorrat an Licht; der Aufstieg zur oberen Grotte, wo allenfalls der ferne Tagesschein helfen konnte, dauerte nach meiner Erfahrung ebenfalls sieben oder acht Stunden, Verirrungen nicht gerechnet. Die Entscheidung mußte fallen, und zwar jetzt, hier vor dieser Wand. Wozu das Gerede! Wir beide wollten leben; wenn möglich mit Anstand; aber wenn der andere mich mit meinem Anstand töten will? Ich sagte es noch einmal: Gib mir die Laterne, Jim, und ich gebe dir das letzte Fleisch. Jim lachte, wie ich ihn noch nie hatte lachen hören, so, daß sein Lachen mich erschreckte. Jim! fragte ich bänglich: Was hast du vor? Ohne ein Wort zu sagen, denn es war ja begreiflich genug, antwortete er nur noch durch Handeln. Er humpelte mit seinem gebrochenen Fuß, so rasch er konnte, zu der Wand, offenbar entschlossen, die Rollen zu vertauschen, die einzige Laterne zu behalten, selber zu versuchen, ob er die gefährliche Wand bezwingen könnte, und mir dafür das Hammelfleisch zu lassen. Jim! sagte ich und packte ihn gerade noch vor der Wand, vor diesem Katarakt aus

grünem Tropfstein, wo er nach Griffen suchte, bereits auch das weiße Kreidekreuz gefunden hatte, unsere Markierung für den Ausstieg. Er sagte: Laß mich! Ich faselte vor Angst: Wenn du je mein Freund gewesen bist, usw. In dem Augenblick, da wir im Schein der baumelnden Laterne, die Jim mit ausgestrecktem Arm nach der andern Seite hielt, damit ich sie ja nicht erlangen konnte, wieder das bekannte Skelett unseres Vorgängers erblickten, dieses Skelett eines vornüber gekrümmten Menschen, der an dieser Stelle ganz allein (oder waren auch die schon zu zweit gewesen?) und jedenfalls wie ein Tier verreckt war, in diesem Augenblick, da nichts mehr unser stummes und seit Stunden gestautes Grauen zurückhielt, gab es natürlich nur noch eins, nämlich das Unwillkürliche – Kampf mit Fäusten; das mörderische Ringen der beiden Freunde war da, fürchterlich, aber kurz, denn wer zuerst ins Rutschen kam, war erledigt, in Klüften der Finsternis versenkt, zerschmettert, verstummt.

EINE REGENNACHT

MANFRED HAUSMANN

Manfred Hausmann.

DER JUNGE stöhnte ein paarmal und drehte sich dann langsam um sich selbst. Es dauerte eine Weile, bis die Betäubung des Schlafes so weit von ihm gewichen war, daß er zu begreifen vermochte, wo er sich befand. Er stützte sich im Bett hoch und starrte durch die Finsternis der Kammer auf das dämmerige Viereck des offenstehenden Fensters. Sein Ohr vernahm das weiche Rauschen des Regens und dazwischen das Tuckern der Tropfen, die sich in unregelmäßigen Abständen vom oberen Fensterrand lösten und auf das Blech des Simses schlugen. Mit einem Male drang ein angstvolles Aufbellen durch den Regen, das in ein langgezogenes Heulen überging. Dem Jungen war so, als habe er das Bellen und Heulen schon im Schlaf gehört und sei dadurch aufgewacht. Als es von neuem begann, angstvoller noch als zuvor, glitt er aus dem Bett, tappte ans Fenster und sah auf den

Strom hinunter. Die Jacke seines Schlafanzuges stand offen, seine Haut erschauerte in der Nachtkälte.

Wieder das kurze Gebell und das lange, jaulend hinsterbende Geheul. Und gleich darauf noch einmal und noch einmal. „Muß ein Hund sein“, dachte er. „Was ist denn los mit ihm? Ob ihn jemand in die Weser geworfen hat? Warum schwimmt er denn nicht an Land?“

Er bemühte sich, die Finsternis zu durchdringen, konnte aber außer einem verschwommenen Lichtstreifen, der jedesmal beim Aufblinken des Leuchtfeuers vom andern Ufer her über die strömende Wasserebene flog, nichts erkennen. Das Heulen wiederholte sich in immer kürzeren Abständen und klang immer verzweifelter. Es schien vom Anleger zu kommen. Der Junge faßte sich an den Nacken und wandte den Kopf nach rechts und nach links. Dabei öffnete er den Mund, als wolle er ein Stück aus der Luft herausbeißen.

Stromaufwärts, nach Bremen zu, wurden die Topplichter eines Frachters im Laubwerk der Schwarzpappeln sichtbar. Sie blinkerten, verschwanden und blinkerten von neuem. „Der muß es aber eilig haben“, dachte der Junge, „daß er bei auflaufendem Wasser rausgeht. Oder läuft es noch nicht auf?“ Er tastete sich nach dem Hocker neben seinem Bett, auf dem der Wecker mit den Leuchtziffern stand. „Viertel nach zwei, dann läuft es schon auf, seit gut einer halben Stunde schon. Was hat der Hund bloß? Er liegt aber nicht im Wasser, sonst würde die Flut ihn doch mitnehmen. Kommt immer von derselben Stelle her, das Heulen. Ob ich mal hingehe? Aber bei so einem Wetter? Vielleicht ist sein Herr ja in den Fluß gefallen. Ist vielleicht betrunken gewesen, und der Hund steht am Ufer und heult hinter ihm her, streckt den Kopf vor und heult hinter ihm her. Menschenskind, ist ja nicht auszuhalten! Ich gehe mal runter. Irgend etwas stimmt da nicht.“

Während er seine Hose über den Schlafanzug streifte und den Gürtel schloß, schob sich der schwarze Umriß des Frachters langsam in das Fensterviereck. Gedämpft glomm das grüne Seitenlicht durch den Regenschleier. Dann kam das Hecklicht, und dann war er vorbei. Gleich darauf toste die Sogwelle am Ufer entlang, brandete auf und verlor sich ebenso schnell, wie sie gekommen war. Das Tosen hatte das Geheul übertönt. Aber nun jammerte der Hund wieder mit schauerlicher Wildheit durch die Nacht. Der Junge band seine Schuhe zu, schlüpfte in den Anorak und zog die Kapuze über sein verwuscheltes Haar. Den vorderen Rand schlug er hoch. Dann stieg er auf die Fensterbrüstung und sprang in den Garten hinab. Vorsichtig fühlte er sich mit seinen Füßen über die Schrittsteine des Rasen-

streifens nach der schmalen Treppe hin, die im Zickzack den Steilhang hinabführte. Unten schwappte das Wasser, das sich noch nicht beruhigt hatte, gegen das Ufer. Da die andere Seite nicht zu erkennen war, sah es so aus, als verliere sich die Fläche im Unendlichen. Der Regen ließ etwas nach, aber die Nacht blieb so schwarz wie zuvor. Es roch nach Schlick und nassem Laub.

Als der Junge am Ufer entlangtrabte, fühlte er wieder die dumpfe Unheimlichkeit, die vom Schlürfen der unsichtbaren Wassermassen ausging. Das Heulen, das jetzt überhaupt nicht mehr aufhörte, verstärkte die Unheimlichkeit noch. Er blieb stehen und versuchte zu schätzen, wie weit der Hund entfernt sei. „Beim Anleger", dachte er im Weitergehen. „Habe ich doch gleich gesagt. Merkwürdig, daß sonst niemand aufgewacht ist. Die Eltern ja auch nicht. Pennen alle wie die Fledermäuse. Na schön."

Ein Brausen zog über den Strom, das Wasser klirrte, die Pappeln rauschten auf, und dann fuhr eine Regenbö über den Jungen hin. Der Hang senkte sich und gab die orangenen Straßenlaternen frei. Da war auch schon der Weg, der von der Straße zum Anleger führte. Der Junge ging auf dem Weg weiter. Stromaufwärts stand am anderen Ufer ein verwischter Schein, in dem von Zeit zu Zeit blaue Schweißlichter aufblitzten und erloschen. Soltmanns Werft arbeitete mit Nachtschicht. Jetzt schien der Hund zu merken, daß sich jemand näherte. Er winselte nur noch. Aber im nächsten Augenblick bellte er heiser auf, zweimal, dreimal, und heulte dann wieder los.

„Sei ruhig!" rief der Junge. Und für sich selbst fügte er hinzu: „Wo steckt er denn? – He, ist da wer?"

Keine Antwort. Der Hund röchelte, als drücke ihm jemand die Kehle zu. Gleichzeitig entstand ein Geplatsche und ein merkwürdiges Geklicke.

„Wäre gar nicht verkehrt", dachte der Junge, „wenn jetzt ein Schiff vorbeikäme, daß ich ein bißchen was sehen könnte. Womöglich hat ihn einer angekettet. Hoppla!" Er stieß gegen das Geländer der Anlegerbrücke. Der Anleger bestand aus einer Brücke, die auf stählernen Rundpfeilern ein gutes Stück auf die Weser hinausführte, und aus einer langen Plattform, deren eine Seite mit der Brücke durch ein Gelenk verbunden war, während die andere auf einem Schwimmer lag, so daß sie sich mit Ebbe und Flut senken und heben konnte. Der Junge tappte neben der Brücke den abfallenden Strand hinunter. Bei jedem Schritt war er darauf gefaßt, ins Wasser zu treten. Seine ausgestreckten Hände berührten einen Pfeiler nach dem andern. Jetzt hatte er das Geröchel und Geklicke und Geplatsche dicht vor sich.

Gleich mußte der nächste Pfeiler kommen. Aber da tappte er ins Wasser. Er trat zurück und beugte sich vor, um zu erkennen, was in der Finsternis geschah. Als ein paar Wellen etwas höher schwappten und ihn noch weiter zurücktrieben, fing der Hund von neuem an zu bellen und zu heulen. In der Nähe klang es so herzzerreißend, daß der Junge, ohne sich um das Wasser zu kümmern, auf ihn loswatete.

„Ich komme ja schon. Nun sei doch ruhig! Mensch, sei ruhig!"

Aber der Hund wußte vor Angst nicht mehr, was er tat. Er warf sich dem Jungen entgegen, wurde jedoch zurückgerissen, fiel ins Wasser, heulte, warf sich abermals nach vorn und wurde abermals zurückgerissen. Der Junge faßte zu und erwischte einen struppigen Kopf mit schlaffen Ohren, der sich unter ersticktem Würgen hin und her wand und, zurückfahrend, bellte, heulte, bellte, alles durcheinander. Beim zweiten Zufassen geriet die Hand des Jungen an den Hals und an eine fest herumgezwängte Kette. Er folgte der Kette, die durch den Vorwärtsdrang des Hundes gestrafft war, bis an den Brückenpfeiler. „Ich bin ja da", sagte er. „Nun mal ruhig! Geh doch ein bißchen zurück, daß ich die Kette lockern kann, hier am Hals!" Aber der Hund wehrte sich, weil er nicht noch tiefer in das schwarze Wasser hineinwollte, das ihm sowieso schon bis über die Brust reichte. „Wo sitzt denn der Ring?" dachte der Junge. Die Kette mußte doch durch einen Ring gezogen sein. Wenn er den Ring hatte, konnte er die Schlinge erweitern. Aber er fand ihn nicht, vorn nicht und hinten auch nicht. Seine Hände suchten noch einmal rund um den Hals herum. Keine Spur von einem Ring. Oder doch, hier? Nein, die Kette war nicht durch einen Ring gezogen, sondern mit einem zusammengedrehten Draht geschlossen. Aber mit einem so dicken und so scharf abgekniffenen Draht, daß keine Möglichkeit bestand, die Drehung mit den Fingern zu öffnen. Der Junge watete nach dem Pfeiler. Auch hier war die herumgeschlungene Kette mit Draht geschlossen.

„Was muß ich jetzt tun?" dachte er. „Mensch, sei still, ich kann doch nichts dafür! – Eine Kneifzange holen? Schön. Aber bis ich zurückkomme, ist er längst abgesoffen. Das Wasser steigt jetzt ziemlich schnell, gut zwei Meter noch. Hilft alles nichts, die Kneifzange muß her."

Er streifte die Pfoten des Hundes, die ihn umklammerten, von seinen Hüften ab und drehte sich um. Da traf ihn ein gleißender Lichtkegel von oben, verweilte einige Sekunden auf ihm, glitt auf den Hund und kehrte zu ihm zurück. Eine tiefe Männerstimme sagte: „Was gibt's hier denn?"

Der Junge wandte den Kopf weg und blinzelte, die Augen mit der erhobenen Hand abschirmend, ins Licht. „Haben Sie den Hund hier angekettet?“

Die Lampe erlosch. Gleich darauf sprang jemand mit wehendem Mantel von der Brücke herunter. Wieder stach der Scheinwerfer durch die Finsternis und ließ die Regenschnüre aufglitzern. Der Hund schniefte ein paarmal, als das Licht auf ihn fiel. Sein rotbraunes, nasses Fell lag glatt an. Auf der Brust hatte er einen schwarzen Fleck und auf dem Rücken auch, die Beine schienen gelb zu sein, soweit der Junge sie im Wasser erkennen konnte. Die dreieckigen Ohren fielen mit einem Knick nach vorn. Während das rechte halb über das dunkle Auge hing, machte das linke vergebliche Anstalten, sich aufzurichten. Von den Barthaaren am Kinn rann der Regen herunter. „Och“, sagte der Junge, „so ein hübscher Hund! Und die Augen! Er weiß, daß ich ihm helfen will. Bleiben Sie bei ihm! Ich laufe nach Hause und hole eine Kneifzange. Oder haben Sie eine bei sich? Wer sind Sie denn? Ich kann ja nichts sehen.“

„Hier ist die Polizei. Und wer bist du?“

Der Junge nannte seinen Namen.

„Und wo wohnst du?“

„Kreienkamp 17“, sagte der Junge. „So ein hübscher Hund. Es hat ihn wer angekettet. Und dann mit Draht. Ich kriege ihn nicht auf. Und Sie auch nicht. Ganz dicker Draht. Hier. Muß schnell eine Zange her, sonst säuft er ab.“

Der Lichtkegel richtete sich auf den Hals des Hundes und wanderte über die Wasserfläche, die durch die dichten Einschläge der Regentropfen silbrig schimmerte, nach dem Brückenpfeiler. „Sieh dir das an“, sagte der Polizist. „Eine ausgekochte Gemeinheit. Den wollte einer loswerden. Klar.“

„Klar“, sagte der Junge.

„Und da hat er sich nichts Besseres einfallen lassen“, sagte der Polizist, „als diese Gemeinheit. Zu so was ist der Mensch nun Mensch geworden, man sollte es nicht glauben. Nein, mit den bloßen Fingern dreht den keiner auf. Solide Arbeit. Und du weißt nicht, wer das gemacht hat?“

„Ich habe ihn heulen gehört, und da bin ich aus dem Fenster geklettert. Und dann hierher. Jetzt muß ich aber los, sonst säuft er ab. Die Flut kommt schon mächtig auf. Haben Sie eine Ahnung, was für einer es ist? Ich meine, was für eine Rasse?“

„Lauf, was du kannst! Oder warte mal! Nimm mal die Lampe!“

Der Polizist drückte seine weiße Mütze, die mit einer durchsichti-

gen Regenhaut überzogen war, fester auf seinen Kopf, ergriff die Kette und versuchte, sie mit kräftigen Rucken vom Pfeiler loszureißen. Der Wind ließ den von Nässe glänzenden Mantel um das vorgestemmte Bein flattern. „Keinen Zweck. Ich dachte, ich könnte den Draht aufsprengen. Ist ein Airedaleterrier. Nicht ganz echt, aber immerhin. Lauf und hol die Zange!“

Sowie der Junge den Uferweg unter den Füßen hatte, rannte er aus Leibeskräften los. Der Regen wehte ihm ins Gesicht. „Wie mag einer das tun“, dachte er, „einen Hund totmachen, der einen so aus seinen Augen ansieht! Und dann auch noch mit einer so gemeinen Hinterlist. Ein Glück, daß ich aufgewacht bin! Wenn ihn nur der Polizist nicht mitnimmt. Aber ich war zuerst da. Das kann er nicht abstreiten. Ob Vater wohl erlaubt, daß ich ihn behalte? Mutter schon eher. Aber mit Vater ist es so eine Sache. Er hat nicht viel im Sinn mit Hunden. Dabei ist es so ein hübscher Hund. Und soll totgemacht werden. Ein Mörder, ein richtiger Mörder. Vielleicht steht er irgendwo im Dunkeln und sieht uns zu. Und dann schießt er. Kann man ja nicht wissen. Und das ist es ja, irgendwo im Dunkeln steht einer, und man weiß es nicht. Er denkt irgend etwas, und man weiß es nicht. Nur der Hund ist da, und alles andere weiß man nicht. Gut, daß der Polizist gekommen ist. Was hat er gesagt? Erdölterrier? Nie gehört. Terrier schon. Ich dachte, das wären so schwarzweiße. Wo steht der Werkzeugkasten? Entweder im Besenschrank oder im Keller. Oh, das wäre schlecht.“

Stromabwärts kamen die Lichter eines großen Schiffes um die Biegung. Unwillkürlich fiel der Junge in Schritt und sah zurück. Die Sogwellen würden über den Hund wegbrausen, ganz hoch. Ein paarmal. Wenn er das nur aushielt! Schlecht, alles schlecht.

Beim Anleger flammte ein Lichtschein auf, erlosch und flammte von neuem auf. Der Junge fing wieder an zu laufen. Und da war auch schon das Tor in der Gartenhecke. Er hastete die steilen Treppenstufen so schnell hinauf, daß er, vornüberfallend, die Hände zu Hilfe nehmen mußte. Unter dem Fenster holte er Atem, sprang hoch und griff hinter den Rahmen. Die Schuhspitzen kratzten an den Klinkersteinen, die Linke haftete an einer Fuge, das rechte Knie schob sich übers Fensterbrett. Er wälzte sich weiter und stand in seiner Kammer. Nachdem er die nassen Schuhe abgestreift hatte, öffnete er langsam die Tür und schlich über den Vorplatz. Die Klinke der Küchentür knirschte zweimal, als er sie niederdrückte. Sofort ertönte im Elternschlafzimmer die Stimme des Vaters: „Wer ist da?“

„Ich“, sagte der Junge.

„Warum schläfst du denn nicht?“

„Da ist so ein Hund.“

„Was für ein Hund?“

„Der heult immer so.“

„Darum brauchst du doch nicht im Haus herumzulaufen und uns aufzuwecken.“

„Wollte ich ja auch nicht.“

Er hörte, wie die Mutter flüsterte, er habe wohl geträumt.

„Du hast wohl geträumt“, sagte der Vater. „Mach, daß du ins Bett kommst!“

„Will nur einen Schluck Wasser trinken.“

Hinter der Schlafzimmertür knarrte ein Bett. Dann war es still.

Der Junge knipste in der Küche das Licht an und drehte den Wasserhahn auf. Der Werkzeugkasten stand tatsächlich im Besenschrank. Er nahm die Kneifzange und die Kombinationszange heraus, schloß den Wasserhahn und ging mit deutlichen Schritten in seine Kammer. Gerade zog der große Frachter am Fenster vorbei, ziemlich schnell, da der auflaufende Flutstrom seine Geschwindigkeit fast verdoppelte, ein Holländer. Der Junge erkannte im Licht der Arbeitssonnen, die an Deck brannten, die beiden weißen Ringe um den schwarzen Schornstein. Das Anziehen der Schuhe, das Hinausklettern und das Hinunterlaufen über die steilen Treppen nahmen so viel Zeit in Anspruch, daß der Holländer schon einen beträchtlichen Vorsprung gewonnen hatte, als der Junge unten ankam. Auch die Sogwellen waren schon vorbeigebrandet. Und dann mußte er noch einmal zurück, weil er die beiden Zangen vergessen hatte. Er wäre so gern eher als der Holländer und vor allen Dingen eher als die Sogwellen bei dem Hund gewesen. Aber er schaffte es nicht, obgleich er lief, als gelte es sein Leben. Wieder leuchtete die Lampe am Anleger auf. Sie bewegte sich hin und her, blieb dann eine Weile ruhig und erlosch.

„Merkwürdig hoch“, dachte der Junge. „Sieht so aus, als stünde der Polizist auf der Brücke. Und wo ist der Hund?“

Der Holländer mußte jetzt ungefähr in der Höhe des Anlegers sein. Gleich würde die erste Sogwelle über den Hund wegschwappen und dann die andern. Warum bellte er denn nicht mehr? Inzwischen war das Wasser ja weiter gestiegen, vielleicht schon so hoch, daß der Kopf des Hundes nicht mehr herausragte. Wenn er nur nicht zu spät kam. Es wollte ihm gar nicht gefallen, daß der Polizist sich nicht mehr unten aufhielt, beim Hund. Oder war alles schon vorbei? Vorhin hatte der Hund doch gebellt und geheult, als die Wellen auf ihn zukamen.

Ein Windstoß fuhr wie ein Seufzen über die Pappeln und ließ einen Schauer dicker Tropfen herunterprasseln. Sonst war kein Laut zu hören. Links glühte die orangene Dämmerung der Straßenbeleuchtung auf.

Da richtete sich das Gegleiße der Stablampe aus der Dunkelheit gegen den Jungen. „Langsam!" rief der Polizist durch den Regen. „Keine Gefahr mehr." Der Lichtschein wandte sich zur Seite und fiel auf den Hund, der auf der Brücke saß. Der Hund stand auf, schüttelte sich und setzte sich wieder hin. Trotz des Regens konnte der Junge es genau erkennen. Das war ja allerhand. Wie hatte er ihn losgekriegt? Er lief weiter.

„Wie haben Sie ihn denn losgekriegt?" fragte er, als er auf der Brücke ankam. „Ach so."

Der Polizist hatte das um den Brückenpfeiler gelegte Ende der Kette hochgeschoben, so hoch, daß er den Hund mit ausgestreckten Armen auf die Brücke hinaufheben konnte. „Die einfachste Sache der Welt", sagte er.

„Muß einem nur einfallen", sagte der Junge.

„Das schon."

„Mir ist es nicht eingefallen."

„Du wärst ja sowieso nicht lang genug gewesen. Gib mal die Zange her! Und dann leuchte mal!"

„Welche wollen Sie?"

Der Polizist nahm die Kombinationszange, kniete nieder und beugte sich, nachdem er seinen Kopf durch das Geländer geschoben hatte, über den vorstehenden Brückenrand, um die Kettenschlinge, die um den Pfeiler gelegt war, zu öffnen. Der Junge kniete neben ihm und streckte die Hand mit der Lampe weit aus, damit das Licht voll auf die Kette fiel. „Wär's nicht einfacher, Sie drehten die Halskette auf?"

„Nein, nein", sagte der Polizist unterm Arbeiten. „Jetzt wollen wir ... mehr hierher mit dem Licht ... jetzt wollen wir den Kerl auch erwischen, der sich dies saubere Stückchen ausgedacht hat. Der Hund soll uns zu ihm hinführen. Und dazu müssen wir ihn an der Kette haben. Ein verdammt dicker Draht. Halt die Kette gut fest, wenn es soweit ist!"

„Mensch, das ist eine Sache", sagte der Junge. „Ich darf doch mit?"

„Hast du die Kette?"

„Habe ich. Darf ich mit?"

„Immer los."

„Wird das bestraft, wenn einer so was mit einem Hund macht? Das ist doch ein Mörder. Eine Hundemörder."

„Kannst du aber glauben.“

„Und Sie haben keine Angst?“

Der Polizist lachte nur. „Hast du denn Angst?“

„Bißchen.“

„Brauchst du aber nicht.“

„Habe ich aber.“

„Ich bin doch da. Dafür bin ich doch da.“

„Nee ... ja ... Dafür nicht. Ich meine, daß es so was gibt. Ich weiß auch nicht. So was ... daß einer so was macht.“

„Das ist nun mal so in der Welt. Mußt du alles lernen. Hach, die Zange faßt nicht.“ Der Polizist rutschte mehr nach vorn. „Irgendwann muß jeder Mensch das lernen.“

„Ja“, sagte der Junge. „Und wenn wir den Mann haben, darf ich den Hund dann behalten? Ich könnte ihn nämlich ganz gut gebrauchen.“

„Wollen mal sehen, wie's läuft. Zieh ihn ein bißchen heran, daß Lose in die Kette kommt!“

Der Hund fing an zu knurren.

„Hören Sie sich das an! – Dabei wärst du längst abgesoffen, wenn wir dich nicht gefunden hätten. – Fallen Sie bloß nicht runter!“

„So“, sagte der Polizist. „Aufgedreht ist er, ich muß ihn nur noch herausdröseln, den Draht. Halt mal eben die Zange!“

Der Junge ließ die Kette los und faßte nach der Zange, die der Polizist über seinem Kopf nach hinten schwang. In demselben Augenblick machte der Hund einen Satz nach vorn und schnappte zweimal nach der Hand des Jungen.

„Autsch!“ Der Junge stieß ihn mit der Zange zurück, ließ sie fallen und warf sich über die Kette. Aber der Hund zerrte sie mit ein paar heftigen Bewegungen vom Pfeiler los und riß das Ende, an dem noch der krumme Draht hing, durch die nachgreifende Hand des Jungen, daß ein Blutstrom zwischen den Fingern hervorquoll. In langen Sätzen fegte er mit der hüpfenden und klirrenden Kette die Brücke entlang und verschwand in der Finsternis. Der Lichtkegel der Lampe, den der Junge hinter ihm her sandte, erreichte ihn nicht mehr.

Der Polizist stand auf: „So ein verrücktes Luder! Rennt in sein Unglück. Verrückt!“

„Ich konnte ihn nicht halten. Wirklich nicht. – Oh, dahinten! Er läuft in die Kapitän-Köster-Straße! Weg ist er. Haben Sie ihn gesehen?“

„Nichts mehr zu wollen. Vorläufig. Der sich das ausgedacht hat, stammt nicht von hier. Das ist mal sicher. Sonst wüßte ja jeder gleich,

wohin der Hund gehört. Er muß von ziemlich weit weg sein. – Gib die Lampe her! Ich möchte mir deine Hand mal ansehen."

„Es ging zu schnell. Ich konnte ihn wirklich nicht halten."

„Ich ja auch nicht. Wir haben uns für nichts und wieder nichts so zugesaut."

„Ob er dachte, daß ich ihn mit der Zange schlagen wollte? Oder weshalb? So was aber auch!"

„Das ist Treue, mein Junge. – Ganz ordentlicher Ratscher. Tut's weh?"

„Nicht schlimm."

„Laß es nur richtig bluten!"

„Und ich dachte, er hätte verstanden, daß wir ihm helfen wollten. Wir wollten ihm doch helfen. Und dann beißt er mich."

„Für unsereinen ist das nichts Neues." Der Polizist knipste die Lampe aus. „Für unsereinen nicht."

Zwischen den Brückenbrettern gurgelte der Strom herauf. Rechts und links klingelten die Regentropfen aufs Wasser.

„Aber der Mann will ihn ja gar nicht haben. Oder meinen Sie, daß er sich doch freut, wenn er ihn morgen früh vor der Haustür findet oder heute nacht?"

„Kaum anzunehmen. – Warte nur, ich kriege schon heraus, wem er gehört! Das wollen wir doch mal sehen! Und dann soll er sich aber wundern."

„Und dann schenken Sie ihn mir. Wenn er ihm nur nicht schon heute nacht was tut. Was glauben Sie. Wenn es so einer ist."

„Hm. Na ja ... Sag mal, was ist eigentlich dein Vater?"

„Kranführer auf der Werft."

„Gut. Wollen mal losgehen. Ich bringe dich nach Hause. Hast du die Zangen?"

„Nein. Machen Sie bitte noch mal Licht!" Der Junge hob die Zangen auf und folgte dem Polizisten. Bei jedem Schritt quatschte das Wasser in seinen Schuhen. „Und dabei hat er mich mit so klugen Augen angesehen, als ob er mich auch leiden möchte. Ich ihn, und er mich. Warum er das wohl getan hat, der Mann? Und die Ohren waren auch so klug."

„Na ja", sagte der Polizist, „auf seine Weise. Er ist ja auch klug, aber eben auf seine Weise."

„Daß ein Hund mit so klugen Augen so was Verrücktes macht!"

„Er kann's nicht erkennen, Junge."

„Beißt um sich und rennt weg, wenn man ihm helfen will. Sind Hunde immer so?"

„Nicht nur Hunde."

Der Junge blieb stehen: „Schade."

„Trotzdem", sagte der Polizist. Er blieb gleichfalls stehen.

„Ich meine das mit dem Hund", sagte der Junge.

„Und ich das mit den Menschen. Komm!"

Sie gingen weiter. Der Regen hörte auf, setzte aber, als sie an die Straße kamen, mit voller Stärke wieder ein.

„Wir gehen vorn herum", sagte der Polizist. „Ich bin auf Streife."

Der Junge nickte und wischte mit dem Handrücken das Wasser von seinem Kinn. „Er hätte in meiner Kammer schlafen können, in so einer niedrigen Kiste."

„Es verlohnt sich trotzdem", sagte der Polizist.

DAS MÄRCHEN VOM FRÄULEIN POLLINGER

ÖDÖN VON HORVÁTH

Ödön Horváth

Es war einmal ein Fräulein, das hieß Anna Pollinger und fiel bei den besseren Herren nirgends besonders auf, denn es verdiente monatlich nur hundertundzehn RM und hatte nur eine Durchschnittsfigur und ein Durchschnittsgesicht, nicht unangenehm, aber auch nicht hübsch, nur nett. Sie arbeitete im Kontor einer Autoreparaturwerkstätte, doch konnte sie sich höchstens ein Fahrrad auf Abzahlung leisten. Hingegen durfte sie ab und zu auf einem Motorrad hinten mitfahren, aber dafür erwartete man auch meistens was von ihr. Sie war auch trotz allem sehr gutmütig und verschloß sich den Herren nicht. Oft liebte sie zwar gerade ihren einen nicht, aber es ruhte sie aus, wenn sie neben einem Herrn sitzen konnte, im Schellingsalon oder anderswo. Sie wollte sich nicht sehnen und wenn sie dies trotzdem tat, wurde ihr alles fad. Sie sprach selten, sie hörte immer nur zu, was die Herren untereinander sprachen. Dann machte sie sich heimlich lustig, denn die Herren hatten ja auch nichts zu sagen. Mit ihr sprachen die

Herren nur wenig, meistens nur dann, wenn sie gerade mal mußten. Oft wurde sie dann in den Anfangssätzen boshaft und tückisch, aber bald ließ sie sich wieder gehen. Es war ihr fast alles in ihrem Leben einerlei, denn das mußte es ja sein. Nur wenn sie unpäßlich war, dachte sie intensiver an sich.

Einmal ging sie mit einem Herrn beinahe über das Jahr, der hieß Fritz. Ende Oktober sagte sie: „Wenn ich ein Kind bekommen tät, das wär das größte Unglück." Dann erschrak sie über ihre Worte. „Warum weinst du?" fragte Fritz. „Ich hab es nicht gern, wenn du weinst! Heuer fällt Allerheiligen auf einen Samstag, das gibt einen Doppelfeiertag und wir machen eine Bergtour." Und er setzte ihr auseinander, daß bekanntlich die Erschütterungen beim Abwärtssteigen sehr gut dafür wären, daß sie kein Kind kriegt.

Sie stieg dann mit Fritz auf die Westliche Wasserkarspitze, 2037 Meter hoch über dem fernen Meer. Als sie auf dem Gipfel standen, war es schon ganz Nacht, aber droben hingen die Sterne. Unten im Tal lag der Nebel und stieg langsam zu ihnen empor. Es war sehr still auf der Welt und Anna sagte: „Der Nebel schaut aus, als würden da drinnen die ungeborenen Seelen herumfliegen." Aber Fritz ging auf die Tonart nicht ein.

Seit dieser Bergtour hatte sie oft eine kränkliche Farbe. Sie wurde auch nie wieder ganz gesund und ab und zu tat ihrs im Unterleib schon sehr verrückt weh. Aber sie trug das keinem Herrn nach, sie war eben eine starke Natur. Es gibt so Leut, die man nicht umbringen kann. Wenn sie nicht gestorben ist, so lebt sie heute noch.

„BITTE, NACH IHNEN!"

STEFAN ANDRES

Stefan Andres

Auf einer überfüllten Filobusstrecke in Rom sah ich des öfteren einen weißhaarigen, stämmigen und gut erhalten aussehenden Herrn, der mir durch seine despotische Sanftheit auffiel, mit der er allen andern Personen den Vortritt gab – auch solchen seltenen Geschöpfen, die in Anbetracht seines weißen Haares und der Würde seiner Erscheinung ihrerseits zurückstehen und ihn zuerst einlassen wollten. Bei dieser Gelegenheit hörte ich seine schon leicht brüchige Stimme, die sich zuerst räusperte und dann in einer unbegreiflich zwingenden Ausdrucksweise jedesmal sagte: „O bitte, nach Ihnen!" Er mußte nach seinem Italienisch zu urteilen ein Ausländer sein, doch war er auf jeden Fall romanischer Herkunft, das verrieten die schweren, hängenden Oberlider der Augen und deren schwarze Farbe, überhaupt die ganze wie in Stein gehauene Plastizität seines braunen Gesichts.

Dieser Mann nun, der stets in stoischer Gelassenheit als letzter seinen bedeutenden Leibesumfang sozusagen als Stopfen auf den Omnibus drückte, gab mir zu denken, und ich überlegte, ob das nun einfach nur Höflichkeit oder Rücksicht auf die eigene Würde oder sogar besonders kluge Berechnung sei – als letzter hatte er zumindest nur auf einer Seite einen x-beliebigen Mitmenschen in so unerwünschter blutwarmer Nachbarschaft.

Meine Zweifel wurden bald geklärt, als ich ihn eines Tages an einem Schalter der Hauptpost traf, wo man Briefe einschrieb. Er stand ganz vorne am Gitter, hielt einen fertiggemachten Brief in der Hand und sah, durchaus nicht schüchtern, sondern eher in einer Art von Mitleid, gelassen zu, wie keiner von ihm Notiz nahm, sondern jeder an seiner Nase vorbei den eigenen Brief durch das Gitter steckte. Einmal duckte er sich sogar ein wenig, als ein Fant über seinen Hut hinweg dem Postfräulein einen Brief reichte, doch dann

drehte er sich um und sagte lächelnd: „Ach so – jawohl, nach Ihnen, mein Herrchen!"

Ich fand das Verhalten des weißhaarigen Filobusgastes bei mir selber ein wenig würdelos, doch hatte seine Bemerkung eine überraschende Wirkung: der Jüngling wurde rot und entschuldigte sich.

Diesen Vorfall hatte ich noch nicht vergessen, als ich in einer Abendgesellschaft plötzlich dem höflichen Unbekannten gegenüberstand, bezeichnenderweise in einer Flügeltür zwischen Salon und Eßzimmer; ich war zu spät gekommen und eilte auf die Tür zu, und da hörte ich seine mir inzwischen wohlbekannte brüchige Stimme: „Bitte – o nein, Sie scheinen es eilig zu haben, nach Ihnen!" Doch nun wollte ich es ihm zeigen, und kurzerhand blieb ich genauso störrisch stehen und lächelte ihn an.

„Va bene", sagte er darauf und trat ergeben ein. An diesem Abend war es nun, daß mir das Leben eine Geschichte erzählte. Die meisten saßen bereits am Spieltisch, und der Marchese I., so hieß er, ließ sich mit einem Seufzer auf dem Diwan nieder und klopfte väterlich einladend mit der Hand auf den freien Sitz neben sich. Nein, Pokern sei nicht seine Sache, auch nicht Chemin de fer – ob wir eine Partie Schach spielen sollten? Natürlich, wenn ich lieber mein Glück versuchen wollte, per dio – er wolle mich nicht davon abhalten. Und er machte eine einladend fortweisende Bewegung. Ich setzte mich neben ihn. „Übrigens", begann er mit ganz anderm Tonfall, „wir kennen uns, nicht wahr?" Er war Spanier, was ich bereits aus seinem Namen entnommen hatte. Es stellte sich im folgenden heraus, daß er ein ausgezeichneter Schachspieler und guter Kenner der modernen Malerei war. Er hatte sich eine Weile bei einigen Malernamen mit jener Art von Bemerkungen aufgehalten, die den Sammler verraten, als sein Gesicht plötzlich einzufallen schien. So gestand er, halb vor sich hin murmelnd, daß er einen großen Teil seines Vermögens „an seine Wände gehängt" habe – und dann, mich anstarrend: „Und das Haus verbrannte in der Revolution – die Flammen sind rücksichtslos!" Ich griff sein Wort von den rücksichtslosen Flammen auf und sagte, die Menschen seien es noch in viel höherem Grade. Er wartete eine Weile, schüttelte aber schließlich den Kopf: „Nein – dieser Meinung bin ich nicht, wenn Sie gestatten!", er schüttelte aufs neue den Kopf. Da begann ich nun, meine Beobachtungen am Omnibus als Beweis aufzuführen und setzte die Szene in der Post als eine Art Ausrufungszeichen hin, „das nennen Sie doch wohl nicht gerade Rücksicht?" „Dio mio", sagte er mit einem heiteren Aufseufzen, „der unruhige Junge ließ mich, erinnere ich mich recht, doch sofort vor? Ich muß

Ihnen nämlich gestehen, gegen mich sind die Menschen, von sporadischen Ausnahmen abgesehen, durchweg ungemein höflich und zuvorkommend. Ich werde Ihnen gleich eine Geschichte erzählen, und Sie werden staunen. Ich kann es auch sofort tun: es ist meine Geschichte! Man könnte sagen: mir hat die Höflichkeit das Leben gerettet, genauer gesagt: die Höflichkeit meines früheren Schofförs und Gärtners. Ja – wir beide, Jago und ich, waren stets sehr zuvorkommend zueinander, in tausend kleinen Dingen. Ich habe das von meiner Mutter. Sie pflegte mir zu sagen, wenn ich etwas im Befehlston durchs Haus einem Dienstboten zurief: ‚Nino – die Bescheidenheit adelt!' Das ist so ein mütterliches Ermahnungswort, tausendmal hab ich's gehört, aber es klang mir deswegen mit der Zeit nicht dumm, es lag darin ein solcher Gegensatz: Adel und Bescheidenheit, daß ich darüber nachzudenken begann. Und weil ich als Junge alles als richtig empfand, was meine Mutter sagte, billigte ich auch diesem Wort seine Richtigkeit zu. Bescheidenheit adelt! Also nicht das Blut, nicht der Besitz – natürlich auch nicht die Bescheidenheit allein. Aber ist sie je allein anzutreffen? Dann wäre sie ja nur eine Schale –", er hatte von dem Fruchtteller vor uns auf dem Tischchen eine Orange genommen und betrachtete sie. „Ja – diese Schale ist sozusagen die Bescheidenheit der Orange, sie hält sie in Form, wärmt sie am Baum in den Wintertagen und läßt die Feuchte und das Aroma nicht entweichen. Ich bin meiner Mutter", fuhr er fort und legte die Orange wieder vor sich auf das Tischchen, „für diese zwei Worte sehr dankbar. Ich habe nämlich Schlimmes mitgemacht", er blickte mich vorsichtig an, „ich habe vierzehn Tage auf meine Erschießung gewartet. Regt Sie das zu sehr auf, dann erzähl ich lieber nicht weiter?" Als ich nur schwieg und lächelte, fuhr er fort: „Es war aufregend genug. Stellen Sie sich vor: wir saßen, über hundert Personen, in einem großen Kohlenkeller eingesperrt. Dreimal wurde ich mit einem Haufen Mitschuldiger oder Mitunschuldiger – wie man will, das ist ja in solchen Zeiten meist nur Auffassungssache! – also dreimal, ja genau dreimal wurde ich mit aufgerufen. Draußen wartete der Lastwagen, der eigentlich zu Fleischtransporten bestimmt war – ekelhafte Doppelsinnigkeit, wie?, ich kann nichts dafür. Der Wagen war nicht sehr geräumig. Wir Gefangenen, lauter Zivilisten, standen also davor, man hatte sogar freundlicherweise ein Stufengestell, das aus der nahen Kirche stammte und zum Blumenanrichten vor dem Marienaltar diente, hinten vor den Wagen gestellt – damit wir nicht zu klettern brauchten. Finden Sie das, allen Ernstes, nicht sehr aufmerksam? Wir Spanier können entsetzlich sein, aber das Volk hat viel Feingefühl.

Nun – ich machte mir meine Gedanken über dieses Himmelstreppchen, und derweil sagte ich so wie üblich: ‚Bitte, nach Ihnen!' Jeder hat so einen bestimmten Lieblingsausdruck. Da merkte ich plötzlich: der Wagen war bereits gefüllt, vollgestopft, es ging keiner mehr hinein. Ich stand da ziemlich dumm und verdutzt, als ich von den Stufen aufsah, über die so viele Füße hinaufgestiegen waren – übrigens in einer solchen Ruhe, die jedem, der das nicht mitgemacht hat, falsch oder zum mindesten stilisiert vorkommt. Das macht die nette Gesellschaft, glaub ich, nun wohl! Die Wachhabenden sagten mir, ich möchte bis zum nächsten Mal abwarten, natürlich im Keller!

Ich dachte an meine Bilder, an meine längst verstorbene Frau und meinen Sohn und meine Tochter in Argentinien und an was man so denkt, wenn ein solcher Fleischerwagen einen abholen soll. Wollen Sie mir nun glauben, daß es mir das nächste Mal – es war am andern Tag – nicht besserging? Diesmal waren genau zwanzig Personen abgezählt, ich war dabei und konnte also ruhig sagen ‚bitte, nach Ihnen!', ich wußte ja, das konnte mir nicht helfen. So ließ ich wiederum alle vorgehen – aus Gewohnheit. Gerade nun, als ich auf das Treppchen treten wollte, begann der Leutnant mit einem der Soldaten zu schelten: ich sei zuviel! Man müsse doch das Treppchen mitnehmen und hinten hereinschieben, die alten Leute könnten schließlich nicht so hoch vom Wagen herunterspringen. Ich zuckte nur die Achsel: dann also das nächste Mal bestimmt! Ich winkte noch den Gefährten zu, deren Gesichter mir dann die Tür dieses ekelhaften Wagens entzog – auf den beiden Türflügeln waren die Köpfe eines Ochsen und eines Schweines aufgemalt und der Name der Firma. Um beim dritten Abtransport nicht den Eindruck zu erwecken, als wollte ich mich vor meinem, wie ich glaubte, unentrinnbaren Lose sträuben und noch im letzten Augenblick lächerlich machen, trat ich gleich vor und strebte als erster in den Wagen. In diesem Augenblick hörte ich eine wohlbekannte Stimme: ‚He, Marchese!' Es war Jago, mein ehemaliger Schofför, der mir das zurief. Jago hatte sich in den ersten Tagen der Revolution davongemacht, und nun stand er wieder vor mir. Er hatte irgendeinen einflußreichen, wenn auch nicht hohen Posten erhalten. Ich hörte ihn ein paar Worte mit dem Leutnant wechseln, derweil er mich wie einen kleinen Jungen am Arm festhielt, als fürchtete er, es könnte mich jemand entwenden. Nun wohl, der Wagen fuhr ohne mich fort, Sie sehen es ja – hier sitze ich! Und wem verdanke ich es? Meiner Mutter und Jago! Wissen Sie, was er zu dem jungen Offizier sagte: ‚Den Marchese nehme ich auf meine Kappe.

Ich war bei ihm fünf Jahre Schofför, und keinmal, daß er nicht bitte schön sagte, wenn ich ihn fahren sollte!'"

Der Erzähler hatte wieder die Orange ergriffen, roch daran und drehte sie, als studierte er sie genauestens, um und um. „Ich bitte Sie, meine Geschichte nicht mißzuverstehen!" sagte er dann mit einem kleinen Lächeln, „wenn ich jetzt tot wäre – nun, was machte das schon für die Welt aus? Der Tod ist überhaupt eine schlechte Pointe in Geschichten, finden Sie nicht? Er ist doch viel mehr und viel weniger – als eine Pointe ... Ich habe Ihnen die Geschichte erzählt – meine, bitte!, jeder erlebt vielleicht nur eine richtige Geschichte – und ich tat es, damit Sie einmal sehen, wie feinfühlig ein Mann aus dem Volke sein kann – nein, es sogar meistens ist, wenn man es ihm nicht durch Hochmut abgewöhnte. Und Sie sagen, der Mensch sei rücksichtslos! Aber jetzt – jetzt essen wir die Orange!" Und die Schale flog wie eine goldene Hülle unter seinem geschickten, mich in seiner Schnelligkeit geradezu wie Hexerei anmutenden Griff auf den Tisch, und noch ein Griff, und er hielt mir genau die Hälfte der Frucht in der Hälfte der Schale mit einer scherzend nachlässigen Bewegung hin und sagte: „Ohne Teller und Besteck! Nein, bitte nach Ihnen!"

DIE FRAU DES WEISEN

ARTHUR SCHNITZLER

Arthur Schnitzler

HIER WERDE ich lange bleiben. Über diesem Orte zwischen Meer und Wald liegt eine schwermütige Langeweile, die mir wohltut. Alles ist still und unbewegt. Nur die weißen Wolken treiben langsam; aber der Wind streicht so hoch über Wellen und Wipfel hin, daß das Meer und die Bäume nicht rauschen. Hier ist tiefe Einsamkeit, denn man fühlt sie immer; auch wenn man unter den vielen Leuten ist, im Hotel, auf der Promenade. Die Kurkapelle spielt meist melancholische schwedische und dänische Lieder, aber auch ihre lustigen

Stücke klingen müd und gedämpft. Wenn die Musikanten fertig sind, steigen sie schweigend über die Stufen aus dem Kiosk herab und verschwinden mit ihren Instrumenten langsam und traurig in den Alleen.

Dies schreibe ich auf ein Blatt, während ich mich in einem Boote längs des Ufers hin rudern lasse.

Das Ufer ist mild und grün. Einfache Landhäuser mit Gärten; in den Gärten gleich am Wasser Bänke; hinter den Häusern die schmale, weiße Straße, jenseits der Straße der Wald. Der dehnt sich ins Land, weit, leicht ansteigend, und dort, wo er aufhört, steht die Sonne. Auf der schmalen und langgestreckten gelben Insel drüben liegt ihr Abendglanz. Der Ruderer sagt, man kann in zwei Stunden dort sein. Ich möchte wohl einmal hin. Aber hier ist man seltsam festgehalten; immer bin ich im nächsten Umkreis des kleinen Orts; am liebsten gleich am Ufer oder auf meiner Terrasse.

Ich liege unter den Buchen. Der schwere Nachmittag drückt die Zweige nieder; ab und zu hör' ich nahe Schritte von Menschen, die über den Waldweg kommen; aber ich kann sie nicht sehen, denn ich rühre mich nicht, und meine Augen tauchen in die Höhe. Ich höre auch das helle Lachen von Kindern, aber die große Stille um mich trinkt alles Geräusch rasch auf, und ist es kaum eine Sekunde lang verklungen, so scheint es längst vorbei. Wenn ich die Augen schließe und gleich wieder öffne, so erwache ich wie aus einer langen Nacht. So entgleite ich mir selbst und verschwebe wie ein Stück Natur in die große Ruhe um mich.

Mit der schönen Ruhe ist es aus. Nicht im Ruderboot und nicht unter Buchen wird sie wiederkommen. Alles scheint mit einem Male verändert. Die Melodien der Kapelle klingen sehr heiß und lustig; die Leute, die an einem vorbeigehen, reden viel; die Kinder lachen und schreien. Sogar das liebe Meer, das so schweigend schien, schlägt nachts lärmend an das Ufer. Das Leben ist wieder laut für mich geworden. Nie war ich so leicht vom Hause abgereist; ich hatte nichts Unvollendetes zurückgelassen. Ich hatte mein Doktorat gemacht; eine künstlerische Illusion, die mich eine Jugend hindurch begleitet, hatte ich endgültig begraben, und Fräulein Jenny war die Gattin eines Uhrmachers geworden. So hatte ich das seltene Glück gehabt, eine Reise anzutreten, ohne eine Geliebte zu Hause zu lassen und ohne eine Illusion mitzunehmen. In der Empfindung eines abgeschlossenen Lebensabschnittes hatte ich mich sicher und wohl gefühlt. Und nun ist alles wieder aus; – denn Frau Friederike ist da.

Spätabends auf meiner Terrasse; ich hab' ein Licht auf meinen Tisch gestellt und schreibe. Es ist die Zeit, über alles ins klare zu kommen. Ich zeichne mir das Gespräch auf, das erste mit ihr nach sieben Jahren, das erste nach jener Stunde ...

Es war am Strand, um die Mittagszeit. Ich saß auf einer Bank. Zuweilen gingen Leute an mir vorüber. Eine Frau mit einem kleinen Jungen stand auf der Landungsbrücke, zu weit, als daß ich die Gesichtszüge hätte ausnehmen können. Sie war mir übrigens durchaus nicht aufgefallen; ich wußte nur, daß sie schon lange dort gestanden war, als sie endlich die Brücke verließ und mir immer näher kam. Sie führte den Knaben an der Hand. Nun sah ich, daß sie jung und schlank war. Das Gesicht kam mir bekannt wor. Sie war noch zehn Schritte von mir; da erhob ich mich rasch und ging ihr entgegen. Sie hatte gelächelt, und ich wußte, wer sie war.

„Ja, ich bin es", sagte sie und reichte mir die Hand.

„Ich habe Sie gleich erkannt", sagte ich.

„Ich hoffe, das ist nicht zu schwer gewesen", erwiderte sie. „Und Sie haben sich eigentlich auch gar nicht verändert."

„Sieben Jahre ...", sagte ich.

Sie nickte. „Sieben Jahre ..."

Wir schwiegen beide. Sie war sehr schön. Jetzt glitt ein Lächeln über ihr Gesicht, sie wandte sich zu dem Jungen, den sie noch immer an der Hand hielt, und sagte: „Gib dem Herrn die Hand." Der Kleine reichte sie mir, schaute mich aber dabei nicht an.

„Das ist mein Sohn", sagte sie.

Es war ein hübscher brauner Bub mit hellen Augen.

„Es ist doch schön, daß man einander wieder begegnet im Leben", begann sie, „ich hätte nicht gedacht ..."

„Es ist auch sonderbar", sagte ich.

„Warum?" fragte sie, indem sie mir lächelnd und das erstemal ganz voll in die Augen sah. „Es ist Sommer ... alle Leute reisen, nicht wahr?"

Jetzt lag mir die Frage nach ihrem Mann auf den Lippen; aber ich vermochte es nicht, sie auszusprechen.

„Wie lange werden Sie hier bleiben?" fragte ich.

„Vierzehn Tage. Dann treffe ich mit meinem Manne in Kopenhagen zusammen."

Ich sah sie mit einem raschen Blick an; der ihre antwortete unbefangen: „Wundert dich das vielleicht?"

Ich fühlte mich unsicher, unruhig beinahe. Wie etwas Unbegreifliches erschien es mir plötzlich, daß man Dinge so völlig vergessen

kann. Denn nun merkte ich erst: an jene Stunde vor sieben Jahren hatte ich seit lange so wenig gedacht, als wäre sie nie erlebt worden.

„Sie werden mir aber viel erzählen müssen", begann sie aufs neue, „sehr, sehr viel. Gewiß sind Sie schon lange Doktor?"

„Nicht so lange – seit einem Monat."

„Sie haben aber noch immer Ihr Kindergesicht", sagte sie. „Ihr Schnurrbart sieht aus, als wenn er aufgeklebt wäre."

Vom Hotel her, überlaut, tönte die Glocke, die zum Essen rief.

„Adieu", sagte sie jetzt, als hätte sie nur darauf gewartet.

„Können wir nicht zusammen gehen?" fragte ich.

„Ich speise mit dem Buben auf meinem Zimmer, ich bin nicht gern unter so vielen Menschen."

„Wann sehen wir uns wieder?"

Sie wies lächelnd mit den Augen auf die kleine Strandpromenade. „Hier muß man einander doch immer begegnen", sagte sie – und als sie merkte, daß ich von ihrer Antwort unangenehm berührt war, setzte sie hinzu: „Besonders, wenn man Lust dazu hat. – Auf Wiedersehen."

Sie reichte mir die Hand, und ohne sich noch einmal umzusehen, entfernte sie sich. Der kleine Junge blickte aber noch einmal nach mir zurück.

Ich bin den ganzen Nachmittag und den ganzen Abend auf der Promenade hin und her gegangen, und sie ist nicht gekommen. Am Ende ist sie schon wieder fort? Ich dürfte eigentlich nicht darüber staunen.

Ein Tag ist vergangen, ohne daß ich sie gesehen. Den ganzen Vormittag hat es geregnet, und außer mir war fast niemand auf der Promenade. Ein paarmal bin ich an dem Haus vorbei, in dem sie wohnt, ich weiß aber nicht, welches ihre Fenster sind. Nachmittag ließ der Regen nach, und ich machte einen langen Spaziergang auf der Straße längs des Meeres bis zum nächsten Orte. Es war trüb und schwül.

Auf dem Wege habe ich an nichts anderes denken können als an jene Zeit. Alles habe ich deutlich wieder vor mir gesehen. Das freundliche Haus, in dem ich gewohnt, und das Gärtchen mit den grünlackierten Stühlen und Tischen. Und die kleine Stadt mit ihren stillen weißen Straßen. Und die fernen, im Nebel verschwimmenden Hügel. Und über all dem lag ein Stück blaßblauer Himmel, der so dazugehörte, als wenn er auf der ganzen Welt nur dort so blaß und blau gewesen wäre. Auch die Menschen von damals sah ich alle wieder; meine Mitschüler, meine Lehrer, auch Friederikens Mann. Ich sah

ihn anders, als er mir in jenem letzten Augenblick erschienen war; – ich sah ihn mit dem milden, etwas müden Ausdruck im Gesicht, wie er nach der Schule auf der Straße an uns Knaben freundlich grüßend vorüberzuschreiten pflegte, und wie er bei Tische zwischen Friederike und mir, meist schweigend, saß; ich sah ihn, wie ich ihn oft von meinem Fenster aus erblickt hatte: im Garten vor dem grünlackierten Tisch, die Arbeiten von uns Schülern korrigierend. Und ich erinnerte mich, wie Friederike in den Garten gekommen war, ihm den Nachmittagskaffee gebracht und dabei zu meinem Fenster hinaufgeschaut hatte, lächelnd, mit einem Blicke, den ich damals nicht verstanden ... bis zu jener letzten Stunde. – Jetzt weiß ich auch, daß ich mich oft an all das erinnert habe. Aber nicht wie an etwas Lebendiges, sondern wie an ein Bild, das still und friedlich an einer Wand zu Hause hängt.

Wir sind heute am Strand nebeneinander gesessen und haben miteinander gesprochen wie Fremde. Der Bub spielte zu unseren Füßen mit Sand und Steinen. Es war nicht, als wenn irgend etwas auf uns lastete: wie Menschen, die einander nichts bedeuten und die der Zufall des Badelebens auf kurze Zeit zusammengeführt, haben wir miteinander geplaudert; über das Wetter, über die Gegend, über die Leute, auch über Musik und über ein paar neue Bücher. Während ich neben ihr saß, empfand ich es nicht unangenehm; als sie aber aufstand und fortging, war es mir mit einemmal unerträglich. Ich hätte ihr nachrufen mögen: Laß mir doch etwas da; aber sie hätte es nicht einmal verstanden. Und wenn ich's überlege, was durfte ich anderes erwarten? Daß sie mir bei unserer ersten Begegnung so freundlich entgegengekommen, war offenbar nur in der Überraschung begründet; vielleicht auch in dem frohen Gefühl, an einem fremden Orte einen alten Bekannten wiederzufinden. Nun aber hat sie Zeit gehabt, sich an alles zu erinnern wie ich; und was sie auf immer vergessen zu haben hoffte, ist mächtig wieder aufgetaucht. Ich kann es ja gar nicht ermessen, was sie um meinetwillen hat erdulden müssen und was sie vielleicht noch heute leiden muß. Daß sie mit ihm zusammengeblieben ist, seh' ich wohl; und daß sie sich wieder versöhnt haben, dafür ist der vierjährige Junge ein lebendiges Zeugnis; – aber man kann sich versöhnen, ohne zu verzeihen, und man kann verzeihen, ohne zu vergessen. – – Ich sollte fort, es wäre besser für uns beide.

In einer seltsamen, wehmütigen Schönheit steigt jenes ganze Jahr vor mir auf, und ich durchlebe alles aufs neue. Einzelheiten fallen mir wieder ein. Ich erinnere mich des Herbstmorgens, an dem ich,

von meinem Vater begleitet, in der kleinen Stadt ankam, wo ich das letzte Gymnasialjahr zubringen sollte. Ich sehe das Schulgebäude deutlich wieder vor mir, mitten in dem Park mit seinen hohen Bäumen. Ich erinnere mich an mein ruhiges Arbeiten in dem schönen geräumigen Zimmer, an die freundlichen Gespräche über meine Zukunft, die ich bei Tisch mit dem Professor führte und denen Friederike lächelnd lauschte; an die Spaziergänge mit Kollegen auf die Landstraße hinaus bis zum nächsten Dorf; und alle Nichtigkeiten ergreifen mich so tief, als wenn sie meine Jugend zu bedeuten hätten. Wahrscheinlich würden alle diese Tage im tiefen Schatten des Vergessens liegen, wenn nicht von jener letzten Stunde ein geheimnisvoller Glanz auf sie zurückfiele. Und das Merkwürdigste ist: seit Friederike in meiner Nähe weilt, scheinen mir jene Tage sogar näher als die vom heurigen Mai, da ich das Fräulein liebte, das im Juni den Uhrmacher geheiratet hat.

Als ich heute frühmorgens an mein Fenster trat und auf die große Terrasse hinunterblickte, sah ich Friederike mit ihrem Buben an einem der Tische sitzen; sie waren die ersten Frühstücksgäste. Ihr Tisch war grade unter meinem Fenster, und ich rief ihr einen guten Morgen zu. Sie schaute auf. „So früh schon wach?“ sagte sie. „Wollen Sie nicht zu uns kommen?“

In der nächsten Minute saß ich an ihrem Tisch. Es war ein wunderbarer Morgen, kühl und sonnig. Wir plauderten wieder über so gleichgültige Dinge als das letztemal, und doch war alles anders. Hinter unseren Worten glühte die Erinnerung. Wir gingen in den Wald. Da fing sie an, von sich zu sprechen und von ihrem Heim.

„Bei uns ist alles noch geradeso wie damals“, sagte sie, „nur unser Garten ist schöner geworden; mein Mann verwendet jetzt viel Sorgfalt auf ihn, seit wir den Buben haben. Im nächsten Jahr bekommen wir sogar ein Glashaus.“

Sie plauderte weiter. „Seit zwei Jahren gibt es ein Theater bei uns, den ganzen Winter bis Palmsonntag wird gespielt. Ich gehe zwei-, dreimal in der Woche hinein, meistens mit meiner Mutter, der macht es großes Vergnügen.“

„Ich auch Theater!“ rief der Kleine, den Friederike an der Hand führte.

„Freilich, du auch. Sonntag nachmittag“, wandte sie sich erklärend an mich, „spielen sie nämlich manchmal Stücke für die Kinder; da gehe ich mit dem Buben hin. Aber ich amüsiere mich auch sehr gut dabei.“

Von mir mußte ich ihr mancherlei erzählen. Nach meinem Beruf

und anderen ernsten Dingen fragte sie wenig; sie wollte vielmehr wissen, wie ich meine freie Zeit verbrächte, und ließ sich gern über die geselligen Vergnügungen der großen Stadt berichten.

Die ganze Unterhaltung floß heiter fort; mit keinem Wort wurde jene gemeinschaftliche Erinnerung angedeutet – und doch war sie ihr gewiß ununterbrochen so gegenwärtig wie mir. Stundenlang spazierten wir herum, und ich fühlte mich beinahe glücklich. Manchmal ging der Kleine zwischen uns beiden, und da begegneten sich unsere Hände über seinen Locken. Aber wir taten beide, als wenn wir es nicht bemerkten, und redeten ganz unbefangen weiter.

Als ich wieder allein war, verflog mir die gute Stimmung bald. Denn plötzlich fühlte ich wieder, daß ich nichts von Friederike wußte. Es war mir unbegreiflich, daß mich diese Ungewißheit nicht während unseres ganzen Gesprächs gequält, und es kam mir sonderbar vor, daß Friederike selbst nicht das Bedürfnis gehabt hatte, davon zu sprechen. Denn selbst wenn ich annehmen wollte, daß zwischen ihr und ihrem Manne seit Jahren jener Stunde nicht mehr gedacht worden war – sie selbst konnte sie doch nicht vergessen haben. Irgend etwas Ernstes mußte damals meinem stummen Abschied gefolgt sein – wie hat sie es vermocht, nicht davon zu reden? Hat sie vielleicht erwartet, daß ich selbst beginne? Was hat mich davon zurückgehalten? Dieselbe Scheu vielleicht, die ihr eine Frage verbot? Fürchten wir uns beide, daran zu rühren? – Das ist wohl möglich. Und doch muß es endlich geschehen; denn bis dahin bleibt etwas zwischen uns, was uns trennt. Und daß uns etwas trennt, peinigt mich mehr als alles andere.

NACHMITTAG BIN ich im Walde herumgeschlendert, dieselben Wege wie morgens mit ihr. Es war in mir eine Sehnsucht wie nach einer unendlich Geliebten. Am späten Abend ging ich an ihrem Haus vorbei, nachdem ich sie vergebens überall gesucht. Sie stand am Fenster. Ich rief hinauf, wie sie heute früh zu mir: „Kommen Sie nicht herunter?"

Sie sagte, kühl, wie mir vorkam: „Ich bin müd. Gute Nacht" – und schloß das Fenster.

In der Erinnerung erscheint mir Friederike in zwei verschiedenen Gestalten. Meist seh' ich sie als eine blasse, sanfte Frau, die, mit einem weißen Morgenkleid angetan, im Garten sitzt, wie eine Mutter zu mir ist und mir die Wangen streichelt. Hätte ich nur diese hier wiedergetroffen, so wäre meine Ruhe gewiß nicht gestört worden und ich läge nachmittags unter den schattigen Buchen wie in den ersten Tagen meines Hierseins.

Aber auch als eine völlig andere erscheint sie mir, wie ich sie doch nur einmal gesehen; und das war in der letzten Stunde, die ich in der kleinen Stadt verbrachte.

Es war der Tag, an dem ich mein Abiturientenzeugnis bekommen hatte. Wie alle Tage hatte ich mit dem Professor und seiner Frau zu Mittag gespeist, und da ich nicht zur Bahn begleitet werden wollte, hatten wir einander gleich beim Aufstehen vom Tische Adieu gesagt. Ich empfand durchaus keine Rührung. Erst wie ich in meinem kahlgeräumten Zimmer auf dem Bette saß, den gepackten Koffer zu meinen Füßen, und zu dem weit offenen Fenster hinaus über das zarte Laub des Gärtchens zu den weißen Wolken sah, die regungslos über den Hügeln standen, kam leicht, beinahe schmeichelnd, die Wehmut des Abschiedes über mich. Plötzlich öffnete sich die Tür. Friederike trat herein. Ich erhob mich rasch. Sie trat näher, lehnte sich an den Tisch, stützte beide Hände nach rückwärts auf dessen Kante und sah mich ernst an. Ganz leise sagte sie: „Also heute?" Ich nickte nur und fühlte das erstemal sehr tief, wie traurig es eigentlich war, daß ich von hier fort mußte. Sie schaute eine Weile zu Boden und schwieg. Dann erhob sie den Kopf und kam näher auf mich zu. Sie legte beide Hände ganz leicht auf meine Haare, wie sie es ja schon früher oft getan, aber ich wußte in diesem Moment, daß es etwas anderes bedeutete als sonst. Dann ließ sie ihre Hände langsam über meine Wangen heruntergleiten, und ihr Blick ruhte mit unendlicher Innigkeit auf mir. Sie schüttelte den Kopf mit einem schmerzlichen Ausdruck, als könnte sie irgend etwas nicht fassen. „Mußt du denn schon heute weg?" fragte sie leise. – „Ja", sagte ich. – „Auf immer?" rief sie aus. – „Nein", antwortete ich. – „O ja", sagte sie mit schmerzlichem Zucken der Lippen, „es ist auf immer. Wenn du uns auch einmal besuchen wirst ... in zwei oder drei Jahren – heute gehst du doch für immer von uns fort." – Sie sagte das mit einer Zärtlichkeit, die gar nichts Mütterliches mehr hatte. Mich durchschauerte es. Und plötzlich küßte sie mich. Zuerst dachte ich nur: das hat sie ja nie getan. Aber als ihre Lippen sich von den meinen gar nicht lösen wollten, verstand ich, was dieser Kuß zu bedeuten hatte. Ich war verwirrt und glücklich; ich hätte weinen mögen. Sie hatte die Arme um meinen Hals geschlungen, ich sank, als wenn sie mich hingedrängt hätte, in die Ecke des Divans; Friederike lag mir zu Füßen auf den Knien und zog meinen Mund zu dem ihren herab. Dann nahm sie meine beiden Hände und vergrub ihr Gesicht darin. Ich flüsterte ihren Namen und staunte, wie schön er war. Der Duft von ihren Haaren stieg zu mir auf; ich atmete ihn mit Entzücken ein ... In diesem Augenblicke –

ich glaubte vor Schrecken starr zu werden – öffnet sich leise die Tür, die nur angelehnt war, und Friederikens Mann steht da. Ich will aufschreien, bringe aber keinen Laut hervor. Ich starre ihm ins Gesicht – ich kann nicht sehen, ob sich irgendwas in seinem Ausdruck verändert – denn noch im selben Augenblick ist er wieder verschwunden und die Tür geschlossen. Ich will mich erheben, meine Hände befreien, auf denen noch immer Friederikens Antlitz ruht, will sprechen, stoße mühsam wieder ihren Namen hervor – da springt sie selbst mit einem Male auf – totenbleich – flüstert mir beinahe gebieterisch zu: „Schweig!" und steht eine Sekunde lang regungslos da, das Gesicht der Türe zugewandt, als wolle sie lauschen. Dann öffnet sie leicht und blickt durch die Spalte hinaus. Ich stehe atemlos. Jetzt öffnet sie ganz, nimmt mich bei der Hand und flüstert: „Geh, geh, rasch." Sie schiebt mich hinaus – ich schleiche rasch über den kleinen Gang bis zur Stiege, dann wende ich mich noch einmal um – und sehe sie an der Türe stehen, mit unsäglicher Angst in den Mienen und mit einer heftigen Handbewegung, die mir andeutet: fort! fort! Und ich stürze davon.

An das, was zunächst geschah, denke ich wie an einen tollen Traum. Ich bin zum Bahnhof geeilt, von tödlicher Angst gepeinigt. Ich bin die Nacht durchgefahren und habe mich im Kupee schlaflos herumgewälzt. Ich bin zu Hause angekommen, habe erwartet, daß meine Eltern schon von allem unterrichtet seien, und bin beinahe erstaunt gewesen, als sie mich mit Freundlichkeit und Freude empfingen. Dann habe ich noch tagelang in heftiger Erregung hingebracht, auf irgend etwas Schreckliches gefaßt; und jedes Klingeln an der Türe, jeder Brief machte mich zittern. Endlich kam eine Nachricht, die mich beruhigte: es war eine Karte von einem Schulkameraden, der in der kleinen Stadt zu Hause war und der mir harmlose Neuigkeiten und lustige Grüße sandte. Also, es war nichts Entsetzliches geschehen, zum mindesten war es zu keinem öffentlichen Skandal gekommen. Ich durfte glauben, daß sich zwischen Mann und Frau alles im stillen abgespielt, daß er ihr verziehen, daß sie bereut hatte.

Trotzdem lebte dieses erste Abenteuer in meiner Erinnerung anfangs als etwas Trauriges, beinahe Düsteres fort, und ich erschien mir wie einer, der ohne Schuld den Frieden eines Hauses vernichtet hat. Allmählich verschwand diese Empfindung, und später erst, als ich in neuen Erlebnissen jene Stunde besser und tiefer verstehen lernte, kam zuweilen eine seltsame Sehnsucht nach Friederike über mich – wie der Schmerz darüber, daß eine wunderbare Verheißung sich nicht er-

füllt hätte. Aber auch diese Sehnsucht ging vorüber, und so war es geschehen, daß ich die junge Frau beinahe völlig vergessen hatte. – Nun aber ist mit einemmal alles wieder da, was jenes Geschehnis damals zum Erlebnis machte; und alles ist heftiger als damals, denn ich liebe Friederike.

HEUTE SCHEINT mir alles so klar, was mir noch in den letzten Tagen rätselhaft gewesen ist. Wir sind spätabends am Strand gesessen, wir zwei allein; der Junge war schon zu Bette gebracht. Ich hatte sie am Vormittag gebeten zu kommen; ganz harmlos; nur von der nächtlichen Schönheit des Meeres hatte ich gesprochen, und wie wunderbar es wäre, wenn alles ganz still ringsum, am Ufer zu sein und in die große Dunkelheit hinauszublicken. Sie hatte nichts gesagt, aber ich wußte, daß sie kommen würde. Und nun sind wir am Strand gesessen, beinahe schweigend, unsere Hände ineinandergeschlungen, und ich fühlte, daß Friederike mir gehören mußte, wann ich wollte. Wozu über das Vergangene reden, dachte ich – und ich wußte, daß *sie* von unserem ersten Wiedersehen an so gedacht. Sind wir denn noch dieselben, die wir damals waren? Wir sind so leicht, so frei; die Erinnerungen flattern hoch über uns, wie ferne Sommervögel. Vielleicht hat sie noch manches andere erlebt während der sieben Jahre, wie ich – was geht es mich an? Jetzt sind wir Menschen von heute und streben zueinander. Sie war gestern vielleicht eine Unglückliche, vielleicht eine Leichtsinnige; heute sitzt sie schweigend neben mir am Meer und hält meine Hand und sehnt sich, in meinen Armen zu sein.

Langsam begleitete ich sie die wenigen Schritte bis zu ihrem Hause. Lange schwarze Schatten warfen die Bäume längs der Straße.

„Wir wollen morgen früh eine Fahrt im Segelboot machen“, sagte ich.

„Ja“, erwiderte sie.

„Ich werde an der Brücke warten, um sieben Uhr ...“

„Wohin?“ fragte sie.

„Zu der Insel drüben ... wo der Leuchtturm steht, sehen Sie ihn?“

„O ja, das rote Licht. Ist es weit?“

„Eine Stunde – wir können sehr bald zurück sein.“

„Gute Nacht“, sagte sie und trat in den Hausflur.

Ich ging. – – In ein paar Tagen wirst du mich vielleicht wieder vergessen haben, dachte ich, aber morgen ist ein schöner Tag.

Ich war früher auf der Brücke als sie. Das kleine Boot wartete; der alte Jansen hatte die Segel aufgespannt und rauchte, am Steuer

sitzend, seine Pfeife. Ich sprang zu ihm hinein und ließ mich von den Wellen schaukeln. Ich schlürfte die Minuten der Erwartung ein wie einen Morgentrunk. Die Straße, auf die ich meinen Blick gerichtet hatte, war noch ganz menschenleer. Nach einer Viertelstunde erschien Friederike. Schon von weitem sah ich sie, es schien mir, als ginge sie rascher als sonst: als sie die Brücke betrat, erhob ich mich; jetzt erst konnte sie mich sehen und grüßte mich mit einem Lächeln. Endlich war sie am Ende der Brücke, ich reichte ihr die Hand und half ihr ins Boot. Jansen machte das Tau los, und unser Schiff glitt davon. Wir saßen eng beieinander; sie hing sich in meinen Arm. Sie war ganz weiß gekleidet und sah aus wie ein achtzehnjähriges Mädchen.

„Was gibt's auf dieser Insel zu sehen?" fragte sie.

Ich mußte lächeln.

Sie errötete und sagte: „Der Leuchtturm jedenfalls?"

„Vielleicht auch die Kirche", setzte ich dazu.

„Fragen Sie doch den Mann ..." Sie wies auf Jansen.

Ich fragte ihn. „Wie alt ist die Kirche auf der Insel?"

Aber er verstand kein Wort Deutsch; und so konnten wir uns nach diesem Versuch noch einsamer miteinander fühlen als früher.

„Dort drüben", sagte sie und wies mit den Augen hin – „ist das auch eine Insel?"

„Nein", antwortete ich, „das ist Schweden selbst, das Festland."

„Das wär noch schöner", sagte sie.

„Ja", erwiderte ich – „aber dort müßte man bleiben können ... lang ... immer –"

Wenn sie mir jetzt gesagt hätte: Komm, wir wollen zusammen in ein anderes Land und wollen nie wieder zurück – ich wäre darauf eingegangen. Wie wir so auf dem Boote hinglitten, von der reinen Luft umspielt, den hellen Himmel über uns und um uns das glitzernde Wasser, da schien es mir eine festliche Fahrt, wir selbst ein königliches Paar, und alle früheren Bedingungen unseres Daseins abgefallen.

Bald konnten wir die kleinen Häuser auf der Insel unterscheiden; die weiße Kirche auf dem Hügel, der sich, allmählich ansteigend, der ganzen Insel entlang hinzog, bot sich in schärferen Umrissen dar. Unser Boot flog geradwegs dem Ufer entgegen. In unserer Nähe zeigten sich kleine Fischerkähne; einige, an denen die Ruder eingezogen waren, trieben lässig auf dem Wasser hin. Friederike hatte den Blick meist auf die Insel gerichtet; aber sie *schaute* nicht. In weniger als einer Stunde fuhren wir in den Hafen ein, der rings von

einer hölzernen Brücke umschlossen war, so daß man sich in einem kleinen Teich vermeinen konnte.

Ein paar Kinder standen auf der Brücke. Wir stiegen aus und gingen langsam ans Ufer; die Kinder hinter uns; aber die verloren sich bald. Das ganze Dorf lag vor uns; es bestand aus höchstens zwanzig Häusern, die rings verstreut waren. Wir sanken fast in den dünnen, braunen Sand ein, den das Wasser hier angeschwemmt hat. Auf einem sonnbeglänzten freien Platz, der bis ans Meer hinunterreichte, hingen Netze, zum Trocknen ausgebreitet; ein paar Weiber saßen vor den Haustüren und flickten Netze. Nach hundert Schritten waren wir ganz allein. Wir waren auf einen schmalen Weg geraten, der uns von den Häusern fort dem Ende der Insel zuführte, wo der Leuchtturm stand. Zu unserer Linken, durch ärmliches Ackerland, das immer schmäler wurde, von uns getrennt, lag das Meer; zu unserer Rechten stieg der Hügel an, auf dessen Kamm wir den Weg zur Kirche laufen sahen, die in unserem Rücken war. Über all dem lag schwer die Sonne und das Schweigen. – Friederike und ich hatten die ganze Zeit über nichts gesprochen. Ich fühlte auch kein Verlangen darnach; mir war unendlich wohl, so mit ihr in der großen Stille hinzuwandeln.

Aber sie begann zu sprechen.

„Heute vor acht Tagen", sagte sie ...

„Nun –?"

„Da hab ich noch nichts gewußt ... noch nicht einmal, wohin ich reisen werde."

Ich antwortete nichts.

„Ah, ist's da schön", rief sie aus und ergriff meine Hand.

Ich fühlte mich zu ihr hingezogen; am liebsten hätte ich sie in meine Arme geschlossen und auf die Augen geküßt.

„Ja?" fragte ich leise.

Sie schwieg und wurde eher ernst.

Wir waren bis zu dem Häuschen gekommen, das an den Leuchtturm angebaut war; hier endete der Weg; wir mußten umkehren. Ein schmaler Feldweg führte ziemlich steil den Hügel hinan. Ich zögerte.

„Kommen Sie", sagte sie.

Wie wir jetzt gingen, hatten wir die Kirche im Auge. Ihr näherten wir uns. Es war sehr warm. Ich legte meinen Arm um Friederikens Hals; sie mußte ganz nahe bei mir bleiben, wenn sie nicht abgleiten wollte. Ich berührte mit der Hand ihre heißen Wangen.

„Warum haben wir eigentlich die ganze Zeit nichts von Ihnen ge-

hört?" fragte sie plötzlich – „ich wenigstens", setzte sie hinzu, indem sie zu mir aufschaute.

„Warum", wiederholte ich befremdet.

„Nun ja!"

„Wie konnte ich denn?"

„O *darum*", sagte sie. „Waren Sie denn verletzt?"

Ich war zu sehr erstaunt, um etwas erwidern zu können.

„Nun, was haben Sie sich eigentlich gedacht?"

„Was ich mir –"

„Ja – – oder erinnern Sie sich gar nicht mehr?"

„Gewiß, ich erinnere mich. Warum sprechen Sie jetzt davon?"

„Ich wollte Sie schon lange fragen", sagte sie.

„So sprechen Sie", erwiderte ich tief bewegt.

„Sie haben es für eine Laune gehalten – o gewiß!" setzte sie lebhaft hinzu, als sie merkte, daß ich etwas entgegnen wollte – „aber ich sage Ihnen, es war keine. Ich habe mehr gelitten in jenem Jahre, als ein Mensch weiß."

„In welchem?"

„Nun ... als Sie bei uns ... Warum fragen Sie das? – Anfangs habe ich mir selbst ... Aber warum erzähle ich Ihnen das?"

Ich faßte heftig ihren Arm. „Erzählen Sie ... ich bitte Sie ... ich habe Sie ja lieb."

„Und ich dich", rief sie plötzlich aus; nahm meine beiden Hände und küßte sie – „immer – immer."

„Ich bitte dich, erzähle mir weiter", sagte ich; „und alles, alles ..."

Sie sprach, während wir langsam den Feldweg in der Sonne weiterschritten.

„Anfangs habe ich mir selbst gesagt: er ist ein Kind ... wie eine Mutter habe ich ihn gern. Aber je näher die Stunde kam, um die Sie abreisen sollten ..."

Sie unterbrach sich eine Weile, dann sprach sie weiter:

„Und endlich war die Stunde da. – Ich habe nicht zu dir wollen – ich weiß nicht, was mich hinaufgetrieben hat. Und wie ich schon bei dir war, hab ich dich auch nicht küssen wollen – aber ..."

„Weiter, weiter", sagte ich.

„Und dann hab ich dir plötzlich gesagt, daß du gehen sollst – du hast wohl gemeint, das Ganze war eine Komödie, nicht wahr?"

„Ich verstehe dich nicht."

„Das habe ich die ganze Zeit gedacht. Ich habe dir sogar schreiben wollen ... Aber wozu? ... Also ... der Grund, daß ich dich weggeschickt habe, war ... ich hatte mit einem Male Angst bekommen."

„Das weiß ich.“

„Wenn du das weißt – warum hab ich nie wieder von dir gehört?“ rief sie lebhaft aus.

„Warum hast du Angst bekommen?“ fragte ich, allmählich verstehend.

„Weil ich glaubte, es wäre jemand in der Nähe.“

„Du glaubtest? Wie kam das?“

„Ich meinte Schritte auf dem Gang zu hören. Das war's. Schritte! Ich dachte, *er* wär es ... Da hat mich die Furcht gepackt – denn es wäre entsetzlich gewesen, wenn er – o, ich will gar nicht daran denken. – Aber niemand war da – niemand. Erst spät am Abend ist er nach Hause gekommen, du warst längst, längst fort.“ –

Während sie das erzählte, fühlte ich, wie irgend etwas in meinem Innern erstarrte. Und als sie geendet hatte, schaute ich sie an, als müßte ich sie fragen: Wer bist du? – Ich wandte mich unwillkürlich nach dem Hafen, wo ich die Segel unseres Bootes glänzen sah, und ich dachte: Wie lange, wie unendlich lange ist es her, daß wir auf diese Insel gekommen sind? Denn ich bin mit einer Frau hier gelandet, die ich geliebt habe, und jetzt geht eine Fremde an meiner Seite. Es war mir unmöglich, auch nur ein Wort zu sprechen. Sie merkte es kaum; sie hatte sich in meinen Arm gehängt und hielt es wohl für zärtliches Schweigen. Ich dachte an *ihn*. Er hat es ihr also nie gesagt! Sie weiß es nicht, sie hat es nie gewußt, daß er sie zu meinen Füßen liegen sah. Er hat sich damals von der Tür wieder davongeschlichen und ist erst später .... stundenlang später zurückgekommen und hat ihr nichts gesagt! Und er hat die ganzen Jahre an ihrer Seite weitergelebt, ohne sich mit einem Worte zu verraten! Er hat ihr verziehen – und sie hat es nicht gewußt!

Wir waren in der Nähe der Kirche angelangt; kaum zehn Schritte vor uns lag sie. Hier bog ein steiler Weg ab, der in wenigen Minuten ins Dorf führen mußte. Ich schlug ihn ein. Sie folgte mir.

„Gib mir die Hand“, sagte sie, „ich gleite aus.“ Ich reichte sie ihr, ohne mich umzuwenden. „Was hast du denn?“ fragte sie. Ich konnte nichts antworten und drückte ihr nur heftig die Hand, was sie zu beruhigen schien. Dann sagte ich, nur um etwas zu reden: „Es ist schade, wir hätten die Kirche besichtigen können.“ – Sie lachte: „An der sind wir ja vorüber, ohne es zu merken!“

„Wollen Sie zurück?“ fragte ich.

„O nein, ich freue mich, bald wieder im Boot zu sitzen. Einmal möchte ich mit Ihnen allein so eine Segelpartie machen, ohne diesen Mann.“

„Ich verstehe mich nicht auf Segeln."

„O", sagte sie und hielt inne, als wäre ihr plötzlich etwas eingefallen, was sie doch nicht sagen wollte. – Ich fragte nicht. Bald waren wir auf der Brücke. Das Boot lag bereit. Die Kinder waren wieder da, die uns beim Kommen begrüßt hatten. Sie sahen uns mit großen blauen Augen an. Wir segelten ab. Das Meer war ruhiger geworden; wenn man die Augen schloß, merkte man kaum, daß man sich in Bewegung befand.

„Zu meinen Füßen sollen Sie liegen", sagte Friederike, und ich streckte mich am Boden des Kahnes aus, legte meinen Kopf auf den Schoß Friederikens. Es war mir recht, daß ich ihr nicht ins Gesicht sehen mußte. Sie sprach, und mir war, als klänge es aus weiter Ferne. Ich verstand alles und konnte doch zugleich meine Gedanken weiterdenken.

Mich schauderte vor ihr.

„Heute abend fahren wir zusammen aufs Meer hinaus", sagte sie.

Etwas Gespenstisches schien mir um sie zu gleiten.

„Heut abend aufs Meer", wiederholte sie langsam, „auf einem Ruderboot. Rudern kannst du doch?"

„Ja", sagte ich. Mich schauderte vor dem tiefen Verzeihen, das sie schweigend umhüllte, ohne daß sie es wußte.

Sie sprach weiter. „Wir werden uns ins Meer hinaustreiben lassen – und werden allein sein. – Warum redest du nicht?" fragte sie.

„Ich bin glücklich", sagte ich.

Mir schauerte vor dem stummen Schicksal, das sie seit so vielen Jahren erlebt, ohne es zu ahnen.

Wir glitten hin.

Einen Augenblick fuhr es mir durch den Sinn: Sag es ihr. Nimm dieses Unheimliche von ihr; dann wird sie wieder ein Weib sein für dich wie andere, und du wirst sie begehren. Aber ich durfte es nicht. – Wir legten an.

Ich sprang aus dem Boot; half ihr beim Aussteigen.

„Der Bub wird sich schon nach mir sehnen. Ich muß rasch gehen. Lassen Sie mich jetzt allein."

Es war lebhaft am Strand; ich merkte, daß wir von einigen Leuten beobachtet wurden.

„Und heute abend", sagte sie, „um neun bin ich ... aber was hast du denn?"

„Ich bin sehr glücklich", sagte ich.

„Heute abend", sagte sie, „um neun Uhr bin ich hier am Strand, bin ich bei dir. – Auf Wiedersehen!"

Und sie eilte davon.

„Auf Wiedersehen!" sagte auch ich und blieb stehen. – Aber ich werde sie nie wiedersehen.

Während ich diese Zeilen schreibe, bin ich schon weit fort – weiter mit jeder Sekunde; ich schreibe sie in einem Kupee des Eisenbahnzuges, der vor einer Stunde von Kopenhagen abgefahren ist. Eben ist es neun. Jetzt steht sie am Strande und wartet auf mich. Wenn ich die Augen schließe, sehe ich die Gestalt vor mir. Aber es ist nicht eine Frau, die dort am Ufer im Halbdunkel hin und her wandelt – ein Schatten gleitet auf und ab.

EIN AUFTRAG FÜR LORD GLOUSTER

ALFRED ANDERSCH

Alfred Andersch

IM MITTELPUNKT Frankfurts, Ecke Hauptwache und Biebergasse, befand sich bis vor kurzem eine Würstchenbude. Man konnte dort Bratwürste, Rindswürstchen oder die langen Frankfurter kaufen und, im Stehen essend, an die Theke gelehnt, das Leben und Treiben betrachten.

Am 13. Juni, mittags um zwölf Uhr, stand Nicolas an der Bude, hatte eine Bratwurst vor sich auf einem kleinen Pappteller und beschmierte sie sich erst einmal mit Senf, weil sie zum Anfassen noch zu heiß war.

„Gut, nicht wahr?" sagte ein Mann, der von seiner Wurst schon abgebissen hatte, zu Nicolas. „Aber Sie hätten eine schärfer gebratene nehmen sollen." – „Egal", antwortete Nicolas, faltete die Papierserviette und faßte damit die Wurst an. „Solche Würste wie zu meiner Zeit gibt's heute sowieso nicht mehr. Die hier sind ja nur so 'n Klacks. Aber damals, in Burgund, das hätten Sie erleben sollen, was das für Würste waren!"

„Ja damals“, sagte der Mann. „Das kommt nicht wieder.“ Dann setzte er wißbegierig hinzu: „Burgund? Hab ich noch nie gehört. Wo liegt ’n das?“ – „Das gibt’s anscheinend schon lange nicht mehr“, antwortete Nicolas, etwas kurz angebunden, und sah bewundernd einem langen, cremefarbenen Buick-Cabriolet nach, das die Biebergasse entlangfuhr. „Bin neulich mal dort gewesen. Aber das heißt jetzt alles ganz anders: Luxemburg, Belgien, Frankreich.“

Der Mann wurde plötzlich mißtrauisch. „Wann sind Sie denn in ... in ...“

„Burgund“, ergänzte Nicolas höflich.

„Mhm ... also in diesem Burgund gewesen?“ fragte er.

„Zuletzt 1445“, sagte Nicolas. „Möchte furchtbar gern wissen, was aus Burgund geworden ist. Wissen Sie’s zufällig?“

Der Mann starrte ihn sprachlos an. „Na“, sagte er dann, „jeder hat so seinen Vogel. Aber Sie haben schon ’nen besonders komischen.“ Er schob das letzte Stück seiner Bratwurst in den Mund und zerknüllte dabei wütend die Serviette. „Mich auf den Arm nehmen wollen! Am hellichten Mittag!“

Nicolas sah ihm traurig nach, wie er davonging. Dann befühlte er, während er seine Wurst aß, sanft den Stoff der Riffelsamtweste, die er sich in einem Geschäft in der Goethestraße gekauft hatte. Er hatte sie sich angeschafft, weil sie ärmellos war.

Das erinnerte ihn an die Weste aus fein geschmiedeten Stahlketten, die er bei Azincourt getragen hatte. Nicolas war ein ausgezeichneter Degenfechter gewesen und stets lieber mit ärmellosen Stahlwesten ins Gefecht gegangen, weil sie Beweglichkeit verliehen. Er lächelte, während er daran dachte, wie er den Lancaster herausgehauen hatte, der, von Kopf bis Fuß gepanzert, von den Franzosen fürchterlich verdroschen wurde, als ihm der Beidhänder entglitten war. Nicolas’ Abneigung gegen schwere Deckung hatte ihn auch veranlaßt, sich einen der kleinen roten MG-Wagen anzuschaffen, den er jetzt vor dem Café Kranzler geparkt hatte. Er war stolz darauf, daß die MGs von der Industrie seines Heimatlandes hergestellt wurden. In die angenehmsten Gedanken versunken, merkte er erst gar nicht, daß ein Herr ihn ansprach.

„Verzeihung“, sagte der Herr, „gestatten Sie mir, daß ich mich bekannt mache. Bernheimer. Doktor Bernheimer.“

Nicolas erwachte. „Glouster“, stellte er sich mit einer leichten Verbeugung vor.

„Oh, ein bekannter Name, mein Lord“, sagte Doktor Bernheimer.

„Dann sind Sie sicherlich jener siebente Graf Glouster, der im französischen Feldzug Heinrichs V., so um 1430 herum, spurlos verschwand und niemals mehr auf die Insel zurückkehrte?“

„Allerdings“, bemerkte Nicolas kühl. „Aber woher wissen Sie ...?“

„Ich konnte vorhin nicht umhin, Ihrem Gespräch mit jenem Manne zu folgen, der so böse wurde“, erklärte Doktor Bernheimer, verlegen lächelnd. „Deshalb erlaubte ich mir, Sie anzusprechen. Und als Sie dann Ihren Namen nannten, war es leicht, zu kombinieren. – Ich habe mich ein bißchen mit englischer Familiengeschichte beschäftigt, müssen Sie wissen“, fügte er bescheiden hinzu.

„Ach so“, sagte Nicolas voller Neugier. Er betrachtete den Doktor, der einen grauen, zweireihigen Anzug trug und zwei dick mit Akten und Schriften gefüllte Mappen neben sich auf den Boden gestellt hatte. Erinnert mich irgendwie an den Cusanus, den ich 1440 in Trier traf, nachdem ich „De Docta Ignorantia“ gelesen hatte, dachte Nicolas. Gefiel mir sehr, die Lehre von den Gegensätzen in des Menschen Brust – aber der hier bringt sie auch nicht in sich zur Deckung, mit seinem Asketengesicht und den Musikeraugen darin.

Doktor Bernheimer trank indessen eine Flasche Coca-Cola. „Scheußlich heiß heute in der Stadt“, sagte er und schob sich den Strohhut ins Genick.

„Wir können ja irgendwohin rausfahren, zum Baden, wenn Sie Zeit haben“, schlug Nicolas vor.

„Am besten ins Sportfeld-Stadion“, stimmte Bernheimer zu. Sie verstauten sich und die Mappen in dem kleinen Wägelchen, und Nicolas gab Gas, als er in die Kaiserstraße einbog.

„Wissen Sie, mit Burgund kann ich Ihnen helfen“, sagte Bernheimer, als sie über die Mainbrücke fuhren. „Mit Burgund war praktisch schon 1477 Schluß, als Karl der Kühne bei der Belagerung von Nancy fiel.“

„Wer war denn Karl der Kühne?“ fragte Nicolas.

„Ach, haben Sie ihn nicht mehr erlebt?“ erwiderte Bernheimer verwundert. „Das war der bedeutendste Mann, den Burgund je hatte. Aber militärisch hatte er meistens Pech.“

„Interessant“, sagte Nicolas. „Ich bin leider schon 1445 gestorben.“

„Schade“, sagte Bernheimer mit taktvollem Bedauern in der Stimme, „da haben Sie viel versäumt.“ Er besah sich den schmalen, blonden, typisch englischen Nicolas und meinte: „Sehr alt können Sie nicht geworden sein.“

„Immerhin fünfzig“, meinte Nicolas. „Wurde am 13. Juni 1395 geboren. Ich habe heute Geburtstag.“

„Oh, gratuliere! Sie sehen aber jünger aus."

„Habe mich auf dreißig zurückdatieren lassen, für diesen Besuch." – Nicolas mußte zurückschalten, weil auf der Sachsenhäuser Seite zwei Lastzüge die Fahrbahn kreuzten. „Sie fahren ausgezeichnet", sagte Doktor Bernheimer, als der MG den Mainkai entlangschoß.

„Das ist doch keine Kunst", antwortete Nicolas, während er auf den Geschwindigkeitsmesser blickte. „Omar zu führen, war weit schwieriger."

„Wer war Omar?" fragte Bernheimer.

„Der Hengst, mit dem ich 1412 zur Armee nach Frankreich ging. Abkömmling eines Arabers, den mein Vater auf einer Reise in Trapezunt gekauft und mit einer friesischen Stute gekreuzt hatte. Bei Orleans hat er mir das Leben gerettet. Wir mußten", fügte er verlegen hinzu, „die Stadt sehr schnell räumen, wie Sie wissen."

„Orleans!" rief der Doktor aus. „Sagen Sie, haben Sie die Jungfrau gesehen?"

„Jeanne?" Nicolas warf Bernheimer einen schnellen, düsteren Seitenblick zu. „Allerdings." Um das Gespräch in eine andere Richtung zu lenken, tippte er auf die *New York Times*, die er in die Jackentasche gesteckt hatte, und fragte: „Was wird in Korea?"

„Was wird schon werden!" sagte Bernheimer. „Die Amerikaner werden Korea halten, wie ihr damals Calais behalten habt, um euch anderen Zielen zuzuwenden. Korea ist unwichtig. Erzählen Sie mir lieber von der Jungfrau!"

Nicolas gab ihm keine Antwort, sondern bog an der Forsthausstraße in eine Tankstelle ein und stoppte den Wagen. „Zwanzig Liter", sagte er zu dem Tankwart. Während das Benzin nachgefüllt wurde und der Mann Wasser und Öl prüfte, saß Nicolas ganz still am Steuer. Er hatte den Benzingeruch gern, so gern wie den Geruch des Fettes, mit dem sie in den Feldlagern in der Pikardie die Rüstungen geschmiert hatten. Aber als sie dann wieder fuhren, war der Fahrtwind, der ihm in den Haaren spielte, mit dem Siegeswind von Azincourt und dem Fluchtwind von Orleans nicht zu vergleichen.

„Jeanne aber hätte Korea sehr ernst genommen", sagte er nach einer Weile zu seinem Begleiter. „Ich sah sie zuletzt in Rouen, als sie zur Verbrennung geführt wurde. Darnach ritt ich davon", setzte er sehr leise hinzu.

„Deswegen also sind Sie nicht mehr nach England zurückgekehrt?" fragte der Doktor.

Nicolas schwieg.

„Es war ein Auftrag", sagte er endlich.

„Die Jungfrau hat Sie beauftragt? Haben Sie mit ihr gesprochen?"

„Nein, nie. Das erstemal sah ich sie in Orleans, als Siegerin. Ihr Gesicht war ganz hell und wie eine Erscheinung. Es flog an mir vorüber. Darnach habe ich sie in Rouen gesehen, bei den Verhandlungen. Man brauchte nicht mit ihr zu sprechen, um von ihr einen Auftrag zu erhalten."

„Ah, ich verstehe. Und wie lautete der Auftrag?"

„Geh aus allem, bleib für dich, und bereite alles vor!"

„Was sollten Sie denn vorbereiten?" fragte Doktor Bernheimer verwundert.

„Jeannes Wiederkehr natürlich", sagte Nicolas.

„Sie meinen, sie kommt zurück?"

„Noch ist es nicht ganz an der Zeit", antwortete Nicolas. „Aber sie wird kommen."

„Und haben Sie den Auftrag ausgeführt?"

„Ich bin damals nach Osten geritten", berichtete Nicolas. „In Frankreich konnte ich mich ja nicht niederlassen. Aber im Luxemburgischen, das damals zu Burgund gehörte, fand ich ein kleines Kloster, in dem ich unterkam. Dort las ich die Schriften des Duns Scotus und des Wilhelm von Occam und später die des Nikolaus von Cues. Deswegen erstaunt mich das hier nicht allzusehr", fügte er hinzu und deutete auf die Landschaft aus Alleebäumen, Tankstellen, Hochspannungsmasten und Eisenbahnschienen. „Universalia sunt nomina", grinste er plötzlich. „Die Ideen sind nichts als Worte, verstehen Sie, wenn man damit mal anfängt, dann kann man mit den Realien machen, was man will – dann ergibt sich alles andere von selbst."

„Dann kann man die Welt verändern", bestätigte der Doktor.

„Aber mit der Realität, die Jeanne heißt, haben die Herren nicht gerechnet", sagte Nicolas mit grimmiger Genugtuung. „Jeanne stand nicht in ihren Plänen, nirgends, und weil ich das entdeckte, während ich über den Büchern langsam an der Schwindsucht starb, in einem kleinen Kloster im gottverlassenen, weltbegrabenen Ardennerwald, war ich in der Lage, an Jeannes Wiederkehr zu glauben."

„So haben Sie also den Auftrag erfüllt." Bernheimer nickte, indes der Wagen vor dem Eingang zum Sportfeld-Bad hielt.

„Ja", sagte Nicolas.

Der Doktor sah Nicolas an. Nicolas war wirklich typisch englisch. Er erinnerte den Doktor an Aufnahmen, die man von dem Obersten Lawrence gemacht hatte.

„Ich hole schon die Tickets", sagte Doktor Bernheimer. „Parken Sie inzwischen das Auto!"

Während er zur Kasse ging, fühlte er, daß sich alles verändert hatte. Es lag etwas Neues in der Luft. Gar kein Zweifel – in irgendeinem Domrémy bereitete sich die Jungfrau vor. Ihre jungen Paladine, Leute wie dieser Glouster, hatten sich bereits um sie geschart. Ihre Degen schrieben das Wort „Orleans" unsichtbar an den Himmel Europas.

„Zwei Eintrittskarten", sagte er.

„Weshalb denn zwei?" fragte das Fräulein an der Kasse. „Erwarten Sie noch wen?"

Doktor Bernheimer sah das Fräulein an und wandte sich um. Der große, betonierte Parkplatz vor dem Stadion war vollständig leer, leer unter der glühenden, weißen Mittagshitze.

Richtig, dachte der Doktor, es war ja noch nicht ganz an der Zeit, hatte Glouster gesagt. Und mit einem freundlichen und eigensinnigen Lächeln sagte Bernheimer zu dem Kassenfräulein: „Geben Sie mir trotzdem zwei!"

VERJÄHRT

GABRIELE WOHMANN

NETTE LEUTE, unsere Nachbarn in der Strandhütte rechts, die Leute mit dem Pudel. Ruhige Leute, mit vorwiegend angenehmen Erinnerungen. Sie verbringen jeden Sommer hier, kaum wissen sie noch, seit wann. Sie haben auch letztes Jahr im Juliana gewohnt, waren einmal am Leuchtturm, mit Rast in der Teebude, bei ähnlichem Wetter wie im Jahr davor oder danach. Es kommt ihnen auf Übereinstimmung an, je mehr Ferien sich gleichen, desto besser die Erholung. Öfter im Hafenort, die etwas längere, aber auch lohnendere Unternehmung. Doch noch immer haben sie sich nicht dazu aufgerafft, in einer Vollmondnacht längs des Abschlußdamms zu promenieren. Wieder mal

versäumten sie an keinem ihrer vier Mittwochnachmittage das Folklorefest im Hauptort der Insel, vorher Einkäufe, Mittagessen, als Ausklang Eis. Es pflegt sie stets einigermaßen anzustrengen, im überfüllten Städtchen findet der Mann nur mit Mühe einen Parkplatz; aber es gehört dazu und ist nett, war nett, immer gewesen. Findest du nicht, Reinhard?

Sie mieten immer eine der Strandhütten auf der Nordseite, sie finden den dortigen Strandhüttenvermieter sympathischer, sie melden sich immer rechtzeitig an und bestehen auf einer der höheren Nummern, meistens wohnen sie in einer Hütte zwischen 60 und 65. Sie haben es gern ruhig. Der etwas weitere Weg, Preis dieser Ruhe, ist schließlich gesund. Sie redeten auch vor drei Jahren über den Pudel, beispielsweise. Der Pudel, das Wetter, der Badewärter, der Jeep des Badewärters, Badeanzüge, Mahlzeiten im Juliana. Vielleicht sind einige ihrer Sätze früheren Sätzen zufällig aufs Wort gleich, das wäre wahrscheinlich, zumindest bei kurzen Sätzen. Die Bedienung im Juliana wechselt, aber das bringt wenig Veränderung mit sich, denn alle Kellnerinnen und Kellner und auch die Zimmermädchen sind freundlich und vergeßlich, als mache die Hotelleitung bei neuen Engagements gerade nur diese beiden Eigenschaften zur Bedingung.

Übrigens haben vor ungefähr fünfzehn Jahren unsere netten ruhigen Nachbarn sich den Frieden gewünscht, in dem sie jetzt längst leben. Das Erreichte scheint sie manchmal fast zu lähmen. Stundenlang reden sie kein Wort miteinander. Dann wieder das Hotelessen, der Vorschlag spazierenzugehen, die lauten ballspielenden Leute in der Strandhütte links, unsere Nachbarn bedauern, daß der Strandhüttenvermieter nicht darauf geachtet hat, ihr Ruhebedürfnis zu respektieren, er wird es nicht so genau wissen, wir wollen keinen Streit anfangen. Mit ihrem Apfelfrühstück, den Rauchpausen, dem Umkleiden in der Hütte – wobei immer einer rücksichtsvoll den andern allein läßt und, den beunruhigten Pudel an knapper Leine zurückreißend, vor der versperrten Tür wartet – mit ihren kurzen, aber gründlichen, von Gymnastikübungen umrahmten Bädern bei Hochflut, den Pudelspaziergängen mit Apportieren und fröhlichen, aber ernsthaften Erziehungsexerzitien und sparsamem Wortwechsel untereinander, erwecken unsere Nachbarn in mir den Wunsch, wir beide, Reinhard, könnten es eines Tages genauso angenehm haben –

Ich bringe die Zeit durcheinander, entschuldige. Es ist so heiß, die Sommer sind sich so ähnlich, man kann leicht eine Schaumkrone für ein Segel halten oder Jahre und Leute miteinander verwechseln.

Aufregungen im Leben unserer Nachbarn liegen so weit zurück, daß sie nicht mehr genau stimmen, wenn man sich ihrer erinnert, aber das unterbleibt. Vor Jahren hat der Mann ein Kind überfahren, es war jedoch nicht seine Schuld, sondern die des Kindes. Die Frau, obwohl sie das so gut wie jedermann wußte, nahm dem Mann die Selbstsicherheit übel, mit der er über den Fall redete. Als käme es darauf an, wer die Schuld hat, fand sie, sie sagte es ihm auch. Weniger nett von ihr, denn sie hätte spüren müssen, daß der Mann unter dem Unfall litt wie sie, schuldig oder nicht.

Jetzt vergessen. Während der Mittagsstunden ist es besonders ruhig am Strand. Oft nehmen unsere Nachbarn sich Lunchpakete mit in die Strandhütte, bei schönem Wetter; die Lunchpakete des Juliana sind so großzügig gepackt, daß der Pudel kein eigenes Fressen braucht. Die vier Wochen am Meer, von jeher eine feste Gewohnheit unserer Nachbarn, waren in dem Jahr nach dem Unfall natürlich keineswegs geruhsam, obwohl nicht mehr darüber geredet wurde; beide erholten sich nicht nennenswert. Sie besaßen auch noch keinen Pudel damals, überhaupt keinen Hund als Ersatz für ihre kleine, vom Vater überfahrene Tochter, darauf kamen sie erst ein Jahr später, es hat aber auch dann noch nicht richtig geholfen, die Traurigkeit war doch größer. Im Jahr nach dem Unfall hatte der Mann immer noch nicht von seiner Marotte genug, der Frau Vorwürfe zu machen. Schön und gut, ich habe sie überfahren, aber du hast mit ihr das blödsinnige Privatfest gefeiert und ihr so viel Wein zu trinken gegeben – die Frau hörte nicht mehr zu. War es anständig, Monate nachdem sie den Alkohol aufgegeben hatte, dies Thema überhaupt zu berühren? Die Frau fand jahrelang die Auseinandersetzungen mit ihrem Mann schlimmer als den Verlust des Kindes, sie haßten sich, wünschten einer des andern Tod – nicht der Rede wert. Jetzt, am Strand, wird keinem Anlaß für Zorn mehr nachgesonnen. Alles ist verjährt, scheint es nicht so? Zwei Hütten weiter rechts sieht ein Mädchen der Geliebten des Mannes ähnlich; sehr viele Jahre her, man zählt nicht nach. Diese Geliebte wäre jetzt älter und dem Mädchen gar nicht mehr ähnlich. Sie lebt nicht mehr, ihr Selbstmord war der Frau recht: das genügt nicht, um von Schuld zu sprechen.

Der Pudel ist so lebhaft. Nett zu beobachten. Man selber liegt still. Kein Wort mehr. Zu reden, das hieße: auch über Gilbert zu reden. Nach dem von mir verschuldeten tödlichen Unfall unseres Kindes, Reinhard, war es doch verständlich, daß ich mit Gilbert wegging. Vorbei. Ich weiß, daß die noch jungen Leute nebenan uns beneiden. Nette ruhige Leute, werden sie denken, vorwiegend angenehme Er-

innerungen. Was für friedliche Nachbarn, sie sind gut dran. Ja, so wird es von uns heißen. Ich höre manchmal Streit von nebenan, du auch, Reinhard? Es erinnert uns an früher. Es erinnert uns an meinen Sohn von Gilbert, an deine Konsequenz, das Kind nicht in unserm Haus zu dulden. Es erinnert uns an das gebrochene Versprechen, meinen Vater bei uns aufzunehmen, aber meine Mutter, sterbend, wußte ja schon nicht mehr, was sie verlangte, und übrigens starb mein Vater knapp drei Monate später in einem sehr ordentlichen Altersheim.

Seit wir nur noch wenig miteinander reden, Reinhard, erholen wir uns von Sommer zu Sommer besser. Unsere Ernährung ist reich an Vitalstoffen. Promenaden bei Vollmond aber lassen wir besser weg. Besser, wir halten uns an das Normale. Der Pudel amüsiert uns, ein spaßiger Kerl. Das Meer ist fast schön. Viel Obst, viel Übereinstimmung, viel Ruhe.

DIE FOTOGRAFIE

FRANZ HOHLER

Franz Hohler

Als ich vor einiger Zeit beim Durchblättern eines Fotoalbums auf ein Bild von der Hochzeit meiner Eltern stieß, verweilte ich etwas länger dabei. Ich wollte wissen, wen ich alles kannte, auch interessierte mich, da ich inzwischen selbst geheiratet hatte und bereits älter war als das Paar auf der Hochzeitsfotografie, ob mir die Eltern nun jünger vorkämen als ich mir selbst. Es war mir aber nicht möglich, die beiden so anzusehen, als ob sie mit mir nichts zu tun hätten, als ob sie nicht gerade die wären, die immer älter waren als ich, und wäre es mir gelungen, wären sie mir wohl trotzdem nicht richtig jung erschienen, da man der Kleidung der Abgebildeten und ihrem Gehaben ansah, daß sie in eine frühere Zeit gehörten, und Leuten,

die in einer früheren Zeit jung waren, glaubt man zwar, daß sie eine Jugend hatten, aber nicht, daß sie tatsächlich jung waren.

Das Bild war vor der Kapelle aufgenommen, in der die Trauung stattgefunden hatte, und außer meinem Vater und meiner Mutter waren darauf meine vier Großeltern zu sehen, von denen jetzt nur noch zwei am Leben sind, sodann ein Urgroßvater, den ich nicht mehr gekannt habe und der äußerst unnahbar wirkte, die Schwester meines Vaters, bereits mit ihrem heutigen Mann, aber etwas unverbrauchter aussehend, und die zwei Brüder meiner Mutter, der eine noch im Bubenalter, der andere in Offiziersuniform. Um diesen familiären Kern des Bildes gruppierten sich die weniger engen Verwandten wie die Geschwister der Großeltern, die ich nicht alle kannte, und nebst dem Pfarrer einige Freunde des Paares, die mir zum größten Teil fremd waren. Unter diesen übrigen Leuten fiel mir vor allem ein Mann auf, der ganz am Rand des Bildes auf einem Steinbänklein unter einem Baum saß und die Szene betrachtete, als ob er nicht ganz dazugehöre. Seine Augen waren dunkel und blickten sehr ernst, auf seinem Kopf sah man kein einziges Haar, und seine Hände waren auf einen Stock gestützt, der mit einem silbernen Knauf versehen war. Was mir zusätzlich auffiel, war, daß der Mann weiße Handschuhe trug, was auch in jener Zeit, soviel mir bekannt ist, ungebräuchlich war. Da ich mich nicht erinnerte, diesen Mann je im Zusammenhang mit meinen Eltern gesehen zu haben, nahm ich mir vor, meinen Vater gelegentlich nach ihm zu fragen.

Als ich ihn das nächstemal zu Hause besuchte, schauten wir sein Album mit den Hochzeitsfotografien durch, aber auf all den Bildern vor der Kapelle war kein solcher Mann zu sehen, und mein Vater konnte sich auch an niemanden erinnern, auf den meine Beschreibung zugetroffen hätte. Wahrscheinlich, meinte er, sei es ein Passant gewesen, der zufällig vorbeigekommen sei und sich auf das Bänklein gesetzt habe, die Kapelle liege ja an einem schönen Ort, werde oft aufgesucht und sei auch das Ziel eines Wanderweges.

Mit dieser Erklärung war ich nicht zufrieden. Irgendwie konnte ich mir nicht vorstellen, daß sich der Mann nur für die Dauer einer Aufnahme auf das Bänklein gesetzt hatte, zudem war er so festlich angezogen, daß er weder ein Wanderer noch ein Ausflügler sein konnte, und es schien mir auch, sein Blick enthalte mehr Teilnahme als der eines gänzlich Fremden.

Als ich dem Vater wenig später mein Bild zeigen konnte, war er sehr erstaunt, schüttelte den Kopf und sagte, nie, nie habe er diesen Mann gesehen und möge sich auch nicht erinnern, daß er ihn auf der

Fotografie, die nun in meinem Album klebte, wahrgenommen habe. Es habe aber nachher, so sagte er, in der gleichen Kapelle eine weitere Hochzeit stattgefunden, zu welcher vereinzelte Gäste bereits am Schluß seiner eigenen Feier eingetroffen seien, und er könne sich denken, daß dies die letzte Aufnahme des Fotografen vor der Kapelle gewesen sei und es sich bei diesem Mann um einen der ersten Gäste der anderen Hochzeitsgesellschaft handle.

Mit dieser Darstellung begnügte ich mich vorderhand, wenn mir auch schwer erklärlich war, warum ein fremder Gast die Indiskretion begangen haben sollte, sich ins Schußfeld des Fotografen zu setzen. Auch bekam ich bei wiederholtem Betrachten des Bildes das Gefühl, der Mann habe etwas mit meiner Mutter zu tun, die kurz vor meiner Verheiratung gestorben war. Aus der starken Ablehnung meines Vaters schloß ich, daß auch er etwas Ähnliches dachte, doch ich wollte nicht weiter in ihn dringen.

Meine Frau begann sich langsam zu beunruhigen, daß ich der Sache soviel Gewicht beimaß, und konnte nicht verstehen, weshalb ich die Erklärung meines Vaters nicht gelten lassen wollte. Ich gab dann, nachdem auch Erkundigungen bei Verwandten nichts eingebracht hatten, meine Nachforschungen auf, obwohl die Frage für mich nicht gelöst war.

Die Ruhe, die nun folgte, war aber nur oberflächlich und wurde bald darauf durch einen neuen Vorfall zerstört. Meine Schwester, die seit kurzem verheiratet war, hatte ein Kind zur Welt gebracht und hatte mich gebeten, Taufpate zu sein. Ich war einverstanden, und die Taufe fand in der Kirche des Dorfes statt, in dem meine Schwester wohnt. Es war eine Feier, an der nur die nächsten Angehörigen des Elternpaares teilnahmen. Eine Ausnahme bildete ein Freund meines Schwagers, der eingeladen worden war, weil er gut fotografierte.

Meine Schwester verschickte nachher an die Teilnehmer des Ereignisses ein Heft, in welchem die Fotos eingeklebt waren, die dieser Freund von der Taufe gemacht hatte. Sie waren numeriert, und wenn man eine haben wollte, konnte man am Schluß des Heftes die dazugehörige Zahl angeben. Mein Blick traf zuerst auf das Bild, das mit der Nummer 12 bezeichnet war. Es zeigte die Patin und mich vor der Kirche, ich trug den Täufling in den Armen, und zwei Schritte hinter mir stand der Mann mit der Glatze und den weißen Handschuhen und blickte mir über die Schulter. Er hatte die Arme verschränkt, aber so, daß man beide Handschuhe sah. Ein Stöckchen, wie es auf der Hochzeitsfotografie meiner Eltern sichtbar war, konnte ich diesmal nicht sehen.

Ich rief sofort meine Schwester an und fragte sie, ob sie den Mann auf diesem Bild kenne. Ihr war er jedoch nicht aufgefallen, und da sie die Fotos nicht zur Hand hatte, telefonierte ich dem, der sie gemacht hatte, nannte ihm die Nummer des Bildes und fragte ihn nach dem Mann im Hintergrund. Er gab mir zur Antwort, auf seinem Abzug sei kein solcher Mann im Hintergrund sichtbar, und auch auf dem Negativ, das er dann auf mein Drängen holte, seien, so sagte er, nur die Patin und ich und der Täufling. Ich schnitt das Bild aus und schickte das Heft wieder zurück.

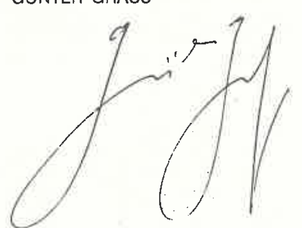
Am selben Tag beschloß ich, an diesen Tatbestand nicht zu glauben. Trotzdem verschwand der Mann nicht, wie ich heimlich hoffte, von den beiden Bildern, und jeder, dem ich sie zeigte, sah ihn ebenfalls. Ich begann nun auch, was ich früher nie gemacht hatte, mich plötzlich umzudrehen, etwa, wenn ich auf einem Trottoir ging oder einen Platz überquerte, aber auch, wenn ich in einem Kino saß oder in einem Laden etwas einkaufte, und sogar, ja dann fast am meisten, wenn ich mich allein in einem Raum befand. Das Gefühl, jemand schaue mich an, ergriff mich immer mehr, es kam sogar vor, daß ich nachts im Bett aufschoß und Licht machte, weil ich glaubte, am Fußende sitze einer und blicke unverwandt auf mich. Öfters, wenn ich irgendwo ausstieg, auf einem Bahnhof oder einer Bushaltestelle, war mir, als ob jemand auf mich wartete, und ich mußte mich zuerst lange vergewissern, ob wirklich niemand da war. Ich war in beständiger Erwartung, konnte aber trotzdem nicht daran glauben, daß sie sich in etwas Wirkliches verwandeln würde.

Das ist letzte Woche anders geworden. Als ich auf der hinteren Plattform eines Tramwagens mit dem Rücken an der Scheibe lehnte, hatte ich wieder das Gefühl, beobachtet zu werden, drehte mich um und sah im Anhängerwagen den Mann mit der Glatze und den weißen Handschuhen. Er stand mir gegenüber hinter der Scheibe, und als ich ihn ansah, hob er die rechte Hand und lächelte mir zu. Ich war unfähig, mich zu bewegen, und blieb bis zur Endstation im Wagen stehen. Dort stieg ich aus und ging zum Anhänger, aber es war niemand mehr darin.

Seither habe ich keine Angst mehr. Ich weiß, daß ich diesem Mann nicht entkommen werde, und ich weiß auch, daß mir die Begegnung mit ihm, die wirkliche Begegnung, nahe bevorsteht. Wie sie verlaufen wird, weiß ich nicht. Wo sie stattfinden wird, weiß ich nicht. Warum sie sein muß, weiß ich nicht. Was der Mann mit mir vorhat, weiß ich nicht, ich weiß nur, daß kein Zufall möglich ist, ich weiß nur, daß ich persönlich gemeint bin.

IM ZWIEBELKELLER

GÜNTER GRASS



Von der Straße aus gesehen glich der Zwiebelkeller vielen jener neueren Kleingaststätten, die sich von älteren Gaststätten auch dadurch unterscheiden, daß sie teurer sind. Den Grund für die höheren Preise konnte man in der extravaganten Innenausstattung der Lokale, zumeist Künstlerlokale genannt, suchen, auch in den Namen der Gaststätten, die dezent „Raviolistübchen“ oder geheimnisvoll existenzialistisch „Tabu“, scharf, feurig „Paprika“ hießen – oder auch „Zwiebelkeller“.

Bewußt unbeholfen hatte man das Wort Zwiebelkeller und das naiv eindringliche Portrait einer Zwiebel auf ein Emailleschild gemalt, das auf altdeutsche Art vor der Fassade an einem verschnörkelten gußeisernen Galgen hing. Butzenscheiben bierflaschengrüner Natur verglasten das einzige Fenster. Vor der mennigrot gestrichenen Eisentür, die in schlimmen Jahren einen Luftschutzkeller verschlossen haben mochte, stand in einem rustikalen Schafspelz der Portier. Nicht jeder durfte in den Zwiebelkeller. Besonders an den Freitagen, da Wochenlöhne zu Bier wurden, galt es Altstadtbrüder abzuweisen, für die der Zwiebelkeller auch zu teuer gewesen wäre. Wer aber hinein durfte, fand hinter der Mennigtür fünf Betonstufen, stieg die hinab, fand sich auf einem Absatz, ein Meter mal ein Meter – das Plakat einer Picasso-Ausstellung machte selbst diesen Absatz ansehnlich und originell –, stieg nochmals Stufen hinab, dieses Mal vier, und stand der Garderobe gegenüber. „Bitte hinterher bezahlen!“ besagte ein Pappschildchen, und der junge Mann hinter der Kleiderablage – zumeist ein bärtiger Jünger der Kunstakademie – nahm niemals das Geld vorher in Empfang, weil der Zwiebelkeller zwar teuer, aber gleichfalls seriös war.

Der Wirt empfing jeden Gast persönlich, tat das mit äußerst beweglichen Augenbrauen und Gesten, als gelte es, mit jedem neuen

Gast ein Weihespiel einzuleiten. Der Wirt hieß Ferdinand Schmuh, schoß gelegentlich Sperlinge und besaß den Sinn für jene Gesellschaft, die sich nach der Währungsreform in Düsseldorf ziemlich schnell, an anderen Orten langsamer, aber dennoch entwickelte.

Der eigentliche Zwiebelkeller war – und hier erkennt man das Seriöse des gutgehenden Nachtlokals – ein wirklicher, sogar etwas feuchter Keller. Vergleichen wir ihn mit einem langen, fußkalten Schlauch, etwa vier mal achtzehn messend, den zwei abermals originelle Kanonenöfen zu heizen hatten. Freilich war der Keller im Grunde doch kein Keller. Man hatte ihm die Decke genommen, ihn nach oben bis in die Parterrewohnung erweitert. So war auch das einzige Fenster des Zwiebelkellers kein eigentliches Kellerfenster, sondern das ehemalige Fenster der Parterrewohnung, was die Seriosität des gutgehenden Nachtlokals geringfügig beeinträchtigte. Da man jedoch aus dem Fenster hätte schauen können, hätten nicht Butzenscheiben es verglast, da man also eine Galerie in den nach oben erweiterten Keller baute, die man auf einer höchst originellen Hühnerleiter besteigen konnte, darf man den Zwiebelkeller vielleicht doch ein seriöses Nachtlokal nennen, wenn auch der Keller kein eigentlicher Keller war – aber warum sollte er auch?

Ich vergaß zu berichten, daß auch die Hühnerleiter zur Galerie keine eigentliche Hühnerleiter, sondern eher eine Art Fallreep war, weil man sich links und rechts der gefährlich steilen Leiter an zwei äußerst originellen Wäscheleinen halten konnten; das schwankte etwas, ließ an eine Schiffsreise denken und verteuerte den Zwiebelkeller.

Karbidlampen, wie sie der Bergmann mit sich führt, beleuchteten den Zwiebelkeller, spendeten den Karbidgeruch – was abermals die Preise steigerte – und versetzten den zahlenden Gast des Zwiebelkellers in den Stollen eines, sagen wir, Kalibergwerks neunhundertfünfzig Meter unter die Erde: Hauer mit nackten Oberkörpern arbeiten vorm Stein, schießen eine Ader an, der Schrapper holt das Salz, die Haspeln heulen, füllen die Abzüge, weit hinten, wo der Stollen nach Friedrichhall Zwei abbiegt, schwankt ein Licht, das ist der Obersteiger, der kommt, sagt „Glück auf!“ und schwenkt eine Karbidlampe, die genauso aussieht wie jene Karbidlampen, die an den unverputzten, flüchtig gekälkten Wänden des Zwiebelkellers hingen, leuchteten, rochen, Preise steigerten und eine originelle Atmosphäre verbreiteten.

Die unbequemen Sitzgelegenheiten, ordinäre Kisten, hatte man mit Zwiebelsäcken bespannt, die hölzernen Tische hingegen glänz-

ten reinlich gescheuert, lockten den Gast aus dem Bergwerk in friedliche Bauernstuben, wie man sie ähnlich manchmal im Film sieht.

Das wäre alles! Und die Theke? Keine Theke! Herr Ober, bitte die Speisekarte! Weder Speisekarte noch Ober. Nur uns „The Rhine River Three" kann man noch nennen. Klepp, Scholle und Oskar saßen unter der Hühnerleiter, die eigentlich ein Fallreep war, kamen um neun Uhr, packten ihre Instrumente aus und begannen etwa um zehn Uhr mit der Musik. Da es jetzt jedoch erst fünfzehn Minuten nach neun ist, kann von uns erst später die Rede sein. Noch gilt es, Schmuh auf jene Finger zu schauen, mit denen Schmuh gelegentlich ein Kleinkalibergewehr hielt. Sobald sich der Zwiebelkeller mit Gästen gefüllt hatte – halbvoll galt als gefüllt –, legte sich Schmuh, der Wirt, den Shawl um. Der Shawl, kobaltblaue Seide, war bedruckt, besonders bedruckt, und wird erwähnt, weil das Shawlumlegen Bedeutung hatte. Goldgelbe Zwiebeln kann man das Druckmuster nennen. Erst wenn Schmuh sich mit diesem Shawl umgab, konnte man sagen, der Zwiebelkeller ist eröffnet.

Die Gäste: Geschäftsleute, Ärzte, Anwälte, Künstler, auch Bühnenkünstler, Journalisten, Leute vom Film, bekannte Sportler, auch höhere Beamte der Landesregierung und Stadtverwaltung, kurz, alle, die sich heutzutage Intellektuelle nennen, saßen mit Gattinnen, Freundinnen, Sekretärinnen, Kunstgewerblerinnen, auch mit männlichen Freundinnen auf rupfenbespannten Kissen und unterhielten sich, solange Schmuh noch nicht den Shawl mit den goldgelben Zwiebeln trug, gedämpft, eher mühsam, beinahe bedrückt. Man versuchte, ins Gespräch zu kommen, schaffte es aber nicht, redete, trotz bester Absicht, an den eigentlichen Problemen vorbei, hätte sich gerne einmal Luft gemacht, hatte vor, mal richtig auszupacken, wollte frisch von der Leber, wie einem ums Herz ist, aus voller Lunge, den Kopf aus dem Spiel lassen, die blutige Wahrheit, den nackten Menschen zeigen – konnte aber nicht. Hier und da deutet sich in Umrissen eine verpfuschte Karriere an, eine zerstörte Ehe. Der Herr dort mit dem klugen massigen Kopf und den weichen fast zierlichen Händen scheint Schwierigkeiten mit seinem Sohn zu haben, dem die Vergangenheit des Vaters nicht paßt. Die beiden, im Karbidlicht immer noch vorteilhaft wirkenden Damen im Nerz wollen den Glauben verloren haben; noch bleibt offen: den Glauben an was verloren. Noch wissen wir nichts von der Vergangenheit des Herrn mit dem massigen Kopf, auch welche Schwierigkeiten der Sohn dem Vater, der Vergangenheit wegen, bereitet, kommt nicht zur Sprache;

es ist – man verzeihe den Vergleich – wie vor dem Eierlegen: man drückt und drückt ...

Man drückte im Zwiebelkeller so lange erfolglos, bis der Wirt Schmuh mit dem besonderen Shawl kurz auftauchte, das allgemein freudige „Ah“ dankend entgegennahm, dann für wenige Minuten hinter einem Vorhang am Ende des Zwiebelkellers, wo die Toiletten und ein Lagerraum waren, verschwand und wieder zurückkam.

Warum aber begrüßt den Wirt ein noch freudigeres, halberlöstes „Ah“, wenn er sich wieder seinen Gästen stellt? Da verschwindet der Besitzer eines gutgehenden Nachtlokals hinter einem Vorhang, greift sich etwas aus dem Lagerraum, schimpft ein bißchen halblaut mit der Toilettenfrau, die dort sitzt und in einer Illustrierten liest, tritt wieder vor den Vorhang und wird wie der Heiland, wie der ganz große Wunderonkel begrüßt.

Schmuh trat mit einem Körbchen am Arm zwischen seine Gäste. Dieses Körbchen verdeckte ein blau-gelb kariertes Tuch. Auf dem Tuch lagen Holzbrettchen, die die Profile von Schweinen und Fischen hatten. Diese fein säuberlich gescheuerten Brettchen verteilte der Wirt Schmuh unter seine Gäste. Verbeugungen gelangen ihm dabei, Komplimente, die verrieten, daß er seine Jugend in Budapest und Wien verbracht hatte; Schmuhs Lächeln glich dem Lächeln auf einer Kopie, die man nach der Kopie der vermutlich echten Mona Lisa gemalt hatte.

Die Gäste aber nahmen die Brettchen ernsthaft in Empfang. Manche tauschten sie um. Der eine liebte die Profilform des Schweines, der andere oder – wenn es sich um eine Dame handelte – die andere zog dem ordinären Hausschwein den geheimnisvolleren Fisch vor. Sie rochen an den Brettchen, schoben sie hin und her, und der Wirt Schmuh wartete, nachdem er auch die Gäste auf der Galerie bedient hatte, bis jedes Brettchen zur Ruhe gekommen war.

Dann – und alle Herzen warteten auf ihn –, dann zog er, einem Zauberer nicht unähnlich, das Deckchen fort: ein zweites Deckchen deckte den Korb. Darauf aber lagen, mit dem ersten Blick nicht erkenntlich, die Küchenmesser.

Wie zuvor mit den Brettchen ging Schmuh nun mit den Messern reihum. Doch machte er seine Runde schneller, steigerte jene Spannung, die ihm erlaubte, die Preise zu erhöhen, machte keine Komplimente mehr, ließ es nicht zum Umtausch der Küchenmesser kommen, eine gewisse wohldosierte Hast fuhr in seine Bewegungen, „Fertig, Achtung, los!“ rief er, riß das Tuch vom Korb, griff hinein in den Korb, verteilte, teilte aus, streute unters Volk, war der milde Geber,

versorgte seine Gäste, gab ihnen Zwiebeln, Zwiebeln, wie man sie goldgelb und leicht stilisiert auf seinem Shawl sah, Zwiebeln gewöhnlicher Art, Knollengewächse, keine Tulpenzwiebeln, Zwiebeln, wie sie die Hausfrau einkauft, Zwiebeln, wie sie die Gemüsefrau verkauft, Zwiebeln, wie sie der Bauer oder die Bäuerin oder die Magd pflanzt und erntet, Zwiebeln, wie sie, mehr oder weniger getreu abgemalt, auf den Stilleben holländischer Kleinmeister zu sehen sind, solche und ähnliche Zwiebeln verteilte der Wirt Schmuh unter seine Gäste, bis alle die Zwiebel hatten, bis man nur noch die Kanonenöfen bullern, die Karbidlampen singen hörte. So still wurde es nach der großen Zwiebelausteilung – und Ferdinand Schmuh rief „Bittschön, die Herrschaften!“, warf das eine Ende seines Shawls über die linke Schulter, wie es Skiläufer vor der Abfahrt tun, und gab damit ein Signal.

Man enthäutete die Zwiebeln. Sieben Häute sagt man der Zwiebel nach. Die Damen und Herren enthäuteten die Zwiebeln mit den Küchenmessern. Sie nahmen den Zwiebeln die erste, dritte, blonde, goldgelbe, rostbraune, oder besser: zwiebelfarbene Haut, häuteten, bis die Zwiebel gläsern, grün, weißlich, feucht, klebrig wäßrig wurde, roch, nach Zwiebel roch, und dann schnitten sie, wie man Zwiebeln schneidet, schnitten geschickt oder ungeschickt auf Hackbrettchen, die die Profile von Schweinen und Fischen hatten, schnitten in diese und jene Richtung, daß der Saft spritzte oder sich der Luft über der Zwiebel mitteilte – es mußten die älteren Herren, die mit Küchenmessern nicht umgehen konnten, vorsichtig sein, daß sie sich nicht in die Finger schnitten; schnitten sich aber manche und merkten es nicht – dafür die Damen um so geschickter, nicht alle, aber doch jene Damen, die zu Hause die Hausfrau abgaben, die da wußten, wie man die Zwiebel schneidet, etwa für Bratkartoffeln oder für Leber mit Apfel und Zwiebelringen; doch in Schmuhs Zwiebelkeller gab es weder noch, nichts gab es da zu essen, und wer was essen wollte, der mußte woanders hingehen, ins „Fischl“ und nicht in den Zwiebelkeller, denn da wurden nur Zwiebeln geschnitten. Und warum das? Weil der Keller so hieß und was Besonderes war, weil die Zwiebel, die geschnittene Zwiebel, wenn man genau hinschaut ... nein, Schmuhs Gäste sahen nichts mehr, oder einige sahen nichts mehr, denen liefen die Augen über, nicht weil die Herzen so voll waren; denn es ist gar nicht gesagt, daß bei vollem Herzen sogleich auch das Auge überlaufen muß, manche schaffen das nie, besonders während der letzten oder verflossenen Jahrzehnte, deshalb wird unser Jahrhundert später einmal das tränenlose Jahrhundert genannt werden,

obgleich soviel Leid allenthalben – und genau aus diesem tränenlosen Grunde gingen Leute, die es sich leisten konnten, in Schmuhs Zwiebelkeller, ließen sich vom Wirt ein Hackbrettchen – Schwein oder Fisch –, ein Küchenmesser für achtzig Pfennige und eine ordinäre Feld-Garten-Küchenzwiebel für zwölf Mark servieren, schnitten die klein und kleiner, bis der Saft es schaffte, was schaffte? Schaffte, was die Welt und das Leid dieser Welt nicht schafften: die runde menschliche Träne. Da wurde geweint. Da wurde endlich wieder einmal geweint. Anständig geweint, hemmungslos geweint, frei weg geweint. Da floß es und schwemmte fort. Da kam der Regen. Da fiel der Tau. Schleusen fallen Oskar ein, die geöffnet werden. Dammbrüche bei Springflut. Wie heißt doch der Fluß, der jedes Jahr über die Ufer tritt, und die Regierung tut nichts dagegen? Und nach dem Naturereignis für zwölf Mark achtzig spricht der Mensch, der sich ausgeweint hat. Zögernd noch, erstaunt über die eigene nackte Sprache, überließen sich die Gäste des Zwiebelkellers nach dem Genuß der Zwiebeln ihren Nachbarn auf den unbequemen, rupfenbespannten Kisten, ließen sich ausfragen, wenden, wie man Mäntel wendet. Oskar jedoch, der mit Klepp und Scholle tränenlos unter der quasi Hühnerleiter saß, will diskret bleiben, will aus all den Offenbarungen, Selbstanklagen, Beichten, Enthüllungen, Geständnissen nur die Geschichte des Fräulein Pioch erzählen, die ihren Herrn Vollmer immer wieder verlor, deshalb ein steinern Herz und tränenlos Aug' bekam und immer wieder Schmuhs teuren Zwiebelkeller aufsuchen mußte.

Wir begegneten einander, sagte Fräulein Pioch, nachdem sie geweint hatte, in der Straßenbahn. Ich kam aus dem Geschäft – sie besitzt und leitet eine vorzügliche Buchhandlung –, der Wagen war vollbesetzt, und Willy – das ist der Herr Vollmer – trat mir heftig auf den rechten Fuß. Ich konnte nicht mehr stehen, und wir liebten uns beide auf den ersten Blick. Da ich auch nicht mehr gehen konnte, bot er mir seinen Arm an, begleitete oder besser, trug mich nach Hause und pflegte von jenem Tage an liebevoll jenen Fußnagel, der sich unter seinem Tritt blauschwarz verfärbt hatte. Aber auch sonst ließ er es mir gegenüber nicht an Liebe fehlen, bis der Nagel sich vom rechten großen Zeh löste und dem Wachstum eines neuen Zehnagels nichts mehr im Wege stand. Von jenem Tage an, da der taube Zehnagel abfiel, erkaltete auch seine Liebe. Wir litten beide unter dem Schwund. Da machte Willy, weil er immer noch an mir hing, auch weil wir beide soviel Gemeinsames hatten, jenen schrecklichen Vorschlag: Laß mich deinen linken großen Zeh treten, bis dessen Nagel

rotblau, dann blauschwarz wird. Ich gab nach, und er tat es. Sofort war ich wieder im vollen Genuß seiner Liebe, durfte die genießen, bis auch der linke Nagel des linken großen Zehs wie ein welkes Blatt abfiel; und abermals erlebte unsere Liebe den Herbst. Jetzt wollte Willy meinen rechten großen Zeh, dessen Nagel inzwischen nachgewachsen war, treten, um mir wieder in Liebe dienen zu dürfen. Doch ich erlaubte es ihm nicht. Sagte, wenn deine Liebe wirklich so groß und echt ist, muß sie auch einen Zehnagel überdauern können. Er verstand mich nicht und verließ mich. Nach Monaten begegneten wir einander im Konzertsaal. Nach der Pause setzte er sich ungefragt neben mich, da neben mir noch ein Platz frei war. Als der Chor während der neunten Symphonie zu singen anhob, schob ich ihm meinen rechten Fuß hin, von dem ich zuvor den Schuh abgestreift hatte. Er trat zu, und ich störte dennoch nicht das Konzert. Nach sieben Wochen verließ mich Willy abermals. Noch zweimal durften wir uns wenige Wochen lang haben, da ich noch zweimal einmal den linken, dann den rechten großen Zeh hinhielt. Heute sind beide Zehen verkrüppelt. Die Nägel wollen nicht mehr nachwachsen. Dann und wann besucht mich Willy, sitzt vor mir auf dem Teppich, starrt erschüttert, voller Mitleid mit mir und mit sich selbst, doch ohne Liebe tränenlos auf die beiden nagellosen Opfer unserer Liebe. Manchmal sage ich zu ihm: Komm, Willy, wir gehen zu Schmuh in den Zwiebelkeller, weinen wir uns mal richtig aus. Aber bis jetzt hat er nie mitkommen wollen. Der Arme weiß also nichts von der großen Trösterin Träne.

Später kam auch Herr Vollmer, ein Radiohändler übrigens, zu uns in den Keller. Sie weinten gemeinsam und sollen, wie Klepp mir gestern während der Besuchsstunde berichtete, kürzlich geheiratet haben.

Wenn auch die wahre Tragik menschlicher Existenz vom Dienstag bis Sonnabend – am Sonntag blieb der Zwiebelkeller geschlossen – in aller Breite nach dem Zwiebelgenuß deutlich wurde, den Gästen des Montags blieb es vorbehalten, zwar nicht die tragischsten, aber die heftigsten Weiner abzugeben. Am Montag war es billiger. Da gab Schmuh zu halben Preisen Zwiebeln an die Jugend ab. Zumeist kamen Medizinstudenten und Studentinnen. Aber auch Studenten der Kunstakademie, vor allen Dingen diejenigen, die später Zeichenlehrer werden wollten, gaben einen Teil ihrer Stipendiengelder für Zwiebeln aus. Woher aber hatten, frage ich mich heute noch, die Oberprimaner und Oberprimanerinnen das Geld für die Zwiebeln?

Die Jugend weint anders als das Alter. Die Jugend hat auch ganz

andere Probleme. Das müssen nicht immer Sorgen ums Examen sein oder ums Abitur. Natürlich kamen auch im Zwiebelkeller Vaterundsohngeschichten, Mutterundtochtertragödien zur Sprache. Wenn sich die Jugend auch unverstanden fühlte, fand sie das Unverstandensein dennoch kaum beweinenswert. Oskar freute sich, daß die Jugend nach wie vor der Liebe, nicht nur der geschlechtlichen Liebe wegen zu Tränen kam. Gerhard und Gudrun: sie saßen anfangs immer unten, weinten erst später gemeinsam auf der Galerie.

Sie, groß, kräftig, eine Handballerin, die Chemie studierte. Voll knotete sich ihr Haar im Nacken. Grau und dennoch mütterlich, wie man es vor Kriegsende jahrelang auf Frauenschaftsplakaten sehen konnte, blickte sie durch und durch sauber zumeist geradeaus. So milchig, glatt und gesund ihre Stirn sich auch wölbte, trug sie dennoch ihr Unglück deutlich im Gesicht. Vom Kehlkopf aufwärts übers runde kräftige Kinn, beide Wangen einbeziehend, hinterließ ein männlicher Bartwuchs, den die Unglückliche immer wieder zu rasieren versuchte, schlimme Spuren. Die zarte Haut vertrug wohl die Rasierklinge nicht. Ein gerötetes, gesprungenes, pickliges Unglück, in welchem der Damenbart immer wieder nachwuchs, beweinte Gudrun. Gerhard kam erst später in den Zwiebelkeller. Die beiden lernten sich nicht wie Fräulein Pioch und Herr Vollmer in der Straßenbahn, sondern in der Eisenbahn kennen. Er saß ihr gegenüber, beide kamen aus den Semesterferien zurück. Er liebte sie sofort, trotz des Bartes. Sie wagte ihn wegen ihres Bartes nicht zu lieben, bewunderte aber – was eigentlich sein Unglück ausmachte – Gerhards kinderpopoglatte Kinnhaut; dem jungen Mann wuchs kein Bart, was ihn jungen Mädchen gegenüber schüchtern machte. Dennoch sprach Gerhard die Gudrun an, und als sie am Hauptbahnhof Düsseldorf ausstiegen, hatten sie zumindest Freundschaft geschlossen. Sie sahen sich von jenem Reisetag an täglich. Von diesem und jenem sprachen sie, tauschten auch einen Teil ihrer Gedanken aus, nur der fehlende Bart und der immer nachwachsende Bart wurden nie erwähnt. Auch schonte Gerhard die Gudrun und küßte sie ihrer gemarterten Haut wegen nie. So blieb ihre Liebe keusch, obgleich alle beide nicht viel von der Keuschheit hielten, denn sie hing schließlich der Chemie an, er wollte sogar ein Mediziner werden. Als ihnen ein gemeinsamer Freund den Zwiebelkeller anriet, wollten beide, skeptisch wie Mediziner und Chemikerinnen nun einmal sind, geringschätzig lächeln. Schließlich gingen sie doch, um, wie sie sich gegenseitig versicherten, dort Studien zu treiben. Oskar hat selten junge Menschen so weinen sehen. Sie kamen immer wieder, sparten sich die sechs Mark vierzig

vom Munde ab, weinten über den fehlenden und über jenen die sanfte Mädchenhaut verwüstenden Bart. Manchmal versuchten sie, dem Zwiebelkeller fernzubleiben, fehlten auch an einem Montag, waren aber am nächsten Montag wieder da, verrieten weinend, ihr Zwiebelklein mit den Fingern zerreibend, daß sie versucht hatten, die sechs Mark vierzig zu sparen; auf ihrer Studentenbude hatten es beide mit einer billigen Zwiebel versucht, aber es war nicht dasselbe wie im Zwiebelkeller. Man brauchte Zuhörer. Es weinte sich in Gesellschaft viel leichter. Zu einem echten Gemeinschaftsgefühl konnte man kommen, wenn links und rechts und oben auf der Galerie die Kommilitonen von dieser und jener Fakultät, selbst die Studenten der Kunstakademie und die Pennäler zu Tränen kamen.

Auch im Fall Gerhard und Gudrun kam es, außer zu Tränen, nach und nach zu einer Heilung. Wahrscheinlich schwemmte das Augenwasser ihre Hemmungen weg. Sie kamen, wie man so sagt, einander näher. Er küßte ihre geschundene Haut, sie genoß seine glatte Haut, und eines Tages kamen sie nicht mehr in den Zwiebelladen, hatten es nicht mehr nötig. Oskar begegnete ihnen Monate später auf der Königsallee, erkannte beide zuerst nicht: er, der glatte Gerhard, trug einen rauschenden, rotblonden Vollbart, sie, die graupellige Gudrun, zeigte nur noch einen leichten dunklen Flaum über der Oberlippe, der ihr vorteilhaft zu Gesicht stand. Kinn und Wangen der Gudrun jedoch glänzten matt und ohne Vegetation. Die beiden gaben ein studierendes Ehepaar ab – Oskar hört, wie sie in fünfzig Jahren ihren Enkelkindern erzählen, sie, Gudrun: „Das war damals, als euer Opa noch keinen Bart hatte." Er, Gerhard: „Das war damals, als eure Oma noch unter Bartwuchs litt und wir beide jeden Montag in den Zwiebelkeller gingen."

REZEPTE GEGEN GRIPPE

KURT TUCHOLSKY

Beim ersten Herannahen der Grippe, erkennbar an leichtem Kribbeln in der Nase, Ziehen in den Füßen, Hüsteln, Geldmangel und der Abneigung, morgens ins Geschäft zu gehen, gurgele man mit etwas gestoßenem Koks sowie einem halben Tropfen Jod. Darauf pflegt dann die Grippe einzusetzen.

Die Grippe – auch „spanische Grippe", Influenza, Erkältung (lateinisch: Schnuppen) genannt – wird durch nervöse Bakterien verbreitet, die ihrerseits erkältet sind: die sogenannten Infusionstierchen. Die Grippe ist manchmal von Fieber begleitet, das mit 128° Fahrenheit einsetzt; an festen Börsentagen ist es etwas schwächer, an schwachen fester – also meist fester. Man steckt sich am vorteilhaftesten an, indem man als männlicher Grippekranker eine Frau, als weibliche Grippekranke einen Mann küßt – über das Geschlecht befrage man seinen Hausarzt. Die Ansteckung kann auch erfolgen, indem man sich in ein Hustenhaus (sog. „Theater") begibt; man vermeide es aber, sich beim Husten die Hand vor den Mund zu halten, weil dies nicht gesund für die Bazillen ist. Die Grippe steckt nicht an, sondern ist eine Infektionskrankheit.

Sehr gut haben meinem Mann ja immer die kalten Packungen getan: wir machen das so, daß wir einen heißen Grießbrei kochen, diesen in ein Leinentuch packen, ihn aufessen und dem Kranken dann etwas Kognak geben – innerhalb zwei Stunden ist der Kranke hellblau, nach einer weiteren Stunde dunkelblau. Statt Kognak kann auch Möbelspiritus verabreicht werden.

Fleisch, Gemüse, Suppe, Butter, Brot, Obst, Kompott und Nachspeise sind während der Grippe tunlichst zu vermeiden – Homöopathen lecken am besten täglich je dreimal eine Fünf-Pfennig-Marke, bei hohem Fieber eine Zehn-Pfennig-Marke.

Bei Grippe muß unter allen Umständen das Bett gehütet werden – es braucht nicht das eigene zu sein. Während der Schüttelfröste

trage man wollene Strümpfe, diese am besten um den Hals; damit die Beine unterdessen nicht unbedeckt bleiben, bekleide man sie mit je einem Stehumlegekragen. Die Hauptsache bei der Behandlung ist Wärme: also ein römisches Konkordats-Bad. Bei der Rückfahrt stelle man sich auf eine Omnibus-Plattform, schließe aber allen Mitfahrenden den Mund, damit es nicht zieht.

Die Schulmedizin versagt vor der Grippe gänzlich. Es ist also sehr gut, sich ein siderisches Pendel über den Bauch zu hängen: schwingt es von rechts nach links, handelt es sich um Influenza; schwingt es aber von links nach rechts, so ist eine Erkältung im Anzuge. Darauf ziehe man den Anzug aus und begebe sich in die Behandlung Weißenbergs. Der von ihm verordnete weiße Käse muß unmittelbar auf die Grippe geschmiert werden; ihn unter das Bett zu kleben, zeugt von medizinischer Unkenntnis sowie von Herzensroheit.

Keinesfalls vertraue man dieses geheimnisvolle Leiden einem sogenannten „Arzt" an; man frage vielmehr im Grippefall Frau Meyer. Frau Meyer weiß immer etwas gegen diese Krankheit. Bricht in einem Bekanntenkreis die Grippe aus, so genügt es, wenn sich *ein* Mitglied des Kreises in Behandlung begibt – die andern machen dann alles mit, was der Arzt verordnet. An hauptsächlichen Mitteln kommen in Betracht:

Kamillentee. Fliedertee. Magnolientee. Gummibaumtee. Kakteentee.

Diese Mittel stammen noch aus Großmutters Tagen und helfen in keiner Weise glänzend. Unsere moderne Zeit hat andere Mittel, der chemischen Industrie aufzuhelfen. An Grippemitteln seien genannt:

Aspirol. Pyramidin. Bysopeptan. Ohrolox. Primadonna. Bellapholisiin. Aethyl-Phenil-Lekaryl-Parapherinan-Dynamit-Acethylen-Koollomban-Piporol. Bei letzterem Mittel genügt es schon, den Namen mehrere Male schnell hintereinander auszusprechen. Man nehme alle diese Mittel sofort, wenn sie aufkommen – solange sie noch helfen, und zwar in alphabetischer Reihenfolge, ch ist ein Buchstabe. Doppelkohlensaures Natron ist auch gesund.

Besonders bewährt haben sich nach der Behandlung die sogenannten prophylaktischen Spritzen (lac, griechisch; so viel wie „Milch" oder „See"). Diese Spritzen heilen am besten Grippen, die bereits vorbei sind – diese aber immer.

Amerikaner pflegen sich bei Grippe Umschläge mit heißem Schwedenpunsch zu machen; Italiener halten den rechten Arm längere Zeit in gestreckter Richtung in die Höhe; Franzosen ignorieren die Grippe so, wie sie den Winter ignorieren, und die Wiener machen

ein Feuilleton aus dem jeweiligen Krankheitsfall. Wir Deutsche aber behandeln die Sache methodisch:

Wir legen uns erst ins Bett, bekommen dann die Grippe und stehen nur auf, wenn wir wirklich hohes Fieber haben: dann müssen wir dringend in die Stadt, um etwas zu erledigen. Ein Telephon am Bett von weiblichen Patienten zieht den Krankheitsverlauf in die Länge.

Die Grippe wurde im Jahre 1725 von dem englischen Pfarrer Jonathan Grips erfunden; wissenschaftlich heilbar ist sie seit dem Jahre 1724.

Die glücklich erfolgte Heilung erkennt man an Kreuzschmerzen, Husten, Ziehen in den Füßen und einem leichten Kribbeln in der Nase. Diese Anzeichen gehören aber nicht, wie der Laie meint, der alten Grippe an – sondern einer neuen. Die Dauer einer gewöhnlichen Hausgrippe ist bei ärztlicher Behandlung drei Wochen, ohne ärztliche Behandlung 21 Tage. Bei Männern tritt noch die sog. „Wehleidigkeit“ hinzu; mit diesem Aufwand an Getue kriegen Frauen Kinder.

Das Hausmittel Caesars gegen die Grippe war Lorbeerkranz-Suppe; das Palastmittel Vanderbilts ist Platinbouillon mit weichgekochten Perlen.

Und so fasse ich denn meine Ausführungen in die Worte des bekannten Grippologen, Professor Dr. Dr. Dr. Ovaritius zusammen:

Die Grippe ist keine Krankheit – sie ist ein Zustand –!

DIE SPELTSCHE EINFAHRT

WERNER BERGENGRUEN

I.

Heinrich Magnus von Walberstedt diente in einem südrussischen Husarenregiment und nahm als Stabsrittmeister einen plötzlichen Abschied, als er die Nachricht vom Tode eines Onkels erhalten hatte; dieser Tod machte Walberstedt zum Herrn des Gutes Kirwen, eines unansehnlichen und wenig ergiebigen Besitzes im nordwestlichen

Kurland. Das geschah in der letzten Regierungszeit Kaiser Alexanders I.

Walberstedt lebte in Kirwen sehr zurückgezogen. In den benachbarten Familien erwartete man, er werde über kurz oder lang heiraten, und obwohl er keine gute Partie war, richteten sich manche Gedanken auf ihn. Er sprach nie von sich, er war schön und schien schwermütig; es war die Zeit, da man Byrons Dichtungen las und in den Augen der jungen Mädchen nichts einen Mann so begehrenswert machte wie Zurückhaltung, Schwermut und Geheimnis.

Einige Male reiste er ins Ausland. Auch sonst war er häufig abwesend; wie es hieß, in Riga. In seinem frauenlosen Hause lebten Kinder, nämlich zwei Zwillingsschwestern; später kam noch ein halbjähriger Knabe dazu. Gefragt, bezeichnete Walberstedt diese Kinder als Waisen eines entfernten Verwandten. In der Nachbarschaft hieß es, eine verschleierte Dame sei mehrere Male zu kurzem Besuch nach Kirwen gekommen.

Mit der Zeit erhob sich das Gerücht, Walberstedt sei insgeheim verheiratet und der Ring mit dem großen Saphir, den er an der rechten Hand trug, habe die Bedeutung eines Trauringes. Jemand wollte wissen, Walberstedt habe die Frau in Südrußland zurückgelassen. Ob sie die verschleierte Besucherin gewesen sei, darüber gingen die Meinungen auseinander.

Das Gerücht traf zu; nur der Saphir war, obzwar auch ein Frauengeschenk, von anderer Herkunft, und den Trauring hatte Walberstedt in schwermütiger Verzweiflung eines Nachts in den Brunnen hinter den Stallungen seiner Schwadron geworfen.

Zwei Jahre bevor er in Kirwen erschien, hatte Walberstedt, von einer jähen Leidenschaft ergriffen, die Witwe eines jüngeren, um ihretwillen im Duell gefallenen Kameraden geheiratet. Auf die Länge machte ihre Ungezügeltheit das Zusammenleben unmöglich. Aber die Frau gehörte der griechischen Kirche an, eine Scheidung war nach den Staatsgesetzen nicht angängig.

Walberstedt begann das Erlittene erst zu verwinden, nachdem er Désirée kennengelernt hatte. Auch Désirée war Witwe, Witwen waren sein Schicksal, und seine Mutter hatte er gleichfalls nur als Witwe gekannt.

Aus ihrer kurzen Ehe hatte Désirée keine Kinder. Sie lebte in Riga in einer ähnlichen Zurückgezogenheit wie Walberstedt in Kirwen, gegenüber ihrer Verwandtschaft eine stolze Unabhängigkeit behauptend, aber zu klug, um sie und die Welt durch Ungewöhnlichkeiten der Lebensweise herauszufordern. Ihre

Gesundheit war zart, häufig unternahm sie Badereisen ins Ausland.

Sie trafen sich jenseits der preußischen Grenze, sie reisten zusammen. Sie gebar ihm Zwillingstöchter, danach den Knaben. Die Geburten geschahen im Auslande, die Kinder nahm Walberstedt zu sich.

Vielleicht überstiegen die Geburten die Leistungskraft ihrer Natur. Sie erkrankte schwer und wagte doch lange nicht, Walberstedt zu benachrichtigen. Endlich meinte sie, ihren nahen Tod vorauszusehen. Jetzt schrieb sie ihm, und die Züge waren klein, schwer lesbar und wie zu einem gänzlichen Hinschwinden bereit. Flehentlich bat sie, er möge sofort mit den Kindern zu ihr nach Riga kommen, jetzt frage sie nicht mehr nach Aufsehen und Gerede. Er möge eilen, sonst könne es geschehen, daß er sie nicht mehr am Leben finde. Dies war gegen Ausgang des Winters.

Walberstedt fuhr sofort ab, in einer äußersten Bewegung aller Gemütskräfte. Er hatte die Kinder, welche inzwischen fünf- und dreijährig geworden waren, und deren Wärterin bei sich. Nach zwei hastigen Reisetagen in Mitau angelangt, hieß er Kutscher und Kinderfrau umkehren; er mochte sie nicht nach Riga mitnehmen, sie würden nachher schwatzen, und das Geraune könnte allzuleicht auch in die Herrenschicht aufsteigen. Die kurze Strecke bis Riga meinte er ohne die Hilfe der Kinderfrau auslangen zu können.

Er reiste mit Extrapost weiter und trieb zur Beschleunigung, reichliche Trinkgelder gebend, noch reichlichere verheißend. Unterwegs öffnete er häufig die Tür des geschlossenen Schlittens, sog den Wind ein und spähte besorgt nach dem Himmel.

Alle Eile hatte nichts gefruchtet, das Befürchtete trat ein: als er die Düna, schon bei Dunkelheit, erreichte, da hatte der Eisgang begonnen. Bereits durch das Klingeln der Schlittenglocken, die antreibenden Rufe des Postillons hindurch hörte Walberstedt das dumpfe Schüttern der Schollen. Er zog den Handschuh aus und küßte verzweifelt den Saphir. Er preßte die Kinder leidenschaftlich an sich. Sie fragten und plapperten, kaum vermochte er zu antworten, ein zurückgedrängtes Schluchzen wollte ihm in die Kehle steigen.

Die beiden Ufer des Stromes waren damals nur durch eine Floßbrücke verbunden, die zum Winter abgebrochen wurde. Sobald das Eis nicht mehr hielt, gab es keine Möglichkeit, hinüberzugelangen.

Auf dem linken Düna-Ufer, der Stadt gegenüber, liegt an der großen, von Preußen und Kurland kommenden Fahrstraße der Vorort Thorensberg, dem damals noch ein halb ländlicher Charakter eigen war; es befand sich hier eine Anzahl von Gast- und Einkehrhäusern verschiedensten Ranges. Walberstedt wählte, um den Eis-

gang abzuwarten, einen seinem Stande wenig angemessenen Gasthof, weil er Begegnungen und Fragen aus dem Wege zu gehen wünschte. Er verließ die Poststation mit den Kindern und in Begleitung eines zufällig des Weges gekommenen Burschen, dem er sein Gepäck zu tragen gegeben hatte. Den dreijährigen Knaben hatte er auf den Arm genommen. Die fünfjährigen Zwillingsschwestern gingen, einander an den Händen haltend, in der Finsternis vor ihm her. Und von da an ist Walberstedt mitsamt den Kindern von niemandem mehr gesehen worden.

Ungezählte Male schickte Désirée ihre Jungfer hinaus, um das Wetter und den mutmaßlichen Beginn des Eisganges zu erkunden. Sie befahl, das Fenster zu öffnen, denn ihr war der Gedanke unerträglich, sie könnte vielleicht den Kanonenschuß überhören, mit dem von der Zitadelle aus den Stadtbewohnern verkündet wurde, daß das Eis in Bewegung geraten war. Als der Schuß fiel, richtete sie sich auf mit einer Behendigkeit und Leidenschaft der Bewegung, welche die Pflegerin bestürzten; es war, als wollte sie aus dem Bett springen. Eine halbe Stunde verharrte sie mühsam in dieser aufgerichteten Haltung. Dann war es ihr gewiß, daß Walberstedt zu spät gekommen war. Sie seufzte laut auf, schloß die Augen und lehnte sich zurück.

Aber nun war ihrer bereits zur Nachgiebigkeit gegen die beginnende Auflösung gestimmten Natur eine mächtige Hilfe erwachsen. Sie mußte leben, bis der Übergang über den Strom wieder frei und Walberstedt mit den Kindern bei ihr war. Der Arzt gewahrte mit Überraschung eine neue Lebenszähigkeit; eine Woche hindurch ließ er sich von ihr täuschen. Als der Eisgang vorüber war, schickte Désirée abermals einen Boten nach Kirwen; dieser fand sie bei seiner Rückkehr nicht mehr am Leben.

Es dauerte eine Weile, bis Walberstedts und der Kinder Verschwinden auffällig wurde. Nun wurde nachgeforscht, doch stellte sich kein Ergebnis ein. In den *Rigischen Anzeigen* wurde eine Belohnung für dienliche Mitteilungen ausgeschrieben; niemand meldete sich. Endlich nahm man an, Herr von Walberstedt, der es ja offenbar eilig gehabt hatte, die Stadt noch vor Eisgang zu erreichen, habe tollkühner Weise auf eine nicht mehr feststellbare Art die Überfahrt über das Eis gewagt und sei dabei mit den Kindern umgekommen. Manche meinten auch, er werde den Übergang zu Fuß versucht haben.

Es mag Wunder nehmen, daß man sich hiermit abfand; aber das Geheimnis des Todes schien dem Geheimnis des Lebens zu entsprechen. Die Nachforschungen wurden ja auch nicht von einer Gat-

tin, von Geschwistern oder Eltern, sondern von Fernstehenden betrieben. Dazu waren, als man mit ihnen begann, seit dem Schuß von der Zitadelle schon Wochen vergangen.

II.

Zu Anfang der siebziger Jahre gründete Nikolai Hochgereuth, Kaufmann und Ältester der Großen Gilde zu Riga, in Thorensberg eine Baumwollspinnerei. Zu diesem Zweck erwarb und vereinigte er eine Reihe aneinanderstoßender Grundstücke, bebauter und unbebauter. Zum herrschaftlichen Wohngebäude wurde ein großes, zweistöckiges, aus dem vorigen Jahrhundert stammendes Holzhaus bestimmt, das immer noch „die Speltsche Einfahrt“ genannt wurde, obwohl es nun schon seit Jahrzehnten mancherlei anderen Zwecken gedient und viele Veränderungen erfahren hatte. Dieser Gasthof hatte, wie alte Leute zu erzählen wußten, in keinem sehr ausgezeichneten Rufe gestanden. Spelt, sein letzter Inhaber, war, so hieß es, ursprünglich Maurergeselle gewesen und von seiner Wanderschaft unerklärterweise mit beträchtlichen Geldmitteln zurückgekehrt. Er erwarb das Anwesen, in welchem fortan allerhand düstere Dinge geschehen sein sollten.

Hochgereuth beabsichtigte einen völligen Umbau des Hauses, den namentlich seine Frau sehr lebhaft wünschte und für den die Pläne bereits vorlagen. Aber sei es, daß die Errichtung der Baumwollspinnerei bereits fast allzu hohe Anforderungen an seine Mittel stellte, sei es, daß er den Wunsch hatte, gerade in der Anfangszeit in unmittelbarer Nähe des neuen Unternehmens zu sein und nicht mehrere Male des Tages zwischen seiner in der Petersburger Vorstadt gelegenen Wohnung und dem entfernten Thorensberg hin- und herfahren zu müssen – genug, der Umbau wurde hinausgeschoben, und nach Vornahme einiger oberflächlicher Herstellungsarbeiten wurde die Speltsche Einfahrt bezogen. Neu gestrichen, in das Grün eines sehr ausgedehnten Gartens gebettet, machte sie jetzt einen Eindruck von altväterisch-behaglicher Stattlichkeit. Zwei Flügel sprangen vor, um den Hof herum lief in Stockwerkshöhe eine hölzerne, gedeckte Säulengalerie. Willkommen waren auch die geräumigen Stallungen und Nebengebäude.

Das Ehepaar Hochgereuth, damals seit rund einem Jahrzehnt verheiratet, hatte zwei Kinder; der Sohn lag in der Wiege, Fanny hatte, als die Übersiedlung vorgenommen wurde, das sechste Jahr noch nicht vollendet. An dieser Fanny, einem im übrigen gesunden, heite-

ren und gutherzigen Kinde, hatten die Eltern und Dienstboten schon frühzeitig Beobachtungen machen müssen, die sie befremdeten. Erst schrieb man die Wahrnehmungen, von denen sie in aller Arglosigkeit als von Selbstverständlichem berichtete, einer kindlichen, noch von keiner Fähigkeit des Prüfens gezähmten Einbildungsgabe zu; später suchte man ihr mit Strenge die vermeintliche Unwahrhaftigkeit zu verweisen. Endlich mußte man sich mißwillig zu der Einsicht verstehen, daß ein herkömmliches Maß hier nicht anzulegen war.

Die Mutter schämte sich der Außergewöhnlichkeit, ja, der Ungehörigkeit im Wesen des Kindes, die sie ihrer Erziehung und Denkweise nach nun einmal für unzulässig halten mußte. Damenhaft vorausschauend, litt sie überdies schon jetzt an der Vorstellung, ein Bekanntwerden solcher Eigentümlichkeiten könne dereinst Fannys Heiratsaussichten schaden. Es wurde also Fanny verboten, außerhalb der engsten Familien- und Hausgemeinschaft von ihren Wahrnehmungen zu reden, und es spricht für die glückliche Unbefangenheit des Kindes, daß die Notwendigkeit einer steten Unterscheidung zwischen dem Erzählbaren und dem, das mit Unlust angehört oder unumwunden getadelt wurde, es keineswegs zur Verschlossenheit, Zwiespältigkeit und Scheu entwickelte. Immerhin waren auch die Eltern vernünftig genug, vor Fanny so zu tun, als sei diese Eigenheit keineswegs etwas Besonderes. Und schließlich gewöhnte man sich, sie in den Rahmen des werktäglichen Lebens hineinzunehmen, wodurch sie ihrer Verdrießlichkeit zum größten Teile entkleidet war; so wie Eltern sich ja auch abzufinden haben, wenn es sich erweist, daß ein Kind mit dieser oder jener körperlichen Unzulänglichkeit behaftet ist.

Eine längere Zeit war nichts vorgefallen, und man hoffte bereits, die unbehagliche Gabe habe sich verloren. Aber da erwies es sich, daß mit der Übersiedlung in die Speltsche Einfahrt die Ungewöhnlichkeiten wieder zunahmen und binnen kurzem einen bisher nicht gekannten Grad erreichten. Und nun geschah es sogar, daß auch die Erwachsenen, freilich nur in Fannys Gegenwart, mitunter eigenartige Dinge wahrnahmen, etwa Geräusche aus Zimmern hörten, in denen sich niemand aufhielt, Klopflaute und Schritte, oder daß sie vom Hofe, vom Garten aus hinter einem der Fenster etwas wie ein fremdes Gesicht zu erblicken glaubten. Das Ehepaar, in dessen Lebensansicht derartige Dinge nicht paßten, hatte sich stillschweigend gewöhnt, über sie hinwegzusehen und sie niemals zu Gesprächsgegenständen werden zu lassen. Redeten in Gegenwart der Herrschaft die Dienst-

boten von ihnen, so wurde das mit Spott, der von Strenge nicht frei war, gerügt.

Eines Spätnachmittags im Winter saß Fanny über einem Bilderbuch, und die Kinderfrau war hinausgegangen, um in der Küche nach der Vespermahlzeit zu sehen. Auf dem Tische stand eine Petroleumlampe, deren Schein als ein breiter gelber Streifen durch die zu einem Teile offenstehende Tür ins unbeleuchtete Nebenzimmer fiel; dieses Nebenzimmer hatte keinen zweiten Ausgang.

Als die Kinderfrau mit der heißen Milch und den Wasserkringeln zurückkam, sah sie Fanny nicht mehr am Tische sitzen. Dafür hörte sie sie im Nebenzimmer auf eine besondere Weise hüpfen, und zwar zeigte das Geräusch an, daß sie bemüht war, mit geschlossenen Füßen und aus dem Stand über irgend etwas hinwegzuspringen.

„Wo bist du, Fannychen? Was machst du da?" fragte die Kinderfrau. „Ich habe deine Milch gebracht."

„Gleich, gleich!" rief Fanny zurück, vergnügt und eifrig, wie ein Kind, das sich ungern von einem Spiel löst.

Die Kinderfrau mußte noch einmal rufen, und als Fanny kam, fragte sie, was sie im Nebenzimmer getrieben habe.

„Ich habe mit den anderen Kindern gehopst", antwortete sie. „Wir sind immer über den Lichtstreifen weggesprungen. So!" Und sie machte die Art dieses Hüpfens vor.

„Mit was für anderen Kindern?"

„Da waren zwei Mädchen, so groß wie ich, und ein kleiner Junge."

„Wo denn?" rief die Kinderfrau und ging hastig ins Nebenzimmer.

„Ja, jetzt sind sie nicht mehr da", sagte Fanny, die ihr nachgelaufen war. „Gerade bevor du kamst, waren sie wieder weggegangen."

„Wohin denn, Fannychen?"

„In den Ofen", erklärte Fanny, als gäbe es nichts Natürlicheres, und deutete auf den riesigen Kachelofen, ein wahres Ungetüm, das nach Bauart und Verzierungen in den Anfang des Jahrhunderts zurückreichte.

„Aber Fannychen, was du auch immer für Geschichten machen mußt", sagte die Kinderfrau mit gutmütiger Ärgerlichkeit, „aber erzähl nicht an Mamachen, Mamachen möchte unzufrieden sein."

Nicht sehr lange nach diesem Vorkommnis hatte Frau Hochgereuth ihren Geburtstag, dessen festliche Begehung zugleich eine Art Einweihungsfeier für das neubezogene Haus sein sollte. Fanny, bald

in der Küche, bald in den Gesellschaftsräumen den Vorbereitungen zuschauend, glührot vor Eifer und Aufregung, nach Kinderart sich zur Hilfe anbietend und wirklich einige Minuten lang mit dem Rühren einer Mayonnaise beschäftigt, bettelte immer wieder, des Abends aufbleiben und dem Tanz zusehen zu dürfen. Doch konnte sie nichts erreichen, als daß der Zeitpunkt ihres Schlafengehens um eine Stunde hinausgeschoben wurde. Als sie endlich im Bett lag, saß die Kinderfrau strickend neben ihr und suchte sie mit lettischen Liedern in den Schlummer zu singen.

Fanny schloß die Augen. Aber das Verlangen, wenigstens von fern einen Blick in das Reich des festlichen Erwachsenenglanzes tun zu dürfen, erlaubte dem überwachen Kind kein Einschlafen. Als die Kinderfrau leise davongegangen war, stand Fanny auf und schlich sich hinaus. Die Musik scholl ihr entgegen.

Unbemerkt gelangte sie in das sogenannte Lange Zimmer, das dem Tanzsaal quer vorgelagert und von diesem nur durch eine weinrote Sammetportiere getrennt war. Schon wollte sie die Portiere einen winzigen Spalt breit zur Seite rücken, gerade so weit, daß sie Sicht hatte, ohne doch selber in die Gefahr des Entdecktwerdens zu geraten, als sie plötzlich das Gefühl hatte, es komme hinter ihrem Rücken jemand auf sie zu, und das, ohne daß sie Schritte gehört hätte. Sie wandte sich um und gewahrte einen schlanken Herrn, der in der Längsrichtung des Zimmers mit schnellen und ungeduldig anmutenden Schritten daherkam. Aber merkwürdig und zugleich im höchsten Grade fesselnd, ja sogar entschieden belustigend erschien Fanny der Umstand, daß der Herr nicht eigentlich ging, sondern schwebte. Und doch war es wiederum kein Schweben, wie etwa das Schweben der Engel sein mochte, sondern er ging ganz wie jeder andere Mensch, nur daß zwischen seinen Schuhen und dem Fußboden ein freier Raum von halber Stuhlhöhe blieb.

Fanny war der Meinung, er wolle in den Tanzsaal. Mit einer einladenden Bewegung hob sie die Portiere ein wenig auseinander und trat selbst zur Seite, um nicht vom Saale aus erblickt zu werden. Aber der Herr hatte offenbar andere Absichten. Er setzte, ohne auf Fanny und die Portiere zu achten, an beiden vorüber seinen Weg fort, und vielleicht hatte er sie nicht einmal wahrgenommen. Fanny sah ihm verwundert nach. Es fiel ihr auf, daß er anders angezogen war, als sie es sonst zu sehen gewohnt war. Die hellgrauen, einfarbigen Hosen lagen fest an und endeten, dies konnte Fanny bei der merkwürdigen Gehweise des Fremden sehr genau erkennen, in Stegen, die sich unten um die Schuhsohlen schlossen. Der dunkle Rock war in der Taille

sehr eng und schien aus einem atlasartigen Stoff gefertigt, und der steife Kragen reichte fast über das Kinn. Das erinnerte an das Ölbild des Großvaters, des Ratsherrn Hochgereuth, das im Saale hing. Das Haar war an den Schläfen vorgebürstet, und von den Ohren bis in die Nähe der Nase zog sich ein schmaler Backenbart. Solche Backenbärte trugen jetzt nur noch ganz wenige alte Herren, und sie waren dann schneeweiß; dieser aber hatte wie auch das etwas lockige Kopfhaar eine hübsche dunkelbraune Farbe.

Der Fremde ging bis an die linke Schmalseite des Langen Zimmers, an der sich draußen die hölzerne Galerie entlangzog. Fanny dachte: „Was mag er dort nur wollen?“, denn an dieser Stelle ging es nicht weiter, und es kam auch keine Seitentür mehr. Zu ihrem Erstaunen öffnete er ein Fenster, das jemals bemerkt zu haben sie sich nicht erinnern konnte. Er beugte sich hinaus in der Haltung eines Lauschenden und hob dann den Kopf nach rechts und links, wie einer, der nach dem Wetter ausspäht. Er zuckte zusammen, als habe ihn ein feindseliges Geräusch getroffen und erschüttert, schloß das Fenster und kehrte in der vorigen Weise zurück, nur daß er jetzt langsam, schleppend und niedergeschlagen ging. Fanny gewahrte deutlich den kummervollen Ausdruck seines Gesichts. Er war schon an ihr vorbei, als sie ihn schmerzlich seufzen hörte.

Auf seinem Rückweg von der Schmalwand des Langen Zimmers bis zur Portiere hatte Fanny noch zu einer anderen Beobachtung Gelegenheit gehabt. Nämlich es fiel ihr auf, daß dieser zwar fremdartig, aber doch sehr stattlich gekleidete Mann keinerlei Schmuck trug, während sie doch an ihrem Vater und dessen Freunden Ringe, Busennadeln, Hemdknöpfe und Uhrketten zu sehen gewohnt war. Und als empfinde er selbst diesen Mangel, so fuhr er sich mit unsicheren Griffen über Halstuch, Weste und Hände. Ja, er faßte nach dem Ringfinger der rechten Hand und vollführte dort eine Bewegung, als drehe er einen Ring, und hierbei trat in seine schönen dunklen Augen ein Ausdruck von so verzweifelter Schwermut, daß auch das Kind sich von einer plötzlichen Traurigkeit erfaßt fühlte. Doch schwand diese ebenso schnell, wie sie gekommen war, verdrängt von der Neugier, wohin der Herr jetzt gehen und was er weiter unternehmen werde. Fanny folgte ihm in den Korridor und sah jetzt, daß er nicht mehr schwebte, sondern daß seine Füße in der allen Menschen natürlichen Weise den Boden berührten. Sie dachte, er wolle vielleicht in Mamas Boudoir, aber er ging an dessen Tür vorbei und schien, plötzlich stehenbleibend, dafür eine andere zu öffnen, von der Fanny nichts gewußt hatte; im gleichen Augenblick war er verschwunden.

Aber war das denn wirklich eine Tür gewesen? Die ebenmäßige Korridorwand ließ nichts Türähnliches erkennen. Fanny tastete umsonst nach einer Klinke.

„Aber wo kommst du denn her, Kindchen? Was guckst du so die Wand an?“ rief, plötzlich aus dem Boudoir tretend, die Großmutter, nahm Fanny bei der Hand und führte sie, halb lachend, halb scheltend, zur Kinderfrau. Sie blieb dabei, während Fanny ins Bett gebracht wurde, sie saß noch eine Weile bei ihr und ließ sich erzählen, sie sorgte dafür, daß Fanny ein Glas Zuckerwasser mit einem niederschlagenden Pulver bekam; bald danach war das Kind friedlich eingeschlafen.

Während der nächsten Wochen ereignete sich eine Reihe sinnlos erscheinender, unbedeutender, aber höchst lästiger Vorfälle. Die Klopflaute nahmen zu, sie geschahen bei hellem Tage und während der Mahlzeiten, und es gesellten sich allerhand andere störende Geräusche zu ihnen. Dazwischen war es ein Seufzen und Ächzen; dies hatte freilich den Vorteil, daß man es auf Zugwind oder auf den Ofen schieben konnte, doch fühlte jeder das Unzureichende solcher Erklärungsversuche. Schwieriger war es, sich mit den Schritten abzufinden. Dazwischen schien mit Steinen oder Holzklötzen geworfen zu werden, und einige Male erhob sich im Büfettzimmer und in der Küche ein Geklirr und Gedröhn, als würde alles Geschirr zu Scherben geschlagen; doch fanden die bestürzt Hinzueilenden alles in der gewohnten Ordnung. Dem Ehepaar Hochgereuth widerfuhr es, daß nachts Decken fortgezogen wurden und Berührungen die Hände und Gesichter streiften; es war nicht leicht, bei der Auslegung zu verharren, der Ehepartner habe im Schlafe und außerhalb seines Willens solche Bewegungen vorgenommen. Und kurz, es schien darauf abgesehen, auch die Erwachsenen nachdrücklich darauf hinzuweisen, daß sie gut täten, Fannys Erlebnisse gelten zu lassen und ihnen mit Ernst nachzugehen.

Endlich kam es während der Passionszeit zu einer langen und von Erregungen nicht freien Aussprache zwischen dem Ältesten Hochgereuth und seiner Frau. Sie endete mit dem Entschluß, das Haus einem vollkommenen, so bald wie möglich in Angriff zu nehmenden Umbau zu unterziehen. Hochgereuth selbst dachte sich für die Bauzeit in einem der Nebengebäude einzurichten. Der Sohn sollte der Großmutter übergeben werden, die Frau zu einer schon seit längerem ins Auge gefaßten Kur nach Bad Elster reisen und Fanny mitnehmen. Ohnehin hatte der ins Vertrauen gezogene Hausarzt immer die Meinung vertreten, die neuen Eindrücke einer

Ortsveränderung würden Fanny vielleicht helfen, ihre abwegige Anlage zu überwinden.

In den Tagen der Reisevorbereitungen saß einmal in Abwesenheit der Kinderfrau die Mutter mit einer Handarbeit während des Nachmittagsschlafes an Fannys Bett. Das Kind schlief ruhig und fest nach seiner Art.

Die Mutter sah ihm zu und gewahrte, daß es im Schlaf eine Bewegung machte, als scheuche es eine Fliege von der Stirn. Diese Bewegung wiederholte sich einige Male, und es war doch keine Fliege zu erblicken. Fanny erwachte, richtete sich ein wenig auf und lachte. Gleich danach bog sie den Kopf zurück, als sei er von einem leichten Stoß getroffen worden.

„Was hast du?“ fragte die Mutter.

„Ich weiß nicht“, antwortete Fanny, „das ist so, wie wenn jemand etwas wirft. – Da! Da ist es!“ rief sie gleich darauf, griff sich an die Stirn und zeigte der Mutter die geöffnete Hand, auf der ein zur Kugelform zusammengeknülltes Papier lag.

Die Mutter nahm, unangenehm berührt, die Papierkugel und faltete sie auseinander. Es war eine alte Nummer der *Rigischen Anzeigen,* rund ein halbes Jahrhundert zurückreichend, und das Datum bezeichnete einen Tag im beginnenden Frühling. Frau Hochgereuth überflog betroffen das vergilbte Blatt, das sparsam von einigen Staatsvorfällen im Auslande und redselig von einer Hochzeitsfeier im Kaiserhause berichtete. Es folgten Handelsnachrichten und allerlei Bekanntmachungen. Unter diesen war eine durch einen am Rande angebrachten Strich mit dem Fingernagel hervorgehoben. Frau Hochgereuth las:

„Nachdem man bisher auf allerlei Art vergeblich versucht hat, sich über das Verschwinden des weiland Russisch-Kayserlichen Stabsrittmeisters Hrn. von Walberstedt auf Kirwen in Kurland und der drei mit ihm gereisten Kinder ins Klare zu setzen, wird nunmehr auf diesem Wege die Öffentlichkeit um Mitteilungen gebeten.“

Es folgte eine Personalbeschreibung, in der Bart- und Haartracht geschildert und unter anderem auch die Schmucksachen des Vermißten aufgeführt waren, ein Ring mit einem großen Saphir an der rechten, ein Siegelring an der linken Hand, eine Brillantnadel, eine goldene, schön ziselierte Uhr von Genfer Arbeit, eine Kette mit zahlreichen Berloques, ebenfalls von Gold. Bekleidet sei der Verschwundene vermutlich mit einem dunkelfarbigen, atlassenen Leibrock und hellgrauen Beinkleidern gewesen. Herr von Walberstedt, so hieß es weiter, sei mit den Kindern an dem und dem

Tage, von Mitau kommend, in Thorensberg zuletzt gesehen worden.

Frau Hochgereuth fuhr zusammen, denn das hier angegebene Datum stimmte mit dem des heutigen Tages überein. Sie hatte Mühe, ihre Erregung vor Fanny zu verbergen, doch brachte sie es fertig, während des Ankleidens die herkömmlichen Späße mit ihr zu treiben. Sie versagte es sich auch, Fanny noch einmal nach einigen Einzelheiten der damals gemachten Wahrnehmungen zu fragen, und bewahrte überhaupt ihre Haltung, welche die Haltung einer zum Leben in der Welt und in der Gesellschaft erzogenen und in dieser Haltung eine immer offenstehende Zuflucht habenden Frau war. Nur einmal drückte sie das Kind an sich und sagte: „Weißt du, vielleicht fahren wir doch schon früher ins Ausland."

Sie ging mit dem Zeitungsblatt zu ihrem Mann und erklärte, die Reise müsse beschleunigt werden. Schon am nächsten Morgen siedelte sie mit den Kindern zu ihrer Mutter über und verbrachte dort die letzten Tage vor der Abfahrt.

Mit dem Umbau wurde begonnen, sobald die Witterung es zuließ. Einige Wochen nach ihrer Ankunft in Bad Elster erhielt Frau Hochgereuth von ihrem Manne eine ausführliche Schilderung. Als die Korridorwand eingerissen wurde, da fand sich dort, wo nach Fannys Behauptung der Unbekannte verschwunden war, ein Stück Ziegelgemäuer, das in dem sonst hölzernen Haus befremdete. Man trug es ab und stieß auf eine enge Höhlung. Die Arbeiter fuhren zurück. Vor ihnen stand ein altmodisch gekleideter Mann in dunklem Rock und hellen Hosen. Aber nur einige Augenblicke hindurch sahen sie ihn stehen, denn durch die Fortnahme der Ziegelsteine ihres Haltes beraubt, fiel die Gestalt vornüber, und der Sturz im Verein mit dem Zutritt der Luft genügte, um die Kleidungsstücke in Staub aufgehen zu lassen. Was blieb, war ein von eingetrockneter, dunkelgewordener Haut überspanntes Gerippe und ein paar metallene Knöpfe und Haken.

Hochgereuth, der während dieses Vorganges auf der Börse gewesen war und erst mehrere Stunden später nach Thorensberg zurückkehrte, fuhr selbst zur Polizei, um die Entdeckung anzuzeigen. Der Polizeimeister Grün kam in Begleitung eines Arztes mit. Weder am Schädel noch sonst an den Knochenteilen fanden sich irgendwelche Beschädigungen; so wurde angenommen, der Mann sei erdrosselt worden.

Hochgereuths Brief enthielt noch weitere Nachrichten. Bei der Abtragung des Ofens in der Nebenstube des Kinderzimmers wurden drei eingemauerte Kinderschädel und ein wirrer Haufen von Kinder-

knöchelchen zu Tage gebracht. Am Ende des Langen Zimmers fanden sich die Spuren eines offenbar bei einer der späteren Veränderungen zugemauerten Fensters. Auch stellte sich heraus, daß der Boden des Langen Zimmers ursprünglich um mehrere Handbreit höher gelegen haben mußte, ein Umstand, der leicht mit dem von Fanny behaupteten Schwebegang jenes Mannes in Verbindung gebracht werden konnte. Einige Arbeiter stürzten, ohne empfindlichere Beschädigungen zu erleiden, vom Erdgeschoß aus in einen bis dahin unbekannt gewesenen Kellerraum. Auch in diesem wurde eine Anzahl von Skeletten gefunden. Auf Anordnung des Polizeimeisters wurden sämtliche ans Licht gekommenen menschlichen Überreste unter Zuziehung eines Popen zum Friedhof gebracht und hier nach den Gebräuchen der griechischen Kirche in einem gemeinschaftlichen Grabe beigesetzt.

Die gemachten Funde hatten, so schrieb Hochgereuth, ihn bestimmt, sich nicht auf die vorgesehenen Umbauten zu beschränken, sondern das Gebäude fast gänzlich abreißen zu lassen. So dürfe man hoffen, in der Zukunft ein verschontes und von keinen Grauslichkeiten beeinträchtigtes Leben zu führen. Es mag hier eingeschaltet werden, daß diese Hoffnung sich völlig erfüllt hat.

Übrigens gab Hochgereuth in jenem Brief an seine Frau lediglich die berichteten Tatsachen wieder und enthielt sich jeglicher Meinungsäußerung, nur daß er, gemäßigter Anglomane wie so manche Männer seiner Zeit, das bei solchen Vorkommnissen gebräuchliche und in höherem Grade, als er ahnte, abgegriffen gewordene Hamletwort hinzufügte:

„There are more things in heaven and earth, Horatio, than are dreamt of in your philosophy."

DIE SCHÖNSTEN GESCHICHTEN DEUTSCHER ERZÄHLER

aus den letzten hundert Jahren

Ein Reader's Digest Buch

BAND 2

Verlag DAS BESTE Stuttgart · Zürich · Wien

Die Kurzgeschichten in dieser Sammlung
erscheinen mit Erlaubnis der Autoren, Verlage oder der
sonstigen Rechtsinhaber, die im Quellennachweis
auf den Seiten 1007 und 1008 aufgeführt sind.

Die einzelnen Geschichten
erscheinen in ihrer ursprünglichen Länge

1. Auflage

ISBN 3 87070 131 5

INHALTSVERZEICHNIS

DIE SCHÖNSTEN GESCHICHTEN DEUTSCHER ERZÄHLER

DER STROHHALM

MARIE LUISE KASCHNITZ

KURZ VOR zwölf Uhr mittags habe ich den Brief gefunden. Ich habe ihn wirklich gefunden, nicht danach gesucht, ihn nicht beim Anzugbürsten aus der Tasche geholt. Er hat aus einem Buch hervorgeschaut, und das Buch hat nicht auf Felix' Nachttisch gelegen, sondern auf dem Tisch im Wohnzimmer, auf dem immer die Zeitungen liegen und der jedermann zugänglich ist. Ich habe auch nicht den ganzen Brief gelesen, sondern nur die ersten paar Worte: So große Sehnsucht hab ich nach Dir, geliebtes Herz. Diese Worte habe ich zuerst gar nicht verstanden, ich habe überhaupt nur die Schrift ansehen wollen, eine freie Schrift mit großen, schönen Unterlängen und manchmal Abständen zwischen den Buchstaben, kontaktscheu bedeutet das, habe ich gedacht, und dann habe ich überhaupt erst begriffen, was da stand, und ich habe lachen müssen, obwohl es natürlich gar nichts zu lachen gab. Auf den Gedanken, daß der Brief an den Felix gerichtet sein könnte, bin ich erst nach einigen Augenblicken gekommen. Ich habe danach nicht weitergelesen, nur noch bis zum Ende der Seite, lauter zärtliche Worte, und dann habe ich den Brief zurückgelegt und das Buch wieder zugemacht. Ich bin in die Küche gegangen und habe gedacht, da muß doch etwas gewesen sein, das schreibt man doch nicht so von ungefähr. Ich habe angefangen, die Vorbereitungen für das Mittagessen zu treffen, Schürze vorbinden, Fett in die Pfanne, Zwiebelschneidemaschine, rundes Glashäuschen, das stampft und dreht sich, man braucht die Zwiebeln gar nicht mehr anzufassen, man vergießt keine Tränen mehr. Man vergießt auch sonst keine Tränen mehr. Weinen ist unmodern, wie früher schon das In-Ohnmacht-Fallen, Zeit der Großmütter, da stand aber auch gleich das Stubenmädchen dabei oder eine dicke Köchin zum Auffangen und Korsettschnüre-Lockern und Sagen, nehmen Sie es sich nicht so zu Herzen, so sind die Männer, meiner war nicht anders, oder einfach: arme

gnädige Frau. Ich bin nicht in Ohnmacht gefallen, ich habe auch nicht geweint, das Fett hat so lustig geprasselt, zum Weinen war ja auch kein Grund. So, habe ich gedacht, jetzt das Fleisch aus dem Eisschrank, Tür auf, Tür zu, ein komisches Geräusch ist dieses Zufallen von Kühlschranktüren, weich und schmatzend und doch fest, ein unsympathisches Geräusch, so endgültig immer, als sei es das letzte Mal. Das letzte Mal Kühlschrank, das letzte Mal zusammen Mittag essen, wie ist's dir ergangen, hat jemand angerufen, alles das letzte Mal. Warum denn eigentlich? Was ist denn geschehen? Nichts ist geschehen, vieles ist geschehen, einen Schlag habe ich bekommen, wie wenn man in einen defekten Kontakt greift, nur daß ich es nicht wahrhaben will. Nein, ich hab es nicht wahrhaben wollen, ich habe das Fleisch in die Pfanne gelegt zum Anbraten, die Schnitzel, nackter roter Bauch, schön goldbraun jetzt, nackter, roter Rücken, schön braun.

Nein, schlecht darf mir nicht werden, habe ich gedacht und habe die Pfanne weggestellt und mich an den Tisch gesetzt, um die Kartoffeln zu schälen, aber auch, um nachzudenken, und als ich die erste Kartoffel geschält habe, bin ich sehr zornig geworden und habe gedacht, ich kann mir so etwas erlauben, aber der Felix nicht. Ich kann mir erlauben, den Männern die Köpfe zu verdrehen, weil ja doch alles gelogen ist, nichts als Dummheiten und Zeitvertreib und nur für den einen Augenblick, daß man die fremden Augen aufleuchten sieht, daß man weiß, man wird geliebt. Aber Männer sind eben anders, bei Männern genügt das nicht...

Sechs Kartoffeln habe ich geschält, und dann habe ich Schluß gemacht, weil ich doch keinen Hunger hatte, und nur eine wollte ich essen, weil es ja nicht auffallen sollte und der Felix auf keinen Fall etwas merken durfte, und auf keinen Fall wollte ich über den Brief sprechen, weil ich schon gewußt habe, daß Worte etwas Furchtbares sind, und erst, was man mit Worten ausspricht, ist wirklich wahr. Also habe ich die Schürze abgenommen und bin ins Schlafzimmer gegangen, um mich zurechtzumachen und glückliche junge Frau zu spielen, und später würde man weitersehen. Aber gerade, als ich über den Flur gegangen bin, hat es geschellt. Ich habe zuerst gar nicht aufmachen wollen, weil ich plötzlich Angst gehabt habe vor jedem, der da hätte kommen können, vor aller Welt. Aber ich habe dann doch aufgemacht, und es ist nur ein Päckchen von der Drogerie abgegeben worden, das habe ich ausgepackt und die Sachen im Badezimmer versorgt. Das muß sie jetzt alles lernen, habe ich gedacht, was für Seife, was für Zahnpasta, und bei dem Rasierapparat ist ein Trick, wenn

man den nicht weiß, funktioniert er nicht. Das Bett machen, das muß sie auch lernen, um Gottes willen gut einschlagen, und die Wärmflasche ganz nach unten, aber vielleicht will er die dann gar nicht mehr. Eine Wärmflasche, wo denkst du hin, Liebling, ich bin doch kein alter Mann. Nein, natürlich, nichts will er so, wie er es hier gehabt hat, keine Lavendelseife, keine harte Zahnbürste, alles anders, alles neu. Noch einmal alles ganz neu.

So habe ich vor mich hin geredet, während ich im Badezimmer auf dem Rand der Wanne gesessen bin, und in den Spiegel hab ich dabei gesehen. Nicht mehr ganz jung, ein paar Falten, vom Lachen, vom Nachdenken, vom Leben einfach, von der Zeit, die vergeht. Falten sind wie Wege auf einer Landkarte, lauter gemeinsame Wege mit ihm. Ich habe aber nicht daran gedacht, ob die Frau, die ihm den Brief geschrieben hat, jünger sein könnte als ich, und überhaupt habe ich mir gar nicht überlegt, wer es sein könnte, das war mir egal. Ich habe mir das Gesicht gewaschen und bin dann wirklich ins Schlafzimmer gegangen, und dabei habe ich gedacht, die Wohnung muß er mir überlassen, das wäre ja noch schöner, schließlich kann er sie ja nicht in mein Bett legen, und überhaupt, wer fort will, zieht aus. Wenn ich die Wohnung behalte, kann ich vermieten, das Vorderzimmer zum Beispiel, da kann man in die Ecke die Couch als Bett stellen, eine hübsche Decke ist auch noch da. Den Schrank aus dem Vorplatz, Fächer für die Wäsche muß man hineinmachen lassen und Kleiderbügel kaufen. Die Lampe mit dem grünen Schirm, nein, die paßt nicht; ich muß den Schirm anders überziehen. Schrankpapier muß ich auch kaufen, das hübsche rosane mit den Wellenlinien oder das mit den Schiffchen, das wollte ich schon lange.

Über diese Gedanken hab ich mich dann selbst lustig gemacht, was einem so alles in den Sinn kommt, nicht wahr, und vielleicht ist der Brief ganz alt, und vielleicht ist alles schon längst vorbei. Vielleicht ist es noch nicht vorbei, aber es kann vorbeigehen. Und dann sind mir die Ratschläge eingefallen, die für solche Lebenslagen immer in den Briefkästen der Frauenzeitschriften stehen, die Ratschläge von einer, die sich Tante Anna oder Tante Emilie nennt. Nämlich, daß man den Tisch ganz besonders hübsch decken soll und sein neuestes Kleid anziehen und die Löckchen zurechtzupfen, und möchtest du nicht ein Glas Wein, Liebster, mir ist heute so nach Feiern zumute.

Indessen hat das Telefon geläutet, aber nur einmal, wie es manchmal vorkommt, wenn einer merkt, daß er die falsche Nummer gewählt hat und den Hörer ganz rasch wieder niederlegt. Es ist mir aber dabei eingefallen, daß es leicht möglich war, daß der Felix vom

Büro anruft, und warum habe ich denn plötzlich Tränen in den Augen, aber das macht nichts, er sieht mich ja nicht. Er hört nur meine Stimme, und meine Stimme ist ganz sanft und fröhlich. Was sagst du? Du kommst nicht zum Essen? Ob das etwas macht? Aber natürlich nicht. Gar nichts macht das. Ich bin sogar froh. Ich hab noch zu bügeln, und ich wollte auch später gern zum Friseur. Nein, ich habe gar nichts Besonderes vorbereitet. Ich habe noch nicht einmal angefangen zu kochen. Geht es dir gut, Liebster? Mir? Wunderbar. Es ist ja so ein schöner Tag. Auf heute abend, ja...

Ja, so wollte ich es machen, ganz leicht, ganz frei. Und so wollte ich auch mit ihm reden, wenn er kam.

Eigentlich hätte er ja jetzt schon dasein müssen. Es war halb zwei Uhr vorbei, und er kam immer eher pünktlich nach Hause. Er hatte auch immer großen Appetit mittags, und er wußte, daß es an dem Tag Schnitzel gab, die er sehr gern aß. Aber vielleicht wußte er das auch gar nicht mehr. Vielleicht kam er so spät, weil er noch mit ihr zusammen in einer Bar saß und etwas trank, und gerade jetzt vielleicht schaute er auf die Uhr und sagte, es ist halb zwei vorbei, sie wartet, ich muß nach Hause.

Sie wartet, habe ich gedacht. Sie, das bin ich. Man darf mich nicht warten lassen. Man hat Angst vor mir. Aber das ist nicht das Wichtige. Das Wichtige ist die dritte Person. Ich bin die dritte Person. Die dritte Person, die böse Person, der Störenfried, „sie". Ich bin die gelbe Blume mit dem einen sonderbaren Blütenblatt und der langen roten Zunge, und jetzt soll er mir noch einmal auf den Leim gehen, kleine Vorspeise, Thunfisch mit Erbsen, jawohl Tante Emilie, vielen Dank für den guten Rat. Er wird ihn nicht hindern, plötzlich das Messer und die Gabel hinzulegen und zu sagen: Entschuldige, aber ich liebe dich nicht mehr, entschuldige, aber, bitte, gib mich frei.

Natürlich wollte ich ihn freigeben. Bitte, geh nur, viel Glück auf den Weg. Ich brauche dich nicht zum Leben, kein Mensch braucht einen andern zum Leben, ich brauche auch die Wohnung nicht, und ich will auch kein Geld von dir. Ich kann in meinem alten Büro arbeiten, ich hätte das schon längst tun können, aber du hast es nicht gewollt. So ein Büro ist etwas Nettes, guten Morgen, Herr Schneider, viel Post heute? Guten Morgen, Fräulein Lilli, ist es besser mit dem Zahnweh? Herrgott, können die nicht anständig heißen hier? Was ich sagen wollte, die Geburtstagsfeier für den Chef...

Das ist mir durch den Sinn gegangen, während ich am Fenster gestanden und hinausgeschaut habe, aber durch die Gardinen, damit der Felix mich nicht da stehen sah. So ein schöner Februartag war

das, blitzend und funkelnd, und jedes Jahr vergißt man wieder, wie stark das Licht im Februar schon sein kann, und jetzt rollen sie die Feuerräder von den Bergen und werfen die häßlichen Strohpuppen in den Brunnen, wir haben das einmal zusammen gesehen, der Felix und ich. Wir haben schon vieles zusammen erlebt, was herrlich war, und jetzt will er sich wahrscheinlich daran gar nicht mehr erinnern, jetzt soll alles nicht mehr gelten und grau und tot sein, und das ist das Schlimmste von allem, daß es die Zukunft nicht mehr geben soll, aber die Vergangenheit auch nicht, die wird gleich mit in den Brunnen geworfen, die häßliche, gelbe Strohpuppe, jetzt kommt der Frühling, jetzt wird alles ganz neu.

Indessen habe ich zweimal einen Schritt zurücktreten müssen, weil Bekannte vorbeigekommen sind, der Studienrat Wehrle von nebenan und die Frau Seidenspinner von Nummer fünf. Ich habe mir vorgestellt, wie sie dann reden würden: Haben Sie schon gehört, die arme Frau, und schlecht ist mir geworden, weil ich Mitleid nicht vertragen kann. Mitleid ist wie warme Brühe mit Fettaugen und eine furchtbare Anmaßung, wer ist schon die Frau Seidenspinner, daß sie sich Mitleid mit mir erlauben darf. In Todesfällen meinetwegen, da ist der liebe Gott persönlich am Werke, da gibt es kein Versagen, da ist er heimgegangen, liebe Worte auf den Lippen, du warst mir alles, und alles war schön. Da heißt es dann nachher nicht, sie hat sich in der letzten Zeit ziemlich gehenlassen, und eigentlich verdenken kann man es ihm nicht.

Ach, dummes Zeug, habe ich gedacht, was gehen mich die Nachbarn an. Ich würde auch nicht zu ihnen hinrennen und mich beklagen wie die Herta damals und sagen, nach so vielen Ehejahren, und immer bin ich ihm eine gute Frau gewesen, können Sie das verstehen? Denn natürlich bin ich dem Felix keine gute Frau gewesen, sonst würde er nicht fortwollen und sich nicht zärtliche Briefe schreiben lassen und vielleicht selber zärtliche Briefe schreiben und Angst haben vor dem Heimkommen, und wie sag ich's ihr nur.

Währenddem hab ich immer noch zum Fenster hinausgesehen, und auf einmal ist ein Mann um die Ecke gekommen, der hat seine Gestalt gehabt und auch seinen Gang und einen dunkelblauen Wintermantel, und mein Herz hat einen Sprung gemacht, wie wenn ein Flugzeug plötzlich absackt, und ich habe versucht, ein harmloses Gesicht zu machen, und schon gemerkt, ich kann das nicht. Der Mann ist näher gekommen und war gar nicht der Felix, sondern ein Fremder, und ich habe gedacht, was soll die Komödie, und ich könnte eigentlich auch gleich fortgehen, noch bevor er kommt. Ich könnte in

die Stadt gehen und mich in ein Caféhaus setzen, in das traurige, staubige bei der Börse, da sind so viele Spiegel, da sitze ich hundertmal, hundertmal dieselbe verlassene Frau. Ich könnte dort in den Zeitschriften blättern und rauchen und in die Luft schauen, ein paar Stunden bringt man damit herum. Nach ein paar Stunden könnte ich in ein Kino gehen, eine Vorstellung und noch eine Vorstellung, und dann ist es schon Nacht. Da ist es schon Nacht, und Felix muß die Polizei anrufen, sehr peinlich wird ihm das sein. Ihre Frau, sagen Sie, ist abgängig? Wie bitte? Was sie angehabt hat? Ja, das weiß ich nicht.

Es war jetzt gleich zwei Uhr, und ich habe nicht mehr stehen können. Ich habe mich auf einen Stuhl gesetzt und das Radio angedreht, und wie immer, wenn man etwas Erbauliches oder etwas Erholsames hören will, sind die Wasserstände gekommen, alle Flüsse des Landes, zum Aussuchen, und die Weser hat am meisten Wasser gehabt, aber die Weser ist sehr weit weg. Und dann hat wieder das Telefon geläutet, aber diesmal nicht nur ein einziges Mal. Ich habe gewußt, diesmal ist es wirklich der Felix, und er war es auch. Ich habe mich noch genau erinnert, was ich ihm sagen wollte, so wie ich es vorher geprobt hatte, leise Stimme, sanfte Stimme, aber gerade in diesem Augenblick war mir so übel zumute wegen dem traurigen Caféhaus und den Flüssen und der Polizei, und es ist ganz anders herausgekommen, und zwar so:

Ach, so, du bist es. (Falsch, falsch!)

Was sagst du, du kommst nicht zu Tisch? (Ich treff' den Ton nicht!)

Doch, ich verstehe schon, es ist ja auch so schönes Wetter.

Davon hast du nichts? Nein, natürlich nicht.

Ich bin komisch? Wieso bin ich komisch?

Nein, es ist nichts geschehen. Wenigstens nichts, was dich interessieren könnte.

Warum nicht? Ich glaube, das weißt du besser als ich. Und so weiter. Immer in diesem grauenhaften, beleidigten Ton, den ich nicht gewollt habe, aber so hat sie aus mir heraus geredet, die Strohpuppe, so gedrückt und gequetscht, so widerlich, und schließlich habe ich überhaupt nur noch geredet, damit er den Hörer hinwirft, damit Schluß ist, Schluß mit dem allen. Und weil er den Hörer nicht hingeworfen hat, bin ich einfach still gewesen, ganz still, die Muschel ans Ohr gepreßt. Bist du noch da? hat er gefragt, ganz lieb, ganz ratlos, und hat dann schließlich eingehängt, und ich habe auch eingehängt und habe dagestanden und mich gehaßt, und ihn habe ich auch

gehaßt, weil er schuld war, daß ich mich so benommen habe, dritte Person, böse Person, Strohpuppe in den Brunnen geworfen, adieu. Und danach habe ich gedacht, jetzt könnte ich auch ebensogut den Brief zu Ende lesen, jetzt war ich ja so, wie sie es sich vorstellten, und wahrscheinlich bin ich immer so gewesen, so lange ich lebe, die ganze Zeit.

Ich bin also ins Wohnzimmer gegangen und habe den Brief aus dem Buch gerissen und mir eine Zigarette angesteckt, längst hätte ich das tun sollen, und warum denke ich immer in zwei Stockwerken, und oben heißt es, es gibt keine glücklichen Ehen, und unten heißt es, ach komm doch zurück. Ich fange also an, den Brief noch einmal zu lesen, ganz schnell die erste Seite, die kenne ich schon, auf der zweiten steht nur ganz wenig und auf der dritten und vierten gar nichts mehr. Auf der zweiten Seite steht, sind es nur noch fünf Tage, eigentlich viereinhalb. Vergiß nur nicht bei dem Wäschegeschäft vorbeizugehen, die Sachen müssen längst fertig sein. Leb wohl, liebster Franz, ich umarme Dich, gib acht auf Dich, Maria.

Leb wohl, liebster Franz, gib acht auf Dich, leb wohl, liebster Franz, gib acht auf Dich, zehnmal hab ich das wiederholt und bin dann in ein törichtes Gelächter ausgebrochen, weil der Brief überhaupt nicht an den Felix gerichtet war, sondern an einen Herrn namens Franz Kopf, der Name hat auch in dem Buch gestanden, und das Buch war eine Betriebswirtschaftslehre, und außer daß er sich dieses Buch von einem unordentlichen Herrn ausgeliehen hat, hat der Felix mit der ganzen Sache überhaupt nichts zu tun. Das hab' ich mir gesagt, aber es ist mir furchtbar schwer eingegangen, und eigentlich hätte ich jetzt doch herumspringen und lachen und singen müssen, aber keineswegs. Ich habe dagesessen und gestiert, und es ist mir gewesen, als sei ich in einen tiefen Brunnen gefallen und sei nun im Begriff, wieder herauszuklettern, aber komisch, ich komme nicht ganz bis obenhin, und es wird nicht wieder ganz hell.

Den ganzen Nachmittag habe ich versucht, aus dem finsteren Brunnen zu steigen, und am Abend war ich endlich soweit und guter Dinge, und als der Felix gekommen ist, habe ich gelacht und gesagt, entschuldige, ich war so grantig am Telefon, ich habe scheußliches Kopfweh gehabt, aber Gott sei Dank, das ist jetzt vorbei. Es muß wohl vorbei sein, hat der Felix gesagt, du siehst ganz rosig aus. Aber dann hat er plötzlich gefragt, was hast du denn da, und hat seine Hand ausgestreckt und hat mir etwas aus den Haaren gezogen, einen langen, bleichen Strohhalm – und bitte: wo kam der her?

DIE LAWINE

MEINRAD INGLIN

Meinrad Inglin

Auf der Eisenbahnbrücke, die das Doppelgeleise über die tiefste Schlucht der Bergstrecke hinwegführt, brüllte eines stürmischen Winterabends die Schildwache „Halt“ und ging mit schußfertig erhobenem Gewehr durch das Schneegestöber auf eine vermummte Gestalt zu, die sich der Brücke näherte. Die Gestalt blieb stehen, schob das verschneite Kopftuch beiseite und blickte mit einem blühend geröteten jungen Bäuerinnengesicht der Schildwache lächelnd entgegen. „Erschießt mich nur nicht!“ rief sie.

„Jaso!“ sagte der Soldat erfreut und nahm das Gewehr aus dem Anschlag. „Hab’ Euch nicht gleich erkannt.“

Die stattlich gewachsene, aber noch mädchenhaft wirkende Bauernfrau, die auf dem Weg vom Dorf zu ihrem Heimwesen hier auf einem hohen Steg den Bahndamm überschreiten mußte, und der Soldat, der zu bestimmten Stunden hier die Brücke bewachte, hatten bei jeder Begegnung freundliche oder scherzhafte Worte gewechselt und einander jedesmal besser gefallen. Der Soldat, ein lustiger lediger Bauernbursche, hätte sie zu seinem Vergnügen gern einmal besucht, aber da sie den Ehering trug, fand er sich nicht genügend dazu ermutigt.

„Seid Ihr auf dem Heimweg?“ fragte er.

„Ja. Ich bin im Dorf unten gewesen. Aber hab’ Euch nur sagen wollen, daß man hier jetzt nicht mehr sicher ist.“

„Wegen der Laui, meint Ihr? Ja, auf dem Posten reden sie auch davon, aber unser Leutnant gibt nicht viel darum ...“

„Der wird es ja wissen. Aber gelt, Euch hab’ ich es jetzt gesagt ...“

„Halt!“ rief der Soldat in diesem Augenblick einer zweiten Gestalt zu, die durch das Schneetreiben daherkam, dann schlug er, da nun diese Gestalt erstaunlicherweise nicht stehenblieb, mit einem erneuten

brüllenden „Halt!“ das Gewehr noch einmal an und wollte schon abdrücken, als ihm die Bäuerin den Gewehrlauf beiseite lenkte.

„Das ist doch der Seppetoni!“ rief sie erschrocken. „Den werdet Ihr mir doch nicht erschießen wollen!“

„Der Tölpel, natürlich! Der ist hier schon vorgestern von einer Schildwache fast angeschossen worden ... He du, geh heim!“

Der Schwachsinnige kam, vorgebeugt unter der Last eines beladenen Rückenkorbes, noch näher und grinste, unverständliche Laute ausstoßend, mit seinem armseligen, stoppelbärtigen Gesichte die Schildwache an. Erst auf den Befehl der Bäuerin ging er zurück und stapfte brummend über den Steg.

„Er hat halt Freude an den Soldaten“, erklärte sie. „Ich bin ihm vorausgegangen, aber er hat mich rascher eingeholt, als ich dachte. Er ist bei uns Knecht.“

„Knecht? Da habt Ihr Euch einen rechten ausgesucht!“

„Ja, was wollt Ihr, wenn alles Mannenvolk im Militärdienst ist? Ich möchte ihn ja am liebsten wieder fortschicken, er ist ein Dreckfink und nicht immer gutartig, manchmal muß ich fast Angst vor ihm haben. Aber er kann tränken, misten, Holz scheiten und trägt mir die Ware vom Dorf herauf. Jetzt hat er ordentlich geladen, weil wir ein paar Tage lang nicht mehr hinuntergehen ... eben wegen der Laui.“

„Aber wenn sie kommt, so fährt sie doch unter der Brücke durch das Tobel hinab?“

„Das schon, aber trotzdem ist man auf der Brücke nicht sicher ...“ Und die Bäuerin erklärte dem Soldaten, daß nach den Erfahrungen der Anwohner eine Staublawine niedergehen könnte.

Der Soldat blickte den Berg hinan, aber da ließ sich heute nur ein wenig vom unregelmäßig bewaldeten, durch das Flockengewirbel verschleierten nahen Steilhang sehen. Der Berg war über der Brücke mit einem lückenhaften Wald umgürtet, dann stieg er mit spärlich gegliederten kahlen Hängen noch zweitausend Meter hoch hinauf. Durch die breiteste Waldlücke fuhr im Frühling die Grundlawine oberhalb der Brücke in die Schlucht hinab, staute den Bach und trieb den Schneekegel zwischen den granitenen Brückenpfeilern durch, ohne Schaden anzurichten. Jetzt aber hatte seit drei Tagen und Nächten der immer noch andauernde Wintersturm den Berg mit trockenem Schnee überhäuft, der an den obersten Steilhängen den Halt zu verlieren und mitsamt den lockeren Massen der unteren Hänge durch den alten Lawinenzug hinabzustürzen drohte, doch eben nicht als schwere, schürfende Grundlawine, sondern als haltlos rasende Staublawine, die auf ihre berüchtigte Art die Luft unwiderstehlich vor sich

her fegen, Tannen knicken und auf der Brücke einen Eisenbahnwagen umlegen konnte, noch eh der anbrausende Schnee auch nur die Pfeiler umbrandete.

„Übermorgen werden wir abgelöst", sagte der Soldat, „vielleicht wartet die Laui noch so lange, und sonst leg' ich mich halt auf den Bauch, dann kann sie mir blasen."

„Übermorgen?" fragte die Bäuerin und sah enttäuscht aus, dann wiederholte sie die Warnung mit einem so warmherzigen Eifer, daß der Soldat beim Abschied ihre Hand nun nicht gleich losließ.

Die Bäuerin faßte auch ihrerseits fester zu. „Kommt einen Augenblick da hinüber!" bat sie und zog ihn von der Brücke weg.

„Warum nicht!" sagte der Soldat. „Hier könnte man uns vom Posten aus noch sehen, und dann würden sie weiß der Teufel was für eine Geschichte draus machen."

Die Bäuerin aber watete nach wenigen Schritten zu einem verschneiten eisernen Kreuze, wischte den Schnee von der daran angebrachten Tafel und wies schweigend auf die Schrift hin.

Der Soldat las, nicht zum erstenmal, daß an dieser Stelle vor zwei Jahren der dreiundzwanzigjährige Josef Mattli tödlich verunglückt sei.

„Das ist mein Mann selig", erklärte die Bäuerin leise. „Er war auf dem Heimweg aus dem Militärdienst und wurde hier vom Luftdruck der Laui ins Tobel hinuntergeworfen. Nur sein Gewehr lag noch da."

Der Soldat blickte zwischen der Tafel und der Frau verwundert hin und her und wußte nicht gleich etwas zu sagen.

„Nur damit Ihr seht, daß eine Staublawine hier keinen Spaß macht!" erklärte sie, trat vom Kreuze weg und lächelte wieder.

Jetzt schaute der Soldat sie mit andern Augen an. „O ich Esel!" sagte er leise, schob sich liederlich den Helm in den Nacken, so daß sein ganzes verdutztes Gesicht zu sehen war, und wandte keinen Blick von der halb verlegenen, halb belustigten jungen Witfrau. Plötzlich steckte er da, wo er stand, pflichtvergessen sein Gewehr mit dem Kolben in den tiefen Schnee, trat auf die Bäuerin zu und faßte sie an beiden Armen. Gedämpft, aber eindringlich, mit fester Stimme, sagte er: „Heut nachmittag hab' ich meinen letzten Ausgang gehabt. Ich muß noch einmal auf Patrouille und zweimal hier Schildwach stehen, dazwischen bin ich auf Pikett und kann nicht weg. Und Ihr wollt nicht mehr herunterkommen?" Da sie schwieg, rief er: „Am liebsten käm' ich grad jetzt mit Euch heim."

„Da wär' Euer Leutnant aber nicht zufrieden, oder?"

„Nicht zufrieden? Jaha, wenn's nur das wäre! Aber ich frage ihn, ob er mir nicht doch noch einen Ausgang bewilligt... Wie weit ist's von hier zu Euch hinauf?"

„Zehn Minuten. Ich hab' untertags aber viel zu tun, und nachts würde Euch niemand den Weg zu uns zeigen."

Sie berieten eine Weile, erwogen diese und jene Möglichkeit, küßten sich dann zum Abschied und standen in der anbrechenden Dämmerung noch lange fest umschlungen da, während der Schneesturm sie lose wie mit einem weißen Bettlaken umhüllte, nicht fester, als die flüchtige Gelegenheit es versprach, die sie im Kopfe hatten.

Der Soldat wurde abgelöst und kehrte hinter dem Korporal auf den Posten zurück, wo er den Leutnant sofort um Bewilligung eines zweistündigen Ausgangs bat. Da er keinen triftigen Grund angeben konnte und der Posten bei dem durch Urlaube geschwächten Bestand der Kompanie nur ungenügend besetzt war, bekam er die Bewilligung nicht. Er schwieg einen Augenblick mürrisch, dann warf er mit einem Unterton des Widerspruchs die Bemerkung hin: „Die Einheimischen hier sagen alle, das sei ja Gott versucht, wenn man jetzt da oben noch Schildwachen stelle und patrouilliere."

„Schelbert", erwiderte der Leutnant zurechtweisend, „darüber entscheide ich allein, solang kein anderer Befehl kommt, verstanden?"

„Zu Befehl, Herr Leutnant!" rief Schelbert, die Absätze zusammenklopfend, und schien sich fortan, etwas unzufriedener, wortkarger, doch selbstverständlich mit dem strengen Wachdienst wieder abzufinden, bis sein Schicksal ihn auf die merkwürdigste Art außer Reih und Glied warf.

Am folgenden Morgen trat der Leutnant aus der frisch verschneiten Baracke, an der untersten rechtsufrigen Schluchtrampe, auf den ebenen Platz hinaus, immer noch hoch über der Mündung des Bergbaches in den Fluß des engen Haupttals, und blickte zur Brücke hinauf, wo Schelbert von sieben bis neun wieder Schildwach stand. Er sah ihn dort oben, ohne ihn auf diese Entfernung erkennen zu können, und dachte an seine Bemerkung von gestern abend, die er dem etwas leichtfertigen, aber sonst tüchtigen Burschen nicht allzu übelnahm, obwohl die Mannschaft seither von der Gefahr schon offener munkelte. Der Schneesturm hatte da unten aufgehört und die Sicht auf den Berg über der Brücke freigegeben, doch in der Höhe blies er weiter und stäubte den lockeren Schnee wie Rauchfahnen von den obersten Gratwächten weg. Die Lawinengefahr bestand also weiter. Man war aber im Dienst, um eine Aufgabe auch dann zu erfüllen, wenn es gefährlich wurde. Hier war noch dies und jenes gefährlich,

und man tat es dennoch. Zudem konnte die Schildwache da oben eine Lawine bei dieser Sicht schon von weitem erkennen und von der Brücke wegspringen, um sich geschützt an die Bahnrampe zu legen. Überhaupt, wie konnte man sich aus solchen Gefahren etwas machen, wenn man auch nur einen Augenblick an das stündlich bedrohte Leben der Soldaten fast aller andern Armeen in diesem mörderischen Kriege dachte!

Der Leutnant beschloß, die unregelmäßig auszuführende Tagespatrouille jetzt abzuschicken und sie mitzumachen, er bestimmte zwei Mann dafür und stieg mit ihnen, da es auf neun Uhr ging, hinter der Ablösung her zur Brücke hinauf. Eine Frau ging von Schelbert weg, als er abgelöst wurde, und der Leutnant fragte ihn nach ihr. Er antwortete wahrheitsgemäß, das sei eine Bäuerin von da oben, die häufig hier durchkomme und jetzt heimgehe. „Trotz der Lawinengefahr!" bemerkte der Leutnant. Schelbert schwieg. „Kommen Sie gleich mit auf Patrouille, Schelbert!" befahl der Leutnant. „Sie stehen für heute auf der Liste." „Zu Befehl!" rief Schelbert und hängte sich unwirsch das Gewehr an.

Der Leutnant ging den dreien voran auf die Brücke hinaus, wobei er den schmalen eisernen Laufsteg zwischen Geländer und Geleise unter den zugewehten gestrigen Stapfen im Schnee nur erraten konnte und zweimal zwischen Steg und äußeren Holzbohlen ein gähnendes Loch eintrat, das wohl einen Absatz klemmen und den Mann zu Fall bringen konnte. Auf der Mitte der Brücke stieg er mit den zweien, die ihre Gewehre dem dritten übergaben, einem Gefreiten, die Außenleiter hinab und in das mächtige eiserne Gefüge hinein. Während die beiden Füsiliere die Schlösser der überall verteilten Minenkästen prüften, ging er selber zur Kontrolle einer Minenkammer auf dem schneeverwehten Plattensteg vorsichtig weiter bis zum nächsten Pfeiler und hatte sich dabei immer wieder unter gekreuzten eisernen Strebebalken durchzubücken. Dieser Steg besaß kein Geländer, und wer hier nicht schwindelfrei war oder sonst ausglitt, konnte leicht in die tiefe Schlucht hinunterstürzen; ein Offizier und ein Unteroffizier waren hier auf einem Kontrollgang so um ihr Leben gekommen. Als der Leutnant von diesem Gang zurückkam, sah er den Schelbert im vereisten Gebälk eigenmächtig mit einer Verwegenheit über dem Abgrund herumklettern, als ob es da etwas herauszufordern gälte. Er wunderte sich, schwieg aber dazu.

Alles war in Ordnung, die Brücke konnte in die Luft fliegen, wenn es notwendig würde. Die Patrouille stapfte oben auf dem Schienenweg weiter bergan, warf einen prüfenden Blick in die nächste Tele-

fonkabine, zog ein Signalwerk auf und betrat einen längeren Tunnel, dessen Eingang von der Schildwache eines zur Kompagnie gehörenden nahen Unteroffizierspostens bewacht wurde. In diesem Augenblick signalisierte draußen am Eingang der Glockenhammer einen talwärts fahrenden Zug. Der Leutnant zögerte kurz, dann befahl er zwei Meter Abstand von Mann zu Mann und schritt, mit der Taschenlampe voranleuchtend, auf dem groben Schotter weiter in den stockdunklen Schacht hinein. Er hätte den Zug draußen abwarten können, aber man sollte nicht sagen, daß er selber sich auch nur das Geringste geschenkt habe. Vielleicht konnte man sich in eine Nische drücken, vielleicht auch nicht, aber für diesen zweiten Fall bestanden genaue Verhaltungsmaßregeln, die jeder kannte. Außerdem wußte jeder, daß vor Monaten ein bergwärts kontrollierender Offizier sich links in der Zugsrichtung hingeworfen hatte, statt rechts dem Zug entgegen, und am vorschriftswidrig getragenen Mantel unter die Räder gerissen worden war.

Der Leutnant ging an der letzten Nische vorbei und sah nach etwa dreißig Schritten vor sich in einer Kurve schon einen Schimmer Tageslicht, als der Zug von der offenen Strecke, wo der Schnee die Geräusche dämpfte, in den Tunnel einbog und mit dem voranstürzenden Ungetüm der elektrischen Maschine krachend auf ihn zu schoß. „Abliegen!" brüllte er noch, warf sich zwischen Tunnelwand und Geleise der Länge nach hin, daß der Helm hart aufschlug, und sperrte wie hinter feuernden Geschützen den Mund auf. Die Räder rasten mit einem ohrenbetäubenden eisernen Lärm Funken schlagend an ihm vorüber, und die Trittbretter, denen er kurz entgegenschielte, schienen so knapp an seinem Helm vorbeizusausen, daß er den Kopf wieder senkte. Die letzten Wagen des langen leeren Güterzuges, der mit Schnellzugseile talwärts glitt, verschwanden neben ihm wie weggewischt. Er sprang auf, leuchtete mit der Taschenlampe seine Leute an und sah nur zwei, die sich langsam erhoben; erschrocken fragte er nach dem dritten und rief mit einem bangen Unterton in das Dunkel zurück: „Füsilier Schelbert!"

Der Gerufene meldete sich, kam mit einem Gegenstand in den Händen gelassen daher und erklärte ruhig, er sei vor dem Zug in die für ihn noch erreichbare Nische zurückgerannt. „Schelbert", rief der Leutnant erzürnt, „das ist nun allerdings Gott versucht, diesmal kann man es mit Recht sagen. Sie wissen, daß das verboten ist. Im Dunkeln vor dem Zug herrennen! Der reine Zufall, daß Sie nicht über Schotter und Schwellenköpfe gestolpert sind! In der Nische wären Sie dann geschnetzelt angekommen."

„Und wenn ich nicht zurückgerannt wäre, Herr Leutnant, so würde ich jetzt wahrscheinlich mausetot neben den Schienen liegen“, entgegnete Schelbert im Ton eines fast heiteren Widerspruches, als ob er diesmal seiner Sache mindestens so sicher wäre wie bei der gestrigen Widerrede, und wies den Gegenstand vor, einen schweren Bremsklotz, der genau dort zu Boden geschmettert worden sei, wo er sich hätte hinlegen sollen.

Der Leutnant leuchtete den Bremsklotz mit der Taschenlampe an, dann befahl er, um vorerst einmal ans Tageslicht zu kommen: „Vorwärts, wir wollen weiter!“ Während er dem Ausgang zuschritt, hörte er die Leute hinter sich über das Vorgefallene reden und gewann den Eindruck, daß es wirklich ungefähr so geschehen sein müsse. Der Vordermann Schelberts behauptete jedenfalls, er habe bei allem übrigen Lärm hinter sich einen harten Aufschlag gehört, den er sich erst jetzt erklären könne, und Schelbert selber erzählte, daß der Klotz, der natürlich noch ein paar Sprünge gemacht habe, neben ihm an die äußerste Nischenwand geprallt und dort liegengeblieben sei. Ungewöhnlich war es nicht, daß auf dieser Strecke ein Bremsklotz absprang; gewisse ausländische Güterwagen, aus denen auch dieser Zug bestand, waren so verlottert, daß man nach ihrer Durchfahrt häufig abgesprungene Eisenteile fand, darunter auch manchmal einen Bremsklotz, ja daß untüchtige Wagen auf der Station ersetzt werden mußten. Ungewöhnlich war nur dieser Zufall, der dem Fehlbaren recht und seinem Vorgesetzten unrecht gab. Der Leutnant machte sich indes nicht allzu viel daraus und bemerkte am Ende nur noch, man könne ja ausnahmsweise einmal Glück haben, auch wenn man sich falsch benehme, aber das entschuldige nichts.

Die Patrouille kehrte um Mittag auf den Posten zurück, eben als wieder ein schneetreibender kalter Wind einsetzte, der gegen Abend zum schon gewohnten Sturm anwuchs. Der Leutnant meldete diesmal in seinem schriftlichen Abendrapport an seinen Vorgesetzten die Lawinengefahr, doch mehr, um es gemeldet zu haben, als um etwas zu erwirken. Nach Mitternacht ließ das Fauchen um die Baracke allmählich nach, und im ersten Tageslichte sah es wieder genauso aus wie gestern morgen, der Sturm hatte da unten aufgehört und die Sicht auf den Berg über der Brücke freigegeben, aber in der Höhe blies er weiter. Die Ordonnanz am Barackenfenster, die tagsüber regelmäßig abgelöst wurde und mit der außer Rufweite stehenden Brückenschildwache Augenverbindung zu halten hatte, rief jedenfalls, daß der Wind immer noch Schnee von den obersten Gratwächten wegstäube. Das war um acht Uhr. Eine Viertelstunde später stieß die-

se Ordonnanz, um besser zu sehen, plötzlich das Fenster auf und rief laut: „Was ist das?"

Der Leutnant lief ans Fenster und sah am obersten Steilhang unter dem Grat ein pulveriges Schneegewölk, das sich rasch in die Länge zog und einen Augenblick aussah wie ein hoch geschwollen über Felsen polternder riesiger Wildbach. Er rannte hinaus und schrie zur Brücke hinauf, wo von sieben bis neun wie gestern morgen wieder Schelbert Schildwache stand, schrie, die Hände als Schalltrichter vor dem Mund, aus vollem Halse: „Schelbert, fort, die Lawine, die Lawine!" Die Leute rannten auch hinaus und starrten schreiend und winkend zu ihrem Kameraden hinauf, der weder zu hören noch zu sehen schien und in unbegreiflich wirkender Ahnungslosigkeit dem Brückengeländer entlang patrouillierte. Schon war die obere Berghälfte von hastig aufquellenden pulvrigen Schwaden halb verschleiert, die Lawinenfront überfuhr als breite, wulstige Brandung die mittleren Hänge, und ihr voran sauste es dunstig wie zerstäubtes Wasser, das der Sturm von schäumenden Wellenkämmen wegfegt, gegen den alten Lawinenzug hinab. Der Leutnant schrie nach Gewehren, um den unbegreiflichen Mann da oben durch Schüsse zu wecken, aber da schrak der Mann endlich selber auf; er hielt, wie man sah, knapp an, das Gesicht gegen den Berg gewandt, dann rannte er los, stolperte und fiel hin, was alle begreiflich fanden, die je über die schneeverwehte Brücke gegangen waren. Er stand wieder auf, unbehilflicher, als man ihm zugetraut hätte, drehte sich plötzlich torkelnd rundherum und flog über das Brückengeländer hinaus. Alle sahen es, einige wie auf den Mund geschlagen, andere mit erregten Rufen. Er flog, in Dunst gehüllt, aber vom unheimlichen Hintergrund eines brodelnden weißen Gewölks noch deutlich abgehoben, wehrlos ins Leere hinaus, und gleichzeitig nahte von dorther ein pfeifendes Sausen wie vom heranstürzenden Föhn. Im nächsten Augenblick rannten alle Leute, von einem Sturmwind gepackt, der die Tür und das offene Fenster zuschmetterte, hinter die Baracke, es wurde dunkler, als ob ein Gewitter ausbräche, die Luft war voller Schneestaub, und von der Schlucht her donnerte das dumpfe Gepolter der aufschlagenden Lawinenmasse.

Der Leutnant befahl die Mannschaft in die Baracke hinein, ließ durch den Gefreiten den beiden nächsten Bahnstationen telefonisch den Niedergang der Lawine melden und schickte gleichzeitig eine vom Korporal geführte Patrouille zur Brücke hinauf, mit dem Befehl, allfällige Züge in genügender Entfernung anzuhalten, wenn das Geleise verschüttet oder die elektrische Fahrleitung beschädigt sein

sollte. Darauf meldete er den Vorfall seinem Hauptmann, bat um das Aufgebot der Kompagniereserve, bestellte Schaufeln, Pickel, Sondierstangen, einen Lawinenhund und führte, den Wachtmeister als seinen Stellvertreter und drei Mann in der Baracke zurücklassend, die übrigen Leute mit ihrem Schanzwerkzeug und der einzigen Schneeschaufel auf die Suche nach dem Verunglückten in die Schlucht hinab.

Die niedergegangenen Schneemassen bedeckten die Schluchtsohle verschieden hoch auf einer Breite von hundert bis zweihundert Metern und einer von unten her nicht abzuschätzenden Länge, sie waren hart gepreßt und boten gegen die Brückenpfeiler hinauf den Anblick eines zerrissenen, von Altschnee überlagerten Gletscherabbruches. Die Schluchthänge dagegen waren von pulverigem Schnee so hoch überstäubt, daß man stellenweise bis über die Hüften darin versank. Da und dort ragten dunkle Gegenstände aus der harten Masse, und die Leute liefen eilig danach, aber es waren abgesplitterte Stämme, Strünke und Äste. Der Leutnant sammelte seine Mannschaft am untersten Ausläufer, wo der gestaute Bach versiegte, und ließ sie in lockerer Linie langsam suchend über die Schneeschuttmassen hinauf vorrücken. Es schien hoffnungslos, irgendwo nach der verunglückten Schildwache graben zu wollen, und so mußte wenigstens versucht werden, wenn nicht sie selber so doch eine Spur von ihr an der Oberfläche zu finden.

Die Suchmannschaft kam in die Nähe der kirchturmhohen Brükkenpfeiler und wollte die Hoffnung schon aufgeben, als das Unglaublichste geschah. Aus dem Pulverschnee am linken Schluchthang arbeitete sich mit müden Bewegungen ein weiß überstäubter Mann an den Rand der Lawinenmasse hinauf, und der Mann war – die Leute, die ihn entdeckten, rannten, seinen Namen schreiend, zu ihm hinab –, der Mann war Schelbert.

Er stand da, als seine Kameraden ihn umringten und der Leutnant vor ihn hintrat, blickte sie mit verstörten Augen an und schien die Sprache verloren zu haben.

„Schelbert", sagte der Leutnant, „jetzt fange ich an zu glauben, daß Sie einen Schutzengel haben. Ist doch das reinste Wunder, daß Sie noch leben!"

Schelbert blickte ihn an und schwieg.

„Er ist noch nicht ganz beisammen", sagte einer seiner Kameraden leise. „Vielleicht ist er auf den Kopf gefallen."

Sie suchten ihn dadurch zu wecken, daß sie alles erzählten, was sie gesehen hatten, und ihm Einzelheiten in Erinnerung riefen. Sie sagten ihm, daß er als Schildwache da oben die Lawine zu spät bemerkt habe,

daß er beim Fortrennen gestolpert, hingefallen und gleich nach dem Aufstehen vom Luftdruck über das Geländer hinausgeschleudert worden sei. „Wir haben doch jetzt die ganze Lawine nach dir abgesucht, wir dachten, du seiest mausetot."

Schelbert schwieg noch immer, hörte aber jetzt so angestrengt zu, als ob er wirklich versuchte, sich da alles in Erinnerung zu rufen.

„Sie haben beim Sturz wahrscheinlich das Bewußtsein verloren", erklärte der Leutnant. „Aber vielleicht fällt Ihnen doch dies und jenes noch ein. Es wäre interessant zu wissen, wie und wo Sie gelandet sind ... vermutlich doch weiter unten, oder? Und dann sind Sie, bevor wir kamen, da hinaufgegangen?"

Schelbert machte eine Kopfbewegung, die man für ein Ja nehmen konnte.

„Vielleicht wollten Sie Helm und Gewehr suchen, die haben Sie beim Sturz doch verloren, nicht?"

„Helm und Gewehr?" fragte er nun dumpf und dachte einen Augenblick nach. „Die muß ich vielleicht da oben suchen."

„Auch möglich. Sie wurden ja nur so herumgewirbelt, das hat man gesehen. Aber der Luftdruck muß Sie nicht nur hochgenommen, sondern nachher getragen und glimpflich abgesetzt haben ... oder Sie sind von einer Art Unterströmung, die unter der Brücke durchkam, aufgefangen worden ... Verstehen kann man es nicht, es scheint ganz unglaublich. Aber die Hauptsache ist, daß Sie davongekommen sind."

Damit schickte er ihn mit den übrigen Leuten in die Baracke zurück und ging der Reservemannschaft entgegen, die mit Pickeln und Schaufeln durch die Schlucht heraufkam. Er traf seinen Hauptmann dabei, erstattete Meldung und hatte Mühe, ihm das Vorgefallene glaubhaft zu machen. Die Mannschaft wurde auf dem kürzesten Weg zur Brücke hinaufgeführt, wo sie die hoch überpulverten Geleise auszuschaufeln hatte. Die untere Station schickte einen Reparaturwagen mit Arbeitern, die den Strom ausschalteten und die von verbogenen Trägern herunterhängende Fahrleitung zu flicken begannen.

Schelbert wich allen Fragen aus, er blieb schweigsam, nachdenklich, ja bedrückt, wie ein Mensch, der etwas Schweres zu ertragen hat, ohne es verstehen zu können. Aber plötzlich verlangte er, seinem Leutnant und dem Herrn Hauptmann eine Aussage zu machen. Er wurde in die Barackenkammer des Wachtkommandanten gewiesen, nahm beim Eintritt der beiden Offiziere mit finsterer Miene stramm Stellung an und gestand, daß er ein schweres Wachtvergehen zu bekennen habe. Der Hauptmann bat den Leutnant, ein Protokoll aufzunehmen, und das Verhör begann.

Schelbert erzählte, wie er als Schildwache bei der Brücke jene Bäuerin kennengelernt habe, eine junge Witwe, und sie gern vor der Ablösung noch daheim besucht hätte. Er habe vom Leutnant keine Bewilligung zum Ausgang mehr erhalten, aber sich nicht damit abfinden können. Die Bäuerin sei dann gestern noch einmal zur Brücke herabgekommen, da hätten sie zusammen einen Plan gemacht, und genau nach diesem Plane habe er heute morgen seinen Schildwachposten verlassen und die Zeit bei der jungen Bauernfrau verbracht.

Der Leutnant schlug mit der flachen Hand auf den Tisch und blickte den Geständigen verblüfft an, der Hauptmann bemerkte sehr ernst, ein solcher Fall werde nicht disziplinarisch erledigt werden können, sondern vor Divisionsgericht kommen.

Schelbert nahm dies ruhig hin und fuhr unbeirrt in seinem Berichte fort. Daraus ging hervor, daß er sich vom Korporal um sieben Uhr als Schildwache bei der Brücke aufführen ließ, jedoch schon mit der Absicht, nicht hier stehenzubleiben. Kaum war der Korporal verschwunden, als die junge Frau mit ihrem halb verblödeten Knecht über den Steg kam. Der Knecht war als Soldat verkleidet, er trug die Uniform und Ausrüstung ihres verunglückten Mannes, der vor zwei Jahren an dieser Stelle vom Lawinenwind in die Schlucht hinuntergefegt worden war. Sie sagten ihm, daß er hier nun Schildwach stehen müsse, bis Schelbert zurückkehre, sie schärften ihm ein, wie er sich zu verhalten habe, um nicht aufzufallen, und warnten ihn auch vor der Lawine wie vor den Zügen. Der armselige Mensch, der hier schon mancher Schildwache neugierig grinsend zugesehen hatte, stellte sich gelehrig an und begann den Dienst, erfüllt vom Gefühl seiner Wichtigkeit, mit kindischer Freude. Schelbert und die Frau aber stiegen eilig zu dem nahen Heimwesen hinauf. Während sie noch beisammen waren, hörten sie am gegenüberliegenden Berghang die Staublawine niedergehen. Sie rannten zur Brücke hinab, suchten den verkleideten Knecht und fanden ihn nicht mehr. Schelbert stieg ins Tobel hinunter, um dort nach der Leiche zu suchen, und wurde dabei von der Suchmannschaft des Wachtpostens entdeckt. Von ihr erfuhr er das Geschehene, und weil dabei nur von seiner eigenen wunderbaren Rettung die Rede war, konnte er in seiner Verwirrung die Wahrheit nicht gleich sagen.

Dies war sein Bericht. Das Protokoll wurde ihm vorgelesen, er unterschrieb es und bat am Ende, daß man doch jetzt den Verunglückten in der Schlucht suchen möge. Der Hauptmann versprach, die verlangten Leute vom Lawinendienst mit den Sondierstangen und dem Hunde sofort an die Arbeit zu schicken.

„Schelbert, Sie wissen offenbar, was Sie getan haben“, schloß der Hauptmann. „Das Divisionsgericht ist streng und wird Sie zu einer schweren Strafe verurteilen. Daß Sie aber aus eigenem Antrieb bekannt haben und also die Strafe auf sich nehmen wollen, wird als Milderungsgrund sehr ins Gewicht fallen. Ich meinerseits verzichte besonders aus diesem Grunde, Sie hier sogleich einzusperren. Sie gehen jetzt zu Ihrem Zuge zurück!“ „Zu Befehl, Herr Hauptmann!“ rief Schelbert, und dann bemerkte er noch, mit demselben schweren Ernst, den er während seiner ganzen Aussage bewahrt hatte, Helm und Gewehr seien noch dort oben bei der Frau, er habe in der Hast vergessen, sie mitzunehmen.

Der Hauptmann fragte den Leutnant, dann Schelbert, ob von seinem Zuge einer das Heimwesen kenne, und da man keinen wußte, entschied er, daß Schelbert selber Helm und Gewehr hole.

So kam es, daß vor der Ablösung der Kompagnie der verwandelte Soldat und die mitschuldige junge Frau einander noch einmal trafen. Was sie dabei besprachen und was sie vorher zusammen erlebt hatten, kam erst bei den Verhandlungen vor dem Divisionsgericht an den Tag. Bis dahin bewahrte Schelbert ein Schweigen, das nichts preisgab als den bloßen Tatbestand. Am Vorabend aber gelang es dem menschlich erfahrenen Verteidiger, dem spröden Burschen Geständnisse zu entlocken, die seine zwar offenbare, aber doch nicht ganz durchsichtige innere Wandlung erklärten und begründeten.

Er hatte, wie er beschämt und ungeschickt gestand, bei der jungen Bäuerin mehr gefunden als das gesuchte flüchtige Vergnügen, nämlich das, was einem so leichtsinnigen Burschen wohl nur einmal begegnet, was ihm plötzlich die Augen öffnet und ihn, wenn er etwas wert ist, nun erst zum Manne macht. Noch eh jene Stunde zu Ende war, fragte er sie, ob sie seine Frau werden wolle. Sie erwiderte, sie sei mit ihrem ersten Manne nicht glücklich gewesen und möchte sich diesmal nicht wieder so rasch und unbedacht entschließen, doch gefalle er ihr, sonst hätte sie ihn ja niemals zum Besuche ermuntert, und sie werde ernsthaft darüber nachdenken. Da fuhr drüben mit dem unheimlichen Fauchen, das sie kannte, die Lawine den Berg hinunter. Sie rannten zur Brücke hinab, und als sie den Knecht nicht fanden, packte die Frau den Soldaten mit beiden Händen an den Schultern und sagte erschüttert, mit Sätzen, die er nur allmählich in ihrem Zusammenhang verstand, daß sie nicht wisse, ob dies ein Fluch oder ein Segen sei. Sie habe gewünscht, ihren ersten Mann loszuwerden, und die Lawine habe ihn weggenommen. Dann habe sie gewünscht, diesen beschwerlichen Knecht loszuwerden, und auch ihn

habe die Lawine genommen, im gleichen Soldatenkleid wie ihren Mann, als ob sie das erste Unglück hätte wiederholen und bekräftigen wollen.

„Dafür hat sie mich verschont", antwortete Schelbert, als er es begriff. „Auch ich hätte hier das Leben verlieren können; statt dessen ist mir, als ob ich es bei dir erst recht gewonnen hätte. Für mich hat es nun dieser arme Mensch verloren, und er hat es in der gleichen Uniform verloren wie der Mann, der nicht zu dir paßte; dies alles sollte nicht umsonst geschehen sein, auch wenn der unglückliche Knecht dadurch von seinem elenden Dasein erlöst worden ist. Ich kann es nur so ansehen, und wenn du es auch so ansiehst, ist es für uns beide ein Segen."

Da kamen sie überein, das Ereignis als ein ungeheures Zeichen anzusehen, das sie beide für immer aufeinander anweise, und sie versprachen sich noch auf der Brücke feierlich, Mann und Frau zu werden. Darauf stieg der Mann in die Schlucht hinab, um den Verunglückten zu suchen, und die Frau rief ihm nach, daß sie daheim auf ihn warte.

Er hätte es leicht gehabt, vor seinem Leutnant den wunderbar Geretteten zu spielen, sein schweres Wachtvergehen zu verheimlichen und vielleicht später bei der Schneeschmelze den Verunglückten zu suchen und beiseite zu schaffen, aber nach dem, was auf der Brücke geschehen war, konnte er zuerst nur schweigen. Als er dann wieder bei der Frau eintraf, um Gewehr und Helm zu holen, sagte er zu ihr: „Ich habe mich als Schildwache schwer vergangen, schwerer, als du begreifen kannst, und ich bin immer noch ein Soldat. Meinst du nicht, daß da etwas Dreckiges an mir hangen bliebe, auch wenn alles andere so kommen mußte, wie es kam?"

„Doch!" antwortete sie rasch. „Du mußt es bekennen und die Strafe annehmen. Es ist für uns ja auch dann noch kein ganz sauberer Anfang, weil wir doch daran schuld sind, daß der Seppetoni um sein armes Leben gekommen ist. Ich will eine heilige Messe für ihn stiften, und bei der Brücke sollte auch er ein Kreuz haben. Bekenne du nur, wir wollen das nicht auch noch mittragen!"

„Das freut mich", sagte er. „Ich habe es schon gestanden, ich werde vor Divisionsgericht kommen und viele Monate absitzen müssen, aber dann bin ich es los."

Sie erschrak über eine so schwere Strafe, aber sie mußte ihm recht geben und versprach, getreulich auf ihn zu warten.

Dies alles erfuhr der Verteidiger auf eine etwas umständlichere, sprödere Art am Vorabend der Verhandlungen; er stellte es in seiner

Verteidigungsrede schonend, aber eindringlich so dar und rückte damit den schwierigen Fall erst in jenes rechte Licht, das ihn über das starre Gesetz hinaus dem lebendigen menschlichen Urteil unterbreitete. Das Gericht tönte in seinem Wahrspruch denn auch an, eine so außerordentliche Verknüpfung von Zufällen, die zu einer so entschiedenen inneren Wandlung des Fehlbaren und am Ende noch zu einem so erfreulichen Ergebnis führe, könne man fast nur noch Schicksal nennen. Es verurteilte den Angeklagten zu sechs Monaten Gefängnis, jedoch bedingt, zu einer Strafe also, die ihn wohl noch bedrohen und an sein Vergehen erinnern, aber nicht mehr erreichen konnte, da er selber keinen Augenblick an seiner künftigen Bewährung zweifelte. Sein Leutnant beglückwünschte ihn dazu und meinte, es sei märchenhaft, wie sich ihm alles zum Guten gewendet habe. Schelbert erwiderte ernsthaft: „Es hat so kommen müssen."

Als der sehr nüchtern denkende Hauptmann die Begründung des Urteils gelesen hatte, sagte er lachend zu seinem Leutnant: „Der Aufwand, den das Schicksal da getrieben hat, um aus zwei einfachen Menschen ein Paar zu machen, scheint mir denn doch etwas reichlich."

„Zugegeben!" erwiderte der Leutnant. „Aber ein Mensch wie dieser Schelbert ist mir auch noch nie vorgekommen. Er kann über Abgründen herumklettern, er fällt nicht herunter, er kann im Tunnel einem abspringenden Bremsklotz ausgesetzt sein, er wird nicht getroffen, er kann in diesem Tunnel vor dem Zug herrennen, er wird nicht überfahren, er kann als Schildwache auf einen Posten gestellt werden, wo eine Lawine alles hinwegfegt, er gerät nicht in die Lawine, er kann sich eines schweren Vergehens schuldig machen, er muß die Strafe nicht antreten. Es ist ihm bestimmt, eine junge Bäuerin zu heiraten, und da kann er das Verkehrteste, Verbotenste tun, er tut dennoch immer das Richtige und wird auf diesem scheinbar verrückten Umweg auf die unglaublichste Art geradenwegs ans Ziel geführt. Und zuletzt behauptet er noch, daß alles so habe kommen müssen! Wenn das nicht mehr ist als Glück, dann weiß ich nicht, was man Schicksal nennen sollte."

DER BETTLER UND DAS STOLZE FRÄULEIN

RAINER MARIA RILKE



Es TRAF sich, daß wir – der Herr Lehrer und ich – Zeugen wurden folgender kleinen Begebenheit. Bei uns, am Waldrand, steht bisweilen ein alter Bettler. Auch heute war er wieder da, ärmer, elender als je, durch eine mitleidige Mimikry fast ununterscheidbar von den Latten des morschen Bretterzauns, an denen er lehnte. Aber da begab es sich, daß ein ganz kleines Mädchen auf ihn zugelaufen kam, um ihm eine kleine Münze zu schenken. Das war weiter nicht verwunderlich, überraschend war nur, wie sie das tat. Sie machte einen schönen braven Knicks, reichte dem Alten rasch, als ob es niemand merken sollte, ihre Gabe, knickste wieder, und war schon davon. Diese beiden Knickse aber waren mindestens eines Kaisers wert. Das ärgerte den Herrn Lehrer ganz besonders. Er wollte rasch auf den Bettler zugehen, wahrscheinlich, um ihn von seiner Zaunlatte zu verjagen; denn wie man weiß, war er im Vorstand des Armenvereins und gegen den Straßenbettel eingenommen. Ich hielt ihn zurück. „Die Leute werden von uns unterstützt, ja man kann wohl sagen, versorgt", eiferte er. „Wenn sie auf der Straße auch noch betteln, so ist das einfach – Übermut." „Verehrter Herr Lehrer –", suchte ich ihn zu beruhigen, aber er zog mich immer noch nach dem Waldrand hin. „Verehrter Herr Lehrer –", bat ich, „ich muß Ihnen eine Geschichte erzählen." „So dringend?" fragte er giftig. Ich nahm es ernst: „Ja eben jetzt. Ehe Sie vergessen, was wir da gerade zufällig beobachtet haben." Der Lehrer mißtraute mir seit meiner letzten Geschichte. Ich las das von seinem Gesichte und begütigte: „Nicht vom lieben Gott, wirklich nicht. Der liebe Gott kommt in meiner Geschichte nicht vor. Es ist etwas Historisches." Damit hatte ich gewonnen. Man muß nur das Wort „Historie" sagen, und schon gehen jedem Lehrer die Ohren auf; denn die Historie ist etwas durchaus Achtbares, Unverfängliches und oft pädagogisch Verwendbares. Ich sah, daß der Herr

Lehrer wieder seine Brille putzte, ein Zeichen, daß seine Sehkraft sich in die Ohren geschlagen hatte, und diesen günstigen Moment wußte ich geschickt zu benutzen. Ich begann:

„Es war in Florenz. Lorenzo de' Medici, jung, noch nicht Herrscher, hatte gerade sein Gedicht ‚Trionfo di Bacco ed Arianna' ersonnen, und schon wurden alle Gärten davon laut. Damals gab es lebende Lieder. Aus dem Dunkel des Dichters stiegen sie in die Stimmen und trieben auf ihnen, wie auf silbernen Kähnen, furchtlos, ins Unbekannte. Der Dichter begann ein Lied, und alle, die es sangen, vollendeten es. Im ‚Trionfo' wird, wie in den meisten Liedern jener Zeit, das Leben gefeiert, diese Geige mit den lichten, singenden Saiten und ihrem dunklen Hintergrund: dem Rauschen des Blutes. Die ungleich langen Strophen steigen in eine taumelnde Lustigkeit hinauf, aber dort, wo diese atemlos wird, setzt jedesmal ein kurzer, einfacher Kehrreim an, der sich von der schwindelnden Höhe niederneigt und, vor dem Abgrund bang, die Augen zu schließen scheint. Er lautet:

Wie schön ist die Jugend, die uns erfreut,
Doch wer will sie halten? Sie flieht und bereut,
Und wenn einer fröhlich sein will, der sei's heut,
Und für morgen ist keine Gewißheit.

Ist es wunderlich, daß über die Menschen, welche dieses Gedicht sangen, eine Hast hereinbrach, ein Bestreben alle Festlichkeit auf dieses Heute zu türmen, auf den einzigen Fels, auf dem zu bauen sich verlohnt? Und so kann man sich das Gedränge der Gestalten auf den Bildern der Florentiner Maler erklären, die sich bemühten, alle ihre Fürsten und Frauen und Freunde in *einem* Gemälde zu vereinen, denn man malte langsam, und wer konnte wissen, ob zur Zeit des nächsten Bildes alle noch so jung und bunt und einig sein würden. Am deutlichsten sprach dieser Geist der Ungeduld sich begreiflichermaßen bei den Jünglingen aus. Die glänzendsten von ihnen saßen nach einem Gastmahle auf der Terrasse des Palazzo Strozzi beisammen und plauderten von den Spielen, die demnächst vor der Kirche Santa Croce stattfinden sollten. Etwas abseits in einer Loggia stand Palla degli Albizzi mit seinem Freunde Tomaso, dem Maler. Sie schienen etwas in wachsender Erregung zu verhandeln, bis Tomaso plötzlich rief: ‚Das tust du nicht, ich wette, das tust du nicht!' Nun wurden die anderen aufmerksam. ‚Was habt ihr?' erkundigte sich Gaetano Strozzi und kam mit einigen Freunden näher. Tomaso erklärte: ‚Palla will auf dem Feste vor Beatrice Altichieri, dieser Hoch-

mütigen, niederknien und sie bitten, sie möchte ihm gestatten, den staubigen Saum ihres Kleides zu küssen.' Alle lachten, und Lionardo, aus dem Hause Ricardi, bemerkte: ‚Palla wird sich das überlegen; er weiß wohl, daß die schönsten Frauen ein Lächeln für ihn haben, das man sonst niemals bei ihnen sieht.' Und ein anderer fügte hinzu: ‚Und Beatrice ist noch so jung. Ihre Lippen sind noch zu kinderhaft hart, um zu lächeln. Darum scheint sie so stolz.' ‚Nein –', erwiderte Palla degli Albizzi mit übermäßiger Heftigkeit, ‚sie *ist* stolz, daran ist nicht ihre Jugend schuld. Sie ist stolz wie ein Stein in den Händen Michelangelos, stolz wie eine Blume an einem Madonnenbild, stolz wie ein Sonnenstrahl, der über Diamanten geht –' Gaetano Strozzi unterbrach ihn etwas streng: ‚Und du, Palla, bist nicht auch du stolz? Was du da sagst, das kommt mir vor, als wolltest du dich unter die Bettler stellen, die um die Vesper im Hofe der S^ma^ Annunziata warten, bis Beatrice Altichieri ihnen mit abgewendetem Gesicht einen Soldo schenkt.' ‚Ich will auch *dieses* tun!' rief Palla mit glänzenden Augen, drängte sich durch die Freunde nach der Treppe durch und verschwand. Tomaso wollte ihm nach. ‚Laß', hielt Strozzi ihn ab, ‚er muß jetzt allein sein, da wird er am ehesten vernünftig werden.' Dann zerstreuten sich die jungen Leute in die Gärten.

Im Vorhofe der Santissima Annunziata warteten auch an diesem Abend etwa zwanzig Bettler und Bettlerinnen auf die Vesper. Beatrice, welche sie alle dem Namen nach kannte und bisweilen auch in ihre armen Häuser an der Porta San Niccolò zu den Kindern und zu den Kranken kam, pflegte jeden von ihnen im Vorübergehen mit einem kleinen Silberstück zu beschenken. Heute schien sie sich etwas zu verspäten; die Glocken hatten schon gerufen, und nur Fäden ihres Klanges hingen noch an den Türmen über der Dämmerung. Es entstand eine Unruhe unter den Armen, auch weil ein neuer, unbekannter Bettler sich in das Dunkel des Kirchentors geschlichen hatte, und eben wollten sie sich seiner erwehren in ihrem Neid, als ein junges Mädchen in schwarzem, fast nonnenhaftem Kleide im Vorhofe erschien und, durch ihre Güte gehemmt, von einem zum anderen ging, während eine der begleitenden Frauen den Beutel offenhielt, aus welchem sie ihre kleinen Gaben holte. Die Bettler stürzten in die Knie, schluchzten und suchten ihre welken Finger eine Sekunde lang an die Schleppe des schlichten Kleides ihrer Wohltäterin zu legen, oder sie küßten auch den letzten Saum mit ihren nassen, stammelnden Lippen. Die Reihe war zu Ende; es hatte auch keiner von den Beatrice wohlbekannten Armen gefehlt. Aber da gewahrte sie unter

dem Schatten des Tores noch eine fremde Gestalt in Lumpen und erschrak. Sie geriet in Verwirrung. Alle ihre Armen hatte sie schon als Kind gekannt, und sie zu beschenken war ihr etwas Selbstverständliches geworden, eine Handlung wie etwa die, daß man die Finger in die Marmorschalen voll heiligen Wassers hält, die an den Türen jeder Kirche stehen. Aber es war ihr nie eingefallen, daß es auch *fremde* Bettler geben könnte; wie sollte man das Recht haben, auch diese zu beschenken, da man sich das Vertrauen ihrer Armut nicht verdient hatte durch irgendein Wissen darum? Wäre es nicht eine unerhörte Überhebung gewesen, einem Unbekannten ein Almosen zu reichen? Und im Widerstreit dieser dunklen Gefühle ging das Mädchen, als ob es ihn nicht bemerkt hätte, an dem neuen Bettler vorbei und trat rasch in die kühle, hohe Kirche ein. Aber als drinnen die Andacht begann, konnte sie sich keines Gebetes erinnern. Eine Angst überkam sie, daß der arme Mann nach der Vesper nicht mehr am Tore zu finden sein würde und daß sie nichts getan hatte, seine Not zu lindern, während die Nacht so nahe war, darin alle Armut hilfloser und trauriger ist als am Tag. Sie machte derjenigen von ihren Frauen, die den Beutel trug, ein Zeichen und zog sich mit ihr nach dem Eingang zurück. Dort war es indessen leer geworden; aber der Fremde stand immer noch, an eine Säule gelehnt, da und schien dem Gesang zu lauschen, der seltsam fern, wie aus Himmeln, aus der Kirche kam. Sein Gesicht war fast ganz verhüllt, wie es manchmal bei Aussätzigen der Fall ist, die ihre häßlichen Wunden erst entblößen, wenn man nahe vor ihnen steht und sie sicher sind, daß Mitleid und Ekel in gleichem Maße zu ihren Gunsten reden. Beatrice zögerte. Sie hatte den kleinen Beutel selbst in Händen und fühlte nur wenige geringe Münzen darin. Aber mit einem raschen Entschluß trat sie auf den Bettler zu und sagte mit unsicherer, etwas singender Stimme und ohne die flüchtenden Blicke von den eigenen Händen zu heben: ‚Nicht um Euch zu kränken, Herr... mir ist, erkenn ich Euch recht, ich bin in Eurer Schuld. Euer Vater, ich glaube, hat in unserem Haus das reiche Geländer gemacht, aus getriebenem Eisen, wißt Ihr, welches die Treppe uns ziert. Später einmal – fand sich in der Kammer – darin er manchmal bei uns zu arbeiten pflegte – ein Beutel – – ich denke – er hat ihn verloren – gewiß.‘ Aber die hilflose Lüge ihrer Lippen drückte das Mädchen vor dem Fremden in die Kniee. Sie zwang den Beutel aus Brokat in seine vom Mantel verhüllten Hände und stammelte: ‚Verzeiht –.‘

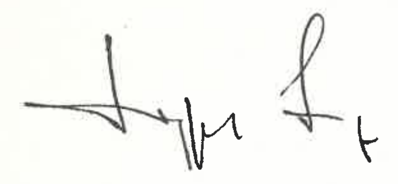
Sie fühlte noch, daß der Bettler zitterte. Dann flüchtete Beatrice mit der erschrockenen Begleiterin zurück in die Kirche. Aus dem eine

Weile geöffneten Tor brach ein kurzer Jubel von Stimmen. – Die Geschichte ist zu Ende. Messer Palla degli Albizzi blieb in seinen Lumpen. Er verschenkte seine ganze Habe und ging barfuß und arm ins Land. Später soll er in der Nähe von Subiaco gewohnt haben."

„Zeiten, Zeiten", sagte der Herr Lehrer. „Was hilft das alles; er war auf dem Wege ein Wüstling zu werden und wurde durch diese Begebenheit ein Landstreicher, ein Sonderling. Heute weiß gewiß kein Mensch mehr von ihm." – „Doch" – erwiderte ich bescheiden, „sein Name wird bisweilen bei den großen Litaneien in den katholischen Kirchen unter den Fürbittern genannt; denn er ist ein Heiliger geworden." Die Kinder haben auch diese Geschichte vernommen, und sie behaupten, zum Ärger des Herrn Lehrer, auch in *ihr* käme der liebe Gott vor. Ich bin auch ein wenig erstaunt darüber; denn ich habe dem Herrn Lehrer doch versprochen, ihm eine Geschichte ohne den lieben Gott zu erzählen. Aber, freilich: die Kinder müssen es wissen!

DER DENKZETTEL

SIEGFRIED LENZ



IN BOLLERUP, Nachbarn, ließ sich der Winter deshalb so gut aushalten, weil jeder auf ihn vorbereitet war. Kaum waren die Felder leer, kaum waren die Mieten aufgeschichtet, die Ställe überholt, die Boote im Schuppen und die Knicks ausgedünnt, da sorgten sie auch schon vor, um den Winter mehr als erträglich zu machen – einen ziemlich einfallslosen Winter übrigens, der sich immer den gleichen Nordost vorspannte, um Grauschleier über die Ostsee zu ziehen, großflockiges Stiemwetter zu inszenieren oder, aber das erst im Januar, löcherige Eisschollen den verkrusteten Strand hinaufzudrücken.

Um sich also auf diesen Winter einzurichten, zogen manche Leute von Bollerup gleich nach den letzten herbstlichen Feldarbeiten in die

benachbarten Misch- und Kiefernwälder und ließen da ihre Bandsägen singen. Mit extra schweren Äxten hieben sie Bäume von der Steilküste los, schräg in der Luft hängende Buchen meistens, die der letzte Sturm fast, aber eben nur fast aus lehmigem Boden gerissen hatte. Zugesägt wurde da, aufgeklaftert, mit Hilfe von klingenden Eisenkeilen gespalten, und dann transportierten sie das geschlagene Holz aus allen Richtungen nach Hause und schichteten es auf, in lustvoll hochgezogenen Stapeln: vor allen Ställen, vor den Küchen, so hoch, daß manch einem die Fenster zuwuchsen.

Keiner in Bollerup sägte verbissener, keiner spaltete und schichtete das Holz genüßlicher als Franz Jesper Feddersen, mein Großonkel, den sie hier, so lange ich weiß, nur den Pedder nannten, weil er unweigerlich in alles reintrat, dem jeder gefühlvolle Mensch nach Möglichkeit ausweicht. Natürlich genügte es dem Pedder nicht, Freude aus vorsorgender Arbeit zu beziehen; als ob er zwei, wenn nicht gar drei Winter hintereinander erwartete, schichtete er seine harzigen Klafter bis zum Dach auf. Allerdings muß ich zugeben, daß er diese besessene Vorsorge nicht nur seinetwegen traf; sie galt ebenso meiner Großtante Helene Feddersen, einer rechteckigen, übertrieben fröstelnden Person, die auch an Sommerabenden ihren Wintermantel trug. Jedenfalls sagten beide wörtlich von sich, daß sie „mit der Kälte auf Kriegsfuß stünden" – etwas Ähnliches hat man bestimmt schon gehört. Es paßte ganz gut zu diesem Franz Jesper Feddersen, daß er sich, als der Wind nach Nordost umsprang, gegen den beruhigenden Holzvorrat lehnte und, auch wenn dabei die Augen tränten, ausdauernd in den Wind starrte, als erwarte er den Winter persönlich.

Der kam, wie so oft, über Nacht; setzte ganz Bollerup Schneemützen auf, füllte Mulden und machte die Felder scheckig, und dem Schilf am Strand verlieh er eine Starre, daß es bei jedem Luftzug knackte und raschelte. Darauf hatte der Pedder nur gewartet: eifrig und, ich muß es sagen, auch geringschätzig trug er einige Arme voll Holz ins Haus und fütterte den Ofen so ausgiebig, daß sogar die beiden Katzen ins Freie drängten und der Postbote vorübergehend die Sprache verlor. Ich kann mir vorstellen, daß dieser Franz Jesper Feddersen sich zufrieden die Hände rieb, wenn draußen der eisige Wind um sein Haus ging, und daß seine eigensinnige Freude nur wuchs, wenn der Frost am Brandteich mit der Peitsche knallte.

So ein Winter von der herrschsüchtigen Art war es, als der Pedder eines Tages feststellte, daß seine Holzvorräte gewissermaßen die Schwindsucht bekamen: hier war etwas geschrumpft, dort eingefal-

len, von den Seiten hatten sich Klafter davongemacht, unter der mit Steinen beschwerten Teerpappe, die alle Stapel vor Nässe schützte, hatten sie sich herausgezogen und das Weite gesucht – es sah ganz danach aus, als wären sie vor seinem Ofen geflohen, der unablässig für zwar würzige, aber beinahe glühende Luft sorgte. Helene hatte das Holz nicht in seiner Abwesenheit verbraucht, das ergab ein einsilbiges Verhör, und da auch der Postbote es nicht mitgenommen haben konnte – er, der niemals fror, der sich sogar mit der Axt scharfkantige Löcher ins Eis hackte, nur, um nicht auf sein winterliches Bad zu verzichten –, und da seine Klafter auch nicht von allein Beine bekommen haben konnten, wurde Franz Jesper Feddersen zunächst nichts anderes als argwöhnisch. Äußerte noch keinen Verdacht, wurde noch nicht unruhig, trug nur, wie gesagt, seinen Argwohn durchs Haus. Der konnte allerdings nicht verhindern, daß in gewissen knirschenden Nächten die Holzstapel abermals schrumpften, besonders die gleichmäßig und ausdauernd brennenden Buchenkloben verschwanden spurlos, worauf der Pedder, nachdem er den Milchnapf der Katzen zum zweiten Mal zertreten hatte, auf stille Art beschloß, sich auf die Lauer zu legen.

Ich wunderte mich nicht darüber, daß seine Lauer nichts einbrachte, daß er keine gebückten Schatten entdeckte, die, an der Scheune bedrohlich vergrößert, die Stapel plünderten und sich unter knarrenden Lasten davonmachten – und zwar deshalb nicht, weil er in der pochenden Hitze des Hauses schon nach wenigen Minuten schläfrig wurde und einschlief. Am nächsten Morgen fehlte etwa die Menge Holz, mit der er, nach seinen Worten, dem Winter drei Tage lang eins auswischen konnte.

Mit reichlicher Verzögerung, wie es seinem Temperament entsprach, suchte er im verharschten Schnee neben den Holzstapeln nach Fußspuren; da waren Katzen vorbeigeschnürt, seine eigenen Pelzstiefel hatten Abdrücke hinterlassen, er entzifferte Helenes Spur und die Spuren von Kaninchen, und dann, als er schon aufgeben wollte, entdeckte er die befremdlichen Fußstapfen eines Wesens, das sich sowohl tretend als auch schleifend vorwärts bewegte. Während der eine Fuß also für ordentliche Abdrücke sorgte, schien der andere nur zischend über den Schnee gefahren zu sein – eine Erscheinung, die Franz Jesper Feddersen so beeindruckte, daß er die Spur verfolgte, durch den Gemüsegarten, gebeugt am schlappen Grünkohl vorbei, weiter über das verschneite Feld in Richtung Hünengrab, und immer noch gebeugt bis zu einem flachen, gleichwohl spurentilgenden Bach. Weiter ging er nicht, weiter lohnte es sich nicht zu

gehen. Er sah auf und erblickte die beiden letzten Gehöfte von Bollerup, aus deren Schornsteinen es, wenn auch nicht friedlich, so doch dekorativ qualmte: in einem lebte Jörn, im andern Jens Otto Feddersen, der Dorsch. Grinsend trottete er dann nach Hause, geradeso, als ob er schon genug wüßte, kam also an und fand eine Großtante Helene, die vor Erregung ihr Gesichtszucken bekommen hatte.

Natürlich hatte sie den rapiden Schwund der Holzvorräte entdeckt, und in ihrer vorauseilenden Sorge sah sie sich nicht nur fröstelnd, sondern bereits steif und festgefroren. „Als Eiszapf", sagte sie, „wirst sehen, Jesper, daß ich noch als Eiszapf ende, wenn unsere Vorräte so das Laufen kriegen." Sie wimmerte. Sie erregte sich. Sie drohte zum Fenster hinaus in Richtung Hünengrab. „Herrgottnochmal", rief sie, oder so ähnlich, „vielleicht hat uns jemand den Kältetod zugedacht, und du, Jesper, siehst zu!" – „Bisher", sagte der Pedder, „ist noch kein Grund zur Panik, aber damit das Gesichtszucken nachläßt, könnte ich ja was unternehmen."

Danach trug er gemächlich eine Anzahl Holzscheite in die Wohnung, höhlte diese Holzscheite nacheinander aus, schnappte sich das Säckchen mit Schwarzpulver und machte aus den Scheiten sozusagen hölzerne Granaten. Die Höhlungen wurden sorgfältig verschlossen, die Scheite wieder hinausgetragen zu den Stapeln und dort so verteilt, daß der Dieb, von welchem Ende er auch Pedders Holz abtrug, zumindest ein mit Pulver gefülltes Scheit nach Hause tragen mußte. Das reichte allerdings nicht aus, um Helenes Furcht vor einem Kältetod zu verringern. „Auf die Lauer legen mußt du dich", sagte sie. „In die kalte Scheune einsperren mußt du ihn", sagte sie, „und zwar zumindest für drei Tage." Franz Jesper Feddersen winkte langsam ab und antwortete mit unheilvollem Lächeln: „Was seinen Lauf nehmen soll, hat schon seinen Lauf genommen, denn letzte Nacht ist wieder Holz verschwunden."

Während Helene Feddersen jammernd die Hände rang, die verbliebenen Holzscheite abzählte und sogar erwog, sie mit verräterischer Farbe zu streichen, schleppte der Pedder wortlos zwei bequeme Stühle vor das Fenster, das den Blick in Richtung Hünengrab freigab, nötigte die Frau, Platz zu nehmen und die Dächer der beiden letzten Gehöfte, insbesondere das von Dorsch Feddersen, „still im Auge zu behalten", wie er sagte. Und er sagte auch: „Warum alles aus mißlicher Nähe regeln, wenn es auf Entfernung viel unterhaltsamer geht?" Und dann warteten sie noch ein bißchen länger, noch etwas, meinetwegen können sie Tee mit Kandis trinken oder zwischendurch eine Fliederbeersuppe löffeln, die ja auch gegen Kälte gut ist – je-

denfalls müssen sie sich bis zu violetter Winterdämmerung gedulden.

Gerechter Lohn des Wartens: auf einmal spielte Jens Otto Feddersens Ofen in seinem Haus Silvester. Nach einer schön gezackten Stichflamme schossen sprühende Wunderkerzen durch die Fenster, flammende Knallfrösche hüpften zum Bach hinab, eine helle, rotierende Sonne stieg in die Luft, und das schwere, das schneebemützte Dach lüftete sich ein wenig und sackte mit gestöhntem U-Laut wieder zurück – so tief, daß es auf dem Haus lag wie eine Mütze, die man viel zu tief in die Stirn gezogen hat. Eine Feuersbrunst entstand nicht.

Franz Jesper Feddersen forderte seine Frau auf, sich kältegerecht anzupellen, warf selbst die gefütterte Joppe über, und dann stiefelten sie beide in Richtung Hünengrab und weiter zu den letzten Gehöften, wo ein versengelter Dorsch hastig Hausrat und wertvollen Besitz ins Freie trug, unter anderem auch sein aus Eiche angefertigtes Holzbein für sonntags. Bevor ihm Pedder seine Hilfe anbot, erkundigte er sich teilnahmsvoll nach dem Grund des Unglücks. „Ach“, sagte Jens Otto Feddersen, „war man nix als der Ofen, ist einfach vor Altersschwäche explodiert.“ – „Soll vorkommen“, sagte der Pedder, „aber ich hab’ auch schon gehört, daß manche Öfen nur deshalb explodieren, weil ihnen ein gewisses Holz nicht bekommt.“ – „Das“, sagte der Dorsch, „kann gut sein, darum werde ich mir nächstens das Holz von weiter weg herholen.“

STERBEN DES CINQ-MARS

ARNOLD ZWEIG

Arnold Zweig

Es ist glaubwürdig überliefert, daß Ludwig der Dreizehnte in der Stunde, da Cinq-Mars, noch eben sein Günstling, das Schafott bestieg, um enthauptet zu werden, zu irgendwem sagte: „Ich möchte wohl wissen, was er jetzt für ein Gesicht macht!“ Diese überaus königliche, unter Lächeln vorgebrachte Unanständigkeit sollte eine

überraschende Antwort erfahren, obgleich sie keiner wert war, und auf seltsamem Umwege.

Am 14. Juni 1642 hatte ein Hauptmann der Großmusketiere den Marquis von Cinq-Mars, der durch die Gunst des Kardinal-Herzogs von Richelieu mit zweiundzwanzig Jahren Großstallmeister und Liebling des Königs geworden war, samt seinem Freunde Gaston de Thou und dem Herzog von Bouillon in Narbonne um Hochverrat verhaftet, begangen durch ein Bündnis mit Spanien zur Ermordung des Kardinals. Obgleich die Edelleute, ihre Haltung bewahrend, dem Gericht alles ableugneten, was man ihnen vorhielt, stand ihre Verurteilung doch außer Zweifel, denn sie hatten, ihre Partei zu stärken, unglücklicherweise Gaston von Orléans, den Bruder des Königs, in die Verschwörung gezogen, weil er den strengen Minister herzlich haßte. Gaston war jener große Herr, der eines Tages nach seinem Lever, das in Gegenwart vieler Edelleute des Gefolges und einiger Freunde vor sich ging, seine Taschenuhr vermißte – eine goldene und emaillierte Kostbarkeit, an der er sich beständig, und beim gestrigen Entkleiden noch, erfreute. Aufgefordert, die Türen schließen und jedermann sofort durchsuchen zu lassen, entgegnete er: „Ich wünsche vielmehr, daß jedermann sich sogleich entferne, damit sie nicht in irgendeiner Tasche zu schlagen komme und mit ihrem hübschen Geläute den verrate, dem sie so sehr gefallen hat.“ Diese Denkart, human und vornehm, befähigte ihn nicht aber auch zu politischen Komplotten; und so gab er, verwirrt und eingeschüchtert von den Drohungen des von Spähern gewarnten Kardinals, schließlich alles zu Protokoll, was er wußte – und man hatte ihm nichts verschwiegen –, um sein Leben zu retten, das übrigens nicht sehr bedroht war, weil er aus dem königlichen Blute stammte und Ludwig den allzu drückenden Minister durchaus nicht liebte. Obgleich der Spruch noch nicht gefällt war, umständlicher Gerichtsordnung wegen, erörterte man überall in Frankreich, wo Herren vom Adel einander trafen, doch nur, ob alle drei Gefangenen enthauptet werden würden oder ob Bouillon, als der am wenigsten Bloßgestellte, noch irgendwie loskommen könne. Denn seit der Hinrichtung des Letzten aus dem Hause Montmorency, einer Familie, adliger als die Könige Frankreichs selbst, kannte man den Kardinal als schonungslos und mutig genug, um mit Geist wie mit Gewalt die selbstherrlichen Feudalen unter die Botmäßigkeit der königlichen Macht zu zwingen. Die Trauer in der Familie des Hauptschuldigen galt daher einem fast schon Toten, obwohl der Vater des jungen Cinq-Mars, der Marschall d'Effiat, beim Könige selbst fast kniefällig um die Gnade der Ver-

bannung für seinen Sohn gebeten hatte, aber Ludwig, verlegen und ganz aufrichtig, hatte achselzuckend versichert, der Kardinal bestehe auf der gerechten und entsprechenden Strafe und es sei ihm unmöglich einzugreifen. „Er redet vom Ansehen der Krone", sagte der Monarch, indem er bekümmert mit dem Degen Figuren aufs Parkett schrieb, „und dann, sag selbst, kann niemand gegen ihn aufstehen – ich auch nicht ... Ich hatte den Jungen gern", schloß er die Audienz, „aber jener spielt meinen Sohn gegen den deinen aus ..." Und kaum hatte man im Hause des Marschalls das Unabänderliche mit zusammengebissenen Zähnen hinzunehmen gelernt – denn damals, in der Zeit der Komplotte, entehrte der Tod auf dem Schafott einen französischen Edelmann durchaus nicht, weil es eine ganze Anzahl Familien von Uradel gab, die es sich als Recht zuschrieben, gegen den Kardinal, simplen Herrn von Du Plessis, zu konspirieren, der mit haßloser Strenge und erfolgreich unternahm, ihre wirkliche Macht im Staate ganz auszutilgen –, als eine Nachricht einlief, geeignet, in die Familie des Gefangenen neues Entsetzen und endgültige Lähmung zu tragen: Henri sei durch die Trennung von seinem Freunde Gaston in unhemmbare Schwermut verfallen und weigere sich, genügend zu essen, da ihn nicht hungere; er sei blaß geworden und magere ab ... Dies bedeutete, wie man erriet, daß die unterirdisch zehrende Todesfurcht den Vorwand dieser Trennung ergriffen hatte, um endlich Macht über den Gefangenen zu bekommen, und drohte der Familie mit Gefahr der Schande. Denn falls das Urteil, wie wahrscheinlich, erst im Herbst gesprochen wurde, hatte er bis dahin alle Kräfte des Körpers und der Seele eingebüßt, die ihn sonst den Tod in so jungen Jahren mit dem gehörigen Anstand hätten ertragen lassen; seine Gebrochenheit hätte bei jedermann für feige und schmähliche Angst vor dem Schwerte gegolten, und mit seinem Angedenken wäre Ehre und Ruf seiner Familie unerträglich besudelt, wenn nicht auf immer vernichtet worden. Das zu vermeiden, mußte jedes Mittel gelten, und nach drei Tagen voller Angst und verstörter Beratung ließ sich die Mutter Henris, die Marschallin Marquise d'Effiat, in ihrer Sänfte zum Kardinal tragen, der sie nach fünf Minuten Wartens sogleich empfing.

Er saß, ein sehr hagerer und martialischer Greis, fröstelnd in seinem großen Stuhle mitten im Gusse des Lichtes und der Hitze eines regenlosen Juli; das gelbliche und weißhaarige Haupt, das durch seinen Schnurr- und Knebelbart mehr einen Soldaten und noch viel mehr einen Staatsmann als einen Priester anzeigte, im Schatten eines blaugrünen Vorhanges von der damals neuen und sehr beliebten Farbe; er kränkelte, wie man wußte, und manche sprachen von lang-

samem Gifte in seinem von vielen Ritten und manchem Feldzuge gehärteten Körper. Er ließ sich von seinem Sekretär, dem er gerade aufgehört hatte zu diktieren, beim Aufstehen unterstützen und stand, bis die Marschallin saß; dann setzte auch er sich nieder, indem er den Schreiber fortschickte, und begann die Unterredung mit den Worten: Er hoffe, die Frau Marquise komme nicht, um das Leben eines Menschen zu bitten, der sich selbst getötet habe. Die Dame, erbleichend unter ihrer Schminke und dem modischen Puder – denn sie hatte im innersten Herzen von dem einst Befreundeten dennoch, trotz ihres Besserwissens, das zu erbitten gehofft, was ihrem Gatten der König nicht hatte gewähren können –, erklärte sofort mit kalter Stimme, sie sei davon fern; und sie berichtete schnell, hart, gefaßt und kurz, welche Nachricht sie erhalten hätten, was daraus folgere, und daß gegen diese Folgen unbedingt, ohne jede Einrede, etwas zu geschehen habe, und sie sei gekommen, alsbald anzugeben, was. „Ich bedarf Ihrer Einwilligung, Kardinal, und Sie werden sie geben; denn gesetzt, daß mein Sohn verdient hat zu sterben – wir alle haben nicht verdient, entehrt zu leben." Richelieu hielt seine langen und gelben Hände ins Sonnenlicht, wendete sie einen Augenblick schweigend und nachdenklich um und um und antwortete dann, indem er damit begann, daß er völlig offen zu reden vorhabe: „Ich sollte daran denken, Madame, daß ich sehr bald nicht mehr dasein werde, Frankreich zu dienen, und also, um ins Kommende zu greifen, Ihrem Ersuchen nicht willfahren. Denn wenn sich an dem sichtbaren Beispiel Ihres Sohnes zeigen ließe, daß die Herren, die sehr wohl wissen, sich dem Landesfeinde zu verbünden, um die Krone zu schwächen, dafür ein starkes Sterben um so weniger verstehen, so wäre das Ansehen solcher Verschwörungen auf sehr dienliche Weise gemindert und alle meuterischen Edelleute in Ihrem Sohne von vornherein beschimpft als im Grunde feige. Ich würde es für ein sehr erwünschtes Ziel halten, das Ehrgefühl des Adels ein wenig zu unterhöhlen; auf eine unschuldige Familie dürfte es dabei niemandem ankommen." Die Marquise, entsetzt von der ruhigen Klugheit dieser Räsonnements, die sie früher entzückt hatte, sagte: „Lassen wir die Theorie und gehen wir zu meinem Sohne über." – „Ich bin bei ihm", meinte der Kardinal angeregt und vertieft. „Wenn ich sicher wäre, noch lange Zeit, sagen wir noch zwei ganze Jahre, zu leben, wäre mir die Beschimpfung Ihres Sohnes willkommen und selbst Pflicht. Denn Ihr Sohn war meine Kreatur" – der Sprechende hielt einen Augenblick inne und ergriff eine schwarzgestielte große Lupe, um die Sonnenwärme über seiner Linken zu verdichten, während die Marquise nur mit Mühe

ermöglichte, ihm nicht ins Wort zu fallen, außer sich vor Zorn und Schmerz –, „und Ihre Schande würde den Familien meiner Geschöpfe wertvolle Mahnung sein, straff zu mir zu halten. Aber“, sprach er weiter, und zwar schnell, weil er sah, auf welche Art die Finger der Marquise sich um die Armlehnen ihres Sessels schlossen: er habe nicht mehr zwei Jahre vor sich, er verzichte auf neue Kreaturen, und er gedenke allzusehr der Freundschaft und großen Zuneigung, die ihn dem Schuldigen und seinem Hause ehedem verbunden habe; daher willige er in alles, was man vorhabe, sofern dem Urteil seine Vollstreckung werde. „Daran wird es nicht fehlen“, sagte die Marquise mit vor Erlöstheit schwacher Stimme, „alles wird sich unter den Augen Eurer Eminenz abspielen“, und sie unterdrückte mit grimmiger Kraft die glücklichen Tränen, die ihren Augen entstürzen wollten, weil sie dem Feinde und Quäler nicht gönnte, zu sehen, wieviel er ihr schenkte.

Auf die Frage, was geschehen solle, erklärte sie, es müsse dem Gefangenen geheim mitgeteilt werden, er und sein Freund würden keinesfalls eine andere Strafe als Verbannung erleiden; und zwar müsse die Botschaft, um glaubhaft zu sein, den Anschein äußersten Geheimnisses aufzeigen. Ob es richtig sei, daß die Gefängnisse, in deren einem Henri sich befand, so kalt seien, daß sie auch noch im Sommer Feuer im Kamin bedürften, um nicht tödlich zu werden? „Ja“, sagte schaudernd der Kardinal und rückte seinen Stuhl der Sonne näher. Dann gedenke sie zu verfahren wie folgt; und sie eröffnete ihm ihre Absichten, der darauf versprach, den Gouverneur entsprechend zu unterrichten. Alsbald erhob sich die Marquise; und Richelieu unterließ es nicht, ihre Hand zu küssen und sie, einen Stock zu Hilfe nehmend, bis zur Tür zu begleiten. „Sie müssen mir das erlauben, Marquise, ich schulde das, wenn nicht der Marschallin d'Effiat, so gewiß der Mutter“, sagte er als letztes Wort dieser letzten Begegnung mit einer Freundin von einst.

Zwei Tage darauf übergab der Schließer Cinq-Mars zum Frühstück vier Eier in einem silbernen Korbe, der das Wappen seiner Familie trug: seine Mutter bitte ihn, diese Eier sich selbst zur Kurzweil zu rösten und sie um ihretwillen zu verzehren; sie werde ihm jeden Morgen aus der Meierei frische senden lassen. Der junge Mann nahm den Behälter mit der Aufwallung von Freude, die lange Eingesperrte von jeder Veränderung der Dinge um sie her empfangen, in seine vernachlässigten und leicht grauen Hände, erkannte ihn als den Brotkorb des mütterlichen Frühstücks und betastete seine Ornamente mit der großen Zärtlichkeit des Erinnerns; und gewohnt, zu gehor-

chen, näherte er sich dem Kamin, von dem aus große Buchenscheite mit der trägen Kälte kämpften, welche Wände und steinerner Fußboden von der Nacht her noch ausatmeten. Als er das oberste mit der Feuerzange behutsam über den Gluten drehte, bedeckte es sich schnell mit schwarzen Punkten und Strichen, die sich zu Schriftzügen verbanden und ordneten. Er erschrak so sehr, daß das kostbare Ei der zitternden Zange fast entfiel, und Schweiß stand ihm unter den Haaren: die Handschrift der Marquise, entstellt nur durch die ungewohnte Wölbung der beschriebenen weißen Schale! Er las: „Botschaft auf allen Eiern, großes Geheimnis." Er ließ das Entzifferte liegen. Sie hat sich chemische Tinte verschafft, dachte er, während sein Herz und Puls den ganzen Körper erschütterten, so daß er sich erst eine Minute niedersetzen mußte, um seinen Händen die Ruhe des Handelns wiederzugeben; dann röstete er eins nach dem andern. „König Gnade versprochen, Verbannung", sagte das eine, „morgen mehr Eier essen, sonst Verdacht" das nächste und „R. krank, Prozeß zum Schein, guten Muts" das letzte. Darauf weinte er lange und wild, und noch in Tränen vollendete er das Rösten, aß alle vier Eier mit einem beinernen Löffel und dem Salz, in das die Eier gebettet lagen, und sah auf den erkalteten Schalen die Schrift verschwinden. R. heißt Richelieu, dachte er eine Stunde danach noch immer ohne Fassung, R. heißt Richelieu.

Er war ein Kranker gewesen, der an seinem kommenden Tode zugrunde ging; von diesem Tage an wurde er gesund und jung, er aß wie einst, lief, um sich geschmeidig zu machen, stundenlang durch seine beiden großen Räume; plötzlich – aber nicht überraschend, denn das Ei sagte es voraus – gewährte man ihm Stunden, in den Höfen des Schlosses umherzugehen. Er nahm es als ein Zeichen der Gewißheit alles dessen, was täglich in zerbrochenen Sätzen, als goldenes Frühgeschenk jedes neuen Sonnenaufganges, das zaubernde Feuer ihm weissagte. Zusammengefaßt lauteten die Botschaften der Mutter so: Der Prozeß werde zum Schein mit einem Todesurteil enden; aber ein Patent als Leutnant in den Regimentern, die nach Westindien gingen, sei schon ausgefertigt, und im Hafen von Lyon werde, wenn er auf dem Marktplatze dieser Stadt das Schafott besteige, schon die Brigantine liegen, die ihn zur Flotte und nach neuem Lande, neuem Frankreich tragen solle. Niemand zweifle, daß er sich auszeichnen werde, und dann sei, nach dem Tode des Kardinals, seine Rückkehr gewiß. Daß er sein Todesurteil hören und das Haupt auf den Block beugen müsse, ehe ihm die Gnade seines Königs gesagt werde, sei wie stets Bedingung; aber zwei Zeichen sollten ihm

versichern, alles sei nur Schein: der Henker werde sein Haar nur zusammenbinden, nicht scheren, und ehe man ihm die Augen verhülle, werde er die Kutsche der Familie am Fuße des Gerüstes sehen, nicht in Trauer, sondern von den Stirnen der Pferde würden die Straußenfedern weiß-grün herabgrüßen wie an den Tagen großer Gala. De Thous Geschick sei dem seinen gleich; „danke deinen Richtern", sagte das Ei. Und so erlebten die hohen Gerichtsbeamten, als sie, die beherrschten Antlitze umrahmt von den harten Locken der Perücken, die Todessentenz verkündeten, jenes Erstaunliche, daß einer der Verurteilten ihnen hellen Auges für den gnädigen Spruch dankte, der ihnen ermögliche, ihr Blut, wo auch immer, für Frankreichs Größe auszuschütten – „wo auch immer".

Am Morgen des zwölften September stand er auf dem Schafott wie auf einem Schaugerüst; prangend in Gold und perlmutterner Weiße lag die Stadt unter ihm, sie schwang sich zauberische Hügel von Herbstwald hinauf, und draußen, blau wie ein göttlicher Stein, stieß die Rhône strömend zum Horizont. Mit dem Winde drang ein erschütterndes Glück an sein Herz; grün-weiß nickten die Farben des Hauses von den Federn der Pferdestirnen. Leuchtenden Auges küßte er den Freund auf den starren Mund, ungeduldig schritt er zum Block, das weiße Stäbchen brach; der Strom, der Strom, dachte er, indes der Henker ihm das Haar zum Schopfe band, und meinte damit: Freiheit, Freiheit. Und ehe man ihm die Augen verhüllte, stieg, als er kniete, das Glück seines Herzens in seligem Lächeln auf sein Gesicht; dann fuhr das Schwert herab in einem sonneblitzenden Kreise. Als der Henker aber das Haupt, ohne Binde und triefend, an den langen Haaren den Zuschauern zeigte, grüßte von dem weißen Antlitz eine so strahlende und stolze Freude, daß ein Schrei des Bewunderns antwortend die Neugier des Volkes in Anbetung wandelte.

Das Gerücht dieses lachenden Sterbens langte eher in Paris an als die Kutsche, die, aber ohne Gala, die Leiche des Sohnes zu den Eltern brachte. Ganz Paris, der ganze große Adel der Provinz schrieb sich in diesen Tagen an der Tür der Familie ein, und die Marquise empfing alle, auch die fernsten Bekannten. Sie saß starr und schwach in ihrem großen, geschmückten Bette und ließ sich ehren; eine Woche danach starb sie, und nur der Kardinal wußte, worin sie all ihre Kraft so hastig verbrannt hatte: in dem Feuer, das jene Eier röstete. Und darum verbot er brüsk, daß zu ihrem Begängnis mit dem König auch Gaston von Orléans hinter der Bahre herfahre, hinter der, nächst der königlichen, auch seine Kutsche ging, in der er saß, nachdenklich, bewundernd und trotz schweren Pelzes fröstelnd.

DER JUNGE STUDENT UND DER ALTE MANN

FRIEDRICH HUCH

Friedrich Huch.

Der sehr junge und schüchterne Student und der alte Mann saßen sich in dem kleinen Restaurant „Zum Ritterbusch“ mittags stets gegenüber. Sie kannten sich nicht, doch war zwischen ihnen ein stummes Einverständnis, von dem nur sie selber wußten. Der Student empfand für den alten Mann stillschweigende Teilnahme und Freundschaft, da er sah, daß er so sehr allein war, und diesem Gefühl mischte sich eine leise Neugier bei und eine kleine, jugendlich-naive Eitelkeit, denn die Blicke des alten Mannes ruhten manchmal stumm und sinnend auf ihm, mit verhaltenem Wohlwollen, das auszudrücken schien: Ich weiß etwas, aber ich sage es nicht. Unter den Gästen galt er als vergrämter Sonderling, der Kellner redete ihn „Herr Privatier“ an; er trug eine große goldene Brille, durch die seine Augen voll und ernsthaft blickten, und sein weiches Haar war weißlichgrau.

Wochenlang dauerte ihre stumme Bekanntschaft.

Da begab es sich einmal, daß der alte Herr beim Essen sein Gebiß verlor. Die Gäste lachten unterdrückt, und während er es in preisgegebener Verlegenheit wieder im Munde zu befestigen suchte, ging sein Blick halb hilflos, halb forschend und beinahe flehend zu dem Studenten hinüber, als wolle er fragen: Gehörst du auch zu den herzlosen, kalten Menschen, die einen im Unglück verlachen?

Der Student lachte nicht; er sah rot und verlegen aus und hielt die Augen gesenkt. Aber später hatte er das Gefühl: Heute werde ich ihn kennenlernen! – denn während des Restes der Mahlzeit sandte ihm der alte Mann mehrere Male einen sprechend dankbaren, stummen Blick zu, so, als hielte ihn nur die Anwesenheit der Gäste zurück vom Reden. Der Student zahlte, der alte Herr beeilte sich, ebenfalls zu zahlen, und draußen auf der Straße trat er sogleich auf ihn zu.

„Mein Herr“, sagte er, „ich danke Ihnen für Ihre taktvolle, stumme

Teilnahme bei Tisch! Sie hat mir das Bild bestätigt, das ich schon seit langem von Ihnen in mir trug. In unserer Zeit, der das Gemüt verlorengegangen ist, tut einem jedes Zeichen wahrhaften Zartgefühles wohl!"

Ehe der Student etwas antworten konnte, fühlte er eine alte, kühle, gute Hand, die sich mit festem Druck um die seine schloß.

„Das wollte ich Ihnen sagen", fuhr der alte Herr fort, „und nun will ich Sie mit meinem Dank auch nicht länger aufhalten; ich habe es mir zur Lebensregel gemacht, mich niemand aufzudrängen – obgleich ich Ihnen noch mehr zu sagen hätte!"

Dem Studenten stieg das Blut etwas in die Schläfen. Ihm, der die Schulbank kaum verlassen hatte, war es ungewohnt und neu, daß ein alter Herr, der fast sein Großvater hätte sein können, in solchem Ton der Gleichheit, ja der Unterordnung zu ihm sprach. Der Schluß der Rede aber machte ihn neugierig, denn darin lag wieder das Geheimnisvolle, das er schon früher spürte. Halb in Verlegenheit antwortete er schnell und nicht ganz glatt:

„Ich weiß nicht, was Sie meinen; aber wenn sich jemand aufdrängt, so bin ich das doch natürlich, da ich Ihnen Ihre Zeit fortnehme und Sie so gütig sind, sich mit mir zu unterhalten."

Die Wirkung dieser Worte war, daß sich der alte Herr nun vorstellte – der Student stieß rasch seinen eigenen Namen heraus, wieder in dem Gefühl, hier hätte ein umgekehrter Vorgang stattfinden müssen, und daß Herr Meyer – denn so hieß der alte Herr – dann langsam neben ihm herging.

„Wissen Sie", begann er nach einer Pause, wie mit einem Entschluß, „daß ich Ihnen etwas zu gestehen habe? Seit langem schon habe ich Sie im stillen beobachtet und den Wunsch, ja die Sehnsucht gehabt, Sie kennenzulernen, ich, der ich sonst allen Menschen aus dem Wege gehe! Sie erinnern mich unsagbar lebhaft an jemanden ...", er stockte, und dann ergänzte er bewegt: „An meinen Pflegesohn! Er ist lange, lange tot, er starb, wie er in Ihrem jungen Alter stand. Ganz dasselbe liebe, blonde Gesicht, der Schnitt des Kinns, der Ausdruck der Augen – ganz das gleiche!"

Herr Meyer schwieg, und der Student, halb voll Teilnahme, halb geschmeichelt und doch wiederum unbewußt etwas enttäuscht, sagte auch nichts. Herr Meyer las in seinem Gesichte das Mitgefühl und glaubte fortfahren zu dürfen. „Interessiert Sie seine Geschichte? Es drängt mich, sie gerade Ihnen zu erzählen!", und als der Student eine eifrig zustimmende Bewegung machte, hub er an. Er redete lange, mit vielen Abschweifungen, und als er zum Ende gekommen war,

schloß er: „Die Geschichte interessiert sonst niemanden, alles liegt jahrzehntelang zurück, aber bei Ihrem Anblick ist es wieder so lebendig in mir geworden! Seien Sie nicht böse darüber, glauben Sie nicht, ich sei geschwätzig; ich rede sonst so gut wie zu niemandem, stehe vollkommen allein auf der Welt, lebe sehr bescheiden – obgleich ich's besser könnte – und vermache mein Geld den Armen, da ich niemand wüßte, dem ich's sonst vermachen könnte."

Dem Studenten tat dieser alte Mann leid. Der ruhige, schlichte Ton seiner Stimme ließ ihn seine eigene Schüchternheit überwinden, er glaubte sich dankbar erweisen zu müssen, und so fragte er, als Herr Meyer an einer Brücke stehenblieb, indem er meinte, er habe ihn nun genugsam aufgehalten: ob er ihn nicht seinerseits ein Stück zurückbegleiten dürfe. Herr Meyer ging hierauf mit lebhafter Freude ein. Er stellte nun Fragen, die den Studenten selbst betrafen: wie er lebe, ob er viele Freunde habe und welche Vorlesungen er besuche. Und während der Student auf alles antwortete, überlegte er eine neue Frage, zweifelnd, ob er sie wagen dürfe. Als sie dann endlich wieder stehenblieben, sah er ihm unsicher, aber warm und bittend in die Augen und sagte zögernd:

„Wenn Sie auch so einsam leben und meine trockene Gesellschaft Ihnen nicht langweilig ist – – vielleicht ist es dann nicht das letztemal, daß wir so miteinander spazierengehen? Und dann" – Herr Meyer errötete – „und dann würde es mir auch Freude machen – Ihnen zum Beispiel für nächsten Sonntag ein Theaterbillett zu schenken. Nehmen Sie es an?"

Der Student konnte diese Bitte nicht wohl abschlagen, und er freute sich auch über das Geschenk, obgleich – kürzer als einen Augenblick – eine Empfindung durch seine Seele streifte, über die er sich nicht Rechenschaft gab.

Am nächsten Tag, als er ins Restaurant kam, saß Herr Meyer schon am Tisch und sagte, daß er mit der Suppe auf ihn gewartet habe. Dann gingen sie wieder spazieren; am dritten Tag ebenfalls. Dem Studenten war dies im Grunde nicht sehr lieb, aber als Herr Meyer fragte, ob er vielleicht etwas anderes vorhabe, sagte er der Wahrheit gemäß: Nein. So ging es auch die nächsten Tage. Nachdem ungefähr eine Woche vorüber war, zeigte sich Herr Meyer eines Tages einsilbig und zerstreut, und schließlich sagte er in beinahe feierlichem Ton: „Ich habe diese ganze letzte Zeit, besonders aber von gestern auf heute, darüber nachgedacht: Tue ich alter Mann auch recht, daß ich Ihnen Ihre sorglose, jugendliche Zeit raube? Daß ich sie Ihnen in Zukunft vielleicht noch mehr rauben werde? Ich habe das

Gefühl: Wir könnten Freunde werden! Aber sagen Sie mir ganz aufrichtig und offen: Ist Ihnen meine Gesellschaft auch wirklich nicht lästig? Ich ziehe mich dann sofort, ein für allemal, zurück und würde Sie begreifen!"

Einfach, ohne jedes Pathos, sprach er diese Worte; wieder tat er dem Studenten sehr, sehr leid, er hatte das Gefühl: wenn mir jemand seine Freundschaft in so warmer, herzlicher Weise anträgt, so muß ich dies Gefühl ebenso erwidern, zumal ich doch viel jünger bin, und es wäre roh von mir, wenn ich jetzt Herrn Meyer antworten würde, daß ich ihn eigentlich lange nicht so gern habe, wie er mich zu haben scheint! So arbeitete er denn eine Antwort heraus, die besagte, daß es ihm wirklich nur große Freude bereite, mit Herrn Meyer zusammen zu sein. Dessen Züge verklärten sich, beruhigt und dankbar drückte er ihm die Hand.

Zunächst gingen sie täglich weiter miteinander spazieren, dann aber lud ihn Herr Meyer eines Abends in ein großes Restaurant, und von nun an trafen sie sich auch oft zweimal am Tage. Herr Meyer bestand darauf, daß er sich die besten Dinge aus der Speisekarte heraussuche: Er sei sein Gast, er möge es ihm erlauben, sich in vergangene Zeiten zurückzuträumen. Zunächst gefiel dem Studenten dies alles noch ganz wohl; er suchte die unbehagliche Stimmung, die er empfand, auch eine leise Langeweile, zu unterdrücken und ließ sich bei den guten Speisen und Weinen mit willigem, dankbarem Interesse die langen Geschichten gefallen, die Herr Meyer aus der Vergangenheit hervorholte, die sich immer wieder auf den verstorbenen Pflegesohn bezogen, und als Herr Meyer ihn eines Abends fragte, ob er ihn wohl „Herr Heinrich" nennen dürfe, ging er sofort und fast eifrig auf diese Bitte ein, indem er dachte: dies ist das wenigste, womit ich meine Dankbarkeit beweisen kann. Herr Meyer aber sah ihn mit verträumter Glückseligkeit an und sagte, es sei ihm zumut wie einem alten, abgestorbenen Baum, der plötzlich einen neuen Sprößling bekommen habe.

Es begann jetzt eine Zeit des Wohllebens für den Studenten. Herr Meyer fühlte durch, daß seine Mittel beschränkt waren; jenem ersten Theaterbillett folgten andere, und schließlich wurde es selbstverständlich, daß er ihm jeden Genuß verschaffte.

„Aber ich kann das doch nicht alles von Ihnen annehmen", sagte der Student, und das dunkle Gefühl, das von vorne an in seiner Seele war, regte sich stärker.

„Sie können es", erwiderte Herr Meyer, „von mir können Sie es", und legte ihm mit väterlicher Zärtlichkeit die Hand auf die Schulter,

so daß dem Studenten nichts übrigblieb, als seinen Dank zu murmeln.

Herr Meyer ist doch eigentlich viel zu alt für mich, dachte er manchmal, wenn er nach solchen Stunden des Zusammenseins, in denen er sich eigentlich nur langweilte, nach Hause ging. Aber das konnte er ihm unmöglich sagen. Und er mochte ihn doch auch wirklich sehr gern!

Mag ich ihn wirklich sehr gern? fragte eine innere Stimme. Natürlich! Ich wäre ja sonst undankbar! –

Zu Anfang war er an den Konzert- und Theaterabenden noch allein, dann aber erwartete ihn Herr Meyer eines Abends draußen am Eingang auf der Straße. Das erste, unwillkürliche Gefühl des Studenten war ein unbehaglicher Schreck. Im nächsten Augenblick aber trat er, anstatt sich zu verstecken, wie sein ursprünglicher, schneller Wunsch ihm eingab, mit anscheinend freudig überraschtem Ausdruck auf ihn zu. Er mußte von den Eindrücken des Abends erzählen; Herr Meyer war entzückt über die lebendige Art der Schilderungen und merkte nicht, daß diese Lebendigkeit etwas gekünstelt war.

Er nahm nun die Gewohnheit an, ihn jedesmal von solchen Abenden abzuholen und dann noch in ein Restaurant zu führen. Und schließlich wurden statt eines Billetts immer zwei gekauft, nachdem Herr Meyer einmal nachts im Bett in einem Selbstgespräch sich gefragt hatte: Warum soll ich diese jugendliche Begeisterung nicht direkt aus der ersten Quelle genießen?!

Hilfloses Erschrecken lag auf den Zügen des Studenten, als er seinen alten Freund zum erstenmal sich durch die Reihen des Parketts auf ihn zuarbeiten sah. Mein Gott! dachte er, *hier* war ich doch bis jetzt wenigstens noch allein. Aber was wollte er machen?! Eine unechte, freudige Überraschung spannte sich über sein Gesicht, als ihm Herr Meyer glücklich die Hand drückte.

Bei der nächsten Verabredung zum Theater log er mit frischer Herzlichkeit, doch innerlich zagend, er sei bereits für diesen Abend gebunden.

„Schade", sagte Herr Meyer aufrichtig und traurig und sah unter den Tisch. „Aber haben Sie schon etwas für übermorgen vor?"

Der Student blickte ihm zögernd in die Augen, und es war ihm, als müsse Herr Meyer alles in ihm lesen.

„Ich weiß nicht", antwortete er, „ich glaube – – das heißt . . ."

Herr Meyer sah noch immer auf ihn, und plötzlich trat in seine Augen ein Ausdruck wie bei einem gebundenen Tier, das ein unheilkündendes Geräusch vernimmt.

„Nein“, sagte der Student sehr schnell, „ich habe das verwechselt!“

Der Ausdruck auf Herrn Meyers Zügen verschwand, nachdem er noch einen Augenblick fragend auf sein Gesicht sah. Und der Student wurde doppelt gesprächig und doppelt herzlich, mit schlechtem Gewissen, in der widersprechendsten Empfindung.

So geht es nicht, ich muß es anders machen, dachte er, als er nach Hause ging. Aber wie um alles in der Welt sollte er es denn machen?

Nach diesem Abend wurde Herr Meyer doppelt liebevoll; ihm war, als habe er dem Studenten etwas abzubitten. – Der wurde allmählich mehr und mehr beherrscht von einem einzigen Gedanken, einsilbiger und immer bedrückter. Herr Meyer merkte diese Bedrückung schließlich, aber der Student log, er habe traurige Nachrichten von zu Hause bekommen, und nun war Herr Meyer voll von Mitleid, das sich in warmen, zurückhaltenden, diskreten Fragen äußerte, so daß er Mühe hatte, irgendeine Situation zu erfinden und in allgemeinen Zügen anzudeuten.

Wie um Gottes willen komme ich hier wieder heraus?!

Er konnte jetzt Herrn Meyer kaum noch sehen; tauchte seine unvermeidliche, etwas gedrungene, breitschultrige Gestalt in der Ferne oder Nähe vor ihm auf, so erfaßte ihn beinahe Verzweiflung. Aber was sollte er machen? Sah er diese schweren, guten Augen auf sich gerichtet, so fühlte er sich wehr- und waffenlos. Er wurde nervös; er konnte es nicht verhindern, daß seine Gedanken in den Gesprächen mehr und mehr abirrten, während er gespannt Aufmerksamkeit zu heucheln suchte. Auch in seinen Träumen war Herr Meyer bei ihm. Der erzählte lange Geschichten, verstummte plötzlich und blickte ihn an mit großen Augen.

Herr Gott, ich schlafe ja, dachte der Student mit jähem Schreck und fuhr mit aufgerissenen Augen im Bett empor.

Wie sage ich es ihm nur, wie kann ich es ihm nur sagen, dachte er nun jeden und jeden Tag. Nichts, gar nichts fiel ihm ein, was er hätte sagen können; alle leisen Ansätze, die er nach jenem ersten mißglückten versucht hatte, sie alle verkümmerten ebenso fruchtlos und ohnmächtig. Er fühlte jetzt, daß er der Situation nicht gewachsen war. Um sich unbeirrt, langsam und sicher aus ihr herauszufinden – so ahnte er –, bedurfte es Überlegenheit, Selbstbeherrschung, systematischer Taktik und eines festen, strengen Herzens.

Herrn Meyer entging sein schlimmer Zustand auf die Dauer doch nicht. Die Traurigkeiten in der Familie hatten sich gebessert, und nun glaubte er auf der rechten Fährte zu sein.

„Lieber Heinrich“, sagte er, „Sie wollen sich über Ihren Kummer

nicht aussprechen, ich glaube, ich weiß, was Ihnen fehlt: Wenn Sie sich etwa Geldsorgen machen: ich bin heute sowie jederzeit auf das freudigste erbötig, Ihnen zu helfen!“

Zartfühlend, zögernd wollte er ihn bewegen, gleich jetzt eine größere Summe in Empfang zu nehmen, aber der Student dankte mit hastigen, entschiedenen, warmen Worten. Er kam sich falsch, abscheulich vor gegen den alten Mann.

Herr Meyer blieb in tiefen Gedanken zurück: Er leugnet es zwar, aber es ist doch nur dieses eine! Seit ich ihn kenne, trägt er immer denselben abgetragenen Anzug! Und die Ärmel sind zu kurz! Ob er ihn wohl von seinem älteren Bruder übernommen hat?! – Ich will ihm helfen, ich muß ihm helfen, ich habe Vermögen, ich bin ein alleinstehender alter Mann. Er verlor sich immer mehr in einen festen Gedanken hinein, dessen endliches Resultat ihn froh und glücklich machte. Er konnte kaum den nächsten Tag erwarten.

Als sie sich dann wiedersahen, waren beide etwas einsilbig. Ein doppeltes Unausgesprochenes lag zwischen ihnen, und Herr Meyer sah den Studenten manchmal so seltsam an. Als sie sich trennen wollten und schon aufgestanden waren, sagte er mit plötzlichem Entschluß:

„Mein lieber Heinrich, weshalb suchen Sie fortgesetzt etwas vor mir zu verbergen, was ich schon längst weiß?“

In schnellem Schreck erblaßte der Student. – „Sie wissen es?“ konnte er endlich sagen.

„Es ist doch nicht so schwer zu erraten! Sie haben es zwar gestern vor mir abgeleugnet, aber ich weiß es trotzdem!“

„Gestern?“

Herr Meyer trat bewegt auf ihn zu und ergriff seine Hand: „Mir ist dieses Ganze ja so peinlich, aber nur deshalb, weil es Ihnen so peinlich zu sein scheint. Sie wollen nicht, daß ich Ihnen helfe, wenigstens nicht jetzt, augenblicklich; es liegt mir fern, Ihnen etwas aufdrängen zu wollen. Aber Sie können es mir nicht verwehren, wenn ich für Ihre Zukunft etwas tue: Es soll für Sie gesorgt sein, wenn ich einmal nicht mehr bin! Ein Testament“, setzte er mit feierlicher Stimme hinzu, „ein Testament kann umgeändert werden; und es *ist* bereits geändert, es fehlt nur noch die notarielle Beglaubigung! Ich bin wohlhabender, als die Menschen denken, nach meinem bescheidenen Äußeren, und Sie können getrosten Mutes in die Zukunft sehen!“

In dem Studenten gingen alle Empfindungen wirr durcheinander. Er wollte erwidern, er rang nach Worten, er machte eine heftige

Bewegung mit den Armen, aber Herr Meyer drängte ihn schonend und liebevoll zur Tür.

„Antworten Sie mir nicht, danken Sie mir nicht, was ich tun will, ist selbstverständlich, Sie sind jetzt mein Pflegesohn geworden, und wenn jemand zu danken hat, so bin ich das. Leben Sie wohl, mein lieber, lieber Heinrich!“

Der Student verbrachte eine fast schlaflose Nacht. Wenn er auch jetzt noch alles weitergehen ließ, wenn er auch jetzt noch dieses große Letzte hinnahm, dann konnte er vor sich selber keine Achtung mehr empfinden. Erschien er sich bisher schon in zweifelhaftem Licht, so sah er sich nun plötzlich ganz klar als einen Erbschleicher, wider Willen zwar, aber doch als einen Erbschleicher. Er würde Herrn Meyer nie mehr in die Augen blicken können. Es mußte ein Ende gemacht werden, und zwar sofort.

Den ganzen nächsten Morgen brachte er damit zu, einen Brief zu schreiben; er zerriß Papier auf Papier, immer wieder fing er von neuem an. Er dankte ihm für seine große Güte, aber annehmen könne er sie nicht. Bis zu diesem Satze kam er jedesmal, aber dann wußte er nicht weiter. Es mußte doch eine Begründung folgen! Was sollte er da schreiben? Sie stehen mir nicht nah' genug? Damit würde er ihn doch auf das tödlichste verwunden! Er erbe später selbst genügend von seinen Eltern? Das würde Herr Meyer nicht glauben! Und außerdem: Konnte er dann nicht trotzdem seine Schenkung stillschweigend bestehen lassen? Und ging dann nicht ihr Verkehr weiter fort, wie bisher? –

Er zergrübelte sich sein Gehirn. Endlich schrieb er: „Sie haben sich von Anfang an getäuscht in mir!“ Aber gleich darauf zerriß er das Papier: So schrieben Liebesleute, aber kein Student an einen alten Mann. Und außerdem klang das wieder wie eine bittere Kränkung. Jedes Wort, jede Wendung, die er sich ausdachte – alles klang wie bittere Kränkung.

Ich kann ihm überhaupt nicht antworten! dachte er endlich, ich bringe es einfach nicht fertig.

Aber etwas mußte geschehen, das empfand er mit klarster Deutlichkeit. Und da jedes geschriebene Wort, sowie es einmal geschrieben vor ihm stand, sein Zartgefühl verletzte, so verfiel er schließlich in seiner Hilflosigkeit auf das allerprimitivste Mittel: sich totzustellen wie ein Tier.

Er erschien nicht mehr zu Mittag, er schärfte seiner Wirtin ein, falls ein alter Herr käme, nach ihm zu fragen, ihm ein für allemal zu sagen: Er sei nicht da. Und wenn er selbst das Haus verließ,

spähte er erst durch das Fenster, auf das Pflaster hinab und über die ganze Straße.

Herr Meyer kam einmal, zweimal, dreimal, immer vergeblich. Endlich traf ein erregter Brief ein, mit mühsam beherrschter, zitternder Handschrift: Er könne sich dieses vollständige Verstummen nicht deuten, er stehe vor einem schrecklichen Rätsel. Falls er ihn durch irgend etwas beleidigt habe, so sei er zu jeder Abbitte bereit, Tag und Nacht zerbräche er sich den Kopf, er finde nichts. Dem Studenten lief das Blut zu Herzen, wie er diesen Brief bekam. Er las ihn und beantwortete ihn nicht. Nach einigen Tagen traf ein neuer Brief ein, den verbrannte er in aller Angst ungelesen im Ofen; dann vergingen Tage und Wochen, Herr Meyer war verstummt. Der Verkehr hatte aufgehört. Noch lange Zeit behielt der Student die Gewohnheit bei, durch das Fenster herabzuspähen, ehe er auf die Straße ging.

Endlich, nach Monaten, geschah es auf einmal, daß beide auf der Hauptstraße zufällig fast aufeinanderstießen. Herr Meyer blieb stehen, sah starr, mit großen Augen auf den Studenten, der hielt mit einem Todesschrecken inne, drehte um und lief fast vor ihm davon. An der nächsten Straßenecke bog er ein, und vorher warf er noch einen verstörten, scheuen Blick zurück: Herr Meyer stand jetzt auf dem Fahrweg, genau in derselben Haltung; der Ausdruck des Gesichts war unverändert wie zuvor: mit großen, sanften, nicht verstehenden Augen blickte er unbeweglich auf die entschwindende Gestalt.

Dies war ihre letzte Begegnung. Der Student wechselte bald hierauf die Universität. Jenen Blick konnte er lange nicht vergessen.

DER VERWUNDETE SOKRATES

BERTOLT BRECHT

bertolt brecht

SOKRATES, DER Sohn der Hebamme, der in seinen Zwiegesprächen so gut und leicht und unter so kräftigen Scherzen seine Freunde wohlgestalter Gedanken entbinden konnte und sie so mit eigenen Kindern versorgte, anstatt wie andere Lehrer ihnen Bastarde aufzuhängen, galt nicht nur als der klügste aller Griechen, sondern auch als einer der tapfersten. Der Ruf der Tapferkeit scheint uns ganz gerechtfertigt, wenn wir beim Platon lesen, wie frisch und unverdrossen er den Schierlingsbecher leerte, den ihm die Obrigkeit für die seinen Mitbürgern geleisteten Dienste am Ende reichen ließ. Einige seiner Bewunderer aber haben es für nötig gehalten, auch noch von seiner Tapferkeit im Felde zu reden. Tatsächlich kämpfte er in der Schlacht bei Delion mit, und zwar bei den leichtbewaffneten Fußtruppen, da er weder seinem Ansehen nach, er war Schuster, noch seinem Einkommen nach, er war Philosoph, zu den vornehmeren und teueren Waffengattungen eingezogen wurde. Jedoch war, wie man sich denken kann, seine Tapferkeit von besonderer Art.

Sokrates hatte sich am Morgen der Schlacht so gut wie möglich auf das blutige Geschäft vorbereitet, indem er Zwiebeln kaute, was nach Ansicht der Soldaten Mut erzeugte. Seine Skepsis auf vielen Gebieten veranlaßte ihn zur Leichtgläubigkeit auf vielen andern Gebieten; er war gegen die Spekulation und für die praktische Erfahrung, und so glaubte er nicht an die Götter, wohl aber an die Zwiebeln.

Leider verspürte er keine eigentliche Wirkung, jedenfalls keine sofortige, und so trottete er düster in einer Abteilung von Schwertkämpfern, die im Gänsemarsch in ihre Stellung auf irgendeinem Stoppelfeld einrückte. Hinter und vor ihm stolperten Athener Jungens aus den Vorstädten, die ihn darauf aufmerksam machten, daß die Schilde der Athenischen Zeughäuser für dicke Leute wie ihn zu

klein geschnitten seien. Er hatte denselben Gedanken gehabt, nur waren es bei ihm *breite* Leute gewesen, die durch die lächerlich schmalen Schilde nicht halbwegs gedeckt wurden.

Der Gedankenaustausch zwischen seinem Vorder- und seinem Hintermann über die Profite der großen Waffenschmieden aus zu kleinen Schilden wurde abgebrochen durch das Kommando „Lagern“.

Man ließ sich auf den Stoppelboden nieder, und ein Hauptmann wies Sokrates zurecht, weil er versucht hatte, sich auf seinen Schild zu setzen. Mehr als der Anschnauzer selbst beunruhigte ihn die gedämpfte Stimme, mit der er erfolgte. Der Feind schien in der Nähe vermutet zu werden.

Der milchige Morgennebel verhinderte alle Aussicht. Jedoch zeigten die Laute von Tritten und klirrenden Waffen an, daß die Ebene besetzt war.

Sokrates erinnerte sich mit großer Unlust an ein Gespräch, das er am Abend vorher mit einem jungen vornehmen Mann geführt hatte, den er hinter den Kulissen einmal getroffen hatte und der Offizier bei der Reiterei war.

„Ein kapitaler Plan!“ hatte der junge Laffe erklärt. „Das Fußvolk steht ganz einfach, treu und bieder aufgestellt da und fängt den Stoß des Feindes auf. Und inzwischen geht die Reiterei in der Niederung vor und kommt ihm in den Rücken.“

Die Niederung mußte ziemlich weit nach rechts, irgendwo im Nebel liegen. Da ging wohl jetzt also die Reiterei vor.

Der Plan hatte Sokrates gut geschienen, oder jedenfalls nicht schlecht. Es wurden ja immer Pläne gemacht, besonders wenn man dem Feind unterlegen an Stärke war. In Wirklichkeit wurde dann einfach gekämpft, das heißt zugehauen. Und man ging nicht da vor, wo der Plan es vorschrieb, sondern da, wo der Feind es zuließ.

Jetzt, im grauen Morgenlicht, kam der Plan Sokrates ganz und gar miserabel vor. Was hieß das: das Fußvolk fängt den Stoß des Feindes auf? Im allgemeinen war man froh, wenn man einem Stoß ausweichen konnte, und jetzt sollte die Kunst darin bestehen, ihn aufzufangen! Es war sehr schlimm, daß der Feldherr selber ein Reiter war.

So viele Zwiebeln gab es gar nicht auf dem Markt, als für den einfachen Mann nötig waren.

Und wie unnatürlich war es, so früh am Morgen, statt im Bett zu liegen, hier mitten in einem Feld auf dem nackten Boden zu sitzen, mit mindestens zehn Pfund Eisen auf dem Leib und einem Schlachtmesser in der Hand! Es war richtig, daß man die Stadt ver-

teidigen mußte, wenn sie angegriffen wurde, da man sonst dort großen Ungelegenheiten ausgesetzt war, aber warum wurde die Stadt angegriffen? Weil die Reeder, Weinbergbesitzer und Sklavenhändler in Kleinasien den persischen Reedern, Weinbergbesitzern und Sklavenhändlern ins Gehege gekommen waren! Ein schöner Grund!

Plötzlich saßen alle wie erstarrt.

Von links aus dem Nebel kam ein dumpfes Gebrüll, begleitet von einem metallenen Schallen. Es pflanzte sich ziemlich rasch fort. Der Angriff des Feindes hatte begonnen.

Die Abteilung stand auf. Mit herausgewälzten Augen stierte man in den Nebel vorn. Zehn Schritt zur Seite fiel ein Mann in die Knie und rief lallend die Götter an. Zu spät, schien es Sokrates.

Plötzlich, wie eine Antwort, erfolgte ein schreckliches Gebrüll weiter rechts. Der Hilfeschrei schien in einen Todesschrei übergegangen zu sein. Aus dem Nebel sah Sokrates eine kleine Eisenstange geflogen kommen. Ein Wurfspeer!

Und dann tauchten, undeutlich im Dunst, vorn massive Gestalten auf: die Feinde.

Sokrates, unter dem überwältigenden Eindruck, daß er vielleicht schon zu lange gewartet hatte, wandte sich schwerfällig um und begann zu laufen. Der Brustpanzer und die schweren Beinschienen hinderten ihn beträchtlich. Sie waren viel gefährlicher als Schilde, da man sie nicht wegwerfen konnte.

Keuchend lief der Philosoph über das Stoppelfeld. Alles hing davon ab, ob er genügend Vorsprung gewann. Hoffentlich fingen die braven Jungen hinter ihm den Stoß für eine Zeit auf.

Plötzlich durchfuhr ihn ein höllischer Schmerz. Seine linke Sohle brannte, daß er meinte, es überhaupt nicht aushalten zu können. Er ließ sich stöhnend zu Boden sinken, ging aber mit einem neuen Schmerzensschrei wieder hoch. Mit irren Augen blickte er um sich und begriff alles. Er war in ein Dornenfeld geraten.

Es war ein Gewirr niedriger Hecken mit sehr scharfen Dornen. Auch im Fuß mußte ein Dorn stecken. Vorsichtig, mit tränenden Augen, suchte er eine Stelle am Boden, wo er sitzen konnte. Auf dem gesunden Fuß humpelte er ein paar Schritte im Kreise, bevor er sich zum zweitenmal niederließ. Er mußte sofort den Dorn ausziehen.

Gespannt horchte er nach dem Schlachtlärm: er zog sich nach beiden Seiten ziemlich weit hin, jedoch war er nach vorn mindestens hundert Schritte entfernt. Immerhin schien er sich zu nähern, langsam, aber unverkennbar.

Sokrates konnte die Sandale nicht herunterbekommen. Der Dorn

hatte die dünne Ledersohle durchbohrt und stak tief im Fleisch. Wie konnte man den Soldaten, die die Heimat gegen den Feind verteidigen sollten, so dünne Schuhe liefern! Jeder Ruck an der Sandale war von einem brennenden Schmerz gefolgt. Ermattet ließ der Arme die massigen Schultern vorsinken. Was tun?

Sein trübes Auge fiel auf das Schwert neben ihm. Ein Gedanke durchzuckte sein Gehirn, willkommener als je einer in einem Streitgespräch. Konnte man das Schwert als ein Messer benutzen? Er griff danach.

In diesem Augenblick hörte er dumpfe Tritte. Ein kleiner Trupp brach durch das Gestrüpp. Den Göttern sei Dank, es waren eigene! Sie blieben einige Sekunden stehen, als sie ihn sahen. „Das ist der Schuster", hörte er sie sagen. Dann gingen sie weiter. Aber links von ihnen kam jetzt auch Lärm. Und dort ertönten Kommandos in einer fremden Sprache. Die Perser!

Sokrates versuchte, wieder auf die Beine zu kommen, das heißt auf das rechte Bein. Er stützte sich auf das Schwert, das nur um wenig zu kurz war. Und dann sah er links, in der kleinen Lichtung, einen Knäuel Kämpfender auftauchen. Er hörte Ächzen und das Aufschlagen stumpfen Eisens auf Eisen oder Leder.

Verzweifelt hüpfte er auf dem gesunden Fuß rückwärts. Umknakkend kam er wieder auf den verwundeten Fuß zu stehen und sank stöhnend zusammen. Als der kämpfende Knäuel, der nicht groß war, es handelte sich vielleicht um zwanzig oder dreißig Mann, sich auf wenige Schritt genähert hatte, saß der Philosoph auf dem Hintern zwischen zwei Dornsträuchern, hilflos dem Feind entgegenblickend.

Es war unmöglich für ihn, sich zu bewegen. Alles war besser, als diesen Schmerz im Fußballen noch ein einziges Mal zu spüren. Er wußte nicht, was machen, und plötzlich fing er an zu brüllen. Genau beschrieben war es so: Er hörte sich brüllen. Er hörte sich aus seinem mächtigen Brustkasten brüllen wie eine Röhre: „Hierher, dritte Abteilung! Gebt ihnen Saures, Kinder!"

Und gleichzeitig sah er sich, wie er das Schwert faßte und es im Kreise um sich schwang, denn vor ihm stand, aus dem Gestrüpp aufgetaucht, ein persischer Soldat mit einem Spieß. Der Spieß flog zur Seite und riß den Mann mit.

Und Sokrates hörte sich zum zweiten Male brüllen und sagen:

„Keinen Fußbreit mehr zurück, Kinder! Jetzt haben wir sie, wo wir sie haben wollen, die Hundesöhne! Krapolus, vor mit der sechsten! Nullos, nach rechts! Zu Fetzen zerreiße ich, wer zurückgeht!"

Neben sich sah er zu seinem Erstaunen zwei von den Eigenen, die

ihn entsetzt anglotzten. „Brüllt“, sagte er leise, „brüllt, um des Himmels willen!“ Der eine ließ die Kinnlade fallen vor Schrecken, aber der andere fing wirklich an zu brüllen, irgendwas. Und der Perser vor ihnen stand mühsam auf und lief ins Gestrüpp.

Von der Lichtung her stolperten ein Dutzend Erschöpfte. Die Perser hatten sich auf das Gebrüll hin zur Flucht gewandt. Sie fürchteten einen Hinterhalt.

„Was ist hier?“ fragte einer der Landsleute Sokrates, der immer noch auf dem Boden saß.

„Nichts“, sagte dieser. „Steht nicht so herum und glotzt nicht auf mich. Lauft lieber hin und her und gebt Kommandos, damit man drüben nicht merkt, wie wenige wir sind.“

„Besser, wir gehen zurück“, sagte der Mann zögernd.

„Keinen Schritt“, protestierte Sokrates. „Seid ihr Hasenfüße?“

Und da es für den Soldaten nicht genügt, wenn er Furcht hat, sondern er auch Glück haben muß, hörte man plötzlich von ziemlich weit her, aber ganz deutlich, Pferdegetrappel und wilde Schreie, und sie waren in griechischer Sprache! Jedermann weiß, wie vernichtend die Niederlage der Perser an diesem Tage war. Sie beendete den Krieg.

Als Alkibiades an der Spitze der Reiterei an das Dornenfeld kam, sah er, wie eine Rotte von Fußsoldaten einen dicken Mann auf den Schultern trug.

Sein Pferd anhaltend, erkannte er den Sokrates in ihm, und die Soldaten klärten ihn darüber auf, daß er die wankende Schlachtreihe durch seinen unerschütterlichen Widerstand zum Stehen gebracht hatte.

Sie trugen ihn im Triumph bis zum Train. Dort wurde er, trotz seines Protestes, auf einen der Fouragewagen gesetzt, und umgeben von schweißübergossenen, aufgeregt schreienden Soldaten gelangte er nach der Hauptstadt zurück.

Man trug ihn auf den Schultern in sein kleines Haus.

Xanthippe, seine Frau, kochte ihm eine Bohnensuppe. Vor dem Herd kniend und mit vollen Backen das Feuer anblasend, schaute sie ab und zu nach ihm hin. Er saß noch auf dem Stuhl, in den ihn seine Kameraden gesetzt hatten.

„Was ist mit *dir* passiert?“ fragte sie argwöhnisch.

„Mit mir?“ murmelte er, „nichts.“

„Was ist denn das für ein Gerede von deinen Heldentaten?“ wollte sie wissen.

„Übertreibungen“, sagte er, „sie riecht ausgezeichnet.“

„Wie kann sie riechen, wenn ich das Feuer noch nicht an habe? Du hast dich wieder zum Narren gemacht, wie?“ sagte sie zornig. „Morgen kann ich dann wieder das Gelächter haben, wenn ich einen Wecken holen gehe.“

„Ich habe keineswegs einen Narren aus mir gemacht. Ich habe mich geschlagen.“

„Warst du betrunken?“

„Nein. Ich habe sie zum Stehen gebracht, als sie zurückwichen.“

„Du kannst nicht einmal dich zum Stehen bringen“, sagte sie aufstehend, denn das Feuer brannte. „Gib mir das Salzfaß vom Tisch.“ „Ich weiß nicht“, sagte er langsam und nachdenklich, „ich weiß nicht, ob ich nicht am allerliebsten überhaupt nichts zu mir nähme. Ich habe mir den Magen ein wenig verdorben.“

„Ich sagte dir ja, besoffen bist du. Versuch einmal aufzustehen und durchs Zimmer zu gehen, dann werden wir ja sehen.“

Ihre Ungerechtigkeit erbitterte ihn. Aber er wollte unter keinen Umständen aufstehen und ihr zeigen, daß er nicht auftreten konnte. Sie war unheimlich klug, wenn es galt, etwas Ungünstiges über ihn herauszubekommen. Und es war ungünstig, wenn der tiefere Grund seiner Standhaftigkeit in der Schlacht offenbar wurde. Sie hantierte weiter mit dem Kessel auf dem Herd herum, und dazwischen teilte sie ihm mit, was sie sich dachte.

„Ich bin überzeugt, deine feinen Freunde haben dir wieder einen Druckposten ganz hinten, bei der Feldküche, verschafft. Da ist ja nichts als Schiebung.“

Er sah gequält durch die Fensterluke auf die Gasse hinaus, wo viele Leute mit weißen Laternen herumzogen, da der Sieg gefeiert wurde.

Seine vornehmen Freunde hatten nichts dergleichen versucht, und er würde es auch nicht angenommen haben, jedenfalls nicht so ohne weiteres.

„Oder haben sie es ganz in der Ordnung gefunden, daß der Schuster mitmarschiert? Nicht den kleinen Finger rühren sie für dich. Er ist Schuster, sagen sie, und Schuster soll er bleiben. Wie können wir sonst zu ihm in sein Dreckloch kommen und stundenlang mit ihm schwatzen und alle Welt sagen hören: Sieh mal an, ob er Schuster ist oder nicht, diese feinen Leute setzen sich doch zu ihm und reden mit ihm über Philersophie. Dreckiges Pack.“

„Es heißt Philerphobie“, sagte er gleichmütig.

Sie warf ihm einen unfreundlichen Blick zu.

„Belehr mich nicht immer. Ich weiß, daß ich ungebildet bin. Wenn

ich es nicht wäre, hättest du niemand, der dir ab und zu den Schaff Wasser zum Füßewaschen hinstellt."

Er zuckte zusammen und hoffte, sie hatte es nicht bemerkt. Es durfte heute auf keinen Fall zum Füßewaschen kommen. Den Göttern sei Dank, fuhr sie schon in ihrer Ansprache fort.

„Also betrunken warst du nicht, und einen Druckposten haben sie dir auch nicht verschafft. Also mußt du dich wie ein Schlächter aufgeführt haben. Blut hast du an deiner Hand, wie? Aber wenn ich eine Spinne zertrete, brüllst du los. Nicht als ob ich glaubte, daß du wirklich deinen Mann gestanden hättest, aber irgend etwas Schlaues, so etwas hintenrum, mußt du doch wohl gemacht haben, damit sie dir so auf die Schulter klopfen. Aber ich bringe es schon noch heraus, verlaß dich drauf."

Die Suppe war jetzt fertig. Sie roch verführerisch. Die Frau nahm den Kessel, stellte ihn, mit ihrem Rock die Henkel anfassend, auf den Tisch und begann ihn auszulöffeln.

Er überlegte, ob er nicht doch noch seinen Appetit wiedergewinnen sollte. Der Gedanke, daß er dann wohl an den Tisch mußte, hielt ihn rechtzeitig ab.

Es war ihm nicht wohl zumute. Er fühlte deutlich, daß die Sache noch nicht vorüber war. Sicher würde es in der nächsten Zeit allerhand Unangenehmes geben. Man entschied nicht eine Schlacht gegen die Perser und blieb ungeschoren. Jetzt, im ersten Siegesjubel, dachte man natürlich nicht an den, der das Verdienst hatte. Man war vollauf beschäftigt, seine eigenen Ruhmestaten herumzuposaunen. Aber morgen oder übermorgen würde jeder sehen, daß sein Kollege allen Ruhm für sich in Anspruch nahm, und dann würde man ihn hervorziehen wollen. Viele konnten zu vielen damit etwas am Zeug flicken, wenn sie den Schuster als den eigentlichen Hauptheiden erklärten. Dem Alkibiades war man sowieso nicht grün. Mit Wonne würde man ihm zurufen: Du hast die Schlacht gewonnen, aber ein Schuster hat sie ausgekämpft.

Und der Dorn schmerzte wilder denn je. Wenn er die Sandale nicht bald ausbekam, konnte es Blutvergiftung werden.

„Schmatz nicht so", sagte er geistesabwesend.

Der Frau blieb der Löffel im Mund stecken.

„Was tue ich?"

„Nichts", beeilte er sich erschrocken zu versichern. „Ich war gerade in Gedanken."

Sie stand außer sich auf, feuerte den Kessel auf den Herd und lief hinaus.

Er seufzte tief auf vor Erleichterung. Hastig arbeitete er sich aus dem Stuhl hoch und hüpfte, sich scheu umblickend, zu seinem Lager hinter. Als sie wieder hereinkam, um ihren Schal zum Ausgehen zu holen, sah sie mißtrauisch, wie er unbeweglich auf der lederbezogenen Hängematte lag. Einen Augenblick dachte sie, es fehle ihm doch etwas. Sie erwog sogar, ihn danach zu fragen, denn sie war ihm sehr ergeben. Aber sie besann sich eines Besseren und verließ maulend die Stube, sich mit der Nachbarin die Festlichkeiten anzusehen.

Sokrates schlief schlecht und unruhig und erwachte sorgenvoll. Die Sandale hatte er herunten, aber den Dorn hatte er nicht zu fassen bekommen. Der Fuß war stark geschwollen.

Seine Frau war heute morgen weniger heftig.

Sie hatte am Abend die ganze Stadt von ihrem Mann reden hören. Es mußte tatsächlich irgend etwas stattgefunden haben, was den Leuten so imponiert hatte. Daß er eine ganze persische Schlachtreihe aufgehalten haben sollte, wollte ihr allerdings nicht in den Kopf. Nicht er, dachte sie. Eine ganze Versammlung aufhalten mit seinen Fragen, ja, das konnte er. Aber nicht eine Schlachtreihe. Was war also vorgegangen? Sie war so unsicher, daß sie ihm die Ziegenmilch ans Lager brachte.

Er traf keine Anstalten aufzustehen.

„Willst du nicht raus?“ fragte sie.

„Keine Lust“, brummte er.

So antwortete man seiner Frau nicht auf eine höfliche Frage, aber sie dachte sich, daß er vielleicht nur vermeiden wollte, sich den Blicken der Leute auszusetzen, und ließ die Antwort passieren.

Früh am Vormittag kamen schon Besucher.

Es waren ein paar junge Leute, Söhne wohlhabender Eltern, sein gewöhnlicher Umgang. Sie behandelten ihn immer als ihren Lehrer, und einige schrieben sogar mit, wenn er zu ihnen sprach, als sei es etwas ganz Besonderes.

Heute berichteten sie ihm sogleich, daß Athen voll von seinem Ruhm sei. Es sei ein historisches Datum für die Philosophie (sie hatte also doch recht gehabt, es hieß Philersophie und nicht anders). Sokrates habe bewiesen, daß der groß Betrachtende auch der groß Handelnde sein könne.

Sokrates hörte ihnen ohne die übliche Spottsucht zu. Während sie sprachen, war es ihm, als höre er, noch weit weg, wie man ein fernes Gewitter hören kann, ein ungeheures Gelächter, das Gelächter einer ganzen Stadt, ja eines Landes, weit weg, aber sich nähernd, unaufhaltsam heranziehend, jedermann ansteckend, die Pas-

santen auf den Straßen, die Kaufleute und Politiker auf dem Markt, die Handwerker in ihren kleinen Läden.

„Es ist alles Unsinn, was ihr da redet", sagte er mit einem plötzlichen Entschluß. „Ich habe gar nichts gemacht."

Lächelnd sahen sie sich an. Dann sagte einer:

„Genau, was wir auch sagten. Wir wußten, daß du es so auffassen würdest. Was ist das jetzt für ein Geschrei plötzlich, fragten wir Eusopulos vor den Gymnasien. Zehn Jahre hat Sokrates die größten Taten des Geistes verrichtet, und kein Mensch hat sich auch nur nach ihm umgeblickt. Jetzt hat er eine Schlacht gewonnen, und ganz Athen redet von ihm. Seht ihr nicht ein, sagten wir, wie beschämend das ist?"

Sokrates stöhnte.

„Aber ich habe sie ja gar nicht gewonnen. Ich habe mich verteidigt, weil ich angegriffen wurde. Mich interessierte diese Schlacht nicht. Ich bin weder ein Waffenhändler, noch habe ich Weinberge in der Umgebung. Ich wüßte nicht, für was ich Schlachten schlagen sollte. Ich steckte unter lauter vernünftigen Leuten aus den Vorstädten, die kein Interesse an Schlachten haben, und ich tat genau, was sie alle auch taten, höchstens einige Augenblicke vor ihnen."

Sie waren wie erschlagen.

„Nicht wahr", riefen sie, „das haben wir auch gesagt. Er hat nichts getan als sich verteidigt. Das ist seine Art, Schlachten zu gewinnen. Erlaube, daß wir in die Gymnasien zurückeilen. Wir haben ein Gespräch über dieses Thema nur unterbrochen, um dir guten Tag zu sagen."

Und sie gingen, wollüstig in Gespräch vertieft.

Sokrates lag schweigend, auf die Ellbogen gestützt, und sah nach der rußgeschwärzten Decke. Er hatte recht gehabt mit seinen finsteren Ahnungen.

Seine Frau beobachtete ihn von der Ecke des Zimmers aus. Sie flickte mechanisch an einem alten Rock herum.

Plötzlich sagte sie leise: „Also was steckt dahinter?"

Er fuhr zusammen. Unsicher schaute er sie an.

Sie war ein abgearbeitetes Wesen, mit einer Brust wie ein Brett und traurigen Augen. Er wußte, daß er sich auf sie verlassen konnte. Sie würde ihm noch die Stange halten, wenn seine Schüler schon sagen würden: Sokrates? Ist das nicht dieser üble Schuster, der die Götter leugnet? Sie hatte es schlecht mit ihm getroffen, aber sie beklagte sich nicht, außer zu ihm hin. Und es hatte noch keinen Abend gegeben, wo nicht ein Brot und ein Stück Speck für ihn auf dem Sims

gestanden hatte, wenn er hungrig heimgekommen war von seinen wohlhabenden Schülern.

Er fragte sich, ob er ihr alles sagen sollte. Aber dann dachte er daran, daß er in der nächsten Zeit in ihrer Gegenwart eine ganze Menge Unwahres und Heuchlerisches würde sagen müssen, wenn Leute kamen wie eben jetzt und von seinen Heldentaten redeten, und das konnte er nicht, wenn sie die Wahrheit wußte, denn er achtete sie.

So ließ er es sein und sagte nur: „Die kalte Bohnensuppe von gestern abend stinkt wieder die ganze Stube aus."

Sie schickte ihm nur einen neuen mißtrauischen Blick zu.

Natürlich waren sie nicht in der Lage, Essen wegzuschütten. Er suchte nur etwas, was sie ablenken konnte. In ihr wuchs die Überzeugung, daß etwas mit ihm los war. Warum stand er nicht auf? Er stand immer spät auf, aber nur, weil er immer spät zu Bett ging. Gestern war es sehr früh gewesen. Und heute war die ganze Stadt auf den Beinen, der Siegesfeiern wegen. In der Gasse waren alle Läden geschlossen. Ein Teil der Reiterei war früh fünf Uhr von der Verfolgung des Feindes zurückgekommen, man hatte das Pferdegetrappel gehört. Menschenaufläufe waren eine Leidenschaft von ihm. Er lief an solchen Tagen von früh bis spät herum und knüpfte Gespräche an. Warum stand er also nicht auf?

Die Tür verdunkelte sich, und herein kamen vier Magistratspersonen. Sie blieben mitten in der Stube stehen, und einer sagte in geschäftsmäßigem, aber überaus höflichem Ton, er habe den Auftrag, Sokrates in den Areopag zu bringen. Der Feldherr Alkibiades selber habe den Antrag gestellt, es solle ihm für seine kriegerischen Leistungen eine Ehrung bereitet werden.

Ein Gemurmel von der Gasse her zeigte an, daß sich die Nachbarn vor dem Haus versammelten.

Sokrates fühlte, wie ihm der Schweiß ausbrach. Er wußte, daß er jetzt aufstehen und, wenn er schon mitzugehen ablehnte, doch wenigstens stehend etwas Höfliches sagen und die Leute zur Tür geleiten mußte. Und er wußte, daß er nicht weiter kommen würde als höchstens zwei Schritte weit. Dann würden sie nach seinem Fuß schauen und Bescheid wissen. Und das große Gelächter würde seinen Anfang nehmen, hier und jetzt.

Er ließ sich also, anstatt aufzustehen, auf sein hartes Polster zurücksinken und sagte mißmutig:

„Ich brauche keine Ehrung. Sagt dem Areopag, daß ich mich mit einigen Freunden für elf Uhr verabredet habe, um eine philosophi-

sche Frage, die uns interessiert, durchzusprechen, und also zu meinem Bedauern nicht kommen kann. Ich eigne mich durchaus nicht für öffentliche Veranstaltungen und bin viel zu müde."

Das letztere fügte er hinzu, weil es ihn ärgerte, daß er die Philosophie hereingezogen hatte, und das erstere sagte er, weil er sie mit Grobheit am leichtesten loszuwerden hoffte.

Die Magistratspersonen verstanden denn auch diese Sprache. Sie drehten sich auf den Hacken und gingen weg, dem Volk, das draußen stand, auf die Füße tretend.

„Dir werden sie die Höflichkeit zu Amtspersonen noch beibringen", sagte seine Frau verärgert und ging in die Küche.

Sokrates wartete, bis sie draußen war, dann drehte er seinen schweren Körper schnell im Bett herum, setzte sich, nach der Tür schielend, auf die Bettkante und versuchte mit unendlicher Vorsicht, mit dem kranken Fuß aufzutreten. Es schien aussichtslos. Schweißüberströmt legte er sich zurück.

Eine halbe Stunde verging. Er nahm ein Buch vor und las. Wenn er den Fuß ruhig hielt, merkte er fast nichts.

Dann kam sein Freund Antisthenes.

Er zog seinen dicken Überrock nicht aus, blieb am Fußende des Lagers stehen, hustete etwas krampfhaft und kratzte sich seinen struppigen Bart am Hals, auf Sokrates schauend.

„Liegst du noch? Ich dachte, ich treffe nur Xanthippe. Ich bin eigens aufgestanden, um mich nach dir zu erkundigen. Ich war stark erkältet und konnte darum gestern nicht dabeisein."

„Setz dich", sagte Sokrates einsilbig.

Antisthenes holte sich einen Stuhl aus der Ecke und setzte sich zu seinem Freund.

„Ich beginne heute abend wieder mit dem Unterricht. Kein Grund, länger auszusetzen."

„Nein."

„Ich fragte mich natürlich, ob sie kommen würden. Heute sind die großen Essen. Aber auf dem Wege hierher begegnete ich dem jungen Pheston, und als ich ihm sagte, daß ich abends Algebra gebe, war er einfach begeistert. Ich sagte, er könne im Helm kommen. Der Protagoras und die andern werden vor Ärger hochgehen, wenn es heißt: Bei dem Antisthenes haben sie am Abend nach der Schlacht weiter Algebra studiert."

Sokrates schaukelte sich ganz leicht in seiner Hängematte, indem er sich mit der flachen Hand an der etwas schiefen Wand abstieß. Mit seinen herausstehenden Augen sah er forschend auf den Freund.

„Hast du sonst noch jemand getroffen?"

„Menge Leute."

Sokrates sah schlecht gelaunt nach der Decke. Sollte er dem Antisthenes reinen Wein einschenken? Er war seiner ziemlich sicher. Er selber nahm nie Geld für Unterricht und war also keine Konkurrenz für Antisthenes. Vielleicht sollte er ihm wirklich den schwierigen Fall unterbreiten.

Antisthenes sah mit seinen funkelnden Grillenaugen neugierig den Freund an und berichtete:

„Der Gorgias geht herum und erzählt allen Leuten, du müßtest davongelaufen sein und in der Verwirrung die falsche Richtung, nämlich nach vorn, eingeschlagen haben. Ein paar von den besseren jungen Leuten wollen ihn schon deswegen verprügeln."

Sokrates sah ihn unangenehm überrascht an.

„Unsinn", sagte er verärgert. Es war ihm plötzlich klar, was seine Gegner gegen ihn in der Hand hatten, wenn er Farbe bekannte.

Er hatte nachts, gegen Morgen zu, gedacht, er könne vielleicht die ganze Sache als ein Experiment drehen und sagen, er habe sehen wollen, wie groß die Leichtgläubigkeit aller sei. „Zwanzig Jahre habe ich auf allen Gassen Pazifismus gelehrt, und ein Gerücht genügte, daß mich meine eigenen Schüler für einen Berserker hielten" usw. usw. Aber da hätte die Schlacht nicht gewonnen werden dürfen. Offenkundig war jetzt eine schlechte Zeit für Pazifismus. Nach einer Niederlage waren sogar die Oberen eine Zeitlang Pazifisten, nach einem Sieg sogar die Unteren Kriegsanhänger, wenigstens eine Zeitlang, bis sie merkten, daß für sie Sieg und Niederlage nicht so verschieden waren. Nein, mit Pazifismus konnte er jetzt nicht Staat machen.

Von der Gasse kam Pferdegetrappel. Reiter hielten vor dem Haus, und herein trat, mit seinem beschwingten Schritt, Alkibiades.

„Guten Morgen, Antisthenes, wie geht das Philosophiegeschäft? Sie sind außer sich", rief er strahlend. „Sie toben auf dem Areopag über deine Antwort, Sokrates. Um einen Witz zu machen, habe ich meinen Antrag, dir den Lorbeerkranz zu verleihen, abgeändert in den Antrag, dir fünfzig Stockschläge zu verleihen. Das hat sie natürlich verschnupft, weil es genau ihrer Stimmung entsprach. Aber du mußt doch mitkommen. Wir werden zu zweit hingehen, zu Fuß."

Sokrates seufzte. Er stand sich sehr gut mit dem jungen Alkibiades. Sie hatten oftmals miteinander getrunken. Es war freundlich von ihm, ihn aufzusuchen. Es war sicher nicht nur der Wunsch, den Areopag vor den Kopf zu stoßen. Und auch dieser letztere Wunsch war ehrenvoll und mußte unterstützt werden.

Bedächtig sagte er endlich, sich weiterschaukelnd in seiner Hängematte: „Eile heißt der Wind, der das Baugerüst umwirft. Setz dich."

Alkibiades lachte und zog einen Stuhl heran. Bevor er sich setzte, verbeugte er sich höflich vor Xanthippe, die in der Küchentür stand, sich die nassen Hände am Rock abwischend.

„Ihr Philosophen seid komische Leute", sagte er ein wenig ungeduldig. „Vielleicht tut es dir schon wieder leid, daß du uns hast die Schlacht gewinnen helfen. Antisthenes hat dich wohl darauf aufmerksam gemacht, daß nicht genügend viele Gründe dafür vorlagen?"

„Wir haben von Algebra gesprochen", sagte Antisthenes schnell und hustete wieder.

Alkibiades grinste.

„Ich habe nichts anderes erwartet. Nur kein Aufheben machen von so was, nicht? Nun, meiner Meinung nach war es einfach Tapferkeit. Wenn ihr wollt, nichts Besonderes, aber was sollen eine Handvoll Lorbeerblätter Besonderes sein? Beiß die Zähne zusammen und laß es über dich ergehen, Alter. Es ist schnell herum und schmerzt nicht. Und dann gehen wir einen heben."

Neugierig blickte er auf die breite, kräftige Figur, die jetzt ziemlich stark ins Schaukeln geraten war.

Sokrates überlegte schnell. Es war ihm etwas eingefallen, was er sagen konnte. Er konnte sagen, daß er sich gestern nacht oder heute morgen den Fuß verstaucht hatte. Zum Beispiel, als ihn die Soldaten von ihren Schultern heruntergelassen hatten. Da war sogar eine Pointe drin. Der Fall zeigte, wie leicht man durch die Ehrungen seiner Mitbürger zu Schaden kommen konnte.

Ohne aufzuhören, sich zu wiegen, beugte er sich nach vorn, so daß er aufrecht saß, rieb sich mit der rechten Hand den nackten linken Arm und sagte langsam:

„Die Sache ist so. Mein Fuß . . ."

Bei diesem Wort fiel sein Blick, der nicht ganz stetig war, denn jetzt hieß es, die erste wirkliche Lüge in dieser Angelegenheit auszusprechen, bisher hatte er nur geschwiegen, auf Xanthippe in der Küchentür.

Sokrates versagte die Sprache. Er hatte plötzlich keine Lust mehr, seine Geschichte vorzubringen. Sein Fuß war nicht verstaucht.

Die Hängematte kam zum Stillstand.

„Höre, Alkibiades", sagte er energisch und mit ganz frischer Stimme, „es kann in diesem Falle nicht von Tapferkeit geredet werden. Ich bin sofort, als die Schlacht begann, das heißt, als ich die ersten Perser auftauchen sah, davongelaufen, und zwar in der richtigen

Richtung, nach hinten. Aber da war ein Distelfeld. Ich habe mir einen Dorn in den Fuß getreten und konnte nicht weiter. Ich habe dann wie ein Wilder um mich gehauen und hätte beinahe einige von den Eigenen getroffen. In der Verzweiflung schrie ich irgendwas von anderen Abteilungen, damit die Perser glauben sollten, da seien welche, was Unsinn war, denn sie verstehen natürlich nicht Griechisch. Andrerseits scheinen sie aber ebenfalls ziemlich nervös geworden zu sein. Sie konnten wohl das Gebrüll einfach nicht mehr ertragen, nach allem, was sie bei dem Vormarsch hatten durchmachen müssen. Sie stockten einen Augenblick, und dann kam schon unsere Reiterei. Das ist alles."

Einige Sekunden war es sehr still in der Stube. Alkibiades sah ihn starr an. Antisthenes hustete hinter der vorgehaltenen Hand, diesmal ganz natürlich. Von der Küchentür her, wo Xanthippe stand, kam ein schallendes Gelächter.

Dann sagte Antisthenes trocken:

„Und da konntest du natürlich nicht in den Areopag gehen und die Treppen hinaufhinken, um den Lorbeerkranz in Empfang zu nehmen. Das verstehe ich."

Alkibiades legte sich in seinen Stuhl zurück und betrachtete mit zusammengekniffenen Augen den Philosophen auf dem Lager. Weder Sokrates noch Antisthenes sahen nach ihm hin.

Er beugte sich wieder vor und umschlang mit den Händen sein eines Knie. Sein schmales Knabengesicht zuckte ein wenig, aber es verriet nichts von seinen Gedanken oder Gefühlen.

„Warum hast du nicht gesagt, du hast irgendeine andere Wunde?" fragte er.

„Weil ich einen Dorn im Fuß habe", sagte Sokrates grob.

„Oh, deshalb?" sagte Alkibiades. „Ich verstehe." Er stand schnell auf und trat an das Bett.

„Schade, daß ich meinen eigenen Kranz nicht mit hergebracht habe. Ich habe ihn meinem Mann zum Halten gegeben. Sonst würde ich ihn jetzt dir dalassen. Du kannst mir glauben, daß ich dich für tapfer genug halte. Ich kenne niemand, der unter diesen Umständen erzählt hätte, was du erzählt hast."

Und er ging rasch hinaus.

Als dann Xanthippe den Fuß badete und den Dorn auszog, sagte sie übellaunig:

„Es hätte eine Blutvergiftung werden können."

„Mindestens", sagte der Philosoph.

GESCHICHTEN VON DER INSEL MAN

ARNO SCHMIDT

NACHTS: DA ist der Betonmischer vor unserem Neubau endlich still; die Anstreicher im Hausflur haben aufgehört zu pfeifen (*und* zu niesen; die Buben müssen Bronchien aus Gußeisen haben!). Die Autos auf der Heinrichstraße werden schon seltener. Und nochmals mühsam zu rasieren braucht man sich zum Spazieren im Dunkeln auch nicht.

Heute kam nun noch ein Sondergrund hinzu: meine Nachbarin, alte alleinstehende Dame, züchtige Walkürenfigur, hatte mir von Fenster zu Fenster ihr Leid gesagt: Ihre Enkelin, Studentin im ersten Semester, käme mit dem Zuge, nachts um halb Drei. Völlig fremd hier; und dazu ausgerechnet Sonnabend (wo bekanntlich alle Laster losgelassen sind. Sie wies mit dem steinern-schockierten Blick der viktorianischen Tochter nach drüben, wo's vorbeistelzte, ganz Bein, am Hinterkopf die Skalplocke, alle nackten Arme akimbo). Nein, ihre Enkelin wäre *so* ein anständiges Mädchen; Neuphilologin; und käme für 14 Tage. Sie selbst könnte ja nicht, wegen ihrem Fuß. Sie bewegte, alles ablehnend, die athletische weiße Frisur, und stöhnte wieder baßdunkler.

Darum also zog ich heut länger als sonst Schlingen um den Ostbahnhof: ich hatte mir gutmütig vorgenommen, der alten Frau eine Freude zu machen – unbeauftragt, versteht sich – und das Weibkind sicher heim zu geleiten. In Versuchung gerät man in meinem Alter nur noch mit Mühe, und erledigt den Fall dann grundsätzlich in der Fantasie – außerdem bestand dazu keinerlei Wahrscheinlichkeit, bei *der* Abstammung! Aber sie würde Gepäck mithaben, und schon deswegen froh sein.

2 Uhr 40: hinten-unten wurde die Juninacht schon wieder hell. Ich stellte mich nahe der Sperre auf (nahm auch ein Notizbuch zur Hand, als schriebe ich mir Züge heraus: da *muß* ich einfach unver-

dächtig-unbesoffen sein!). Ah: es grollte heran! Ein greiser Schaffner schlich larvenhaft-bewußtlos in seine Holzschale; nur die glitzernde Zangenspitze ragte lauernd hervor – –: Da!: sie versuchte, in die Hand eines Opfers zu beißen, erwischte aber nur den Pappköder, und kappte enttäuscht mit dem Stahlgebiß.

Und dann war schon die höfliche kleine Stimme neben mir: „Oh-verzeihung; könnten Sie mir vielleicht ...?“ Ich besah mir kurz die Fragerin: hochgeschlossen, adrett, gewiß; aber im Blondhaar doch schon ein Schwups. Und, hier, die lange Familiennase! Aber während sie dort nur würdig hackte, zeigte sie hier an der netten Vorderfront hinunter, also eher Wegweiser: Hier; und hier. (Sehr apart!).

„Ich muß selbst durch die ‚Inselstraße‘“ erklärte ich frostig-solide. „wenn es Ihnen also recht ist?“. Es war ihr recht (und das Köfferchen angenehm leicht; also waren auch kleine Umwege nicht ausgeschlossen; in ihr'm gesegneten Alter wird man ja überhaupt noch nicht müde!).

Schon nach kürzester Frist ließ ich mir einen englischen Ausdruck entschlüpfen: sie respondierte stolz, voll kleiner Gelehrsamkeit, lachte frisch über winzig-ehrsame Scherze, und kostete die fremde starke Morgenluft. „Wenn Sie sogar Keltisch mitnehmen, wird es Sie interessieren, daß ich längere Zeit auf der Insel Man gewesen bin.“ Sie flammte begeistert auf, und fragte derart intensiv, daß ich sofort einen neuen Abweg einschlagen mußte. Und erzählen:

„Die Bevölkerung glaubt noch heute unentwegt an die ‚Kleinen Leute‘, Feen und Kobolde. Der gilt als unvorsichtig und verdächtig, der sich mit seiner Familie abends zur Ruhe legt, ohne zuvor eine Bütte mit klarem Wasser an die Hintertür gestellt zu haben, wo ‚Die Gäste‘ sich baden können. – Mein Hauswirt in Killabraggan“ (sie murmelte hingerissen den Namen nach!) „vertraute mir allen Ernstes, wie er einst eines regnerischen und windigen Nachmittags übers Moor ging. Alles war mit einem trüben Dufte überzogen, nur ab und zu kam Stein oder Strauch in Sicht: da hörte er eine Weise, wie von mehreren Musikanten gespielt. Er konnte den süßen und eintönigen Klängen, zumal des einen Hornes, nicht widerstehen, und folgte ihnen mehrere Meilen über Heide und Wildwuchs; bis auf eine große Schafweide, wo viele sehr kleine Leute mit aschgrauen Gesichtern, aber lustig, um lange Tische saßen. Sie aßen und tranken und luden meinen Wirt dazu ein. Dem war es längst gewesen, als kenne er einige von den Gesichtchen; aber er nahm vorsichtshalber keine Notiz. Bis einer davon ihn, eben als er die angebotene Silbertasse an den Mund setzen wollte, verstohlen am Ärmel zupfte,

und ihm zuflüsterte: ja nichts zu trinken; sonst würde er werden wie er, der Sprecher, und nie mehr zu seiner Familie zurückkehren! Der Arme, maßlos erschrocken, beschloß dem Rat Folge zu leisten; es gelang ihm, den Inhalt mit guter Manier ungetrunken auszugießen – worauf die Musik abbrach, und alles verschwand. Ausgenommen der Becher; den trug er, müde und zerschlagen, nach Hause, und zeigte ihn am nächsten Tage dem Priester: der ihm natürlich riet, das Stück der Kirche zu stiften, nur die könne mit dergleichen fertig werden. Und dieser Becher ist derselbe, der laufend in Kirk-Merlugh beim Abendmahl gebraucht wird! Ich habe ihn mir selbst angesehen." – Sie nickte eifrig, und war anscheinend noch aufnahmefähig.

Unter der Gaslaterne vorm Sportplatz parkte das Auto einer Bausparkasse, mit Häusermodellen rundherum hinter den Scheiben; das gab eine so nette kleine Ausstellung, daß wir uns Jeder eins wählen mußten. (Sie das kleinste, simpelste; und die lange Nase zeigte vergnüglich: hier. Und hier erst!). Im Weitergehen:

„Manche Familien scheinen besonders anfällig dafür: eine Frau aus Orrisdale – die mir wöchentlich die Butter brachte; eine Meile nördlich von Ballasalli" (fügte ich nachlässig hinzu: dergleichen macht jede Anekdote unwiderlegbar!) „beklagte sich, wie ihre Kinder darunter zu leiden hätten. Ich war Zeuge, wie ihre fünfjährige Tochter eines Mittags heulend nach Hause kam. Sie hatte für den Vater ein Päckchen Tabak aus dem Dorf holen sollen; und war auf einer buschigen Anhöhe plötzlich von kleinen Männern umringt worden, von denen sogleich einer rief: sie müßte jetzt mit ihnen gehen! Ein anderer schien mehr Mitleid zu haben – hier wisperte das Mädchen der Mutter lange ins Ohr – und legte sich ins Mittel; wodurch sich die andern endlich auch umstimmen ließen, jedoch so wütend über den unschuldigen Anlaß ihres Zwistes waren, daß sie der Kleinen das Röckchen hochzogen, und ihr eine Tracht Prügel verabreichten. Die Klagende hielt uns als Beleg ihr Hinterteil hin; es war seltsam genug: man sah darauf die deutlichen Spuren winziger derber Händchen!"

Sie zuckte nicht im geringsten (war sie nun so kindlich, oder freien unprüden Geistes? Die Alte hätte 4 Wochen lang nicht mehr mit mir gesprochen!). Sie hatte aber gut aufgepaßt, und fragte gespannt: „Haben Sie erfahren, was die Kleine ihrer Mutter ins Ohr sagte?"

Ich nickte langsam und eindrucksvoll: „Ja; später erfuhr ich's. Auf Umwegen. –: Der, der ihr geholfen hatte, war ihrem ältesten Bruder wie aus dem Gesicht geschnitten gewesen – ihrem Bruder, der vor zwei Jahren beim Schafehüten verschwand!"

Da blieb sie aber doch stehen (und schüttelte sich ein wenig). Drü-

ben, aus dem einsamen Stadtbad krochen zwei lange Jungen in schwarzen Dreieckshosen; sahen sich gröhlend vor Lachen nach uns um, und rannten lautlos dürr in die Ferne. Wir schüttelten entrüstet die Köpfe, und bogen um die letzte Ecke: ja, dies war die Inselstraße!

„Und hier schon Nummer 38 – also vermutlich eines der nächsten Häuser.“ Ich stellte ihr den Koffer vor die großen Mädchenfüße. Wir dankten einander. Und ich sah ihr gedankenvoll nach, wie sie da so an den zementenen Felsen hinstöckelte: wenn sie mich nun morgen am Fenster wiedersieht – ist das dann pikant; oder bloß albern?

ER LASST DIE HAND KÜSSEN

MARIE VON EBNER-ESCHENBACH

Marie von Ebner-Eschenbach.

So REDEN Sie denn in Gottes Namen“, sprach die Gräfin, „ich werde Ihnen zuhören; glauben aber nicht ein Wort.“

Der Graf lehnte sich behaglich zurück in seinen großen Lehnsessel: „Und warum nicht?“ fragte er.

Sie zuckte leise mit den Achseln: „Vermutlich erfinden Sie nicht überzeugend genug.“

„Ich erfinde gar nicht, ich erinnere mich. Das Gedächtnis ist meine Muse.“

„Eine einseitige, wohldienerische Muse! Sie erinnert sich nur der Dinge, die Ihnen in den Kram passen. Und doch gibt es auf Erden noch manches Interessante und Schöne außer dem – Nihilismus.“ Sie hatte ihre Häkelnadel erhoben und das letzte Wort wie einen Schuß gegen ihren alten Verehrer abgefeuert.

Er vernahm es ohne Zucken, strich behaglich seinen weißen Bart und sah die Gräfin beinahe dankbar aus seinen klugen Augen an. „Ich wollte Ihnen etwas von meiner Großmutter erzählen“, sprach er. „Auf dem Wege hierher, mitten im Walde, ist es mir eingefallen.“

Die Gräfin beugte den Kopf über ihre Arbeit und murmelte: „Wird eine Räubergeschichte sein.“

„Oh, nichts weniger! So friedlich wie das Wesen, durch dessen Anblick jene Erinnerung in mir wachgerufen wurde, Mischka IV. nämlich, ein Urenkel des ersten Mischka, der meiner Großmutter Anlaß zu einer kleinen Übereilung gab, die ihr später leid getan haben soll“, sagte der Graf mit etwas affektierter Nachlässigkeit und fuhr dann wieder eifrig fort: „Ein sauberer Heger, mein Mischka, das muß man ihm lassen! Er kriegte aber auch keinen geringen Schrecken, als ich ihm unvermutet in den Weg trat – hatte ihn vorher schon eine Weile beobachtet... Wie ein Käfersammler schlich er umher, die Augen auf den Boden geheftet, und was hatte er im Laufe seines Gewehres stecken? Denken Sie: – ein Büschel Erdbeeren!“

„Sehr hübsch!“ versetzte die Gräfin. „Machen Sie sich darauf gefaßt – in Bälde wandern Sie zu mir herüber durch die Steppe, weil man Ihnen den Wald fortgetragen haben wird.“

„Der Mischka wenigstens verhindert's nicht.“

„Und Sie sehen zu?“

„Und ich sehe zu. Ja, ja, es ist schrecklich. Die Schwäche liegt mir im Blut – von meinen Vorfahren her.“ Er seufzte ironisch und sah die Gräfin mit einer gewissen Tücke von der Seite an.

Sie verschluckte ihre Ungeduld, zwang sich zu lächeln und suchte ihrer Stimme einen möglichst gleichgültigen Ton zu geben, indem sie sprach: „Wie wär's, wenn Sie noch eine Tasse Tee trinken und die Schatten Ihrer Ahnen heute einmal unbeschworen lassen würden? Ich hätte mit Ihnen vor meiner Abreise noch etwas zu besprechen.“

„Ihren Prozeß mit der Gemeinde? – Sie werden ihn gewinnen.“

„Weil ich recht habe.“

„Weil Sie vollkommen recht haben.“

„Machen Sie das den Bauern begreiflich. Raten Sie ihnen, die Klage zurückzuziehen.“

„Das tun sie nicht.“

„Verbluten sich lieber, tragen lieber den letzten Gulden zum Advokaten. Und zu welchem Advokaten, guter Gott!... ein ruchloser Rabulist. Dem glauben sie, mir nicht, und wie mir scheint, Ihnen auch nicht, trotz all Ihrer Popularitätshascherei!“

Die Gräfin richtete die hohe Gestalt empor und holte tief Atem. „Gestehen Sie, daß es für diese Leute, die so töricht vertrauen und mißtrauen, besser wäre, wenn ihnen die Wahl ihrer Ratgeber nicht freistände.“

„Besser wär's natürlich! Ein bestellter Ratgeber und – auch bestellt – der Glaube an ihn.“

„Torheit!“ zürnte die Gräfin.

„Wieso? Sie meinen vielleicht, der Glaube lasse sich nicht bestellen?... Ich sage Ihnen, wenn ich vor vierzig Jahren meinem Diener eine Anweisung auf ein Dutzend Stockprügel gab und dann den Rat, aufs Amt zu gehen, um sie einzukassieren, nicht einmal im Rausch wäre es ihm eingefallen, daß er etwas Besseres tun könnte, als diesen meinen Rat befolgen."

„Ach, Ihre alten Schnurren! – Und ich, die gehofft hatte, Sie heute ausnahmsweise zu einem vernünftigen Gespräch zu bringen!"

Der alte Herr ergötzte sich eine Weile an ihrem Ärger und sprach dann: „Verzeihen Sie, liebe Freundin. Ich bekenne, Unsinn geschwatzt zu haben. Nein, der Glaube läßt sich nicht bestellen, aber leider der Gehorsam ohne Glauben. Das eben war das Unglück des armen Mischka und so mancher anderer, und deshalb bestehen heutzutage die Leute darauf, wenigstens auf ihre eigene Fasson ins Elend zu kommen."

Die Gräfin erhob ihre nachtschwarzen, noch immer schönen Augen gegen den Himmel, bevor sie dieselben wieder auf ihre Arbeit senkte und mit einem Seufzer der Resignation sagte: „Die Geschichte Mischkas also!"

„Ich will sie so kurz machen als möglich", versetzte der Graf, „und mit dem Augenblick beginnen, in dem meine Großmutter zum erstenmal auf ihn aufmerksam wurde. Ein hübscher Bursche muß er gewesen sein; ich besinne mich eines Bildes von ihm, das ein Künstler, der sich einst im Schlosse aufhielt, gezeichnet hatte. Zu meinem Bedauern fand ich es nicht im Nachlaß meines Vaters und weiß doch, daß er es lange aufbewahrt hat, zum Andenken an die Zeiten, in denen wir noch das jus gladii* ausübten."

„O Gott!" unterbrach ihn die Gräfin, „spielt das jus gladii eine Rolle in Ihrer Geschichte?"

Der Erzähler machte eine Bewegung der höflichen Abwehr und fuhr fort: „Es war bei einem Erntefest und Mischka einer der Kranzträger, und er überreichte den seinen schweigend, aber nicht mit gesenkten Augen, sah vielmehr die hohe Gebieterin ernsthaft und unbefangen an, während ein Aufseher im Namen der Feldarbeiter die übliche Ansprache herunterleierte.

Meine Großmutter erkundigte sich nach dem Jungen und hörte, er sei ein Häuslersohn, zwanzig Jahre alt, ziemlich brav, ziemlich fleißig und so still, daß er als Kind für stumm gegolten hatte, für

* Recht über Leben und Tod

dummlich galt er noch jetzt. – Warum? wollte die Herrin wissen; warum galt er für dummlich?... Die befragten Dorfweisen senkten die Köpfe, blinzelten einander verstohlen zu, und mehr als: ‚So – ja eben so', und: ‚je nun, wie's schon ist', war aus ihnen nicht herauszubringen.

Nun hatte meine Großmutter einen Kammerdiener, eine wahre Perle von einem Menschen. Wenn er mit einem Vornehmen sprach, verklärte sich sein Gesicht dergestalt vor Freude, daß er beinahe leuchtete. Den schickte meine Großmutter anderen Tages zu den Eltern Mischkas mit der Botschaft, ihr Sohn sei vom Feldarbeiter zum Gartenarbeiter avanciert und habe morgen den neuen Dienst anzutreten.

Der eifrigste von allen Dienern flog hin und her und stand bald wieder vor seiner Gebieterin. ‚Nun', fragte diese, ‚was sagen die Alten?' Der Kammerdiener schob das rechte, auswärtsgedrehte Bein weit vor..."

„Waren Sie dabei?" fiel die Gräfin ihrem Gaste ins Wort.

„Bei dieser Referenz gerade nicht, aber bei späteren des edlen Fritz", erwiderte der Graf, ohne sich irremachen zu lassen. „Er schob das Bein vor, sank aus Ehrfurcht völlig in sich zusammen und meldete, die Alten schwämmen in Tränen der Dankbarkeit.

‚Und der Mischka?'

‚Oh, der' – lautete die devote Antwort, und nun rutschte das linke Bein mit anmutigem Schwunge vor –, ‚oh, der – der laßt die Hand küssen.'

Daß es einer Tracht väterlicher Prügel bedurft hatte, um den Burschen zu diesem Handkuß im Gedanken zu bewegen, verschwieg Fritz. Die Darlegung der Gründe, die Mischka hatte, die Arbeit im freien Felde der im Garten vorzuziehen, würde sich für Damenohren nicht geschickt haben. – Genug, Mischka trat die neue Beschäftigung an und versah sie schlecht und recht. ‚Wenn er fleißiger wäre, könnt's nicht schaden', sagte der Gärtner. Dieselbe Bemerkung machte meine Großmutter, als sie einmal vom Balkon aus zusah, wie die Wiese vor dem Schlosse gemäht wurde. Was ihr noch auffiel, war, daß alle anderen Mäher von Zeit zu Zeit einen Schluck aus einem Fläschchen taten, das sie unter einem Haufen abgelegter Kleider hervorzogen und wieder darin verbargen. Mischka war der einzige, der, diesen Quell der Labung verschmähend, sich aus einem irdenen, im Schatten des Gebüsches aufgestellten Krüglein erquickte. Meine Großmutter rief den Kammerdiener: ‚Was haben die Mäher in der Flasche?' fragte sie. – ‚Branntwein, hochgräfliche Gnaden.' – ‚Und was hat Mischka in dem Krug?'

Fritz verdrehte die runden Augen, neigte den Kopf auf die Seite, ganz wie unser alter Papagei, dem er ähnlich sah wie ein Bruder dem anderen, und antwortete schmelzenden Tones: ‚Mein Gott, hochgräfliche Gnaden – Wasser!'

Meine Großmutter wurde sogleich von einer mitleidigen Regung ergriffen und befahl, allen Gartenarbeitern nach vollbrachtem Tagewerk Branntwein zu reichen. ‚Dem Mischka auch', setzte sie noch eigens hinzu.

Diese Anordnung erregte Jubel. Daß Mischka keinen Branntwein trinken wollte, war einer der Gründe, warum man ihn für dummlich hielt. Jetzt freilich, nachdem die Einladung der Frau Gräfin an ihn ergangen, war's aus mit Wollen und Nichtwollen. Als er in seiner Einfalt sich zu wehren versuchte, ward er mores gelehrt, zur höchsten Belustigung der Alten und der Jungen. Einige rissen ihn auf den Boden nieder, ein handfester Bursche schob ihm einen Keil zwischen die vor Grimm zusammengebissenen Zähne, ein zweiter setzte ihm das Knie auf die Brust und goß ihm so lange Branntwein ein, bis sein Gesicht so rot und der Ausdruck desselben so furchtbar wurde, daß die übermütigen Quäler sich selbst davor entsetzten. Sie gaben ihm etwas Luft, und gleich hatte er sie mit einer wütenden Anstrengung abgeschüttelt, sprang auf und ballte die Fäuste ... aber plötzlich sanken seine Arme, er taumelte und fiel zu Boden. Da fluchte, stöhnte er, suchte mehrmals vergeblich sich aufzuraffen und schlief endlich auf dem Fleck ein, auf den er hingestürzt war, im Hofe, vor der Scheune, schlief bis zum nächsten Morgen, und als er erwachte, weil ihm die aufgehende Sonne auf die Nase schien, kam just der Knecht vorbei, welcher ihm gestern den Branntwein eingeschüttet hatte. Der wollte schon die Flucht ergreifen, nichts anderes erwartend, als daß Mischka für die gestrige Mißhandlung Rache üben werde. Statt dessen reckt sich der Bursche, sieht den andern traumselig an und lallt: ‚Noch einen Schluck!'

Sein Abscheu vor dem Branntwein war überwunden.

Bald darauf, an einem Sonntagnachmittag, begab es sich, daß meine Großmutter auf ihrer Spazierfahrt, von einem hübschen Feldweg gelockt, ausstieg und bei Gelegenheit dieser Wanderung eine idyllische Szene belauschte. Sie sah Mischka unter einem Apfelbaum am Feldrain sitzen, ein Kindlein in seinen Armen. Wie er selbst, hatte auch das Kind den Kopf voll dunkelbrauner Löckchen, der wohlgebildete kleine Körper hingegen war von lichtbrauner Farbe, und das armselige Hemdchen, das denselben notdürftig bedeckte, hielt die Mitte zwischen den beiden Schattierungen. Der kleine Balg krähte

förmlich vor Vergnügen, sooft ihn Mischka in die Höhe schnellte, stieß mit den Füßchen gegen dessen Brust und suchte ihm mit dem ausgestreckten Zeigefinger in die Augen zu fahren. Und Mischka lachte und schien sich mindestens ebensogut zu unterhalten wie das Bübchen. Dem Treiben der beiden sah ein junges Mädchen zu, auch ein braunes Ding und so zart und zierlich, als ob ihre Wiege am Ganges gestanden hätte. Sie trug über dem geflickten kurzen Rocke eine ebenfalls geflickte Schürze und darin einen kleinen Vorrat aufgelesener Ähren. Nun brach sie eine derselben vom Stiele, schlich sich an Mischka heran und ließ ihm die Ähre zwischen der Haut und dem Hemd ins Genick gleiten. Er schüttelte sich, setzte das Kind auf den Boden und sprang dem Mädchen nach, das leicht und hurtig und ordentlich wie im Tanze vor ihm floh; einmal pfeilgerade, dann wieder einen Garbenschober umkreisend, voll Ängstlichkeit und dabei doch neckend und immer höchst anmutig. Allerdings ist bei unseren Landleuten eine gewisse angeborene Grazie nichts Seltenes; aber diese beiden jungen Geschöpfe gewährten in ihrer harmlosen Lustigkeit ein so angenehmes Schauspiel, daß meine Großmutter es mit wahrem Wohlgefallen genoß. Einen anderen Eindruck brachte hingegen ihr Erscheinen auf Mischka und das Mädchen hervor. Wie versteinert standen beide beim Anblick der Gutsherrin. Er, zuerst gefaßt, neigte sich beinahe bis zur Erde, sie ließ die Schürze samt den Ähren sinken und verbarg das Gesicht in den Händen.

Beim Souper, an welchem, wie an jeder Mahlzeit, der Hofstaat, bestehend aus einigen armen Verwandten und aus den Spitzen der gräflichen Behörden, teilnahm, sagte meine Großmutter zum Herrn Direktor, der neben ihr saß: ‚Die Schwester des Mischka, des neuen Gartenarbeiters, scheint mir ein nettes, flinkes Mädchen zu sein, und ich wünsche, es möge für die Kleine ein Posten ausgemittelt werden, an dem sie sich etwas verdienen kann.' Der Direktor erwiderte: ‚Zu Befehl, hochgräfliche Gnaden, sogleich... obwohl der Mischka meines Wissens eine Schwester eigentlich gar nicht hat.'

‚Ihres Wissens', versetzte meine Großmutter, ‚das ist auch etwas, Ihr Wissen!... Eine Schwester hat Mischka und ein Brüderchen. Ich habe heute alle drei auf dem Felde gesehen.'

‚Hm, hm', lautete die ehrerbietige Entgegnung, und der Direktor hielt die Serviette vor den Mund, um den Ton seiner Stimme zu dämpfen, ‚es wird wohl – ich bitte um Verzeihung des obszönen Ausdrucks – die Geliebte Mischkas und, mit Respekt zu sagen, ihr Kind gewesen sein.'"

Der unwilligen Zuhörerin dieser Erzählung wurde es immer

schwerer, an sich zu halten, und sie rief nun: „Sie behaupten, daß Sie nicht dabei waren, als diese denkwürdigen Reden gewechselt wurden? Woher wissen Sie denn nicht nur über jedes Wort, sondern auch über jede Miene und Gebärde zu berichten?“

„Ich habe die meisten der Beteiligten gekannt und weiß – ein bißchen Maler, ein bißchen Dichter, wie ich nun einmal bin –, weiß aufs Haar genau, wie sie sich in einer bestimmten Lage benommen und ausgedrückt haben müssen. Glauben Sie Ihrem treuen Berichterstatter, daß meine Großmutter nach der Mitteilung, welche der Direktor ihr gemacht, eine Wallung des Zornes und der Menschenverachtung hatte. Wie gut und fürsorglich für ihre Untertanen sie war, darüber können Sie nach dem bißchen Gehörten nicht im Zweifel sein. Im Punkte der Moral jedoch verstand sie nur äußerste Strenge, gegen sich selbst nicht minder als gegen andere. Sie hatte oft erfahren, daß sie bei Männern und Frauen der Sittenverderbnis nicht zu steuern vermöge; der Sittenverderbnis bei halbreifen Geschöpfen jedoch, der mußte ein Zügel angelegt werden können. – Meine Großmutter schickte ihren Kammerdiener wieder zu den Eltern Mischkas. Mit der Liebschaft des Burschen habe es aus zu sein. Das sei eine Schande für so einen Buben, ließ sie sagen, ein solcher Bub habe an andere Dinge zu denken.

Der Mischka, der zu Hause war, als die Botschaft kam, schämte sich in seine Haut hinein . . .“

„Es ist doch stark, daß Sie jetzt gar in der Haut Mischkas stecken wollen!“ fuhr die Gräfin höhnisch auf.

„Bis über die Ohren!“ entgegnete der Graf, „bis über die Ohren steck ich darin! Ich fühle, als wäre ich es selbst, die Bestürzung und Beschämung, die ihn ergriff. Ich sehe ihn, wie er sich windet in Angst und Verlegenheit, einen scheuen Blick auf Vater und Mutter wirft, die auch nicht wissen, wo ein und aus vor Schrecken, ich höre sein jammervoll klingendes Lachen bei den Worten des Vaters: ‚Erbarmen Sie sich, Herr Kammerdiener! Er wird ein Ende machen, das versteht sich, gleich wird er ein Ende machen!‘

Diese Versicherung genügte dem edlen Fritz; er kehrte ins Schloß zurück und berichtete, glücklich über die treffliche Erfüllung seiner Mission, mit den gewohnten Kniebeugungen und dem gewohnten demütigen und freudestrahlenden Ausdruck in seiner Vogelphysiognomie: ‚Er laßt die Hand küssen, er wird ein Ende machen.‘“

„Lächerlich!“ sagte die Gräfin.

„Höchst lächerlich!“ bestätigte der Graf. „Meine gute, vertrauensselige Großmutter hielt die Sache damit für abgetan, dachte auch

nicht weiter darüber nach. Sie war sehr in Anspruch genommen durch die Vorbereitungen zu den großen Festen, die alljährlich am zehnten September, ihrem Geburtstage, im Schlosse gefeiert wurden und einen Vor- und Nachtrab von kleinen Festen hatten. Da kam die ganze Nachbarschaft zusammen, und Dejeuners auf dem grünen Teppich der Wiesen, Jagden, Pirutschaden*, Soupers bei schönster Waldbeleuchtung, Bälle und so weiter folgten einander in fröhlicher Reihe... Man muß gestehen, unsre Alten verstanden, Platz einzunehmen und Lärm zu machen in der Welt. Gott weiß, wie langweilig und öde unser heutiges Leben auf dem Schlosse ihnen erscheinen müßte."

„Sie waren eben große Herren", entgegnete die Gräfin bitter, „wir sind auf das Land zurückgezogene Armenväter."

„Und – Armenmütter", versetzte der Graf mit einer galanten Verneigung, die von derjenigen, der sie galt, nicht eben gnädig aufgenommen wurde. Der Graf aber nahm sich das Mißfallen, das er erregt hatte, keineswegs zu Herzen, sondern spann mit hellem Erzählerbehagen den Faden seiner Geschichte fort:

„So groß der Dienertroß im Schlosse auch war, während der Dauer der Festlichkeiten genügte er doch nicht, und es mußten da immer Leute aus dem Dorfe zur Aushilfe requiriert werden. Wie es kam, daß sich gerade dieses Mal auch Mischkas Geliebte unter ihnen befand, weiß ich nicht; genug, es war der Fall, und die beiden Menschen, die einander hätten meiden sollen, wurden im Dienste der Gebieterin noch öfter zusammengeführt, als dies in früheren Tagen bei der gemeinsamen Feldarbeit geschehen war. Er, mit einem Botengang betraut, lief vom Garten in die Küche, sie von der Küche in den Garten – manchmal trafen sie sich auch unterwegs und verweilten plaudernd ein Viertelstündchen..."

„Äußerst interessant!" spottete die Gräfin – „wenn man doch nur wüßte, was sie einander gesagt haben."

„O, wie Sie schon neugierig geworden sind! – aber ich verrate Ihnen nur, was unumgänglich zu meiner Geschichte gehört. – Eines Morgens lustwandelte die Schloßfrau mit ihren Gästen im Garten. Zufällig lenkte die Gesellschaft ihre Schritte nach einem selten betretenen Laubgang und gewahrte am Ende desselben ein junges Pärchen, das, aus verschiedenen Richtungen kommend, wie freudig überrascht stehenblieb. Der Bursche, kein anderer als Mischka, nahm das Mädchen rasch in die Arme und küßte es, was es sich ruhig ge-

* Ausfahrten im leichten Wagen

fallen ließ. Ein schallendes Gelächter brach los – von den Herren und, ich fürchte, auch von einigen der Damen ausgestoßen, die der Zufall zu Zeugen dieses kleinen Auftritts gemacht hatte. Nur meine Großmutter nahm nicht teil an der allgemeinen Heiterkeit. Mischka und seine Geliebte stoben natürlich davon. Der Bursche – man hat es mir erzählt", kam der Graf scherzend einer voraussichtlichen Einwendung der Gräfin entgegen, „glaubte in dem Augenblick sein armes Mädchen zu hassen. Am selben Abend jedoch überzeugte er sich des Gegenteils, als er nämlich erfuhr, die Kleine werde mit ihrem Kinde nach einer anderen Herrschaft der Frau Gräfin geschickt; zwei Tagereisen weit für einen Mann, für eine Frau, die noch dazu ein anderthalb Jahre altes Kind mitschleppen mußte, wohl noch einmal soviel. – Mehr als: ‚Herrgott! Herrgott! o du lieber Herrgott!' sprach Mischka nicht, gebärdete sich wie ein Träumender, begriff nicht, was man von ihm wolle, als es hieß, an die Arbeit gehen – warf plötzlich den Rechen, den ein Gehilfe ihm samt einem erweckenden Rippenstoße verabfolgte, auf den Boden und rannte ins Dorf, nach dem Hüttchen, in dem seine Geliebte bei ihrer kranken Mutter wohnte, das heißt gewohnt hatte, denn nun war es damit vorbei. Die Kleine stand reisefertig am Lager der völlig gelähmten Alten, die ihr nicht einmal zum Abschiedsegen die Hand aufs Haupt legen konnte und die bitterlich weinte. ‚Hört jetzt auf zu weinen', sprach die Tochter, ‚hört auf, liebe Mutter. Wer soll Euch denn die Tränen abwischen, wenn ich einmal fort bin?'

Sie trocknete die Wangen ihrer Mutter und dann auch ihre eigenen mit der Schürze, nahm ihr Kind an die Hand und das Bündel mit ihren wenigen Habseligkeiten auf den Rücken und ging ihres Weges an Mischka vorbei und wagte nicht einmal, ihn anzusehen. Er aber folgte ihr von weitem, und als der Knecht, der dafür zu sorgen hatte, daß sie ihre Wanderung auch richtig antrete, sie auf der Straße hinter dem Dorfe verließ, war Mischka bald an ihrer Seite, nahm ihr das Bündel ab, hob das Kind auf den Arm und schritt so neben ihr her.

Die Feldarbeiter, die in der Nähe waren, wunderten sich: ‚Was tut er denn, der Tropf?... Geht er mit? Glaubt er, weil er so dumm ist, daß er nur so mitgehen kann?'

Bald nachher kam keuchend und schreiend der Vater Mischkas gerannt: ‚O, ihr lieben Heiligen! Heilige Mutter Gottes! hab ich mir's doch gedacht – seiner Dirne läuft er nach, bringt uns noch alle ins Unglück... Mischka! Sohn – mein Junge!... Nichtsnutz! Teufelsbrut!' jammerte und fluchte er abwechselnd.

Als Mischka die Stimme seines Vaters hörte und ihn mit drohend

geschwungenem Stock immer näher herankommen sah, ergriff er die Flucht, zur größten Freude des Knäbleins, das ‚Hott! hott!' jauchzte. Bald jedoch besann er sich, daß er seine Gefährtin, die ihm nicht so rasch folgen konnte, im Stiche gelassen, wandte sich und lief zu ihr zurück. Sie war bereits von seinem Vater erreicht und zu Boden geschlagen worden. Wie wahnsinnig raste der Zornige, schlug drein mit den Füßen und mit dem Stocke und ließ seinen ganzen Grimm über den Sohn an dem wehrlosen Geschöpfe aus.

Mischka warf sich dem Vater entgegen, und ein furchtbares Ringen zwischen den beiden begann, das mit der völligen Niederlage des Schwächeren, des Jüngeren, endete. Windelweich geprügelt, aus einer Stirnwunde blutend, gab er den Kampf und den Widerstand auf. Der Häusler faßte ihn am Hemdkragen und zerrte ihn mit sich; der armen kleinen Frau aber, die sich inzwischen mühsam aufgerafft hatte, rief er zu: ‚Mach fort!'

Sie gehorchte lautlos, und selbst die Arbeiter auf dem Felde, stumpfes, gleichgültiges Volk, fühlten Mitleid und sahen ihr lange nach, wie sie so dahinwankte mit ihrem Kinde, so hilfsbedürftig und so völlig verlassen.

In der Nähe des Schlosses trafen Mischka und sein Vater den Gärtner, den der Häusler sogleich als ‚gnädiger Herr' ansprach und flehentlichst ersuchte, nur eine Stunde Geduld zu haben mit seinem Sohne. In einer Stunde werde Mischka gewiß wieder bei der Arbeit sein; jetzt müsse er nur geschwind heimgehen und sich waschen und sein Hemd auch. Der Gärtner fragte: ‚Was ist ihm denn? Er ist ja ganz blutig.' – ‚Nichts ist ihm', lautete die Antwort, ‚er ist nur von der Leiter gefallen.'

Mischka hielt das Wort, das sein Vater für ihn gegeben, und war eine Stunde später richtig wieder bei der Arbeit. Am Abend aber ging er ins Wirtshaus und trank sich einen Rausch an, den ersten freiwilligen, war überhaupt seit dem Tage wie verwandelt. Mit dem Vater, der ihn gern versöhnt hätte, denn Mischka war, seitdem er im Schloßgarten Beschäftigung gefunden, ein Kapital geworden, das Zinsen trug, sprach er kein Wort, und von dem Gelde, das er verdiente, brachte er keinen Kreuzer nach Hause. Es wurde teils für Branntwein verausgabt, teils für Unterstützungen, die Mischka der Mutter seiner Geliebten angedeihen ließ – und diese zweite Verwendung des von dem Burschen Erworbenen erschien dem Häusler als der ärgste Frevel, den sein Sohn an ihm begehen konnte. Daß der arme Teufel, der arme Eltern hatte, etwas wegschenkte, an eine Fremde wegschenkte, der Gedanke wurde der Alp des Alten, sein nagender

Wurm. – Je wütender der Vater sich gebärdete, desto verstockter zeigte sich der Sohn. Er kam zuletzt gar nicht mehr nach Hause oder höchstens einmal im geheimen, wenn er den Vater auswärts wußte, um die Mutter zu sehen, an der ihm das Herz hing. Diese Mutter...", der Graf machte eine Pause, „Sie, liebe Freundin, kennen sie, wie ich sie kenne."

„Ich soll sie kennen?... Sie lebt noch?" fragte die Gräfin ungläubig.

„Sie lebt; nicht im Urbilde zwar, aber in vielfachen Abbildern. Das kleine, schwächliche, immer bebende Weiblein mit dem sanften, vor der Zeit gealterten Gesicht, mit den Bewegungen des verprügelten Hundes, das untertänigst in sich zusammensinkt und zu lächeln versucht, wenn eine so hohe Dame, wie Sie sind, oder ein so guter Herr, wie ich bin, ihm einmal zuruft: ‚Wie geht's?', und in demütigster Freundlichkeit antwortet: ‚Vergelt's Gott – wie's eben kann.' – Gut genug für unsereins, ist seine Meinung, für ein Lasttier in Menschengestalt. Was dürfte man anders verlangen, und wenn man's verlangte, wer gäbe es einem? – Du nicht, hohe Frau, und du nicht, guter Herr..."

„Weiter, weiter!" sprach die Gräfin. „Sind Sie bald zu Ende?"

„Bald. – Der Vater Mischkas kam einst zu ungewohnter Stunde nach der Hütte und fand da seinen Jungen. ‚Zur Mutter also kann er kommen, zu mir nicht', schrie er, schimpfte beide Verräter und Verschwörer und begann Mischka zu mißhandeln, was sich der gefallen ließ. Als der Häusler sich jedoch anschickte, auch sein Weib zu züchtigen, fiel der Bursche ihm in den Arm. Merkwürdig genug, warum just damals? Wenn man ihn gefragt hätte, wie oft er den Vater die Mutter schlagen sah, hätte er antworten müssen: ‚Soviel Jahre, als ich ihrer denke, mit dreihundertfünfundsechzig multipliziert, das gibt die Zahl.' – Und die ganze Zeit hindurch hatte er dazu geschwiegen, und heute loderte beim längst gewohnten Anblick plötzlich ein unbezwinglicher Zorn in ihm empor. Zum zweiten Male nahm er gegen den Vater Partei für das schwächere Geschlecht, und dieses Mal blieb er Sieger. Er scheint aber mehr Entsetzen als Freude über seinen Triumph empfunden zu haben. Mit einem heftigen Aufschluchzen rief er dem Vater, der nun klein beigeben wollte, rief er der weinenden Mutter zu: ‚Lebt wohl, mich seht ihr nie wieder!' und stürmte davon. Vierzehn Tage lang hofften die Eltern umsonst auf seine Rückkehr, er war und blieb verschwunden. Bis ins Schloß gelangte die Kunde seiner Flucht; meiner Großmutter wurde angezeigt, Mischka habe seinen Vater halbtot geschlagen und sich dann

davongemacht. Nun aber war es nach der Verletzung des sechsten Gebotes diejenige des vierten, die von meiner Großmutter am schärfsten verdammt wurde; gegen schlechte und undankbare Kinder kannte sie keine Nachsicht... Sie befahl, auf den Mischka zu fahnden, sie befahl, seiner habhaft zu werden und ihn heimzubringen zu exemplarischer Bestrafung.

Ein paarmal war die Sonne auf- und untergegangen, da stand eines Morgens Herr Fritz an der Gartenpforte und blickte auf die Landstraße hinaus. Lau und leise wehte der Wind über die Stoppelfelder, die Atmosphäre war voll feinen Staubes, den die Allverklärerin Sonne durchleuchtete und goldig schimmern ließ. Ihre Strahlen bildeten in dem beweglichen Element reizende kleine Milchstraßen, in denen Milliarden von winzigen Sternchen aufblitzten. Und nun kam durch das flimmernde, tanzende Atomengewimmel eine schwere, graue Wolkensäule, bewegte sich immer näher und rollte endlich so nahe an der Pforte vorbei, daß Fritz deutlich unterscheiden konnte, wen sie umhüllte. Zwei Heiducken* waren es und Mischka. Er sah aus, blaß und hohläugig wie der Tod, und wankte beim Gehen. In den Armen trug er sein Kind, das die Händchen um seinen Hals geschlungen, den Kopf auf seine Schulter gelegt hatte und schlief. Fritz öffnete das Tor, schloß sich der kleinen Karawane an, holte rasch einige Erkundigungen ein und schwebte dann, ein Papagei im Taubenfluge, ins Haus, über die Treppe, in den Saal hinein, in dem meine Großmutter eben die sonnabendliche Ratsversammlung hielt. Der Kammerdiener, von dem Glücksgefühl getragen, das Bedientenseelen beim Überbringen einer neuesten Nachricht zu empfinden pflegen, rundete ausdrucksvoll seine Arme und sprach, vor Wonne fast platzend: ‚Der Mischka laßt die Hand küssen. Er ist wieder da.‘

‚Wo war er?‘ fragte meine Großmutter.

‚Mein Gott, hochgräfliche Gnaden‘, lispelte Fritz, schlug mehrmals schnell nacheinander mit der Zunge an den Gaumen und blickte die Gebieterin so zärtlich an, als die tiefste, unterwürfigste Knechtschaft es ihm nur irgend erlaubte, ‚wo wird er gewesen sein?... Bei seiner Geliebten. Ja‘, bestätigte er, während die Herrin, empört über diesen frechen Ungehorsam, die Stirn runzelte, ‚ja, und gewehrt hat er sich gegen die Heiducken, und dem Janko hat er, ja, beinahe ein Auge ausgeschlagen.‘

Meine Großmutter fuhr auf: ‚Ich hätte wirklich Lust, ihn henken zu lassen.‘

---

* Lakaien oder Gerichtsdiener in Tracht

Alle Beamten verneigten sich stumm; nur der Oberförster warf nach einigem Zagen die Behauptung hin: ‚Hochgräfliche Gnaden werden es aber nicht tun.'

‚Woher weiß Er das?' fragte meine Großmutter mit der strengen Herrschermiene, die so vortrefflich wiedergegeben ist auf ihrem Bilde und die mich gruseln macht, wenn ich im Ahnensaal an ihm vorübergehe. ‚Daß ich mein Recht über Leben und Tod noch nie ausgeübt habe, bürgt nicht dafür, daß ich es nie ausüben werde.'

Wieder verneigten sich alle Beamten, wieder trat Schweigen ein, das der Inspektor unterbrach, indem er die Entscheidung der Gebieterin in einer wichtigen Angelegenheit erbat. Erst nach beendigter Konferenz erkundigte er sich, gleichsam privatim, nach der hohen Verfügung betreffs Mischkas.

Und nun beging meine Großmutter jene Übereilung, von der ich im Anfang sprach.

‚Fünfzig Stockprügel', lautete ihr rasch gefällter Urteilsspruch, ‚gleich heute, es ist ohnehin Samstag.'

Der Samstag war nämlich zu jener Zeit, deren Sie", diesem Worte gab der Graf eine besondere, sehr schalkhafte Betonung, „sich unmöglich besinnen können, der Tag der Exekutionen. Da wurde die Bank vor das Amtshaus gestellt..."

„Weiter, weiter!" sagte die Gräfin, „halten Sie sich nicht auf mit unnötigen Details."

„Zur Sache denn! – An demselben Samstag sollten die letzten Gäste abreisen, es herrschte große Bewegung im Schlosse; meine Großmutter, mit den Vorbereitungen zu einer Abschiedsüberraschung, die sie den Scheidenden bereiten ließ, beschäftigt, kam spät dazu, Toilette zum Diner zu machen, und trieb ihre Kammerzofen zur Eile an. In diesem allerungünstigsten Momente ließ der Doktor sich anmelden. Er war unter allen Dignitären der Herrin derjenige, der am wenigsten in Gnaden bei ihr stand, verdiente es auch nicht besser, denn einen langweiligeren, schwerfälligeren Pedanten hat es nie gegeben.

Meine Großmutter befahl, ihn abzuweisen; er aber kehrte sich nicht daran, sondern schickte ein zweites Mal und ließ die hochgeborene Frau Gräfin untertänigst um Gehör bitten, er hätte nur ein paar Worte über den Mischka zu sprechen.

‚Was will man denn noch mit dem?' rief die Gebieterin, ‚gebt mir Ruhe, ich habe andere Sorgen!'

Der zudringliche Arzt entfernte sich murrend.

Die Sorgen aber, von denen meine Großmutter gesprochen hatte,

waren nicht etwa frivole, sondern solche, die zu den peinvollsten gehören – Sorgen, für die Ihnen, liebe Freundin, allerdings das Verständnis und infolgedessen auch das Mitleid fehlt – Poetensorgen."

„O mein Gott!" sagte die Gräfin unbeschreiblich wegwerfend, und der Erzähler entgegnete:

„Verachten Sie's, soviel Sie wollen; meine Großmutter besaß poetisches Talent, und es manifestierte sich deutlich in dem Schäferspiel ‚Les adieux de Chloë', das sie gedichtet und den Darstellern selbst einstudiert hatte. Das Stückchen sollte nach der Tafel, die man im Freien abhielt, aufgeführt werden, und der Dichterin, obwohl sie ihres Erfolges ziemlich sicher war, bemächtigte sich, je näher der entscheidende Augenblick kam, eine desto weniger angenehme Unruhe. Beim Dessert, nach einem feierlichen, auf die Frau des Hauses ausgebrachten Toast, gab jene ein Zeichen. Die mit Laub überflochtenen Wände, welche den Einblick in ein aus beschnittenen Buchenhecken gebildetes Halbrund verdeckt hatten, rollten auseinander, und eine improvisierte Bühne wurde sichtbar. Man erblickte die Wohnung der Hirtin Chloë, die mit Rosenblättern bestreute Moosbank, auf der sie schlief, den mit Tragant* überzogenen Hausaltar, an dem sie betete, und den mit einem rosafarbigen Band umwundenen Rocken, an dem sie die schneeigweiße Wolle ihrer Lämmchen spann. Als idyllische Schäferin besaß Chloë das Geheimnis dieser Kunst. Nun trat sie selbst aus einem Taxusgange, und hinter ihr schritt ihr Gefolge, darunter ihr Liebling, der Schäfer Myrtill. Alle trugen Blumen, und in vortrefflichen Alexandrinern teilte nun die zarte Chloë dem aufmerksam lauschenden Publikum mit, dies seien die Blumen der Erinnerung, gepflückt auf dem Felde der Treue und bestimmt, dargebracht zu werden auf dem Altar der Freundschaft. Gleich nach dieser Eröffnung brach ungemessener Jubel im Auditorium los und steigerte sich von Vers zu Vers. Einige Damen, die Racine kannten, erklärten, er könne sich vor meiner Großmutter verstecken, und einige Herren, die ihn nicht kannten, bestätigten es. Sie aber konnte über die Echtheit des Enthusiasmus, den ihre Dichtung erweckte, nicht im Zweifel sein. Die Ovationen dauerten noch fort, als die Herrschaften schon ihre Wagen oder ihre Pferde bestiegen hatten und teils in stattlichen Equipagen, teils in leichten Fuhrwerken, teils auf flinken Rossen aus dem Hoftor rollten oder sprengten.

Die Herrin stand unter dem Portal des Schlosses und winkte den

* Schmetterlingsblütler der Gattung Astragalus (Stragel)

Scheidenden grüßend und für ihre Hochrufe dankend zu. Sie war so friedlich und fröhlich gestimmt, wie dies einem Selbstherrscher, auch des kleinsten Reiches, selten zuteil wird. Da – eben im Begriff, sich ins Haus zurückzuwenden – gewahrte sie ein altes Weiblein, das in respektvoller Entfernung vor den Stufen des Portals kniete. Es hatte den günstigen Augenblick wahrgenommen und sich durch das offenstehende Tor im Gewirr und Gedränge unbemerkt hereingeschlichen. Jetzt erst wurde es von einigen Lakaien erblickt. Sogleich rannten sie, Herr Fritz an der Spitze, auf das Weiblein zu, um es gröblich hinwegzuschaffen. Zum allgemeinen Erstaunen jedoch winkte meine Großmutter die dienstfertige Meute ab und befahl zu fragen, wer die Alte sei und was sie wolle. Im nämlichen Moment räusperte sich's hinter der Gebieterin und nieste und, den breitkrempigen Hut in der einen Hand und mit der anderen die Tabaksdose im Busen verbergend, trat der Herr Doktor bedächtig heran: ‚Es ist, hm, hm, hochgräfliche Gnaden werden entschuldigen', sprach er, ‚es ist die Mutter des Mischka.'

‚Schon wieder Mischka, hat das noch immer kein Ende mit dem Mischka? ... Und was will die Alte?'

‚Was wird sie wollen, hochgräfliche Gnaden? Bitten wird sie für ihn wollen, nichts anderes.'

‚Was denn bitten? Da gibt's nichts zu bitten.'

‚Freilich nicht, ich habe es ihr ohnehin gesagt, aber was nutzt's? Sie will doch bitten, hm, hm.'

‚Ganz umsonst, sagen Sie ihr das. Soll ich nicht mehr aus dem Hause treten können, ohne zu sehen, wie die Gartenarbeiter ihre Geliebten embrassieren?'

Der Doktor räusperte sich, und meine Großmutter fuhr fort: ‚Auch hat er seinen Vater halbtot geschlagen.'

‚Hm, hm, er hat ihm eigentlich nichts getan, auch nichts tun *wollen,* nur abhalten, die Mutter ganz totzuschlagen.'

‚So?'

‚Ja, hochgräfliche Gnaden. Der Vater, hochgräfliche Gnaden, ist ein Mistvieh, hat einen Zahn auf den Mischka, weil der der Mutter seiner Geliebten manchmal ein paar Kreuzer zukommen läßt.'

‚Wem?'

‚Der Mutter seiner Geliebten, hochgräfliche Gnaden, ein erwerbsunfähiges Weib, dem sozusagen die Quellen der Subsistenzmittel abgeschnitten worden sind ... dadurch, daß man die Tochter fortgeschickt hat.'

‚Schon gut, schon gut! ... Mit den häuslichen Angelegenheiten der

Leute verschonen Sie mich, Doktor, da mische ich mich nicht hinein.‘

Der Doktor schob mit einer breiten Gebärde den Hut unter den Arm, zog das Taschentuch und schneuzte sich diskret. ‚So werde ich also der Alten sagen, daß es nichts ist.‘ Er machte, was die Franzosen une fausse sortie* nennen, und setzte hinzu: ‚Freilich, hochgräfliche Gnaden, wenn es nur wegen des Vaters wäre...‘

‚Nicht bloß wegen des Vaters, er hat auch dem Janko ein Auge ausgeschlagen.‘

Der Doktor nahm eine wichtige Miene an, zog die Augenbrauen so hoch in die Höhe, daß seine dicke Stirnhaut förmliche Wülste bildete, und sprach: ‚Was dieses Auge betrifft, das sitzt fest und wird dem Janko noch gute Dienste leisten, sobald die Sugillation**, die sich durch den erhaltenen Faustschlag gebildet hat, aufgesaugt sein wird. Hätte mich auch gewundert, wenn der Mischka imstande gewesen wäre, einen kräftigen Hieb zu führen nach der Behandlung, die er von den Heiducken erfahren hat. Die Heiducken, hochgräfliche Gnaden, haben ihn übel zugerichtet.‘

‚Seine Schuld; warum wollte er ihnen nicht gutwillig folgen.‘

‚Freilich, freilich, warum wollte er nicht? Vermutlich, weil sie ihn vom Sterbebette seiner Geliebten abgeholt haben – da hat er sich schwer getrennt... Das Mädchen, hm, hm, war in anderen Umständen, soll vom Vater des Mischka sehr geprügelt worden sein, bevor sie die Wanderung angetreten hat. Und dann – die Wanderung, die weit ist, und die Person, hm, hm, die immer schwach gewesen ist... kein Wunder, wenn sie am Ziele zusammengebrochen ist.‘

Meine Großmutter vernahm jedes Wort dieser abgebrochenen Sätze, wenn sie sich auch den Anschein zu geben suchte, daß sie ihnen nur eine oberflächliche Aufmerksamkeit schenkte. ‚Eine merkwürdige Verkettung von Fatalitäten‘, sprach sie, ‚vielleicht eine Strafe des Himmels.‘

‚Wohl, wohl‘, nickte der Doktor, dessen Gesicht zwar immer seinen gleichmäßigen Ausdruck behielt, sich aber allmählich purpurrot gefärbt hatte. ‚Wohl, wohl, des Himmels, und wenn der Himmel sich bereits dreingelegt hat, dürfen hochgräfliche Gnaden ihm vielleicht auch das Weitere in der Sache überlassen... ich meine nur so!‘ schaltete er, seine vorlaute Schlußfolgerung entschuldigend, ein, ‚und dieser Bettlerin‘, er deutete nachlässig auf die Mutter Mischkas, ‚huldvollst ihre flehentliche Bitte erfüllen.‘

* Scheinabgang ** Bluterguß im Zellgewebe

Die kniende Alte hatte dem Gespräch zu folgen gesucht, sich aber mit keinem Laut daran beteiligt. Ihre Zähne schlugen vor Angst aneinander, und sie sank immer tiefer in sich zusammen.

‚Was will sie denn eigentlich?‘ fragte meine Großmutter.

‚Um acht Tage Aufschub, hochgräfliche Gnaden, der ihrem Sohne diktierten Strafe untersteht sie sich zu bitten, und ich, hochgräfliche Gnaden, unterstütze das Gesuch, durch dessen Genehmigung der Gerechtigkeit besser Genüge geschähe, als heute der Fall sein kann.‘

‚Warum?‘

‚Weil der Delinquent in seinem gegenwärtigen Zustande den Vollzug der ganzen Strafe schwerlich aushalten würde.‘

Meine Großmutter machte eine unwillige Bewegung und begann langsam die Stufen des Portals niederzusteigen. Fritz sprang hinzu und wollte sie dabei unterstützen. Sie aber winkte ihn hinweg: ‚Geh aufs Amt‘, befahl sie, ‚Mischka ist begnadigt.‘

‚Ah!‘ stieß der treue Knecht bewundernd hervor und enteilte, während der Doktor bedächtig die Uhr aus der Tasche zog und leise vor sich hin brummte: ‚Hm, hm, es wird noch Zeit sein, die Exekution dürfte eben begonnen haben.‘

Das Wort ‚begnadigt‘ war von der Alten verstanden worden; ein Gewinsel der Rührung, des Entzückens drang von ihren Lippen, sie fiel nieder und drückte, als die Herrin näher trat, das Gesicht auf die Erde, als ob sie sich vor soviel Größe und Hoheit dem Boden förmlich gleichzumachen suche.

Der Blick meiner Großmutter glitt mit einer gewissen Scheu über dieses Bild verkörperter Demut: ‚Steh auf‘, sagte sie und – zuckte zusammen und horchte ... und alle Anwesenden horchten erschaudernd, die einen starr, die andern mit dem albernen Lachen des Entsetzens. Aus der Gegend des Amtshauses hatten die Lüfte einen gräßlichen Schrei herübergetragen. Er schien ein Echo geweckt zu haben in der Brust des alten Weibleins, denn es erhob stöhnend den Kopf und murmelte ein Gebet ...

‚Nun?‘ fragte einige Minuten später meine Großmutter den atemlos herbeistürzenden Fritz: ‚Hast du's bestellt?‘

‚Zu dienen‘, antwortete Fritz und brachte es diesmal statt zu seinem süßen Lächeln nur zu einem kläglichen Grinsen: ‚Er laßt die Hand küssen, er ist schon tot.‘

„Fürchterlich!“ rief die Gräfin aus, „und das nennen Sie eine friedliche Geschichte?“

„Verzeihen Sie die Kriegslist, Sie hätten mich ja sonst nicht ange-

hört", erwiderte der Graf. „Aber vielleicht begreifen Sie jetzt, warum ich den sanftmütigen Nachkommen Mischkas nicht aus dem Dienst jage, obwohl er meine Interessen eigentlich recht nachlässig vertritt."

MOV

HANS HENNY JAHNN

Hans Henny Jahnn

DER ÄLTESTE Sohn Faltins, Mov, war dem Großvater nachgeschlagen. Er ging auf die See, er besuchte die Schulen und lernte sich an alle Examen heran. Er war fleißig und sehr still. Er wurde, bald nachdem er sein Patent erworben hatte, Kapitän und führte ein kleines Frachtschiff für eine unbedeutende Reederei in Höganaes. Seine Uniform war nicht prächtig: ein abgetragener blauer Jackettanzug mit ankergeschmückten vergoldeten Knöpfen und ein paar zerschlissenen Tressen am Ärmel. Er schlug sich an den kleinen Plätzen, die das Schiff anlief, mit Maklern, Verladern, Schiffshändlern herum. Er hatte harte Tage und Nächte, wenn die See schwer war und mit der Schute spielte, ihr Schläge versetzte, daß sie in allen Spanten erzitterte. Er hörte die Stimmen der Mannschaft: „Kapitän, Kapitän, heute geht es nicht gut, heute nimmt sie uns." Er saß in seinem kleinen niedrigen Kartenzimmer, zirkelte den Kurs aus, hörte die Worte, das Geheul, das tiefe Stöhnen der Dampfkessel. Die Lampe schaukelte, der alte, drehbare Mahagonisessel knarrte unter dem schwankenden Gewicht des Mannes. Im Raume roch es nach Medizin, weil eine Flasche in der Arzneikiste ausgelaufen war. – Das war seine Welt. Bis hierher war er gekommen. Davon hatte er geträumt, als er ein Kind war. Und es war ein schwerer Dienst. Der Reeder war nicht mit ihm unzufrieden; aber er tat so, als ob er mit ihm unzufrieden wäre. Immer sollte die Kost für die Mannschaft billiger angeschafft werden, immer die Frachtraten hinaufgesetzt. Aber Mov klagte niemals; wahrscheinlich war er selbst mit diesem Teil seines Loses zufrieden.

Die Matrosen, die Heizer waren weniger als er, hausten in schmierigen Löchern. Ihre Kleidung roch nach Tran oder Heringen. Sie waren geringere Leute als er; aber er liebte sie wie sich selbst. Er hatte keinen Dünkel. Doch er saß an dem Teakholztisch mit den merkwürdig gedrechselten Beinen, mit den Barrieren rings um die Platte, damit Karten, Winkelmesser und Zirkel nicht herabgeschleudert würden. Ein Mann der Wache meldete etwas. Der Kapitän antwortete. Er hatte sein Schiff. Es war nichts Großartiges. Aber er liebte es. Er wollte nicht einmal ein anderes. Er war nicht herrschaftlich genug, um ein großes oder prächtiges zu führen. Er richtete sich mit seinem Leben ein.

Frau Larssons Auskünfte über ihn waren nicht viel ergiebiger. Sie wußte indessen auch, daß er nicht verheiratet war, kaum ein Dutzend Freitage im Jahr hatte und sie nicht dazu verwandte, um auf Brautschau zu gehen. Zwar lehnte Frau Larsson es ab, zu wissen, wie er es mit den Mädchen hielt; aber sie war überzeugt, daß sie ihm nichts Erhebliches bedeuteten.

Er war in der Tat sehr anspruchslos, wenig getrieben. Er beneidete seine Leute wegen der Ausschreitungen, die sie begingen. Er beneidete sie und bewunderte sie. Er kam selbst in den Häfen kaum aus seiner Kajüte heraus, außer, daß er Makler, Verlader, Händler in Geschäften aufsuchte. Zuweilen sagte er ein paar dunkle pessimistische Worte. Man behielt sie, weil sie ganz unvermutet von seinen Lippen kamen: „Wir mühen uns ein paar Jahrzehnte ab, jeder auf seine Weise. Eines Tages legen sie uns in einen Kasten und graben uns ein." Man antwortete ihm: „So ist es." Oder auch: „Es hat keinen Zweck, daran zu denken."

Er dachte auch nicht oft daran, nur zuweilen, wenn er sich in seiner Koje ausstreckte, das Wetter auf dem Meere still war, oder draußen der abendliche Kai mit seinen elektrischen Lampen durch die Bullaugen hereinschwieg, der Lärm nur noch die Stimme eines betrunkenen Matrosen hatte, der Geruch von Tran, Heringen, faulem Obst und scharfem Käse mit einem lauen Abendwind eindrang – dann dachte er, daß er bald oder ein wenig später verschwinden würde, verschwinden, wie er gekommen. Dann wiederholte er sich: „Bis hierher bin ich gekommen. Das habe ich erreicht. Das war mein Ziel. Dafür bin ich auf die Schulen gegangen. Dafür habe ich alle Ängste der Examen auf mich genommen. Damit ich nicht vergesse, was ich erreicht habe, sind noch alle Knabenängste bei mir. Darum werde ich niemals ein ganzer Mann werden. Damit ich nicht vergesse, daß ich dies erreicht habe, daß ich diese Hütte bewohne, in dieser Koje aus-

gestreckt liege, dies Schiff führe, diese Mannschaft unter mir habe, die Heizer und die Gasten. – Ob sie mir ansehen, daß ich ein halbwüchsiges Kind geblieben bin? Daß ich niemals auf ähnliche Weise wild bin, wie sie es sind? Daß ich meinen Grog nur trinke, weil andere Kapitäne es tun?"

Er fühlte dann, eine Stunde lang, ehe er einschlief, daß er glücklich war, daß er keinen Wunsch hatte, außer: immer hierzubleiben, der zu bleiben, der er war, ein unfertiger Mann, doch ein Kapitän auf einem kleinen Frachtdampfer, beladen mit den Sorgen seines Reeders; – allen Tücken des Meeres und der Menschen an den Hafenplätzen ausgesetzt; aber immer in der Gewißheit, daß sein Schiff seine Zuflucht war. An diesen Platz war er gestellt worden. Er konnte ihn ausfüllen. Er verstand es, das Schiff zu führen, die Geschäfte an den Hafenplätzen befriedigend zu erledigen. Er war auf die rechte Weise schroff und weich gegen die Mannschaft. Er verriet niemals, wer er war, daß die abendlichen Stunden in seiner Koje diese seltsame Mischung aus Glück und Verzagtheit hatten. „Gott hat mir bestimmt, daß ich kein Mädchen heiraten soll. Ich werde keine Kinder haben. Das ist mir bestimmt. Das weiß ich. Meine Schwester Olga wird viele Kinder haben; aber ich werde nie ganz erwachsen sein. Ich werde immer schüchtern bleiben. Vielleicht bereiten mir die Mädchen keine große Freude. Ich schäme mich vor ihnen. Ich schäme mich sogar vor einer Hure. Ich schäme mich nicht vor mir selbst. Gott hat mich so gemacht, wie ich bin, mit dieser Angst im Herzen, daß ich womöglich niemals so erwachsen sein werde wie der Küchenjunge Sophus, der doch erst siebzehn Jahre alt ist – und mit dieser Freude, dieser unablässigen Freude, daß ich alle Examen bestanden habe und Kapitän geworden bin. Ich habe wahrhaftig schon vergessen, daß ich ein Schiffsjunge war, ein Matrose, ein geringer Mann auf unbekannten Schiffen. Ich bin jetzt der andere, der am Ziel ist, der zufrieden ist, der hier bleiben will, der immer hier bleiben will, der sein Leben weder durch Trunk noch Huren verschlechtern will, durch keine Verantwortung für Frau und Kinder – der immer ein Halbwüchsiger bleiben will und ein Kapitän dazu – – –"

Er grübelte nicht über sich, er machte nur Feststellungen, Feststellungen ohne Reue, ohne Verlangen, daß es anders sein möchte. Er wußte kaum, was eine Gewissensprüfung ist. Er bedurfte ihrer nicht. Er mußte nur von Zeit zu Zeit den Platz erforschen, an dem er stand. Er sagte nicht einmal mit ganzer Deutlichkeit: „Das bin ich; so bin ich." Allenfalls räumte er ein: „Möglicherweise steht es so mit mir." Er sagte auch: „Ich schulde niemand etwas. Ich habe nie-

mand im Stich gelassen. Ich verlasse mich auf niemand. Zwar – ich bin mir selbst nicht genug. Ich habe meine Ängste. Ich bin mir zuweilen abtrünnig. Aber ich habe mein Schiff, meine Mannschaft, meine Beschäftigung und die unvergleichliche Einsamkeit meiner Kajüte. Freilich, eines Tages wird man mich in einen Kasten legen und eingraben. Dann ist dies alles gewesen – und ich weiß nicht einmal mehr wozu. Dies ist, damit auch ich esse und lebe, ernährt werde und mich nützlich mache. Jeder Mensch hat seinen Beruf, und ich habe diesen."

Die Züge seines Antlitzes waren die eines Mannes, der das Meer befährt. Seine grauen Augen blickten scharf. Seine Hände waren sicher; sie zitterten niemals. Er konnte ein halbes Dutzend Gläser starken Punsch trinken, ohne daß ihm jemand etwas angemerkt hätte. Seine Entscheidungen in Geschäften waren klar. Seine Rechenschaft vor sich selbst wurde von Jahr zu Jahr ungenauer. Es unterliefen immer mehr Ereignisse, die nicht oder nur oberflächlich geprüft wurden. So kam auch jene Nacht, die er nie vergaß, für die sein Gewissen nicht einstehen wollte, jene Nacht, in der James Botters verunglückte. Sie wurden auf hoher See von schwerem Wetter überrascht. Der Ozean kam über die Reling. Das Deck war glatt. Botters ging in der Finsternis von vorn nach achtern. Ganz unerwartet, gegen die Regel des pendelnden Schlingerns, entwich der Boden unter seinen Füßen. Er glitt aus, fiel, rollte wie ein Stück Holz gegen die Schiffswand. In jenem Augenblick schrie er. Schrie so laut, daß es den Sturm durchschnitt. Sogleich gischtete das Wasser über ihn hinweg, zischte. Er konnte nicht hoffen, daß jemand ihn gehört hatte. Er erhob sich, klammerte sich an, spürte ein unbeschreiblich eisiges Gefühl an seinem Leibe.

Da stand der Kapitän vor ihm, zum wenigsten war es seine Stimme. „Was ist mit dir, Botters?" „Ich glaube, hier ist ein Haken – – –", sagte der Matrose, machte eine Handbewegung, die der andere in der Finsternis nicht erkennen konnte. „Was für ein Haken?" fragte der Kapitän. „Ich glaube, wir müssen einmal nachsehen –" Unaufgefordert legte der Matrose seinen Arm um den Hals des Kapitäns und begann zu schluchzen. „Bist du gefallen? Bist du verwundet?" „Ich bin gefallen. Ich glaube, ich bin verwundet."

Die Zähne des Mannes schlugen aufeinander. Der Kapitän Mov Faltin stützte den Matrosen, half ihm die Treppe zum oberen Deck hinauf. Dort begegnete ihnen ein Mann der Wache. James Botters berührte ihn mit seiner freien Hand. Als der Mann stehenblieb, schlang Botters den zweiten Arm um dessen Hals. Er ließ sich mehr

tragen, als daß er ging. In der Kajüte des Kapitäns blieb er allein aufrecht stehen. Er fiel nicht, obgleich der Boden unter seinen Füßen tanzte. Der Mann der Wache wollte sich schon entfernen. Doch er hörte Mov Faltins Frage: „Wo steckt denn das Übel?“ Und James Botters wies auf seinen Bauch. Der Kapitän entzündete eine kleine messingene Handlampe und leuchtete auf die Stelle. Da sahen sie, daß die Hose am Bund zerrissen war, und aus dem Riß schaute etwas hervor, vergleichbar einer Blase, graurosa von Farbe. Aber es war nicht Haut, nicht Fleisch, nicht Blut. Und es war groß wie eine Walnuß. „Wir müssen ihn aufs Bett legen“, sagte der Kapitän. James Botters schritt aus eigenem Antrieb schwankend zum Bett, und der Mann, der Wache hatte, half ihm, sich hinzustrecken. Er zog ihm auch die Stiefel von den Füßen. Er streifte ihm die Bluse über den Kopf. Dann hörte er wieder die Stimme Mov Faltins, einen Befehl: „Geh jetzt! Sage niemand, was du gesehen hast! Ich werde allein damit fertig werden.“ Er drängte den Mann hinaus, verriegelte die Tür. Er schraubte den Docht der Lampe so hoch wie es anging, ohne daß sie rußte. Er zog die Medizinkiste hervor. Dann erst wandte er sich dem Verunglückten wieder zu. Er entkleidete ihn ganz. Und so sah er denn den Matrosen James Botters, sechsundzwanzig Jahre alt, klein an Wuchs, mit verkrüppelten schmutzigen Zehen, breitem Bekken, so daß der Gang des Menschen x-beinig war, weißhäutig, unbehaart, grobhändig, durch keine Schönheit ausgezeichnet, ein durchschnittlicher Mensch, wie er von den Müttern kommt. Aber aus seinem Leibe war, groß wie eine Walnuß, durch eine Wunde, die kaum noch blutete, die braun umrandet war, eine Schlinge des Darms hervorgetreten. Dem Matrosen schlugen die Zähne in Kälteschauern wieder aufeinander. Mov Faltin gab ihm ein Viertelwasserglas voll Kognak. „Ich werde ihn zunähen müssen“, sagte Mov Faltin zu sich selbst, „ich werde dies Schwierige ausführen müssen, denn er wird sonst in zwei Tagen tot sein.“ Er suchte Watte und Chloroform hervor. Er ließ den Matrosen den süßlichen Dampf des Betäubungsmittels einatmen. Er wartete ein paar Minuten, las die Beschreibung, wie man Fleischwunden vernähe. Er wußte nicht, wie tief der Schlaf des Verunglückten war, ob er bewußtlos war oder noch wachte, als er sich ans Werk machte. Aber darauf kam es auch nicht an. Der Kapitän betupfte die schwammige Blase, die aus dem Bauche hervorgetreten war, mit einer desinfizierenden Flüssigkeit. Er tauchte die eigenen Finger in die gleiche Flüssigkeit. Mit einem dieser Finger stieß er den Darm durch die Öffnung im Leibe zurück.

Dann vernähte er sie kunstlos, doch emsig, mit einer Anzahl Sti-

chen. Er trieb die krumme Nadel durch Haut und Fleisch. Er tropfte noch einmal mit Bedacht Chloroform auf den Wattebausch, der das Gesicht des Matrosen bedeckte. Dann betrachtete er sein Werk. Nein, er betrachtete das Werk des Schöpfers, den Menschen, der verunglückt war, der leben oder sterben würde. Und dies Anschauen bereitete ihm ein so unermeßliches Glück, einen Genuß von so unirdischer Größe, daß er sich nicht losreißen konnte. Ja, er tröpfelte, gegen alle Vernunft, nochmals vom öligen Chloroform auf das Gesicht des Matrosen. Endlich kniete er neben dem Bette nieder und begann zu beten. Er betete zu Gott, daß dieser Mensch genesen möge, daß die schwache, unfachmännische Hilfe ausreichen möge, dies durchschnittliche Leben eines Matrosen zu erhalten. Er, der das Beten nicht verstand, keine Übung darin hatte, lag eine halbe Stunde vor dem Bette auf den Knien und lispelte unvollendete Gedanken und Beschwörungen, bemühte *Jenen,* den er nicht kannte, wollte ihn zwingen, sich in dies Ereignis einzumischen. So fleht ein Knabe um die Genesung eines Kameraden. Mit tränenerstickter Stimme, mit weltengroßer Angst im Herzen, mit Jubel über ein Gefühl im Fleisch, das neu ist.

Endlich erhob er sich, halb betäubt von seinem Gestammel, vom Stampfen und Schlingern des Schiffes, vom Chloroformgeruch. Er wusch die Wunde, die wie ein verklebter Mund war, mit Äther, brachte ein Pflaster darüber an, packte den Kranken fest in Decken ein, nahm ihm den Wattebausch vom Antlitz. Dann riegelte er die Tür auf, schritt in die Nacht hinaus, tastete sich zur Brücke. Wie er über die Brüstung hinausstarrte, auf das Vorschiff, gegen das die schwarzen Wellen mit grau schimmernden Kämmen anritten, erkannte er, was mit ihm geschehen war. Er sah noch einmal das Bild James Botters', dort unten auf dem Grunde der Schwärze, die kleine weiße Gestalt, aus der ein wenig Darm hervorgetreten war. Willenlos betäubt oder halb betäubt, in die Gewalt Faltins gegeben. Und er wußte eine Minute lang, er hatte jenen betrachtet, als ob er ihn liebe. – Er vergaß diese Nacht niemals, aber er verheimlichte ihren eigentlichen Inhalt sehr bald vor sich selbst. Botters genas. Die Wunde eiterte ein paar Wochen lang; dann schloß sie sich, ohne einen Schaden im Bauch zu hinterlassen.

Als man nach zwei Tagen einen Hafen anlief, drang der Kapitän darauf, daß Botters in ein Krankenhaus komme. Aber der weigerte sich. Er lag noch immer im Bett des Kapitäns, wurde mit dünner Hafersuppe ernährt. Er wollte nicht von Bord. Der Kapitän gab dem Wunsche des Kranken merkwürdig schnell nach. Botters blieb in

seinem Bette, Mov Faltin schlief noch drei Wochen lang auf einem Sofa. Er pflegte den Kranken mit Sorgfalt, wusch ihm täglich Füße, Hände und Antlitz, überwachte ängstlich die Wunde, reinigte sie, bepflasterte sie. Er befahl eine äußerst karge Diät, beschaute den Darmabgang. Stundenlang saß er schweigend neben dem Lager des Genesenden, dessen Hände allmählich so weiß wurden wie der übrige Körper. Dann wurde die alte Ordnung wiederhergestellt. James Botters zog ins Logis der Matrosen.

„Ich habe nur meine Pflicht getan", sagte Mov Faltin am Ende der für ihn so erregenden Wochen zu sich selbst. Später öffnete er zuweilen den Stöpsel der Chloroformflasche, atmete einen süßlichen Ruchschwaden ein, beschwor einen Traum herauf, dem er keinen Namen gab. „Ich werde immer hier bleiben. Ich kann nirgendwo so gut schlafen wie in meiner Koje. Ich habe keine andere Heimat. Mich verlangt nicht nach den Häfen." Er bereitete niemand Kummer, nicht einmal Überraschungen.

DER AUSWANDERER

WILHELM VON SCHOLZ

Wilh. v. Scholz

In einem westfälischen Bauern, der im Dorfe nur der „lang Hannes" genannt wurde und ein Spökenkieker, ein Hellseher war, hatte sich der Gedanke festgesetzt, er müsse nach Amerika auswandern. Ein Vetter seines Vaters war vor Jahren übers große Wasser gegangen. Nachdem man lange nichts von ihm gehört, waren Briefe von ihm gekommen, in denen er schilderte, wie gut es ihm jetzt nach den ersten schweren Jahren gehe. Schließlich hatte er den Hannes mal ermuntert, doch auch zu verkaufen, aufzupacken und herüberzukommen. Das hatte bei dem Hannes, der ein bedächtiger, schwerfälliger Mann war, keineswegs etwa gleich gezündet. Aber es war doch unverloren in seine Seele hinabgesunken und tauchte manchmal dunkel in ihm auf, wenn ein schlechtes Erntejahr war, wenn Hagelschläge

ihm den Ertrag seiner Arbeit schmälerten oder er allzu große Umständlichkeiten mit der Beamtenwirtschaft, mit Steuern und Verfügungen hatte. Dann holte er abends die Petroleumlampe von der Kommode und aus dem obersten Schubfach den Brief, setzte sich an den Tisch und las bei einer Pfeife langsam wieder die begeisterte Schilderung des Vatervetters von seinem großen Gut. So könnte er, Hannes, es auch haben! Und leichter würde er dazu kommen als der Vetter, weil der doch schon seit Jahren ganz eingewohnt sei drüben und ihm helfen und beistehen würde. Wenn er das bedächtig rauchend wieder gelesen hatte, faltete er den Brief zusammen, trug ihn und die Lampe zur Kommode zurück, setzte sich auf die Bank an den Ofen; und das einzige Zeichen davon, daß etwas in dem Manne mit dem unbewegten Blick vorging, waren die Wolken von Tabaksrauch, die er von Zeit zu Zeit ausstieß. Und immer ging er dann am nächsten Tage, so als hätte ihn die Stunde seines Gedankenbesuches in Amerika erfrischt, doppelt energisch an die Arbeit.

Ein westfälischer Bauer ist fast wie ein Baum in die Scholle verwurzelt, die ihn trägt. Aber das und eine gewisse Schwerfälligkeit im Entschließen waren es wohl nicht allein, was ihn immer wieder zu Hause festhielt und trotz aller Verlockungen nach drüben den Entschluß nicht finden ließ. Er schien auf irgendeinen Anstoß, ein deutliches Zeichen, daß es das Rechte sei, zu warten. Daß er es vielleicht tun werde, hatte er seiner Frau manchmal gesagt, um sie auf die Möglichkeit vorzubereiten. Und sie, die ein stilles, beschränktes Wesen war, hatte meist nur die Antwort: „Es sei ihr recht, wenn er es wolle; die Plackerei sei hier groß genug!“

Es wäre seinen Nachbarn und überhaupt den anderen Bauern des Dorfes, die vielleicht durch die Frau oder den Postboten von der Sache gehört hatten, gewiß sehr recht gewesen, wenn er ausgewandert wäre. Er war ihnen mit seiner Hellseherei unheimlich, obwohl er selten von dem sprach, was er sah und wußte; aber man merkte es ihm doch an. So sah er oft bis zu einem Jahre vorher den Tod ganz gesunder, kräftiger Leute voraus. Zu denen war er dann seltsam höflich, fast feierlich, in einer linkischen unbeholfenen Weise. Man hatte erst geglaubt, er spinne. Aber dann hatte es sich öfter wiederholt, und sie wußten nun, was sie davon zu halten hatten. War der Tod der Betreffenden nahe, ging er nie anders als mit abgenommener Mütze an deren Haus vorbei. Einmal war er nach dem Besuch eines als Zimmermann in Münster lebenden Bruders ganz stumm, wortkarg und traurig geworden, ohne auf die vielen Fragen danach einen Grund zu nennen, bis nach wenigen Wochen die Todesnach-

richt des Bruders kam. Da wußten alle, was der Grund gewesen war. Und man erzählte sich, kurz zuvor habe ihn zufällig ein ehemaliger Regimentskamerad des Bruders nach dem gefragt; da sei der Hannes plötzlich erschrocken und habe entsetzt ausgerufen: Er liegt mit gebrochenem Genick auf einem Sandhaufen und stirbt! Das stellte sich als Wahrheit heraus: an dem Tage und zu der Stunde war der Bruder bei einem Neubau vom Gerüst gestürzt. Kein Wunder, daß die Leute den unheimlichen Gesellen, ein so guter Nachbar er auch sonst mit seinem ruhigen, in sich gekehrten Wesen war, gerne fortgehabt hätten.

Da kam eines Tages wieder einmal eine Karte von dem Amerikaner, der schrieb, Hannes habe doch wohl keine Lust mehr, und das sei schade. Er habe sein Gut wieder vergrößert und jetzt auch eine Pferdezucht angelegt. Gute Pferde, das war eine Liebhaberei des Hannes, der bei der Kavallerie gedient hatte. Mehr als sonst wurde er an dem Tage nachdenklich. Und der Zufall wollte, daß gerade an demselben Tage ein Auswanderungsagent, der von dem amerikanischen Vetter gehört haben mochte, bei dem Hannes vorsprach und ihm die Vorteile der Neuen Welt mit leuchtenden Farben schilderte, auch schon in Andeutungen von einem guten Käufer, den er für das Gut des Hannes wüßte, sich erging. Der gab dem Agenten nicht viel mehr als ein paar Fragen zur Antwort. Aber am Abend des Tages lag er lange im Bette mit offenen Augen wach. Da rechnete er und überzählte sein Besitztum. Und am nächsten Morgen schrieb er, wiewohl etwas bedrückten Herzens, an den Agenten und an den alten Vetter, daß er entschlossen sei. Er schien aber innerlich doch noch nicht recht im reinen mit seinem Entschluß, schüttelte manchmal den Kopf oder zuckte die Achseln, wenn er allein über die Dorfstraße ging, als spräche er mit jemandem, schien dann wieder die innerlich geführten Gespräche mit einem entschlossenen Ruck, mit einem Aufrichten des ganzen Körpers, rascherem Gang und energischem Anpacken der Arbeit abzubrechen. Diese Wechsel in ihm waren so sichtbar, daß sie den Leuten auffielen.

Die Sache mit dem Verkauf war bald soweit geordnet. Der Termin für das Erscheinen vor dem Gerichtsnotar wurde angesetzt. Der Hannes hatte schon all das wenige zusammengetragen, was er mitnehmen würde, hatte allerhand Verbindlichkeiten zu erledigen angefangen, schwerfällig an ein paar entfernt wohnende Verwandte Abschiedsbriefe geschrieben. Tags lief er in Gedanken versunken immer wieder auf seinem Hofe herum, in die Ställe, die Scheune, den Geräteschuppen, stöberte die Winkel durch; abends saß er bei der alten

Lampe und las in ein paar Bauernkalendern, ob er etwas über Amerika fände, über die amerikanische Pflanzenwelt, die Gewinnaussichten drüben, Volksgebräuche und was dergleichen mehr war. Er war kaum noch hier, sondern schon drüben. Deshalb konnte er alles so bedächtig, so ohne Ungeduld machen, konnte so recht geruhig mit allem in der Heimat abschließen. Er ging jetzt auch mal ins Wirtshaus, was er früher sehr selten tat, und suchte sich in einem schmutzigen Kursbuch den Reiseweg nach Hamburg zusammen. In drei Wochen sollte aufgebrochen werden.

An einem Nachmittage ging er mit dem Käufer seines Gutes, der nochmals die Grenzen des dazugehörigen Waldstücks sich einprägen wollte, ins Holz. Es war wochenlang klares trockenes Wetter gewesen, das den Menschen wohltat, aber das Korn niedrig und die Ähren dünn hielt, und jetzt seit Tagen eine wachsende Schwüle, die langsam und noch ohne rechte Kraft Gewitter und Wetterumschwung vorzubereiten schien.

Die Männer gingen schweigend nebeneinander hin. Nur ab und zu sprach der Käufer irgendein gleichgültiges Wort: wie alles teurer würde, wie der Matthes im letzten Jahr von der Hagelversicherung geschädigt worden sei; und als sie an einem Kleeacker, der einem pfiffigen, jetzt sehr alten, verwitweten Bauern gehörte, vorbeikamen, erzählte er lachend und ausspuckend, wie der Alte einmal als junger Ehemann den ganzen Kleesamen vertrunken und dann, damit es sein sehr genaues Weib nicht merke, eifrig über den Acker schreitend, aus voller Schürze Sand in die Furchen gesät. Der Hannes sah einmal kurz über den Kleeacker hin und verzog kaum den Mund. Im Gehölz wies er dem Käufer dann die Grenzstellen. Der schlug vor, daß sie nun zu einem Trunke in die „Krone“ zurückgehen wollten, wiederholte, da der hinter ihm herkommende Hannes nicht antwortete, seine Frage und wandte sich, als der noch immer nichts sagte, um. Da sah er, wie der Hannes zur Seite gewendet still dastand und mit weit aufgerissenen Augen durch die letzten Waldstämme hin zu dem dunklen Horizontgewölk hinzustarren schien. Der Ausdruck des Mannes war so abwesend, seine Haltung so fremd und seltsam, daß der Käufer besorgt fragte: „Was hast nur?“ Hannes antwortete noch immer nicht, starrte und starrte. Endlich zuckte er jählings zusammen und wandte sich mit einem erwachenden Blick dem andern zu. Schweiß stand auf seiner Stirn, er wankte und hielt sich einen Augenblick an einem Stamm. Dazu lächelte er verlegen: „Mir war nicht gut, weiß nicht, ob ich die Seereise und das Neue alles werde aushalten können.“

Er war deutlich verändert auf dem Heimweg, der Hannes. Während er beim Wandern so vor sich hin geschwiegen hatte, als wollte er nur in dem absichtslosen Ziehen seiner Gedanken und Bilder nicht gestört sein – die ihm bald unabsehbare amerikanische Maisfelder, eine weite Pferdekoppel, große am Steppenrand weidende Herden vorführen mochten, bald noch einmal von dem Stück seiner Heimat, auf das gerade sein Blick fiel, frei und willkürlich da und dort über den Besitz hingingen, den er verlassen sollte – schwieg der Hannes jetzt vor sich hin, daß man deutlich sah, alle Beschaulichkeit war aus seinen Gedanken gewichen, irgendein Entschluß arbeitete in ihm.

„Also morgen um zehn!" sagte der andere, als sie im Dorf waren und sich trennten. Da sollte vor dem Notar der Kaufvertrag geschlossen werden.

„Ich weiß noch nicht, 's ist mir nicht gut."

„Geht schon vorüber!" meinte der Käufer, „behüt' dich Gott!" Beide gingen ihres Weges.

Der Hannes kam nicht zum Notar. Er sagte den Vertrag auf. Er sei krank. Er müsse auf dem Gut bleiben.

Niemand verstand ihn, wußte, warum er sich anders entschlossen. Denn er schien nicht im mindesten krank, machte im Gegenteil seine Landarbeit mit verdoppeltem Eifer. Er war weniger verschlossen, fröhlicher, seit er die Auswanderung endgültig aufgegeben hatte und alle schon getroffenen Vorbereitungen rückgängig gemacht waren. Er pfiff manchmal vor sich hin bei der Arbeit.

Allen war das ein Rätsel, dessen Lösung er keinem zu sagen Lust zeigte. Nur seiner Frau gegenüber, die freilich seinen Entschluß ohne ernstlichen Widerstand hingenommen, aber, seit sie beide weggewollt und ihre Wurzeln aus dem alten Grund und Boden herausgezogen hatten, sich noch immer nicht wieder zurückgewöhnen konnte, im Gegensatz zu ihrem Manne nicht so achtsam und fleißig ihre Arbeit tat, der mußte er wohl eine Erklärung geben. Und als sie ihn wieder mal fragte, da lachte er kurz auf: „'s ist schon gut, wenn man's Zweite Gesicht hat! Elend zugrund gegangen wär' ich drüben!"

„'s ist Aberglauben", sagte sie ganz leise.

„Gewiß ist's!" polterte er und schlug auf den Tisch. Dann ging er hinaus in die Ställe und tränkte.

Herbst und Winter kamen, ohne daß etwas Bemerkenswertes geschah. Mit dem beginnenden Frühjahr bemächtigte sich eine seltsame Unruhe des Mannes. Er lief oft allein und ohne irgendein Geschäft über Feld oder in sein Waldstück. Er ließ manchmal mitten in der Arbeit alles liegen, warf sich unter einen Baum und sah lange ins

Geäst hinauf. Manchmal stand er an einem Stamm im Walde und blickte unbewegt vor sich hin. Dann begann er aus solcher Versunkenheit wieder rastlos zu pflügen oder zu mähen, ohne von der Arbeit aufzusehen, als wolle er sich betäuben.

„Hätten doch lieber nach Amerika gehen sollen!" sagte die Frau. Da fuhr er jedesmal ärgerlich auf. Von Amerika wollte er gar nichts hören, ward überhaupt immer mehr menschenscheu und abseitig. Einmal nahm sich der Pfarrer der Sache an, versuchte, dem Hannes zuzusprechen, schloß sich ihm auf einem Wege scheinbar zufällig an und ließ ihn nicht aus mit Fragen, warum er seinen Amerikaplan aufgegeben, warum er jetzt so verstört und seltsam geworden sei. Endlich erzählte der Hannes: er habe damals, als er mit dem Kauflustigen sein Waldstück umschritten, wie früher oft ein Gesicht gehabt. Er habe sich selber unter einem Baum fremder Art, wie er sie auf Bildern von Amerika gefunden, tot und erschlagen liegen sehen. Er sei es gewiß und wahrhaftig selbst gewesen. In Amerika solle es viel Unsicherheit und mancherlei Überfälle geben. Er sei erst wieder froh geworden, als er Amerika aufgegeben, wo ihm solch Schicksal gedroht hätte. Nun aber verfolge ihn mit dem steigenden Jahr das Bild wieder, ohne daß er trotz aller Bemühung, allen Alleinseins etwas mehr von seinem Schicksal sehen könne. Der Pfarrer verwies es ihm als Aberglauben, wozu der Hannes den Kopf schüttelte, sprach vom Vertrauen auf Gott und seine väterliche Fürsorge, spottete auch einmal, das sei eine rechte Prophezeiung, der man so leicht ausweichen könne!

Wenige Tage darauf war in einem ziemlich entfernten Marktflecken ein Fohlenmarkt, zu dem der Hannes, weil es heiße, schwüle Zeit war, schon sehr früh des Morgens über Land ging. Er fand kein Tier, das er hätte kaufen mögen, saß ein paar Stunden mit anderen Bauern im Wirtshaus, trank, ward schließlich aufgeräumt und guter Dinge und begab sich bei dunkelndem Wetterwolkenhimmel nachmittags auf den Heimweg.

Das Gewitter holte ihn in der Nähe eines großen herrschaftlichen Parkes ein, an dem die Landstraße wohl über eine halbe Stunde lang ohne jede sonstige menschliche Ansiedlung hinzog. Heftiger Regen begann. Windstöße jagten, so daß sich der Hannes entschloß, die nicht sehr hohe Mauer zu übersteigen, um in irgendeinem Parkhäuschen oder schlimmstenfalls in dem entfernteren Schlosse selbst Unterstand zu suchen. Er lief, so schnell er konnte.

Aber schon nach wenigen Minuten mußte er innehalten. Der Regen hatte sich zum Wolkenbruch gesteigert, daß der Hannes unter

den nächsten Baum sprang, fast betäubt vom wilden Rauschen ringsum, von dem niederschlagenden und stürzenden Wasser, das nur wenig gemildert durch die hohe Krone des Baumes herabgoß. Er sah bei einem Blitz einen Augenblick auf, um die dichteste Stelle zu finden. Da erschrak er bis in den Grund seiner Seele, daß er kein Glied rühren konnte. Er kannte den Baum.

Der zackige amerikanische Riese stand unter lauter ausländischen Bäumen, die der Vater des Gutsherrn aus Liebhaberei hier zu einem Wäldchen vereint hatte und die jetzt mit ihren fremdartigen Astgestalten vor dem Licht der ohne Pause niederfallenden Blitze bald rechts, bald links, bald vor dem Hannes, bald zu seiner Seite dunkel, wie aus dem Nichts aufsprangen oder, während die jähen Scheine um den Erdrand liefen, plötzlich, nachdem sie eben noch flachschwarz vor der zuckenden Helle gestanden hatten, gleichsam höhnisch ihr Angesicht verkehrten und grellhell vor der Horizontnacht flammten. Sie hatten ihn in ihrer Mitte. Er wollte erst aus dem unheimlich lebendigen Baumgewirr fliehen. Aber gleich kam es wie Erschöpfung über ihn und dann wie Ergebung und Erlösung. Er lehnte sich an den Stamm zurück. Er schloß vor dem blendenden Licht der Blitze die Augen; aber das Flammenzucken ging, wie das Funkensprühen von einem Faustschlag aufs Auge, durch seine Lider hindurch. Er hätte in dem Krachen der Blitze, dem Schlag der Donner, dem Sturzrauschen des Regens einen Kanonenschuß kaum mehr unterschieden. Aber jetzt kam ein Einschmettern und Brechen hoch über ihm, das doch den tosenden Lärm noch zerriß. Er hörte es vielleicht den Tausendteil einer Sekunde und fühlte sich ebensolange in einem grellweißen Schein stehen, der ihn von allen Seiten ansprang, daß ihm die Sinne schwanden und er zusammenstürzte.

Man fand ihn am nächsten Morgen tot unter dem Baumriesen, in dessen Rinde eine etwa fingerbreite, frisch aufgerissene Rille vom Wipfel bis zur Wurzel unregelmäßig herablief.

DER MANN IM LODENMANTEL

ERNST KREUDER

Ernst Kreuder

Mit dem Lamentieren ist gar nichts getan“, sagte der Mann, der vorhin den grauen Lodenmantel an den Kleiderhaken gehängt hatte, „und wenn Sie mir sagen, Sie sind sechsundsechzig und es macht Ihnen nichts mehr Spaß, und Sie wissen nicht, warum Sie überhaupt noch leben, dann kann ich Ihnen nur sagen: stimmt nicht. Da ist sozusagen bei Ihnen etwas zwischen die Schublade gekommen, und nun finden Sie's nicht mehr. Interesse! Sie müssen sich für etwas interessieren. Sie haben doch Zeit genug, und Ihre Pension ist ausreichend, wie Sie mir sagten, aber vielleicht hat Sie etwas zu sehr entmutigt, und nun lassen Sie die Ohren hängen und behaupten, alles hätte keinen Sinn mehr. Herr Ober, noch ein großes Helles.“ Kaum hatte der kleine Mann mit der weißen Stirnhaut und dem mageren Kopf, dem feststehenden Blick und den vergrämten Falten etwas erwidert, da stellte der Ober das beschlagene Bierglas auf den Tisch. „Wie meinen Sie das?“ fragte der vergrämte kleine Mann, der seinen Grog kalt werden ließ.

Der Mann mit dem grauen Lodenmantel, Siebziger, weißhaarig, rotes Gesicht von vielen Spaziergängen, trank einen großen Schluck, wischte den Schaum von dem weißborstigen Schnurrbart und sagte: „Hinlegen gibt es nicht; ich wurde wegen Unfall pensioniert, keine Familie, keine Verwandten, nichts im Briefkasten, und Karten spiel ich nicht. Also mußte etwas getan werden. ‚Arthur‘, sagte ich, ‚sieh dich um, du mußt dir bloß nicht einbilden, man braucht dich nicht.‘ – So viel Unglück auf der Welt, es wird jeder gebraucht, so viel Kummer und Gram, man muß sich das einmal vorstellen, gar nicht auszudenken. So. Man muß nur die Zeitung richtig lesen und ein bißchen aufpassen und nicht nur immer an sich selbst denken. Prost!“

„Ich wohne am Stadtrand“, fuhr der Weißkopf fort, „'ne Art Gar-

tenhaus oder Schrebergartenvilla, wie Sie es nennen wollen, Bretter mit Dachpappe, bei Ostwind zieht's drin, und an der Wand hängen Fotos mit Unterschriften von allen möglichen Leuten, und Sie werden nicht raten, was das für Leute sind. Lassen Sie sich mal überraschen. Sie waren doch Ingenieur, wie Sie sagten, Erfinder, da werden Sie ja noch kombinieren können. – Laufe also viel draußen herum, im Wald und drunten am Fluß und oben auf der Asphaltstraße, die zur Brücke führt; beobachte, verstehen Sie. Täuschen Sie sich nicht über den kleinen Schnauzer, der hier unterm Tisch liegt und sich nicht muckst; er tut so, als ob ihn ringsum alles anödet, dabei paßt er haarscharf auf. So. Und nun will ich Ihnen mal erzählen, wie das vor sich geht, wenn wir zwei abends unterwegs sind. Wer uns sieht, denkt höchstens, alter Pensionist mit Hund. So. Und nun geben Sie mal acht. Gebraucht werden wir alle, man muß sich nur umtun wollen, eingeladen wird man nicht dazu, dem Kummer abzuhelfen. Diese frühen Abende sind noch die beste Zeit, im Sommer ist weniger los. Nur nicht auffallen dabei. – Interessiert es Sie eigentlich?"

„Doch, doch", sagte der kleine, grämliche Mann. Darauf der andere: „Gleich werden Sie es noch besser wissen. Ein gutes Dutzend Fotos mit Grüßen, Brustbilder. Also nehmen wir mal einen von den Fällen, die von vornherein klar waren. Im Wald ist die Dämmerung früher als draußen auf der Landstraße, wir sind schon etwas müde vom Herumziehen. Plötzlich bleibt der kleine Graue stehen und knurrt leise, wie er es gelernt hat. ‚Gut, gut, Graumann', sage ich halblaut, ‚paß auf!' Der Hund läuft nicht davon, stellt Ohren und Stummelschwanz, schnuppert, und dann geht es los. Junger Mann mit Mütze und Halstuch, Hände in den Hosentaschen, kommt auf der Straße in Sicht. Schlendert, bißchen vorgebeugt. Schlendert auf die Brücke zu. Den Hund hört niemand, und ich weiß, warum ich dicke Gummisohlen trage. Jetzt kommt es nämlich auf den richtigen Augenblick an, zu früh, ist fatal, und zu spät, ist alles für die Katz.

Der junge Mann mit der Schildmütze bleibt auf der Brücke stehen und steckt sich eine Zigarette an. Den Rockkragen hat er hochgeschlagen, wegen des Nieselregens. Man sagt in unserem Alter leicht ‚junger Mann' für 'nen Dreißigjährigen. Raucht am Brückengeländer. Sieht aus, als ob er auf jemand wartet. Auf wen er wartet, wissen wir ja nun inzwischen. Sie stehen hier viel zu weit auseinander, diese viel zu hohen Laternen, eben modern, längliche Lichtkästen. Jetzt! Ich kenne die Bewegung am Geländer. Früher bin ich manchmal erschrocken und hab' dann zu spät gepfiffen, das heißt, im ganzen nur zweimal, unberufen, und seither nicht mehr. Es ist

nur ein Augenblick, die Hängelasserei am Geländer ist wie der Blitz verschwunden, der Körper wird im Nu verkrampft, wie unter Starkstrom, und dann kommt der Sprung. Und vorher kam was anderes, nämlich mein Pfiff, nicht laut. Graumann rast los, und ich rufe mit Nachahmung, also wie ein Angetrunkener: ‚He, Sie! Hallo, wo geht's denn hier hin? Kann Sie nicht verstehen, Moment mal.' Da er nur noch ein Bein unten hatte und eins auf dem Geländer, schnappte der Schnauzer den Hosenaufschlag und zerrte ein bißchen, knurrend, aber mehr zum Spaß. Na schön, das war noch interessant; was jetzt kommt ist nur noch Arbeit. Aber mit den richtigen Fingerspitzen, sozusagen inwendig, wenn Sie verstehen. Nur nicht auf die gerührte Tour. Zuerst ein bißchen anraunzen. ‚Sie sollten sich schämen, lächerlich bei der Figur, und nicht für 'nen Groschen Mut, wo kämen wir hin, wenn jeder bei der geringsten Kleinigkeit die Flinte ins Korn und die Beine übers Geländer werfen wollte!' – Also ruhig die alten, abgedroschenen Sprüche, wenn Sie nämlich anders reden, merkt er gleich, daß Sie nicht aus purem Zufall an der Brücke waren.

Also los! Heimwärts! Am Anfang wußte man natürlich noch nicht, wie man es richtig macht, mit so einem verstörten Begleiter. Bitte Sie. So ein Entschluß kostet was. Nerven, und danach ist die Batterie leer, ausgebrannt, wenn man dabei gestört wird. Schon gut. Der Mann ist zunächst wütend, dann wird er verstockt, wenn er sich ausgeschimpft hat. Dann wird es kritisch, denn nun kommt es darauf an, ob Sie Antenne haben. Ruhig. Hauptsache, er kommt mit. Nur keine Fragen, irgendwas reden. Und dann sind wir zu Hause. Graumann scharrt im Garten einen vergrabenen Knochen aus und schleppt ihn ins Hundebett, er ist jetzt beschäftigt. Der junge Mann war ganze achtundzwanzig. Bißchen mager. Die Backenknochen zeichneten sich ab, dunkle, unruhige Augen, Brauen etwas zusammengewachsen, blaß, mißtrauisch, fahrig, sonst kräftige Figur. Kaffee ist selten das richtige, aber Tee mit einem Schuß Rum. Erprobt. Maurer. Verlobt, und die Braut ist fremdgegangen mit 'nem Kumpel von der Baustelle. Das Butterbrot mit Mettwurst lehnt er ab. Trank aber ordentlich Tee, die Hände etwas zittrig, und rauchte eine Zigarette nach der anderen. Ich ließ ihn rauchen. ‚Hier können Sie allerhand loswerden', sagte ich zu ihm, ‚was glauben Sie, was mir die Leute da an der Wand alles erzählt haben, erfährt niemand etwas davon.' Er guckte nach den Fotos hin. Und wenn er dann grinst, ist es gut. Der junge Maurer sagte endlich was. ‚Das machen Sie wohl schon länger', meinte er und kratzte sich unter der Mütze, und dann nahm er die Mütze ab, und ich wußte, ich war über dem Berg.

Draußen kratzte Graumann an der Tür, er hatte Durst, irgend so 'nen scharfen Solperknochen gefressen, verstehen Sie, Pökelfleisch und Sauerkraut gab es mittags.

Kriegt sein Schüsselchen voll Wasser, und dann kriege ich auch noch raus, daß der junge Mann, der Maurer, aus Rache oder Wut die Lohntüte des Kumpels geklaut hatte, der ihm die Braut abspenstig gemacht hatte. Ich kriege ein Foto gezeigt von der kleinen Schwarzhaarigen, Temperamentaugen, kleine, aber volle Lippen. Na ja. ‚Und ob ich das schon länger mache!' sage ich zu ihm. ‚Ich habe schon einen Spitznamen dafür bekommen, den brauchen Sie nicht zu wissen. Bei Ihnen ist gar nicht viel zu reparieren', sagte ich zu ihm, nachdem er die geklaute Lohntüte auf den Tisch geworfen hat, sie ist zwar ziemlich leer, aber das läßt sich einrenken. ‚Sie haben einfach schlappgemacht', sagte ich zu ihm, ‚das kann mal vorkommen, bei der Arbeit weiß man sich eher zu helfen, wenn mal was schiefgeht, für das Persönliche weiß man keine Abstützung. Aber jetzt fällt das Quecksilber, geht runter auf normal, und nun lassen Sie sich erst mal gehen, nur nicht zusammenreißen, lockern, ausspannen, dann fällt die Angst aus den Nähten. Hauen Sie sich ruhig mal da hin, ist nur ein Strohsack, und meiner ist dort drüben.'

Leichter Fall. Sozusagen. Auch er, später, schickt mir sein Foto, hängt an der Wand, neben den anderen. – Schwierig sind die älteren Jahrgänge. Die haben nichts verbrochen, und ihre Rechnungen sind bezahlt, alles in Ordnung, und sie sind gewaschen und gekämmt, aber etwas fehlt, Tuchfühlung, Ansprache, Benötigtwerden. Will es Ihnen in Fraktur sagen: höllisch allein, wie überflüssig, und da muß man innen so weit kommen, daß man an die Brücke geht. Keine Kraft, das loszuwerden, sich immer nur mit sich selbst zu beschäftigen. Niemand da. Kein Kamerad. Die Hundesteuer lohnt sich da mehr, als man denkt. Dafür sorgen, daß man gebraucht wird, dann ist man nicht mehr allein. – So. Das war es. Und nun raus damit. Wo habe ich Sie angesprochen vorhin und dann zu einem Gläschen hierhergeschleppt?"

„Auf dieser... dieser Brücke", sagte der kleine, vergrämte, alte Mann und senkte das Gesicht und arbeitete lautlos mit den Kiefern gegen den Stoß der Bitterkeit, der von innen her ihm in die Augenhöhlen fuhr. „Wenn Sie wollen", sagte der Weißhaarige mit dem roten Gesicht, „dann sehen wir uns jetzt mal in meiner Brettervilla die Fotos an den Wänden an. Ist ja noch nicht so spät. Vielleicht ist sogar Besuch da. Ab und zu besucht mich mal einer von den Zurückgekehrten, denn ich schließe nie ab." „Wenn ... wenn es Ihnen

nicht lästig ist", sagte der kleine Mann mit den hilflosen Händen, flüsternd. „Im Gegenteil", sagte der Mann mit dem Lodenmantel, „ist 'ne Art Lebensstellung, kann mir keiner mehr kündigen. Alsdann, Graumann! Herr Ober, bezahlen!"

FASCHING

GERHART HAUPTMANN

SEGELMACHER KIELBLOCK war seit einem Jahr verheiratet. Er besaß ein hübsches Eigentum am See, Häuschen, Hof, Garten und etwas Land. Im Stall stand eine Kuh, auf dem Hofe tummelten sich gackernde Hühner und schnatternde Gänse. Drei fette Schweine standen im Koben, die im Laufe des Jahres geschlachtet werden sollten.

Kielblock war älter als seine Frau, aber trotzdem nicht minder lebenslustig als diese. Er sowohl wie sie liebten die Tanzböden nach wie vor der Hochzeit, und Kielblock pflegte zu sagen: „Der ist ein Narr, der in die Ehe geht wie in ein Kloster. Gelt, Mariechen", setzte er dann gewöhnlich hinzu, sein rundes Weibchen mit den robusten Armen umfassend und drückend, „bei uns geht das lustige Leben jetzt erst recht an."

Und wirklich, sechs kurze Wochen ausgenommen, war das erste Ehejahr der beiden Leute gleichsam ein einziger Festtag gewesen. Die sechs Wochen aber hatten nur wenig an ihrer Lebensweise ändern können. Der kleine Schreihals, welchen sie gebracht, wurde der Großmutter überlassen, und heidi ging's hinaus, sooft der Wind eine Walzermelodie herübertrug und in die Fenster des abseits gelegenen Häuschens hineinklingen ließ.

Aber nicht nur auf allen Tanzmusiken ihres Dorfes waren Kielblocks anwesend, auch auf denen der umliegenden Dörfer fehlten sie selten. Mußte die Großmutter, was oft vorkam, das Bett hüten, so wurde „das kleine Balg" eben mitgenommen. Man machte ihm dann im Tanzsaal, so gut es gehen wollte, ein Lager zurecht, gewöhnlich

auf zwei Stühlen, über deren Lehnen man Schürzen und Tücher zum notdürftigen Schutze gegen das Licht hängte. Und in der Tat schlief das arme Würmchen, auf diese Art gebettet, unter dem betäubenden Lärm der Blechinstrumente und Klarinetten, unter dem Gescharr, Getrampel und Gejohle der Walzenden, inmitten einer Atmosphäre von Schnaps- und Bierdunst, Staub und Zigarrenrauch oft die ganze Nacht.

Wunderten sich die Anwesenden darüber, so hatte der Segelmacher immer die eine Erklärung bereit: „Es ist eben der Sohn von Papa und Mama Kielblock, verstanden?“ Begann Gustavchen zu schreien, so stürzte seine Mutter, sobald sie den angefangenen Tanz beendet, herbei, raffte ihn auf und verschwand mit ihm in dem kalten Hausflur. Hier, auf der Treppe sitzend oder wo sie sonst Raum fand, reichte sie dem Kleinen die vom Trinken und Tanzen erhitzte, keuchende Brust, die es gierig leer sog. War es satt, so bemächtigte sich seiner zumeist eine auffallende Lustigkeit, welche den Eltern nicht wenig Freude bereitete, um so mehr, da sie nicht lange anzuhalten, sondern bald von einem totenähnlichen, bleiernen Schlaf verdrängt zu werden pflegte, aus dem das Kind dann bis zum kommenden Morgen sicher nicht mehr erwachte.

Sommer und Herbst waren verstrichen. Eines schönen Morgens, als der Segelmacher nach einer guten Nacht unter seine Haustüre trat, war die Gegend in einen Schneemantel gehüllt. Weiße Flecken lagen in den Wipfeln des Nadelwaldes, der den See und in weitem Umkreis die Ebene umschloß, in welcher das Dörfchen gelegen war.

Der Segelmacher schmunzelte in sich hinein. Der Winter war seine liebste Jahreszeit. Schnee erinnerte ihn an Zucker, dieser an Grog; Grog wiederum erregte in ihm die Vorstellung warmer, festlich erleuchteter Zimmer und brachte ihn somit auf die schönen Feste, welche man im Winter zu feiern gewohnt ist.

Mit geheimer Freude schaute er den schwerfälligen Kähnen zu, welche nur noch mit Mühe vorwärts bewegt werden konnten, weil bereits eine dünne Eiskruste den See bedeckte. „Bald“, sagte er zu sich selbst, „sitzen sie ganz fest, und dann kommt meine gute Zeit.“

Es würde verfehlt sein, Herrn Kielblock schlechtweg für einen Faulenzer von Profession zu halten, im Gegenteil, kein Mensch konnte fleißiger arbeiten als er, solange es Arbeit gab. Wenn jedoch die Schiffahrt und damit die Arbeit einmal auf Monate gründlich einfror, grämte er sich keineswegs darüber, sondern sah in der Muße eine willkommene Gelegenheit, das zu verjubeln, was er sich vorher erworben.

Aus einer kurzen Pfeife qualmend, schritt er die Böschung hinunter, bis an den Rand des Sees, und tippte mit dem Fuß auf das Eis. – Es zerbrach wider Erwarten beim leisesten Drucke, und der Segelmacher hätte, obgleich er das Experiment mit aller Vorsicht ausgeführt, doch beinahe das Gleichgewicht verloren.

Derb fluchend zog er sich zurück, nachdem er die Tabakspfeife aufgehoben, welche ihm entfallen war.

Ein Fischer, der ihn beobachtet hatte, rief ihm zu: „Wollt Ihr Schlittschuh loofen, Segelmacher?“

„In acht Tagen, warum nicht?“

„Denn will ick mich bald een neues Netze koofen.“

„Warum denn?“

„Damit ick dir wieder rausfischen kann, denn rin fällst de sicher.“

Kielblock lachte behaglich. Eben wollte er etwas erwidern, als die Stimme seiner Frau ihn zum Frühstück rief. Im Gehen meinte er nur noch, daß er sich die Geschichte dann doch erst befrühstücken wollte, denn kalte Bäder gehörten gerade nicht zu seinen Passionen.

Die Familie Kielblock frühstückte.

Die alte Großmutter trank ihren Kaffee am Fenster. Als Fußbank diente ihr ein grüner, viereckiger Kasten, den sie von Zeit zu Zeit mit halberloschenen Augen ängstlich betrachtete. Mit langen, dürren Händen öffnete sie jetzt zitternd die Schublade eines neben ihr stehenden Tischchens und fuhr unsicher darin herum, bis sie ein Pfennigstück zwischen die Finger bekam, das sie herausnahm und sorgsam in den messingenen Einwurf des unter ihr stehenden Kastens steckte.

Kielblock und Frau beobachteten die Manöver und nickten sich verständnisvoll zu. Über das erstarrte, welke Gesicht der Alten glitt ein Zug heimlicher Genugtuung, wie immer, wenn sie das Geldstück am Morgen in der Schublade fand, welches die beiden Eheleute nur selten für sie hineinzulegen vergaßen.

Erst gestern hatte die junge Frau wieder eine Mark zu diesem Zweck in Pfennige umgewechselt, die sie lachend ihrem Manne zeigte.

„Die Mutter ist eine gute Sparbüchse“, sagte dieser, einen lüsternen Blick nach dem grünen Kasten werfend, „wer weiß, was da drinnen noch alles steckt. Wenig ist's nicht, und wenn sie einmal abgelebt hat, was Gott verhüte, dann setzt's noch ein anständiges Pöstchen, darauf verlaß dich.“

Diese Bemerkung schien der jungen Frau in die Beine zu fahren; sie stand auf, schwenkte die Röcke und trällerte eine Melodie: „Nach Afrika, nach Kamerun, nach Angra Pequena.“

Ein plötzliches lautes Geheul unterbrach sie; Lotte, das kleine, braune Hündchen, hatte sich zu nahe an den grünen Kasten gewagt und war von der Alten dafür mit einem Fußtritt belohnt worden. Das Ehepaar lachte aus vollem Halse, indes Lotte mit gekniffener Schnauze und gekrümmtem Rücken, eine wahre Jammergestalt, hinter den Ofen kroch und winselte.

Die Alte geiferte in unverständlichen Worten über das „Hundevieh", und Kielblock schrie die Schwerhörige an: „Recht so, Mutter. Was hat das Hundebeest da herumzuschnüffeln, das ist *dein* Kasten: der soll dir bleiben, daran soll niemand rühren, nicht einmal Hund und Katze, gelt?"

„Die ist wachsam", äußerte er befriedigt, als er kurz darauf mit seiner Frau in den Hof ging, um ihr beim Viehfüttern zuzusehen, „da kommt uns kein Heller weg, nicht, Mariechen?"

Mariechen hantierte alsbald mit Kleiensäcken und Futterschäffern, die Röcke und Ärmel trotz der frischen Luft aufgeschürzt, wobei ihre gesunden, drallen Glieder in der Sonne leuchteten.

Kielblock betrachtete sein Weib mit stiller Befriedigung, innerlich noch die Beruhigung durchkostend, welche ihm der Geiz seiner Mutter hinsichtlich seiner Zukunft gab. Er konnte sich nicht entschließen, an die Arbeit zu gehen, so sehr behagte ihm der Zustand, in dem er sich augenblicklich wiegte. Seine kleinen, genüßlichen Äuglein spazierten stillvergnügt über die rosig angehauchten fetten Rükken seiner Schweine, die er im Geiste schon in Schinken, Wurst und Wellfleisch zerlegt sah. Sie bestrichen dann das ganze, mit frischem Schnee bestreute Höfchen, welches ihm den Eindruck einer sauber gedeckten Tafel machte, auf welcher Hühner-, Enten- und Gänsebraten reichlich aufgetischt, allerdings noch lebend, herumstanden.

Frau Mariechen ging auf in ihrem Vieh und Geflügel. Seit geraumer Zeit drang klägliches Kindergeschrei aus der Haustür, ein Umstand, der sie in keiner Weise von ihrer Beschäftigung abzog. In ihrem Viehbestand sah sie eine Hauptbedingung ihres behaglichen Lebens, in dem Kinde zunächst nichts weiter als ein Hindernis in demselben.

Es war Faschingszeit. Die Familie saß beim Nachmittagskaffee. Das etwa einjährige Gustavchen spielte am Boden. Man hatte Pfannkuchen gebacken und war in sehr vergnügter Stimmung, einesteils der Pfannkuchen wegen, andernteils weil es Sonnabend war, hauptsächlich aber, weil man an diesem Tage einen Maskenball besuchen wollte, der im Dorfe stattfand.

Frau Mariechen ging als Gärtnerin, und ihr Kostüm hing bereits in der Nähe des mächtigen grauen Kachelofens, der eine große Hitze ausströmte. Das Feuer durfte den ganzen Tag nicht ausgehen, da schon seit Monatsfrist eine beispiellose Kälte eingetreten war, die auch den See mit einer Eiskruste überdeckt hatte, so daß vollbeladene Fuhrwerke denselben ohne Gefahr passieren konnten.

Die Großmutter hockte wie immer über ihrem Schatze am Fenster, und Lotte lag, vom Scheine des Feuers angeglüht, zusammengekrümmt vor dem Ofenloch, dessen Türchen hin und wieder ein leises, klapperndes Geräusch machte.

Der heutige Ball sollte das letzte große Vergnügen des Winters sein, welches selbstverständlich bis zur Hefe ausgekostet werden mußte.

Der Winter war bisher auf das angenehmste vergangen. Feste, Tanzmusiken, Schmausereien im eigenen Hause und bei Fremden hatten mit einigen wenigen Arbeitsstunden gewechselt. Die Kasse war aber dabei magerer geworden, der Viehbestand beträchtlich zusammengeschrumpft, Dinge, welche auf die Stimmung der beiden Eheleute nicht ohne Einfluß bleiben konnten.

Freilich beruhigte man sich leicht in dem Gedanken, daß der kommende Sommer ja auch wieder vergehen würde, und was besonders die leere Kasse anbetraf, so tröstete ein Blick auf die der Großmutter bald darüber hinweg.

Der grüne Kasten unter den Füßen der alten Frau hatte überhaupt den beiden Eheleuten in allen Lebenslagen eine große Kraft der Beruhigung erwiesen. Bekam ein Schwein den Rotlauf, so dachte man an ihn und gab sich zufrieden. Schlug das Segeltuch auf, fielen die Kunden ab, tat man desgleichen.

Kam es den beiden vor, als mache sich ein leiser Rückgang in der Wirtschaft bemerkbar, so beschwichtigte man die schwer herandämmernden Sorgen darüber ebenfalls durch den Gedanken an den Kasten.

Ja, den Kasten umwoben eine Menge so verlockender Vorstellungen, daß man sich gewöhnt hatte, den Augenblick, wo man ihn würde öffnen können, als den Höhepunkt seines Lebens zu betrachten.

Über die Verwendung des darin befindlichen Geldes hatte man längst entschieden. Vor allem sollte ein kleiner Teil desselben zu einer etwa achttägigen Vergnügungsreise, vielleicht nach Berlin, verwandt werden. Man reiste dann natürlich ohne Gustavchen, den man bei einer befreundeten Familie in dem Dorfe Steben jenseits des Sees bequem für die Dauer der Reise unterbringen konnte.

Kamen sie auf diese Reise zu sprechen, so bemächtigte sich der beiden Eheleute ein wahrhaftes Vergnügungsfieber. Der Mann meinte, das müsse aber noch einmal eine richtige Semmelwoche werden, während die Frau, in den Erinnerungen ihrer Mädchenzeit schwelgend, nur vom Zirkus Renz, der Hasenheide und anderen Vergnügungsorten redete.

Wie so oft hatte man auch heute wieder das Reisethema hervorgesucht, als Gustavchen durch ein ausnehmend possierliches Gebaren die Aufmerksamkeit davon ab- und auf sich lenkte. Er hob nämlich seine kleinen schründigen Ärmchen in die Höhe, als ob er sagen wollte: „Horch“, und brachte aus seinem schmutzigen Mäulchen einen Ton hervor, welcher dem Schrei einer Unke ähnelte.

Die Eltern beobachteten, ihre Heiterkeit mühsam zurückhaltend, die Manöver des Kleinen eine Weile. Endlich wurde es ihnen doch zu bunt. Sie platzten heraus und lachten so laut, daß Gustavchen erschrocken zu weinen anfing und selbst die Großmutter ihr verstumpftes Gesicht herumwandte.

„Na, weene man nich, alberne Jöhre, es tut dich doch niemand nichts“, beruhigte die Mutter, welche, bereits zur Hälfte Gärtnerin, im roten Korsett vor dem Kleinen stand. „Was fällt dir denn ein“, fuhr sie fort, „daß du mit die Arme wie ein Seiltänzer in die Luft herumangelst und eine Jusche ziehst wie meiner Mutter Bruder, wenn er eenen Hasen mit der Schlinge jefangen hatte.“

Kielblock, der an einem gelben Frack für den Abend herumbürstete, gab noch lachend eine Erklärung: „Der See“, sagte er, „der See!“

Und wirklich drangen durch die Fenster bald lauter, bald leiser langgezogene, dumpfe Töne, Tubarufen vergleichbar, welche von dem unter der riesigen Eiskruste arbeitenden Wasser des Sees herrührten und die das Kind vermutlich zum erstenmal bemerkt und nachzuahmen versucht hatte.

Je näher der Abend kam, um so ausgelassener wurde man, half sich gegenseitig beim Anziehen und belustigte sich schon vor dem Fest mit allerhand Scherzen und Tollheiten, deren Kielblock während seiner langen Vergnügungspraxis in großen Mengen aufgespeichert hatte.

Die junge Frau kam gar nicht aus dem Lachen heraus, ein plötzliches Grausen aber erfaßte sie, als ihr Kielblock eine aschfahl bepinselte Fratze aus Papier vorwies, welche er aufsetzte, wie er sagte, um die Leute das Gruseln zu lehren.

„Steck die Larve fort, ich bitte dich“, schrie sie, am ganzen Körper

zitternd. „Det sieht ja akkarat aus wie 'n toter Leichnam, der drei Wochen in der Erde gelegen hat."

Den Mann jedoch ergötzte die Furcht seiner Frau. Er lief, die Larve zwischen den Händen, um sie herum, so daß sie, wohin sie sich auch wandte, hineinblicken mußte. Das machte sie zuletzt wütend.

„Kreuzmillionen, ick will det Unflat nicht mehr sehen", zeterte sie, mit dem Fuße stampfend, indes Kielblock, fast berstend vor Lachen, auf einen Holzstuhl fiel, den er beinahe umriß.

Endlich war man angezogen.

Er – ein „Halsabschneider": gelber Frack, Kniehosen aus Samt und Schnallenschuhe, ein riesiges Tintenfaß aus Pappdeckel auf dem Kopf, worin noch die ebenfalls ungeheure Gänsefeder stak.

Sie – eine Gärtnerin: efeuumrankt, mit einem papiernen Rosenkranz im glatten Haar.

Die Uhr zeigte sieben, und so konnte man sich auf den Weg machen.

Auch diesmal mußte Gustavchen leider wieder mitgenommen werden, so schmerzlich es die „Gärtnerin" auch empfinden mochte.

Die Großmutter hatte in letzter Zeit einen Schlaganfall gehabt, weshalb man ihr nicht die geringste Arbeit aufbürden durfte. Sie vermochte sich zur Not noch selbst aus- und anzukleiden, damit war aber ihre Leistungsfähigkeit so ziemlich erschöpft.

Ein wenig Essen stellte man der Alten neben die brennende Lampe aufs Fensterbrett, und so konnte man sie bis zum nächsten Morgen getrost ihrem Schicksal überlassen.

Man nahm Abschied von ihr, indem man in ihre tauben Ohren schrie: „Wir jehen!" Und bald darauf waren die Alte am Fenster und Lotte am Ofen die einzigen Bewohner des Häuschens, welches Kielblock von außen abgeschlossen hatte.

Der Pendel der alten Schwarzwälder Uhr ging gemessen hin und her, tick, tack. Die Greisin schwieg oder leierte mit scharfer Stimme ein Gebet herunter. Lotte knurrte von Zeit zu Zeit im Schlaf, und von draußen klangen jetzt laut und vernehmlich die dröhnenden Tubastöße des Sees, dessen Eisspiegel sich wie eine riesige Demantscheibe weiß lodernd im Vollmond und scharf umrissen zwischen die tintenschwarz herabhängenden formlosen Abhänge der Kiefernhügel hineinspannte.

Als Kielblocks den Ballsaal betraten, wurden sie mit einer Fanfare begrüßt.

Der „Halsabschneider" erregte ungemeines Aufsehen. Gärtnerin-

nen, Zigeuner- und Marketenderinnen flüchteten kreischend zu ihren Kavalieren, Bauernknechten und Bahnarbeitern, welche ihre plumpen Glieder in spanische Kostüme gezwängt hatten und zierliche, zahnstocherartige Degen an der Seite trugen.

Der Segelmacher war außerordentlich zufrieden mit der Wirkung seiner Maske. Er belustigte sich drei Stunden lang damit, ganze Herden maskierter Frauen und Mädchen, wie der Wolf die Lämmer, vor sich her zu treiben. „He, Gevatter Halsabschneider", rief ihm jemand zu, „du siehst ja aus wie dreimal jehenkt und wieder losgeschnitten." Ein anderer riet, er solle doch einen Schnaps trinken, damit ihm besserwürde, denn Schnaps sei gut für Cholera.

Die Mahnung betreffs des Schnapses war überflüssig, denn Schnaps hatte der Gehenkte bereits in großen Mengen zu sich genommen. In seinem Totenschädel rumorte davon ein zweiter Maskenball, der den wirklichen noch übertollte.

Es wurde ihm so warm und gemütlich, daß er in diesem Zustande, um sein Inkognito zu wahren, mit dem leibhaftigen Sensenmann die Brüderschaft getrunken hätte.

Um zwölf Uhr nahm man die Masken ab. Jetzt stürmten die Freunde Kielblocks von allen Seiten auf ihn ein, beteuernd, daß sie ihn wahrhaftig nicht erkannt hätten: „Du bist doch nun einmal der tollste Kerl."

„Du verwünschter Filou, du Galgenvogel!" scholl es durcheinander.

„Das hätten wir uns doch denken können!" schrie ein angetrunkener Schifferknecht. „Wer anders ist dreimal gehenkt und mit allen Hunden gehetzt als der Segelmacher."

Alles lachte.

„Der Segelmacher, natürlich der Segelmacher", lief es von Mund zu Mund, und dieser fühlte sich, wie so oft schon, auch heute als der Held des Abends.

„Nichts ist schöner", rief er in das Gewühl, „als so en bißken den toten Mann machen, aber nun hab' ick's ooch dick. Vorwärts, Musik, Musik!" – Und sein Ruf fand Echo in aller Kehlen.

„Musik, Musik, Musik!" scholl es durcheinander, immer lauter und lauter, bis mit schneidendem Ruck und schriller Dissonanz die Musikbande zu arbeiten begann.

Der Ruf verstummte, im Nu wirbelte alles durcheinander. Kielblock tanzte wie rasend. Er stampfte mit dem Fuße, er johlte, daß es die Musik übertobte.

„Man muß doch den Leuten zeijen, det man noch leben dut",

brüllte er im Vorbeischießen dem Baßgeiger zu, der ihn freundschaftlich angelächelt hatte.

Mariechen überwand sich, um nicht aufzuschreien, so preßte er sie an sich: die Sinne vergingen ihr fast. Es war, als habe ihr Mann in dem „Totenspielen" doch ein Haar gefunden und wühlte sich nun mit allen Fibern seines Leibes in das Leben zurück.

Während der Musikpausen füllte er sich mit Schnaps und traktierte auch seine Freunde damit.

„Trinkt man feste, Brüder", lallte er zuletzt, „ihr könnt mir nich pankrott machen, meine Olle is eene sehr schwere Frau! Sehr, sehr schwer", wiederholte er gedehnt, zwinkerte bedeutungsvoll mit den Augen und führte ein Schnapsglas, bis zum Rande voll Ingwer, unsicher zum Munde.

Das Vergnügen hatte seinen Höhepunkt überschritten und drohte zu Ende zu gehen. Nach und nach verlor sich die Mehrzahl der Gäste. Kielblock und Frau nebst einer Anzahl Gleichgesinnter wankten und wichen nicht. Gustavchen hatte diesmal in einem dunklen Vorzimmer glücklich untergebracht werden können, so daß man durch ihn weniger als je behindert wurde.

Als auch die Musikanten gegangen waren, schlug jemand vor, „Gottes Segen bei Cohn" zu spielen, ein Vorschlag, den man einstimmig annahm.

Während des Spiels entschliefen einige, darunter Kielblock.

Sobald der Morgendämmer fahl und gespenstig durch die Fenstervorhänge kroch, wurden sie wieder geweckt. Erwachend, grölte der Segelmacher das Lied zu Ende, über dessen Strophen er eingeschlafen war.

„Kinder", rief er, als es heller und heller wurde, „nach Hause jehn wir nich, verstanden! Nun jrade nich, da es Tag wird."

Einige protestierten; es sei nun wirklich genug, man müsse nichts übertreiben! Die andere Hälfte stimmte ihm bei.

Aber was tun?

Der Heidekrug wurde genannt.

„Jawohl, Kinder, wir machen eenen Spazierjang ins Jrüne, wenn ooch een bißken Schnee liegen dut, es schad't nich, wir jehen zusammen nach dem Heidekrug."

„Frische Luft, frische Luft!" klang es auf einmal aus vielen Kehlen, und alles drängte nach der Türe.

Die Sonne begann einen Sonntag. Ein riesiges Stück gelbglühenden Metalls, lag sie hinter den kohlschwarzen Säulen eines Kieferngehölzes, welches, wenige hundert Schritt vor dem Gasthause ent-

fernt, gegen den See vorsprang. Ein braungoldiger Lichtstaub quoll durch die Stämme, drängte sich durch alle Luken und unbeweglichen, dunklen Nadelmassen ihrer Kronen und überhauchte Erde und Himmel mit einem rötlichen Scheine. Die Luft war schneidend kalt, aber es lag kein Schnee.

Man atmete sich nüchtern und schüttelte den Geruch des Ballsaals aus den Kleidern. Einige von denen, die kurz vorher gegen die Fortsetzung des Vergnügens waren, fühlten sich jetzt so gestärkt, daß sie dafür sprachen. Andere meinten, das sei ja alles recht gut, man müsse doch aber wenigstens die Kleider wechseln, wenn man nicht zum Skandal der Leute werden wollte. Dagegen konnte niemand etwas Ernstliches einwenden; deshalb und ferner, weil einige der Anwesenden, darunter Kielblocks, erklärten, daß sie unbedingt einmal nach dem Rechten sehen müßten, wurde beschlossen, daß man sich zunächst nach Hause begeben, um neun Uhr aber wieder treffen wollte, um den gemeinschaftlichen Spaziergang anzutreten.

Kielblocks entfernten sich zuerst, und unter den Zurückbleibenden waren wenige, die das junge Paar nicht beneideten. Aussprüche wie: „Ja, wenn man es auch so haben könnte“ und andere wurden laut, als man den stets fidelen Mann, Gustavchen auf dem Arm tragend, seine Frau an der Hand führend, johlend in das Gehölz einbiegen und verschwinden sah.

Zu Hause war alles in bester Ordnung. Lotte begrüßte die Ankommenden, die Alte lag noch im Bett. Man kochte ihr Kaffee, weckte sie und teilte ihr mit, daß man sie bald wieder verlassen werde. Sie fing an, vor sich hin zu schelten, ohne sich direkt an jemanden zu wenden. Durch zwei neue Pfennige wußte man sie zu beruhigen.

Frau Marie, welche damit beschäftigt war, den kleinen Gustav umzuziehen, bekam plötzlich eine Grille. „Ach wat, es is jenug“, sagte sie, „wir wollen zu Hause bleiben.“

Kielblock war außer sich.

„Ich habe Kopfschmerzen und Stechen im Rücken.“

Eine Tasse schwarzen, starken Kaffees würde alles hinwegnehmen, erklärte er. Gehen müsse man, denn man habe die Sache ja selbst eingefädelt.

Der Kaffee hatte seine Wirkung getan. Gustavchen war vermummt und alles fertig zum Aufbruch, als ein Schiffer erschien, welcher bis zum Montagmorgen ein Segel geflickt haben wollte. Es sei für die Eisjacht Mary, welche am Mittag des nächsten Tages die große Regatta mitlaufen sollte, fügte er bei.

Kielblock wies die Arbeit zurück. Um der paar Pfennige willen, welche bei so etwas heraussprängen, könne man sich nicht das bißchen Sonntagsvergnügen rauben lassen.

Der Mann versicherte, daß es gut bezahlt werde, aber Kielblock blieb bei seiner Weigerung. Werktag sei Werktag, Feiertag sei Feiertag.

Unterhandelnd verließ man das Zimmer und das Haus. Er würde den Lappen selbst zusammenflicken, schloß der Schiffer, wenn er nur die nötige Leinwand bekommen könnte. Auch diese verweigerte Kielblock, weil er, wie er sagte, sich nicht ins Handwerk pfuschen lassen könne.

Die Gesellschaft traf sich vor dem Gasthause. Der Spaziergang gestaltete sich, da die Sonne die Kälte herabgemindert, zu einem ausnehmend genußreichen. Die Ehemänner liebelten gegenseitig mit den Frauen, sangen, rissen Witze und sprangen wie Böcke über das starr gefrorene, knisternde Moos des Waldbodens. Der Forst hallte wider vom Gejohl, Gekreisch und Gelächter des Haufens, dessen Lustigkeit sich von Minute zu Minute steigerte, da man nicht vergessen hatte, gegen die Kälte einige Flaschen Kognak mit auf die Wanderschaft zu nehmen.

Im Krug wurde natürlich wieder ein Tanz improvisiert; gegen Mittag trat man, bedeutend herabgestimmt, den Rückweg an.

Zwei Uhr war es, als Kielblocks vor ihrem Häuschen standen, ein wenig müde und abgespannt, keineswegs jedoch übersättigt. Der Segelmacher hatte den Schlüssel zur Haustür bereits ins Schloß gesteckt, zauderte aber nichtsdestoweniger, herumzudrehen. In seinem Innern klaffte eine Leere, vor der ihm graute.

Da fiel sein Blick auf den See, der wie ein ungeheurer Spiegel, von Schlittschuhläufern und Stuhlschlitten belebt, in der Sonne funkelte, und so kam ihm ein Gedanke.

„Mariechen", fragte er, „wie wär's, wenn wir noch 'ne Tour machten? – Nach Steben rüber zu deiner Schwester – nicht? – Sich jetzt am Mittag aufs Ohr hauen, det wär' doch sündhaft."

Die junge Frau war zu müde, sie beteuerte, nicht mehr laufen zu können.

„Det schad't ooch nicht", erwiderte er und lief im selben Augenblick nach dem Schuppen hinter dem Hause, aus welchem er einen hölzernen, grünangestrichenen Stuhlschlitten hervorholte.

„So wird et jehen, denk' ich", fuhr er fort, bereits damit beschäftigt, ein Paar Schlittschuhe an seinen Füßen zu befestigen, welche über der Lehne des Schlittens gehangen hatten.

Ehe Mariechen Zeit hatte, weitere Bedenken zu äußern, saß sie, Gustavchen auf dem Schoß haltend, im Stuhlschlitten und sauste, von den kräftigen Armen ihres Mannes geschoben, über die blitzende Eisfläche.

Kaum vierzig Meter vom Lande wandte sich die junge Frau noch einmal und gewahrte den Schiffer, wie er an ihre Haustüre klopfte. Er mußte sie heimkommen gesehen und sich entschlossen haben, noch einmal wegen des Segels vorzusprechen.

Sie machte ihren Mann darauf aufmerksam.

Er hielt an, wandte sich herum und brach in ein schallendes Gelächter aus, welches die Frau mit fortriß. Es war doch auch zu komisch, wie der Mann so recht geduldig und zuversichtlich mit seinem Segel auf der Schwelle stand, indes die, welche er im Hause glaubte, längst hinter seinem Rücken über den See davonflogen.

Kielblock sagte, es wäre gut, daß er nicht mehr mit dem Manne zusammengetroffen sei, denn sonst würde die schöne Schlittenpartie doch noch zu Essig geworden sein.

Während des Fahrens drehte er indes wiederholt den Kopf nach rückwärts, um zu sehen, ob der Mann noch an seinem Posten stände; aber erst, als er mit Frau und Kind das jenseitige Ufer hinaufklomm, konnte er bemerken, wie sich derselbe, zum schwarzen Punkte eingeschrumpft, langsam in der Richtung des Dorfes entfernte.

Die Verwandten, welche ein Gasthaus in Steben besaßen, freuten sich über den Besuch der Eheleute, zumal da bereits eine Anzahl anderer guter Freunde versammelt war. Man nahm sie gut auf, brachte Kaffee, Pfannkuchen und später auch Spirituosen. Zuletzt machten die Männer ein Spielchen, während die Frauen die Tageschronik durchnahmen. Außer dem Verwandtenkreis waren noch einige Stadtleute in dem Gastzimmer anwesend. Sie brachen jedoch eiligst auf, als es zu dunkeln begann.

„Es ist ja Vollmond, meine Herrschaften“, bemerkte der Wirt, die Zeche einer kleinen Schlittschuhgesellschaft einstreichend, „die Passage des Sees außerdem vollkommen sicher. Sie brauchen sich nicht zu beeilen.“

Man versicherte, nicht im geringsten ängstlich zu sein, ohne sich deshalb am Aufbruch hindern zu lassen.

„Furchtsame Stadtratten“, flüsterte Kielblock seinem Schwager zu, der sich seufzend neben ihn niederließ, um sein unterbrochenes Spiel wiederaufzunehmen. Das soundsovielte Glas hochhebend, nötigte er ihn zum Trinken und leerte selbst sein Glas zur Hälfte.

„Nicht wahr“, fragte eine der Frauen nach dem Männertisch herüber, „der Junge ist wieder ganz gesund.“

„Ganz gesund", scholl es zurück. „Zwei Stunden nachdem er glücklich herausgezogen war und längst wohlgeborgen in seinem Bette lag, schrie er plötzlich: ‚Zu Hilfe, zu Hilfe, ich ertrinke!'"

„Zu Hilfe, zu Hilfe, ich ertrinke", schrie Kielblock, bei dem das Bier wieder zu wirken begann, und hieb eine letzte Karte auf die Tischplatte. Er gewann und strich schmunzelnd eine Anzahl kleiner Münzen in die hohle Hand.

Währenddessen erzählte man sich, daß ein Junge bei hellem Tage in die offene Stelle des Sees geraten sei, auch wohl sicher ertrunken wäre, wenn nicht glücklicherweise im letzten Augenblick einige Arbeiter hinzugekommen wären. Jeder der Anwesenden kannte die Stelle; sie war an dem Südzipfel des Sees, dort, wo das stets leicht erwärmte Wasser eines kleinen Flüßchens hineintrat.

Man wunderte sich um so mehr über das Unglück, da die Stelle nicht etwa eine verführerische Eiskruste ansetzte, sondern immer offen blieb. Der Junge müßte geradezu mit geschlossenen Augen hineingefahren sein, meinte man.

Kielblock hatte so viel gewonnen, daß er in bester Laune der Überzeugung Ausdruck gab, den ganzen verlorenen Maskenball wieder in seiner Tasche zu haben. Ohne weitere Einwände fügte er sich deshalb auch den Bitten seiner Frau, nun doch endlich aufzubrechen.

Der Abschied von den Freunden dauerte lange. Man hatte ein Tanzkränzchen für den folgenden Sonntag in aller Eile zu besprechen. Kielblock verpflichtete die Anwesenden aufs Wort, sich daran zu beteiligen. Man sagte zu und trennte sich endlich. Kielblocks nahmen den Weg nach dem Seeufer.

Senkrecht über der bläulichen Eisfläche stand der Vollmond, wie der Silberknauf einer riesigen, funkenbestreuten Kristallkuppel schien er in den Äther gefügt. Ein Lichtnebel ging von ihm aus und rann magisch um alle Gegenstände der Erde. Luft und Erde schienen erstarrt im Frost.

Frau Mariechen samt dem Kleinen saß bereits seit geraumer Zeit auf dem Schlitten, als Kielblock noch immer fluchend an seinen Schlittschuhen herumhantierte. Die Hände starben ihm ab, er konnte nicht fertig werden. Gustavchen weinte.

Frau Kielblock trieb ihren Mann zur Eile; die Luft stäche sie wie mit Nadeln. Kielblock wußte das selbst; es kam ihm vor, als ritze man die Haut seines Gesichts und seiner Hände mit Glaserdiamanten.

Endlich fühlte er die Eisen fest unter seinen Sohlen. Noch konnte er jedoch den Schlitten nicht anfassen; deshalb steckte er die Hände

in die Taschen, um sie ein wenig auftauen zu lassen. Währenddessen schnitt er einige Figuren in das Eis. Es war hart, trocken und durchsichtig wie Glas.

„In zehn Minuten sind wir drüben“, versicherte er dann, den Stuhlschlitten mit einem kräftigen Ruck in Bewegung setzend.

Spielend schoß das Gefährt in die Eisfläche, in gerader Linie auf den gelben Lichtschein zu, welcher jenseits des Sees aus einem Fenster des Kielblockschen Häuschens fiel. Es war die Lampe der Großmutter, welche den Segelmacher schon oft, auch in mondlosen Nächten, sicher geleitet hatte. Fuhr man vom Stebener Wirtshaus in gerader Linie darauf zu, so hatte man überall gleichmäßig festes Eis unter den Füßen.

„Det is noch een Schlußverjnüjen!“ schrie Kielblock mit heiserer Stimme seiner Frau ins Ohr, die indes vor Zähneklappern nicht antworten konnte. Sie drückte Gustavchen fest an sich, der leise wimmerte.

Der Segelmacher schien wirklich unverwüstlich; denn in der Tat war diese Mondscheinpartie trotz der vorhergegangenen Strapazen ganz nach seinem Geschmack. Er machte allerhand Mätzchen, ließ den Schlitten im wildesten Lauf aus den Händen gleiten und schoß hinter ihm drein, wie der Falke hinter seiner Beute. Er schleuderte ihn wiederholt aus Mutwillen dermaßen, daß seine Frau laut aufkreischte.

Immer klarer und klarer wurden die Umrisse des Häuschens; schon erkannte man die einzelnen Fenster desselben, schon unterschied man die Großmutter in dem Lichtschein der Lampe, als es plötzlich dunkel wurde.

Kielblock wandte sich erschrocken und gewahrte eine ungeheure Wolkenwand, welche, den ganzen Horizont umspannend, unbemerkt ihm im Rücken heraufgezogen war und soeben den runden Vollmond eingeschluckt hatte. –

„Nun aber schnell“, sagte er und stieß das Gefährt mit doppelter Geschwindigkeit vor sich her über das Eis.

Noch blieb das Häuschen vom Mond beleuchtet: aber weiter und weiter kroch der riesige Wolkenschatten über den See hin, bis er diesen samt dem Häuschen mit undurchdringlicher Finsternis überzogen hatte.

Unbeirrt steuerte Kielblock auf den Lichtschein zu, welcher von der Lampe der Großmutter herrührte. Er sagte sich, daß er nichts zu fürchten habe, wurde aber dennoch von einer unsichtbaren Gewalt zur Eile angetrieben.

Er raffte all seine Kraft zusammen; der Schweiß quoll ihm aus allen Poren; sein Körper brannte; er keuchte...

Die junge Frau saß zusammengebogen und hielt das Kleine krampfhaft an sich gepreßt. Sie sprach kein Wort, sie rührte sich nicht, als fürchte sie anders die Schnelligkeit der Fahrt zu beeinträchtigen. Auch ihre Brust beklemmte ein unerklärliches Angstgefühl; sie hatte nur den einen Wunsch, am Ziel zu sein.

Unterdessen war es so schwarz geworden, daß Kielblock sein Weib, dieses ihr Kind nicht mehr sah. Dabei rumorte der See unter dem Eispanzer unaufhörlich. Es war ein Schlürfen und Murren, dann wieder ein dumpfes verhaltenes Aufbrüllen, dazu ein Pressen gegen die Eisdecke, so daß diese knallend in großen Sprüngen barst.

Die Gewöhnung hatte Kielblock gegen das Unheimliche dieser Erscheinung abgestumpft; jetzt war es ihm plötzlich, als stünde er auf einem ungeheuren Käfig, darin Scharen blutdürstiger Raubtiere eingekerkert seien, die, vor Hunger und Wut brüllend, ihre Tatzen und Zähne in die Wände ihres Kerkers knirschend eingruben.

Von allen Seiten prasselten die Sprünge durch das Eis.

Kielblock war am See groß geworden, er wußte, daß bei einer zwölfzölligen Eisdecke ein Einbruch unmöglich sei. Seine Phantasie indes begann zu schweifen und gehorchte nicht mehr ganz seinem gesunden Urteil. Es kam ihm zuweilen vor, als öffneten sich unter ihm schwarze Abgründe, um ihn samt Weib und Kind einzuschlingen.

Ein gewitterartiges Grollen wälzte sich fernher und endete in einem dumpfen Schlag dicht unter seinen Füßen. Die Frau schrie auf.

Eben wollte er fragen, ob sie verrückt geworden sei, da bemerkte er etwas, das ihm den Laut in die Kehle zurücktrieb. Der einzige Lichtpunkt, welcher ihn bisher geleitet, bewegte sich – wurde blasser und blasser – zuckte auf – flackerte und – verschwand schließlich ganz.

„Um Jottes willen, was fällt Muttern ein!" stieß er unwillkürlich hervor, und jach wie ein Blitzstrahl durchfuhr sein Gehirn das Bewußtsein einer wirklichen Gefahr.

Er hatte angehalten und rieb sich die Augen; war es Wirklichkeit oder Täuschung? Fast glaubte er an die letztere; das Lichtbild der Netzhaut täuschte ihn. Endlich zerrann auch dieses, und nun kam er sich vor wie in Finsternis ertrunken. Noch glaubte er indes, die Richtung genau zu wissen, in welcher das Licht erloschen war, und fuhr pfeilgeschwind darauf zu.

Unter das Getöse des Sees mischte sich die Stimme seiner Frau, welche vor ihm aus der Finsternis drang und ihm allerhand Vorwürfe machte; warum man nicht zu Hause geblieben und so weiter.

Es vergingen einige Minuten. Endlich glaubte man, Hundegebell zu hören. – Kielblock atmete erleichtert auf. Da – ein verzweifelter Schrei – ein Ruck – die Funken stoben unter seinen Stahlschuhen hervor; mit fast übermenschlicher Kraft riß er den Schlitten herum und hielt an.

Der rechte Arm seiner Frau umklammerte zitternd und krampfhaft den seinen. Er wußte, sie hatte den Tod geschaut.

„Sei ruhig, Miezchen, et is ja nichts", tröstete er mit bebender Stimme, und doch war ihm selbst gewesen, als habe eine schneekalte, verweste Hand an sein heißes Herz gegriffen.

Die junge Frau bebte wie Espenlaub; ihre Zunge schien gelähmt. „Oh! Oh! – mein Gott – mein Gott!" war alles, was sie hervorbrachte.

„Was aber in aller Welt ist denn los, Menschenskind, so sprich doch, um Himmels willen sprich doch!"

„Dort... dort...", stieß sie hervor. „Ich hab's gehört... ganz deutlich... Wasser... Wasser, das offne Wasser!"

Er lauschte gespannt. „Ich höre nichts!"

„Ich hab's gesehen, wahrhaftig, ich hab's gesehen, ganz deutlich... dicht vor mir... wahrhaftig."

Kielblock versuchte, die dicke Luft mit den Blicken zu durchbohren – vergebens. Es war ihm, als habe man ihm die Augen aus dem Kopf genommen und er mühe sich ab, mit den Höhlen zu sehen. „Ich sehe nichts."

Die Frau beruhigte sich ein wenig. „Aber et riecht doch wie Wasser."

Er erklärte, sie habe geträumt, und fühlte doch seine Angst wachsen.

Gustavchen schlief.

Langsam wollte er weiterfahren; aber seine Frau stemmte sich dagegen mit allen Kräften der Todesangst. In weinerlichen Lauten beschwor sie ihn, umzukehren; als er nicht stillhielt, gebärdete sie sich wie eine Wahnsinnige: „Es bricht, es bricht!"

Nun riß ihm die Geduld. Er schalt seine Frau, sie sei schuld mit ihrem verfluchten Geheul, wenn er samt ihr und dem Kinde ersöffe. Sie solle das Maul halten, oder er lasse sie, so wahr er Kielblock heiße, allein mitten auf dem See stehen und fahre davon. Als alles nichts half, verlor er die Besinnung und schwatzte sinnloses Zeug durcheinander. Hierzu kam noch, daß er nun wirklich nicht mehr wußte, wohin er sich wenden sollte. Die Stelle aber, auf der er stand, schien ihm mürbe und unsicher. Vergebens suchte er die furchtbare

Angst zu bemeistern, welche auch ihn mehr und mehr zu beherrschen begann. Die Gaukeleien erfüllten sein Hirn, er zitterte, er röchelte Stoßgebete; sollte es denn wirklich und wahrhaftig zu Ende gehen? Heute rot, morgen tot – er hatte es nie begriffen. Heute rot, morgen tot – morgen – tot, was war das: „tot?" Er hatte es bisher nicht gewußt, aber jetzt – nein, nein!

Kaltes Entsetzen faßte ihn, er wendete den Schlitten, er nahm einen Anlauf, mit letzter, gewaltiger Kraftanstrengung – Rettung um jeden Preis, und nun – ein klatschendes Geräusch, ein Spritzen, Schäumen und Prickeln aufgestörter Wassermassen – ihm verging das Bewußtsein.

Ein Augenblick, und er wußte, daß er geradeswegs in die offene Stelle des Sees hineingefahren sei. Seine kräftigen Glieder durchwühlten das schwarze Wasser; er stampfte die eiskalte Flut mit übermenschlicher Kraft, bis er fühlte, daß er wieder atmen konnte.

Ein Schrei entrang sich seiner Brust, weithin gellend – ein zweiter – ein dritter, die Lunge mochte mitgehen, der Kehlkopf zerspringen; ihm grauste vor dem Laut der eigenen Kehle, aber er schrie – er brüllte wie ein Tier: „Hilfe, helft uns – wir ertrinken – Hilfe!"

Gurgelnd versank er dann und der Schrei mit ihm, bis er wieder auftauchte und ihn von neuem herausheulte.

Er hob die Rechte übers Wasser, er suchte immer schreiend nach Halt – umsonst; wieder versank er. Als er auftauchte, war es licht um ihn. Drei Armlängen etwa zu seiner Linken begann die Eiskruste, die sich hier in großem Bogen um einen offenen Wasserspiegel zog. Er strebte sie zu erreichen. Noch einmal sank er, endlich griff er sie, seine Finger glitten ab, er versuchte aufs neue und grub sie ein, als wären es Krallen – er zog sich empor. Bis zu den Schultern war er über Wasser, seine angststierenden Augen dicht über der jetzt wieder weiß im Mondschein brennenden Eisfläche. Da – da lag sein Häuschen – weiterhin das Dorf, und dort – wahrhaftig – Laternen – Lichter – Rettung! Wieder durchzitterte sein Ruf die Nacht.

Er horchte gespannt.

Hoch aus der Luft fiel ein Laut. Wildgänse strichen durch den Kuppelsaal der Sterne und jetzt einzelne dunkle Punkte durch den Vollmond. Hinter sich vernahm er ein Brodeln und Gären der Wasser. Blasen stiegen, er fühlte sein Blut erstarren; ihn schauderte, sich zu wenden, und er wandte sich doch. Eine dunkle Masse quoll auf und versank in Zwischenräumen. Ein Schuh, eine Hand, eine Pelzmütze wurden sichtbar; das Ganze wälzte sich näher und näher, er wollte es haschen, aber wieder versank es.

Ein todbanger Moment – dann wahnsinniges Gelächter. Er fühlte, wie ein Etwas sich von unten her um ihn klammerte; erst griff es seinen Fuß – nun umschnürte es seine Beine – bis zum Herzen kam es herauf – sein Blick verglaste – seine Hände glitten ab – er sank – dumpfes fernes Brausen – ein Gewirr von Bildern und Gedanken – dann – der Tod.

MAN HATTE im Dorfe den Hilferuf vernommen.

Arbeiter und Fischer sammelten sich auf der Unglücksstätte. Nach Verlauf einer Stunde zog man die Leiche eines Kindes aufs Eis. Man schloß aus dem Alter desselben, daß noch ein Erwachsener ertrunken sein müßte.

Als weitere Nachforschungen erfolglos blieben, meinte ein Fischer, man solle Netze auslegen. In Netzen fing man denn auch, gegen drei Uhr des Morgens, die Leichen des jungen Ehepaares.

Da lag nun der lustige Segelmacher mit verzerrtem, gedunsenem Gesicht, mit gebrochenen Augen die Tücke des Himmels anklagend. Seine Kleider trieften, aus seinen Taschen flossen schwarze Wasserlachen. Als man ihn auf eine Bahre lud, fiel eine Anzahl kleiner Münzen klingend aufs Eis.

Die drei Leichen wurden erkannt und nach dem Kielblockschen Hause geschafft.

Man fand die Tür desselben verschlossen; kein Licht leuchtete aus den Fenstern. Ein Hund bellte innen, aber selbst auf wiederholtes Klopfen öffnete niemand. Ein Fischer stieg durch das Fenster in die finstere Wohnstube; seine Laterne erleuchtete dieselbe nur mäßig, sie war leer. Mit seinen Wasserstiefeln ein lautes Geräusch machend, von einem kleinen braunen Hündchen angekläfft, schritt er quer hindurch und gelangte an eine kleine Tür, die er ohne weiteres aufstieß. Ein Laut der Verwunderung entfuhr ihm.

Inmitten eines fensterlosen Alkovens saß eine steinalte Frau; sie war über einem grünen Kasten, welcher mit Gold-, Silber- und Kupfermünzen angefüllt offen am Boden stand, eingenickt. Ihre rechte Hand stak bis über die Knöchel im Metall, auf ihrer linken ruhte das Gesicht. Über ihren fast kahlen Scheitel warf das spärliche Flämmchen der herabgebrannten Lampe ein dunstiges, falbes Licht.

DER ZUCKERFRESSER

JENS REHN

Jens Rehn

WAS SCHREIBSTN da?"

Ich sah auf und konnte ihn nicht richtig erkennen, er stand genau in der Sonne. Ich setzte mich auf und drehte mich um.

„Biste von der Zeitung oder isses nurn Brief?"

Der Junge war mager wie ein neugeborenes Kalb. Seine hellblau ausgeschossene Turnhose hatte ein ziemliches Loch auf dem linken Bein. Das Flachshaar klebte naß am Kopf. Er hatte aber keine Gänsehaut. Das Wasser war bestimmt nicht wärmer als fünfzehn Grad.

„Kalt, was?" sagte ich. Was soll man schon sagen. „Willst du dich abrubbeln?"

Er rieb sich trocken und verdreckte mein Frottiertuch mit dem elenden Teerzeug. Die sollten endlich mal verbieten, daß die Dampfer draußen auf See ihr mistiges Öl außenbords pumpten und den ganzen Strand versauten. Und überhaupt: Mit dem Schreiben hatte es nicht so geklappt, wie ich es mir vorgestellt hatte, im Strandkorb gab es entweder Sonne mit Wind, oder ich saß ohne Wind im Schatten, ein bißchen braun wollte ich ja schließlich werden; und wenn ich mich auf den Bauch an den Sandwall meiner Strandburg legte, gab es auch keine Ruhe; entweder blies der Wind die Ecken vom Papier um, oder Sand rieselte drüber hin, oder ich bekam ein steifes Kreuz, oder der Schreibarm tat mir weh.

„Wo kommst du denn her?"

Der Junge machte eine unbestimmte Bewegung. Ich schätzte ihn auf sieben Jahre. Vielleicht auch acht.

„Kannst du denn schon lesen?"

Ich merkte sofort, daß das eine völlig verkehrte Frage gewesen war. Er beantwortete sie überhaupt nicht. Ich konnte mir vorstellen, was er jetzt dachte. Er zog die Nase hoch.

„Wasser, weißte“, sagte er und sah einer Möwe nach, die im Aufwind des Kliffs den Strand absegelte.

„Schreibste Geschichten?“

„Auch. Ist aber nichts geworden, heute.“

„Wasn für Geschichten?“

„So alles mögliche.“

„Für Bücher?“

„Auch, manchmal.“

„Was de selbst erlebt hast?“

„Selten. Meistens denkt man sich was aus.“

Es waren nicht mehr viele Leute am Strand. Fünfzehn Uhr, die Sonne stand schon recht niedrig. Ich zog mich an. Der Junge sah zu. Er blieb immer todernst.

„Wo gehsten jetzt hin? Hause?“

„Nee, Tee trinken, im Witthüs.“

Er zog die Augen etwas zusammen und leckte sich über die Lippen. Nicht wegen des Tees, ich erfuhr erst später, warum.

„Komm mit“, sagte ich, „wenn du Lust hast.“

Er drehte sich jedoch um und stakte durch den Sand davon. Auf dem hartgetretenen Weg am Fuße des Kliffs setzte er sich in Trab und verschwand bald hinter den Strandkörben. Ich suchte meine Sachen zusammen und ging. Vor der Haupttreppe saß der Bademeister und Strandwächter in seinem kleinen Rollkarren und las. Wenig zu tun in der Nachsaison. Die Badeflagge zeigte ablaufendes Wasser an, das Baden war aber noch nicht verboten. Ruhiges Wetter, wenn es auch nicht eben sanft wehte. In einigen wenigen Körben saßen noch ein paar ältere Leute oder Liebespaare, hatten sich in Decken gewickelt und lasen ebenfalls oder sahen einfach nur auf die See hinaus. Links am Kliff flitzten die Seeschwalben und verschwanden haarscharf in ihren Nestlöchern. Die eisernen Buhnen wurden noch vom Wasser überspült. Die meisten Möwen hatten sich nach drüben auf die Landseite der Insel ins Watt verzogen und warteten darauf, daß das Wasser noch weiter fiele, dann konnten sie bequem jagen und fressen.

Oben auf dem Kliff wehte es heftiger. Auf den Aussichtsbänken der Kurverwaltung saß niemand, und auch die Straßen des Ortes lagen ausgestorben, kahl und hölzern. In acht Tagen würden die Pensionen schließen, Schluß der Nachsaison. Vor ein paar Jahren war ich schon einmal hier gewesen, allerdings mitten in der Hochsaison, Massenpublikum, aufgedonnert und laut und mit zahllosen Autos. Jetzt, Ende September, war es viel schöner. Mit dem Wetter

hatte ich Glück gehabt, bis jetzt wenigstens. Und auch mein Quartier war in Ordnung, abseits vom Ort nach Westerland zu, ruhig und solide, nicht zu teuer, kein Nepp. Ein einzelnes, niedriges Haus mit Strohdach, ich mag gerne unter einem Rieddach schlafen. Unten im Hause ein gemütlicher, holzgetäfelter Raum, an der einen Wand zwei Regale mit Flaschen zur Selbstbedienung, sehr angenehm. In dieser Jahreszeit gab es natürlich auch keine Veranstaltungen der Kurverwaltung mehr, Réunions oder Wahlen der Orts- und Strandkönigin und so weiter. Auf dem Flugplatz, drüben bei Keitum, war wohl gerade Lehrgangwechsel, schon seit Tagen hatte ich keine Düsenjäger mehr gehört. Vor einer Woche war einer ins Watt gestürzt, der Pilot hatte aber noch rechtzeitig abspringen können. Nun lagen ein paar Millionen Mark im Schlamm. Na ja.

Ich suchte mir einen Platz am Fuß der zweiten Düne, sah in die Brandung tief unter mir und rauchte eine Zigarette. Wenn eine Bö in die Düne einfiel, prickelten feine Sandkornfahnen auf meiner Gesichtshaut. Der Strandhafer duckte sich und zog mit seinen längsten Halmen gezirkelte Kreise in den feuchten Sand. Die Kreise überschnitten sich sauber und exakt, wie auf dem Reißbrett konstruiert.

Endlich ging ich zurück und die Hauptstraße landeinwärts, bis ich links abbiegen mußte zum Witthüs. Sicherlich eines der ältesten Häuser hier, weiß gekalkt, niedrig, das Rieddach sah recht verwittert aus. Im Hause gab es kleine Kabäuzchen, hier kredenzten appetitliche Bajaderen alle möglichen Teesorten, den echten „Friesischen" mit Rahm und Kandis, russischen Tee mit kandierten Kirschen und Preiselbeeren, grünen Indientee. Ich mag den russischen am liebsten. Die hübschen Geishas waren Studentinnen und nutzten ihre Semesterferien aus für ihren Geldbeutel. Eine gehobene Atmosphäre, nicht ohne Fröhlichkeit.

Aus dem Schallplattenverzeichnis suchte ich mir eine verschollene Kammermusik von Scarlatti aus, meine blonde Nymphe legte die Platte auf, und ich machte es mir mit meinem Tee gemütlich. Als mir dann etwas einfiel, holte ich mein Heft hervor und fing an zu schreiben.

„Schreibst ja doch!"

Da war der Junge wieder. Ein Auftritt wie beim Zauberkünstler, die Hexerei aus dem schieren Nichts. Er hatte jetzt eine Cordhose an und eine überraschend flotte Strickjacke aus Schafwolle. Er zeigte auf den Kandiszucker.

„Schenkste mir den?"

„Türlich. Nimm nur. Auch Tee?"

Er wollte keinen Tee, nur den Zucker. Er zerbiß ihn krachend in die Musik hinein. Mir lief es bei diesem Geräusch den Rücken hinauf.

„Biste fertig oder machste weiter?"

„Mit was?"

„Schreiben."

Er hatte sich gesetzt, rechts neben mir hockte er auf der Eckbank, zwinkerte und kontrollierte die anderen Tische. Er konnte aber keinen Zucker mehr entdecken.

„Nein", sagte ich und gab auf, der Musik zuzuhören.

„Keine Lust mehr. Außerdem taugt die Geschichte nichts."

„Biste allein hier?"

„Ja. Und du?"

„Haste keine Frau?"

„Nein."

„Machste keine leiden?"

Ich brauchte nicht zu antworten, denn er sagte sofort: „Ich auch nich. Mädchen sin tumbich."

„Tumbich? Was ist denn das? Dumm?"

„Genau."

„Nana –!"

„Ich könnt ganz gern nochn bißchen Zucker haben!"

Die runde, blonde Geisha kam vorbei, blieb stehen und sah den Jungen an.

„Was!" sagte sie. „Bist *du* wieder hier?"

Der Junge stieß mich an, und wir waren uns einig über die Qualität dieser Frage.

„Lassen Sie ruhig. Wir kennen uns schon lange, und ich habe ihn eingeladen."

„So?"

Es blieb ihr nichts übrig, als höflich zu bleiben: „Ich wundere mich nur, daß der ganze Junge nicht aus purem Zucker besteht. Dieser Zukkerfresser! Unser bester Kandiskunde. Ein Nassauer ist er, das ist er!"

„Genau!" sagte der Junge ungerührt und sah das Mädchen ernst an. Dann zu mir:

„Soll ich wohl noch was haben?"

„Klar."

Der erste Satz von Scarlatti war zu Ende, die Nadel lief in der Leerrille, im Lautsprecher kratzte es. Das Mädchen drehte die Platte um und brachte eine zweite Schale mit Kandis. Der Tee war inzwischen kalt geworden, so bestellte ich neuen. Die Sonne ging jetzt un-

ter, die letzten Strahlen über der Düne erreichten den Jungen in der Ecke. Sein ernstes Gesicht sah rot aus wie eine Tomate. Dann zerbiß er wieder den Zucker und brachte den zweiten Satz der Musik zur Strecke.

„Mensch!“ sagte ich, „deine Zähne! Das ist doch nicht gut! Lutsche doch wenigstens!“

„Kanns ja mal sehn!“ sagte er und fletschte mich an. Ein tadelloses Gebiß, ohne Lücke und gerade, eine Perlenkette. Er mußte doch schon älter sein, das waren keine Milchzähne mehr, auch weiter hinten nicht.

„Schreibste wirklich nich mehr?“

„Nein. Tee trinken und Musik ist schöner.“

„Was machsten nachher?“

„Weiß nich. Vielleicht lesen, zu Hause, oder manchmal am Strand längs gehen. Weiß noch nicht, mal sehn.“

„Haste Lust?“

„Wozu?“

„Was zeigen.“

„Was denn?“

Der letzte Zucker verschwand. Dieses Mal ging der Beißkrach in einer Fortissimostelle von Scarlatti unter. Das störte den Jungen jedoch nicht.

Die Sonne war nun untergegangen, und es wurde schnell dämmrig. Meine Geisha brachte eine Tischkerze.

„Noch mal Zucker?“

Sie konnte sich die Frage nicht verkneifen.

„Genau“, sagte der Junge und wurde noch ernster, wenn das überhaupt möglich gewesen wäre.

„Bitte sehr, wenn er mag“, sagte ich.

Das Mädchen brachte eine, wie mir schien, größere Portion.

„Den kute ich.“ Er steckte den Kandis in die Hosentasche: „Is für Teetje!“

„Wer is denn Teetje? Dein Freund?“

„Wirste sehn. Kommste mit?“

Ich bezahlte, und wir gingen. Ein anderer Gast hatte die Siebente Bruckner bestellt, und so hatten wir einen weihevollen Abgang und Auszug.

Draußen war es finster geworden, und der Wind hatte noch zugenommen. Das Rauschen der Brandung war bis hierher zu hören. Der Junge lief voran, quer über die Heide auf einem schmalen, versteckten Gehsteig zu den Dünen in Richtung Kampen und Kliff-

ende. Die Trümmer der bei Kriegsende gesprengten Artilleriebunker blockten schief und schwarz gegen die dunkelblauen, wehenden Wolken. Manchmal kam ein Stern durch, wurde aber sofort wieder zugedeckt. Der Mond war nicht zu sehen, er ging wohl erst später auf.

Zwischen zwei Dünenzügen hob sich der Weg sacht aufwärts, dann steiler, und schließlich mußten wir um einen mächtigen Betonklotz herumklettern. Unter dem Klotz zwängten wir uns in ein enges Loch. Völlige Dunkelheit.

„Warte mal!"

Die Stimme des Jungen klang dumpf vor mir. Ein Streichholz zischte, dann schwebten zwei Kerzenflammen schräg über mir.

„Komm rauf, hier isses!"

An der Seite war ein Teil des Bunkers unbeschädigt geblieben. Aus der abgebrochenen Zwischendecke hing verrosteter Eisendraht in wirren Mustern. Die Kerzen flackerten in einem Luftzug wer-weißwoher, Schatten jagten um die Höhlenwände.

Der Junge hatte sich eine Ecke mit getrocknetem Seegras ausgepolstert. Er saß da, ließ die Beine baumeln und blickte mir mit großen, lichtglänzenden Augen entgegen.

„Das is Teetje", sagte er. „Friß!"

Die Möwe sperrte den Schnabel auf und schluckte ein Stück Kandiszucker. Sie ruckte mit dem Hals. Gerechter Strohsack, ein zweiter Zuckerfresser, und was für einer! Die Möwe sah arg mitgenommen aus, der linke Flügel hing, und der Vogel lahmte; die Federn waren teerverkleistert.

Der Junge nahm die Möwe auf den Schoß und streichelte sie. Das Tier hielt den Schnabel halb geöffnet und fiepte zart. Die schwarzen Knopfaugen mit den hellen Ringen beobachteten mich unbeweglich.

„Tag, Teetje!" sagte ich.

Die Möwe fraß den Zucker, und der Junge streichelte sie.

„Hab ich vor ner Woche gefunden, is ganz zahm, von Anfang an. Machsten leiden?"

„Genau", sagte ich.

Der Junge verzog das Gesicht, und nun sah ich ihn zum erstenmal leise lächeln.

Wir haben uns in den nächsten Tagen noch zweimal getroffen, der Junge, die Möwe und ich. Ich sorgte dafür, daß den beiden der Kandis nicht ausging. Drei Tage bevor ich abfahren mußte, blieb der Junge plötzlich aus. Ich wartete vergebens. Erst am Abend des letzten Tages kletterte ich allein in den Höhlenbunker. Die Seegrasecke war leer.

Ich ging nochmals zurück zum Witthüs, trank meinen Abschiedstee, hörte der Musik zu und dachte ein wenig nach. Dann endlich fragte ich meine blonde Geisha beiläufig, ob sie den Jungen irgendwann in den letzten Tagen gesehen habe.

„Den Zuckerfresser?“ sagte sie und horchte in Richtung des Plattenspielers; das „Erwachen heiterer Gefühle auf dem Lande“ – „Allegro ma non troppo“ mußte gleich zu Ende sein. Es dauerte aber doch noch ein bißchen, da wir beide auf einen Trugschluß hereingefallen waren, und sie sah mich geradeheraus an: „Ja – der! Am Dienstag war er hier und ging sofort wieder. Er sagte ‚Teetje is tot, un ich eß kein Zocker mehr.‘ Wissen *Sie,* wer Teetje ist?“

DIE SPIELER

Aus hinterlassenen Papieren Cecil Grathams

ALBRECHT SCHAEFFER

DIES WAR in meiner schlimmsten Jugendzeit, in Venedig, als ich – im Jahre 1792 – der britischen Gesandtschaft bei der Republik als kaum mündig gewordener Jüngling zugeteilt war. Als ein jüngerer Sohn meines Vater-Lords gehörte ich trotzdem zur Aristokratie, und wir führten da, ein Haufe ausgelassenster junger Leute, ein Leben, das die Grenzen der Zügellosigkeit nicht selten überschritt, wovon ich weiter nichts zu berichten brauche. Das Ereignis, das ich hier zu meinem Gedächtnis eine Anzahl von Wochen später zu Papier bringe, machte dem Treiben, was mich betrifft, ein Ende und führte mich, wo nicht strengeren, so doch maßvolleren Bahnen zu.

Eine fast größere Rolle als Frauen in unserem Leben bedeutete das Glücksspiel mit Karten. Es war meistens Pharao, aber in vorgerückter Stunde verschmähten wir nicht ein Spiel von einer Art idiotischem Reiz, bei dem reihum immer zwei gegeneinander spielten. Die Karten wurden gemischt, verdeckt hingelegt und von den beiden Spielern

im Wechsel aufgenommen; jede Karte zählte die üblichen Punkte, und es kam darauf an, mehr zu haben als 15 und weniger als 21 – und als der Gegner. Jedes Spiel dauerte nur Minuten.

Unter uns waren zwei abgezeichnet als Antagonisten. Der eine, ein Graf H. – ich möchte seinen Namen hier nicht nennen, sein Vorname war Roderich –, war in unserem Kreise der jüngste, die Familie in Ungarn und Böhmen begütert, der österreichischen Hocharistokratie angehörig, er selbst mit seinem leider wenig zuverlässigen Hofmeister auf der üblichen Tour durch die Hauptstädte Europas begriffen, von blonder, beinahe fader Hübschheit und ebenso von Wesen, das heißt farblos, durch nichts ausgezeichnet, nur bescheiden und allen angenehm, außer durch die Eigenschaft, im Spiel mit Regelmäßigkeit zu gewinnen. Da er reich war, hatte er deswegen kein Vergnügen daran und spielte nur, weil wir andern es taten.

Der andere war ein russischer Fürst Kurokin, Alexander Stepanowitsch, genannt Aljoscha, Attaché bei der russischen Botschaft. Er war groß und breit, während jener eher klein und schmal war, gleichfalls blond, mit einem flachen Slawengesicht, in dem das eine hellblaue Auge nach außen und oben stand und unbeweglich war. Niemand mochte ihn, aber er war einmal da; ich weiß nicht, was für Tugenden oder Laster er hatte, aber im Spiel verlor er beständig. Obwohl er uns alle an Reichtum vermutlich weit übertraf, konnte er das Verlieren nicht ertragen; sein Gesicht bedeckte sich bald, bleich werdend, mit roten Flecken, und der schiefgezogene Winkel seines Mundes zitterte wieder und wieder.

Antagonisten habe ich die beiden genannt, und sie waren es nicht nur durch den Gegensatz von Gewinnen und Verlieren und die entgegengesetzte Art, es aufzunehmen, sondern auch durch die Art, wie das Gewinnen und Verlieren sich bei jedem vollzog. Denn Roderich – der Gewinner – begann jedesmal mit Verlieren, bis sehr langsam und allmählich das Blatt sich wendete und er zu gewinnen begann, um dann nicht wieder aufzuhören. Selten habe ich bei einem – wie wir glauben – durch Zufall bedingten Geschehen eine solche absolute, geradezu maschinelle Gesetzmäßigkeit beobachtet. Und das gleiche war es bei Alexander Stepanowitsch, nur umgekehrt. Er begann mit Gewinnen, um auf die gleiche Weise nach einiger Zeit in das Verlieren zu geraten und dabei zu bleiben. Das geradezu lachhafte Seltsame dabei war, daß – sobald die beiden im Spiel sich als Gegner gegenüber waren – das anfängliche Verlieren bei dem einen, das anfängliche Gewinnen bei dem andern, ein jedes Mal so lange währte, daß wir immer wieder uns täuschen ließen, alle, und immer wieder

bei Roderichs Verlieren sagten: „Diesmal ist's vorbei, diesmal verliert er wirklich!" Und ebenso bei Aljoschas Gewinnen: „Diesmal ist's endgültig erledigt, und jetzt gewinnt er!" Wer sich niemals täuschen ließ, war allein Roderich, der mit friedfertigem Lächeln auf seinem Knabengesicht so Verlust wie Gewinn vorbeigehen ließ, während Kurokin jedesmal wieder triumphierte, fast mit Gier seine Gewinnste einstrich und von dem endlich eingetroffenen Glück überzeugt war. Oft und oft rieten wir ihm, ja, bestürmten ihn, aufzuhören; aber nun konnte er an der Lust des Gewinnens nicht satt werden, und schon ging das Verlieren an.

Nun, um eine unschöne und im Grunde triviale Sache kurz zu machen: eines Tages war das Gerücht verbreitet, Roderich verdanke sein Glück im Spiel nicht dem Glück, sondern seiner Geschicklichkeit. Ein jeder, mit dem ich darüber sprach, erklärte dies für ausgemachten Unsinn, und es sprach alles dagegen: seine Herkunft, sein Reichtum, seine geistige Einfalt, die Belanglosigkeit seines Charakters. Freilich ließ sich auch sagen: Reichtum biete keinen Schutz gegen eine angeborene Sucht, im Spiel gewinnen zu wollen, wie es beim Fürsten der Fall war; ebenso biete die adelige Geburt keine Gewähr gegen lasterhafte oder verbrecherische oder krankhafte Anlagen; und noch so große Einfalt sei kein Einwand gegen Fingerfertigkeit und verborgene Schlauheit. Sie konnte Verstellung sein, ebenso wie das beständige Verlieren zu Anfang. Als ich und andere uns entschlossen, dem Gerücht zu Leibe zu gehn, schien es auf Kurokin als Quelle zu deuten. Zur Rede gestellt, bestritt er es zwar heftig – und wie uns schien, aufrichtig –, es zeigte sich aber, daß von uns allen er der einzige war, der ihm Glauben schenkte. Er versprach uns sogar, den Betrüger demnächst entlarven und überführen zu wollen.

Dies tat er leider nicht, sondern etwas anderes, das schlimm war. Ich habe unterlassen zu bemerken, daß Roderich es seit langem schon vermied, mit seinem Antagonisten zu spielen. Aber nicht immer ließ es sich vermeiden, und eines Nachts denn, als Kurokin wieder die ungeheuersten Verluste erlitten hatte, erhob er sich unbeherrschbar und warf mit dem Schrei: „Betrüger!" das ganze Spiel Karten dem andern in das Gesicht, so daß es daran zerplatzte und nach überallhin auseinanderflog.

Die Folgen für den armen Jungen waren schrecklich. Er war in seiner Seele so verletzt, daß er dasaß wie gelähmt und nicht zu sprechen vermochte. Ich mußte ihn hinausführen und mit einem Glas Wasser wieder zu sich bringen, und er war in seinem ganzen Wesen so verkehrt, daß er sich in seinen kleinen dreieckigen Hut übergab.

Darüber brach er in Tränen aus, stammelte, daß er nicht wisse, wie er diese seinem Namen, seinem Geschlecht angetane Entehrung ertragen solle, und enthüllte so eine Zartheit des Charakters, die niemand in der farblosen Maske vermutet hatte.

Wie es danach weiterging, versteht sich von selbst. Wir fuhren am nächsten Morgen in der Frühe in zwei Gondeln zum Lido hinaus, wo das – natürlich streng verbotene – Duell an irgendeiner Stelle des einsamen Strandes stattfinden sollte. Es war Herbst, und ein ganz feiner, kaum sichtbarer Regen ging in das teichglatte Meer. Wir waren zu sechs, die beiden Gegner mit ihren Sekundanten – ich als der Roderichs –, dem Schiedsrichter und dem Arzt. Jene beiden brauche ich nicht zu beschreiben. Der Arzt, den wir irgendwo aufgetrieben hatten, schien mir ein ungemütlicher Geselle; er war ein Deutscher mit einem breiten braunen häßlichen, pockenzernarbten Gesicht, hellen grauen Augen, einer unbeweglichen Miene und anscheinend vollkommen ohne Sprache.

An dem flachen, mit Muscheln bedeckten Gestade des regungslosen Meeres gelandet mit unseren schwarzen Schiffen und ausgestiegen, taten wir nun etwas, bei dem wir uns nicht das geringste dachten, das aber die Ursache wurde – durch das, was wir Zufall nennen – für das, was später geschah, das Ereignis, weswegen ich diese ganze Geschichte hier aufschreibe.

Es war abgemacht, daß es zwanzig Schritte „barrière“ sein sollten; das heißt, daß die Gegner vierzig Schritt voneinander aufgestellt wurden und ein jeder zehn Schritte hatte, um vorzugehen und dabei, wann er wollte, zu feuern. Nun hätten wir den Abstand von zwanzig Schritten auf irgendeine Weise markieren können, durch eine mit dem Absatz gezogene Furche im Sand oder mit zwei niedergelegten Hüten. Aber einer von uns hatte den Einfall – ich bin außerstande mich zu erinnern, wer es war –, die beiden langen und schmalen Ruder zu nehmen, mit denen die venezianischen Gondeln von ihren Führern – *poppe* genannt – im erhöhten Heck stehend vorwärts getrieben werden. Dies vielleicht deshalb, weil der Betreffende unsere beiden *poppes* in anmutiger Trägheit auf ihre Ruder gelehnt dastehen sah. Diese, mehr Stangen als Ruder, wurden also in zwanzig Schritt Entfernung in den Sand gepflanzt, und die Gegner nahmen ihre Aufstellung, ihre Sekundanten neben sich, die geladenen Pistolen in der Hand.

Zuvor machte der Unparteiische, abseits in der Mitte stehend, seinen Versöhnungsversuch auf konventionelle Weise, gegen den Kurokin sich so unbeweglich verhielt wie sein gegen den grauen Him-

mel starrendes fischiges Auge. Roderich hatte während der stundenlangen Fahrt durch einen Spalt in den geschlossenen Ledervorhängen des Gondelgehäuses in die leere Öde der Wasserweite hinausgeblickt, ohne ein Wort zu äußern, nachdem er mir einen Brief an seine Eltern ausgehändigt hatte. Nun, in diesem Augenblick, schien er zum vollen Bewußtsein dieses Augenblickes zu erwachen, indem er auf jeden von uns der Reihe nach, seinen Gegner nicht ausgenommen – seine Augen heftete, so als ob er etwas erfahren wolle, das sich nicht fragen ließ und das er nicht zu begreifen imstande war. Und dann sprach er die Worte:

„Hier stehe ich meiner Ehre wegen. Gott könnte es bezeugen, daß ich das nicht getan habe, wessen ich beschuldigt werde; aber ich hoffe, er wird es noch tun."

Danach empfingen die Gegner ihre Waffen, und es geschah danach ungefähr das, was ich befürchtet hatte. Roderich, der als der Beleidigte den ersten Schuß hatte, feuerte im Gehen nach zwei Schritten, anscheinend ohne treffen zu wollen. Kurokin feuerte erst, als beide Gegner neben den Rudern still standen, sorgfältig zielend. Ich sah Roderich zusammenzucken und wanken; ein paar Sekunden noch aufrecht, ließ er die Waffe fallen, und mit der Hand nach der linken Schulter greifend, sank er langsam zu Boden und streckte sich aus. Als ich zu ihm hingelaufen kam, lag er still da mit einem zufriedenen Lächeln. Der Arzt entdeckte leicht, daß die Kugel zwischen der linken Schulter und dem Herzen den Körper durchschlagen hatte. Es kam wenig Blut, der Arzt machte mit geschickten Händen einen Verband und ließ auf meine zweimal wiederholte Frage zu meiner Beruhigung die Worte hören: „Es muß nicht gefährlich sein."

Wir trugen den Verwundeten in die Gondel und betteten ihn auf die Polsterbank, die eben lang genug war, wenn auch die Füße seitwärts herabhingen. Das zufriedene Lächeln war unverändert auf seinem Gesicht. Ich blieb drinnen mit dem Arzt, die drei andern bestiegen ihre Gondel, wir stießen ab, vielmehr wir sollten abstoßen. Denn nun höre ich, im geschlossenen Innern am Boden hockend, außerhalb einen Aufschrei, ein Wasserklatschen, und ich sehe hinausblickend den *poppe* der anderen Gondel im flachen Wasser liegen, ein abgebrochenes Stück seines Ruders in der Hand.

Es stellte sich dann heraus, daß, ebenso wie die Kugel des Russen durch Roderichs Körper gegangen war, dessen Kugel die Ruderstange durchschlagen hatte, ohne daß einer von uns es in der Aufregung bemerkt hatte, denn sie mußte unter dem Schlage gewankt haben. Beim Abstoßen war sie zerbrochen.

Nun war nichts zu tun, als die Insassen dieser Gondel in die unsere hinüberzunehmen, denn da kein Strick zur Hand war, konnten wir sie nicht mitschleppen, und Eile war not sowohl des Verletzten wie seines Gegners wegen, der bei den strengen Duellgesetzen der Republik eilig flüchten mußte. Der Regen nahm an Dichte und Feuchte zu; trotzdem blieb der Fürst im Freien, wir andern füllten zu fünf den kleinen, halbdunklen Raum.

Wir waren noch nicht lange gefahren, als ich Roderich den Kopf heben sah. Mit seinem stillen, ungemein freundlichen Lächeln sah er uns der Reihe nach an und sagte dann mit stockender Stimme:

„Wie langweilig für euch – wollt ihr nicht lieber spielen?"

Nun, der Vorschlag war nicht so unnatürlich. Wir hatten alle über den anscheinend glücklichen Ausgang aufgeatmet; bei der langen Dauer der Fahrt verlangte die unterdrückte Erregung nach einer Ablenkung; ich fragte, ob jemand Karten bei sich habe – so war es –, und sagte dann scherzend zu Roderich hinüber: „Aber du mußt mitspielen."

Er hatte seinen Kopf wieder zurückgelegt auf meinen Rock, den ich als Kissen untergeschoben hatte. Nach einer Weile sagte seine Stimme dann nicht nein, sondern: „Aljoscha auch."

Dieser wurde von uns hereingerufen und verständigt, und während der Arzt, der als einziger von uns einen Wettermantel hatte, die Kajüte verließ, hockten wir nach Türkenart auf dem Bodenteppich und spielten mit dem Pistolenkasten als Tisch. Pharao war nicht möglich, so spielten wir das andere Spiel. Nachdem jemand gefragt hatte, wer für Roderich die Karten mischen und aufnehmen solle, hatten die Augen aller sich wortlos Aljoscha zugewandt, der sich dann ebenso wortlos bereit erklärte. Warum wir grade Aljoscha hierzu bestimmten, war uns in dem Augenblick nicht klar, doch sollten wir es bald begreifen.

Der Verletzte lag ruhig da, und da früher schon in unserer Gesellschaft ausgemacht war – um die ins Unbegrenzte steigenden Verluste zu vermeiden –, daß bei diesem Spiel jeder Punkt eine Viertelzechine gelten solle, so brauchten wir ihn nicht zu stören. Übrigens spielten wir mit abgerissenen Zetteln aus des Doktors Notizbuch, denn wir hatten zu dem Unternehmen, bei dem wir uns befanden, unsere Börsen natürlich nicht gefüllt.

Das Spiel begann, und es begann genauso, wie es immer zu Anfang gewesen war. Alle Spieler gewannen und verloren zunächst im Wechsel; dann begannen Roderich und Aljoscha sich allmählich herauszusondern. Jener verlor nach einem ersten ein zweites Mal, ein

drittes und viertes Mal und hörte nicht auf zu verlieren. Aljoscha dagegen gewann; er gewann, gewann und gewann.

Roderich verlor. Aljoscha gewann – bis bei beiden das Blatt sich wendete, der Gewinner zu verlieren anfing, der Verlierer zu gewinnen, und es dann so blieb. Ja, so war es, wie es immer gewesen war, obgleich es jetzt gar nicht Roderich war, der selbst spielte. Denn er lag still da, er bewegte keine Hand zum Spiel, und trotzdem gewann er; ja, Aljoscha, der für ihn die Karten aufdeckte, war es, der für ihn gewann. Wenn es nötig gewesen war, so war die Unschuld bezeugt. Und wenn es wirklich Gott war, der die Wahrheit und die Unschuld ans Licht bringen wollte: hatten wir nicht die Ruderstangen schon aufgestellt, bevor Roderich ihn angerufen hatte? Hatte er also alles schon eher gewußt und es angelegt, durch unsere Hand, die nichts wußte? Denn ohne das von Roderich durchschossene Ruder wären wir nicht in die Gondel zusammengepfercht worden.

Ich erinnere mich, daß ich der erste war, der erkannte, wer hier – außer uns – seine Hand im Spiele hatte, und daß ich von einem nervösen Zittern befallen wurde, dem Weinen nahe – ich war ja noch jung –, so daß ich kaum fähig war weiterzuspielen. Von mir aus pflanzte die Erkenntnis sich zu den übrigen fort, wir wechselten Blikke miteinander, aber der einzige, der nichts zu begreifen schien, war Aljoscha. Wie immer zuerst von einem Raptus des Triumphs hingerissen, war er es nun in Erbitterung über seinen Verlust, blaß und rotfleckig, Rufe ausstoßend und fluchend, und zitternd vor Ungeduld, bis die Reihe wieder an ihn kam.

Endlich war aber unsere Geduld erschöpft; wir erhoben unsere Hände nicht mehr, nur ich legte eine Hand auf die Karten, indem ich sagte: „Merkst du noch nicht, was geschehen ist?“

In demselben Augenblick begriff er und starrte mich an. Still saßen wir alle da, lange Zeit, bis eine Hand von außen den Vorhang lüftete und der Arzt hereinblickend sagte, wir befänden uns auf der Höhe der Giudecca, und wohin gefahren werden solle.

Noch ehe einer von uns hatte antworten können, kam er herein und beugte sich, auf dem Pistolenkasten kniend, über den Verletzten. Er legte ihm eine Hand auf die Stirn. Er sagte nach einer Sekunde das Wort: „Kalt.“

Ich weiß nicht, wie lange unser Schweigen gedauert haben mag, bis ich trotz meines Grauens die Frage gewagt habe: „Wie lange ist er schon tot?“

Der Arzt tastete an dem leblosen Körper, hob einen Arm, senkte ihn wieder und sagte:

„Mindestens seit er seine letzten Worte gesprochen hat."

Er erhob sich und ging hinaus. Keiner von uns machte eine Bewegung. Seine letzten Worte? Sie waren: „Aljoscha auch." Wir hatten die ganze Zeit mit einem Toten gespielt.

Aljoscha auch. Aber jetzt, wo es das letzte Wort eines Toten war, wie anders klang das gütig gesprochene „auch" jetzt in unseren Ohren.

Keiner von uns machte eine Bewegung, als Aljoscha den Kasten öffnete, eine der Waffen herausnahm und sorgfältig zum zweiten Mal lud und mit der geladenen Waffe hinausging. Gleich darauf hörten wir das Krachen des Schusses und dann das Aufklatschen des Wassers.

Als ich hinaustrat, sah ich den Wolkenhimmel von breiten Sonnenstreifen durchbrochen; darin lag überall aufleuchtend die Stadt Venedig mit glänzenden Türmen und Kuppeln; darin lag auch auf der schimmernden Wasserfläche ein dreieckiger schwarzer Hut, in blanken Kreisen der Wellen schaukelnd, die sich weiter und weiter in das Unendliche ausdehnten.

DER TRUDERER

LUDWIG THOMA

Ludwig Thoma

IN GUGLFING haben sie einen Truderer (Hexenmeister), draußen ganz am Ende des Dorfes wohnt er; und wer's noch nicht weiß, der kann es genau lesen, denn die Schulbuben und die Mädel haben es überall hingeschrieben, an die Fensterläden, an die Türen und an das hölzerne Häusel hinter dem Misthaufen.

Manch einer hat auch eine grausliche Zeichnung dazu gemacht oder einen schrecklichen Vers. Das war dann gewiß ein Bursche, der vom Wirtshaus heimging und dem geschwind noch der Witz eingefallen ist.

„In dem Haus wohnt die Trud,
Gib's acht, daß dir's nichts tut"

oder so dergleichen; das Bauernvolk ist gar dichterisch veranlagt, und es ist durchaus nicht zu wundern, wenn einer schnell einen Vers machen kann, besonders einen boshaften. Wundern möcht man sich bloß, daß einer immer gleich die Kreide dabeihat, um den Vers recht sichtbarlich hinzuschreiben.

Aber freilich, wer einmal bis zu dem Truderer hinausgeht, der muß schon die Absicht haben, ihm eines anzukreiden; denn Wirtshaus ist keines da draußen, und mit dem Kammerfensterln ist's auch nichts mehr, seitdem die Felberdirn fortkommen ist, in die Stadt hinein in den herrischen Dienst.

Also der Wagner von Guglfing ist ein Truderer; eigentlich liegt das schon lange auf dem Haus. Sein Vater ist einmal erwischt worden beim Bilmesschneiden. Der frühere Bürgermeister hat ihn heimkommen sehen, von den Getreidefeldern herein – spät in der Nacht. Und am andern Tage konnte man einen Streifen im Schuster seinem Weizenfelde bemerken, links und rechts davon waren die Ähren leer. Was das zu bedeuten hat, weiß jedes Kind in Guglfing. Wenn das Getreid in die Blüte schießt, dann reitet nachts der Bilmesschneider auf einem schwarzen Geißbock durch die Felder; und wo der Bock die Halme streift, da fliegen die Körner aus den Ähren und fliegen in dem Bilmesschneider seinen Stadel.

Freilich, beweisen hat man es dem alten Wagner nicht können, wenigstens nicht gerichtlich, denn wie der Bürgermeister auf das Gericht gegangen ist und hat eine Straf haben wollen gegen den Frevler, da hat ihn der alte Landrichter etwas geheißen, was man nicht auf das Papier schreiben kann. Und der Hallodri, der Gerichtsdiener, hat ihn auch ganz „desperat" angeredet. „Lackl" war noch das wenigste. Ja, das Gericht! Natürlich, was wissen denn die von einem Truderer? In der Stadt glauben's so schon bald nicht mehr an den Teufel. Da ist gleich ausg'redt.

Mit der alten Wagnerin ist es auch nicht sauber; die ist offenbar eine Hex. Wenn die über ein Stiegel steigt, macht sie jedesmal ein Kreuz; von dem Pointner seiner besten Geiß hat sie einmal das Maß genommen; die hat das Schwinden gekriegt und lange keine Milch mehr gegeben. Und so vor zehn Jahren hat der Burghofer einen Schaden im Stall gespürt. Der ist aber ein Schlauer und hat gleich die Hexenbannerin von Rogling kommen lassen; die hat den Stall entzaubert und gesagt: „Fünf Häuser weiter weg, da wohnt die Hex, die es dem Vieh angetan hat." Und richtig ist es dem Truderer sein Haus gewesen.

Wenn wirklich einer im Dorf gewesen ist, der die Wagnerischen für

unschuldig hielt, dann ist er bekehrt gewesen von dem Tag an. Und dabei blieb es, auch als der junge Wagner von der Militari heimkam und das Häusel übernahm. Wie wär's denn zum glauben, daß ihm die Alten die bösen Künst nicht gezeigt hätten? Das macht den Guglfingern aber schon keiner weis, da sind schon Helle dabei. Freilich, sagen traut es ihm niemand; der ist ein arg Grober und hat versprochen, er haut den ersten ungespitzt in den Boden hinein, der ihm die Elternleut verschandiert. Und wenn er so einen Versmacher und Kreidenschreiber erwischt, dem streicht er die Lederne schön an.

Drum, weil er den Bürgermeister-Schorschl einmal so gebeutelt hat, gehen auch die Kinder nicht mehr recht nah an das Haus hin, wenn sie die „Wagnerhex“ herausschreien. Könnten leicht Schaden nehmen von dem wüsten Grobian. Die Erwachsenen aber und die Burschen reden halt ein bissel stiller, wenn sie über den Truderer etwas wissen, und sind halt ein bissel vorsichtiger, wenn sie ihm mit der Bierkreiden das Häusel verzieren.

Neulich ist aber die verhaltene Wut zum Platzen gekommen; der Bürgermeister hat das Blatt, was er sich sonst immer vor den Mund (wenn man hier so sagen darf) genommen hat, fallen lassen und hat einmal gehörig geschrien, schon so geschrien, daß es jeder hat hören können. Jeder! Das ist so zugegangen: Kauft da der Bürgermeister einen Ochsen; 600 Mark hat er gekostet, keinen Kreuzer weniger, achthalb Schuh hat er gemessen, schön aufgehörnt war er und schekkig, ein Prachtkerl! Wie ihn der Blasius, der Ochsenknecht, heimgetrieben hat, ist er um einen halben Schuh höher geworden – nämlich der Blasius; und wenn er wirklich im Vorbeigehen den Hut gerückt hat, das hat schon ein großer Bauer sein müssen; einen Gütler hat er gleich gar nicht angeschaut. Und daheim ist das halbe Dorf gekommen, hat ihn bewundert und ihm in das Maul gelangt – nämlich dem Ochsen – und nach den Zähnen geschaut. Der Ochs steht drei, vier Tage im Stall, auf einmal mag er nicht mehr fressen, er hat nicht das rechte. Der Bürgermeister lauft zum Mesner, der sich auf das Vieh gut versteht; aber diesmal kennt er sich nicht aus; auf und auf schaut der Ochs gesund her, und doch frißt er nicht. Da hat's was, und zwar nichts Gutes. „Am End ist der Ochs ‚angesprochen‘ worden und verhext“, meint der Mesner und blinzelt so, als ob er sagen wollt': „Verstehst', Bürgermeister, aber ich mag's nicht verkünden, was ich weiß?“

„Verhext! Kreuz Birnbaum... Am End hat gar der Truderer... Ja, da soll doch schon gleich ein siedig's Donnerwetter dreinschlagen!“

Aber das hat er bald heraus – der Bürgermeister, dem muß er auf die Spur kommen. Und richtig, er hat noch nicht ganz fertig geflucht, meldet sich das Gänsdirndl und sagt: Jetzt ginge ihr ein Licht auf. „So? Ja wie denn?“ Ja, gestern ist sie auf der Brandlwiesen beim Hüten gewesen, da ist der Truderer zu ihr hinkommen. – „Aha!“ – Ja, und da hat er eine Zwiesprach mit ihr angefangen. – „Und du hast dich drauf einlassen, du Malafiz... aber nur weiter.“ – Ja, und da hat er gefragt, wie's dem Bürgermeister geht, hat er gefragt, und der hätt' ja jetzt so einen schönen Ochsen gekauft? „Und was für einen schönen!“ sagt sie.

Ja, und wie groß er denn sei? „Achthalb Schuh meßt er“, sagt sie.

„Das ist fein schon eine schöne Größ“, sagt er, „und scheckig ist er auch?“

„Jawohl, braun und weiß.“

Und wo er im Stall steht? „Ja, zwischen der Pinzgerin und der Bleß.“ – „So, so“, sagt er, und dann is er wieder gangen.

„So, da is er wieder gangen? Und du kannst auch gehen, Lausdeandl; gleich gehst aus dem Haus, das wär mir das Saubere, im eigenen Haus den Judas haben! Komm mir nur nimmer vor die Augen!...

Mesner, da hamm mer's ja! Aber wart nur, jetzt gibt's koa Schonung mehr“, so schimpft der Bürgermeister und rennt in der blinden Wut zur Tür naus; der Mesner hinterdrein, die Bäuerin auch, auf der Straß kommen die Nachbarn dazu; es wird ein schöner Haufen Leut.

Zum Truderer naus geht der Zug; da stellen sie sich auf, und wie der Wagner herauskommt, fangt der Bürgermeister seinen Gesang an; der war nicht schlecht.

Ich mag es da nicht herschreiben, was er alles gesagt hat; die meisten Leser täten es doch nicht verstehen, weil es gut guglfingerisch war, aber das kann ich sagen, wie der Bürgermeister aufgehört hat, war er schon so blau im Gesicht wie seine Giletleiblwesten. Der Truderer hat nicht entgegengeschimpft; einen Narren muß man gehenlassen, hat er gemeint, aber schenken tät er's dem Bürgermeister nicht; die Sach tät kriminalisch werden, und er wird ihn advokatisch klagen.

Also nach und nach verlaufen sich die Leut, weil sich nichts Richtiges rührt, und begleiten den Bürgermeister heim. Der hat gleich nach der Roglinger Hexenbannerin geschickt, und die ist noch nicht richtig beim Haus herein, hat der Ochs wieder gefressen. No also! – –

Wie die Geschichte ausgegangen ist? Ja, man soll's nicht glauben, aber freilich, heutzutag! Der Truderer hat wirklich den Bürgermeister advokatisch geklagt, und um Ostern herum ist die Sach kriminalisch geworden. Der Bürgermeister ist ganz unbesorgt in die Verhandlung gegangen; es kann ihm nichts fehlen, da kann er nicht wegen Beleidigung gestraft werden. Die Schuld von dem Truderer ist offenbar, das ganze Dorf kann es bezeugen, und es langen keine zehn, die einen Eid darauf schwören können. Also kann sich nichts fehlen, meinen S'?

Gerade umgekehrt ist es gegangen. So eine Verhandlung ist noch gar nicht dagewesen. Was sie den Bürgermeister alles geheißen haben, der Oberamtsrichter und der Advokat, das steht in keinem Katechismus.

Die Bauern haben nur so geschaut; die mehrere Zeit haben sie nicht gewußt, ist von dem Bürgermeister seinem Ochsen die Red oder von dem Bürgermeister selber. Auf vier Füß lauft das, mit was sie ihn immer verglichen haben. Und zu guter Letzt haben sie den Bürgermeister auch noch verurteilt; fünfzig Mark muß er zahlen und die Kosten.

Ja, was ist denn jetzt das! Und dem Truderer geschieht nichts, aber rein gar nichts. Ja, ja, manchmal möcht einem schon der Verstand stillstehen. Und das schönste ist, daß man den Truderer gar nicht mehr so heißen darf. Da muß man vorsichtig sein.

SAISONBEGINN

ELISABETH LANGGÄSSER

Elisabeth Langgässer.

DIE ARBEITER kamen mit ihrem Schild und einem hölzernen Pfosten, auf den es genagelt werden sollte, zu dem Eingang der Ortschaft, die hoch in den Bergen an der letzten Paßkehre lag. Es war ein heißer Spätfrühlingstag, die Schneegrenze hatte sich schon hinauf zu den

Gletscherwänden gezogen. Überall standen die Wiesen wieder in Saft und Kraft; die Wucherblume verschwendete sich, der Löwenzahn strotzte und blähte sein Haupt über den milchigen Stengeln; Trollblumen, welche wie eingefettet mit gelber Sahne waren, platzten vor Glück, und in strahlenden Tümpeln kleinblütiger Enziane spiegelte sich ein Himmel von unwahrscheinlichem Blau. Auch die Häuser und Gasthöfe waren wie neu: ihre Fensterläden frisch angestrichen, die Schindeldächer gut ausgebessert, die Scherenzäune ergänzt. Ein Atemzug noch: dann würden die Fremden, die Sommergäste, kommen – die Lehrerinnen, die mutigen Sachsen, die Kinderreichen, die Alpinisten, aber vor allem die Autobesitzer in ihren großen Wagen... Röhr und Mercedes, Fiat und Opel, blitzend von Chrom und Glas. Das Geld würde anrollen. Alles war darauf vorbereitet. Ein Schild kam zum andern, die Haarnadelkurve zu dem Totenkopf, Kilometerschilder und Schilder für Fußgänger: Zwei Minuten zum Café Alpenrose. An der Stelle, wo die Männer den Pfosten in die Erde einrammen wollten, stand ein Holzkreuz, über dem Kopf des Christus war auch ein Schild angebracht. Seine Inschrift war bis heute die gleiche, wie sie Pilatus entworfen hatte: J.N.R.J. – die Enttäuschung darüber, daß es im Grund hätte heißen sollen: er behauptet nur, dieser König zu sein, hatte im Lauf der Jahrhunderte an Heftigkeit eingebüßt. Die beiden Männer, welche den Pfosten, das Schild und die große Schaufel, um den Pfosten in die Erde zu graben, auf ihren Schultern trugen, setzten alles unter dem Wegekreuz ab; der dritte stellte den Werkzeugkasten, Hammer, Zange und Nägel daneben und spuckte ermunternd aus.

Nun beratschlagten die drei Männer, an welcher Stelle die Inschrift des Schildes am besten zur Geltung käme; sie sollte für alle, welche das Dorf auf dem breiten Paßweg betraten, besser: befuhren, als Blickfang dienen und nicht zu verfehlen sein. Man kam also überein, das Schild kurz vor dem Wegekreuz anzubringen, gewissermaßen als Gruß, den die Ortschaft jedem Fremden entgegenschickte. Leider stellte sich aber heraus, daß der Pfosten dann in den Pflasterbelag einer Tankstelle hätte gesetzt werden müssen – eine Sache, die sich von selbst verbot, da die Wagen, besonders die größeren, dann am Wenden behindert waren. Die Männer schleppten also den Pfosten noch ein Stück weiter hinaus zu der Gemeindewiese und wollten schon mit der Arbeit beginnen, als ihnen auffiel, daß diese Stelle bereits zu weit von dem Ortsschild entfernt war, das den Namen angab und die Gemeinde, zu welcher der Flecken gehörte. Wenn also das Dorf den Vorzug dieses Schildes und seiner Inschrift für sich bean-

spruchen wollte, mußte das Schild wieder näher rücken – am besten gerade dem Kreuz gegenüber, so daß Wagen und Fußgänger zwischen beiden hätten passieren müssen.

Dieser Vorschlag, von dem Mann mit den Nägeln und dem Hammer gemacht, fand Beifall. Die beiden anderen luden von neuem den Pfosten auf ihre Schultern und schleppten ihn vor das Kreuz. Nun sollte also das Schild mit der Inschrift zu dem Wegekreuz senkrecht stehen; doch zeigte es sich, daß die uralte Buche, welche gerade hier ihre Äste mit riesiger Spanne nach beiden Seiten wie eine Mantelmadonna ihren Umhang entfaltete, die Inschrift im Sommer verdeckt und ihr Schattenspiel deren Bedeutung verwischt, aber mindestens abgeschwächt hätte.

Es blieb daher nur noch die andere Seite neben dem Herrenkreuz, und da die erste, die in das Pflaster der Tankstelle überging, gewissermaßen den Platz des Schächers zur Linken bezeichnet hätte, wurde jetzt der Platz zur Rechten gewählt und endgültig beibehalten. Zwei Männer hoben die Erde aus, der dritte nagelte rasch das Schild mit wuchtigen Schlägen auf; dann stellten sie den Pfosten gemeinsam in die Grube und rammten ihn rings von allen Seiten mit größeren Feldsteinen an.

Ihre Tätigkeit blieb nicht unbeachtet. Schulkinder machten sich gegenseitig die Ehre streitig, dabei zu helfen, den Hammer, die Nägel hinzureichen und passende Steine zu suchen; auch einige Frauen blieben stehen, um die Inschrift genau zu studieren. Zwei Nonnen, welche die Blumenvase zu Füßen des Kreuzes aufs neue füllten, blickten einander unsicher an, bevor sie weitergingen. Bei den Männern, die von der Holzarbeit oder vom Acker kamen, war die Wirkung verschieden: einige lachten, andere schüttelten nur den Kopf, ohne etwas zu sagen; die Mehrzahl blieb davon unberührt und gab weder Beifall noch Ablehnung kund, sondern war gleichgültig, wie sich die Sache auch immer entwickeln würde. Im ganzen genommen konnten die Männer mit der Wirkung zufrieden sein. Der Pfosten, kerzengerade, trug das Schild mit der weithin sichtbaren Inschrift, die Nachmittagssonne glitt wie ein Finger über die zollgroßen Buchstaben hin und fuhr jeden einzelnen langsam nach wie den Richtspruch auf einer Tafel ...

Auch der sterbende Christus, dessen blasses, blutüberronnenes Haupt im Tod nach der rechten Seite geneigt war, schien sich mit letzter Kraft zu bemühen, die Inschrift aufzunehmen: man merkte, sie ging ihn gleichfalls an, welcher bisher von den Leuten als einer der Ihren betrachtet und wohlgelitten war. Unerbittlich und dauerhaft

wie sein Leiden, würde sie ihm nun für lange Zeit schwarz auf weiß gegenüberstehen.

Als die Männer den Kreuzigungsort verließen und ihr Handwerkszeug wieder zusammenpackten, blickten alle drei noch einmal befriedigt zu dem Schild mit der Inschrift auf. Sie lautete: „In diesem Kurort sind Juden unerwünscht."

GUSTAV ADOLFS PAGE

CONRAD FERDINAND MEYER

Conrad Ferdinand Meyer

I

In dem Kontor eines unweit St. Sebald gelegenen nürembergischen Patrizierhauses saßen sich Vater und Sohn an einem geräumigen Schreibtische gegenüber, der Abwickelung eines bedeutenden Geschäftes mit gespanntester Aufmerksamkeit obliegend. Beide, jeder für sich auf seinem Stücke Papier, summierten sie dieselbe lange Reihe von Posten, um dann zu wünschbarer Sicherheit die beiden Ergebnisse zu vergleichen. Der schmächtige Jüngling erhob die spitze Nase zuerst von seinen zierlich geschriebenen Zahlen. Seine Addition war beendigt, und er wartete auf den bedächtigeren Vater nicht ohne einen Anflug von Selbstgefälligkeit in dem schmalen sorgenhaften Gesichte – als ein Diener eintrat und ein Schreiben in großem Format mit einem schweren Siegel überreichte. Ein Kornett von den schwedischen Karabinieren habe es gebracht. Er beschaue sich jetzt nebenan den Ratssaal mit den weltberühmten Schildereien und werde pünktlich in einer Stunde sich wieder einfinden. Der Handelsherr erkannte auf den ersten Blick die kühnen Schriftzüge der Majestät des schwedischen Königs Gustav Adolf und erschrak ein wenig über die große Ehre des eigenhändigen Schreibens. Die Befürchtung lag nahe, der König, den er in seinem neuerbauten Hause, dem schönsten von Nüremberg, bewirtet und gefeiert hatte, möchte bei seinem patrioti-

schen Gastfreunde ein Anleihen machen. Da er aber unermeßlich begütert war und die Gewissenhaftigkeit der schwedischen Rentkammer zu schätzen wußte, erbrach er das königliche Siegel ohne sonderliche Besorgnis und sogar mit dem Anfange eines prahlerischen Lächelns. Kaum aber hatte er die wenigen Zeilen des in königlicher Kürze verfaßten Schreibens überflogen, wurde er bleich wie über ihm die Stukkatur der Decke, welche in hervorquellenden Massen und aufdringlicher Gruppe die Opferung Isaaks durch den eigenen Vater Abraham darstellte. Und sein guter Sohn, der ihn beobachtete, erbleichte ebenfalls. Seine Bestürzung wuchs, als ihn der Alte über das Blatt weg mit einem wehmütigen Ausdrucke väterlicher Zärtlichkeit betrachtete. „Um Gottes willen", stotterte der Jüngling, „was ist es, Vater?" Der alte Leubelfing, denn diesem vornehmen Handelsgeschlechte gehörten die beiden an, bot ihm das Blatt mit zitternder Hand. Der Jüngling las:

Lieber Herr!
Wissend und Uns wohl erinnernd, daß der Sohn des Herrn den Wunsch nährt, als Page bei Uns einzutreten, melden hiermit, daß dieses heute geschehen und völlig werden mag, dieweil Unser voriger Page, der Max Beheim seliger † (mit nachträglicher Ehrenmeldung des vorvorigen, Utzen Volkamers seligen †, und des fürdervorigen, Götzen Tuchers seligen †), heute bei währendem Sturme nach beiden ihme von einer Stückkugel abgerissenen Beinen in Unsern Armen sänftiglich entschlafen ist. Es wird Uns zu besonderer Genugtuung gereichen, wieder einen aus der evangelischen Reichsstadt Nüremberg, welcher Stadt Wir fürnehmlich gewogen sind, in Unsern nahen Dienst zu nehmen. Eines guten Unterhaltes und täglicher christlicher Vermahnung seines Sohnes kann der Herr gewiß sein.

Des Herrn wohlaffektionierter
Gustavus Adolphus Rex.

„O du meine Güte", jammerte der Sohn, ohne sein zages Herz vor dem Vater zu verbergen, „jetzt trage ich meinen Totenschein in der Tasche, und Ihr, Vater – mit dem schuldigen Respekt gesprochen – seid der Ursacher meines frühen Hinschieds, denn wer als Ihr könnte dem Könige eine so irrtümliche Meinung von meinem Wünschen und Begehren beigebracht haben? Daß Gott erbarm!"

„Kind, du brichst mir das Herz!" versetzte der Alte mit einer kargen Träne. „Vermaledeit sei das Glas Tokaier, das ich zuviel getrunken –"

„Vater", unterbrach ihn der Sohn, der mitten im Elend den Kopf wo nicht oben, doch klar behielt, „Vater, berichtet mir, wie sich das Unglück ereignet hat." „August", beichtete der Alte mit Zerknirschung, „du weißt die große Gasterei, die ich dem Könige bei seinem ersten Einzuge gab. Sie kam mich teuer zu stehen –"

„Dreihundertneunundneunzig Gulden elf Kreuzer, Vater, und ich habe nichts davon gekostet", bemerkte der Junge weinerlich, „denn ich hütete die Kammer mit einer nassen Bausche über dem Auge." Er wies auf sein rechtes. „Die Gustel, der Wildfang, halb unsinnig und närrisch vor Freude, den König zu sehen, hatte mir den Federball ins Auge geschmissen. Aber redet, Vater –"

„Nach abgetragenem Essen erging ein Sturm von Jubel oben durch den Saal und unten über den Platz durch das Kopf an Kopf versammelte Volk. Alle wollten sie den König sehen. Humpen dröhnten, Gesundheiten wurden bei offenen Fenstern ausgebracht und oben und unten bejauchzt. Dazwischen schreit eine klare, durchdringende Stimme: ‚Hoch Gustav, König von Deutschland!' Jetzt wurde es mäuschenstill, denn das war ein starkes Ding. Der König spitzte die Ohren. ‚Solches darf ich nicht hören', sagte er. ‚Ich bringe ein Hoch der evangelischen Reichsstadt Nüremberg!' Nun bricht erst der ganze Jubel aus, alles geht drüber und drunter! Nach einer Weile drückt mich die Majestät von ungefähr in eine Ecke. ‚Wer hat den König von Deutschland hochleben lassen, Leubelfing?' fragte er mich. Nun sticht mich alten betrunkenen Esel die Prahlsucht, und ich antworte: ‚Majestät, das tat mein Sohn, der August. Dieser spannt Tag und Nacht darauf, als Page in Euren Dienst zu treten.' Trotz meines Rausches wußte ich, daß der königliche Leibdienst von Götz Tucher versehen wurde und der Bürgermeister Volkamer nebst dem Schöppen Beheim ihre Buben als Pagen empfohlen hatten. Ich sagte es auch nur, um hinter meinen Nachbarn, dem alten Tucher und dem Großmaul, dem Beheim, nicht zurückzubleiben. Wer konnte denken, daß der König die ganze Nüremberger Ware in Bayern verbrauchen würde –"

„So viel und so wenig Weisheit, Vater!" seufzte der Sohn.

Dann steckten die beiden die Köpfe zusammen, um eine Remedur zu suchen, wie sie es nannten, jetzt unter der Stimme flüsternd, welche sie vorher in ihrer Aufregung, uneingedenk der im Nebenzimmer hantierenden Angestellten und Lehrlinge, zu dämpfen vergessen hatten. Aber sie fanden keinen Rat, und ihre Gebärden wurden immer ängstlicher und peinlicher, als im Gange draußen ein markiger Alt das Leiblied Gustav Adolfs anstimmte:

„Verzage nicht, du Häuflein klein,
Ob auch die Feinde willens sein,
Dich gänzlich zu zerstören!“

und ein tannenschlankes Mädchen mit lustigen Augen, kurzgeschnittenen Haaren, knabenhaften Formen und ziemlich reitermäßigen Manieren eintrat.

„Willst du uns die Ohren zersprengen, Base?“ zankten die beiden Leubelfinge. Sie, das trübselige Paar musternd, erwiderte: „Ich komme euch zum Essen zu rufen. Was hat's gegeben, Herr Ohm und Herr Vetter? Ihr habt ja beide ganz bleiche Nasenspitzen!“ Der zwischen den Hilflosen liegende Brief, den das Mädchen ohne weiteres ergriff, und als sie die kräftig hingeworfene Unterschrift des Königs gelesen, mit leidenschaftlichen Augen verschlang, erklärte ihr den Schrecken. „Zu Tische, Herren!“ sagte sie und schritt den beiden voran in das Speisezimmer. Hier aber ging es dem gutherzigen Mädchen selber nahe, wie den Leubelfingen jeder Bissen im Munde quoll. Sie ließ abtragen, setzte ihren Stuhl zurück, kreuzte die Arme, schlug unter ihrem blauen Rocke, an dessen Gurt die Tasche und der Schlüsselbund hing, ein schlankes Bein über das andere und ließ den ganzen verfänglichen Handel sich vortragen.

Die Leubelfinge erzählten. „Wenn ich denke“, sagte dann das Mädchen mutig, „wer es war, der das Hoch auf den König ausbrachte!“

„Wer denn?“ fragten die Leubelfinge, und sie antwortete: „Niemand anders als ich.“

„Hol dich der Henker, Mädchen!“ grollte der Alte. „Gewiß hast du den blauen schwedischen Soldatenrock, den du dir im Schrank hinter deinen Schürzen aufhebst, angezogen und dich in den Speisesaal an deinen Götzen hinangeschlichen, statt dich züchtig unter den Weibern zu halten.“

„Sie hätten mir den hintersten Platz gegeben“, versetzte das Mädchen zornig.

„Wie kann ein schamhaftes Mädchen, und das bist du, Gustel, es nur über sich bringen, Männertracht zu tragen!“ maulte der zimperliche Jüngling.

„Das heißt“, erwiderte das Mädchen ernst, „die Tracht meines Vaters, wo noch neben der Brusttasche das gestopfte Loch sichtbar ist, das der Degen des Franzosen gerissen hat. Ich brauche nur einen schrägen Blick zu tun“ – sie tat ihn, als trüge sie die väterliche Tracht –, „so sehe ich den Riß, und es wirkt wie eine Predigt. Dann“, schloß sie, aus dem Ernst nach ihrer Art in ein Lachen überspringend,

„wollen mir die Weiberröcke auch gar nicht sitzen. Kein Wunder, daß sie mich schlecht kleiden, bin ich doch bis fast in mein sechzehntes Jahr mit dem Vater und der Mutter in kurzem Habit zu Rosse gesessen.“.

„Liebe Base“, jammerte der junge Leubelfing nicht ohne eine Mischung von Zärtlichkeit, „seit dem Tode deines Vaters bist du hier wie das Kind des Hauses gehalten, und nun hast du mir *das* eingebrockt! Du lieferst deinen leibhaftigen Vetter wie ein Lamm auf die Schlachtbank! Der Utz wurde durch die Stirn geschossen, der Götz durch den Hals!“ Ihn überlief eine Gänsehaut. „Wenn du mir wenigstens einen guten Rat wüßtest, Base!“

„Einen guten Rat“, sagte sie nachdrücklich, „den will ich dir geben: halte dich wie ein Nüremberger, wie ein Leubelfing!“

„Ein Leubelfing!“ giftelte der alte Herr. „Muß denn jeder Nüremberger und jeder Leubelfing ein Raufbold sein, wie der Rupert, dein Vater? Welche Laufbahn! Mit fünfzehn zu den Schweden durchgegangen, mit siebzehn eine Fünfzehnjährige vor der Trommel geheiratet, mit neunzehn in einem Raufhandel das Zeitliche gesegnet!“

„Das heißt“, sagte das Mädchen, „er fiel für die Ehre meiner Mutter –“

„Weißt du mir keinen Rat, Guste?“ drängte der junge Leubelfing.

Sie brach in ein tolles Gelächter aus. „Wir wollen dich“, sagte sie, „wie den jungen Achill im Bildwerk am Ofen dort unter die Mädchen stecken.“

„Ich gehe nicht!“ erklärte der durch diese mythologische Gelehrsamkeit Geärgerte. „Ich bin nicht die Person, welche der Vater dem Könige geschildert hat.“ Da fühlte er sich an seinen beiden dünnen Armen gepackt. Ihm den linken klaubend, zeterte der alte Leubelfing: „Willst du mich ehrwürdigen Mann dem Könige als einen windigen Lügner hinstellen?“ Das Mädchen aber, den rechten Arm des Vetters drückend, rief entrüstet: „Willst du mit deiner Feigheit den braven Namen meines Vaters entehren?“

„Weißt du was“, schrie der Gereizte, „gehe *du* als Page zu dem König! Er wird, bubenhaft wie du aussiehst und dich beträgst, das Mädchen in dir ebensowenig vermuten, als der Ulysses am Ofen in mir den Buben erraten hätte! Mach dich auf zu deinem Abgott und bet ihn an! Am Ende“, fuhr er fort, „wer weiß, ob du das nicht schon lange in dir trägst? Träumest du doch von dem Schwedenkönig, mit welchem du als Kind in der Welt herumgefahren bist, wachend und schlafend.“

Die Jungfrau wandte sich ab. Eine Purpurröte war ihr in Wangen und Stirne geschossen. Dann zeigte sie wieder die warmen lichtbrau-

nen Augen und sprach: „Nimm dich in acht! Es könnte dahin kommen, wäre es nur, damit der Name Leubelfing nicht von lauter Memmen getragen wird!“

Das Wort war ausgesprochen, und ein kindischer Traum hatte Gestalt gewonnen als ein dreistes aber nicht unmögliches Abenteuer. Das väterliche Blut lockte. Des Mutes und der Verwegenheit war ein Überfluß.

Der schwedische Kornett, welcher das Schreiben des Königs gebracht hatte und den neuen Pagen ins Lager führen sollte, meldete sich. Der alte Leubelfing, in Todesangst um seinen Sohn und um seine Firma, machte eine Bewegung, die Kniee seiner Nichte zu umfangen, während der junge Leubelfing an allen Gliedern zu schlottern begann. Das Mädchen entsprang durch eine Seitentür gerade einen Augenblick ehe sporenklirrend der Kornett eindrang, ein Jüngling, dem der Mutwille und das Lebensfeuer aus den Augen spritzte, obwohl er in der strengen Zucht seines Königs stand.

Auguste Leubelfing wirtschaftete hastvoll, wie berauscht in ihrer Kammer, packte einen Mantelsack, warf sich eilfertig in die Kleider ihres Vaters, die ihr wie angegossen saßen, und dann auf die Kniee zu einem kurzen Stoßseufzer, um Vergebung und Begünstigung des Abenteuers betend.

Als sie wieder den untern Saal betrat, rief ihr der Kornett entgegen: „Rasch, Herr Kamerad! Es eilt! Der König erwartet uns! Nehmt Abschied von Vater und Vetter!“, und er schüttete mit einem Zug den Inhalt des ihm vorgesetzten Römers hinter seinen feinen Spitzenkragen.

Der in schwedische Uniform gekleidete Scheinjüngling neigte sich über die vertrocknete Hand des Alten, küßte sie zweimal mit Rührung und wurde von ihm dankbar gesegnet; dann aber plötzlich in eine unbändige Lustigkeit übergehend, ergriff der Page die Rechte des jungen Leubelfing, schwang sie hin und her und rief: „Lebt wohl, Jungfer Base!“ Der Kornett schüttelte sich vor Lachen: „Hol mich, straf mich – was der Herr Kamerad für Späße vorbringt! Mit Gunst und Verlaub, mir fiel es gleich ein: das reine alte Weib, der Herr Vetter! in jedem Zug, in jeder Gebärde, wie sie bei uns in Finnland singen:

Ein altes Weib auf einer Ofengabel ritt –

Hol mich, straf mich!“ Er entführte mit einem raschen Handgriff dem aufwartenden Stubenmädchen das Häubchen und stülpte es dem jungen Leubelfing auf den von sparsamen Flachshaaren umhangenen Schädel.

Jetzt legte der leicht bezechte Kornett seinen Arm vertraulich in den des Pagen. Dieser aber trat einen Schritt zurück und sprach, die Hand auf dem Knopfe des Degens: „Herr Kamerad! Ich bin ein Freund der Reserve und ein Feind naher Berührung!"

„Potz!" sagte dieser, stellte sich aber seitwärts und gab dem Pagen mit einer höflichen Handbewegung den Vortritt. Die zwei Wildfänge rasselten die Treppe hinunter.

Lange noch ratschlagten die Leubelfinge. Daß für den jungen, welcher seine Identität eingebüßt hatte, des Bleibens in Nüremberg nicht länger sei, war einleuchtend. Schließlich wurden Vater und Sohn einig. Dieser sollte einen Zweig des Geschäftes nach Kursachsen, und zwar nach der aufblühenden Stadt Leipzig verpflanzen, nicht unter dem verscherzten patrizischen Namen, sondern unter dem plebejischen „Laubfinger", nur auf kurze Zeit, bis der jetzige August von Leubelfing neben dem Könige vom Roß auf ein Schlachtfeld und in den Tod gestürzt sei, welches Ende nicht werde auf sich warten lassen.

Als nach einer langen Sitzung der Vertauschte sich erhob und seinem Bild im Spiegel begegnete, trug er über seinen verstörten Zügen noch das Häubchen, welches ihm der schwedische Taugenichts aufgesetzt hatte.

II

„Höre, Page Leubelfing! Ich habe ein Hühnchen mit dir zu pflükken. Wenn du mit deinen flinken Fingern in den dringendsten Fällen dem Könige meinem Herrn eine aufgehende Naht seines Rockes zunähen oder einen fehlenden Knopf ersetzen würdest, vergäbest du deiner Pagenwürde nicht das geringste. Hast du denn in Nüremberg Mütterchen oder Schwesterchen nie über die Schulter auf das Nähkissen geschaut? Ist es doch eine leichte Kunst, welche dich jeder schwedische Soldat lehren kann. Sei artig und folgsam! Sieh da mein eigenes Besteck! Ich schenk es dir."

Und die Brandenburgerin, die Königin von Schweden, reichte dem Pagen Leubelfing ein Besteck mit Zwirn, Fingerhut, Nadel und Schere. Dem Könige aus eifersüchtiger Zärtlichkeit überallhin nachreisend, hatte sie ihn mitten in seinem unseligen Lager bei Nüremberg, wo er einen in dasselbe eingeschlossenen, vom Kriege halb verwüsteten Edelsitz bewohnte, mit ihrem kurzen Besuche überrascht. In den widerstrebenden Händen des Pagen öffnete sie das Etui, enthob ihm den silbernen Fingerhut und steckte denselben dem Pagen an

mit den Worten: „Ich binde dir's aufs Gewissen, Leubelfing, daß mein Herr und König stets propre und vollständig einhergehe."

„Den Teufel scher ich mich um Nähte und Knöpfe, Majestät", erwiderte Leubelfing unmutig errötend, aber mit einer so drolligen Miene und einer so angenehm markigen Stimme, daß die Königin sich keineswegs beleidigt fühlte, sondern mit einem herablassenden Gelächter den Pagen in die Wange kniff. Diesem tönte das Lachen hohl und albern, und der Reizbare empfand einen Widerwillen gegen die erlauchte Fürstin, von welchem diese gutmütige Frau keine Ahnung hatte.

Doch auch der König, welcher auf der Schwelle des Gemaches den Auftritt belauscht hatte, brach jetzt in ein herzliches Gelächter aus, da er seinen Pagen mit dem Raufdegen an der linken Hüfte und einem Fingerhut an der rechten Hand erblickte. „Aber Gust", sagte er dann, „du schwörst ja wie ein Papist oder Heide! Ich werde an dir zu erziehen haben."

In der Tat achtete Gustav Adolf es nicht für einen Raub, die Krone zu tragen. Wie hätte er, welcher jeden seiner Leute, auch den Geringsten, mit menschlichem Wohlwollen behandelte, dieses einem gutgearteten Jüngling versagt, der unter seinen Augen lebte und nicht von seiner Seite weichen durfte. Und einem unverdorbenen Jüngling, der bei dem geringsten Anlaß nicht anders als ein Mädchen bis unter das Stirnhaar errötete! Auch vergaß er es dem jungen Nüremberger nicht, daß dieser an jenem folgenschweren Bankett ihn als den „König von Deutschland" hatte hochleben lassen, den möglichen ruhmreichen Ausgang seines heroischen Abenteuers in eine kühne prophetische Formel fassend.

Als der nürembergische Junker August Leubelfing von dem Kornett dem Könige vorgestellt wurde, hatte der Beschäftigte kaum einen Augenblick gefunden, seinen neuen Pagen flüchtig ins Auge zu fassen. So wurde dieser einer Lüge überhoben. Gustav Adolf war im Begriff, sich auf sein Leibroß zu schwingen, um den zweiten fruchtlosen Sturm auf die uneinnehmbare Stellung des Friedländers vorzubereiten. Er hieß den Pagen folgen, und dieser warf sich ohne Zaudern auf den ihm vorgeführten Fuchs, denn er war von jung an im Sattel heimisch und hatte von seinem Vater, dem weiland wildesten Reiter im schwedischen Heere, einen schlanken und ritterlichen Körper geerbt. Wenn der König, nach einer Weile sich umwendend, den Pagen tödlich erblassen sah, so taten es nicht die feurigen Sprünge des Fuchses und die Ungewohnheit des Sattels, sondern es war, weil Leubelfing in einiger Entfernung eine ertappte Dirne erblickte, die

mit entblößtem Rücken aus dem schwedischen Lager gepeitscht wurde, und ihn das nackte Schauspiel ekelte.

Tag um Tag – denn der König ermüdete nicht, den abgeschlagenen Sturm mit einer ihm sonst fremden Hartnäckigkeit zu wiederholen – ritt der Page ohne ein Gefühl der Furcht an seiner Seite. Jeder Augenblick konnte es bringen, daß er den tödlich Getroffenen in seinen Armen vom Rosse hob oder selbst tödlich verwundet in den Armen Gustav Adolfs ausatmete. Wann sie dann ohne Erfolg zurückritten, der König mit verdüsterter Stirn, so täuschte oder verbarg dieser seine Sorge, indem er den Neuling aufzog, daß er den Bügel verloren und die Mähne seines Tieres gepackt hätte. Oder er tadelte auch im Gegenteil seine Waghalsigkeit und schalt ihn einen Casse-Cou, wie der Lagerausdruck lautete.

Überhaupt ließ er es sich nicht verdrießen, seinem Pagen gute väterliche Lehre zu geben und ihm gelegentlich ein wenig Christentum beizubringen.

Der König hatte die löbliche und gesunde Gewohnheit, nach beendigtem Tagewerke die letzte halbe Stunde vor dem Schlafengehen zu vertändeln und allerhand Allotria zu treiben, jede Sorge mit geübter Willenskraft hinter sich werfend, um sie dann im ersten Frühlicht an derselben Stelle wieder aufzuheben. Und diese Gewohnheit hielt er auch jetzt und um so mehr fest, als die vereitelten Stürme und geopferten Menschenleben seine Pläne zerstörten, seinen Stolz beleidigten und seinem christlichen Gewissen zu schaffen machten. In dieser späten Freistunde saß er dann behaglich in seinen Sessel zurückgelehnt und Page Leubelfing auf einem Schemel daneben. Da wurde Dame gezogen oder Schach gespielt, und im Brettspiele schlug der Page zuweilen den König. Oder dieser, wenn er sehr guter Laune war, erzählte harmlose Dinge, wie sie eben in seinem Gedächtnisse obenauf lagen. Zum Beispiel die unglaubliche Geschichte, wie man ihm, dem Könige, nach der Geburt seines Kindes anfänglich einen Sohn verkündigt und er selbst eine Weile sich habe betrügen lassen, oder von Festen und Kostümen, seltsamerweise meistens Geschichten, die ein Mädchen ebensosehr oder mehr als einen Jüngling belustigen konnten, als empfände der getäuschte König, ohne sich Rechenschaft davon zu geben, die Wirkung des Betruges, welchen der Page an ihm verübte, und kostete unwissend den unter dem Scheinbilde eines gutgearteten Jünglings spielenden Reiz eines lauschenden Weibes. Darüber befiel auch wohl den Pagen eine plötzliche Angst. Er vertiefte seine Altstimme und wagte irgendeine männliche Gebärde. Aber ein nicht zu mißdeutendes Wort oder eine kurzsichtige Bewe-

gung des Königs gab dem Erschreckten die Gewißheit zurück, Gustav unterliege demselben Blendwerk wie bei der Geburt seiner Christel.

Es begab sich eines Tages, daß der König seiner Christel das Geschenk eines ersten Siegelringes machte. Auf den edeln Stein desselben sollte der Mode gemäß ein Denkspruch eingegraben werden, eine Devise, wie man es hieß, welche – im Unterschiede mit dem ererbten Wappenspruche – etwas dem Besitzer des Siegels persönlich Eigenes, eine Maxime seines Kopfes, einen Wunsch seines Herzens, in nachdrücklicher Kürze aussprechen mußte.

So suchte er denn, tief auf einen Quartband gebückt, unter den tausend darin verzeichneten Sinnsprüchen berühmter oder witziger Leute mit seinen lichtgefüllten, doch kurzsichtigen Augen nach demjenigen, welchen er seiner erst siebenjährigen, aber frühreifen Christel bescheren wollte.

Jetzt wies ein feiner Finger mit einem scharfen schwarzen Schatten auf das hellbeleuchtete Blatt und eine Devise von unbekanntem Ursprung. Es war der über die Schultern des Königs guckende Page, die Devise aber lautete: „Courte et bonne!" Das heißt: Soll ich mir ein Leben wählen, so sei es ein kurzes und genußvolles! Der König las, sann einen Augenblick, schüttelte bedenklich den Kopf und zupfte über sich greifend seines Pagen wohlgebildeten Ohrlappen. Dann drückte er Leubelfing auf seinen Schemel nieder, in der Absicht, ihm eine kleine Predigt zu halten. „Gust Leubelfing", begann er lehrhaft behaglich, den Kopf rückwärts in das Polster gedrückt, so daß das volle Kinn mit dem goldhaarigen Zwickel vorsprang und das schalkhafte Licht der halbgeschlossenen Augen auf das lauschend gehobene Antlitz des Pagen niederblitzte, „Gust Leubelfing, mein Sohn! Ich vermute, diesen fragwürdigen Spruch hat ein Weltkind erfunden. Unser Leben ist Gottes. So dürfen wir es weder lang noch kurz wünschen, sondern wir nehmen es, wie Er es gibt. Und gut? Freilich gut, das ist schlicht und recht. Aber nicht voll Rausches und Taumels, wie der französische Spruch hier unzweifelhaft bedeutet. Oder wie hast *du* ihn verstanden, mein lieber Sohn?"

Leubelfing antwortete erst schüchtern und befangen, dann aber mit jeder Silbe freudiger und entschlossener: „Solchergestalt, mein gnädiger Herr: Ich wünsche mir alle Strahlen meines Lebens in *ein* Flammenbündel und in den Raum *einer* Stunde vereinigt, daß statt einer blöden Dämmerung ein kurzes, aber blendendhelles Licht von Glück entstünde, um dann zu löschen wie ein zuckender Blitz." Sie hielt inne. Dem Könige schien dieser Stil und dieser „zuckende Blitz" nicht zu gefallen. Er kräuselte spottend die feinen Lippen. Aber

das noch ungesprochene rügende Wort unterbrechend, leidenschaftlich hingerissen, rief der Page aus: „Ja, so möcht ich! Courte et bonne!“ Dann besann er sich plötzlich und fügte demütig bei: „Lieber Herr! Möglicherweise mißversteh ich den Spruch. Er ist vieldeutig wie die meisten hier im Buche. Eines aber weiß ich, und das ist die lautere Wahrheit: wenn dich, mein liebster Herr, die Kugel, welche dich heute streifte“ – er verschluckte das Wort – „Courte et bonne! hätte es geheißen, denn du bist ein Jüngling zugleich und ein Mann – und dein Leben ist ein gutes!“

Der König schloß die Augen und verfiel dann, tagesmüde wie er war, in den Schlummer, den er erst heuchelte, um die Schmeichelei des Pagen nicht gehört zu haben oder wenigstens nicht zu beantworten.

So spielte der Löwe mit dem Hündchen und auch das Hündchen mit dem Löwen. Und als ob ein neckisches oder verderbliches Schicksal es darauf absehe, dem verliebten Kinde seinen vergötterten Helden aufs innigste zu verbinden, ihm denselben in immer neuer Gestalt und in seinen tiefsten Empfindungen zeigend, ließ es den Pagen mit seinem Herrn auch den herbsten Schmerz teilen, welchen es gibt, den väterlichen.

Der König bediente sich Leubelfings, dem er das unbedingteste Vertrauen bewies, um die regelmäßig aus Stockholm anlangenden Briefe der Hofmeisterin seines Prinzeßchens sich vorlesen und dann auch beantworten zu lassen. Diese Dame schrieb einen kritzlichen, schmalen Buchstaben und einen breiten gründlichen Stil, so daß Gustav ihre umständlichen Schreiben meist gleich dem Pagen zuschob, dessen rasche Augen und bewegliche Lippen die Zeilen einer Briefseite nicht weniger behende hinuntersprangen als seine jungen Füße die ungezählten Stufen einer Wendeltreppe. Eines Tages bemerkte Leubelfing in der Ecke des Briefumschlages das große S, womit man damals wichtige oder sekrete Schreiben zu bezeichnen pflegte, damit sie der Empfänger persönlich öffne und lese. Die Pageneigenschaften: Neugierde und Keckheit überwogen. Leubelfing brach das Siegel, und eine wunderliche Geschichte kam zum Vorschein. Die Hofmeisterin des Prinzeßchens hatte an der Zeit gefunden, der Christel einen Lehrer des Italienischen zu bestellen. Die mit Umsicht vorgenommene Wahl schien geglückt. Der noch junge Mann, ein Schwede von guter Abkunft, welcher sich auf langen Reisen weit in der Welt umgesehen hatte, vereinigte alle Vorzüge der Erscheinung und des Geistes, eine befestigte Sittlichkeit, gleich weit entfernt von finsterer Strenge und lächerlicher Pedanterie, adeliges Ehrgefühl, christliche

Demut. Und die Hauptsache: ein echtes Luthertum. Die kühle und verständige Hofmeisterin wiederholte in jedem ihrer Briefe, dieser Jüngling habe es ihr angetan. Auch die junge Prinzeß lernte frisch drauflos mit ihrem aufgeweckten Kopf und unter einem solchen Lehrer. Da ertappte die Hofmeisterin eines Tages die gelehrige und phantasiereiche Christel, wie sie, in einem Winkel geduckt, sich im stillen damit vergnügte, die Kugeln eines Rosenkranzes von wohlduftendem Zedernholz herunterzubeten, an denen sie von Zeit zu Zeit mit schnupperndem Näschen roch. „Ein reißender Wolf im Schafskleide!" schrieb die brave Hofmeisterin mit fünf Ausrufungszeichen. „Ich schlug die Hände über dem Kopf zusammen und wurde zur weißen Bildsäule."

Auch Gustav Adolf erbleichte, im Tiefsten erschüttert, und seine großen blauen Augen starrten in die Zukunft. Er kannte die Gesellschaft Jesu.

Der Jesuit war ins Gefängnis gewandert, und ihm stand, nach dem drakonischen schwedischen Gesetze, eine Halsstrafe bevor, wenn der König nicht Gnade vor Recht ergehen ließ. Dieser aber befahl dem Pagen, umgehend an die Hofmeisterin zu schreiben: Mit dem Mädchen seien nicht viel Worte zu machen, die Sache als eine Kinderei zu behandeln; den Jesuiten schaffe man ohne Geschrei und Aufsehen über die Grenze, „denn" – so diktierte er Leubelfing – „ich will keinen Märtyrer machen. Der verblendete Jüngling mit seinem gefälschten Gewissen ließe sich schlankweg köpfen, um in die Purpurwolke der Blutzeugen aufgenommen zu werden und gen Himmel zu fahren mitsamt seiner geheimen bösen Lust, das bildsame Gehirn meines Kindes mißhandelt zu haben."

Aber mehrere Tage lang ließ ihn „das Unglück und das Verbrechen" – so nannte er das Attentat auf die Seele seines Kindes – nicht mehr los, und er erging sich in Gegenwart seines Lieblings, weit über Mitternacht, bis zum Erlöschen seiner Ampel, rastlos auf und nieder schreitend, freilich eher im Selbst- als im Zwiegespräch, über die Lüge, die Sophistik und die Verlarvungen der frommen Väter, während sich der im Halbdunkel sitzende Page entsetzt und zerknirscht an die klopfende junge Brust schlug und die leisen beschämenden Worte sich zurief: „Auch du bist eine Lügnerin, eine Sophistin, eine Verlarvte!"

Seit jenen nächtigen Stunden ängstigte sich der Page furchtbar, bis zur Zerrüttung, über seine Larve und sein Geschlecht. Der nichtigste Umstand konnte die Entdeckung herbeiführen. Dieser Schande zu entgehen, beschloß der Ärmste zehnmal im Abenddunkel oder in

der Morgenfrühe, sein Roß zu satteln, bis an das Ende der Welt zu reiten, und zehnmal wurde er zurückgehalten durch eine unschuldige Liebkosung des Königs, der keine Ahnung hatte, daß ein Weib um ihn war. Leicht zumute wurde ihm nur im Pulverdampfe. Da blitzten seine Augen, und fröhlich ritt er der tödlichen Kugel entgegen, welche er herausforderte, seinen bangen Traum zu endigen. Und wann der König hernach in seiner Abendstunde beim trauten Lichtschein seinen Pagen über einer Dummheit oder Unwissenheit ertappte, beim Kopfe kriegte und ihm mit einem ehrlichen Gelächter durch das krause Haar fuhr, sagte sich dieser in herzlicher Lust und Angst erbebend: „Es ist das letztemal!“

So fristete er sich und genoß das höchste Leben mit der Hülfe des Todes.

Es war seltsam. Leubelfing fühlte es: auch der König lebte mit dem Tode auf einem vertrauten Fuße. Der Friedländer hatte den Angriff an sich gerissen und den Eroberer in die unerträgliche Lage eines Weichenden, beinahe Flüchtigen gebracht. So legte der christliche Held sein Schicksal täglich, ja stündlich und fast herausfordernd in die Hände seines Gottes. Den Brustharnisch, welchen ihm der Page zu bieten pflegte, wies er beharrlich zurück unter dem Vorwand einer Schulterwunde, welche der anliegende Stahl drückte. Ein schmiegsames feines Panzerhemde, wie die Klugen und Vorsichtigen es auf bloßem Leibe trugen, ein Meisterstück niederländischer Schmiedekunst, warf Gustav als eine Feigheit verächtlich in einen Winkel.

Einmal in der Stille der Nacht hörte Leubelfing, dessen Haupt von demjenigen des Königs nur durch die Wand getrennt war, sich dicht an dieselbe drückend, wie Gustav inbrünstig betete und seinen Gott bestürmte, ihn im Vollwerte hinwegzunehmen, wenn seine Stunde da sei, bevor er ein Unnötiger oder Unmöglicher werde. Zuerst quollen der Lauscherin die Tränen, dann erfüllte sie vom Wirbel zur Zehe eine selbstsüchtige Freude, ein verstohlener Jubel, ein Sieg, ein Triumph über die Ähnlichkeit ihres kleinen mit diesem großen Lose, der dann sich in Schlummer verlor.

Aber der Page träumte schlecht, denn er träumte mit seinem Gewissen. In den richtenden Bildern, welche vor seinen Traumaugen aufstiegen, geschah es bald, daß der König den Entdeckten mit flammendem Blick und verurteilender Gebärde von sich wies, bald verjagte ihn die Königin mit einem Besenstiel und den derbsten Scheltworten, wie die gebildete Frau solche am Tage nie über die Lippen ließ, ja welche sie wohl gar nicht kannte.

Einmal träumte dem Pagen, seine Fuchsstute gehe mit ihm durch

und rase einer Schlucht zu, der König setze ihm nach, er aber stürze vor den Augen seines Retters oder Verfolgers in die zerschmetternde Tiefe, von einem höllischen Gelächter umklungen.

III

LEUBELFING ERWACHTE mit einem jähen Schrei. Der Morgen dämmerte, und der Page fand seinen König, der sich in einem Zuge kühl und hell geschlafen hatte, in der gelassensten und leutseligsten Laune von der Welt. Ein Brief der Königin langte an, der eben nichts Dringliches enthielt, wenn nicht die Nachschrift, worin sie ihren Gemahl bat, zum Rechten zu sehen in einem Fall und in einer Nöte, welche der hilfreichen Frau naheging. Der Herzog von Lauenburg, ein unsittlicher Mensch, der vor kaum ein paar Monaten eine der vielen Basen der Königin aus politischen Gründen geheiratet hatte, gab öffentliches Ärgernis, indem er, von den blonden Flechten und wasserblauen Augen seines Weibes gelangweilt, seine Flitterwochen abgekürzt hatte und, in das schwedische Lager zurückgeeilt, eine blutjunge Slavonierin neben sich hielt. Diese hatte er, als ein Wegelagerer, der er war, aus der Mitte einer niedergerittenen friedländischen Eskorte weggefangen. Nun ersuchte die Königin ihren Gemahl, diesem prahlerischen Ehebruch ein rasches Ende zu machen; denn der Lauenburger prunkte vor seinen Standesgenossen mit der hübschen Beute und gönnte sich, als einem Reichsfürsten, die Sünde und den Skandal dazu. Gustav Adolf faßte die Sache als eine einfache Pflichterfüllung auf und gab kurzweg den Befehl, die Slavonierin – man nannte sie die Corinna – zu ergreifen und ihm vorzuführen in der achten Stunde, wo er von einem kurzen Rekognoszierungsritte zurück zu sein glaubte. Streng und menschlich zugleich, dachte er das Mädchen, dem er, den Lauenburger kennend, den kleinern Teil der Schuld beimaß, zu ermahnen und dann ihrem Vater in das wallensteinische Lager zuzusenden. Er verritt, den Pagen Leubelfing zurücklassend mit der Weisung, die Königin brieflich zu beruhigen; er werde eine eigenhändige Zeile beifügen. Acht Uhr verstrich, und der König war noch nicht wieder angelangt, wohl aber die Corinna, von ein paar grimmigen schwedischen Pikenieren begleitet, welche sie dem Pagen, der im Vorzimmer über seinem Briefe saß, Degen und Pistolen neben sich auf den Tisch gelegt, überlieferten. Vor dem Tore des Schlößchens stand ja eine Wache.

Neugierig schickte der Page einen Blick über seine Buchstaben hinweg nach der Gefangenen, die er sich setzen hieß, und erstaunte über

ihre Schönheit. Nur von mittlerer Größe, trug sie über vollen Schultern auf einem feinen Halse ein wohlgebildetes kleines Haupt. Wenig fehlte, stillere Augen, freiere Stirn, ruhigere Naslöcher und Mundwinkel, so war es das süße Haupt einer Muse, wie unmusenhaft die Corinna sein mochte. Pechschwarze Flechten und dunkeldrohende Augen bleichten das fesselnde Gesicht. Die in Unordnung geratene buntfarbige Kleidung, von keinem südlich leuchtenden Himmel gedämpft, erschien unter einem nordischen grell und aufdringlich. Der Busen klopfte sichtbar.

Das Schweigen wurde dem Mädchen unerträglich. „Wo ist der König, Junker?“ fragte sie mit einer hohen, vor Erregung schreienden Stimme. „Ist verritten. Wird gleich zurück sein!“ antwortete Leubelfing in seiner tiefsten Note.

„Der König bilde sich nur nicht ein, daß ich von dem Herzoge lasse“, fuhr das leidenschaftliche Mädchen mit unbändiger Heftigkeit fort. „Ich liebe ihn zum Sterben. Und wo sollte ich hin? Zu meinem Vater? Der würde mich grausam mißhandeln. Ich bleibe. Der König hat dem Herzog nichts zu befehlen. Mein Herzog ist ein Reichsfürst.“ Offenbar plapperte die Angstvolle dem Lauenburger nach, welcher seinen Fürstenmantel, halb im Hohn, halb im Ernst, allen seinen Missetaten umhing.

„Nutzt ihm nichts, Jungfer“, versetzte der Page Gustav Adolfs. „Reichsfürst hin, Reichsfürst her, der König ist sein Kriegsherr, und der Lauenburger hat zu parieren.“

„Der Herzog“, zankte die Slavonierin, „ist vom alleredelsten Blut, der König aber stammt von einem gemeinen schwedischen Bauer.“ Ihr Freund, der Lauenburger, mochte ihr das aus dem Bauerkleide Gustav Wasas entstandene Märchen vorgestellt haben. Leubelfing erhob sich beleidigt und schritt bolzgerade auf die Corinna zu, machte dicht vor ihr halt und fragte gestreng: „Was sagst?“ Auch das Mädchen hatte sich ängstlich erhoben und fiel jetzt mit plötzlich verändertem Ausdruck dem Pagen um den Hals: „Teurer Herr! Schöner Herr! Helft mir! Ihr müßt mir helfen! Ich liebe den Lauenburger und lasse nicht von ihm! Niemals!“ So rief und flehte sie und küßte und herzte und drückte den Pagen, dann aber wich sie in unsäglicher Verblüffung einen Schritt zurück, und das seltsamste Lächeln der Welt irrte um ihren spöttisch verzogenen Mund.

Der Page wurde bleich und fahl. „Schwesterchen“, lispelte die Corinna mit einem schlauen Blick, „wenn du deinen Einfluß“ – in demselben Moment hatte Leubelfing sie mit kräftiger Linken am Arme gepackt, auf die Kniee niedergedrückt und den Lauf seines rasch er-

griffenen Pistols der Schläfe des kleinen Kopfes genähert. „Drück los“, rief die Corinna halb wahnsinnig, „und der Lust und des Elends sei ein Ende!“, wich aber doch dem Lauf mit den behendesten und gelenkigsten Drehungen und Wendungen ihres Hälschens aus.

Jetzt setzte ihr Leubelfing den kalten Ring des Eisens mitten auf die Stirn und sprach totenbleich, aber ruhig: „Der König weiß nichts davon, bei meiner Seligkeit.“ Ein ungläubiges Lächeln war die Antwort. „Der König weiß nichts davon“, wiederholte der Page, „und du schwörst mir bei diesem Kreuz“ – er hatte es ihr an einem goldenen Kettchen aus dem Busen gezerrt –, „von wem hast du das? von deiner Mutter, sagst du? – Du schwörst mir bei diesem Kreuz, daß auch du nichts davon weißt! Mach schnell, oder ich schieße!“

Aber der Page senkte seine Waffe, denn er vernahm Roßgestampf, das Gerassel des militärischen Saluts und die treppansteigenden schweren Tritte des Königs. Er warf noch einen Blick auf die sich von den Knieen erhebende Corinna, einen flehenden Blick, in welchem zu lesen war, was er nie ausgesprochen hätte: „Sei barmherzig! Ich bin in deiner Gewalt! Verrate mich nicht! Ich liebe den König!“

Dieser trat ein, ein anderer Mann, als er vor zwei Stunden verritten war, streng wie ein Richter in Israel, in heiliger Entrüstung, in loderndem Zorn, wie ein biblischer Held, der ein himmelschreiendes Unrecht aus dem Mittel heben muß, damit nicht das ganze Volk verderbe. Er hatte einem empörenden Auftritt, einer ekelerregenden Szene beigewohnt: der Beraubung eines vor dem Friedländer in das schwedische Lager flüchtenden Haufens deutscher Bauern durch deutschen Adel unter Führung eines deutschen Fürsten.

Die Herren hatten im Gezelt eines der Ihrigen bis zur Morgendämmerung gezecht, gewürfelt, gekartet. Ein Abenteurer zweifelhaftester Art, der Bank hielt, hatte sie alle ausgebeutelt. Den mutmaßlich falschen Spieler ließen sie nach einem kurzen Wortwechsel – er war von Adel – als einen Mann ihrer Gattung unangefochten ziehen, brachen dagegen, gereizt und übernächtig zu ihren Zelten kehrend, in ein Gewirr schwerbeladener Wagen ein, das sich in einer Lagergasse staute. Der Lauenburger, der im Vorbeireiten sein Zelt öffnend das Nest leer gefunden und seinen Verdacht ohne weiteres auf den König geworfen hatte, kam ihnen nachgesprengt und feuerte ihre Raubgier zu einer Tat an, von welcher er wußte, daß sie, von dem Könige vernommen, Gustav Adolf in das Herz schneiden würde.

Aber dieser sollte den Frevel mit Augen sehen. Mitten in den Tumult – Kisten und Kasten wurden erbrochen, Rosse niedergestochen oder geraubt, Wehrlose mißhandelt, sich zur Wehr Setzende

verwundet – ritt der König hinein, zu welchem sich flehende Arme, Gebete, Flüche, Verwünschungen erhoben, nicht anders als zum Throne Gottes. Der König beherrschte und verschob seinen Zorn. Zuerst gab er Befehl, für die mißhandelten Flüchtlinge zu sorgen, dann befahl er die ganze adelige Sippe zu sich auf die neunte Stunde. Heimreitend hielt er vor dem Zelt des Generalgewaltigen, hieß ihn seinen roten Mantel umwerfen und – in einiger Entfernung – folgen.

In dieser Stimmung befand sich König Gustav, als er die Beihälterin des Lauenburgers erblickte. Er maß das Mädchen, deren wilde Schönheit ihm mißfiel und deren grelle Tracht seine klaren Augen beleidigte.

„Wer sind deine Eltern?" begann er, es verschmähend, sich nach ihrem eigenen Namen oder Schicksal zu erkundigen.

„Ein Hauptmann von den Kroaten; die Mutter starb früh weg", erwiderte das Mädchen, mit ihren dunkeln seinen hellen Augen ausweichend.

„Ich werde dich deinem Vater zurücksenden", sagte er.

„Nein", antwortete sie, „er würde mich erstechen."

Eine mitleidige Regung milderte die Strenge des Königs. Er suchte für das Mädchen einen geringen Straffall. „Du hast dich im Lager in Männerkleidern umgetrieben, dieses ist verboten", beschuldigte er sie.

„Niemals", widersprach die Corinna aufrichtig entrüstet, „nie beging ich diese Zuchtlosigkeit."

„Aber", fuhr der König fort, „du brichst die Ehe und machst eine edle junge Fürstin unglücklich."

Eine rasende Eifersucht loderte in den Augen der Slavonierin. „Wenn er nun mich mehr, mich allein liebt, was kann ich dafür? Was kümmert mich die andere?" trotzte sie wegwerfend. Der König betrachtete sie mit einem erstaunten Blicke, als frage er sich, ob sie je in eine christliche Kinderlehre gegangen sei.

„Ich werde für dich sorgen", sagte er dann. „Jetzt befehle ich dir: Du lässest von dem Lauenburger auf immer und ewig. Deine Liebe ist eine Todsünde. Wirst du gehorchen?" Sie hielt erst mit zwei lodernden Fackeln, dann mit einem festen starren Blick den des Königs aus und schüttelte das Haupt. Dieser wendete sich gegen den Generalgewaltigen, der unter der Türe stand.

„Was soll der mit mir?" frug das Mädchen schaudernd. „Ist's der Henker? Wird er mich richten?"

„Er wird dir die Haare scheren, dann bringt dich der nächste Transport nach Schweden, wo du in einem Besserungshause bleibst, bis du ein evangelisches Weib geworden bist."

Ein heftiger Stoß von wunderlichen Befürchtungen und unbekannten Schrecken warf das kleine Gehirn über den Haufen. Ein geschorenes Schädelchen, welche entehrendere, beschämendere Entblößung konnte es geben! Schweden, das eisige Land mit seiner Winternacht, von welchem sie hatte fabeln hören, dort sei der Eingang zum Reiche der Larven und Gespenster! Besserung? Welche ausgesuchte, grausame Folter bedeutete dieses ihr unbekannte Wort? Ein evangelisches Weib? Was war das, wenn nicht eine Ketzerin? Und so sollte sie zu alledem noch ihres bescheidenen himmlischen Teiles verlustig gehen? Sie, die keine Fasten brach und keine fromme Übung versäumte! Sie ergriff das Kreuz, das an dem zerrissenen Kettchen niederhing, und küßte es inbrünstig.

Dann ließ sie die irren Augen im Kreise laufen. Diese blieben auf dem Pagen haften, und Rachelust flammte darin auf. Sie öffnete den Mund, um den König, welcher sie des Ehebruchs geziehen, gleicherweise einen Ehebrecher zu schelten. Dieser stand ruhig beiseite. Er hatte den Brief des Pagen in die Hand genommen und durchflog denselben mit nahen Blicken. Seine aufmerksamen Züge, deren aus Gerechtigkeit und Milde gemischter Ausdruck etwas Majestätisches und Göttliches hatte, erschreckten die Corinna; sie fürchtete sich davor als vor etwas Fremdem und Unheimlichem. Das wildwüchsige Mädchen, welches jedes von einer faßlichen Leidenschaft verzogene Männerantlitz richtig beurteilte, ohne davor zu erschrecken, wurde aus dieser veredelten menschlichen Miene nicht klug. Sie mochte den König nicht länger ansehen. Am Ende, dachte sie, ist der Schneekönig ein gefrorener Mensch, der die Nähe des Weibes und die ihn heimlich umschleichende Liebe nicht spürt. Ich könnte das junge Blut verderben! Wozu aber auch? Und dann – sie liebt ihn.

Jetzt trat der Profos einen Schritt vorwärts und streckte die Hand nach der Slavonierin aus. Diese gab sich verloren. Blitzschnell richtete sie sich an dem Pagen auf und wisperte ihm ins Ohr: „Laß mir zehn Messen lesen, Schwesterchen! von den teuren! Du bist mir eine dicke Kerze schuldig! Nun, eine hat das Glück, die andere“ – sie fuhr in die Tasche, zog einen Dolch heraus, schleuderte die Scheide ab und zerschnitt sich in einem kunstfertigen Zug die Halsader wie einem Täubchen. So mochte sie es in einer Feldküche gelernt und geübt haben.

Der Generalgewaltige spreitete seinen roten Mantel, legte sie der Länge nach darauf, hüllte sie ein und trug sie wie ein schlafendes Kind auf beiden Armen durch eine Seitentüre hinweg.

Jetzt wurde es im Nebenzimmer lebendig von allerhand ungebühr-

lich laut geführten Unterhaltungen, und mit dem Schlage neun trat der König, welchem Leubelfing die Flügeltür öffnete, unter die versammelten deutschen Fürsten und Herren.

Sie bildeten in dem engen Raume einen dichtgedrängten Kreis und mochten ihrer fünfzig oder sechzig sein. Die Herrschaften hielten sich nicht allzu ehrerbietig, manche sogar nachlässig, als ob sie ebensowenig die Farbe der Scham als die Farbe der Furcht kennten: schlaue neben verwegenen, ehrgeizige neben beschränkten, fromme neben frechen Köpfen; die Mehrzahl Leute, die ihren Mann stellten und mit denen gerechnet werden mußte. Rechts vom Könige stand der Lauenburger, mit unruhigen Füßen in seiner reichsten Tracht und seinem kostbarsten Spitzenkragen, dämonisch lächelnd und die Augen rollend. Er war einem Knecht des Gewaltigen begegnet, welchem dieser seinen Mantel übergeben. Unter dessen Falten hatte er eine Menschengestalt erkannt, war hinzugetreten und hatte das Tuch aufgeschlagen.

Gustav maß die Versammlung mit einem verdammenden Blick. Dann brauste der Sturm.

„Räuber und Diebe seid ihr vom ersten zum letzten! Schande über euch! Ihr bestehlet eure Landsleute und Glaubensgenossen! Pfui! Mir ekelt vor euch! Das Herz gällt mir im Leibe! Für eure Freiheit habe ich meinen Schatz erschöpft – vierzig Tonnen Goldes – und nicht so viel von euch genommen, um mir eine Reithose machen zu lassen! Ja, eher bar wär ich geritten, als mich aus deutschem Gute zu bekleiden! Euch schenkte ich, was mir in die Hände fiel, nicht einen Schweinestall hab ich für mich behalten!"

Mit so derben und harten Worten beschimpfte der König diesen Adel.

Dann einlenkend, lobte er die Bravour der Herren, ihre untadelige Haltung auf dem Schlachtfelde, und wiederholte mehrmals: „Tapfer seid ihr, ja, das seid ihr! Über euer Reiten und Fechten ist nicht zu klagen!", ließ dann aber einen zweiten noch heftigeren Zorn aufflammen: „Rebelliert ihr gegen mich", forderte er sie heraus, „so will ich mich an der Spitze meiner Finnen und Schweden mit euch herumhauen, daß die Fetzen fliegen!"

Er schloß dann mit einer christlichen Vermahnung und der Bitte, die empfangene Lehre zu beherzigen. Herr Erlach trocknete sich mit der Hand eine Träne. Die Herren gaben sich die Miene, es fechte sie nicht sonderlich an, aber ihre Haltung war sichtlich eine bescheidenere geworden. Einige schienen ergriffen, ja gerührt. Das deutsche Gemüt erträgt eine grobe, redliche Schelte besser als eine lahme Predigt oder einen feinen schneidenden Hohn.

Insoweit wäre es nun gut und in der Ordnung gewesen. Da ließ der Lauenburger, halb gegen den König, halb gegen seine Standesgenossen gewendet, in nackter Frechheit ein ruchloses Wort fallen:

„Wie mag Majestät über einen Dreck zürnen? Was haben wir Herren verbrochen? Unsere Untertanen erleichtert!"

Gustav erbleichte. Er winkte dem Generalgewaltigen, der hinter der Türe lehnte.

„Lege diesem Herrn deine Hand auf die Schulter!" befahl er ihm. Der Profos trat heran, wagte aber nicht zu gehorchen; denn der Fürst hatte den Degen aus der Scheide gerissen, und ein gefährliches Gemurmel lief durch den Kreis.

Gustav entwaffnete den Lauenburger, stemmte die Klinge gegen den Fuß und ließ sie in Stücke springen. Dann ergriff er die breite behaarte Hand des Gewaltigen, legte und drückte selbst sie auf die Schulter des Lauenburgers, der wie gelähmt war, und hielt sie dort eine gute Weile fest, sprechend: „Du bist ein Reichsfürst, Bube, dir darf ich nicht an den Kragen, aber die Hand des Henkers bleibe über dir!"

Dann wandte er sich und ging. Der Profos folgte ihm mit gemessenen Schritten.

Den Pagen Leubelfing, welchen die enge stehenden Herrschaften in eine Fensternische gedrängt hatten, vor der eine schwere Damastdecke mit riesigen Quasten niederhing, hatte der Vorgang bis zu einem krampfhaften Lachen ergötzt. Nach dem blutigen Untergange der Corinna, der ihn zugleich erschüttert und erleichtert hatte, waren ihm die von seinem Helden heruntergemachten Fürsten wie die Personen einer Komödie erschienen, ungefähr wie ein Knabe mit Vergnügen und unterdrücktem Gelächter seinen Vater, in dessen Hut er sich weiß und dessen Ansehn und Macht er bewundert, einen pflichtvergessenen Knecht schelten hört. Bei der ersten Silbe aber, welche der Lauenburger aussprach, war er zusammengeschrocken über die unheimliche Ähnlichkeit, welche die Stimme dieses Menschen mit der seinigen hatte. Derselbe Klang, dasselbe Mark und Metall. Und dieser Schreck wurde zum Grauen, als jetzt, nachdem König Gustav sich entfernt hatte, der Lauenburger eine erkünstelte Lache aufschlug und in die gellenden Worte ausbrach: „Er hat wie ein Stallknecht geschimpft, der schwedische Bauer! Donnerwetter, haben wir den heute geärgert! Es lebe die deutsche Libertät! Machen wir ein Spielchen, Herr Bruder, in meinem Zelt? Ich lasse ein Fäßchen Würzburger anzapfen!", und er legte seinen rechten Arm in den linken der Fürstlichkeit, die ihm zunächst stand. Dieser Herr aber zog seinen

linken Arm höflich zurück und antwortete mit einer gemessenen Verbeugung: „Bedaure, Euer Liebden. Bin schon versagt."

Sich an einen andern wendend, den Raugrafen, lud der Lauenburger ihn mit noch lustigeren und dringlicheren Worten: „Du darfst es mir nicht abschlagen, Kamerad! Du bist mir noch Revanche schuldig!" Der Raugraf aber, ein kurz angebundener Herr, wandte ihm ohne weiteres den Rücken. Sooft er seine Versuche wiederholte, so oft wurde er, und immer kürzer und derber, abgewiesen. Vor seinen Schritten und Gebärden bildete sich eine Leere und entfüllte sich der Raum.

Jetzt stand er allein in der Mitte des von allen verlassenen Gemaches. Ihm wurde deutlich, daß er fortan von seinesgleichen streng werde gemieden werden. Sein Gesicht verzerrte sich. Wütend ballte der Gebrandmarkte die Faust und drohte, sie erhebend, dem Schicksal oder dem Könige. Was er murmelte, verstand der Page nicht, aber der Ausdruck des vornehmen Kopfes war ein so teuflischer, daß der Lauscher einer Ohnmacht nahe war.

IV

In der Dämmerstunde desselben ereignisvollen Tages wurde dem Könige ein friedländischer Hauptmann gemeldet. Es mochte sich um die Bestattung der in dem letzten Zusammenstoße Gefallenen oder sonst um ein Abkommen handeln, wie sie zwischen sich gegenüberliegenden Heeren getroffen werden.

Page Leubelfing führte den Hauptmann in das eben leere Empfangszimmer; er werde ihn ansagen. Der Wallensteiner aber, ein hagerer Mann mit einem gelben verschlossenen Gesichte, hielt ihn zurück; er ruhe gern einen Augenblick nach seinem raschen Ritte. Nachlässig warf er sich auf einen Stuhl und verwickelte den Pagen, der vor ihm stehen geblieben war, in ein gleichgültiges Gespräch.

„Mir ist", sagte er leichthin, „die Stimme wäre mir bekannt. Ich bitte um den Namen des Herrn." Leubelfing, der gewiß war, diese kalte und diktatorische Gebärde nie in seinem Leben mit Augen gesehen zu haben, erwiderte unbefangen: „Ich bin des Königs Page, Leubelfing von Nüremberg, Gnaden zu dienen."

„Eine kunstfertige Stadt", bemerkte der andere gleichgültig. „Tue mir der junge Herr den Gefallen, diesen Handschuh – es ist ein linker – zu probieren." Er zog einen ledernen Reithandschuh aus der Tasche, wie sie damals allgemein getragen wurden. Nur war dieser von einer ausnahmsweisen Eleganz und von einer auffallenden

Schlankheit, so daß ihn wohl neun Zehntel der wallensteinischen oder schwedischen Soldatenhände hineinfahrend mit dem ersten Ruck aus allen seinen Nähten gesprengt hätten. „Ich hob ihn draußen von der untersten Stufe der Freitreppe."

Leubelfing ergriff in gefälliger Höflichkeit den Handschuh und zog sich denselben über die schlanken Finger. Er saß wie angegossen. Der Hauptmann lächelte zweideutig. „Er ist der Eurige", sagte er.

„Nein, Hauptmann", erwiderte der Page befremdet, „ich trage kein so feines Leder."

„So gebt mir ihn zurück!", und der Hauptmann nahm den Handschuh wieder an sich.

Dann erhob er sich langsam von seinem Stuhl und verneigte sich, denn der König war eingetreten.

Dieser tat einige Schritte mit wachsendem Erstaunen, und seine starkgewölbten strahlenden Augen vergrößerten sich. Dann richtete er an den Gast die zögernden Worte: „Ihr hier, Herr Herzog?" Er hatte den Friedländer nie von Angesicht gesehen, aber oft dessen überallhin verbreitete Bildnisse betrachtet, und der Kopf war so eigentümlich, daß man ihn mit keinem andern verwechseln konnte. Wallenstein bejahte mit einer zweiten Verneigung.

Der König erwiderte sie mit ernster Höflichkeit: „Ich grüße die Hoheit und stehe zu Diensten. Was wollet Ihr von mir, Herzog?" Er winkte den Pagen mit einer Gebärde weg.

Leubelfing flüchtete sich in seine anliegende Kammer, welche zwischen dem Empfangszimmer und dem Schlafgemach des Königs, dem ruhigsten des Hauses, lag. Er war erschreckt, nicht durch die Gegenwart des gefürchteten Feldherrn, sondern durch das Unheimliche dieses späten Besuches. Ein dunkles Gefühl zwang ihn, denselben mit seinem Schicksale in Zusammenhang zu bringen.

Mehr von Angst als von Neugierde getrieben, öffnete er leise einen tiefen Schrank, aus welchem er – wenn es gesagt werden muß – durch eine Wandspalte den König schon einmal – nur einmal – belauscht hatte, um ihn ungestört und nach Herzenslust zu betrachten.

Die sich gegenüber Sitzenden schwiegen eine Weile, sich betrachtend, ohne sich zu fixieren. Sie wußten, daß, nachdem die das Schicksal Deutschlands bestimmende Schachpartie mit vieldeutigen Zügen und verdeckten Plänen begonnen und sich auf allen Feldern verwickelt hatte, vor der entscheidenden, eine neue Lage der Dinge schaffenden Schlacht das unterhandelnde Wort nicht am Platze und ein Übereinkommen unmöglich sei. Diesem Gefühle gab der Friedländer Ausdruck. „Majestät", sagte er, „ich komme in einer persön-

lichen Angelegenheit." Gustav lächelte kühl und verbindlich. Der Friedländer aber begann:

„Ich pflege im Bette zu lesen, wann mich der Schlaf meidet. Gestern oder heute früh fand ich in einem französischen Memoirenwerke eine unterhaltende Geschichte. Ich erzähle sie mit der Erlaubnis der Majestät. Bei dem Admiral Coligny trat eines Tages ein Partisan ein, Poltrot oder wie der Mensch hieß. Wie ein halb Wahnsinniger warf er sich auf einen Stuhl und begann ein Selbstgespräch, worin er sich über den politischen und militärischen Gegner des Admirals, Franz Guise, leidenschaftlich äußerte und davon redete, den Lothringer aus der Welt zu schaffen. Es war, wie gesagt, das Selbstgespräch eines Geistesabwesenden, und es stand bei dem Admiral, welchen Wert er darauf legen wollte – ich möchte die Szene einem Dramatiker empfehlen, sie wäre wirksam. Der Admiral schwieg, da er das Gerede des Menschen für eine leere Prahlerei hielt, und Franz Guise fiel, von einer Kugel –"

„Hat Coligny so gehandelt", unterbrach der König, „so tadle ich ihn. Er tat unmenschlich und unchristlich."

„Und unritterlich", höhnte der Friedländer kalt.

„Zur Sache, Hoheit", bat der König.

„Majestät, etwas Ähnliches ist mir heute begegnet, nur hat der zum Mord sich Erbietende eine noch künstlichere Szene ins Werk gesetzt. Einer der Eurigen wurde gemeldet, und da ich eben beschäftigt war, ließ ich ihn in das Nebenzimmer führen. Als ich eintrat, war er in der schwülen Mittagsstunde entschlummert und sprach heftig im Traume. Nur wenige gestammelte Worte, aber ein Zusammenhang ließ sich erraten. Wenn ich daraus klug geworden bin, hätte ihn Eure Majestät, ich weiß nicht womit, tödlich beleidigt, und er wäre entschlossen, ja genötigt, den König von Schweden umzubringen um jeden Preis, oder wenigstens um einen anständigen Preis, was ihm leicht sein werde, da er in der Nähe der Majestät und in deren täglichem Umgang lebe. Ich weckte dann den Träumenden, ohne ein Wort mit ihm zu verlieren, wenn nicht, daß ich nach seinem Begehr fragte. Es handelte sich um Auskunft über einen schon vor Jahren in kaiserlichem Dienste verschollenen Rheinländer, ob er noch lebe oder nicht. Eine Erbsache. Ich gab Bescheid und entließ den Listigen. Nach seinem Namen fragte ich ihn nicht; er hätte mir einen falschen angegeben. Ihn aber auf das Zeugnis abgerissener Worte einer gestammelten Traumrede zu verhaften, wäre untunlich und eine schreiende Ungerechtigkeit gewesen."

„Freilich", stimmte der König bei.

„Majestät", sprach der Friedländer, jede Silbe schwer betonend, „du bist gewarnt!"

Gustav sann. „Ich will meine Zeit nicht damit verlieren und mein Gemüt nicht damit vergiften", sagte er, „so zweifelhaften und verwischten Spuren nachzugehen. Ich stehe in Gottes Hand. Hat die Hoheit keine weiteren Zeugen oder Indizien?"

Der Friedländer zog den Handschuh hervor. „Mein Ohr und diesen Lappen da! Ich vergaß der Majestät zu sagen, daß der Träumer schlank war und ein ganz charakterloses, nichtssagendes Gesicht, offenbar eine jener eng anschließenden Larven trug, wie sie in Venedig mit der größten Kunst verfertigt werden. Aber seine Stimme war angenehm markig, ein Bariton oder tiefer Alt, nicht unähnlich der Stimme Eures Pagen, und der Handschuh, der ihm entfiel und bei mir liegenblieb, sitzt selbigem Herrn wie angegossen."

Der König lachte herzlich. „Ich will mein schlummerndes Haupt in den Schoß meines Leubelfings legen", beteuerte er.

„Auch ich", erwiderte der Friedländer, „kann den jungen Menschen nicht beargwöhnen. Er hat ein gutes ehrliches Gesicht, dasselbe kecke Bubengesicht, womit meine barfüßigen böhmischen Bauernmädchen herumlaufen. Doch, Majestät, ich bürge für keinen Menschen. Ein Gesicht kann täuschen, und – täuschte es nicht – ich möchte keinen Pagen um mich sehen, wäre es mein Liebling, dessen Stimme klingt wie die Stimme meines Hassers und dessen Hand dasselbe Maß hat wie die Hand meines Meuchlers. Das ist dunkel. Das ist ein Verhängnis. Das kann verderben."

Gustav lächelte. Er mochte sich denken, daß der großartige Emporkömmling mehr als je allen Arten von Aberglauben huldigte. Den innern Widerspruch durchschauend zwischen dem Glauben an ein Fatum und den Versuchen, dieses Fatum zu entkräften, wollte der seines lebendigen Gottes Gewisse mit keinem Worte, nicht mit einer Andeutung ein Gebiet berühren, wo das Blendwerk der Hölle, wie er glaubte, sein Spiel trieb. Er ließ das Gespräch fallen und erhob sich, dem Herzoge für sein loyales Benehmen dankend. Doch griff er dabei nach dem Handschuh, welchen der Friedländer nachlässig auf ein zwischen ihnen stehendes Tischchen geworfen hatte, aber mit einer so kurzsichtigen Gebärde, daß sie dem scharf blickenden Wallenstein, der sich gleichfalls erhoben hatte, seinerseits ein unwillkürliches Lächeln abnötigte.

„Ich sehe mit Vergnügen", scherzte der König, den Friedländer gegen die Türe begleitend, „daß die Hoheit um mein Leben besorgt ist."

„Wie sollt ich nicht?“ erwiderte dieser. „Ob sich die Majestät und ich mit unsern Armaden bekriegen, gehören die Majestät und ich“ – der Herzog wich höflich einem „wir“ aus – „dennoch zusammen. Einer ist undenkbar ohne den andern, und“ – scherzte er seinerseits – „stürzte die Majestät oder ich von dem einen Ende der Weltschaukel, schlüge das andere unsanft zu Boden.“

Wieder sann der König und kam unwillkürlich auf die Vermutung, irgendeine himmlische Konjunktur, eine Sternstellung habe dem Friedländer ihre beiden Todesstunden im Zusammenhange gezeigt, eine der anderen folgend mit verstohlenen Schritten und verhülltem Haupte. Seltsamerweise gewann diese Vorstellung trotz seines Gottvertrauens plötzlich Gewalt über ihn. Jetzt fühlte der christliche König, daß die Atmosphäre des Aberglaubens, welche den Friedländer umgab, ihn anzustecken beginne. Er tat wieder einen Schritt gegen den Ausgang.

„Die Majestät“, endete der Friedländer fast gemütlich seinen Besuch, „sollte sich wenigstens ihrem Kinde erhalten. Die Prinzeß lernt brav, wie ich höre, und ist der Majestät an das Herz gewachsen. Wenn man keine Söhne hat! Ich bin auch solch ein Mädchenpapa!“ Damit empfahl sich der Herzog.

Noch sah der Page, welchem das belauschte Gespräch wie ein Gespenst die Haare zu Berge getrieben hatte, daß Gustav sich in seinen Sessel warf und mit dem Handschuh spielte. In die Kammer zurückwankend, warf er sich neben dem Lager nieder, den Himmel um die Bewahrung seines Helden anflehend, dem seine bloße Gegenwart – wie der Friedländer meinte und er selbst nun zu glauben begann – ein geheimnisvolles Unheil bereiten konnte. „Was es mich koste“, gelobte sich der Verzweifelnde, „ich will mich von ihm losreißen, ihn von mir befreien, damit ihn meine unheimliche Nähe nicht verderbe.“

Da er ungerufen blieb, schlich er sich erst wieder zum Könige in jener Freistunde, welche dann zu ihrer größern Hälfte in gleichgültigem Gespräche verfloß. Wenn nicht, daß der König einmal hinwarf: „Wo hast du dich heute gegen Mittag umgetrieben, Leubelfing? Ich rief dich, und du fehltest.“ Der Page antwortete dann der Wahrheit gemäß: er habe mit dem Bedürfnis, nach den erschütternden Szenen des Morgens freie Luft zu schöpfen, sich auf das Roß geworfen und es in der Richtung des Wallensteinischen Lagers, fast bis in die Tragweite seiner Kanonen, getummelt. Er wollte sich einen freundlichen Verweis des Königs zuziehen, doch dieser blieb aus. Wieder nahm das Gespräch eine unbefangene Wendung, und jetzt schlug die zehnte Stunde. Da hob Gustav mit einer zerstreuten

Gebärde den Handschuh aus der Tasche und ihn betrachtend sagte er: „Dieser ist nicht der meinige. Hast du ihn verloren, Unordentlicher, und ich ihn aus Versehen eingesteckt? Laß schauen!“ Er ergriff spielend die linke Hand des Pagen und zog ihm das weiche Leder über die Finger. „Er sitzt“, sagte er.

Der Page aber warf sich vor ihm nieder, ergriff seine Hände und überströmte sie mit Tränen. „Lebe wohl“, schluchzte er. „mein Herr, mein alles! Dich behüte Gott und seine Scharen!“ Dann jählings aufspringend, stürzte er hinaus wie ein Unsinniger. Gustav erhob sich, rief ihn zurück. Schon aber erklang der Hufschlag eines galoppierenden Pferdes, und – seltsam – der König ließ weder in der Nacht noch am folgenden Tage Nachforschungen über die Flucht und das Verbleiben seines Pagen anstellen. Freilich hatte er alle Hände voll zu tun; denn er hatte beschlossen, das Lager bei Nüremberg aufzuheben.

Leubelfing hatte den gestreckten Lauf seines Tieres nicht angehalten, dieses ermüdete von selbst am äußersten Lagerende. Da beruhigten sich auch die erregten Sinne des Reiters. Der Mond schien taghell, und das Roß ging im Schritt. Bei klarerer Überlegung erkannte jetzt der Flüchtling im Dunkel jenes Ereignisses, das ihn von der Seite des Königs vertrieben hatte, mit den scharfen Augen der Liebe und des Hasses seinen Doppelgänger. Es war der Lauenburger. Hatte er nicht gesehen, wie der Gebrandmarkte die Faust gegen die Gerechtigkeit des Königs geballt hatte? Besaß der Gestrafte nicht den Scheinklang seiner Stimme? War er selbst nicht Weibes genug, um in jenem fürchterlichen Augenblicke die Kleinheit der geballten fürstlichen Faust bemerkt zu haben? Gewiß, der Lauenburger sann Rache, sann Mord gegen das geliebte Haupt. Und in dieser Stunde unheimlicher Verfolgung und Beschleichung seines Königs hatte sich Leubelfing aus der Nähe des Bedrohten verbannt. Eine unendliche Sorge für das Liebste, was er besessen, preßte ihm das Herz zusammen und löste sich bei dem Gedanken, daß er es nicht mehr besitze, in ein beklommenes Schluchzen und dann in unbändig stürzende Tränen. Eine schwedische Wacht, ein Musketier mit schon ergreistem Knebelbarte, der den schlanken Reiter weinen sah, verzog den Mund zu einer lustigen Grimasse, fragte dann aber gutmütig: „Sinnt der junge Herr nach Hause?“ Leubelfing nahm sich zusammen und langsam weiterreitend entschloß er sich mit jener Keckheit, die ihm die Natur gegeben und das Schlachtfeld verdoppelt hatte, nicht aus dem Lager zu weichen. „Der König wird es abbrechen“, sagte er sich, „ich kom-

me in einem Regiment unter und bleibe während der Märsche und Ermüdungen unbekannt! Dann die Schlacht!"

Jetzt gewahrte er einen Oberst, welcher die Lagerstraßen wachsam abritt. Das Licht des Mondes war so kräftig, daß man einen Brief dabei hätte entziffern können. So erkannte er auf den ersten Blick einen Freund seines Vaters, denselben, welcher dem Hauptmann Leubelfing in dem für ihn tödlichen Duell sekundiert hatte. Er trieb seinen Fuchs zu der Linken des Schweden. Der Oberst, der in der letzten Zeit meist auf Vorposten gelegen, betrachtete den jungen Reiter aufmerksam. „Entweder ich irre mich", begann er dann, „oder ich habe Euer Gnaden, wenn auch auf einige Entfernung, als Pagen neben dem Könige reiten sehen? Wahrlich, jetzt erkenne ich Euch wieder, ob Ihr auch etwas mondenblaß und schwermütig ausschaut." Dann, plötzlich von einer Erinnerung überrascht: „Sei Ihr ein Nüremberger", fuhr er fort, „und mit dem seligen Hauptmann Leubelfing verwandt? Ihr gleichet ihm zum Erschrecken oder eigentlich seinem Kinde, dem Wildfang, der Gustel, die bis in ihr sechzehntes Jahr mit uns geritten ist. Doch Mondenlicht trügt und hext. Steigen wir ab. Hier ist mein Zelt." Und er übergab sein Roß und das des Pagen einem ihn erwartenden Diener.

„Mache sich's der Herr bequem", lud der Alte den Pagen ein, ihm einen Feldstuhl bietend und sich auf seinen harten Schragen niederlassend. Zwei Windlichter gaben eine schwankende Helle.

Jetzt fuhr der Oberst ohne Zeremonie mit seiner breiten ehrlichen Hand dem Pagen durch das Haar. Auf der bloßgelegten Stirnhöhe wurde eine alte, aber tiefeingeschnittene Narbe sichtbar. „Gustel, du Narre", brach er los, „meinst, ich hätt's vergessen, wie dich das Fohlen über seinen Starrkopf schleuderte, daß du durch die Luft flogest und wir dreie dich für tot auflasen, die heulende Mutter, der Vater blaß wie ein Geist und ich selber herzlich erschrocken? Ein perfekter Soldat, der selige Leubelfing, mein bester Hauptmann und mein Herzensfreund! Nur ein bißchen toll, wie du es auch sein wirst, Gustel! Alle Wetter, Kind, wie lange schon treibst du dein Wesen um den König? Schaust übrigens akkurat wie ein Bube! Mach dir nur nicht vor, du seiest das einzige Weibsbild im Lager! Sieh dir mal den Jakob Erichson an, meinen Kerl!" Der Bursche trat eben mit Flaschen und Gläsern ein. „Ein Mann wie du! Keine Angst, Gustel! Er hat nicht *ein* deutsches Wort erlernen können. Dazu ist er viel zu dumm. Aber ein kreuzbraves, gottesfürchtiges Weib! Und garstig! Übrigens die einfachste Geschichte von der Welt, Gustel: Sieben Schreihälse, der Ernährer ausgehoben, sein Weib für ihn ein-

tretend. Der denkbar beste Kerl! Ich könnte ihn nur gar nicht mehr entbehren!“

Der Page betrachtete das brave Geschöpf mit entschiedenem Widerwillen, während der Oberst weiterpolterte. „Allewege ein starkes Stück, Gustel, neben dem Könige dich einzunisten, der die Weibsen in Mannstracht verabscheut! Und hast dir Gott weiß wieviel darauf eingebildet, ohne daß eine sterbliche Seele etwas davon wußte oder sich einen Deut darum bekümmerte. Du blickst unmutig? Halsgefährlich, Kind, war es gerade nicht! Wurdest du entlarvt: ‚Pack dich, dummes Ding!‘ hätte er dich gescholten und den nächsten Augenblick an etwas anderes gedacht. Ja, wenn dich die Königin demaskiert hätte! Puh! Nun sag ich: man soll die Kinder nicht küssen! So ’n Kuß schläft und lodert wieder auf, wann die Lippen wachsen und schwellen. Und wahr ist’s und bleibt’s, der König hat dich mir einmal von den Armen genommen, Patchen, und hat dich geherzt und abgeküßt, daß es nur so klatschte! Denn du warest ein keckes und hübsches Kind.“ Der Page wußte nichts mehr von dem Kuß, aber er empfand ihn wild errötend.

„Und nun, Wildfang, was soll werden?“ Er sann einen Augenblick. „Kurz und gut, ich trete dir mein zweites Zelt ab! Du wirst mein Galopin, gibst mir dein Ehrenwort nicht auszureißen und reitest mit mir bis zum Frieden. Dann führ ich dich heim nach Schweden in mein Gehöft bei Gefle. Ich bin einzeln. Meine zwei Jüngern, der Axel und der Erich –“, er zerdrückte eine Träne. „Für König und Vaterland!“ sagte er. „Der überbliebene Älteste lebt mir in Falun, ein Diener am Wort mit einer fetten Pfründe. Da hast du dann die Wahl zwischen uns beiden.“ Page Leubelfing gelobte seinem Paten, was er sich selbst schon gelobt hatte, und erzählte ihm darauf sein vollständiges Abenteuer mit jenem Wahrheitsbedürfnis, das sich nach lange getragener Larve so gebieterisch meldet wie Hunger und Durst nach langem Fasten.

Der Alte dachte sich seine Sache und erlustigte sich dann besonders an dem Vetter Leubelfing, dessen Konterfei er sich von dem Pagen entwerfen ließ. „Der Flachskopf“, philosophierte er, „kann nichts dafür, eine Memme zu sein. Es liegt in den Säften. Auch mein Sohn, der Pfarrer in Falun, ist ein Hase. Er hat es von der Mutter.“

Von Sommerende bis nach beendigter Lese und bis an einem frostigen Morgen die ersten dünnen Flocken über der Heerstraße wirbelten, ritt Page Leubelfing neben seinem Paten, dem Obersten Ake Tott, in die Kreuz und Quer, wie es die Wechselfälle eines Feldzuges

mit sich bringen. Dem Hauptquartier und dem Könige begegnete er nicht, da der Oberst meist die Vor- oder Nachhut führte. Da geschah es zufällig, daß Leubelfing seinen König wieder mit Augen sah. Es war auf dem Marktplatze von Naumburg, wo sich der Page eines Einkaufs halber verspätet hatte und eben seinem Obersten nachsprengen wollte, welcher, dieses Mal die Vorhut befehligend, die Stadt schon verlassen hatte. Von einer immer dichter werdenden Menge mit seinem Roß gegen die Häuser zurückgedrängt, sah er auf dem engen Platze ein Schauspiel, wie ein ähnliches nur erst einmal menschlichen Augen sich gezeigt hatte, da vor vielen hundert Jahren der Friedestifter auf einer Eselin Einzug hielt in Jerusalem. Freilich saß Gustav auf seinem stattlichen Streithengst, von geharnischten Hauptleuten auf mutigen Tieren umringt; aber Hunderte von leidenschaftlichen Gestalten, Weiber, die mit beiden gehobenen Armen ihre Kinder über die jubelnden Häupter emporhielten, Männer, welche die Hände streckten, um die Rechte Gustavs zu ergreifen und zu drücken, Mägde, die nur seine Steigbügel küßten, ein Volk in kühnen und von einem Sturm der Begeisterung ergriffenen Gruppen umwogte den nordischen König, der ihm seine geistigen Güter gerettet hatte. Dieser, sichtlich gerührt, neigte sich von seinem Rosse herab zu dem greisen Ortsgeistlichen, der ihm dicht vor den Augen Leubelfings die Hand küßte, ohne daß er es verwehren konnte, und sprach überlaut: „Die Leute ehren mich wie einen Gott! Das ist zu viel und gemahnt mich an mein Ende. Prediger, ich reite mit der heidnischen Göttin Victoria und mit dem christlichen Todesengel!“

Dem Pagen quollen die Tränen. Als er aber gegenüber an einem Fenster die Königin erblickte und ihr der König einen zärtlichen Abschied zuwinkte, schwoll ihm der Busen von einer brennenden Eifersucht.

Kaum eine Woche später, als die schwedischen Scharen auf dem blachen Felde von Lützen sich zusammenzogen, marschierte Ake Tott seitwärts unweit des Wagens, darin der König fuhr. Da erblickte Leubelfing einen Raubvogel, der unter zerrissenen Wolken schwebend auf das hartnäckigste sich über der königlichen Gruppe hielt und durch die Schüsse des Gefolges sich nicht erschrecken und nicht vertreiben ließ. Er gedachte des Lauenburgers, ob seine Rache über Gustav Adolf schwebe. Das arme Herz des Pagen ängstigte sich über alles Maß. Wie es frühe dunkelte, wuchs seine Angst, und da es finster geworden war, gab er, sein Ehrenwort brechend, dem Rosse die Sporen und verschwand aus den Augen des Obersten.

In unaufhaltsamem Ritte erreichte er den Wagen des Königs und

mischte sich unter das Gefolge, das am Vorabend der erwarteten großen Schlacht ihn nicht zu bemerken oder sich nicht um ihn zu kümmern schien. Der König gedachte dann die Nacht in seinem Wagen zuzubringen, wurde aber durch die Kälte genötigt, auszusteigen und in einem bescheidenen Bauernhause ein Unterkommen zu suchen. Mit Tagesanbruch drängten sich in der niedrigen Stube, wo der König schon über seinen Karten saß, die Ordonnanzen. Die Aufstellung der Schweden war beendigt. Es begann die der deutschen Regimenter. Page Leubelfing hatte sich den Schemel wiedererobert, auf welchem er sonst neben dem Könige gesessen, und sich in einer Ecke niedergelassen, wo er hinter den wechselnden kriegerischen Gestalten verborgen blieb.

Der König hatte jetzt seine letzten Befehle gegeben und war in der wunderbarsten Stimmung. Er erhob sich langsam und wendete sich gegen die Anwesenden.

Er winkte mit der Hand und sprach leise, fast wie träumend:

„Herren und Freunde, heute kommt wohl mein Stündlein. So möcht ich euch mein Testament hinterlassen. Nicht für den Krieg sorgend – da mögen die Lebenden zusehen. Sondern für mein Gedächtnis unter euch! Ich bin über Meer gekommen mit allerhand Gedanken, aber alle überwog, ungeheuchelt, die Sorge um das reine Wort. Nach der Victorie von Breitenfeld konnte ich dem Kaiser einen läßlichen Frieden vorschreiben und nach gesichertem Evangelium mit meiner Beute mich wie ein Raubtier zwischen meine schwedischen Klippen zurückziehen. Aber ich bedachte die deutschen Dinge. Nicht ohne ein Gelüst nach eurer Krone, Herren! Doch, ungeheuchelt, meinen Ehrgeiz überwog die Sorge um das Reich! Dem Habsburger darf es unmöglich länger gehören, denn es ist ein evangelisches Reich. Doch ihr denket und sprechet: ein fremder König herrsche nicht über uns! Und ihr habet recht. Denn es steht geschrieben: Der Fremdling soll das Reich nicht ererben. Ich aber dachte letztlich an die Hand meines Kindes und an einen Dreizehnjährigen ...“ Sein leises Reden wurde überwältigt von dem stürmischen Gesange eines thüringischen Reiterregimentes, das vor dem Quartier des Königs vorbeizog.

Der König lauschte, und ohne seine Rede zu beendigen, sagte er: „Es ist genug, alles ist in Ordnung“, und entließ die Herren. Dann sank er auf das Knie und betete.

Da sah der Page Leubelfing mit einem rasenden Herzklopfen, wie der Lauenburger eintrat. Als ein gemeiner Reiter gekleidet, näherte er sich in kriechender und zerknirschter Haltung und reckte die

Hände flehend gegen den König aus, der sich langsam erhob. Jetzt warf er sich vor ihm nieder, umfing seine Kniee, schluchzte und schrie ihn an mit den beweglichen Worten des verlorenen Sohnes: „Vater, ich habe gesündigt in den Himmel und vor dir!“ und wiederum: „Ich habe gesündigt in den Himmel und vor dir, ich bin hinfort nicht mehr wert, daß ich dein Sohn heiße!“, und er neigte das reuige Haupt. Der König aber hob ihn vom Boden und schloß ihn in seine Arme.

Vor den entsetzten Augen des Pagen schwammen die sich umschlungen Haltenden wie in einem Nebel. „War das, konnte das die Wahrheit sein? Hatte die Heiligkeit des Königs an einem Verworfenen ein Wunder gewirkt? Oder war es eine satanische Larve?“ Der Augenblick verrann. Die Pferde wurden gemeldet, und der König rief nach seinem Lederwams. Der Kammerdiener erschien, in der Linken den verlangten Gegenstand, in der Rechten aber einen an der Halsöffnung gefaßten blanken Harnisch haltend. Da entriß ihm der Page den kugelfesten Panzer und machte Miene, dem König behülflich zu sein, denselben anzulegen. Dieser aber, ohne über die Gegenwart des Pagen erstaunt zu sein, weigerte sich mit einem unbeschreiblich freundlichen Blick und fuhr Leubelfing durch das krause Stirnhaar, wie er zu tun pflegte. „Gust“, sagte er, „das geht nicht. Er drückt. Gib das Wams.“

Kurz nachher sprengte der König davon, links und rechts hinter sich den Lauenburger und seinen Pagen Leubelfing.

V

In der Pfarre des hinter der schwedischen Schlachtlinie liegenden Dorfes Meuchen saß gegen Mitternacht der verwitwete Magister Todänus hinter seiner Foliobibel und las seiner Haushälterin, Frau Ida, einer zarten und ebenfalls verwitweten Person, die Bußpsalmen Davids vor. Der Magister betete dann inbrünstig mit Frau Ida für die Erhaltung des protestantischen Helden, der eben jetzt in kleiner Entfernung das Schlachtfeld, er wußte nicht, ob behauptet oder verloren hatte. Da pochte es heftig an das Hoftor, und die geistergläubige Frau Ida erriet, daß sich ein Sterbender melde.

Es war so. Dem öffnenden Pfarrer wankte ein junger Mensch entgegen, bleich wie der Tod, mit weit geöffneten Fieberaugen, barhaupt, an der Stirn eine klaffende Wunde. Hinter ihm hob ein anderer einen Toten vom Pferde, einen schweren Mann. In diesem erkannte der Pfarrer trotz der entstellenden Wunden den König von Schweden, welchen er in Leipzig einziehen gesehen und dessen wohl-

getroffener Holzschnitt hier in seinem Zimmer hing. Tief ergriffen bedeckte er das Gesicht mit den Händen und schluchzte.

In fieberischer Geschäftigkeit und mit hastiger Zunge begehrte der verwundete Jüngling, daß sein König im Chor der anstoßenden Kirche aufgebahrt werde. Zuerst aber forderte er laues Wasser und einen Schwamm, um das Haupt voll Blut und Wunden zu reinigen. Dann legte er mit der Hilfe des Gefährten den Toten, welcher seinen Armen zu schwer war, auf ein ärmliches Ruhebett, sank daran nieder und betrachtete das wachsfarbene Antlitz liebevoll. Als er es aber mit dem Schwamm berühren wollte, wurde er ohnmächtig und glitt vorwärts auf den Leichnam. Sein Gefährte hob ihn auf, sah näher zu und bemerkte außer der Stirnwunde eine zweite, eine Brustwunde. Durch einen frischen Riß im Rocke neben einem über dem Herzen liegenden geflickten Risse sickerte Blut. Das Gewand seines Kameraden vorsichtig öffnend, traute der schwedische Kornett seinen Augen nicht. „Hol mich! Straf mich!" stotterte er, und Frau Ida, welche die Schüssel mit dem Wasser hielt, errötete über und über.

In diesem Augenblick wurde die Tür aufgerissen, und der Oberst Ake Tott trat herein. In Proviantsachen rückwärts gesendet, war er nach verrichtetem Geschäfte dem Schlachtfelde wieder zugeeilt und hatte in der Dorfgasse, vor dem Kruge ein Glas Branntwein stürzend, die Mär vernommen von einem im Sattel wankenden Reiter, der einen Toten vor sich auf dem Pferde gehalten.

„Ist es wahr, ist es möglich?" schrie er und stürzte auf seinen König zu, dessen Hand er ergriff und mit Tränen benetzte. Nach einer Weile sich umwendend, erblickte er den Jüngling, welcher in einem Lehnsessel ausgestreckt lag, seiner Sinne unmächtig. „Alle Teufel", rief er zornig, „so hat sich die Gustel doch wieder an den König gehängt!"

„Ich fand den jungen Herrn, meinen Kameraden", bemerkte der Kornett vorsichtig, „wie er, den toten König vor sich auf dem Pferde haltend, über das Schlachtfeld sprengte. Er hat sich für die Majestät geopfert!"

„Nein, für mich!" unterbrach ihn ein langer Mensch mit einem Altweibergesicht. Es war der Kaufherr Laubfinger. Um eine beträchtliche durch den Krieg gefährdete Schuld einzutreiben, hatte er sich aus dem sichern Leipzig herausgewagt und unwissend dem Schlachtfelde genähert. In die von Gepäckwagen gestaute Dorfgasse geraten, war er dann dem Obersten nachgegangen. „Gustel, Gustel", weinte er, „kennst du noch dein leibliches Vetterchen? Wie kann ich dir's bezahlen, was du für mich getan hast?"

„Damit, Herr, daß Ihr das Maul haltet!" fuhr ihn der Oberst an.

Der Pfarrer aber sprach mit ruhigem Ernst: „Herrschaften, ihr kennt diese Welt. Sie ist voller Lästerung.“ Frau Ida seufzte. „Und da am meisten, wo ein großer und reiner Mensch eine große und reine Sache vertritt. Würde der leiseste Argwohn dieses Andenken trüben“ – er zeigte den stillen König –, „welches Fabelgeschöpf würde nicht die papistische Verleumdung aus dieser armen Mücke machen“, und er deutete auf den ohnmächtigen Pagen, „die sich die Flügel an der Sonne des Ruhmes verbrannt hat! Ich bin wie von meinem Dasein überzeugt, daß der selige König von diesem Mädchen nichts wußte.“

„Einverstanden, geistlicher Herr“, schwur der Oberst, „auch ich bin davon, wie von meiner Seligkeit nicht durch die Werke, sondern durch den Glauben überzeugt.“

„Sicherlich“, bestätigte Laubfinger. „Sonst hätte der König sie heimgeschickt und auf mich gefahndet.“

„Hol mich, straf mich!“ beteuerte der Kornett, und Frau Ida seufzte.

„Ich bin ein Diener am Wort, Ihr traget graues Haar, Herr Oberst, Ihr, Kornett, seid ein Edelmann, es liegt in Eurem Nutzen und Vorteil, Herr Laubfinger, für Frau Ida bürge ich: wir schweigen.“

Jetzt öffnete der Page die sterbenden Augen. Sie irrten angstvoll umher und blieben auf Ake Tott haften: „Pate, ich habe dir nicht gehorsamt, ich konnte nicht – ich bin eine große Sünderin.“

„Ein großer Sünder“, unterbrach sie der Pfarrer streng. „Ihr redet irre! Ihr seid der Page August Leubelfing, ehelicher Sohn des nürembergischen Patriziers und Handelsherrn Arbogast Leubelfing. Jetzt aber machet Euren Frieden mit Gott! Euer Stündlein ist gekommen.“ Der Magister sagte das nicht ohne Härte, denn er konnte seinen Unmut gegen das abenteuerliche Kind, das den Ruf seines Helden gefährdet hatte, nicht verwinden, ob es schon in den letzten Zügen lag.

„Ich kann jetzt noch nicht sterben, ich habe noch viel zu reden!“ röchelte der Page. „Der König ... im Nebel ... die Kugel des Lauenburgers –“, der Tod schloß ihr den Mund, aber er konnte sie nicht hindern, mit einer letzten Anstrengung der brechenden Augen das Antlitz des Königs zu suchen.

Jeder der Anwesenden zog seinen Schluß und ergänzte den Satz nach seiner Weise. Der geistesgegenwärtige Pfarrer aber, dessen Patriotismus es beleidigte, den Retter Deutschlands und der protestantischen Sache – für ihn ein und dasselbe – von einem deutschen Fürsten sich gemeuchelt zu denken, ermahnte sie alle eindringlich, dieses Bruchstück einer durch den Tod zertrümmerten Rede mit dem Pagen zu begraben.

Jetzt, da August Leubelfing sein Schicksal vollendet hatte und leblos neben seinem Könige lag, schluchzte der Vetter: „Nun die Base verewigt und der Erbgang eröffnet ist, nehme ich doch meinen Namen wieder an mich?“, und er warf einen fragenden Blick auf die Umstehenden. Der Magister Todänus betrachtete eben das unschuldige Gesicht der tapfern Nürembergerin, das einen glücklichen Ausdruck hatte. Der strenge Mann konnte sich einer Rührung nicht erwehren. Jetzt entschied er: „Nein, Herr! Ihr bleibt ein Laubfinger. Euer Name wird die Ehre haben, auf dem Grabhügel eines hochgesinnten Mädchens zu stehen, das einen herrlichen Helden bis in den Tod geliebt hat. Ihr aber habt Euer höchstes Gut gerettet, das liebe Leben. Damit begnüget Euch.“

Die Kirche wurde gegen den Andrang der zuströmenden Menge gesperrt und verriegelt; denn das Gerücht hatte sich rasch verbreitet, hier liege der König. Die Toten wurden dann gewaschen und im Chore aufgebahrt. Über alledem war es helle geworden. Als die Kirchtore den mit ungeduldigen Gebärden, aber ehrfürchtigen Mienen Eindringenden sich öffneten, lagen die beiden vor dem Altare gebettet auf zwei Schragen, der König höher, der Page niedriger, und in umgekehrter Richtung, so daß sein Haupt zu den Füßen des Königs ruhte. Ein Strahl der Morgensonne – dem gestrigen Nebeltage war ein blauer wolkenloser gefolgt – glitt durch das niedrige Kirchenfenster, verklärte das Heldenantlitz und sparte noch ein Schimmerchen für den Lockenkopf des Pagen Leubelfing.

DIE TRÄNENTIERE

CHRISTOPH MECKEL

Christoph Meckel

EINER SCHREIBT:

„... wir haben sie seit Wochen nicht mehr gesehen. Sie sind fortgegangen, wie sie gekommen waren, ohne uns etwas dazu zu sagen.

Wir merkten es daran, daß unsre Krüge, die wir abends für sie vor die Haustüren stellten, leer und trocken blieben. Als sie zum ersten Mal ausblieben, dachten wir uns nichts dabei, auch später nicht, denn eigentlich waren sie uns von Anfang an gleichgültig. Kein Mensch weiß, wovon sie lebten. Wir haben sie nie etwas fressen sehen. Sie zeigten sich ohne Scheu und liefen herum, als wären sie blind oder grenzenlos gleichgültig gegen uns und gegen alles, was zu uns gehörte. Warum kamen sie dann aber zu uns, wenn sie uns doch nicht riechen konnten!

Ich selber habe gesehen, daß eines von ihnen – es waren mehrere Dutzend in unsrer Gegend, sie sind sonst nirgendwo gesehen worden, oder bei euch? – daß eines von ihnen über eine Wiese lief und gegen einen Baum stieß, dann den Baum musterte, ganz erstaunt und lange musterte, dann noch einmal versuchte, durch ihn hindurchzukommen, und als es nicht glückte, gleichgültig um den Baum herumlief.

Sie hatten drei Beine, zwei hinten, eines vorn, und schwarze Haut mit wenig Haaren, fuchsgroß etwa, kannst du sie dir ungefähr vorstellen? Auf dem Kopf zwei große Beulen, auf denen die Augen saßen. In den Beulen waren die Tränen, vermutlich. Die Tränen kamen immer, auch wenn sie schliefen. Sie legten sich gerade dorthin, wo es ihnen einfiel zu schlafen, auf den Weg oder neben die Tränenkrüge, ganz egal. Und sie wachten plötzlich in ihren Tränenpfützen auf, erhoben sich, schüttelten sich, leckten die nasse Haut und legten sich ein paar Schritte entfernt von neuem schlafen.

Zuerst hatten wir die Tränenspuren im Wald entdeckt. Wir fragten uns, wer hier Wasser getragen oder gefahren hätte und wozu.

Es gab genug Tümpel und Bäche im Wald, man brauchte kein Wasser in die Wälder zu bringen. Dann sahen wir eines von ihnen. Es lief uns übern Weg, es rannte nicht weg, es lief nicht schneller, nicht langsamer, es blieb nicht stehen und blickte nicht auf. Den Kopf dicht an der Erde, lief es übern Weg, und wir guckten ihm nach und redeten viel darüber und standen abends vor den Türen und erzählten davon und redeten von dem Tränentier, das auch andre inzwischen gesehn hatten. Aber bald dachten wir nicht mehr daran, sowenig wie man immer an Katzen denkt, bloß weil welche da sind. Wir sprachen immer seltener von ihnen, eben weil sie uns im Grunde gleichgültig waren.

Dann kamen mal welche an unsre Häuser und blieben vor unsren Türen stehen, ohne aufzugucken, ein wenig schnarrend, sanft und kaum hörbar schnarrend, sehr häßliche Töne schnarrend; was wir ihnen hinwarfen, fraßen sie nicht, und dann kam einer auf die Idee, ihnen einen Eimer hinzustellen, und das muß es gewesen sein, denn sie liefen alle zusammen und hängten die Köpfe über den Eimer und tropften ihn voll und liefen dann weiter, und die Tränen liefen weiter und machten dunkle Spuren.

Kannst du dir das vorstellen? Obwohl du sie nicht gesehen hast? Wir machten uns einen Spaß daraus, nun immer Tränenkrüge vor die Türen zu stellen, Kanister, Waschzuber, Tröge, Eimer, wir fanden sie jeden Morgen gefüllt. Das Tränenwasser war farblos und wie jedes andere Wasser auch, aber es hatte einen fremdartigen Duft, nicht süß, nicht sauer; wir schütteten es weg, unser Vieh trank es nicht, wir tranken es nicht und konnten es nicht gebrauchen, und es war völlig überflüssig.

Dabei weinten die Tiere nicht! Sie heulten nicht, und es sah nicht so aus, als klagten sie. Sie ließen nur Tränen fallen, lautlos, wahrscheinlich ohne einen bestimmten Grund. Wir wissen natürlich nicht, ob sie einen bestimmten Kummer hatten, dessentwegen sie endlos Tränen fallen ließen, und es war uns, weil sie nie bellten oder sprachen oder auf unsere Worte hörten, auch gleichgültig, ob sie einen hatten. Sie kamen regelmäßig über Nacht und füllten die Behälter. Das schien sie ganz zufrieden zu stimmen. Sie schnarrten manchmal, kaum hörbar, das war alles.

Jetzt sind sie weg.

Unsre Krüge jedenfalls sind seit Wochen leer, wir stellen sie schon nicht mehr vor die Türen. Keiner hat sie mehr zu Gesicht bekommen, und wir fragen uns, wohin sie gegangen sind und was aus ihnen wird und überhaupt werden kann.

Was, meinst du, könnte man tun? Soll man sie vergessen? Sie haben hier eine Weile gelebt und sind jetzt weg, glaubst du, das wäre ein Grund, sie im Gedächtnis zu behalten? Wir haben das Tränenwasser weggeschüttet, es gibt jetzt keines mehr, wir hätten es besser aufheben sollen, etwas davon, vielleicht hatte es eine besondere Eigenschaft, von der wir nichts wußten. Wir haben auch nie eines der Tiere gejagt oder getötet oder versucht zu essen, und es erübrigt sich eigentlich, noch länger von ihnen zu reden.

Sie sind weg. Ich will es aufschreiben, ich schreibe dir davon und lasse es gut sein, hier schreibe ich es hin, daß sie da waren, an dich, du liest es und hebst es auf oder wirfst es weg. Was soll man weiter tun in dieser Angelegenheit? Schreib mir, wenn dir etwas dazu einfällt und wenn du Lust hast, dich ein bißchen mit ihnen zu beschäftigen, obwohl sie nicht mehr hier sind ..."

STURM

ISOLDE KURZ

Isolde Kurz

MEERESSTILLE, FÜRCHTERLICH! – Kein Lüftchen, das sich regt, und Tag für Tag die See glatt wie Öl. Die Nächte so still, daß man vor lauter Stille nicht schlafen kann. – Wie friedvoll ruht sich's beim rhythmischen Nachtgesang des Meeres, dem lauten Anrauschen und dem dumpfen Zurückfluten, in dem man die angeschwemmten und wieder mitgerissenen Muscheln und Kiesel rollen hört. Wenn das große Schlummerlied schweigt, sind die nächtlichen Stunden voller Unruhe und fremder, seltsamer Gedanken. Ein ängstlicher Halbschlaf, von irren Träumen durchzuckt, ist das einzige Geschenk einer solchen Nacht.

Und jeden Morgen beim Aufstehen dasselbe Bild: ein blaßblauer Schirokkohimmel, der ohne Grenze mit dem Meer verschwimmt, und

drunter die unbewegliche Metallplatte, stahlblau und tückisch blinkend. Unter der Mittagsglut, wenn der Strand verödet, wird die Unbeweglichkeit geisterhaft. Verschlafene Fläche, was brütest du wieder einmal für böse Träume aus?

Endlich heute gegen Abend bricht der Bann. Da ich allein am Strand gegen die Flußmündung wandere, sagt auf einmal ein feines Stimmchen: bla – bla – bla, und ein erstes Wellchen legt sich zerrinnend zu meinen Füßen. Ein anderes kommt und sagt gleichfalls bla – bla – bla und zerfließt, indem es einen ganz zarten Lavaronestreifen zurückläßt, jenes Spülicht des Meeres, das an diesem Strand bisweilen ganze Bänke bildet. Es war wie ein Signal, denn jetzt wird es mit eins auf dem weiten Spiegel lebendig. Wie tausend mutwillige Mädchen hüpfen die Wellen auf, hier ein Spritzen, dort ein Klatschen, ein silbernes Lachen dazwischen, dann hin und wieder wie eine Kampfansage der wohlbekannte harte Aufschlag ans Ufer, der tönt, als käme er von einer hölzernen Riesenpritsche her.

Am Flüßchen, dessen weitausgebauchte, halbvertrocknete Mündung nur ein schmaler aber eilender Wasserlauf durchrinnt, ist eine ausgelassene Gesellschaft beisammen. Man sieht sie nicht, denn sie sind wasserhell, man kennt sie nur am Lärm, den sie machen, und an ihrem süßlichen Geruch. Es muß im Gebirge geregnet haben. Die Flußtöchter sind mit den Bergwassern herabgekommen, sie sitzen am Strand, verzehren rohe Seefische und Krabben unter gierigem Geschmatz und lassen sich von ihren Mühmchen, den Meertöchtern, mit Bernstein und Korallen beschenken. Dafür bringen sie Blumen und Früchte mit, die man weithin im Wasser treiben sieht. Wenn es am Strande plötzlich nach Süßwasser riecht, dann weiß ich, sie sind wieder da und haben mit den Meermühmchen gemeinsam einen Unfug vor.

Oder feiern sie heute ein Erinnerungsfest? Ob auch der Sandgraue wieder am Ufer geht und Begegnende erschreckt? Ist am Ende Sankt Anna schon in der Nähe? Aber nein, wir schreiben ja heute erst den 20. O Himmel, den 20. Juli! Wie konnte ich das vergessen! Heut vor zwei Jahren war's – ich weiß es noch, als ob es gestern geschehen wäre.

Es war auch so ein schwüler Tag wie heute. Wie ein ängstliches Harren und Bangen lag es in der Luft und regte die Nerven auf. Am hellen Mittag, als ich mit der Sonne überm Kopf hinausschwamm, fürchtete ich mich vor meinem eigenen Schatten. Der glitt schwarz und ins Riesige verzogen unter mir hin wie ein Ungetüm mit ausgestreckten Pranken, die durch breite Schwimmhäute verschönt wa-

ren. Ich begriff ja gleich, daß es mein Schatten war, obwohl ich ihn nie zuvor im Meere beobachtet hatte, aber ich fürchtete mich doch, fürchtete mich so sehr, daß ich schleunig umkehrte nach dem bergenden Ufer. Das schwarze Ungetüm machte gleichfalls kehrt und blieb hart unter mir, das verdarb mir jenes Tages die Lust am Baden. Ich wurde weidlich ausgelacht, aber es half nichts. Bei langer Meeresstille beginnt die Phantasie zu wuchern.

Am Nachmittag – wie lebendig steht er mir vor der Seele – erhob sich ein leichter Seewind und weckte die verzauberte Flut. Nun strömte alles nach dem Strand, und das entschlafene Leben regte sich wieder. Nackte Reiter auf ungesattelten Pferden jagten heran und trieben die herrlichen Tiere ins Wasser. Eine Schar bronzebrauner Jünglingsknaben, herrlich schlank, mit nickenden Pinienkränzen um die Stirn, jagten im Wettlauf vorüber, und manche neugeborene Aphrodite stieg aus der Flut und wand sich die Haare aus. Doch in der Nähe der Pension Thalassa erblickte ich erst das Allerschönste: vom Flüßchen her kam auf dem nassen Sandstreifen, dem Grenzstrich zwischen Meer und Land, ein junges Menschenpaar herangeschritten, in kraftvoll biegsamem Gliederspiel zwei wunderbare bewegliche Silhouetten gegen den ungeheuren Meereshorizont. Der Jüngling schlank, gebräunt, von adligstem Körperbau in seinem kurzen schwarzen Trikot, das Mädchen neben ihm von gleicher Größe und gleichem Ebenmaß der festen federnden Gestalt, daß ich an das göttliche Zwillingspaar der Leto denken mußte, wie sie schwingenden Laufs zusammen in den Gigantenkampf eilen. So hatte ich sie kurz zuvor auf einem archaischen Bildwerk in Delphi gesehen. Ob sie wohl auch Geschwister sind, die zwei Allerschönsten? mußte ich denken. Sie glichen sich nicht nur im Wuchs, auch die reingeschnittenen steilangesetzten Köpfe hatten etwas Verwandtes. Aber das vertraute Ineinandergreifen aller ihrer Bewegungen deutete auf eine innigere körperliche Verwachsenheit. Die Göttin ließ das dunkle Haar frei vom unbedeckten Haupte fließen. In ihr kurzes schwarzes Gewand, das an den herrlichen Hüften anklebte und oberhalb der schlanken Knie endigte, fuhr der Seewind, und unsagbar schön war die Bewegung der kühn ausschreitenden Beine, die die Farbe eines getönten Marmors hatten. Ihre erhobenen Arme zeigten dem Begleiter einen Punkt in der Ferne und ließen die Linien des Körpers noch schöner heraustreten. Plötzlich erreichte sie eine Welle, und nun sprangen beide hochauf und patschten knietief im Meerschaum, ein entzückendes Bild. Dann schritten sie wieder lang und kraftvoll auf dem feuchten Sande aus, und ein Strom von goldenem Abendlicht

rann an der Profillinie der beiden Körper nieder. Welch ein Gang war das! Eine heroische Musik menschlicher Glieder!

Aber siehe, es gab etwas, das noch schöner war als die zwei Allerschönsten. Aus einer der zerstreuten Baracken kam ein kleiner Gott herausgesprungen, dem eine buntgekleidete Mulattin folgte. Er hatte ein entzückend geformtes schlankes Körperchen von solcher Grazie, daß alles andere vor ihm verschwand und er ganz allein dazusein schien. Ein winziges rosenfarbenes Höschen war mit gekreuzten Bändern über den bloßen braunen Oberleib befestigt, unter dem weißen Zeughut quollen bräunlich blonde Locken in Masse hervor. War's ein kleiner Liebesgott oder der eben geborene Hermesknabe, der gleich seine Schelmereien spielen lassen wird? Von einer menschlichen Mutter konnte doch dieser Inbegriff aller Anmut nicht stammen.

Als das schöne Paar seiner ansichtig wurde, eilten sie ihm rufend entgegen. Der junge Mann schwang ihn auf die Schulter, und das Kind zirpte vor Freude wie ein kleines Vögelchen. Aber gleich strebte es von den Armen des Mannes zu der schönen Frau hinüber, die den Kleinen leidenschaftlich an sich riß und ihn abküßte, wie nur Mütter küssen, und ihn jubelnd hochhob, als wollte sie dem Himmel ihr Meisterstück zeigen. Jetzt wußte ich, von welcher Mutter dieser Inbegriff aller Anmut stammte. Niemals werden meine Augen wieder eine solche Götterfamilie beisammen sehen.

An jenem Abend hatte ich noch spät einen Besuch in der Pension Thalassa zu machen. Die Nacht war mondlos, und Finsternis lag wie ein dichtes schwarzes Gewebe über Meer und Land. Nur hart am Ufer gab das Wasser einen matten Glanz, der die nächsten Schritte erhellte. Die lauter werdende Stimme des Meeres verschlang jeden menschlichen Ton. Solche Abende haben etwas Unheimliches, denn im Sande ist kein Schritt hörbar, und Begegnende, die sich erst Stirn an Stirn erblicken, fahren beiderseits zurück wie vor nichts Gutem. Ich war froh, als ich in den Bereich des Lichtkegels trat, der aus der Thalassa fiel.

Im Garten saßen die Landsleute, die ich suchte, beisammen, und die Inhaberin der Pension, eine gediegene Norddeutsche, die durch Gott weiß welche Laune des Schicksals den Notar dieses Ortes, Herrn Durante, geheiratet hat, setzte sich zu uns.

Sie müssen bleiben und meine Argentinier kennenlernen, sagte sie zu mir. Ein so schönes Menschenpaar haben Sie gewiß noch nicht gesehen.

Bei dieser Ankündigung konnte ich nicht zweifeln, von wem die Rede war. Und in der Tat, bald darauf trat der Götterjüngling, den

ich am Strand bewundert hatte, in den Garten und an unsern Tisch. Er wurde als Herr José Perret aus Rosario vorgestellt. Dann erschien auch sie, die Allerschönste, nachdem sie ihren kleinen Liebesgott hatte zu Bett bringen helfen. Ines war ihr Name. In der Nähe war sie fast noch wunderbarer in ihrem weichfließenden roten Seidenkleid mit dem weiten Halsausschnitt, den ein feines Pelzstreifchen verbrämte; auch durch die Kleider hindurch fühlte man unter der schönen Ruhe ihrer Bewegungen die Schnellkraft der jungen Glieder. Sie stammten beide aus eingewanderten deutschen Familien, waren aber drüben geboren, Germanenblut durch südliche Sonne verschönt. Das erklärte ihre rassemäßige Ähnlichkeit. Das Deutsch sprachen sie mit einem leichten Anhauch von Fremdartigem, während das Kind, wie sie bedauernd sagten, bis jetzt nur Spanisch verstand.

Eine neu herzugekommene Insassin des Hauses beklagte sich über die große Dunkelheit am Strande. Da bemerkte der Argentinier, daß er selber vorhin fast erschrocken wäre, denn ein sandgrauer Mann sei lautlos vor ihm aufgetaucht und habe ihm Stirn an Stirn ins Gesicht gestarrt.

Ein sandgrauer Mann? Wie sah er denn aus? fragte die schöne Frau neugierig.

Blaß, mit schlaffem Haar, ein Seemannsgesicht.

Auch andere am Tisch wollten den Sandgrauen gesehen haben, aber er hatte sie nicht angeblickt, sondern war achtlos vorbeigeglitten.

Seien Sie morgen beim Baden vorsichtig, sagte unvermittelt Frau Durante.

Der Götterjüngling lachte. Vorsichtig sein in Ihrer Badewanne! Und bei solchem Wetter!

Das Wetter kann sich ändern, und unser Meer hat gefährliche Tücken.

Mein Mann ist an der atlantischen Küste aufgewachsen, sagte die Schöne, und er ist der beste Schwimmer in ganz Spanisch-Amerika. Unzählige, die schon verloren schienen, hat er aus dem Wasser geholt. In unsrer Brautzeit hat er mir manchen Schrecken eingejagt, wenn er bei Sturmwetter hinausschwamm und zuweilen stundenlang ausblieb. – Jetzt ängstige ich mich nicht mehr, denn ich weiß, er kommt wieder, er hat einen Pakt mit dem Wasser, das ihm kein Leides tut.

Wenn man das Meer von klein auf kennt, sagte der junge Mann hat man es in der Tat nicht zu fürchten, man kann mit ihm spielen wie der Tierbändiger mit der Bestie. Ich brauchte nur furchtlos mit

der Strömung zu treiben, zuletzt kam immer eine, die mich ans Ufer trug.

Aber seien Sie doch vorsichtig, Herr José, wiederholte die Hausfrau eindringlich und wollte, wie es schien, noch etwas hinzusetzen. Allein vor einem Blick ihres Mannes, der herzugetreten war, verstummte sie.

Bis in den späten Abend hinein saßen wir im Garten der Thalassa unter der langen dichtbewachsenen Rebenlaube und den leise schaukelnden Windlichtern im Gezweig. Wie waren sie anziehend, die beiden Schönen, Glücklichen! Die ganze Thalassa widerstrahlte von ihrem Glück. Ich ging nach Hause mit dem Gefühl, daß hier einmal das Menschendasein, das sonst immer von irgendeiner Seite verkümmert, zu voller Blüte aufgegangen war.

Als ich mich in der Dunkelheit heimtastete – vorsichtig, um nicht in eins der vielen Sandlöcher zu fallen –, tauchte eine Gestalt so jählings vor mir auf, daß ich erschrak. War's der Sandfarbene? Nein, es war mein guter Freund, der Badewärter und Fischer Lorenzo, den ich erst an der Stimme erkannte.

Guten Abend, Euer Gnaden!

Guten Abend, Lorenzo. Was gibt es Neues?

Morgen haben wir Seesturm.

Endlich!

Am nächsten Morgen war das ganze Meer in einer drehenden Bewegung, daß der bloße Blick vom Ufer aufs Wasser Schwindel erregte. An solchen Tagen meidet der Landeskundige das Bad. Und richtig waren auch schon die ganze Küste entlang an hohen Stangen die Rettungsgürtel aufgehängt, und da und dort staken rote Fähnchen im Wasser, um vor den gefährlichsten Stellen zu warnen. Denn dieser Strand ist einem unaufhörlichen Wechsel unterworfen. Wo gestern eine Sandanschwemmung lag, ist heute vielleicht ein tiefer Schacht im Wasser; der Unkundige, der hineintritt, ohne schwimmen zu können, versinkt. Bei Sturm hat auch der gute Schwimmer seine Not, wieder heraufzukommen, wenn große Wellen über ihn niederbrechen und zugleich der Trichter nach unten zieht. Und dann sind noch die geheimnisvollen unterseeischen Strömungen da, mit denen nicht zu scherzen ist. Wie manchen, der am Morgen lustig den Ball am Ufer schlug, haben wir am Abend mit nassem Haar auf der Bahre liegen sehen. Und immer unter den Fröhlichsten wählt sich das Untier seinen Mann. Es fängt ihn mit einem schnellen Griffe weg, drückt ihn ein paarmal an seine große wogende Brust, dann taucht es ihn unter, und wenn es noch eine Weile mit ihm gespielt

hat, wirft es ihn an den Strand: da habt ihr ihn! – Nicht einmal schön zu sehen ist das Meer an solchen Tagen: es setzt eine gelbe Mähne auf und zieht sich in sich selbst zurück wie ein Raubtier, das auf den Ansprung lauert. Dann wandert man lieber landeinwärts und sucht den Wald oder liegt, von Hecken geborgen, auf duftender Thymianbank in der sommerlichen Wiese mit der weißen Zackenkrone der nahen Marmoralpen über dem Haupt.

Als ich gegen Mittag von meinem Waldspaziergang heimkehrte, standen am Ufer die Menschen Kopf an Kopf. Viele waren auf die Dächer der Baracken geklommen und starrten mit Ferngläsern hinaus aufs Meer. Aber da war nichts zu sehen als die gelbgraue, zornig wühlende Masse, auf der jetzt schon die weißen Wellenkämme liefen. Vor der großen Baracke der Thalassa gab es einen Auflauf. Eine Frau, von Männern gehalten, schlug wie rasend um sich und tat, als wollte sie sich ins Meer stürzen. Es war Letizia, die Badefrau, ein gewaltiges Mannweib, das immer halb betrunken war, aber vorzüglich schwamm und deshalb die Aufsicht über die große Baracke hatte.

Daß *mir* das geschehen mußte, schrie sie heulend, hättet ihr mich hinausgelassen, ich hätte ihn aufgefischt und zurückgebracht.

Die Umstehenden zuckten die Achseln, sie wußten, daß man aus solcher Schraubendrehung keinen zurückbringt, und die Letizia wußte es besser als alle. Jetzt erblickte ich erst Ines, die mit nassen Haaren neben der schreienden Frau stand. Ihr Gesicht war völlig weiß, ihre Unterlippe zuckte, aber sie sagte, als ich zu ihr trat: Er kommt wieder. Er ist noch immer wiedergekommen.

Da wußte ich, was geschehen war.

Draußen war ganz nahe vom Ufer eine starke Leine gezogen, die die Gefahrgrenze anzeigte und zugleich den Badenden zum Festhalten diente. Als ich kam, war ja niemand mehr im Wasser, aber es hatten sich doch verschiedene hinausgewagt. Lauter Fremde, versteht sich, denn kein Einheimischer badet an solchem Tag. Und unter ihnen die Argentinier, Mann, Frau und Kind. Der Vater hielt den schönen Knaben auf dem Arm, der gewaltig schrie und sich nicht tauchen lassen wollte. Da trug er den Zappelnden an den Strand zurück. Die Mutter folgte, und während sie das Kind tröstete, sprang der junge Mann jauchzend wieder in die Flut und warf sich, den Kopf voran, unter die stürzende Welle. Einen Augenblick tauchte er jenseits des Seiles wieder auf, aber dort erfaßte ihn der Tanz, und verschwunden war er. Das Schreckensgeschrei der Umstehenden riß die Frau in die Höhe. Ihre Augen suchten umher. José, José, nimm mich mit, schrie sie und sprang wie rasend nach, aber die zugeeilte

Rettungsmannschaft hielt sie fest, während alles aus dem Wasser flüchtete. Ein Boot war nicht zur Stelle und hätte sich auch in der Brandung, die jetzt auftobte, nicht halten können. Die Männer liefen mit den Rettungsgürteln den Strand entlang, aber da war niemand, dem man sie zuwerfen konnte. Nur einmal glaubte man weit draußen in der Richtung auf die große Landungsbrücke einen Kopf und einen Arm zu erblicken, aber schnell stürzte die tobende Flut darüber, und man sah nichts mehr als Schaum und Gischt und brechende Wellen.

Seltsame Geschöpfe, die Menschenkinder! Wird da mitten unter Spiel und Lachen einer aus ihren Reihen blindlings weggerissen, so unterbrechen sie wohl für einen Augenblick ihr Gewohntes, starren und staunen. Aber mit dem Unfaßbaren weiß die Phantasie nichts anzufangen, und bald wird man des Starrens und Staunens müde. Die Reihen schließen sich, und das Opfer, das für alle bezahlt hat, wird vergessen. Daß diese zischende Wassermasse soeben ein herrlich blühendes Leben, ein vollkommenes Menschenglück verschlungen hatte, wem es das eigene Weitersein nicht störte, dem sagte es nichts, es drang nicht ein in seine Vorstellung. Wie der Mittag vorrückte, verloren sich die Gaffer, ein jeder heimwärts zu seinen Kochtöpfen. Nur wenige Teilnehmende blieben zurück aus den Insassen der Thalassa und den Freunden des Hauses; wir lösten uns den langen Nachmittag ab, um die unglückliche Ines nicht allein zu lassen, die nicht vom Ufer wich. Man wollte ihr das Kind bringen, aber sie stieß es von sich, daß die Mulattin es weinend ins Haus zurücktrug. Ihm gab sie die Schuld an dem Unglück, denn hätte der Kleine nicht vor dem Wasser gescheut, so wären sie beisammengeblieben und alle drei heil zurückgekehrt. Aber sie sagte nichts als die drei Worte: Er kommt wieder.

Zuweilen gab es ein Zusammenlaufen am Ufer. Im Schatten einer brechenden Woge meinte man bald da, bald dort eine menschliche Gestalt zu erkennen. Das riß die unglückliche Frau aus der Erstarrung, sie war jedesmal unter den ersten an der Stelle, aber die Welle zerrann und hatte nichts gebracht.

Wie der Tag vollends hinging, weiß ich nicht mehr. Als das quälendste ist mir die dumpfe Abspannung im Gedächtnis, die sich der Seele bemächtigte angesichts der völligen Ohnmacht vor dem Element. Das brüllte jetzt und raste, lief gegen das Ufer Sturm und riß die seichteren Wasser mit zurück, daß mitunter der Grund weit hinaus aufgähnte und dann gleich wieder vom tobenden Sturz bedeckt wurde. Es war undenkbar, daß ein Mensch in solchem Schwall noch

atmete. Aber Ines wiederholte immer in kurzen Abständen vor sich hin: Er kommt wieder. Er ist noch immer wiedergekommen! – als ob es eine Zauberformel wäre, an der sie ihr Glück verklammert hielte.

Am Abend gab es einen neuen Schrecken. Ein Teil der Einwohnerschaft und die Badegäste hatten sich auf die Landungsbrücke gestellt, um dem toll gewordenen Kraken zuzusehen, der sich tief unten gelb und schaumbedeckt in seinem Bette wälzte. Ganz vorn an der äußersten Spitze, die in einen dichten Schleier von Gischt gehüllt war und fort und fort von den Stößen der Brecher bebte, stand ein Häuflein Unerschrockener, unter ihnen Frau Ines. Sie war mit hinausgeeilt, als sie hörte, daß die Strömung ihre rückläufige Bewegung nach der Brücke begonnen habe und daß man erwartete, den Ertrunkenen dort antreiben zu sehen. Zwei Mann von der Rettungsmannschaft, das grüne Kreuz am Arm, bewachten sie, daß sie nicht hinabspringe, denn immer, wenn die Welle brach, schien sie etwas langes Schwarzes auszuspeien, das einem menschlichen Körper glich, aber nur ihr eigener Schatten war. Plötzlich barst die Brücke, an deren Pfosten Stunde um Stunde die Brandung rüttelte, in der Mitte auseinander. Über die gestürzten Pfeiler wälzte sich mit Gebrüll der tolle Krake und spie seinen Geifer hoch herauf. Die Vornstehenden waren abgeschnitten, eine Lücke von mehreren Metern klaffte zwischen ihnen und der Fortsetzung der Brücke nach dem Lande zu. Mit Jammergeschrei rannten die Weiber herbei, deren Männer sich auf der gefährdeten Spitze befanden und jeden Augenblick samt dem Gebälk in der Sturzflut verschwinden konnten. Das Rettungswerk war nicht gefahrlos, denn auch von den anderen Pfeilern wankten verschiedene, und die Arbeiter mochten sich dem zitternden Brückenstumpf nicht anvertrauen. Einige Mutigere wagten es, ein Brett herüberzuschieben; es war zu kurz. Geheul vom Lande her, das im Toben des Meeres unterging, begleitete diese Versuche. Endlich war die Verbindung hergestellt, die Abgeschnittenen, zur Vorsicht noch an zugeworfene Seile geknüpft, kamen einer nach dem andern herüber; auch Ines wurde willenlos mitgeschleift. Die Weiber vom Ort schalten hinter ihr drein, das Mitleid war einer Erbitterung gewichen, die in Fremdenhaß auszugehen drohte. – Was haben sie zu uns zu kommen, diese Ausländer, hieß es, und unsere Männer in Gefahr zu stürzen? Können sie nicht daheim ertrinken, statt unsere Küste in Verruf zu bringen?

Ines sah und hörte nichts mehr. Man brachte sie zu Bett und gab ihr Morphium. Als sie eingeschlafen war, kam Frau Durante aus ihrem Zimmer und warf sich schluchzend auf den Stuhl.

Der arme, arme José! So jung und schön und so endigen! Und ich hatte ihn doch so sehr gewarnt.

Wie kamen Sie denn dazu, ihn schon gestern zu warnen? Wußten Sie denn, daß wir heute solchen Sturm haben würden?

Ihr Mann, der Notar, der danebenstand, ergriff das Wort:

Es ist ein alter Volksglaube hier am Strand, daß das Meer auf Sankt Anna sein Opfer wolle.

Aber wir haben ja erst den 20. heut. Bis zu Sankt Anna ist es noch eine volle Woche.

Da richtete die Frau den Kopf auf und sagte leise:

Vor einem Jahr hatten wir einen russischen Offizier in der Pension. Er setzte den ganzen Strand durch seine Schwimm- und Tauchkünste in Verwunderung, die er von den Donschen Kosaken gelernt hatte. Eines Abends erzählte er, daß ihm in der Dämmerung ein sandfarbener Mann ins Gesicht geblickt habe und plötzlich verschwunden sei. Man lachte über den geheimnisvollen Sandgrauen. Aber am andern Mittag lag der Russe mit nassem Haar drüben in dem kleinen Anbau aufgebahrt.

Aberglauben! sagte der Notar grimmig und ging hinaus.

Am Abend bot die lange Küste einen unvergeßlichen Anblick. Am Rande des Wassers schossen zuckende Lichter hin, die bisweilen in der Dunkelheit hoch aufflammten und jäh erloschen, um sich an anderen Stellen wieder zu entzünden. Man konnte sie für Irrlichter halten. Es waren Radfahrer, deren Papierlaternen der Wind in Brand steckte; sie suchten die Küste ab nach dem ausgespülten Leib. Ein Schwager des Ertrunkenen, der die Reise von Rosario mitgemacht hatte und sich in Monsummano aufhielt, war auf die Schreckensdepesche im Auto gekommen und hatte eine Belohnung für denjenigen ausgesetzt, der die Leiche zuerst sichten würde. Eine ganze Freiwilligenschwadron hatte sich danach aufs Rad geworfen, um in der Dunkelheit die Küste abzusuchen, denn alle waren überzeugt, in dieser Nacht würde der Tote angeschwemmt werden. So lange hatte das Meer noch keinen behalten. Aber der Morgen kam, und die Flut hatte ihn nicht gebracht.

Unglückliche Ines! Wohltuende Bewußtlosigkeit umhüllte sie für diese Nacht, während ihr Bruder und die gute Frau Durante abwechselnd an ihrem Bette saßen. Aber das Erwachen war um so grausamer.

Gegen Morgen rief sie mit leiser Stimme, ohne die Augen zu öffnen, in bittendem Ton ihren Gatten: Du bist da, José! Ich weiß, daß du wieder da bist, ich fühle dich. Sag es mir, José, daß du da bist.

Als keine Antwort kam, riß sie entsetzt die schweren Lider auf, sah das leere Bett neben dem ihren, begriff! Mit einem Schrei schnellte sie heraus, schlug von der nur halbgewichenen Betäubung zu Boden, raffte sich wieder auf und sprang ans Fenster. Was sie da sah, war fürchterlich. Der Seesturm war zu einer unerhörten Wut gestiegen. Die Linie des Horizonts befand sich immerzu in wechselnder Bewegung, denn auf der hohen See erhoben sich bald da, bald dort Berge von Wasser, standen einen Augenblick inselhaft und brachen dann in sich zusammen. Gegen das Ufer zu war alles Gischt und Brandung. Der weiße Geifer flog in Schaumbällen weit übers Land. Und draußen in den siedenden Höllentrichtern wurde ihr Geliebter umhergewirbelt. Keine menschliche Phantasie malt sich diese kalte Verzweiflung aus.

Es blieb nichts übrig, als sie in ständiger halber Betäubung zu halten. In lichten Augenblicken suchte man ihr beizubringen, ihr Gatte sei weit von hier gefunden worden und schon beerdigt, um sie auf die Abreise vorzubereiten. Aber sie faßte es nicht, sie wartete weiter. Zuweilen fragte sie nach dem Kinde. Doch dieses fürchtete sich vor dem veränderten Aussehen der Mutter und klammerte sich schreiend an die Mulattin fest. Dann ließ sie sich beruhigen und durch eine neue Gabe Morphium einlullen.

In der folgenden Nacht brach noch obendrein ein Gewitter aus, wie die Küste in Jahrzehnten keines gesehen hatte; es trieb die ganze Ortschaft aus den Betten. Die Blitze fielen Schlag auf Schlag unter erderschütterndem Krachen, sie fielen zumeist ins Meer, nur die hohe Pinie im Garten der Thalassa wurde getroffen. Frau Ines schlief einen Totenschlaf, auch dieser Strahl, von dem das Haus gerüttelt wurde, erweckte sie nicht.

Gott, nimm sie zu dir, laß sie nie wieder erwachen, sagte ihr Bruder mit angstgefalteten Händen.

Sie erwachte endlich doch, aber nur ein Teil von ihr, die Hälfte ihres Bewußtseins blieb umnachtet. Und noch immer trieb ihr Geliebter draußen auf den entsetzlichen Wassern. In welchem Zustand?

Am vierten Morgen glättete sich das Meer, das Gebläse war in der Nacht still geworden. Als ich am Strande ging, der voll von Muscheln und Quallen lag, fand ich diesseits der Flußmündung eine Gruppe Weiber und Kinder um ein Tuch stehend, unter dem sich eine menschliche Gestalt abzeichnete. Ein paar Amtspersonen standen daneben.

Er war es, unter dem meterhohen Lavarone, den die Flut über Nacht absetzte, hatten sie ihn gefunden.

So war er doch zurückgekehrt an den Strand, von dem es ihn weggetragen, an den Ort, der seine Liebe barg. Nur Gott allein weiß, wo er unterdessen gewesen war, an welchen Klippen und Steinen, an welchen Pfosten und Dämmen sich der arme Leib zerschlagen hatte, ehe ihn das Wasser friedlich an die Flußmündung trug. Auf Wunsch des Schwagers wurde er einbalsamiert, um nach der Heimat zurückgeführt zu werden. Als das traurige Geschäft zu Ende war, erschien Ines bleich wie ein Gespenst unter der Tür, man hatte sie nicht länger halten können.

Jetzt muß ich dich schönmachen, sagte sie liebkosend und begann sein feuchtes Haar zu kämmen und zu schlichten. Darauf ging sie geschäftig wieder fort und brachte eine Flasche der edelsten Veilchenessenz, die sie über den Toten ausgoß:

Veilchen, José, dein Lieblingsduft! Unsere Veilchen von Rosario.

Sie sprach spanisch zu ihm, ihre Liebessprache, und bewegte sich wie zwischen Traum und Wachen. Man ließ sie still gewähren und begriff noch gar nicht, daß sie irre war.

Am selben Tage noch fuhren die Argentinier im Auto ab; der Wagen mit der Leiche folgte an die Endstation. Sie haben niemals wieder Nachricht gesendet. Vor kurzem erst erfuhr Frau Durante zufällig durch einen Herrn aus Buenos Aires, daß die schöne Ines ein Jahr nach der schrecklichen Katastrophe in einem Asyl gestorben sei.

Hat das Leben einen Sinn? Hat der Tod einen? Warum durften die zwei Schönsten, Glücklichsten nicht wie ein anderes Paar zusammen grau werden? Warum dem kleinen Liebesgott eine liebeleere Waisenkindheit? Warum? Warum? „Ein Narr wartet auf Antwort."

Nach der Abreise der Argentinier wurde das Meer blau und leuchtend, und bald darauf tummelte sich wieder groß und klein vertrauend in der Flut.

Als ich am Abend heimwärts ging, da sagte die leiseste aller Wellen neben mir blab-blab und legte einen winzig feinen Lavaronestreifen am Ufer ab. Noch einmal kam sie und sagte noch leiser blab-blab, ehe sie entschlief. Dann breitete sich wieder völlige Meeresstille über den tiefblauen Spiegel.

DER MUTIGE REVIERFÖRSTER

OTTO JULIUS BIERBAUM

KÖNIG LEBERECHT, der schon in vorgerückten Jahren befindliche, aber immer noch recht rüstige Beherrscher eines angenehm im Gebiet der mittleren Zone gelegenen Landes, liebte es, die Büchse im Arm, auf hohe Berge zu steigen und dort all das Wild zu erlegen, das man mit viel Mühe und Kunst in die unmittelbare Nähe seines Feuerrohres brachte.

Auf diesen Jagdzügen begleitete ihn, der gerne Menschen um sich hatte, weil er wohl wußte, daß es für Fürsten nicht gut ist, allein zu sein, nicht nur eine Schar bevorzugter Männer des Hof- und Staatsdienstes, sondern auch eine wohlausgewählte Mustergarnitur solcher Leute, die sich durch sachgemäße Überdeckung größerer Leinwandflächen mit Farbe oder durch andere Hantierungen von gewissermaßen künstlerischem Charakter in der Leute Munde gebracht und überdies durch die Annahme des Titels von Professoren bewiesen hatten, daß sie, obwohl keiner ernsthaften Beschäftigung obliegend, doch Sinn für das bürgerlich Reputierliche besaßen.

Es war, und dessen war sich jeder in des Königs Jagdgefolge wohl bewußt, eine große Ehre, mit Seiner Majestät durch die Felder und durch die Auen zu streifen sowie auf schmalen Pfaden die erhabenen Gipfel der Bergwelt zu erklimmen, die wie wenig anderes dazu angetan erscheint, dem Menschen einen Begriff davon zu geben, wie großartig die Welt ist. Indessen, wie die meisten Ehren, so war auch diese mit Anstrengungen und Unbequemlichkeiten verbunden. Schon das Klettern allein erschien den älteren Ministern, Vortragenden Räten, Kammerherren und Kunstprofessoren als eine im Grunde nicht ganz erfreuliche Muskelübung.

Denn abgesehen davon, daß der königliche Bergsteiger schon an und für sich in seiner Eigenschaft als Fürst jenen elastischen und lebhaften Gang hatte, von dem wir immer in den Zeitungen lesen,

wenn von einem in Bewegung befindlichen Landesvater die Rede ist, war König Leberecht auch noch besonders auf diesen Sport trainiert, da er zeit seines Lebens die meisten freien Stunden, die ihm die Regierungsgeschäfte ließen, hauptsächlich dazu verwandt hatte, sich in der ebenso gesunden wie vornehmen Kunst des Kletterns auszubilden. Er wäre, wenn ihm die Schicksalsgöttinnen statt einer Krone einen Gamsbarthut und statt des Zepters einen Bergstock in die Wiege gelegt hätten, zweifellos ein ebenso vortrefflicher Bergführer geworden, wie er nun in Wirklichkeit ein charmanter König geworden war.

Aber die böse Notwendigkeit, mit den untrainierten Beinen des Untertanen den trainierten Beinen des Souveräns in gleichem Schritt und Tritt zu folgen, war noch nicht einmal die fatalste Begleiterscheinung jener ehrenvollen Jagdpartien. Das unangenehmste waren die kalten Bäder, die die höchst badelustige Majestät auf luftiger Höhe im schneekühlen Gewässer munterer Gebirgsbäche zu nehmen liebte und von denen sich keiner ihrer Begleiter ausschließen konnte, da sich der Wasserscheue sonst dem Verdacht ausgesetzt hätte, daß er nicht unter allen Umständen gesonnen sei, seinem höchsten Herren überallhin zu folgen.

Wie viele ministerielle, geheimrätliche, kammerherrliche, kunstprofessorale Schnupfen die Erfüllung dieser harten Untertanenpflicht im Laufe der Jahre zur Folge hatte, darüber besteht keine Statistik, doch darf ruhig angenommen werden, daß ihrer viele und die meisten davon hartnäckiger Natur waren. Denn nicht jeder verträgt zehn Grad Reaumur im Wasser. Die Loyalität ist willig, aber das Fleisch ist schwach.

Nach einem solchen Bade in der Höhe von eintausendfünfhundert Metern bei entsprechender Wassertemperatur begab es sich nun einmal, daß der König, dem von der genossenen Wasserkühle selbst die Finger etwas klamm geworden waren, seine Toilette (mit gebotener Delikatesse zu sprechen) nicht ganz zu Ende führte. Anfangs bemerkte niemand diesen Umstand, da ein jeder nur von dem einen Wunsche beseelt war, die eigene gesunkene Blutwärme durch allseitig luftdichten Verschluß der Kleider wieder in die Höhe zu bringen. Als sich aber später die königliche Jagdgesellschaft auf einem angenehmen Wiesenplan zur Rast niedergelassen hatte, nahm man den kleinen, aber durch seine Örtlichkeit fatal auffälligen Mangel wahr.

Nun ist solche Wahrnehmung selbst unter gewöhnlichen Menschen, wenn der eine nicht gerade die Frau des andern ist, mit einer gewissen Peinlichkeit verbunden. Denn es handelt sich hier, wenn

man der Sache auf den Grund geht, um einen Umstand, der geeignet ist, das sittliche Gefühl zu verletzen, um einen dolus eventualis auf dem besonders heiklen Gebiete der Erbsünde sozusagen. Indessen, schließlich gibt sich doch immer einer den gewissen Ruck, nimmt den Betreffenden (in den meisten Fällen ist es ein alter Professor oder Dichter) beiseite und flüstert (wenn man das Wort „geradezu" im Wappen führt): „Sie, Ihr Hosengürtel ist offen", oder (wenn er delikater ist) mit einem schnellen orientierenden Blick: „Es ist etwas bei Ihnen nicht in Ordnung." Ja es gibt sogar Leute, die selbst bei so peinlichen Gelegenheiten zu frivolen Scherzen aufgelegt sind und etwa die Bemerkung machen: „Sie, verlier'n S' fei' nix!"

Kann man aber so etwas einem Fürsten, einem König sagen? Nein: man kann nicht! Der höfische Stil versagt hier vollkommen. Es gibt durchaus keine Redewendung in der Phraseologie des Umgangs mit Majestäten, die es ermöglichte, derlei vor ein allerhöchstes Ohr zu bringen, als über welchem bei feierlichen Anlässen nur durch ein paar Zentimeter getrennt eine Krone zu sitzen kommt. Sogar der mit allen Essenzen höfischer Eleganz und Wortbiegungskunst gewaschene Zeremonienmeister Baron von Bemsl, der doch eine anerkannte Autorität auf dem Gebiete höfischer Linguistik ist und von dem man hoffte, er werde die schwierige Mission übernehmen und so seinem dichten Lorbeerkranz als königlicher Hausdiplomat ein neues leuchtendes Blatt einverleiben, erklärte, dies überschreite seine Fähigkeiten; dieser Fall sei von einer Heikligkeit, daß man seine Lösung nicht einer Menschenzunge, sondern der Vorsehung selbst überlassen müsse, die übrigens so, fügte er mit anmutiger Zuversicht hinzu, noch immer bewiesen habe, daß sie über das königliche Haus mit besonderer Aufmerksamkeit wache. Sohin (er liebte dieses kuriale Wort) werde ihr auch dieser Umstand nicht entgehen, und sie werde zweifellos Mittel und Wege finden, ihn zu beheben, ohne daß sich ein schwacher Mensch den Mund zu verbrennen brauche.

„Das ist alles sehr schön und sehr gut, und ich bin schon von Ressorts wegen der letzte, der an der Vorsehung zu zweifeln wagt", bemerkte der Kultusminister, dem es trotz eines kaum überstandenen Schüttelfrostes jetzt sehr heiß zumute wurde, „aber sie müßte äußerst schnell eingreifen. Bedenken Sie, lieber Baron, daß uns am Fuße dieses Berges eine Deputation der ländlichen Bevölkerung erwartet, darunter vier weißgekleidete Jungfrauen, von denen die jüngste ein Huldigungsgedicht auswendig gelernt hat. Ich wette meinen Kopf, daß die Jungfrau aus dem Konzept kommt, wenn ihr Blick zufällig auf die derangierte Gegend fällt, und diese infamen Bauernlackel

werden dem höchsten Herrn sämtlich, ich sage Ihnen: sämtlich nicht ins Gesicht sehen, sondern – ebendorthin. Mein Gott, mein Gott! Die Situation ist von einer märchenhaften Scheußlichkeit. Wir können uns, so gern wir dazu bereit sind, hier nicht auf höhere Mächte verlassen: wir müssen selber handeln. Wozu sind Sie denn Zeremonienmeister, wenn Sie sofort versagen, wo es einmal gilt, die durch einen tückischen Zufall bedrohte Würde des Königtums zu retten! Hic Rhodus! Hic salta! Walten Sie Ihres Amtes!"

Der Zeremonienmeister, der es bisher immer zu vermeiden gewußt hatte, in Anwesenheit des Königs Schweiß abzusondern, war nicht imstande, die plebejische Feuchtigkeit zurückzudrängen, die ihm angesichts dieser grauenerregenden Perspektive auf die Stirn trat. Er fühlte die ganze furchtbare Verantwortung, die ihm diese entsetzliche Situation aufbürdete. Er sah das Ansehen des Hofes in Gefahr, die Regierung wanken, den Staat konvulsivischen Zuckungen preisgegeben. Vor seinem inneren Auge jagten sich Feuer, Pulverdampf und blutigrote Wogen der Rebellion. Vor allem aber bebte sein ganzes Gemüt und schoß molkig zusammen wie Milch, wenn's gewittert, bei dem Gedanken, daß seine Stellung auf dem Spiel stand. Denn in der Tat, dieser Toilettenmangel gehörte in sein Ressort, da kein Kammerdiener zugegen war.

Sollte er vielleicht doch ...? Sollte er nicht doch vielleicht mit dem Anstand, den er hatte, diskret sich in den Hüften wiegend, an den König herantreten und mit delikatem Augenniederschlag lispeln: „Majestät haben Allerhöchst geruht, zu vergessen, sich die ..."

Aber bei allen Heiligen und Nothelfern, das geht ja doch nicht! Niemals noch, solange es Zeremonienmeister gibt, haben Zeremonienmeisterlippen derartiges zu einem König zu sagen sich erkühnt.

In seiner fassungslosen Verwirrung überfiel ihn die phantastische Idee, zu den Mitteln der Mimik zu greifen und, sich dicht vor Seine Majestät postierend, an sich selbst, gewissermaßen wie an einem Lehrphantom, scheinbar die Handlung vorzunehmen, die der König an seiner Kleidung tatsächlich unterlassen hatte.

Aber das war ja grotesk, skurril, Wahnsinn! Ebensogut hätte er direkt hingehen und, an das respektive Kleidungsstück der allerhöchsten Person Hand anlegend, den Mangel brevi manu reparieren können – eine Vorstellung, bei der er fast in Tränen hellster Verzweiflung ausgebrochen wäre.

Aber Verzweiflung ist ein zu gelindes Wort, um auszudrücken, in welchem Zustand sich das zeremonienmeisterliche Gemüt befand. Es war der Auflösung nahe. Schon konnte er kaum mehr seine Augen

regieren, die immer nur den einen, sich zu einem ungeheuren Schlund und Abgrund klaffend erweiternden Punkt suchten, der die schauderhafte Quelle dieser unsäglich grausamen Prüfung für ihn war. Gewaltsam mußte er seine Blicke von dort wegwenden, um sie ziellos im Kreise herumirren zu lassen.

Ob denn nicht doch irgendeiner der Anwesenden es wagen würde?

An die Staats- und Hoffunktionäre sich zu wenden war ganz aussichtslos: das fühlte er mit der Gewißheit des Erfahrenen. Aber vielleicht einer dieser Kunstprofessoren?! Unter ihnen, die ja auch sonst zu seinem Entsetzen oft genug gegen den höfischen Ton verstießen, mußte doch einer zu finden sein, der, wenn man ihm einen Orden oder einen Auftrag oder schließlich den persönlichen Adel versprach, das unerhörte, kaum auszudenkende Wagestück unternahm.

Er zog jeden einzeln beiseite, flehte, rang die Hände, versprach schließlich den gebührenfreien Freiherrntitel und die Erblichkeit der Professur in der Familie, eingeschlossen die weibliche Nachkommenschaft – nichts half. Alle erklärten, lieber eine Literflasche Mastixfirnis auf das Wohl des erhabenen Landesherrn leeren zu wollen.

Der Zeremonienmeister hatte das absolut sichere Gefühl, daß der Jüngste Tag herangebrochen sei; in seinen Ohren dröhnten deutlich die Posaunen. Da fiel sein Blick auf den Revierförster Meier, der hinter einem Baum saß und mit Mißmut konstatierte, daß sein Enzianschnaps zu Ende war.

Ein letzter Hoffnungsstrahl flackerte, aber nur ganz schwach, im Ingenium des halbtoten Hofmannes auf. Der Meister des höfischen Parketts trat zum Meister des gebirgigen Forstes und entwickelte ihm, indem er sich bemühte, durch leise Dialektfärbung seiner Sprechweise etwas Volkstümliches zu verleihen, den ganzen Komplex der verhängnisvollen Verlegenheit, hinzufügend, daß er, der biedere Mann aus dem Volk, allein befähigt und berufen sei, den Hof, die Regierung, den Staat zu retten, indem er den König auf jenen Punkt aufmerksam mache, auf jenen Punkt...

„Das Hosentürl? Wenn's weiter nix is?!" meinte Meier.

„Aber Sie dürfen natürlich nicht so geradezu, lieber Meier", flüsterte der Zeremonienmeister, dem doch etwas bange wurde bei dieser schnellen Entschlossenheit des offenbar ganz ungeleckten Bären... „Sie müssen durch die Blume gewissermaßen... von hinten herum sozusagen... abstrakt..." Er fand durchaus nicht die populären Akzente. Das lag zu weit weg von seinem Ressort.

„Versteh schon! Ich kenn mich aus. Von der Schleichseitn zuweripürschen muß ich mich. Nicht gleich mit dem Hosentürl ins

Haus fallen. Beileib! Beileib! Fein andrehn muß man so was. So, in der Art, daß der König meinen könnt', es wär' einem andern sein Hosentürl ...! Schwer is schon. Aber ich hab schon andere Füchse gefangen."

Nach diesen Worten überzeugte sich der Revierförster nochmals, daß seine Flasche vollkommen leer war, schob sie resigniert in seinen Rucksack und stand mit der Miene eines Mannes auf, der heftig nachdenkt und zu allem entschlossen ist.

Der Zeremonienmeister sah ein, daß dieser Mann, wenn nicht vorher der Himmel einfiel, binnen zwei Minuten das Unglaubliche zum Ereignis machen werde. Ihm war zumute, als ob plötzlich der feste Boden unter ihm zu wanken begänne; eine grauslich hohe Woge hob ihn, senkte ihn und führte ihn aufs hohe Meer hinaus, einem ungewissen Schicksal entgegen, das irgendwo den Rachen aufsperrte, ihn zu verschlingen. Wie er bemerkte, daß der Revierförster sich in Bewegung setzte, fühlte er alle Schrecken der Seekrankheit in seinen Eingeweiden. Wie durch einen Schleier, einen gelbgrauen Nebel sah und hörte er, was sich nun begab.

Der Revierförster Meier ging gerade auf den König zu, sah ihn aus seinen katzengrauen Augen zutraulich von unten an, nahm einen bis ins Zeiserlfarbene verschossenen, vor sehr langer Zeit einmal dunkelgrün gewesenen Hut ab und – machte eine Verbeugung. Sodann setzte er seinen Hut wieder auf und stand stramm.

Mit dem scharfen Blick, der ihn stets auszeichnete, bemerkte König Leberecht, daß dieses durchaus reglementswidrige Gebaren seinen Grund in etwas Besonderem haben müsse, und er fragte mit dem huldvollsten Tone, der das erste ist, was ein richtiger König sich anzueignen keine Mühe und Übung scheut:

„Na, Meier, was gibt's?"

(In diesem Augenblick gab es dem Zeremonienmeister einen schmerzlichen Ruck, und er sah sich direkt vis-à-vis dem Rachen des Ungeheuers, das ihn verschlingen wollte. Sein Herzschlag setzte aus. Ein überlebensgroßer Knödel kroch in seiner Speiseröhre mit einer unangenehm schlickernden Abart des Rollens empor und versetzte ihm auch den Atem. Sein letzter Gedanke war der Orden vom heiligen Kajetan, von dem er schon lange träumte. Dann Nacht und Vernichtung.)

Meier aber trat einen Schritt vor und sprach mit der markig festen Stimme des deutschen Mannes, der keine Menschenfurcht kennt: „Ich möchte bloß die hohen Herrschaften was fragen."

Alles war starr. Keiner begriff. Auch König Leberecht nicht. Aber

sein Ton war doch noch immer huldvollst, als er sagte: „Fragen Sie nur zu, Meier!“

Und Meier ließ seine Stimme fröhlich erschallen und sprach: „Wie wär’s denn, meine Herrschaften, wenn wir alle miteinander unsere Hosentürln zumachten?“

Eine Reflexbewegung seiner Hände belehrte den König über den Sinn dieser rhetorischen Frage. Er richtete, was zu richten war, und lachte dann so herzlich laut auf, daß seine Umgebung überzeugt sein konnte, es sei durchaus im Sinne der Etikette gehandelt, wenn sie mitlachte. Und da es zugleich ein Lachen der Befreiung war, war es ein brausendes, dröhnendes, herzerfreuendes Lachen.

Selbst die Spechte, die die hohen Stämme der Fichten bepochten, hielten mit Hämmern inne und lachten mit.

Der Zeremonienmeister aber erwachte unter diesem Ensemblesatz des Vergnügens zu neuem Leben und fand sogleich, daß es unschicklich sei, in der allerhöchsten Nähe zu wiehern wie unerzogene Rösser. Wäre ihm nicht gleichzeitig jener fatale Knödel gottlob zergangen und verschwunden, so daß er wieder frei atmen und sich im Vollbesitz seiner Contenance fühlen konnte, hätte er noch einen schlimmeren Vergleich gewählt.

König Leberecht aber sprach, indem er dem Revierförster eine Zigarre anbot (die dieser jetzt noch und mit der ausgesprochenen Absicht, daß sie bis ans Ende der Tage dort bleiben soll, in einem Glaskasten aufbewahrt): „Meier, Sie sind ein ganzer Kerl. Schade, daß ich Sie nicht in der Regierung verwenden kann. – Ja, meine Herren“, und damit wandte er sich zu den übrigen, „das Volk, das Volk...! Es ist eine schöne Sache um das Volk...!“

GESPENSTER

MARIE LUISE KASCHNITZ

Marie Luise Kaschnitz

OB ICH schon einmal eine Gespenstergeschichte erlebt habe? O ja, gewiß – ich habe sie auch noch gut im Gedächtnis und will sie Ihnen erzählen. Aber wenn ich damit zu Ende bin, dürfen Sie mich nichts fragen und keine Erklärung verlangen, denn ich weiß gerade nur so viel, wie ich Ihnen berichte und kein Wort mehr.

Das Erlebnis, das ich im Sinn habe, begann im Theater, und zwar im Old Vic Theatre in London, bei einer Aufführung Richards II. von Shakespeare. Ich war damals zum ersten Mal in London und mein Mann auch, und die Stadt machte einen gewaltigen Eindruck auf uns. Wir wohnten ja für gewöhnlich auf dem Lande, in Österreich, und natürlich kannten wir Wien und auch München und Rom, aber was eine Weltstadt war, wußten wir nicht. Ich erinnere mich, daß wir schon auf dem Weg ins Theater, auf den steilen Rolltreppen der Untergrundbahn hinab- und hinaufschwebend und im eisigen Schluchtenwind der Bahnsteige den Zügen nacheilend, in eine seltsame Stimmung von Erregung und Freude gerieten und daß wir dann vor dem noch geschlossenen Vorhang saßen, wie Kinder, die zum ersten Mal ein Weihnachtsmärchen auf der Bühne sehen. Endlich ging der Vorhang auf, das Stück fing an, bald erschien der junge König, ein hübscher Bub, ein Playboy, von dem wir doch wußten, was das Schicksal mit ihm vorhatte, wie es ihn beugen würde und wie er schließlich untergehen sollte, machtlos aus eigenem Entschluß. Aber während ich an der Handlung sogleich den lebhaftesten Anteil nahm und hingerissen von den glühenden Farben des Bildes und der Kostüme keinen Blick mehr von der Bühne wandte, schien Anton abgelenkt und nicht recht bei der Sache, so als ob mit einem Male etwas anderes seine Aufmerksamkeit gefangengenommen hätte. Als ich mich einmal, sein Einverständnis suchend, zu ihm wandte, bemerkte ich, daß er gar nicht auf die Bühne schaute und kaum darauf

hörte, was dort gesprochen wurde, daß er vielmehr eine Frau ins Auge faßte, die in der Reihe vor uns, ein wenig weiter rechts, saß und die sich auch einige Male halb nach ihm umdrehte, wobei auf ihrem verlorenen Profil so etwas wie ein schüchternes Lächeln erschien.

Anton und ich waren zu jener Zeit schon sechs Jahre verheiratet, und ich hatte meine Erfahrungen und wußte, daß er hübsche Frauen und junge Mädchen gern ansah, sich ihnen auch mit Vergnügen näherte, um die Anziehungskraft seiner schönen, südländisch geschnittenen Augen zu erproben. Ein Grund zu rechter Eifersucht war solches Verhalten für mich nie gewesen, und eifersüchtig war ich auch jetzt nicht, nur ein wenig ärgerlich, daß Anton über diesem stärkenden Zeitvertreib versäumte, was mir so besonders erlebenswert erschien. Ich nahm darum weiter keine Notiz von der Eroberung, die zu machen er sich anschickte; selbst als er einmal, im Verlauf des ersten Aktes meinen Arm leicht berührte und mit einem Heben des Kinns und Senken der Augenlider zu der Schönen hinüberdeutete, nickte ich nur freundlich und wandte mich wieder der Bühne zu. In der Pause gab es dann freilich kein Ausweichen mehr. Anton schob sich nämlich, so rasch er konnte, aus der Reihe und zog mich mit sich zum Ausgang, und ich begriff, daß er dort warten wollte, bis die Unbekannte an uns vorüberging, vorausgesetzt, daß sie ihren Platz überhaupt verließ. Sie machte zunächst dazu freilich keine Anstalten, es zeigte sich nun auch, daß sie nicht allein war, sondern in Begleitung eines jungen Mannes, der, wie sie selbst, eine zarte bleiche Gesichtsfarbe und rötlichblonde Haare hatte und einen müden, fast erloschenen Eindruck machte. Besonders hübsch ist sie nicht, dachte ich, und übermäßig elegant auch nicht, in Faltenrock und Pullover, wie zu einem Spaziergang über Land. Und dann schlug ich vor, draußen auf und ab zu gehen, und begann über das Stück zu sprechen, obwohl ich schon merkte, daß das ganz sinnlos war.

Denn Anton ging nicht mit mir hinaus, und er hörte mir auch gar nicht zu. Er starrte in fast unhöflicher Weise zu dem jungen Paar hinüber, das sich jetzt erhob und auf uns zu kam, wenn auch merkwürdig langsam, fast wie im Schlaf. Er kann sie nicht ansprechen, dachte ich, das ist hier nicht üblich, das ist nirgends üblich, aber hier ist es ein unverzeihliches Vergehen. Indessen ging das Mädchen schon ganz nahe an uns vorbei, ohne uns anzusehen, das Programm fiel ihm aus der Hand und wehte auf den Teppich, wie früher einmal ein Spitzentüchlein, suivez-moi, Anknüpfungsmittel einer lange vergangenen Zeit. Anton bückte sich nach dem glänzenden Heftchen,

aber statt es zurückzureichen, bat er, einen Blick hineinwerfen zu dürfen, tat das auch, murmelte in seinem kläglichen Englisch allerlei Ungereimtes über die Aufführung und die Schauspieler und stellte den Fremden endlich sich und mich vor, was den jungen Mann nicht wenig zu erstaunen schien. Ja, Erstaunen und Abwehr zeigten sich auch auf dem Gesicht des jungen Mädchens, obwohl es doch sein Programm augenscheinlich mit voller Absicht hatte fallen lassen und obwohl es jetzt meinem Mann ganz ungeniert in die Augen schaute, wenn auch mit trübem, gleichsam verhangenem Blick. Die Hand, die Anton nach kontinentaler Sitte arglos ausgestreckt hatte, übersah sie, nannte auch keinen Namen, sondern sagte nur, wir sind Bruder und Schwester, und der Klang ihrer Stimme, der überaus zart und süß und gar nicht zum Fürchten war, flößte mir einen merkwürdigen Schauder ein. Nach diesen Worten, bei denen Anton wie ein Knabe errötete, setzten wir uns in Bewegung, wir gingen im Wandelgang auf und ab und sprachen stockend belanglose Dinge, und wenn wir an den Spiegeln vorüberkamen, blieb das fremde Mädchen stehen und zupfte an seinen Haaren und lächelte Anton im Spiegel zu. Und dann läutete es, und wir gingen zurück auf unsere Plätze, und ich hörte zu und sah zu und vergaß die englischen Geschwister, aber Anton vergaß sie nicht. Er blickte nicht mehr so oft hinüber, aber ich merkte doch, daß er nur darauf wartete, daß das Stück zu Ende war und daß er sich den entsetzlichen und einsamen Tod des gealterten Königs kein bißchen zu Herzen nahm. Als der Vorhang gefallen war, wartete er das Klatschen und das Wiedererscheinen der Schauspieler gar nicht ab, sondern drängte zu den Geschwistern hinüber und sprach auf sie ein, offenbar überredete er sie, ihm ihre Garderobemarken zu überlassen, denn mit einer ihm sonst ganz fremden, unangenehmen Behendigkeit schob und wand er sich gleich darauf durch die ruhig wartenden Zuschauer und kehrte bald mit Mänteln und Hüten beladen zurück; und ich ärgerte mich über seine Beflissenheit und war überzeugt davon, daß wir von unseren neuen Bekannten am Ende kühl entlassen werden würden und daß mir, nach der Erschütterung, die ich durch das Trauerspiel erfahren hatte, nichts anderes bevorstand, als mit einem enttäuschten und schlechtgelaunten Anton nach Hause zu gehen.

Es kam aber alles ganz anders, weil es, als wir angezogen vor die Tür traten, stark regnete, keine Taxis zu haben waren und wir uns in dem einzigen, das Anton mit viel Rennen und Winken schließlich auftreiben konnte, zu viert zusammenzwängten, was Heiterkeit und Gelächter hervorrief und auch mich meinen Unmut vergessen ließ.

Wohin? fragte Anton, und das Mädchen sagte mit seiner hellen süßen Stimme: Zu uns. Es nannte dem Chauffeur Straße und Hausnummer und lud uns, zu meinem großen Erstaunen, zu einer Tasse Tee ein. Ich heiße Vivian, sagte sie, und mein Bruder heißt Laurie, und wir wollen uns mit den Vornamen nennen. Ich sah das Mädchen von der Seite an und war überrascht, um wieviel lebhafter es geworden war, so als sei es vorher gelähmt gewesen und sei erst jetzt in unserer oder in Antons körperlicher Nähe imstande, seine Glieder zu rühren. Als wir ausstiegen, beeilte sich Anton, den Fahrer zu bezahlen, und ich stand da und sah mir die Häuser an, die aneinandergebaut und alle völlig gleich waren, schmal mit kleinen, tempelartigen Vorbauten und mit Vorgärten, in denen überall dieselben Pflanzen wuchsen, und ich dachte unwillkürlich, wie schwer es doch sein müsse, ein Haus hier wiederzuerkennen, und war fast froh, im Garten der Geschwister doch etwas Besonderes, nämlich eine sitzende steinerne Katze zu sehen. Währenddessen hatte Laurie die Eingangstür geöffnet, und nun stiegen er und seine Schwester vor uns eine Treppe hinauf. Anton nahm die Gelegenheit wahr, um mir zuzuflüstern, ich kenne sie, ich kenne sie gewiß, wenn ich nur wüßte, woher. Oben verschwand Vivian gleich, um das Teewasser aufzusetzen, und Anton fragte ihren Bruder aus, ob sie beide in letzter Zeit im Ausland gewesen seien und wo. Laurie antwortete zögernd, beinahe gequält, ich konnte nicht unterscheiden, ob ihn die persönliche Frage abstieß oder ob er sich nicht erinnern konnte, fast schien es so, denn er strich sich ein paarmal über die Stirn und sah unglücklich aus. Er ist nicht ganz richtig, dachte ich, alles ist nicht ganz richtig, ein sonderbares Haus, so still und dunkel und die Möbel von Staub bedeckt, so als seien die Räume seit langer Zeit unbewohnt. Sogar die Birnen der elektrischen Lampen waren ausgebrannt oder ausgeschraubt, man mußte Kerzen anzünden, von denen viele in hohen Silberleuchtern auf den alten Möbeln standen. Das sah nun freilich hübsch aus und verbreitete Gemütlichkeit. Die Tassen, welche Vivian auf einem gläsernen Tablett hereinbrachte, waren auch hübsch, zart und schön blau gemustert, ganze Traumlandschaften waren auf dem Porzellan zu erkennen. Der Tee war stark und schmeckte bitter, Zucker und Rahm gab es dazu nicht. Wovon sprecht ihr, fragte Vivian und sah Anton an, und mein Mann wiederholte seine Fragen mit beinahe unhöflicher Dringlichkeit. Ja, antwortete Vivian sofort, wir waren in Österreich, in – aber nun brachte auch sie den Namen des Ortes nicht heraus und starrte verwirrt auf den runden, von einer feinen Staubschicht bedeckten Tisch.

In diesem Augenblick zog Anton sein Zigarettenetui heraus, ein flaches goldenes Etui, das er von seinem Vater geerbt hatte und das er, entgegen der herrschenden Mode, Zigaretten in ihren Packungen anzubieten, noch immer benutzte. Er klappte es auf und bot uns allen an, und dann machte er es wieder zu und legte es auf den Tisch, woran ich mich am nächsten Morgen, als er es vermißte, noch gut erinnern konnte.

Wir tranken also Tee und rauchten, und dann stand Vivian plötzlich auf und drehte das Radio an, und über allerhand grelle Klang- und Stimmfetzen glitt der Lautsprecherton in eine sanft klirrende Tanzmusik. Wir wollen tanzen, sagte Vivian und sah meinen Mann an, und Anton erhob sich sofort und legte den Arm um sie. Ihr Bruder machte keine Anstalten, mich zum Tanzen aufzufordern, so blieben wir am Tisch sitzen und hörten der Musik zu und betrachteten das Paar, das sich im Hintergrund des großen Zimmers hin und her bewegte. So kühl sind die Engländerinnen also nicht, dachte ich und wußte schon, daß ich etwas anderes meinte, denn Kühle, eine holde, sanfte Kühle, ging nach wie vor von dem fremden Mädchen aus, zugleich aber auch eine seltsame Gier, da sich ihre kleinen Hände wie Saugnäpfe einer Kletterpflanze an den Schultern meines Mannes festhielten und ihre Lippen sich lautlos bewegten, als formten sie Ausrufe der höchsten Bedrängnis und Not. Anton, der damals noch ein kräftiger junger Mann und ein guter Tänzer war, schien von dem ungewöhnlichen Verhalten seiner Partnerin nichts zu bemerken, er sah ruhig und liebevoll auf sie herunter, und manchmal schaute er auf dieselbe Weise auch zu mir herüber, als wolle er sagen, mach dir keine Gedanken, es geht vorüber, es ist nichts. Aber obwohl Vivian so leicht und dünn mit ihm hinschwebte, schien dieser Tanz, der, wie es bei Radiomusik üblich ist, kein Ende nahm und nur in Rhythmus und Melodie sich veränderte, ihn ungebührlich anzustrengen, seine Stirn war bald mit Schweißtropfen bedeckt, und wenn er einmal mit Vivian nahe bei mir vorüberkam, konnte ich seinen Atem fast wie ein Keuchen oder Stöhnen hören. Laurie, der ziemlich schläfrig an meiner Seite saß, fing plötzlich an, zu der Musik den Takt zu schlagen, wozu er geschickt bald seine Fingerknöchel, bald den Teelöffel verwendete, auch mit dem Zigarettenetui meines Mannes synkopisch auf den Tisch klopfte, was alles der Musik etwas atemlos Drängendes verlieh und mich in plötzliche Angst versetzte. Eine Falle, dachte ich, sie haben uns hier heraufgelockt, wir sollen ausgeraubt oder verschleppt werden, und gleich darauf, was für ein verrückter Gedanke, wer sind wir schon, unwichtige Fremde, Touri-

sten, Theaterbesucher, die nichts bei sich haben als ein bißchen Geld, um notfalls nach der Vorstellung noch etwas essen zu gehen. Plötzlich wurde ich sehr schläfrig, ich gähnte ein paarmal verstohlen. War nicht der Tee, den wir getrunken hatten, außergewöhnlich bitter gewesen, und hatte Vivian die Tassen nicht schon eingeschenkt hereingebracht, so daß sehr wohl in den unseren ein Schlafmittel hätte aufgelöst sein können und in denen der englischen Geschwister nicht? Fort, dachte ich, heim ins Hotel, und suchte den Blick meines Mannes wieder, der aber nicht zu mir hersah, sondern jetzt die Augen geschlossen hielt, während das zarte Gesicht seiner Tänzerin ihm auf die Schulter gesunken war.

Wo ist das Telefon? fragte ich unhöflich, ich möchte ein Taxi bestellen. Laurie griff bereitwillig hinter sich, der Apparat stand auf einer Truhe, aber als Laurie den Hörer abnahm, war kein Summzeichen zu vernehmen. Laurie zuckte nur bedauernd mit den Achseln, aber Anton war jetzt aufmerksam geworden, er blieb stehen und löste seine Arme von dem Mädchen, das verwundert zu ihm aufschaute und beängstigend schwankte, wie eine zarte Staude im Wind. Es ist spät, sagte mein Mann, ich fürchte, wir müssen jetzt gehen. Die Geschwister machten zu meiner Überraschung keinerlei Einwände, nur noch ein paar freundliche und höfliche Worte wurden gewechselt, Dank für den reizenden Abend und so weiter, und dann brachte der schweigsame Laurie uns die Treppe hinunter zur Haustür, und Vivian blieb auf dem Absatz oben stehen, lehnte sich über das Geländer und stieß kleine, vogelleichte Laute aus, die alles bedeuten konnten oder auch nichts.

Ein Taxistand war in der Nähe, aber Anton wollte ein Stück zu Fuß gehen, er war zuerst still und wie erschöpft und fing dann plötzlich lebhaft zu reden an. Gesehen habe er die Geschwister bestimmt schon irgendwo und vor nicht langer Zeit, wahrscheinlich in Kitzbühel im Frühjahr, das sei ja gewiß ein für Ausländer schwer zu behaltender Name, kein Wunder, daß Vivian nicht auf ihn gekommen sei. Er habe jetzt sogar etwas ganz Bestimmtes im Sinn, vorhin, beim Tanzen, sei es ihm eingefallen, eine Bergstraße, ein Hinüber- und Herübersehen von Wagen zu Wagen, in dem einen habe er gesessen, allein, und in dem andern, einem roten Sportwagen, die Geschwister, das Mädchen am Steuer, und nach einer kurzen Stockung im Verkehr, einem minutenlangen Nebeneinanderfahren, habe es ihn überholt und sei davongeschossen auf eine schon nicht mehr vernünftige Art. Ob sie nicht hübsch sei und etwas Besonderes, fragte Anton gleich darauf, und ich sagte, hübsch schon und etwas Besonderes

schon, aber ein bißchen unheimlich, und ich erinnerte ihn an den modrigen Geruch in der Wohnung und an den Staub und das abgestellte Telefon. Anton hatte von dem allem nichts bemerkt und wollte auch jetzt nichts davon wissen, aber streitlustig waren wir beide nicht, sondern sehr müde, und darum hörten wir nach einer Weile auf zu sprechen und fuhren ganz friedlich nach Hause ins Hotel und gingen zu Bett.

Für den nächsten Vormittag hatten wir uns die Tate-Galerie vorgenommen, wir besaßen auch schon einen Katalog dieser berühmten Bildersammlung, und beim Frühstück blätterten wir darin und überlegten uns, welche Bilder wir anschauen wollten und welche nicht. Aber gleich nach dem Frühstück vermißte mein Mann sein Zigarettenetui, und als ich ihm sagte, daß ich es auf dem Tisch bei den englischen Geschwistern zuletzt gesehen hätte, schlug er vor, daß wir es noch vor dem Besuch des Museums dort abholen sollten. Ich dachte gleich, er hat es absichtlich liegenlassen, aber ich sagte nichts. Wir suchten die Straße auf dem Stadtplan, und dann fuhren wir mit einem Autobus bis zu einem Platz in der Nähe. Es regnete nicht mehr, ein zartgoldener Frühherbstnebel lag über den weiten Parkwiesen, und große Gebäude mit Säulen und Giebeln tauchten auf und verschwanden wieder geheimnisvoll im wehenden Dunst.

Anton war sehr guter Laune und ich auch. Ich hatte alle Beunruhigung des vergangenen Abends vergessen und war gespannt, wie sich unsere neuen Bekannten im Tageslicht ausnehmen und verhalten würden. Ohne Mühe fanden wir die Straße und auch das Haus und waren nur erstaunt, alle Läden heruntergelassen zu sehen, so als ob drinnen noch alles schliefe oder die Bewohner zu einer langen Reise aufgebrochen seien. Da sich auf mein erstes schüchternes Klingeln hin nichts rührte, schellten wir dringlicher, schließlich fast ungezogen lange und laut. Ein altmodischer Messingklopfer befand sich auch an der Tür, und auch diesen betätigten wir am Ende, ohne daß sich drinnen Schritte hören ließen oder Stimmen laut wurden. Schließlich gingen wir fort, aber nur ein paar Häuser weit die Straße hinunter, dann blieb Anton wieder stehen. Es sei nicht wegen des Etuis, sagte er, aber es könne den jungen Leuten etwas zugestoßen sein, eine Gasvergiftung zum Beispiel, Gaskamine habe man hier überall, und er habe auch einen im Wohnzimmer gesehen. An eine mögliche Abreise der Geschwister wollte er nicht glauben, auf jeden Fall müsse die Polizei gerufen werden, und er habe auch jetzt nicht die Ruhe, im Museum Bilder zu betrachten. Inzwischen hatte sich der Nebel gesenkt, ein schöner, blauer Nachsommerhimmel stand über der wenig

befahrenen Straße und über dem Haus Nr. 79, das, als wir nun zurückkehrten, noch ebenso still und tot dalag wie vorher.

Die Nachbarn, sagte ich, man muß die Nachbarn fragen, und schon öffnete sich ein Fenster im nächsten, zur Rechten gelegenen Haus, und eine dicke Frau schüttelte ihren Besen über den hübschen Herbstastern des Vorgärtchens aus. Wir riefen sie an und versuchten, uns ihr verständlich zu machen. Einen Familiennamen wußten wir nicht, nur Vivian und Laurie, aber die Frau schien sofort zu wissen, wen wir meinten. Sie zog ihren Besen zurück, legte ihre starke Brust in der geblümten Bluse auf die Fensterbank und sah uns erschrocken an. Wir waren hier im Haus, sagte Anton, noch gestern abend, wir haben etwas liegengelassen, das möchten wir jetzt abholen, und die Frau machte plötzlich ein mißtrauisches Gesicht. Das sei unmöglich, sagte sie mit ihrer schrillen Stimme, nur sie habe den Schlüssel, das Haus stünde leer. Seit wann, fragte ich unwillkürlich und glaubte schon, daß wir uns doch in der Hausnummer geirrt hätten, obwohl im Vorgarten, nun im hellen Sonnenlicht, die steinerne Katze lag.

Seit drei Monaten, sagte die Frau ganz entschieden, seit die jungen Herrschaften tot sind. Tot? fragten wir und fingen an, durcheinanderzureden, lächerlich, wir waren gestern zusammen im Theater, wir haben bei ihnen Tee getrunken und Musik gemacht und getanzt.

Einen Augenblick, sagte die dicke Frau und schlug das Fenster zu, und ich dachte schon, sie würde jetzt telefonieren und uns fortbringen lassen, ins Irrenhaus oder auf die Polizei. Sie kam aber gleich darauf auf die Straße hinaus, mit neugierigem Gesicht, ein großes Schlüsselbund in der Hand. Ich bin nicht verrückt, sagte sie, ich weiß, was ich sage, die jungen Herrschaften sind tot und begraben, sie waren mit dem Wagen im Ausland und haben sich dort den Hals gebrochen, irgendwo in den Bergen, mit ihrem blödsinnig schnellen Fahren.

In Kitzbühel? fragte mein Mann entsetzt, und die Frau sagte, so könne der Ort geheißen haben, aber auch anders, diese ausländischen Namen könne niemand verstehen. Indessen ging sie uns schon voraus, die Stufen hinauf und sperrte die Tür auf, wir sollten nur sehen, daß sie die Wahrheit spreche und daß das Haus leer sei, von ihr aus könnten wir auch in die Zimmer gehen, aber Licht könne sie nicht anmachen, sie habe die elektrischen Birnen für sich herausgeschraubt, der Herr Verwalter habe nichts dagegen gehabt.

Wir gingen hinter der Frau her, es roch dumpf und muffig, und ich faßte auf der Treppe meinen Mann bei der Hand und sagte, es war einfach eine ganz andere Straße, oder wir haben alles nur geträumt,

zwei Menschen können genau denselben Traum haben in derselben Nacht, so etwas gibt es, und jetzt wollen wir gehen. Ja, sagte Anton ganz erleichtert, du hast recht, was haben wir hier zu suchen, und er blieb stehen und griff in die Tasche, um etwas Geld herauszuholen, das er der Nachbarsfrau für ihre Mühe geben wollte. Die war aber schon oben ins Zimmer getreten, und wir mußten ihr nachlaufen und auch in das Zimmer hineingehen, obwohl wir dazu schon gar keine Lust mehr hatten und ganz sicher waren, daß das Ganze eine Verwechslung oder eine Einbildung war. Kommen Sie nur, sagte die Frau und fing an, einen Laden heraufzuziehen, nicht völlig, nur ein Stückchen, nur so weit, daß man alle Möbel deutlich erkennen konnte, besonders einen runden Tisch mit Sesseln drum herum und mit einer feinen Staubschicht auf der Platte, einen Tisch, auf dem nur ein einziger Gegenstand, der jetzt von einem Sonnenstrahl getroffen aufleuchtete, ein flaches, goldenes Zigarettenetui, lag.

DIE HOHLE NUSS

OSKAR MARIA GRAF

Auf dem Gottesacker des Pfarr- und Gemeindedorfes Redering in der mittleren Inngegend, seitab von den anderen Gräbern, erhebt sich ein einfaches, einschichtiges Monument aus Tropfsteinen mit einer eingelassenen, schwarzen Marmortafel, auf welcher in Goldschrift folgende Worte eingraviert sind:

„Hier ruht in Gott
Johann Nepomuk Grandlseder, Gütler von Ried,
geb. am 12. Januar 1864, gest. am 24. Februar 1929.“

Immergrüner Efeu umrankt den Stein, und man meint, es steht sonst nichts mehr auf der Tafel. Drückt man aber das dichte, ver-

schlungene Gezweig am unteren Ende etwas beiseite, so entdeckt man den seltsamen Spruch: „Die menschliche Gerechtigkeit ist eine harte Nuß / Gib Dir aber keine Mühe, selbige aufzuschlagen / Laß es bleiben – die Nuß ist auch bloß hohl und leer.“ Das hat mich seinerzeit veranlaßt, über den Gütler Grandlseder mehr zu erfahren, und hier ist seine Geschichte.

Ried ist ein kleiner Ort unweit von Redering. Ungefähr vierzehn niedere Bauernhäuser sind's im ganzen. In die Kirche geht man nach Redering, und zur Gemeinde gehört man auch dorthin. Das Häusl vom seligen Grandlseder steht, wenn man ins Dörflein kommt, rechter Hand von der Straße, auf einer kleinen, buckligen Anhöhe. Kein Zaun ist darum, ein einziger Nußbaum steht davor, und kahl und leer schauen dich die Fenster an. Kein Mensch wohnt heute mehr darinnen, nur der Grießl bringt jedes Jahr sein übriges Heu in Stall und Tenne unter. Redering selber ist ein ziemlich umfängliches Dorf mit vier Wirtshäusern und großen Bauernhöfen. Man könnte es für einen angehenden Marktflecken anschauen. Pfarrhof und Schule sind dort und seit neuester Zeit sogar eine Gendarmeriestation.

Der Johann Nepomuk Grandlseder kam ein Jahr nach der Revolution nach Ried und kaufte sich das Häusl, das damaliger Zeit dem Ignaz Leitl gehört hat. Der ist auf das hin in die Stadt gezogen und hat eine Wäscherei angefangen. Der Grandlseder fiel gleich von Anfang an auf in der Gegend. Erstens, weil er nicht verheiratet, zweitens, weil er sich den Haushalt selber besorgte, und drittens, weil er die vier Tagwerk Grund, welche zum Haus gehörten, Jahr für Jahr mit Gras bewachsen ließ, weiter nichts. Er hielt sich zwei Ziegen, für die war das Heu Futter genug.

Nun fragt man sich selbstredend, wenn irgendein neuer Mensch ins Dorf kommt, was mit ihm los ist. Insonderheit, wenn selbiger Neuling auf einem Gütl haust und so gar nichts dazu tut, was darauf schließen läßt, daß er sein Auskommen hat. *Das* aber wurde beim Grandlseder lange Zeit nicht klar, absolut nicht. Der Gütler war nicht etwa ein leutscheuer Mensch, nein, nein, das gar nicht. Er ging sonntags zum Hochamt wie alle, hockte nach der Kirche in der Wirtschaft wie jeder, trank seine zwei bis fünf Maß Bier und stand jedem Rede und Antwort, der was wissen wollte von ihm. Wie aber das schon ist – direkt fragen tut man auf einem Dorf nicht. Mißtrauisch ist man und denkt, der andere erzählt ja doch bloß das, was gewissermaßen einleuchtet und nicht weiter verfängt. Der müßte ja ein Kindskopf sein, wenn er was Nachträgliches über sich sagen würde.

Also gut, und da erfuhr man, daß der Grandlseder Schäfer im

Schwäbischen gewesen sei und sich in all den langen Jahren allem Anschein nach so viel Geld erspart hatte, daß er sich das Gütl kaufen konnte, des weiteren, daß er sein Auskommen habe und wiederum – halt, halt, gemach!

„Schäfer bist d' g'wesen, sogst?" fragte ihn der Hamp von Tafelberg einmal beim Postbräu in Redering: „Jaaa, mei Oite hat's scho seit zwoa Johr am Kreuz ... Woaßt mir do nix, dös wo hilft? ... Schäfer kenna si' doch allweil a wenig aus mit'm Kuriern ..."

Der Grandlseder tat nicht verblüfft und nickte. Die Bauern am Tisch aber wurden aufmerksamer und musterten den spitzbärtigen, hageren Menschen mit lauernden Blicken. Arglos sagte der Grandlseder zum Hamp in bezug auf dessen kranke Eh'hälfte: „Ja, da müassert i halt z'erst a mal an Urin sehn ... Nachher kunnt schon sein, daß i ihrer helfen kunnt, am Wirtstisch laßt si' dös net sog'n ..."

Das war sozusagen die Entscheidung. Der Hamp brachte am anderen Tag den Urin zum Grandlseder. Der untersuchte ihn und gab dem Bauern eine Literflasche gallbitteres Gesöff mit. Die Bäuerin nahm jeden Tag einen Kaffeelöffel voll davon. Die erste Zeit mußte sie sich erbrechen, kam herunter, magerte ab, wurde sterbenselendiglich, der Hamp kam zum Grandlseder und klagte, der Gütler wiederum suchte die Kranke auf und musterte das gelbe, eingefallene Gesicht der Bäuerin bloß so beiläufig. Alsdann sagte er völlig ruhig: „Hat si' schon draht... In vierzehn Tog steht's auf, dei Oite... Da garantier i ..." Er ging – und richtig, die Hampin wurde besser. In vierzehn Tagen arbeitete sie bereits wieder herum wie eine Junge. Dieses Vorkommnis verbreitete sich wie ein Lauffeuer. Der Gütler bekam Zulauf von weither, und allerorts hatten seine Kuren den besten Erfolg. Er wurde verehrt, mächtig, ja, sogar ein wenig gefürchtet. Da aber kamen die Ärzte von Wimbling dahinter und klagten Grandlseder an. Einen rebellischen Prozeß gab es, alle Bauern aus der Umgegend erschienen, alle Kurierten legten gutes Zeugnis ab über den Wunderdoktor. Drohungen gegen die Ärzte wurden im Gerichtssaal laut, gefährlich schaute es mitunter aus, polizeiliche Verstärkung wurde angeordnet und die Ruhestörer aus dem Saal gewiesen. Trotzdem daß man dem Grandlseder keinen einzigen Mißerfolg seiner Kuren nachsagen konnte, wenngleich erwiesen wurde, daß er nicht einmal etwas verlangt hatte für seine Tätigkeit – er wurde zu einer geringen Geldstrafe verurteilt, und sein Handwerk wurde ihm, wie sich die schadenfrohen Ärzte ausdrückten, endgültig gelegt. Das aber brachte die ganzen Bauern des weitläufigen Gaues in Harnisch. Jetzt war der Gütler erst recht ein Wundermann für sie. Gesammelt wurde

für ihn, die Geldstrafe zahlten seine Anhänger, die Gendarmen, welche in den nächsten Tagen in Ried herumschnüffelten, wurden verprügelt. Zu den Wimblinger Ärzten kam kein Mensch mehr, anonyme Drohbriefe gingen ihnen zu, auf dem flachen Land konnte sich keiner mehr sehen lassen, und dem Bezirksarzt wurden in der Nacht einmal sämtliche Fenster eingeworfen. „Sauhund! Judas! Verräter!“ war auf die Steine mit Teer gemalt, die der erschreckte Doktor vorfand. Eine Gerichtsverhandlung jagte die andere, Burschen und Bauern wurden zu Gefängnisstrafen verurteilt, und es sah fast heldenhaft und revolutionär aus, wenn sie nach dem Urteilsspruch die Faust hoben und laut und drohend die Richter anschrien: „Ganz gleich! Macht gar nix! Hoch der Grandlseder!“

Im Wimbling-Rederinger Viertel nämlich leben noch ziemlich gesetzesverächterische, amtsaufsässige Bauern mit steinharten Köpfen. Bei den Burschen sitzt das Messer locker, und eine Strafe wegen Rauferei gilt nicht als ehrlos. Es wurde nicht mehr ruhig im Gau. Das Bezirksamt suchte zu vermitteln, denn die Rebellion griff bereits so weit über, daß die Bauern Steuerverweigerung propagierten. Kurzum, der Pfarrer von Redering kam einmal zum Bezirksamtmann nach Wimbling, und die zwei besprachen sich. Man erfuhr nichts Genaueres, aber von da ab hörte auf einmal die Hetze gegen den Grandlseder auf. Kein Gendarm ließ sich mehr blicken. Es machte den Eindruck, als wenn die Behörden einfach in ihrer Ratlosigkeit ein Auge zudrückten oder – wie sich's die Bauern zurechtdachten – hinterlistig warteten, bis man dem kurpfuschenden Gütler an Hand eines Todesfalles oder sonst irgendwie beikommen konnte.

Um dieselbige Zeit gab es in Redering vier Leute, die von der Gemeinde erhalten werden mußten: Den alten Wegrainer-Pauli, der zum Ärger der Bauern absolut nicht sterben wollte und die paar Mark Invalidenrente, die er jeden Monat bekam, beim Kramer Lochner in Schnaps umsetzte. Alsdann die achtzigjährige, verwachsene Austräglerin Kreszenz Mayreder, welche samtdem, daß sie jeden Tag bei anderen Bauern zu essen bekam, alle Menschen anbettelte und ewig herumjammerte, sie müsse verhungern. Mit ihr hauste die halb blöde Regner-Genovev im Gemeindehaus, auch schon hoch in den Siebzigern und erst recht nicht zum Sterben aufgelegt. Dazu kam noch der eisgraue Ramminger-Loisl, der sich beim Ausholzen mit dem Beil das Knie auseinandergeschlagen hatte und seither einen lahmen Fuß hatte. Er war im Laufe der Jahre ganz kindisch geworden und hatte die Gewohnheit, da und dort Sachen zu stehlen, die er alsdann in tausend Papierfetzen einwickelte und in den Strohsack steckte.

Wenn man ihm die Dinge wieder abnahm, schlug er einen Heidenlärm, weinte und verfluchte die Leute. Er kratzte sich das Gesicht blutig und humpelte in den Pfarrhof hinüber. Dort erzählte er die verlogensten Geschichten über Schläge, die er bekommen habe. Er brachte mit seinem Getratsch alle Leute ineinander und stiftete dadurch überall Unfrieden. Oft und oft erörterte der Gemeinderat, ihn ins Irrenhaus zu bringen, aber stets, wenn man dann die Kosten berechnete, stimmten alle dagegen. Da war's doch besser und billiger, den Narren auf dem Dorf durchzufüttern. Und schließlich – ewig konnten doch die vier lästigen, nutzlosen Fresser nicht am Leben bleiben.

Doch sie lebten und lebten weiter! Keiner biß ins Gras. Junge, tüchtige Menschen mußten erbarmungslos in die Ewigkeit. Der Grandlseder sagte es an ihrem Krankenbett grob hin: „Do laßt sich nichts macha! ... Do ist's am gescheitern, ihr laßt's boi an Sarg macha ..." Das war beim siebenunddreißigjährigen Bauern Hingerl so und bei der blutjungen Lenghoferbäuerin. Der Hingerl war vom Heustock herunter direkt in die Gabel gesprungen und hatte sich den Magen aufgerissen. Die Lenghoferin mußte in der Klinik sterben, weil man das Kind nicht aus ihr herausbrachte, das sie im Leib trug.

Damit ich aber nicht abschweife und kurz bleibe, also einmal wurde der alte Wegrainer-Pauli doch krank. Er fiel mitten auf der Dorfstraße um, wurde stocksteif, und man glaubte schon, aus sei's jetzt mit ihm. Der Helminger-Xaverl und der Reindl-Wiggl trugen ihn ins Gemeindehaus und legten ihn aufs Bett. Eine Masse Leute waren mitgelaufen. In keinem Gesicht stand ein Mitleid.

„Noja, ewig kann er aa net lebn", brummte der Windl: „A Schlog wird'n hoit troffa hob'n." Und deutlich sah man es, jeder, der so dastand, war eigentlich zufrieden. Da – auf einmal rülpste der Pauli, schnaubte röchelnd, erbrach sich und schlug die Augen wieder auf.

„Jessass-jessass, der is ja direkt aus Gußeisen!" murrte der Windl enttäuscht. Nichts war es mit dem Sterben vom Pauli. Er blieb drei, vier Tage im Bett und kam schließlich zum Grandlseder hinaus, nach Ried. Als er durch das Dorf trottete, schauten ihm die Leute ungut nach.

„Wo geht er denn hin, der Pauli, ha?" fragte der alte Langhofer, und der Pauli drehte sich schadenfroh um und sagte spitzig: „Jaja, der Pauli, der geht jetz' zum Wunderdokta ... Grod mit Fleiß stirbt er net, der Pauli, grod mit Fleiß, weil ma' a so drauf wart't!"

Eine grimmige Wut ging um im Dorf. Der Grandlseder nämlich richtete den Pauli wieder völlig her. Da hatte man also die andere

Seite von diesem Teufelsgütler in Ried. Als kurz darauf die alte Mayreder-Kreszenz krank wurde, war *eine* Hoffnung rundum: Die stirbt sicher! Und darum brachte man sie gleich ins Krankenhaus, damit der Grandlseder nicht an sie herankam. Aber wiederum nach sechs Wochen war auch sie gesund, und, was zum Haarausraufen war, haufenweise Kosten hatte die Kur gemacht. Die Gemeinde mußte zahlen.

Am Stephanitag, nach dem Hochamt, hockten einmal die Bauern allesamt in der rauchigen Wirtsstube beim Unterbräu. Auch der Grandlseder war dabei. Lustig war es. Der Lohbichler von Gschwendt unterhielt die ganze Gesellschaft mit seinen Faxereien.

„Du, Grandlseder?“ beugte sich der Beigeordnete Windl während dieser Gaudi zum Wunderdoktor hinüber: „Do hörst es wieder! ... Wenn a Mensch amoi nix mehr arbeitn konn, g'hört er unter's oit Eisen ... Da sollt man nix mehr toa, daß er aufg'halten wird, wenn er in die Ewigkeit möcht ...“ Er blinzelte vielsagend und lächelte ein ganz klein wenig.

„Wia dös?“ fragte der Grandlseder und merkte, auch der alte Lenghofer und der Bürgermeister Moser schauten auf ihn.

„Noja, i moan hoit ... Den versuffna Wegrainer-Pauli hätt'st g'nua sterb'n loss'n derfa ... Do hätt'st a guats Werk to“, murmelte der Windl ungeniert in seinen Bart. Der Grandlseder wurde verwundert. Sonderbar lugte er auf die Bauern. Alsdann aber sagte er ziemlich barsch: „Du bist ja sauber! ... Jetzt wird's guat ... Mir is's allweil noch gleich g'wen, wer zu mir kemma is ... Wenn i eahm helf'n hab könna, hob i's to, basta ... Und so hoit i's!“ Die Bauern schielten unvermerkt aufeinander und sagten nichts mehr.

Von da ab drehte sich der Wind in bezug auf den Grandlseder. Allerhand Gered kam auf gegen ihn. Dennoch – offen Feind konnte man nicht sein gegen ihn. In der Zwickmühle saßen allesamt rundum. Wenn wer krank wurde, kamen die Leute doch zum Gütler nach Ried.

Beim Neujahr-Anschießen flog einmal eine verirrte Kugel durchs Fenster vom Grandlseder. Der ging arglos vor die Haustüre und schimpfte mordialisch in die Nacht hinein. Allgemein wurde dieser Unfug auch gerügt. Der Gütler machte nur eine beiläufige, versöhnliche Bemerkung, indem er sagte: „Noja, es is ja weiter nix dahinter ... D' Kugel hot sich halt verirrt ... Dös passiert hoit amal.“

Schon lange kränkelte die Windlin. Offene Füße hatte sie, und der „Rotlauf“ hatte sich dazugeschlagen. Eine baumstarke Person war die Bäuerin und überall beliebt. Der Windl kam öfter zum Grandlseder. Jedesmal brachte er eine andere Medizin heim, aber es wollte

nicht besser werden mit der Windlin. Einmal an so einem Wintertag stand auch der spinnerte Ramminger-Loisl beim Wunderdoktor in der niederen Stube, als der Windl daherkam.

„U-und Kreuzweh hob i, daß i gor nimmer lieg'n konn ... Und mei Hax lauft o wia a Dampfnudl und tobt und tobt die ganz' Nocht", klagte der Loisl mit seiner zerfahrenen, dünnen Weiberstimme und weinte schier. Der Grandlseder hörte kaum hin und untersuchte den Urin. Der Windl stand da und hatte ein rotes, verkniffenes Gesicht.

„A! Holla, hob'n ma's schon!" sagte auf einmal der Gütler und stellte die Urinröhre weg. Er ging auf den hohen Kommodkasten zu und gab dem Loisl ein kleines Fläschchen mit dunkler Flüssigkeit und ein Päckchen Tee: „Den Tee saufst jedesmoi vorehst ins Bett gehst ..."

„Soso, soso, vergelt's Gott! Vergelt's Gott ... I bet' schon für di'", wimmerte der alte Gemeindehäusler und humpelte zur Türe hinaus.

„Do huif'st wem Gscheitn!" brummte in diesem Augenblick der Windl bissig und schaute bohrend auf den Wunderdoktor.

„Krank san alle Leut gleich!" warf der hin und fragte sachlich: „No, wia is's? Wia geht's ihrer denn, der Windlin? Schnauft's leichter? Is der Hax schon z'ruckganga?"

„Na, nix huift's", stieß der Windl dumpf heraus.

Aber der Grandlseder war nicht verlegen. „Dös muaß ja werdn jetz", meinte er zuversichtlich. Der Windl ging verbissen davon.

Am vierten Tag aber schwoll die Windlin wie ein aufgehender Mehlsack an. Eine grausige Bläue stieg in ihr Gesicht, sie fing fürchterlich zu schreien an und schlug um sich, daß die Bettstatt krachte. Die Leni holte den Pfarrer und den Grandlseder.

„Do! Do! ... An Dreck hat's gholfa, dei Kuriern!" plärrte der Windl den Gütler feindselig an, und der Pfarrer mußte alle seine Autorität aufbieten, um den Bauern zu beruhigen. Der Grandlseder stand nur blaß da und schüttelte einige Male leicht den Kopf. Der Pfarrer verabreichte der Tobenden die Letzte Ölung, Knecht und Bauer hielten sie dabei und hatten eine schwere Arbeit damit.

„Tja, do-do kann i aa nix mehr macha!" murmelte nach einer Weile der Wunderdoktor und war auf einmal weg. Der Windl fing zu fluchen an. Der Pfarrer konnte ihn nicht daran hindern. Immer wilder wurde der Bauer.

In derselben Nacht starb die Windlin. Zu ihrer Leich' kam die ganze umfängliche Pfarrei zusammen. Auch die vier Rederinger Gemeindehäusler standen unter den Leuten. Der Ramminger-Loisl

humpelte schon wieder pumperlgesund herum. Bloß der Grandlseder war diesmal nicht zu sehen. Und das wirkte bös. Hernach in der Wirtschaft ging es schandmäßig über ihn her. Die allgemeine Wut stieg und stieg. Geschichten wurden dahergeredet, von denen niemand wußte, wer sie aufgebracht hatte. Verdächtigungen flogen hin und her, und am ärgsten gebärdete sich der Windl. Eine stumpfe Rachsucht lag in seinen Worten.

Aber schließlich – was gar so dick raucht, das brennt nicht, sagt man. Nach dem Leichentrunk und nach dem Essen wurden die Leute doch wieder ein wenig ruhiger. Das ärgerte den Windl. Er hetzte und hetzte. Weiß der Teufel, was ihm im Kopf herumging.

In den darauffolgenden Wochen merkte man den Umschwung noch deutlicher. Der Windl schimpfte beharrlich herum, und der Beharrliche trägt schließlich immer den Sieg davon. Allmählich war kein Mensch mehr gut auf den Grandlseder und sein Kurieren zu sprechen. Öfter sah man, daß der Windl sich mit jungen Burschen beredete. Es kam nicht heraus, was er Wichtiges auszumachen hatte. Es war Fastnachtszeit, und er hatte doch – Trauer! Warum war er bei solchen Gesprächen immer so geweckt und heiter?

„I sag enk, er tuat's mit Fleiß! Er hot's mit'm Teufl! Die guatn Leut' gibt er a Sterbtrankerl und d' Lump'n macht er gsund! Aus-g'räuchert muß er werdn!" meinte der Reindlwiggl einmal beim Postbräu, als man vom Wunderdoktor redete. Niemand sagte etwas dagegen, nur der Bürgermeister Moser warnte mahnend: „Red net so saudumm! Wenn's a Unrechter hört, bist d' morgn im Zuchthaus!"

Doch die Burschen wurden immer frecher. Seit einigen Tagen munkelte man, der Grandlseder habe das Verkaufen im Sinn und wolle sich aus dem Staub machen, weil ihm der Boden zu heiß ist. Das war erst recht Wasser auf die Mühle des plätschernden Hasses. So ist's nun schon einmal: Mach es allen recht, bald gibt es zwei Haufen. Der eine ist für, der andere gegen dich! Die Interessen geben den Ausschlag.

Der alte Schnapsbruder Pauli ging seit einigen Tagen beim Wunderdoktor aus und ein. Sonderbar, er war doch nicht krank, was machte er dort?

„Schnaps! Schnaps gibt er iahm", verbreitete sich: „Teuflsschnaps gibt er iahm!"

„Weg muaß er, aber schnell ... Eher is koa Ruah!" raunte der Wiggl dem Windl ins Ohr, und hastig schauten die zwei rundherum. Niemand hatte es gesehen und gehört.

„Jaja – und nachher ist's einfach an Unglück g'wen!" wisperte der Windl und blinzelte nickend.

Jedesmal am Fastnachts-Sonntag ordnet sich im kleinen Ried ein lustiger „Räuberzug". Das ist ein uralter Brauch. In Erinnerung an das große Bauernrebellieren gegen die damals unerträglichen Einquartierungen der Kaiserlich-Bayrischen im Dreißigjährigen Krieg wird dieser Zug abgehalten.

Diesmal fanden sich auffällig viele Burschen zusammen. Der Zug bewegte sich gewöhnlich von Ried aus über den höher gelegenen Reimersbergerhof und ergoß sich unter großem Spektakel und Schießen ins Dorf Redering. Dort wurden in den vier Wirtshäusern vier Bälle abgehalten, und der Schluß war, daß meistens alles mit einer wüsten Rauferei endete.

Was war denn aber diesmal eigentlich? Bis in die erste Dämmerung hinein sammelten sich die wilden Maskeraden und taten immer noch nicht dergleichen, als wollten sie losziehen. Viele Burschen hatten schon einen Bombenrausch und schossen mit ihren Vorderladern, Revolvern und Terzerolen in die wintersteife Luft. Die Rösser vor den Wagen bäumten sich, ein Wirbel und Geschrei war wie in einem richtigen Kriegslager, und das Toben wurde immer wilder. Endlich, als es schon ganz dunkel war, kommandierten etliche Vorreiter mit langen Lanzen: „Vorwärts! Marsch! Weiter jetzt!" Der unheimliche Zug wälzte sich spektakelnd durch das kleine, erschreckte Dörfchen, und plötzlich vor dem Grandlsederhaus fing es fürchterlich zu lärmen und zu krachen an. Es stank nach Pulver, die Scheiben klirrten, Geplärr und Schreie gellten, und man sah eine Rotte von Burschen sturmmäßig auf die Tür zu laufen. Die Rösser schnaubten und stampften, ein Menschenknäuel wurde sichtbar, die Trommeln bumberten, Juchzen und Fluchen schallte, und immer wieder krachten Schüsse. Irgendein Bursch – es war der sechzehnjährige „Troßbub" Jani-Christl – schrie schrill: „Um Gottswilln! Seid's doch stad! Ös habt's ja an Grandlseder derschossn! Do! Do drinn' liegt er und rührt sich nimmer!" „Da Grandlseder is tot!" wiederholten Stimmen, und zwei Fackelträger rannten durch die offene Haustür. Jäh wurde es still. Der Reindl-Wiggl sprengte mit seinem Roß auf die Straße und ritt in gestrecktem Galopp Redering zu. Seinen Revolver warf er in den Riedbach ...

Etliche Stunden später löste sich der wilde Fastnachtszug auf. Die Kirchenglocken von Redering läuteten.

Am anderen Tag kam eine Gerichtskommission. Ganz Ried war voll Neugieriger. Vierzehn Burschen wurden in Haft genommen,

doch niemand konnte ihnen etwas Belastendes nachsagen. In der Verwirrung hatte eben jeder geschossen. Man mußte die Verhafteten wieder auf freien Fuß setzen. Seither ist der „Räuberzug“ behördlicherseits verboten.

Den Grandlseder hat man, nach Freigabe seiner Leiche, ordentlich begraben. Der Pfarrer hielt eine schöne Grabrede. Die Bauern standen vielzählig um die aufgeworfene Grube. Gewohnte, unbewegte Gesichter hatten sie und beteten wie immer.

Den Grabstein, so habe ich erfahren, soll der Pfarrer setzen haben lassen. Auch der seltsame Satz auf der Marmorplatte stammt von ihm. Da nämlich keine Verwandten und Angehörigen Grandlseders ausfindig gemacht werden konnten, ging seine Hinterlassenschaft auf die Kirche über. Viel soll es sowieso nicht gewesen sein.

Ganz nebenbei übrigens: Von den vier Gemeindehäuslern in Redering lebt heute nur mehr einer, der Wegrainer-Pauli. Unser Herrgott, scheint's, hat mehr Einsehen gehabt als der Grandlseder.

DIE FÜRSTIN RUSSALKA

FRANK WEDEKIND

Wedekind

DICH WUNDERT es, wie ich dazu gekommen bin, Sozialdemokratin zu werden und einen Sozialistenführer zu heiraten?“ sagte die junge Fürstin Russalka zu ihrer Freundin, der erst seit kurzem verheirateten Baronin Hohenwart. „Der Grund lag darin, daß meine erste Ehe mit dem Herzog von Galliera kinderlos blieb.“

„Aber ist denn das ein Grund?“ fragte die Baronin errötend.

„Vielleicht ist meine ganze Jugendgeschichte daran schuld“, sagte die Fürstin. „Sie läßt sich allerdings etwas schwer erzählen. – Als Kind war ich sehr von meiner persönlichen Würde eingenommen. Ich kannte nichts Höheres auf der Welt als mich selbst. Im Spiegel besah ich mich wie ein Heiligtum. Dabei war ich lustig und tollkühn,

aber über gewisse Dinge verstand ich keinen Scherz. Mein innerer Stolz bäumte sich dagegen auf, wie sich ein Pferd vor einem häßlichen Tier aufbäumt. Das wurde mein Verhängnis. Als meine Schwester Amelia eines Abends mit mir darüber zu sprechen begann, wie wir Menschen entstehen, da hätte ich sie erwürgen mögen. Ich war sehr gläubig und unterhielt mich oft stundenlang in persona mit dem lieben Gott. Ich hatte die unerschütterliche Überzeugung, daß der liebe Gott mich geschaffen habe. Ich sagte mir, was die Menschen machen, das hat keine Seele. – Amelia und ich wuchsen auf dem Schloß Schwarzeneck in Böhmen auf, von aller Welt abgeschlossen. Wir hatten niemand um uns als einen vertrockneten Haushofmeister und eine zu Eis gefrorne Gouvernante. Ich weiß nicht, wie Amelia zu ihrer Weisheit kam. Sie war allerdings zwei Jahre älter als ich und dick und phlegmatisch und faul. Eines Abends erzählte sie mir, die Müllerstochter im Dorf habe ein Kind bekommen. Ich war ganz empört. Ich sagte ihr, das sei nicht möglich. Unsere Eltern hätten sich in der Kirche vor dem Altar trauen lassen; deshalb habe Gott ihnen Kinder geschenkt, und nicht deshalb, weil sie die ersten Jahre ihrer Ehe zusammenlebten. Es war mir nicht anders, als wolle Amelia mir alle Berechtigung zum Dasein nehmen. Mitten in der Nacht bat ich zu Gott, er möge mir bestätigen, daß ich recht habe und nicht Amelia; und ich hörte deutlich eine Stimme in mir: Du hast recht, Russalka; du hast ganz recht. – Und als mir meine Schwester die nächsten Tage wieder mit ihren naturwissenschaftlichen Erläuterungen kam, da schwur ich ihr bei mir und allem und beim lieben Gott, ich wolle es ihr beweisen, daß es keine unehelichen Kinder in dieser Welt gäbe.– Amelia lachte, aber mir war so ernst um meine Überzeugung, ich fühlte einen so feurigen Bekehrungseifer in mir, daß ich Tag und Nacht die Gelegenheit herbeisehnte.

Um Weihnachten kam immer mein Vater mit seinem ganzen Troß von Wien herüber zur Jagd. In jenem Winter brachte er den Herzog von Galliera mit. Ich war sechzehn Jahre alt. Gleich am ersten Tage nahm ich ihn mir zum Kavalier. Er war achtundzwanzig Jahre alt, sehr gewandt und aufmerksam und erleichterte mir meinen wahnsinnigen Vorsatz auf alle erdenkliche Weise. Amelia, mit einem jungen Leutnant aus Budapest, hielt sich immer in unserer Nähe. Nach drei Tagen war das Unglück geschehen. Ich erzählte es ihr noch am selben Abend. Sie wurde totenbleich und fiel in Ohnmacht. Dann weinte und schluchzte sie die ganze Nacht, schlug sich vor die Brust und zerwühlte sich das Haar, so daß ich alles, was ich an Seelenkraft hatte, erschöpfte, um sie zu trösten. Natürlich half es nicht viel, aber

ich blieb so fest bei meiner Zuversicht, daß sie schließlich wie vor einem höheren Wesen vor mir niedersank und meine Knie umklammerte.

Nach Neujahr zog das wilde Heer wieder ab. Den Herzog hatte ich, nachdem ich Amelia zum Augenzeugen meiner Waghalsigkeit gemacht, kaum mehr eines Blickes gewürdigt. Er fand sich mit aller erdenklichen Bescheidenheit in seine Zurücksetzung.

Dann kam der Frühling, und manchmal wurde mir doch bang. Ich bat den lieben Gott, er möge mich in meinem Glauben an ihn nicht wankend werden lassen. Immer wenn ich an die Weihnachtstage und den Herzog zurückdachte, überkamen mich Zweifel; aber ich hatte nicht die geringste Ursache dazu. Und schließlich, es war an einem Septemberabend auf der Altane, da sagte ich zu meiner Schwester: Jetzt siehst du, daß ich recht habe. Jetzt laß mich in Zukunft mit deiner Meinung in Frieden. – Sie hatte kein Wort mehr über diese Dinge gesagt. Sie sah mich groß an, und dann fiel sie mir um den Hals und küßte mich ab.

Aber um Weihnachten, als der Herzog wieder mit meinem Vater zur Jagd kam, da ergriffen mich ganz andere Empfindungen, die ich noch gar nicht gekannt hatte. – Mein Vater überraschte uns, und der Herzog hielt um meine Hand an.

Unsere Flitterwochen verlebten wir in Neapel. Ich war sehr, sehr glücklich. Dann zogen wir uns auf das Schloß Egersdorf in Mähren zurück, um abgeschlossen von allem Verkehr, solang es uns gefallen sollte, nur unserem Glücke zu leben. Ich sehnte mich nach einem Kinde, wie sich ein junges Weib nur danach sehnen kann. Es erschien mir gar nicht denkbar, daß mir jetzt diese Wonne nicht beschieden sein sollte. Während des ersten Jahres sprach ich auch täglich davon wie von etwas, was so sicher eintreffen mußte wie der Schnee und der Frühling. Es traf nicht ein. Ich betete ganze Nächte durch; ich lag auf den Knien und beschwor den lieben Gott unter heißen Tränen, er möge mich lieber sterben lassen als unserer Ehe seinen Segen versagen. Es traf nicht ein. Dabei begann der Herzog, mich schon ganz sonderbar anzusehen. Ich merkte es seiner Liebe an, daß sie kühler wurde. Wir langweilten uns.

Dann kam meine Kusine, die Gräfin Telecky, aus Wien zu uns zu Besuch. Dem Herzog war sie entsetzlich, aber für mich war sie eine ganz neue Welt. Sie hatte alles gelesen, alles was in Europa geschrieben worden: Ibsen, Tolstoi, Zola, Dostojewski, Nietzsche, Sudermann; sie war eine wandelnde Leihbibliothek. In sechs Monaten hatte sie eine ebenso fanatische Atheistin aus mir gemacht, wie ich

vorher eine gläubige Katholikin gewesen war. Und als ich nicht eine Spur, nicht einen Strohhalm von Glauben, von Gewißheit mehr in mir fühlte, als ich alles verloren, was mich bei einem schweren Unglück hätte aufrechterhalten können, da wurde ich gewahr, daß sie derweil meinen Gatten für sich gewonnen hatte und schon ein Kind von ihm unter dem Herzen trug.

Ich wurde besinnungslos nach Wien gebracht. Wochenlang lag ich im Fieber. Nach meiner Genesung fuhr ich zu meinem Vater, um ihn zu bitten, er möchte sich meiner Scheidung annehmen. Bei dem Worte ‚Scheidung' wies er mir den Weg, den ich gekommen. Darauf reiste ich hierher, nach Berlin, um mich hier an einen Rechtsanwalt zu wenden, begegnete aber von der ersten Stunde an, in welche Gesellschaft ich gehen mochte, nur Geisteskindern in der Art, wie die Telecky eines war. Ich erschien mir wie ein Überbleibsel aus dem Mittelalter, das an einem unbeachteten Orte zufällig erhalten geblieben. Mich beseelte ein Feuereifer für alles Moderne. Ich schnitt mein schönes Haar ab, trug kein Korsett mehr, ging in Männerkleidern auf den Künstlerinnenball und schrieb über die Frauenfrage. Ehe ein Jahr verging, trat ich in öffentlichen Versammlungen auf.

In der Premiere von ‚Hedda Gabler' lernte ich Dr. Rappart kennen. Wenige Tage darauf hörte ich ihn in einer sozialdemokratischen Versammlung reden. Dann besuchte er mich. Seine ersten Worte waren eine herzinnige Beschwörung, bei der Weiblichkeit, die in mir lebe, bei dem hohen Beruf, als Frau einen Mann glücklich zu machen, ich möchte doch dieses wüste Treiben aufgeben. Er sagte, ich handle gegen meine Natur, das möge für andere ganz gut sein, aber nicht für mich. Anfangs wehrte ich mich im Dienste unserer Sache, aber er hatte mich so ganz und gar durchschaut, ich saß ihm gegenüber wie ein Kind, dem man seine Unart verweist. – Bei seinem dritten Besuch bat er mich, seine Frau zu werden. Ich gab ihm einen Korb, sosehr ich ihn lieben gelernt hatte. Wo ich hinkam, erzählte man mir von ihm; ganz Berlin schwärmte für ihn, den Volkstribun, den künftigen Staatslenker. Bei einer Parade Unter den Linden sah ich mit an, wie ihm das Volk tausendstimmig zujauchzte. Ich hörte Arbeiter untereinander darüber sprechen, daß dem Manne nichts teurer auf dieser Welt war als seine hohe Lebensaufgabe, und ich wußte, was ihm nächstdem das Teuerste war. Aber ich hatte keinen Mut mehr; ich fühlte mich ausgeschlossen von allem Menschenglück, weil ich daran zweifelte, daß ich je einem Manne Kinder schenken könnte.

Dann kamen die entsetzlichsten Tage, die ich erlebte. Ich beschloß zu sterben, ich nahm Morphium. Man schaffte mich in die Klinik. Als

ich zu mir kam, schrie ich auf vor Jammer darüber, daß es umsonst gewesen. Aber da stand er neben mir und beugte sich über mich. Die Ärzte ließen uns allein, und da – da schwand meine Kraft wie nichts dahin, ich weinte und weinte an seiner Brust und erzählte ihm alles.

Ich beschwor ihn, mich abreisen zu lassen, aber er ließ mich keinen Tag mehr allein. Er erzählte mir damals Dinge, an die er selbst nicht glaubte, um mich zu trösten. Und schließlich – ich wußte, wenn es noch irgendein Glück für mich zu erwarten gab auf dieser Welt, so war es bei ihm –, da fiel ich ihm um den Hals und ließ mich von ihm küssen, so grenzenlos unwürdig ich mir selber dabei erschien.

Wir ließen uns trauen; er bestand darauf, daß wir uns auch kirchlich trauen ließen. Ich verstand ihn sehr gut, aber ich wagte kein Wort einzuwenden. Und jetzt ..."

Die Fürstin erhob sich rasch, ging ins Nebenzimmer und holte den rosigen, kleinen, blauäugigen Sozialdemokraten aus seiner Wiege, der die junge Baronin, die sich gleichfalls erhoben hatte, schon mit den ernstesten Blicken maß.

„Jetzt denke dir mein Glück!"

Die Baronin lächelte. „Mir wäre ein kleiner Baron doch unendlich lieber – und sollte es auch nur eine Baronesse werden."

DAS GÄRTCHEN DES KOMMANDANTEN

GENO HARTLAUB

Geno Hartlaub

MANCHE HIELTEN ihn für verrückt, unseren Kommandanten. Im Vorjahr, als es auf den Frühling zuging, hatte er sich von Häftlingen einen Garten vor der Verwaltungsbaracke anlegen lassen. Es sollte ein Gärtchen werden mit grünem Zaun, mit Stiefmütterchen, Phlox und einer Hecke von wilden Rosen, genauso eines, wie es der Kommandant bei Frau und Kindern daheim zurückgelassen hatte. Ein kleiner Jude aus Minsk, der Zimmermann war, mußte aus Bretter-

abfällen und Birkenstämmen ein Borkenhäuschen errichten, wie man sie an Aussichtspunkten im deutschen Wald findet. Irgendwo hatte der Kommandant eine Schaukelbank mit einem Markisendach aufgetrieben, die zwischen Rosenhecke und Zaun, wohin niemand Einsicht hatte, aufgestellt wurde.

Der Sommer war heiß und trocken. Bienen umschwärmten die Rosen, ein paar Vögel verirrten sich bis zum kiesbestreuten Platz vor der Schaukelbank und pickten die Körner auf, die der Kommandant ihnen streute, es gab sogar vereinzelte Schmetterlinge. Unseren Kommandanten bekamen wir nur noch selten zu sehen. Er war mit Gartenarbeiten beschäftigt. Er scheute sich nicht, mit eigener Hand Unkraut zu jäten und die wilden Triebe der Rosen abzuschneiden. Das sei seine Morgengymnastik, erklärte er dem Scharführer, der ihn zum Appell holen wollte. Bei der Arbeit trug er eine Gärtnerschürze überm offenen Hemd und den zu eng gewordenen Uniformhosen, eine Hausfrauenschürze, deren Schleife auf seinem dicken Hinterteil prangte. In der Dämmerung konnte man ihn mit einer Gießkanne beim Sprengen neu gesetzter Salatpflanzen sehen, wobei er halblaut vor sich hin murmelte und seinen Lieblingsblumen Kosenamen gab.

Etwas Seltsames ging vor mit unserem Kommandanten. Vor unseren Augen schien sich der furchteinflößende Alte, der noch vor Jahresfrist wahllos Schläge, Stiefeltritte und Peitschenhiebe ausgeteilt hatte, in ein fettes, geschwätziges altes Weib zu verwandeln. Nur noch selten zeigte er sich, rotverbrannt und sommersprossig vom vielen Sonnenbaden, auf der Schreibstube, um rasch ein paar Unterschriften zu leisten. Sein blondes Haar war verblichen, fast weiß, er sprach mit hoher, leicht krähender Stimme. Die Nachmittage verdämmerte er auf der Schaukelbank unter dem Markisendach. Zum Abendessen ließ er sich von einem der Küchenbullen fette, scharf zubereitete Speisen servieren, Leckerbissen, die er mit zwei Fingern vom Teller hob und in den Mund schob. Seitdem er das Rauchen aufgegeben hatte, war er auch auf Süßigkeiten versessen. Er naschte von der Schokolade, die für Soldaten im Einsatz bestimmt war.

Wir lebten im Lager in einer Männerwelt mit ihrem bitteren Rudelgeruch. Wir waren an Hunger und Mißhandlungen gewöhnt und hatten fast schon vergessen, wie Frauen sind. Nichts konnte anstößiger und widerwärtiger auf uns wirken als unser Kommandant mit seinen verspäteten Gärtnerfreuden. Wer konnte wissen, was der verrückte Alte an den schwülen Nachmittagen, während er auf der Gartenbank hin- und herschaukelte, ausheckte? Es soll nichts Grausameres geben als dicke Frauen, die sich keine Bewegung machen und

ihre Tage in Haus und Garten wie hinter Haremsmauern zubringen.

Eines Morgens, früh, kurz vor dem Abmarsch der ersten Arbeitskolonne, erschien der Kommandant überraschend vor der Front der zum Appell angetretenen Häftlinge. Obgleich es noch dämmerte, war es schon wieder schwül. Wochenlang hatte es nicht geregnet, ein schwacher Morgenwind trieb Staubwolken vom Sandboden auf. Die beiden Unterführer hatten den Appell bereits abgehalten, doch der Kommandant ließ noch einmal die Nummern aufrufen und abzählen. Dann zog er ein Blatt Papier hervor und machte Notizen. Durch die Reihen der Häftlinge lief ein Zittern. In diesen Tagen kreisten im Lager Gerüchte von neuen Abtransporten in den Osten.

„Gärtner raustreten", brüllte der Kommandant. Nichts rührte sich, niemand machte eine Bewegung, keiner trat vor, sogar die beiden Unterführer standen wie erstarrt in strammer Haltung da. Wenn sonst Fachkräfte angefordert wurden, meldeten sich immer mehr Häftlinge, als man brauchen konnte. Doch irgend etwas am Auftreten des Kommandanten wirkte verdächtig, so daß die alten Lagerinsassen sich zurückhielten. Erst als einer der Unterführer den Befehl wiederholte, traten, wie auf stille Vereinbarung, im gleichen Augenblick ein Dutzend Männer vor. Der Kommandant sah sie prüfend an. Es waren fast alles jüngere Leute, denen die Lagerkost nicht die letzte Muskelkraft aus den Armen gesogen hatte. Nur ein alter war dabei, ein Wichtelmann mit schrumpliger Lederhaut, der man die jahrelange Arbeit bei Wind und Wetter im Freien ansah – vielleicht der einzige Gärtner unter denen, die sich zum Einsatz gemeldet hatten.

Mit einer Viertelstunde Verspätung rückte die Arbeitskolonne aus. Die zwölf Gärtner blieben zur besonderen Verfügung des Kommandanten zurück, der sie jedoch vorerst nicht zu brauchen schien. Da keine weiteren Befehle ergingen, verbrachten sie den Tag auf den Pritschen der heißen und ungelüfteten Baracken. Erst als die Sonne hinter der Eskaladierwand des ehemaligen Exerzierplatzes versank, holte der Scharführer die Männer zum Kommandanten. Im Garten war der Rasen grün, die Luft wurde frisch gehalten durch einen Wassersprenger, der die Pflanzen und Blumen von früh bis spät berieselte. Nach einer Weile gab der Kommandant das Schaukeln auf der Gartenbank auf, stellte die Füße in den Schaftstiefeln auf den Boden und erhob sich mühsam. Er zeigte sich freundlich und aufgeräumt wie noch nie. Er klatschte in die Hände: „Alles mal herhören, Leute!"

Ein Ton wie auf einem Kameradschaftsabend, einem Betriebsfest, er scheint vergessen zu haben, wen er vor sich hat ... Für den Abend

erwartet der Kommandant Besuch, Gäste von auswärts, für die er in dem bescheidenen Rahmen, den die Kriegszeit gestattet, ein Sommerfest mit Lampions, Bowle und belegten Brötchen veranstalten will. Angenehme Arbeit gibt es für die zwölf Auserwählten. Sie müssen Stühle herbeischleppen, Tischlein decken, Lampions im Gebüsch aufhängen. Zu Ordonnanzdiensten sind sie angestellt, die sonst die Mannschaften aus der Küchenbaracke verrichten. Damit sie für die Gäste nicht gleich als Häftlinge kenntlich sind, müssen sie sich eine groteske Verkleidung gefallen lassen. Über den Sträflingskitteln tragen sie weiße Schürzen von der Seuchenstation, Krankenpflegerschürzen, frisch gewaschen und gestärkt, auf den Köpfen Gärtnerhüte aus Stroh, die ihre Gesichter noch blasser erscheinen lassen, weshalb ihnen der Kommandant mit eigener Hand je ein rotes Röslein ansteckt. Noch immer ist er guter Laune. Er tänzelt umher, nimmt mit weiblichem Ordnungssinn die letzten Korrekturen am Anzug der Hilfsordonnanzen vor, kichert hinter der hohlen Hand und zupft die Papiertischdecken auf den Tischen zurecht.

Es wird neun, es wird zehn, die Bowle im großen Kübel beginnt warm zu werden, die Kerzen der Lampions sind schon heruntergebrannt, auf den Sandwichplatten schmilzt die Butter. Da endlich ertönt am Lagereingang das Waldhornsignal der Luxuslimousine, das man sogar unter den Häftlingen kennt. Es ist das Zeichen, mit dem der Vorgesetzte des Kommandanten seine Blitzvisiten anmeldet. Die beiden Wachposten präsentieren das Gewehr, zwei Unterführer stürzen zum Wagenschlag. Fünf schwarze stumme Gestalten in Dienstuniform bewegen sich über die versengte Lagerwiese zum Gärtchen des Kommandanten. Sind es die Gäste, die der Herr des Hauses erwartet hat? Man weiß es nicht, man wird es nie mehr erfahren. Als die Herren die Festbeleuchtung und die weißgedeckten Tischlein im Sommergarten entdecken, blicken sie sich kurz und belustigt an. Sie sind keine Spielverderber. Schließlich ist es spät am Abend, und so lassen sie sich an den Tischlein nieder, die Beine hoch übereinandergeschlagen, die Arme lässig über die Stuhllehnen gelegt. Sie amüsieren sich über die Vogelscheuchengestalten der zwölf Bediensteten, lassen sich Bowle einschenken, trinken, lachen und machen Witze.

Gleich nach dem Empfang der Gäste hat sich der Kommandant zurückgezogen mit seinem Hausfrauenlächeln, so als halte er noch eine Überraschung bereit. Der Sturmbannführer, dem seine über der Stirn zusammengewachsenen Augenbrauen ein finsteres Aussehen geben, ist schon etwas angetrunken – nach einem langen heißen

Dienstag wirkt der Alkohol auf ihn schnell –, da erscheint der Kommandant in der Tür zum Borkenhäuschen. Nein, er ist's nicht. Das muß die Frau des Kommandanten sein, die ihre Gäste mit weinerlicher Stimme und liebend ausgebreiteten Armen willkommen heißt. Die Hausfrau trägt einen verrutschten Kranz von Kornblumen, Margeriten und Mohn im verblichenen Blondhaar. Ihr Gesicht ist gepudert und geschminkt. Um den aufgequollenen Leib hat sie ein Tuch gewickelt, in dem die zwölf die falsche Brokatdecke vom Ruhebett des Kommandanten wiedererkennen. Doch der Rock reicht nur knapp über die Knie, unter seinem Saum schauen die Lederschäfte der Stiefel hervor, die der Herr über Leben und Tod von tausend Häftlingen nur selten ablegt.

Er oder sie bleibt in der Theaterpose des Willkommens im Türrahmen stehen. Noch immer hängt das süßliche Lächeln um die Lippen. Keiner der Gäste rafft sich aus der Lähmung des Schreckens und des Staunens auf. Vielleicht haben sie für heut ihren Vorrat an Tatkraft verbraucht und wollen sich die Ruhe am Feierabend nicht stören lassen. Niemand unterbricht den blumengeschmückten Kommandanten, als er für seine Gäste ein Gedicht aufsagt, nur ein paar Verse, in denen die linde Sommernacht, der Mond und das Lied der Nachtigallen vorkommen, dann läßt ihn sein Gedächtnis im Stich, er bricht ab, glotzt vor sich hin, läßt die Arme sinken und bricht in ein hysterisches Schluchzen aus. Erst jetzt – als habe er die Vorstellung nicht früher stören wollen – gibt der Vorgesetzte des Kommandanten seinen Begleitern das Zeichen zum Eingreifen. Ohne Eile schreiten sie auf den im Türrahmen zusammengesunkenen Fleischberg zu.

Im Morgengrauen, noch vor dem Appell, wurde der Kommandant in einem Unfallwagen fortgeschafft. Ein paar Tage später zog sein Nachfolger in die Verwaltungsbaracke ein. Er war kein Naturfreund und befahl, den Garten dem Erdboden gleichzumachen. Die zwölf Männer verlud man in einen Sammeltransport nach Osten, ins schwarze Schweigen des Landes, aus dem kein Häftling je wiederkehrt. Im Lager verbreitete sich das Gerücht, der Kommandant sei nach kurzem Zwangsaufenthalt in der geschlossenen Abteilung einer Klinik unter nicht ganz geklärten Umständen gestorben.

ANGELICA

RENÉ SCHICKELE

René Schickele

MANCHEN FLIEGT doch der rechte Name zu, dachte ich, als sie aus dem Wagen des kleinen, vereisten Zuges stieg. Und: „Guten Tag, Angelica“, sagte ich.

Sie war fünfzehn Jahre alt. Ihre Eltern hatten sie vorausgeschickt, ich sollte ein wenig auf sie aufpassen, bis Mama und Papa, die in Ägypten „Schwefel badeten“, selbst das Regiment über Angelica übernähmen. Diese Wendung in ihrem Brief enthüllte sich mir beim ersten Anblick des Kindes als ein scherzhaft gemeinter Ausdruck elterlichen Übermuts. Ein solches Kind vermochten die Erwachsenen wohl bei einiger Demut zu hegen, aber beherrschen – beherrschen konnten sie es nicht. Beherrschte der Förster den Morgen im Wald? Der entzog sich ihm, je weiter der Mann in ihn eindrang, und ließ ihm nichts als ein paar Vorwände zur Ausübung eines Handwerks zurück. Nicht anders ergeht es dir mit einem edlen Kind. Und dann! – dachte ich zornig, indem ich wie immer die Partei der Kinder ergriff, und dann ... Es gibt mächtige Fabriken, die ihre Abfälle in den vorüberfließenden Bach entleeren, und die Fabriken gedeihen, und auch der Bach verdirbt nicht ganz. So fließt die Kindheit neben dem Werk der Erwachsenen. Aber ein Stadtoberhaupt, das um die schöne Reinheit des Baches besorgt wäre, könnte nichts Besseres tun, als den Ablauf der Fabriken zu sperren und für den unvermeidlichen Schmutz einen andern Weg zu suchen. Laßt doch die Kinder in Ruhe! Überlegt einmal schnell: Was fehlt solch einem Kind, und was fehlt euch, um natürlich und wahr zu sein? Ihm *nichts*. Sie heißt Angelica.

Es war mir eine Freude, „Angelica“ zu sagen, denn das war ihr Name von Anbeginn, man hatte sie nur bei diesem ihrem Namen zu rufen brauchen, als sie auf die Welt und unter die Menschen gekommen war. Schon bei der Ausfahrt aus Dorf St. Moritz nach dem Bad hinunter wanderten meine Augen vergnügt von ihrem blondweißen

Mädchengesicht zu dem Birkenwäldchen, wo die Sonne wie auf Daunen und zwischen durchsichtig weißen Vorhängen lag und an Goldfäden ein menschliches Lächeln spann. Ich mußte an mich halten, um nicht der jungen Dame gegenüber in märchenhaftes Gerede zu verfallen, wie etwa von einem Schneewittchen des Hochlandes, dem über jene spiegelnden Schneefelder (von denen man nicht wußte, gehörten sie zur Erde oder schon zum Himmel) mit blinkendem Troß ein Schneeprinz nahte, oder von der Eisfee des Morteratschgletschers, deren Leib die Abendsonne zum Tönen brachte, so daß die Skiläufer, wenn sie von der Diavolezza herabkamen, der Musik folgen mußten und sich heillos verirrten, und was solcher Übertragungen unserer grünen Märchen in die überlebensreinen Farben des winterlichen Engadins noch mehr sein konnten. Und als wir das Malojatal hinaufglitten und ich immer so von Angelica auf die makellose Welt und wieder auf Angelica blickte und auch die Schlittenglocken in der Morgenluft klangen, als behielten sie von all den munteren Worten des Kindes nur die hellen Silben und wiederholten sie spielend, da fuhr ich nicht mehr mit einem Abstraktum, der „Unschuld", am weißen Rande der Erde, sondern mit ihr selbst, der Himmelstochter, in leibhaftiger Gestalt. Unter der Pelzdecke hielt ich ihre kühle Hand und dünkte mich knabenhaft jung und uralt zugleich.

In der Nacht schneite es. Von meinem Bett sah ich die Schneeflocken im Licht der Straßenlaterne kreiseln, immer dichter, immer schneller. Auf einer neu entstehenden, weißen rotierenden Erde fuhr ich in den Schlaf. Ich sah aber noch, wie die Kugel plötzlich abrückte und als eine stille Wolke im Raum hing. Und als ob ich das während der ganzen Zeit ihres unruhigen Kreisens und Blinkens erwartet hätte, sprach ich befriedigt: „Angelica."

Beim Frühstück erwartete ich sie vergeblich und erfuhr zu guter Letzt, das Fräulein sei in der Halle auf den Anschlag eines Skilehrers aufmerksam geworden, demzufolge heute vormittag ein Kursus für Anfänger begänne, worauf das Fräulein sich von einer unbekannten Dame Schneeschuhe ausgeborgt und versprochen habe, mit den geliehenen sowohl wie mit eigenen Brettern zum Mittagessen zurück zu sein. Indessen erschien sie erst in der Dunkelheit, behauptete aber dafür und bewies es unter Zuziehung neu eingetroffener Gäste, daß sie im Seilgeschirr hinter deren Schlitten von St. Moritz bis Sils gefahren sei.

„Ja, kannst du denn schon fahren?" fragte ich.

„Wie du siehst", antwortete sie und deutete auf ihre Füße, die

ohne sichtliche Beweiskraft über dem Perserteppich der Halle schaukelten. Merkwürdigerweise schienen alle, die auf die kleinen, pendelnden Füße schauten, völlig überzeugt.

„Ja wieso denn?“

„Sehr einfach.“ Nach dem Kurs hatte sie den Lehrer auf die Seite genommen und mit ihm allein weitergeübt bis um fünf. „Dann?“ Dann hatte sie unterwegs die Post genommen und war nach St. Moritz gefahren, um sich Ski zu kaufen – auf Kredit übrigens, sie besaß kein Geld mehr, ihr Geld hatten Speisung, Atzung und klingende Belohnung des Skilehrers verschlungen. „Denk nur, der arme Kerl hat gearbeitet von neun bis fünf!“ „Und dann?“ Mein Gott, und dann hatte sie vor dem Sportgeschäft gestanden und die vorbeikommenden Schlitten angesprochen, ob sie nach Sils führen. Wieder nickten die Zuhörer, als ob das die selbstverständlichste Sache von der Welt sei!

Es waren aber lauter Schlitten gewesen, die vom Bahnhof kamen und mit hungrigen Reisenden einem nahen Hotel zustrebten. Den letzten in der Reihe, in dem ein älteres Ehepaar saß, hatte sie nicht erst lange gefragt, sondern dem Kutscher einfach „Halt!“ zugerufen und war halb weinend, halb lachend und ein langes Seil in der Hand schwingend, hingetreten. Kaum hatte sie begonnen, die unvergleichliche Lage Sils Marias und den Komfort ihres dortigen Hotels zu preisen, als der Herr im Schlitten sie unterbrach: „Wissen Sie, mein Kind, ich komme seit vielen Jahren jeden Winter hierher, ich kenne mich aus. Aber einen so hübschen Anreißer soll Ihr Hotel in Sils nicht umsonst gehabt haben. Wir schlafen heute in Sils.“ Worauf Angelica lachend und immerfort schwatzend ihr Seil am Schlitten befestigte und mit lauter Stimme „Fertig, Los!“ kommandierte. „‚Skijöring‘ nennt man das“, schrie sie erschrocken, als sie bei einer plötzlichen Senkung der Straße mit voller Wucht in den Schlitten hinein und zwischen die Köpfe der Insassen fuhr. Sonst sprach sie kein Wort. Aber sie stürzte auch nicht, nein, sie war kein einziges Mal gestürzt – das Ehepaar versicherte es all den Unbekannten, die sich mit eins vertraulich um Angelica und mich gesammelt hatten, und was das Ehepaar anlangt, so verbrachte es nicht nur eine Nacht im Hotel, wie ursprünglich seine Absicht gewesen, sondern es blieb volle vier Wochen, blieb so lange, bis auch die arme Angelica, ach, so still das Hotel verließ.

Das Scherzwort eines Schweizer Offiziers, der Angelica in Erinnerung an eine alte Oper *die Regimentstochter* nannte, brachte eines Abends den Gästen zum Bewußtsein, wie die Kleine aus ihnen mit einem Zauberschlag eine einzige Familie gemacht hatte, deren Mittel-

punkt, Wille und Phantasie Angelica hieß. Wer es noch nicht konnte, lernte eifrig Ski laufen, um dabeizusein, wenn Angelica Lehrer und Schüler wortlos dazu brachte, sich selbst zu überbieten in den anstrengenden Stundes des vormittäglichen Unterrichts, an die man doch gleich darauf wie an die lustigste Tanzstunde zurückdachte, und nach Tisch in einem lachenden, prustenden Rudel auf eigene Faust in die Umgebung auszuschwärmen. Abends beim Tanz war es wiederum Angelica, die alt und jung in den Reigen zog, als verbänden sich alle Lebensalter auf die natürlichste Weise mit ihr, ja, als brauchte Angelica sich nur einem von diesen Lebensaltern beizugesellen, damit es, jedem Vergleich enthoben, sogleich sein eigenstes, reines Wesen offenbarte.

Sie tanzte mit dem Schweizer Oberst, der die Jazzmusik verabscheute, und mit dessen umfangreicher Gemahlin, mit dem italienischen Abstinenzler und dem irischen Trunkenbold und nicht minder ernsthaft mit den ‚Kleinen', das waren ihre eigenen Altersgenossen. Keiner hätte es gewagt, ihr auch nur den Bruchteil eines zweideutigen Lächelns zu zeigen, und als sie sich einmal neben den ziemlich kecken Sohn des irischen ‚Konsuls' niederließ und ihn bat, den Arm um sie zu legen, denn sie sei müde und habe Sehnsucht nach einem Brüderchen, bei dem sie sich einkuscheln könnte, da saß das freche Kerlchen die ganze Zeit unbeweglich mit blassem Gesicht und großen, starren Augen und erinnerte an einen in süßer Ehrfurcht erstarrten Gorilla, der ein zartes Menschenjunges im Arme hielt. Bald waren die Gäste des Hotels sich auch darüber klar, daß sie unverzüglich die Taschen umkehren würden, um Angelica eine Mitgift zu bieten, wenn sie plötzlich heiraten sollte, und daß sie, in alle Winde zerstreut, sich schnell zu einer Verschwörung sammeln würden, um den Mann zu töten, der sie in der Ehe unglücklich gemacht hätte.

Als sie beim Skijöring auf dem See den Fuß verstauchte, kämpfte das erschrockene Rudel im Handgemenge darum, wer sie nach Hause trüge – schließlich reichte sie einer dem andern, im Stafettenlauf brachte man sie in das Hotel.

„Eine Nichtigkeit", erklärte der herbeigerufene Arzt mit schweizerischer Aussprache, „eine ganze Nichtigkeit." Er war klein, seine kurzen Sätze brachen wie unwillig durch einen struppig überhängenden Schnurrbart, darunter schimmerte hellblau das Kinn, während das übrige, auffallend breite Gesicht eine gesunde braune Färbung zeigte. Er hatte dunkle Augen, die schwermütig über die Brillengläser guckten, wenn er mit einem sprach, und solange er sich im Zimmer aufhielt, trat er behutsam auf, hinter der Tür aber stapfte er

martialisch davon. Kurz, es war ein sympathischer Kauz und gewiß das Gegenteil von einem Scharlatan. Trotzdem erschrak ich, als er eintrat. Erinnerte er mich doch an eine Gestalt, der ich einmal in einer heillosen Lage begegnet war, nur konnte ich mich nicht entsinnen, wann und wo. „Eine chranze Nirchtirchkeit“, wiederholte er in der Halle und musterte, melancholisch hinter der Brille verschanzt, die sich aufhellenden Gesichter.

Die nächsten Tage war das Hotel sehr unruhig und Angelicas Zimmer zu jeder Stunde mit Besuchern gefüllt, denn niemand dachte daran, ohne sie hinaus in den Schnee zu ziehen. Das Rudel hockte in den Winkeln oder zog treppauf, treppab, es war gleichsam ein Kreisen durch die Gänge um die niedergebrochene Führerin. Pakete mit frischen Blumen fielen ins Haus, jeder tat, als ahnte er nicht, woher, und die dicke Frau des Obersten wich nicht von Angelicas Lager, obwohl es da nichts zu tun gab, als das geschwollene Gelenk mit Franzbranntwein einzureiben und die hereinströmende Flut von Blumen zu verteilen.

Die Eltern waren nicht benachrichtigt worden. Sie sollten ja jetzt unterwegs sein, nachdem ihre Abreise mehrmals am Widerstand der wasserscheuen Mama gescheitert war, die nicht zu bewegen gewesen, sich in Port Said auf einem heimkehrenden Indienfahrer einbooten zu lassen – in Alexandrien aber legten nur die französischen Mittelmeerschiffe an, von denen einige nichtsnutzig, die andern, tüchtigeren, auf Wochen voraus besetzt waren. Jetzt sollten sie sich, wie gesagt, glücklich eingeschifft haben, doch verstrich wiederum eine Woche, ohne daß man von ihnen hörte. Und am Ende dieser Woche machten wir mit Angelica die Diavolezzatour.

Wir stiegen von den Berninahäusern hinauf und fuhren ab über den Morteratschgletscher. Es ist eine großartige und leichte Tour, selbst die schwächsten Fahrer hatten lauter Freude daran. Auf dem Gletscher fiel mir plötzlich wieder die Eisfee ein, die ich Angelica bei ihrer Ankunft aus Respekt vor ihrem hohen Alter verheimlicht hatte, und jetzt erzählte ich von ihr. Ich erzählte, wie sie irgendwo auf dem Eise stand, die Hände über dem Haupt verschlungen, so daß sie einer menschlichen Säule glich, so stand sie da, und die Abendsonne brachte sie zum Tönen ... Das Rudel hielt mitten auf dem Gletscher. Der Gletscher schwamm im roten Abendlicht, und auch über uns floß der märchenhafte Schein und verschönte uns, Alte und Junge. Und keiner regte sich, und jeder horchte nur auf die Musik, die das sinkende Gestirn in diesem hochentrückten Winkel der Erde entfesselte, und alle, von sich selbst und der blühenden Weiße der ein-

samsten Welt entzückt, *hörten* den strömenden, knisternden Gesang der Fee, hörten trunken den Boden unter sich und ihr eigenes Gesicht mit der gespannten, schwingenden Haut und die rundum ragenden Gipfel tönen. Sie hörten ihn alle, den hohen, leisen, bebenden Gesang, weil Angelica mit aufwärts gewandtem Antlitz unter ihnen stand, und weil sie sahen, wie ihr harter schlanker Körper in der Stille bebte.

Am Abend wurde zum erstenmal nicht getanzt. Das Rudel saß beisammen, man erzählte – ein Phänomen, wie es seit zwei Jahrzehnten in keinem Hotel der zivilisierten Erde mehr beobachtet worden war. „Wir sind geweiht", sagte Angelica bestimmt, „die Eisfee hat uns auf dem Morteratschgletscher geweiht." Sie sah dem einen nach dem andern ins Gesicht, und selbst der Schweizer Oberst, der eigentlich an keine höheren Mächte glaubte und überhaupt ein Eisenfresser war, auch er nickte mit freundlichem Ernst. Zum weiteren frommen Vergnügen des Rudels erfand ich jetzt menschenfeindliche Firngnome, die, wenn ihre Wut aufs äußerste gestiegen, mit den Lawinen ins Tal rodelten, um in den Hotels Unfug zu stiften, weshalb es leicht möglich sei, behauptete ich, daß der irische ‚Konsul' nach einer solchen Nacht mit einem Eisknoten in der Nase erwache, der italienische Abstinenzler aber mit einem in Rotwein gefrorenen Schnurrbart – „Und ich?" rief Angelica, wobei sie wie in der Schule stürmisch den Zeigefinger streckte. „Und du", antwortete ich, „du findest dich am Morgen nicht mehr in deinem Bett und mußt schleunigst die Berninabahn nehmen, um dich in den entlaubten Lärchenwäldern bei Pontresina zu suchen, und wenn du Glück hast, kannst du dich dort vielleicht finden, wie du mit weißen Schneekatzen spielst. Die Schneekatzen haben einen goldenen Kopf mit bernsteingelben Augen und einen langen Schwanz von der Farbe des Abendrots auf dem Morteratschgletscher. Wenn sie im Wald springen, von Baum zu Baum, daß der Schnee von den Ästen stiebt, hopp, die Stämme hinunter, flix, flax, über den Boden, golden, gelb und rot, so ist dort im Wald, wie du begreifen wirst, zu jeder Tagesstunde Sonnenuntergang. Vielleicht findest du dich aber auch tief schlafend im Birkenwäldchen bei St. Moritz – wer kann es wissen, wohin dich die wütenden Firngeister verschleppt haben?"

„Nun", rief der irische Jüngling aus, „dafür ist das Rudel da. Das Rudel wird suchen."

„Das meine ich auch", pflichtete jemand bei. „Ich komme seit dreißig Jahren hierher, ich kenne mich aus."

Wir verbrachten diesen Abend wirklich wie im Freien an der

Sonne, von spritzenden Garben Pulverschnees gestreift, wie sie unter den Brettern der Skiläufer hervorschossen, in kleinen, windstillen Wäldern und auf den Schneefeldern, die wir auf blitzschnellen Gedanken durchliefen. Weggeblasen die künstliche Schwüle, worin sonst die Jazzband die Gefühle durcheinandergeratener Klassen und die Instinkte schüttelte, bis nichts übrigblieb als eine gallertige Masse! Es war schneeweiß, schneehell um uns, und wenn jemand über die Eisfee nachgedacht hätte, so wäre er sicher darauf verfallen, daß sie unter uns saß und Angelica hieß.

Am andern Morgen geschah das Unglück.

Niemand hatte Angelica das Hotel verlassen sehen. Ohne das Rudel aufzuscheuchen, das größtenteils noch beim Frühstück saß, stellte ich unauffällig fest, daß sie sich fertig angezogen hatte, daß ihre Schneeschuhe fehlten. Darauf suchte ich alle Ausgänge nach einer frischen Spur ab, doch da der Boden gefroren war, konnte ich nichts finden. Ich telefonierte hierhin und dorthin. Ein Gasthaus im Fextal antwortete, ja, in aller Herrgottsfrühe habe ein Fräulein aus unserm Hotel dort ein Glas warmer Milch getrunken, ein Frühstück aber mit der Begründung ausgeschlagen, daß sie gleich nach dem See abfahren werde und sich jetzt schon darauf freue, mit riesigem Appetit daheim zu frühstücken.

Um schneller vorwärts zu kommen, nahm ich die Ski auf den Rücken und lief. Am Gasthaus angelangt, schnallte ich an und begann die Abfahrt zum See. Der Schnee war ausgefahren und verharscht. Die Bretter rasselten und schlugen, und als ich die wüste Fahrt angesichts des Waldes, auf den ich in voller Fahrt losschoß, mit einem vorsichtig angelegten Stemmbogen bremsen wollte, rutschte ich auf knarrenden Brettern bis vor die ersten Bäume. Und hier, fünf Schritte weiter im Walde, genau in meiner Fahrtrichtung, lag Angelica und warf mir schmerzverzerrten Gesichtes Kußhände zu.

Die Ski, mit den Schuhen daran, lagen neben ihr.

„Ich habe mindestens ein Bein gebrochen", stammelte sie. „Außerdem können meine Füße erfroren sein. Ich habe die Schuhe aus-, aber nicht mehr anbekommen. O je!"

Sie schlug mit den Armen, schüttelte heftig den Kopf. Und schlotternd, mit zuckendem Gesicht, mit angstvoll kreisenden Augen versuchte sie, laut zu lachen. Ach! Es war ein gepeitschter Kreisel, der so lachte.

Auf dem See kam uns das Rudel entgegen. Der Oberst nahm sie mir fast gewaltsam aus den Armen. Dann hielt er den Kopf über sie gebeugt und machte große Schritte ... Still und furchtsam folgten wir

und hielten den Atem an vor der zitternden Qual, die immer wieder schluckte, um zu lachen.

Als der kleine Arzt spätabends herunterkam, sprangen die Gäste in der Halle auf und umringten ihn. Der Doktor legte den Finger an den Mund und sagte: „Ruhe! Völlige Ruhe! Ich bitte dringend darum. Ein Herr und eine Dame haben die Pflege übernommen – das genügt. Sie verstehen mich? Das genügt. Bruch des rechten Oberschenkels und – Lungenentzündung."

Ich sandte Telegramme nach Heluan und gleichzeitig an die Büros der Schiffahrtsgesellschaft in Kairo und Marseille.

Die erste Nacht und der folgende Tag verliefen ruhig. In der zweiten Nacht begannen die Fieberphantasien. In der dritten geschah es, daß ich aufsprang und die Ohren zuhielt, weil ich es nicht mehr ertrug, wie sie raste.

In ihrem klaren Mädchengesicht stieg ein zweites, dunkles Gesicht auf und überflutete das erste. Die vor kurzem noch ein Kind gewesen, das wir ehrfürchtig, mit scheuen Händen in sein Bett gelegt, sie erhob sich zuchtlos, aufgelöst und entschlossen, knirschte mit den Zähnen, ballte die Fäuste, drohte, bettelte, höhnte, kämpfte mit Nägeln und Zähnen – um einen Geliebten. Einmal glaubte ich zu verstehen, der Unbekannte habe sie verraten, dann wiederum war sie es, die sich, Hände in das Haar geschlagen, endlos anklagte.

Ihr Mund verzog sich zu einem langen Schrei, an den etwas in ihr sich gespannt anklammerte. „Du-u! Du-u!" Die Hände hatten ihren Ausdruck selbstloser Anmut verloren. Sie krallten sich in die Bettdecke, als hätten sie ein Wild geschlagen und hielten es fest. Dann stöhnte sie vor Befriedigung. „Ihr habt nie Zeit, in Berlin, ihr. Nie! Aber jetzt habe ich euch. So. Jetzt lernst du stillhalten, wenn ich dich was frag'. So. Ah!" – Zusammenfallend wimmerte sie: „Laß mich doch nicht immer so allein. Ich habe schreckliche Angst ... Kümmre dich ein wenig um Angelica – Liebster, du, nur ein klein wenig um Angelica ..." Verzweifelt rief ich sie: Angelica. Angelica. Doch mich hörte sie nicht. Ich war froh, daß sie einschlief, bevor die Frau des Obersten mich in der Wache ablöste.

„Telegrafiere an Georg", befahl Angelica, als sie bei grauendem Morgen erwachte. Die Frau des Obersten wußte nicht, wer Georg war, und konnte es auch nicht in Erfahrung bringen. Denn statt ihr zu antworten, begann Angelica mit leiser, schwärmerischer Stimme sich mit Georg zu unterhalten. Dann schlief sie ein. – „Wir sollen an Georg telegrafieren", empfing mich die gute Frau mit tränenüberströmtem Gesicht. Schamvoll hielt sie die Augen abgewandt.

Bei seinem Morgenbesuch sprach ich mit dem Arzt, und er veranlaßte, daß die Frau des Obersten durch eine Krankenschwester aus Maloja ersetzt wurde, die kein Deutsch verstand. Sie erhob keinen Widerspruch. Es entstürzte nur eine neue Tränenflut ihren Augen. Der Oberst war wütend und bot sich statt ihrer an, und als er abgelehnt wurde, zuckte er die Achseln und murmelte, er verstehe nichts von der Komödie.

„Telegrafiere an Papa", befahl Angelica. „Wenn er nicht sofort kommt, brenne ich mit Georg durch ... Er wartet mit dem Auto Ecke Rauchstraße und Lichtensteiner Allee", setzte sie listig hinzu. Sie kicherte und strich zärtlich über die Decke. Ich verstand. Sie hatte sich mit Georg ausgesöhnt. Sie war einig mit ihm.

Plötzlich richtete sie sich auf: „Wenn du nicht sofort telegrafierst", sagte sie langsam und hob den Blick zur Decke – dann fiel sie auf das Kissen zurück. „Mörder", murmelte sie und verzog das Gesicht ... Nach einer Weile lächelte sie. „Ihr Esel ..."

Als sie wieder aufwachte, lag sie lange Zeit ächzend auf dem Rücken und starrte mich an. Allmählich schien sie mich zu erkennen.

„Onkel", höhnte sie. „Wozu hat man einen Onkel, wenn er nicht da ist, wenn man stirbt."

„Ja, wie heißt er nur gleich?" fragte ich, während ich aufsprang. Es war mir nämlich eingefallen, daß es da einen Berliner Onkel gab, der sie vor vier Wochen in den Zug gesetzt hatte, einen Berliner Onkel, von dem sie mir sogar „unbekannterweise" Grüße überbracht hatte. Jubelnd rief sie und streckte den Zeigefinger: „Steglitz 5498" – „Steglitz 5498", wiederholte sie müde, schloß die Augen, drehte langsam das Gesicht zur Wand. „Gute Nacht – mein lieber, mein lieber Georg." Ich klingelte und ließ den Oberst heraufbitten, der sich aufgereckt auf meinen Stuhl setzte, wobei er drohende Blicke in die Ecken des Zimmers schleuderte, als erkenne er dort den Feind.

Sowie ich in der Telefonzelle den Hörer an das Ohr legte, schmetterte es mir entgegen: „Hallo! Sils Maria?" Erst wehrte ich mich, verlangte St. Moritz und rief, ich wünsche dringend mit Berlin zu sprechen.

„Hier Berlin. Ist dort Sils Maria?" kam es zurück. Ich schrie aufs Geratewohl: „Steglitz 5498."

„Jawohl. Hier Steglitz 5498."

„Du lieber Gott", sagte ich. „Sind Sie vielleicht der Onkel Georg?"

„Ha", hörte ich. Und: „Jawoll. Hier ist Onkel Georg. Sie haben von Kairo rübergekabelt, daß die Kleine – hallo. Hören Sie? Ich fahre 2 Uhr 16. Sehn Sie nach, wann ich ankomme."

„Fliegen“, schrie ich. „Sie müssen fliegen.“

Es knarrte im Apparat, dann sausten die Drähte. Weit, weit entfernt sprach jemand fließend englisch.

„Verdammt ... Hallo. Sind Sie noch da? ... Ich fliege!“

Ich setzte mich dicht zu Angelica, nahm ihre Hand und sagte: „Angelica, ich habe mit ihm telefoniert. Er nimmt ein Flugzeug. Heute abend ist er da.“

Lächelnd wiegte sie den Kopf: „Ach, glaub's nicht. Das sagen sie so. Vielleicht morgen früh. Und dann ist auch Papa da und schmeißt uns beide hinaus.“

Sie starb kurz nach Mitternacht.

Der Doktor kratzte an seinem hellblauen Kinn, beugte sich und schloß dem Kind behutsam die Augen. Dann stapfte er kräftig über den Korridor, wie das Leben selber, das Leben, das weiterging.

Um zwei Uhr traf Onkel Georg im Auto von Zürich ein. Seine Glatze warf Funken, als er rasch durch die hellerleuchtete Halle schritt. Das Rudel drückte sich in die Winkel, und jeder war eine Ewigkeit vom andern entfernt. Der Treppe zunächst saß der Oberst rittlings auf einem Gartenstuhl und schluchzte in die verschränkten Arme. Sonst war es still. Der alte Oberst weinte für alle.

Plötzlich stand Onkel Georg in der Halle und verlangte laut zu essen. Der Portier deckte einen Tisch im kleinen Salon und trug Wein und kalten Braten auf.

Ich setzte mich zu dem Geliebten.

Er redete ununterbrochen über die Gefahren, denen der Sport die heutige Jugend aussetzte, und einmal nannte er Angelica ein anspruchsvolles Kind, das vom Schicksal auf den richtigen Spielplatz gelockt worden sei, um hier zu sterben – was vielleicht gar nicht einmal so übel war. Ich fragte beiläufig, ob er das Kind liebgehabt habe.

„Wer hat es denn nicht liebgehabt“, rief er mit Appetit.

„Ja“, sagte ich, „aber ich glaube, Sie standen ihr am nächsten.“

Er wehrte ab:

„I wo. Die Mama! Ich nahm sie nur mal mit in den Zoo und schwatzte auch sonst mal mit ihr. Nee, nee, egal am Bubikopf der Mama. Meine arme Schwester wußte sich nicht zu retten vor dem Kind.“

„Und der Vater?“

„Der Vater?“

Erst verstand er gar nicht, wo ich hinauswollte mit der Frage.

„Ach so“, meinte er dann. „Lieber Herr! In Berlin haben die Männer zu arbeiten! Aber nicht zu knapp!!“

Kein Zweifel, Onkel Georg wußte von nichts. Er war ahnungslos. Ihn traf ebensowenig eine Schuld wie Vater und Mutter. Alle hatten sie liebgehabt.

Sie hieß Angelica.

DIE EBERJAGD

ERNST JÜNGER

Die Schützen hatten sich längs der Schneise aufgestellt. Der Fichtenschlag stand hinter ihnen mit schwarzen Zacken; die Zweige berührten noch den Grund. Vergilbtes Waldgras war in sie eingeflochten und hielt sie am Boden fest. Das machte den Eindruck, als ob dunkle Zelte aufgeschlagen wären, Herbergen gegen Sturm und Kälte im tief verschneiten Land. Ein Gürtel von fahlem Schilf verriet den Graben, der unter dem Schnee verborgen war. Das Waldstück grenzte an das Fürstliche. Es war im Sommer schwül und stickig, und Schwärme von Bremsen zogen die Lichtungen entlang. Im Herbst, wenn die Gespinste flogen, bedeckten Legionen von Pilzen den moosigen Grund. Die Beeren glänzten wie Korallen auf den Kahlschlägen.

Es hatte eben erst zu schneien aufgehört. Die Luft war köstlich, als ob die Flocken sie gefiltert hätten; sie atmete sich leichter und trug den Ton weithin, so daß man unwillkürlich flüsterte. Die frische Decke schien jede Vorstellung des Weißen zu übertreffen; man ahnte herrliche, doch unberührbare Geheimnisse.

Die besten Plätze waren dort, wo eine Schonung an die Schneise stieß. Kaum ragten die grünen Spitzen aus dem Schnee hervor. Hier war das Schußfeld ideal. Richard stand neben dem Eleven Breyer in einem Querschlag, auf dem sich die Zweige fast berührten, so daß kaum Ausblick war. Es war ein schlechter Platz, ein Stand für Anfänger. Doch war die Erwartung so stark geworden, daß er nicht

mehr an Einzelheiten dachte, ja daß sogar sein Kummer sich auflöste. Er hatte bis zuletzt gehofft, daß der Vater ihm eine Büchse geben würde; das war die Erfüllung, auf die sein Dichten und Trachten gerichtet war. Er kannte keinen heißeren, keinen zwingenderen Wunsch. Er träumte von dem blauen Stahl der Waffe, von ihrer Nußbaumschäftung, von den Stecheichenblättern, die in das Metall graviert waren. Wie leicht sie war, wie handlich, und wunderbarer als alle Spielzeuge. Im Dunkel ihres Laufes glänzten die Züge in silberner Spirale auf. Wenn man sie spannte, gab sie ein trockenes Knacken von sich, als ergriffe die Zuverlässigkeit selbst das Wort, um das Herz zu erfreuen. Man konnte den Abzug durch einen Stecher verfeinern – dann war es, als ob ein Gedanke den Schuß entzündete. Daß dieses Kleinod, dieses Wunder, zugleich das Schicksal, den Tod in sich beschloß: das freilich ging über die Phantasie hinaus. Richard fühlte, daß in ihrem Besitze eine Ergänzung für ihn verborgen lag, eine vollkommene Veränderung. Bevor er einschlief, sah er sich zuweilen mit ihr nach Art der Wachträume im Walde – nicht etwa, um zu schießen, nein, nur um wie mit einer Geliebten mit ihr im Grünen sich zu ergehen. Es kam ihm dabei ein Wahrspruch in den Sinn, den er auf einem alten Zechkrug gelesen hatte, aus dem der Vater zuweilen einschenkte:

Ich und du, wir beide
Sind uns genug zur Freude.

Auch wenn ihm die Augen zugefallen waren, spannen sich die Bilder fort. Sie führten manchmal selbst zu Beängstigungen: er hatte die Waffe gespannt und wollte schießen, doch verhinderte ein böser Zauber, daß sie Feuer gab. Sein ganzer Wille heftete sich dann daran, doch seltsam, je mehr, je heftiger er ihn spannte, desto gründlicher verweigerte die Büchse ihm den Dienst. Er wollte schreien, doch die Stimme versagte ihm. Dann fuhr er aus dem Alpdruck auf. Wie glücklich war er, wenn er erkannte, daß ihn ein Traum genarrt hatte.

Am sechzehnten Geburtstag sollte ihm das Wunder zufallen. Es wurde ihm nicht leicht, sich zu gedulden, wenn er Jägerburschen oder Eleven wie diesen Breyer sah, der knapp zwei Jahre älter und kaum größer als Richard war. Jetzt aber war es so still und klar im Walde, daß dieses Zehrende und Drängende in ihm erlosch. Die Welt war feierlich verhüllt.

Ein feines Zirpen durchzog das Tannicht und entfernte sich. Das waren die Goldhähnchen, die winzigen Gelbschöpfe; sie fühlten sich

in den dunklen Schlägen wohl, in denen sie die Zapfen abkleibten. Dann hallte vom Rand des Forstes ein Hornruf durch die weiße Welt. Das Herz begann zu klopfen; die Jagd ging an.

Von fernher kam Unruhe in den Dickichten auf. Im Maß, in dem sie sich verstärkte, nahm auch der Herzschlag zu. Die Treiber brachen in schweren Lederschürzen durch das Gezweig und klopften mit dem Axtholz an die Stämme; dazwischen hörte man ihre Rufe: „hurr-hurr, hurr-hurr, hurr-hurr“. Zuerst klang dieses Treiben fern und heiter, dann wurden die Stimmen größer, gefährlicher. Sie klangen nach Pfeifenrauch, nach Obstbrand, nach Wirtshaushändeln und drängten sich in das Geheimnis des Waldes ein.

Jetzt hörte man das Rauschen und Rufen ganz in der Nähe, und dann ein Rascheln, das sich unterschied. Ein Schatten durchfuhr das Röhricht und wechselte in die andere Deckung, genau zwischen Richard und dem Eleven hindurch. Obwohl er wie ein Traumbild über die Blöße huschte, erfaßte Richard im Fluge die Einzelheiten: die Treiber hatten einen starken Keiler aus dem Lager aufgescheucht. Er sah ihn in einem Sprunge, wie von der Sehne geschossen, über den Weg fliegen. Das Vorderteil mit der mächtigen Brust lief keilförmig nach hinten zu. Die starken Rückenborsten, die der Weidmann Federn nennt, waren zum Kamm gesträubt. Richard hatte den Eindruck, daß ihn die kleinen Augen streiften; vor ihnen leuchteten die starken, gekrümmten Gewehre auf. Auch sah er die gebleckten Haderer, die dem Haupte den Ausdruck wütender Verachtung mitteilten. Das Wesen hatte etwas Wildes und Dunkelstruppiges, aber es war auch Röte, wie vom Feuer, dabei. Der dunkle Rüssel war absonderlich gebogen, ja fast geschraubt; er ließ den Ekel ahnen, mit dem dieser Freiherr die Nähe der menschlichen Verfolger und ihre Witterung empfand. Im Augenblick, in dem er die beiden wahrnahm, ließ er ein Schnarchen hören, doch wich er nicht aus der Bahn.

Im Nu war dieses Bild vorüber, doch prägte es sich mit traumhafter Schärfe ein. Der Eindruck blieb Richard für immer haften: die Witterung von Macht und Schrecken, doch auch von Herrlichkeit. Er fühlte, daß er in den Knien wankte und daß er den Mund geöffnet hatte, doch brachte er keinen Laut hervor.

Genauso schien es den Eleven zu verstören; er war ganz blaß geworden und stierte dem Eber mit aufgesperrten Augen nach. Fast hätte das Untier ihn gestreift. Schon war es wieder im Grün verschwunden, als er die Büchse hochriß und ihm eine Kugel nachwarf, dorthin, wo noch die Zweige zitterten.

Im engen Dickicht dröhnte der Schuß betäubend wie ein Pauken-

schlag. Die beiden jungen Leute starrten sich wortlos an. Zwischen den Fichten haftete die strenge, rauschige Witterung des Keilers, sie mischte sich mit dem Geruch des Harzes und dem Pulverdunst, der sich verbreitete. Ein zweiter Hornruf ertönte; er blies das Treiben ab. Man hatte nur diesen einen Schuß gehört.

Dann kam Moosbrugger, der Förster, von der Schneise her gelaufen, während das Jagdhorn am grünen Bande flatterte. Die Nase glühte ihm wie ein Karfunkel, und er mußte erst Atem schöpfen, ehe er zu fluchen begann. Er prüfte die Fährte und sah zu seinem Ärger, daß die Sau nicht, wie erwartet, über die Schneise flüchtig geworden war, sondern hier am entlegenen Ort. Nun hatten der Graf und seine Gäste das Nachsehen gehabt. Das kränkte Moosbrugger persönlich, und Richard hatte den Eindruck, daß es ihm schwerfiel, den jungen Schützen nicht zu ohrfeigen. Wenn es sich um einen seiner Jägerburschen gehandelt hätte, dann hätte er es wohl getan. So begnügte er sich, die Zähne zu fletschen und den Eleven zu fragen:

„Wissen Sie, was Sie jetzt gemacht haben?"

Und als der Gefragte verlegen die Achseln zuckte:

„Ich will es Ihnen sagen: ein leeres Rohr haben Sie gemacht."

Dabei stieß er ein teuflisches Lachen aus und wandte sich von neuem der Fährte zu. Richard fühlte sich nun ganz zufrieden mit der Rolle des Zuschauers, die er gespielt hatte. Der unglückliche Eleve hatte einen roten Kopf bekommen; es schien ihm unbehaglich in seiner Haut zu sein. Er murrte vor sich hin.

„Dem hat's noch keiner recht gemacht. Wenn ich nicht geschossen hätte, würde er auch geraunzt haben."

Er war indessen schuldbewußt. Erst hatte er sich durch das Grobschwein erschrecken lassen und dann ein Loch in die Luft gesengt. Mit gleicher Inbrunst, wie er bei sich gehofft hatte, daß die Sau an ihm vorüberwechseln möge, verwünschte er nun, daß sie ihm in die Quere gekommen war. Schon sah er den Waldgrafen und hinter ihm die Jagdgesellschaft von der Schneise her auf sich zuschreiten. Seine Verwirrung war so stark, daß sie sich auf Richard übertrug. Bei alledem war es noch günstig, daß der fürchterliche Moosbrugger im Gebüsch verschwunden war.

Im Augenblick, in dem der Jagdherr sie erreichte, erscholl die mächtige Stimme des Försters aus dem Dickicht:

„Sau tot! Sau tot!"

Dann blies er die Jagd aus, daß es weithin den Forst durchdrang. Die ganze Gesellschaft mit den Treibern folgte dem Hornruf und trat auf eine Lichtung, die hinter dem Fichtengürtel lag. Dort stand

Moosbrugger neben dem Keiler, der im Neuschnee verendet war. Er war jetzt im vollen Triumph darüber, daß die Jagd gut ausgegangen war, und meldete dem Grafen noch einmal, während ein schreckliches Lachen sein Gesicht von einem Ohre bis zum anderen spaltete. Er hatte es natürlich gleich gewußt – nur zwei, drei Schnitthaare und Lungenschweiß –, zum Teufel, die jungen Leute hatten bei ihm gelernt.

Alle umstanden nun im Oval die Beute, die Schützen mit umgehängter Büchse, die Treiber mit geschulterter Axt. Der Keiler lag auf dem weißen Bett wie schlafend, die kleinen Augen blickten die Bezwinger halb spöttisch an. Die Männer bewunderten das mächtige Haupt, das wie auf einem Kissen lag. Die scharfen Gewehre schimmerten in grimmiger Krümmung wie altes Elfenbein. Dort, wo der breite Hals ansetzte, starrten die Läufe, die Moosbrugger die Vorderhämmer nannte, steif in die Luft. Das dunkelborstige Vlies war rostig durchschossen, nur über den Rücken zog sich ein reinschwarzes Band. Immer noch breitete sich, an den Rändern verblassend, ein großer Blutfleck aus.

Bei diesem Anblick empfand Richard ein Bangen; fast schien es ihm unziemlich, daß sich hier die Augen an dem Erlegten weideten. Nie hatte ihn eine Hand berührt. Nun, nach dem ersten Staunen, packte man ihn an den Tellern und Läufen und wendete ihn hin und her. Der Knabe suchte sich gegen das Gefühl zu wehren, das in ihm aufstieg: daß ihm in diesem Augenblick der Eber näher, verwandter als seine Hetzer und Jäger war.

Nachdem sie die Beute bewundert und betastet hatten, entsannen sie sich des glücklichen Schützen, der sie gestreckt hatte. Der Graf brach einen Fichtenzweig, den er in den Anschuß tauchte, dann präsentierte er auf dem Kolben des Gewehres den blutbetauten Bruch, während Moosbrugger Halali blies. Der junge Mann stand mit bescheidenem Stolz in ihrer Mitte und heftete das Reis an seinen Hut. Die Augen ruhten mit Wohlwollen auf ihm. Bei Hofe, im Krieg und unter Jägern schätzt man den glücklichen Zufall und rechnet ihn dem Manne zu. Das leitet eine Laufbahn günstig ein.

Sie ließen nun eine runde, mit Obstwasser gefüllte Flasche kreisen, aus welcher der Graf den ersten Schluck nahm und die er dann, nachdem er sich geschüttelt hatte, als Nächstem dem Eleven gab. Sie suchten jetzt alle mit ihm ein Wort zu wechseln, und er durfte nicht müde werden zu berichten, wie ihm der Keiler begegnet war. Wirklich ein Kernschuß, das mußte der Neid zugeben. Er schilderte, wie er die Sau vernommen hatte und wie sie auf ihn zugesprungen war.

Auch wie er nicht voll Blatt getroffen hatte, sondern etwas dahinter, weil sie im spitzen Winkel im Tann verschwunden war. Er hatte sie aber deutlich zeichnen gesehen. Moosbrugger lobte ihn über den grünen Klee.

Nur Richard war befangen, er hielt sich für den einzigen, der dem Vorgang nicht gewachsen war. Er hörte mit Erstaunen, daß Breyer ihn ganz anders wahrgenommen hatte, und mußte es glauben, denn dafür zeugte der Keiler, der vor ihm lag. Er lernte hier zum ersten Male, daß Tatsachen die Umstände verändern, die zu ihnen führten – das rüttelte an seiner idealen Welt. Das grobe Geschrei der Jäger bedrückte ihn. Und wieder schien ihm, daß ihnen der Eber hoch überlegen war.

Moosbrugger zog bedächtig sein Messer aus der Scheide und prüfte die Schärfe, indem er es über den Daumen strich. Man durfte selbst bei strengem Frost den Keiler nicht in der Schwarte lassen, dafür war er zu hitzig im Geblüt. Die Miene des Jägers wurde nun ganz altertümlich, durchleuchtet von einer Art von feierlichem Grinsen, das die tief eingegerbten Falten senkrecht zog. Er kniete sich auf einen Hinterlauf des Keilers und packte mit der Linken den anderen. Dann ritzte er die gespannte Decke mit der Schärfe an und schlitzte sie bis zum Brustbein auf. Zunächst entfernte er zwei Gebilde, die spiegelblauen Gänseeiern glichen, und warf sie, während die Treiber beifällig lachten, hinter sich:

„Die holt sich der Fuchs zum Nachtessen."

Dann fuhr er behutsam einem Strange nach. Der scharfe Dunst, der das Tier umschwelte, wurde nun beizend; die Männer traten fluchend zurück. Moosbrugger wühlte mit beiden Händen in der Bauchhöhle und fuhr in den Brustkorb hinein, zog rotes und blaues Gescheide heraus, die edlen Eingeweide absondernd. Das Herz war vom Geschoß zerrissen; der Eber hatte mit dieser Wunde noch an neunzig Fluchten gemacht. Ein Jägerbursche schnitt den Pansen auf, um ihn im Schnee zu waschen; er war prall mit geschrotenen Bucheckern gefüllt. Bald hatte sich der geschändete Leib in eine rote Wanne umgewandelt, aus der noch immer das Blut in die Frostluft emporrauchte.

Moosbrugger umschnürte den Oberkiefer hinter den Hauern mit einer Schlinge; die Treiber spannten sich davor und schleiften den borstigen Rumpf davon. Die Jäger entzündeten die Pfeifen und schlossen sich, behaglich plaudernd, dem Zuge an. Die Jagd war aus.

Das war der erste Abend, an dem Richard einschlief, ohne an das Gewehr gedacht zu haben; dafür trat nun der Eber in seinen Traum.

EIN LANDARZT

FRANZ KAFKA

F. Kafka

ICH WAR in großer Verlegenheit: eine dringende Reise stand mir bevor; ein Schwerkranker wartete auf mich in einem zehn Meilen entfernten Dorfe; starkes Schneegestöber füllte den weiten Raum zwischen mir und ihm; einen Wagen hatte ich, leicht, großräderig, ganz wie er für unsere Landstraßen taugt; in den Pelz gepackt, die Instrumententasche in der Hand, stand ich reisefertig schon auf dem Hofe; aber das Pferd fehlte, das Pferd. Mein eigenes Pferd war in der letzten Nacht, infolge der Überanstrengung in diesem eisigen Winter, verendet; mein Dienstmädchen lief jetzt im Dorf umher, um ein Pferd geliehen zu bekommen; aber es war aussichtslos, ich wußte es, und immer mehr vom Schnee überhäuft, immer unbeweglicher werdend, stand ich zwecklos da. Am Tor erschien das Mädchen, allein, schwenkte die Laterne; natürlich, wer leiht jetzt sein Pferd her zu solcher Fahrt? Ich durchmaß noch einmal den Hof; ich fand keine Möglichkeit; zerstreut, gequält stieß ich mit dem Fuß an die brüchige Tür des schon seit Jahren unbenützten Schweinestalles. Sie öffnete sich und klappte in den Angeln auf und zu. Wärme und Geruch wie von Pferden kam hervor. Eine trübe Stallaterne schwankte drin an einem Seil. Ein Mann, zusammengekauert in dem niedrigen Verschlag, zeigte sein offenes blauäugiges Gesicht. „Soll ich anspannen?" fragte er, auf allen vieren hervorkriechend. Ich wußte nichts zu sagen und beugte mich nur, um zu sehen, was es noch in dem Stalle gab. Das Dienstmädchen stand neben mir. „Man weiß nicht, was für Dinge man im eigenen Haus vorrätig hat", sagte es, und wir beide lachten.

„Hollah, Bruder, hollah, Schwester!" rief der Pferdeknecht, und zwei Pferde, mächtige flankenstarke Tiere, schoben sich hintereinander, die Beine eng am Leib, die wohlgeformten Köpfe wie Kamele senkend, nur durch die Kraft der Wendungen ihres Rumpfes aus dem Türloch, das sie restlos ausfüllten. Aber gleich standen sie aufrecht,

hochbeinig, mit dicht ausdampfendem Körper. „Hilf ihm“, sagte ich, und das willige Mädchen eilte, dem Knecht das Geschirr des Wagens zu reichen. Doch kaum war es bei ihm, umfaßt es der Knecht und schlägt sein Gesicht an ihres. Es schreit auf und flüchtet sich zu mir; rot eingedrückt sind zwei Zahnreihen in des Mädchens Wange. „Du Vieh“, schrie ich wütend, „willst du die Peitsche?“, besinne mich aber gleich, daß es ein Fremder ist; daß ich nicht weiß, woher er kommt, und daß er mir freiwillig aushilft, wo alle andern versagen. Als wisse er von meinen Gedanken, nimmt er meine Drohung nicht übel, sondern wendet sich nur einmal, immer mit den Pferden beschäftigt, nach mir um. „Steigt ein“, sagt er dann, und tatsächlich: alles ist bereit. Mit so schönem Gespann, das merke ich, bin ich noch nie gefahren, und ich steige fröhlich ein. „Kutschieren werde aber ich, du kennst nicht den Weg“, sage ich. „Gewiß“, sagte er, „ich fahre gar nicht mit, ich bleibe bei Rosa.“ „Nein“, schreit Rosa und läuft im richtigen Vorgefühl der Unabwendbarkeit ihres Schicksals ins Haus; ich höre die Türkette klirren, die sie vorlegt; ich höre das Schloß einspringen; ich sehe, wie sie überdies im Flur und weiterjagend durch die Zimmer alle Lichter verlöscht, um sich unauffindbar zu machen. „Du fährst mit“, sage ich zu dem Knecht, „oder ich verzichte auf die Fahrt, so dringend sie auch ist. Es fällt mir nicht ein, dir für die Fahrt das Mädchen als Kaufpreis hinzugeben.“ „Munter!“ sagte er; klatscht in die Hände; der Wagen wird fortgerissen, wie Holz in die Strömung; noch höre ich, wie die Tür meines Hauses unter dem Ansturm des Knechtes birst und splittert, dann sind mir Augen und Ohren von einem zu allen Sinnen gleichmäßig dringenden Sausen erfüllt. Aber auch das nur einen Augenblick, denn, als öffne sich unmittelbar vor meinem Hoftor der Hof meines Kranken, bin ich schon dort; ruhig stehen die Pferde; der Schneefall hat aufgehört; Mondlicht ringsum; die Eltern des Kranken eilen aus dem Haus; seine Schwester hinter ihnen; man hebt mich fast aus dem Wagen; den verwirrten Reden entnehme ich nichts; im Krankenzimmer ist die Luft kaum atembar; der vernachlässigte Herdofen raucht; ich werde das Fenster aufstoßen; zuerst aber will ich den Kranken sehen. Mager, ohne Fieber, nicht kalt, nicht warm, mit leeren Augen, ohne Hemd hebt sich der Junge unter dem Federbett, hängt sich an meinen Hals, flüstert mir ins Ohr: „Doktor, laß mich sterben.“ Ich sehe mich um; niemand hat es gehört; die Eltern stehen stumm vorgebeugt und erwarten mein Urteil; die Schwester hat einen Stuhl für meine Handtasche gebracht. Ich öffne die Tasche und suche unter meinen Instrumenten; der Junge tastet immerfort aus dem Bett nach mir hin, um mich an seine

Bitte zu erinnern; ich fasse eine Pinzette, prüfe sie im Kerzenlicht und lege sie wieder hin. „Ja", denke ich lästernd, „in solchen Fällen helfen die Götter, schicken das fehlende Pferd, fügen der Eile wegen noch ein zweites hinzu, spenden zum Übermaß noch den Pferdeknecht –" Jetzt erst fällt mir wieder Rosa ein; was tue ich, wie rette ich sie, wie ziehe ich sie unter diesem Pferdeknecht hervor, zehn Meilen von ihr entfernt, unbeherrschbare Pferde vor meinem Wagen? Diese Pferde, die jetzt die Riemen irgendwie gelockert haben; die Fenster, ich weiß nicht wie, von außen aufstoßen; jedes durch ein Fenster den Kopf stecken und, unbeirrt durch den Aufschrei der Familie, den Kranken betrachten. „Ich fahre gleich wieder zurück", denke ich, als forderten mich die Pferde zur Reise auf, aber ich dulde es, daß die Schwester, die mich durch die Hitze betäubt glaubt, den Pelz mir abnimmt. Ein Glas Rum wird mir bereitgestellt, der Alte klopft mir auf die Schulter, die Hingabe seines Schatzes rechtfertigt diese Vertraulichkeit. Ich schüttle den Kopf; in dem engen Denkkreis des Alten würde mir übel; nur aus diesem Grunde lehne ich es ab zu trinken. Die Mutter steht am Bett und lockt mich hin; ich folge und lege, während ein Pferd laut zur Zimmerdecke wiehert, den Kopf an die Brust des Jungen, der unter meinem nassen Bart erschauert. Es bestätigt sich, was ich weiß: der Junge ist gesund, ein wenig schlecht durchblutet, von der sorgenden Mutter mit Kaffee durchtränkt, aber gesund und am besten mit einem Stoß aus dem Bett zu treiben. Ich bin kein Weltverbesserer und lasse ihn liegen. Ich bin vom Bezirk angestellt und tue meine Pflicht bis zum Rand, bis dorthin, wo es fast zu viel wird. Schlecht bezahlt, bin ich doch freigebig und hilfsbereit gegenüber den Armen. Noch für Rosa muß ich sorgen, dann mag der Junge recht haben, und auch ich will sterben. Was tue ich hier in diesem endlosen Winter! Mein Pferd ist verendet, und da ist niemand im Dorf, der mir seines leiht. Aus dem Schweinestall muß ich ein Gespann ziehen; wären es nicht zufällig Pferde, müßte ich mit Säuen fahren. So ist es. Und ich nicke der Familie zu. Sie wissen nichts davon, und wenn sie es wüßten, würden sie es nicht glauben. Rezepte schreiben ist leicht, aber im übrigen sich mit den Leuten verständigen ist schwer. Nun, hier wäre also mein Besuch zu Ende, man hat mich wieder einmal unnötig bemüht, daran bin ich gewöhnt, mit Hilfe meiner Nachtglocke martert mich der ganze Bezirk, aber daß ich diesmal auch noch Rosa hingeben mußte, dieses schöne Mädchen, das jahrelang, von mir kaum beachtet, in meinem Hause lebte – dieses Opfer ist zu groß, und ich muß es mir mit Spitzfindigkeiten aushilfsweise in meinem Kopf irgendwie zurechtlegen, um nicht auf diese Familie loszufahren, die mir beim besten Willen Rosa nicht zurückge-

ben kann. Als ich aber meine Handtasche schließe und nach meinem Pelz winke, die Familie beisammensteht, der Vater schnuppernd über dem Rumglas in seiner Hand, die Mutter, von mir wahrscheinlich enttäuscht – ja, was erwartet denn das Volk? – tränenvoll in die Lippen beißend und die Schwester ein schwer blutiges Handtuch schwenkend, bin ich irgendwie bereit, unter Umständen zuzugeben, daß der Junge doch vielleicht krank ist. Ich gehe zu ihm, er lächelt mir entgegen, als brächte ich ihm etwa die allerstärkste Suppe – ach, jetzt wiehern beide Pferde; der Lärm soll wohl, höhern Orts angeordnet, die Untersuchung erleichtern – und nun finde ich: ja, der Junge ist krank. In seiner rechten Seite, in der Hüftengegend, hat sich eine handtellergroße Wunde aufgetan. Rosa, in vielen Schattierungen, dunkel in der Tiefe, hell werdend zu den Rändern, zartkörnig, mit ungleichmäßig sich aufsammelndem Blut, offen wie ein Bergwerk obertags. So aus der Entfernung. In der Nähe zeigt sich noch eine Erschwerung. Wer kann das ansehen, ohne leise zu pfeifen? Würmer, an Stärke und Länge meinem kleinen Finger gleich, rosig aus eigenem und außerdem blutbespritzt, winden sich, im Innern der Wunde festgehalten, mit weißen Köpfchen, mit vielen Beinchen ans Licht. Armer Junge, dir ist nicht zu helfen. Ich habe deine große Wunde aufgefunden; an dieser Blume in deiner Seite gehst du zugrunde. Die Familie ist glücklich, sie sieht mich in Tätigkeit; die Schwester sagt's der Mutter, die Mutter dem Vater, der Vater einigen Gästen, die auf den Fußspitzen, mit ausgestreckten Armen balancierend, durch den Mondschein der offenen Tür hereinkommen. „Wirst du mich retten?" flüstert schluchzend der Junge, ganz geblendet durch das Leben in seiner Wunde. So sind die Leute in meiner Gegend. Immer das Unmögliche vom Arzt verlangen. Den alten Glauben haben sie verloren; der Pfarrer sitzt zu Hause und zerzupft die Meßgewänder, eines nach dem andern; aber der Arzt soll alles leisten mit seiner zarten chirurgischen Hand. Nun, wie es beliebt: ich habe mich nicht angeboten; verbraucht ihr mich zu heiligen Zwecken, lasse ich auch das mit mir geschehen; was will ich Besseres, alter Landarzt, meines Dienstmädchens beraubt! Und sie kommen, die Familie und die Dorfältesten, und entkleiden mich; ein Schulchor mit dem Lehrer an der Spitze steht vor dem Haus und singt eine äußerst einfache Melodie auf den Text:

„Entkleidet ihn, dann wird er heilen,
Und heilt er nicht, so tötet ihn!
'Sist nur ein Arzt, 'sist nur ein Arzt."

Dann bin ich entkleidet und sehe, die Finger im Barte, mit geneigtem Kopf die Leute ruhig an. Ich bin durchaus gefaßt und allen überlegen

und bleibe es auch, trotzdem es mir nichts hilft, denn jetzt nehmen sie mich beim Kopf und bei den Füßen und tragen mich ins Bett. Zur Mauer, an die Seite der Wunde legen sie mich. Dann gehen alle aus der Stube; die Tür wird zugemacht; der Gesang verstummt; Wolken treten vor den Mond; warm liegt das Bettzeug um mich; schattenhaft schwanken die Pferdeköpfe in den Fensterlöchern. „Weißt du", höre ich, mir ins Ohr gesagt, „mein Vertrauen zu dir ist sehr gering. Du bist ja auch nur irgendwo abgeschüttelt, kommst nicht auf eigenen Füßen. Statt zu helfen, engst du mir mein Sterbebett ein. Am liebsten kratzte ich dir die Augen aus." „Richtig", sage ich, „es ist eine Schmach. Nun bin ich aber Arzt. Was soll ich tun? Glaube mir, es wird auch mir nicht leicht." „Mit dieser Entschuldigung soll ich mich begnügen? Ach, ich muß wohl. Immer muß ich mich begnügen. Mit einer schönen Wunde kam ich auf die Welt; das war meine ganze Ausstattung." „Junger Freund", sage ich, „dein Fehler ist: du hast keinen Überblick. Ich, der ich schon in allen Krankenstuben, weit und breit, gewesen bin, sage dir: deine Wunde ist so übel nicht. Im spitzen Winkel mit zwei Hieben der Hacke geschaffen. Viele bieten ihre Seite an und hören kaum die Hacke im Forst, geschweige denn, daß sie ihnen näher kommt." „Ist es wirklich so, oder täuschest du mich im Fieber?" „Es ist wirklich so, nimm das Ehrenwort eines Amtsarztes mit hinüber." Und er nahm's und wurde still. Aber jetzt war es Zeit, an meine Rettung zu denken. Noch standen treu die Pferde an ihren Plätzen. Kleider, Pelz und Tasche waren schnell zusammengerafft; mit dem Ankleiden wollte ich mich nicht aufhalten; beeilten sich die Pferde wie auf der Herfahrt, sprang ich ja gewissermaßen aus diesem Bett in meines. Gehorsam zog sich ein Pferd vom Fenster zurück; ich warf den Ballen in den Wagen; der Pelz flog zu weit, nur mit einem Ärmel hielt er sich an einem Haken fest. Gut genug. Ich schwang mich aufs Pferd. Die Riemen lose schleifend, ein Pferd kaum mit dem andern verbunden, der Wagen irrend hinterher, der Pelz als letzter im Schnee. „Munter!" sagte ich, aber munter ging's nicht; langsam wie alte Männer zogen wir durch die Schneewüste; lange klang hinter uns der neue, aber irrtümliche Gesang der Kinder: „Freuet Euch, Ihr Patienten, der Arzt ist Euch ins Bett gelegt!"

Niemals komme ich so nach Hause; meine blühende Praxis ist verloren; ein Nachfolger bestiehlt mich, aber ohne Nutzen, denn er kann mich nicht ersetzen; in meinem Hause wütet der ekle Pferdeknecht; Rosa ist sein Opfer; ich will es nicht ausdenken. Nackt, dem Froste dieses unglückseligsten Zeitalters ausgesetzt, mit irdischem Wagen, unirdischen Pferden, treibe ich mich alter Mann umher. Mein Pelz hängt

hinten am Wagen, ich kann ihn aber nicht erreichen, und keiner aus dem beweglichen Gesindel der Patienten rührt den Finger. Betrogen! Betrogen! Einmal dem Fehlläuten der Nachtglocke gefolgt – es ist niemals gutzumachen.

CLOWN, MAURER ODER DICHTER

REINER KUNZE

ICH GEBE zu, gesagt zu haben: Kuchenteller. Ich gebe ebenfalls zu, auf die Frage des Sohnes, ob er allen Kuchen auf den Teller legen solle, geantwortet zu haben: allen. Und ich stelle nicht in Abrede, daß der Kuchen drei Viertel der Fläche des Küchentisches einnahm. Kann man denn aber von einem zehnjährigen Jungen nicht erwarten, daß er weiß, was gemeint ist, wenn man Kuchenteller sagt? Das Händewaschen hatte ich überwacht, und dann war ich hinausgegangen, um meine Freunde zu begrüßen, die ich zum Kartoffelkuchenessen eingeladen hatte. Frischer Kartoffelkuchen von unserem Bäcker ist eine Delikatesse.

Als ich in die Küche zurückkehrte, kniete der Sohn auf dem Tisch. Auf einem jener Kuchenteller, die nur wenig größer sind als eine Untertasse, hatte er einen Kartoffelkuchenturm errichtet, neben dem der schiefe Turm zu Pisa senkrecht gewirkt hätte. Ich sparte nicht mit Stimme.

Ob er denn nicht sähe, daß der Teller zu klein sei.

Er legte sich mit der Wange auf den Tisch, um den Teller unter diesem völlig neuen Gesichtspunkt zu betrachten.

Er müsse doch sehen, daß der Kuchen nicht auf diesen Teller passe.

Aber der Kuchen passe doch, entgegnete er. Das eine Blech lehnte am Tischbein, und auch das andere war fast leer.

Ich begann, mich laut zu fragen, was einmal aus einem Menschen werden solle, der einen Quadratmeter Kuchen auf eine Untertasse

stapelt, ohne auch nur einen Augenblick daran zu zweifeln, daß sie groß genug sein könnte.

Da standen meine Freunde bereits in der Tür.

„Was aus dem Jungen werden soll?“ fragte der erste, meine Worte aufnehmend. Er peilte den Turm an.

„Der Junge offenbart ein erstaunliches Gefühl für Balance. Entweder er geht einmal zum Zirkus, oder er wird Maurer.“

Der zweite ging kopfschüttelnd um den Turm herum. „Wo hast du nur deine Augen?“ fragte er mich. Erst jetzt entdeckte ich, daß die von mir geschnittenen Kuchenstücke geviertelt waren, als wären wir zahnlose Greise. Mein Freund sah die größeren Zusammenhänge. „Siehst du denn nicht, daß in dem Jungen ein Künstler steckt?“ sagte er. „Der Junge hat Mut zum Niegesehenen. Er verknüpft die Dinge so miteinander, daß wir staunen. Er hat schöpferische Ausdauer. Vielleicht wird aus ihm sogar ein Dichter, wer weiß.“

„Eher ein richtiger oder ein genialer Soldat“, sagte der dritte, den ich jedoch sogleich unterbrach. „Soldat? Wieso Soldat?“ fragte ich auf die Gefahr hin, dem Sohn die Wörter wieder abgewöhnen zu müssen, die zu erwarten waren, sobald sich dieser Freund seiner Armeezeit erinnerte. Er antwortete: „Ein richtiger Soldat, weil er auch den idiotischsten Befehl ausführt. Und ein genialer Soldat, weil er ihn so ausführt, daß das Idiotische des Befehls augenfällig wird. Ein Mensch wie er kann zum Segen der Truppe werden.“

Ich hoffte, der Sohn würde das meiste nicht verstanden haben. Am Abend hockte er sich jedoch zu Füßen seiner Schwester aufs Bett und fragte sie, was zu werden sie ihm rate: Clown, Maurer oder Dichter. Soldat zu werden, zog er nicht in Betracht, weil er es dann mit Vorgesetzten wie seinem Vater zu tun haben könnte.

Seitdem bedenke ich, wer bei uns zu Gast ist, bevor ich eines meiner Kinder kritisiere.

DER NEUE HEILIGE

RICARDA HUCH

Ricarda Huch.

Im Küchengarten des Kapuzinerklosters in München gingen zwei der vornehmsten Väter, Pater Gumppenberg und Pater Wildgruber, in ernstlichem Gespräch über die schweren Zeitläufe zwischen den an Stangen hochgezogenen Bohnen auf und nieder. „Es tut nicht gut", sagte Pater Gumppenberg, „wenn die Frau stärker ist als der Mann, im Bürgerhause sowenig wie auf dem Fürstenthrone, das habe ich immer gesagt und darum die savoyische Heirat widerraten. War es nicht vorauszusehen, daß sie mit ihren welschen Dienern und ihrer welschen Pracht einwirken und mit ihrem welschen Gespreiz alles und jedes bei unserem guten Herrn durchsetzen würde?" Es hatte nämlich vor einigen Jahren der Kurfürst Ferdinand Maria die schöne, stolze und kluge Henriette von Savoyen geheiratet, die zwar in kirchlicher Gesinnung niemandem nachstand, aber den Bedarf dazu von jenseits der Alpen in Gestalt verschiedener Geistlicher italienischer und französischer Herkunft mitgebracht hatte, unter denen ihr Beichtvater Filiberto aus dem Orden der Theatiner der hervorragendste war. „Der Anstand würde erfordern", fuhr Pater Gumppenberg fort, „daß diese Fremden sich in die Gebräuche unseres Landes zu schicken suchten; anstatt dessen fahren sie naserümpfend daher wie Eroberer und möchten das einheimische Wesen mit ihrem Tändelkram austapezieren. Es sind bald hundert Jahre her, daß unsere Stadt und unser Fürstenhaus unter dem Schutze des heiligen Benno nicht nur in gutem Zustande verharren, sondern erst recht zu florieren angefangen haben, wie denn auch unser seliger Herr, der verstorbene Kurfürst, es an Dank und Verherrlichung nicht hat fehlen lassen. Auch wir haben uns den Dienst des uralten deutschen Heiligen angelegen sein lassen, obwohl wir auf den heiligen Franziskus Seraphikus verpflichtet sind, und haben also doppelte Ursache, von den Welschen die gleiche Unterordnung zu verlangen. Mögen

sie in der Stille verehren, wen sie wollen; unerträglich aber müßte es jedem gläubigen Bayernherzen sein, wenn wir in der altheiligen Frauenkirche einen neumodischen Altar für einen gewissen Cajetan sich spreizen sähen, der uns sowenig angeht wie ein Derwisch oder Mufti der Heiden im Orient.“

Pater Wildgruber nickte nachdrücklich und fügte hinzu: „Meine sorgfältigen Erkundigungen haben bestätigt, was ich dir schon sagte, daß dieser Cajetan erst kürzlich vom Heiligen Vater seliggesprochen ist, auf das beschwerliche Drangsalieren der adeligen Familie, die ihn zu ihren Verwandten zählt und ihre schäbige Herrlichkeit mit seinem Namen aufputzen möchte. Dergleichen Adel ist, wie du weißt, über den Bergen billig wie der Kies im Bache zu haben. Es mag sein, daß der gute Mann aus Vicenza sich ein Verdienst um jenes Völkchen erworben hat, als er den Theatinerorden stiftete, in den nur Leute seinesgleichen aufgenommen wurden, die dort eine ansehnliche Versorgung finden. Wenn sie es dabei bewenden lassen und sich ruhig verhalten, wohl und gut, so mag man es ihnen gönnen; ein anderes ist es, wenn sie ihren Familien- und Standespatron uns hierorts als Heiligen aufdrängen.“

Die herzhafte Zustimmung seines Freundes erheiterte Pater Gumppenberg, so daß er stehenblieb, eine Ranke der kletternden Bohnen zu sich bog und den Ansatz der angenehmen Frucht, die sich zeigte, auf ihr Wachstum untersuchte. „In acht bis vierzehn Tagen, denke ich, können wir ein erstes Bohnengericht auf unserer Tafel sehen“, sagte er behaglich. „Unser Himmel reift die Gottesgabe langsam, ist es aber soweit, dann hat sie eine gediegene Würze, die sie nach meinem Urteil über all die gepriesenen Erzeugnisse der Fremde erhebt.“

Auch hierin war Pater Wildgruber derselben Meinung. „Ich bin nicht von denjenigen“, sagte er, „die ohne einen Tropfen französischen oder welschen Weines die Mahlzeit fade finden; unser braunes Bier mag es mit dem vielbeliebten Traubenstoff wohl aufnehmen.“

Weiterschreitend gingen die frommen Männer zu der Erwägung über, wie der von seiten der welschen Geistlichen drohenden Gefahr entgegenzuarbeiten sei. „Ich schrecke“, sagte Pater Gumppenberg, „keineswegs davor zurück, unserem Herrn, dem Kurfürsten, eine dringliche Vorstellung zu machen; habe ich doch auch das Antlitz seines gestrengen Vaters nicht gefürchtet, da ich mich im Schutze Gottes und seiner Heiligen sicher fühle.“

„Du hattest es damals nicht mit einem Weibe zu tun“, gab Pater Wildgruber zu bedenken.

„Es ist meine Pflicht, mich durch nichts von dem abhalten zu lassen, was zum Heil unserer Kirche notwendig ist, am wenigsten durch ein Weib“, sagte Pater Gumppenberg gefaßt, indem er seinen schwärzlichen, mit vielen grauen Haaren durchschossenen Vollbart über der breiten Brust auseinanderstrich; „es wird verhoffentlich nicht ohne Eindruck bleiben, wenn ich den Geist seines hochseligen Vaters berufe, um meine Vorstellungen zu unterstützen.“

Für den jungen Kurfürsten, der in seinem Vater das Abbild Gottes auf Erden verehrt hatte, war es nicht leicht, etwas durchzusetzen, wenn man ihn glauben machte, daß es seiner Gesinnung zuwider sei. Demgemäß erwiderte er dem Pater Gumppenberg auf dessen eindringlichen Vortrag, es sei ihm unbekannt gewesen, daß das Volk der Einführung des neuen Heiligen so sehr entgegen sei: ein vortrefflicher Künstler habe zwar den Entwurf zu einem Altare ihm bereits vorgelegt, die Genehmigung habe er aber noch nicht erteilt und werde die Sache einstweilen ruhen lassen, bis die Vortrefflichkeit des vicentinischen Cajetan in Bayern besser bekannt und bezeugt sein werde.

Ein wenig betreten begab er sich in das nach dem neuesten italienischen Kunstgeschmack erst kürzlich fertiggestellte Wohnzimmer seiner Gemahlin, bei der er zu seinem Troste Pater Filiberto anwesend fand; denn obgleich dieser der Kurfürstin selbst einflüsterte, was sie in bezug auf die Religion und die Geistlichen ihrer Heimat verlangen solle, suchte er doch immer zu begütigen, wenn der Kurfürst in seiner Gegenwart darüber verdrießlich wurde. Henriette Adelaide nahm die Botschaft ihres Mannes, die er unter mancherlei Scherzen vorbrachte, unwillig entgegen und sagte: „Das kann ich am wenigsten leiden, daß du deine eigene Einsicht geringer anschlägst als die des Pater Gumppenberg, des ungeschlachten Dickschädels. Glichen alle Menschen dir, so würde die Stadt München in Ewigkeit nichts anderes werden als ein Häuflein bäurischer Hütten um die barbarische Ausgeburt der Frauenkirche herum. Soll etwa jeder Christ zwischen Spanien und Rußland zu jenem Benno beten, dessen Knochen man in nordischen Urwäldern zwischen den Knochen von Bären und Auerochsen zusammengelesen haben wird?“

„Er hat doch“, sagte Ferdinand Maria, „vor deinem Cajetan das voraus, daß er ein regelrechter Heiliger ist, während jener, wie ich höre, nur der Seligsprechung wert befunden wurde, ihm also doch wohl etliche schätzenswerte Qualitäten abgehen müssen.“

„Das haben dir die Schelme weisgemacht!“ rief Henriette Adelaide heftig. „Die Heiligsprechung wird schon erfolgen, und wenn

Cajetan nur eine gute Tat getan hätte, die beglaubigt ist, so gälte das mehr als hundert Wundertaten eines Benno, die niemand mit angesehen hat und von dem niemand beweisen kann, ob er überhaupt gelebt habe."

Hier legte sich Filiberto ins Mittel, indem er mit liebenswürdigem Lächeln einschaltete, daß daran wohl kein Zweifel obwalten dürfe, da Papst Hadrian im Jahre 1523 den würdigen Bischof und Heidenbekehrer unter die Heiligen gestellt habe: indessen müsse er auch bestätigen, was die Kurfürstin mit ihrem hohen Geiste bereits festgestellt habe, daß die Heiligsprechung des Cajetan der Seligsprechung sicher nachfolgen werde, so daß man sie schon für geschehen annehmen könne. Er für seine Person müsse jedoch sagen, wenn ihm eine Meinung gestattet sei, daß der Kurfürst tiefdurchdachte Regierungsweisheit an den Tag lege, wenn er es vermeiden wolle, durch stürmisches Vorgehen Ärgernis in seinem treuen Volke zu erregen.

Es werde nie zu befürchten sein, sagte Henriette Adelaide, indem sie den stolzen Mund ein wenig spöttisch verzog, daß ihr Gemahl stürmisch vorgehen werde. Sie würde also darauf verzichten, die vandalische Halle der Frauenkirche durch ein geläutertes Kunstwerk verschönt zu sehen. Ihr könne es im Grunde gleich sein, da sie diese Kirche, deren grobe nordische Bauart ihr nun einmal zuwider sei, sowieso nicht besuche, und für die Theatiner und den heiligen Cajetan könne anderweitig gesorgt werden, indem man ihnen eine besondere Kirche baue. Sie warf diesen überraschenden Plan nicht ohne Schelmerei hin und trat an das Fenster, indem sie sagte: „Es ist hier gegenüber Platz genug. Eine weite Kuppel und ein paar schmuckreiche Türme nach römischer Art wären mehr geeignet, unser Auge zu erfreuen, als die Wüstenei, aus der wie die Buckel erschöpfter Kamele hie und da ein paar steile Dächer steigen." Ferdinand Maria blickte zunächst nicht aus dem Fenster, sondern auf die aufrechte Gestalt seiner Frau und sagte zwischen Erstaunen und Bewunderung schwankend: „Meine Teure, ich fürchte nur, daß mein armes München und vielleicht auch dein armer Gatte dir zu klein seien. Wie soll ich eine Kirche ausrichten, da ich schon mit dem Altar angestoßen habe?"

„Für den, der will", entgegnete sie, „gibt es keine Hindernisse; aber nicht ein jeder kann wollen."

Der Beichtvater, dem es an der Zeit schien, die Gatten sich selbst zu überlassen, pries sowohl die fürstliche Gesinnung seiner Herrin als auch die landesväterliche Bedächtigkeit des Kurfürsten, worauf er um Erlaubnis bat, sich zurückziehen zu dürfen.

„Möchtest du nicht auch lieber Beherrscher einer prächtigen Stadt als eines veralteten Dorfes sein?“ fragte Henriette Adelaide ihren Gatten, als sie allein waren. „Wir genießen des Friedens, wir können das Geld nach unserem Herzen ausgeben. Richten wir uns denn eine schöne Wohnstätte her, wie sie uns behagt, nicht jenen Mönchen, die keine Nasenlänge über ihren Rosenkranz hinausblicken können.“

„Ach“, sagte der Kurfürst, indem er einen komischen Seufzer ausstieß, „wenn ich bedenke, wie kurze Zeit wir in dieser Wohnstätte bleiben werden, so scheint es mir, daß wir ein wenig zuviel Lärm darüber vollführen, ob sie so oder so gestaltet ist.“

Die Kurfürstin maß sein feines junges Gesicht mit dem äußersten Erstaunen und erst nach einer Minute mit aufgehendem Verständnis seiner Rede. „Wenn du so willst“, sagte sie, „sollte man freilich in Blockhäusern leben und nichts als Pyramiden zu dauerhafter Versorgung seiner Leiche bauen.“ Sie setzte sich bei diesen Worten neben ihn auf die steife Lehne eines Damastsessels und küßte ihn mit zärtlicher Behutsamkeit auf die wohlgebildeten roten Lippen. „Du hast eine seltsame Art, das Leben anzusehen“, sagte sie, „mit welcher man nicht viel ausrichten kann. Wer möchte denn Kinder erzeugen, wenn man beständig vor Augen hätte, daß er sie vielleicht morgen verlassen muß?“

Aus seinen dunklen Augen fiel ein warmer Strahl auf ihr lachend ihm zugeneigtes, schönes Antlitz, und er sagte: „Du hast recht, weil du stark und gesund bist und Gott und dir vertraust. Darum mag ich auch entschuldigt sein, wenn ich dir schon mehr nachgegeben habe als deinem Fürsten und Eheherrn geziemt.“ Unter mancherlei Neckereien und Scherzen zog sie ihn an das Fenster, um ihm die dürftige Umgebung zu weisen und den Einfall, den der Augenblick ihr gebracht hatte, zu einem verlockenden Plane auszumalen. Obwohl das Herz des Kurfürsten gestimmt war, sich durch die Unternehmungslust seiner Gemahlin hinreißen zu lassen, so hielt er doch mit der endgültigen Zustimmung vorsichtig zurück. Bei sich bedachte er, daß sie beide vor seinem Volke anders dastehen würden, wenn er ihm erst einmal einen Erben vorzustellen hätte, sprach dies aber nicht aus, da er wohl wußte, wie übel sie es aufnahm, wenn man sie daran wie an eine versäumte Schuldigkeit mahnte. Auch ging es ihm zuweilen durch den Sinn, daß er vielleicht von Gott nicht bestimmt sei, sich fortzupflanzen; denn er hatte sich von jeher im Vergleich mit seinem bewunderten Vater als einen schwachen, unwerten Sproß gefühlt; oder er dachte, daß es der Kurfürstin an der rechten Liebe zu ihm fehle und daß diese Ungeneigtheit der Seele auch ihren

Leib gegen ihn verschließe, so daß sie kein Kind von ihm empfangen könne. Diese traurige Einbildung hatte er einmal ihr gegenüber laut werden lassen, da sie ihn aber ausgelacht und ihn einen Phantasten genannt hatte, kam er nie wieder darauf zurück; im stillen hatte er gehofft, sie werde ihm eine liebevollere Antwort darauf geben.

Die Zurückhaltung ihres Gemahls veranlaßte Henriette Adelaide nicht, auf ihren Einfall zu verzichten; vielmehr schrieb sie ihrer Mutter, der Herzogin von Savoyen, sie möge ihr einen erfahrenen Baumeister schicken, der willens und fähig sei, seinen Geist auf eine außerordentliche Erfindung dieser Art zu richten. Kaum war derselbe eingetroffen, so mußte er den Platz, den sie ausgewählt hatte, in Augenschein nehmen und die Zeichnungen und Risse vorlegen, mit deren Besichtigung sie manche Stunde in ihren Gemächern verbrachte, was alles den Personen, die einige Wachsamkeit auf das öffentliche Leben richteten, nicht verborgen blieb. Es währte nicht lange, so stellte sich Pater Gumppenberg von neuem ein mit kummervoller Anfrage, ob es denn an dem sei, daß dem seligen Cajetan nunmehr nicht nur ein Altar, sondern ein ganzer Kirchenbau errichtet werden solle? Was für Ursache denn der Kurfürst habe, mit den bewährten Schutzheiligen des Bayerlandes, die bisher alles so wohl geführt hätten, unzufrieden zu sein?

In dem Bestreben, die Verlegenheit, die ihn überkam, nicht merken zu lassen, winkte Ferdinand Maria beruhigend mit der Hand und sagte, da sei kein Anlaß zu Mißtrauen und Empfindlichkeit! Die Sache sei so: Er habe dem heiligen Cajetan gelobt, wenn ihm durch seine Fürbitte ein Erbe geschenkt werde, so wolle er ihm unweit seiner Residenz eine Kirche aufrichten, so schön er irgend vermöge, und damit er, wenn es soweit sei, sein Wort lösen könne, habe er einstweilen die Örtlichkeit besichtigen und einen Voranschlag machen lassen, so daß der Bau ohne Zeitverlust könne in Angriff genommen werden, wenn der Erbe da sei.

Bei sich selbst lachte der Kurfürst über die stattliche Antwort, die ihm in der Not eingefallen war und die den strengen Pater augenscheinlich verblüffte und verstummen machte; allein er erholte sich geschwind und ließ nun eine verdoppelte Mißbilligung merken. Es habe zwar, sagte er, gewiß dem Kurfürsten Gott eingegeben, daß er durch ein frommes, christkatholisches Gelübde sich den Segen der Nachkommenschaft erflehen wolle; wie er es aber verantworten wolle, von den Übungen seiner löblichen Vorfahren abzuweichen? Auch seine hochselige Mutter, die gottergebene Kurfürstin Maria Anna, habe bei dem ehrwürdigen Alter ihres Gemahls um die Frucht-

barkeit ihrer Ehe besorgt sein müssen; sie habe aber ihre Zuflucht nicht zu ausländischen Meerwundern genommen, sondern sei in Demut und Sitte nach Alt-Ötting gepilgert und habe der hölzernen Maria in der alten Kapelle viele auserlesene Kostbarkeiten gestiftet, worauf sie denn zum Troste des ganzen Bayerlandes schwanger geworden sei und ihn selbst, Ferdinand Maria, geboren habe. Wenn seine Gemahlin dem Beispiel seiner erlauchten Mutter folgen wollte, so würden die erprobten Heiligen und Fürbitter an ihr gewiß kein geringeres Wunder als an jener vollziehen, und die bekümmerten Untertanen würden, der Sorge entledigt, wieder ruhig in ihren Betten schlafen können. Wenn dann die erwartete Gnade nicht einträfe, möchte die Kurfürstin es immerhin mit ihren einheimischen Patronen versuchen, er würde der erste sein, seine Gebete zum Gedeihen des Werkes mit denen der geliebten Herrschaft zu vereinigen.

Das Heranziehen seiner in Gott ruhenden Eltern bewegte das Gemüt des Kurfürsten so sehr, daß er für den Vorschlag des Pater Gumppenberg völlig gewonnen wurde und erst, als dieser fortgegangen war, mit leisem Bangen den Widerstand seiner Frau in Betracht zog. Freilich zog sie die feinen schwarzen Brauen ärgerlich zusammen, aber mehr deswegen, weil das Unternehmen nicht von ihr oder ihrem Beichtvater ausgegangen war, als weil sie ihre Pflicht verkannt hätte, dem Lande einen Kurprinzen zu geben und alles Erdenkliche zu tun, um das hohe Ziel zu erreichen. Auch hätte ihr eine schöne Wallfahrt, etwa nach Loreto, als das rechte Mittel voll eingeleuchtet, aber daß ein armseliger bäurischer Ort wie Alt-Ötting das Angemessene sei, hielt sie nicht für wahrscheinlich. Schließlich erklärte sie sich bereit, nach Andechs zu pilgern, welches zwar bei weitem wilder und wüster gelegen war als Alt-Ötting, für sie aber den Vorzug hatte, daß es ihr nicht von den Kapuzinern aufgedrängt war. Ebenso widersetzte sie sich allen anderen Anordnungen, die Pater Gumppenberg für nötig hielt. Er sagte nämlich, den letzten, beschwerlichen Aufstieg zum Heiligen Berg, welcher etwa eine Stunde dauerte, müsse die Beterin allein, ohne ihr Frauenzimmer oder sonstige Begleiter ausführen, damit aber keine Besorgnis über ihr Wohlergehen in dieser Wildnis aufkommen könne, wolle er ihr als Wegweiser und Beschützer einen Bruder seines Ordens mitgeben.

Entrüstet sagte Henriette Adelaide, das Umherfahren in dem öden Gebirgslande verspreche ohnehin keine Kurzweil, durch einen Begleiter aus dem Orden, der ihr nun einmal widerwärtig sei, werde es ihr vollends unerträglich gemacht, sie wolle ihren Beichtvater, Pater Filiberto, mitnehmen, an den sie gewöhnt sei und zu dem sie Ver-

trauen habe. Gegen diesen wendete der Kurfürst ein, daß er Land und Leute nicht kenne und nicht einmal der deutschen Sprache mächtig sei; sie solle sich doch den Bruder, den Pater Gumppenberg für sie ausgelesen habe, wenigstens einmal ansehen, es werde gewiß ein bescheidener, verständiger Mann sein, der ihr nicht lästig fallen werde.

Die Kurfürstin erstaunte nicht wenig, als sich ihr bald darauf ein schöner Jüngling vorstellte mit einem Kranz bläulichschwarzer Haare um die breite, kindliche Stirn, mit Augen, deren dunkelbraune Farbe eine starke Flamme zu verhüllen schien, mit gerader Nase und schönem, großem Munde, der selten lächelte, dann aber unversehens eine volle Perlenreihe gelblichweißer Zähne sehen ließ. Auf ihre Fragen teilte er mit, daß er aus dem südlichen Tirol stamme und der jüngste Sohn adliger Eltern sei, die ihn für das Klosterleben bestimmt hätten. Sein Benehmen war voll sicherer Würde, die auf unantastbarer Unschuld zu beruhen schien. Er war in Blicken und Worten bei aller Ehrerbietung so zurückhaltend, daß Henriette Adelaide kaum wußte, wie sie ihn ermuntern sollte; denn sie fühlte, daß sein kindlich strenger Sinn weder ihrem weiblichen Reiz noch ihrer fürstlichen Hoheit zugänglich war, und fürchtete ebensosehr seine Reinheit zu verwirren, wie sie wünschte, in seiner Seele irgendeinen Widerhall zu erregen. Ihrem Gemahl sagte sie in guter Laune, daß sie nicht geglaubt hätte, in einer Kapuzinerkutte könne sich ein so hübscher, wohlerzogener Jüngling verstecken; sie habe nichts an ihm auszusetzen, als daß er allzu schweigsam sei; vielleicht indessen sei das Fräulein La Perouse, ihr erstes Kammerfräulein, das sie nebst mehreren anderen mitzunehmen beabsichtige, fromm genug, um von ihm eines Gespräches wert gehalten zu werden. Der Kurfürst ließ die Gesellschaft nicht abreisen, ohne ihr einen Teil seiner Leibgarde zum Schutze beigeordnet zu haben unter der Führung ihres Kapitäns, des Chevaliers La Perouse, der der genannten Hofdame Bruder war.

Das Geschwisterpaar entstammte einer uralten, französischen, in Savoyen ansässigen Familie, beide waren um mehrere Jahre älter als Henriette Adelaide und seit sie denken konnte am Turiner Hofe beschäftigt und beliebt. Beide waren in großer Frömmigkeit erzogen, was bei dem Fräulein so gewirkt hatte, daß sie trotz angeborener Lebhaftigkeit sich jede Lustbarkeit versagte und auch die schuldloseste Ausgelassenheit durch anhaltende Bußübungen wieder einzubringen suchte. Ihr Bruder hatte im militärischen Dienst die klösterliche Strenge aus dem Kinderdasein beiseite gesetzt und vergessen, nur daß er die erlernten Formen getreulich beobachtete und das ganze Glaubenswesen bei den Frauen seiner Familie und denen

des achtbaren Umgangs überhaupt als vornehmstes Erfordernis voraussetzte. Die Kurfürstin war nach seinem Gefühl unter allen Frauen die in jedem Betracht vollendetste, und seine Verehrung für sie war so unbedingt, daß selbst der Kurfürst vor seinem rächenden Schwert nicht sicher gewesen wäre, wenn er sie durch ihn verletzt gewußt hätte.

Der Weisung gemäß, die er vom Kurfürsten empfangen hatte, hielt sich der Chevalier mit seinen Leuten immer ein Stück von dem Wagen entfernt, der seine Herrin einschloß, doch so, daß er das umfangreiche Gefährt nie ganz aus den Augen verlor. Zuweilen sah er, wie der Sommerwind, der über die Hochebene spielte, einen lichten, aus dem Wagenfenster hängenden Schleier hob und gegen den braunen Umhang des Kapuziners trieb, der zu Pferde neben der Kutsche einherritt, oder ein helles Lachen der Fürstin überzeugte ihn, daß sie einstweilen mit dem Verlauf ihrer Wallfahrt nicht unzufrieden war. In Herrsching, wo im größten Bauernhofe übernachtet wurde, lud Henriette sowohl den Chevalier als auch den Mönch ein, die Abendmahlzeit in ihrer und ihrer Fräulein Gesellschaft einzunehmen; es wurde dazu eine Tafel vor dem Hause gedeckt, von wo man das allgemach untertauchende Sonnenfeuer rötliche Farben über den dämmernden See ergießen und das Leuchten der fernen Alpen langsam in den Abend versinken sah. Der ländliche Tisch war mit dem in einem Wagen mitgeführten fürstlichen Silbergeschirr und Leckereien beladen. Das appetitliche Essen würzte die Kurfürstin durch die fröhliche Laune, mit der sie ihrem alten Freund und Diener La Perouse wiedererzählte, was der Mönch ihr unterwegs von den Wundern des Heiligen Berges erzählt hatte: wie, während zwischen den Andechsern und den Wittelsbachern eine Fehde wütete, die Mönche alle Reliquien so gut und tief verscharrten, daß sie in der Folge nicht wiedergefunden werden konnten, bis nach vielen Jahren, als gerade ein Franziskaner die Messe feierte, eine Maus über den Altar sprang, zwischen den Zähnen einen Pergamentstreifen tragend, auf welchem nicht nur sämtliche Reliquien, die diesen Wallfahrtsort einst berühmt gemacht hatten, sondern auch der Ort ihres Verstecks verzeichnet waren.

Jetzt erst bemerkte der Chevalier, was für ein schöner Jüngling der Mönch war, den er bisher nur flüchtig in Augenschein genommen hatte, und auch mit wieviel zarter und bescheidener Fürsorge die Kurfürstin ihn behandelte. Dies war nun freilich nicht merkwürdig, insofern der junge Mann eine geistliche Person war, allein bei seiner Schönheit fiel es schwer, sich dessen bewußt zu bleiben, und der

Chevalier ertappte sich immer wieder darauf, daß er sich hinter dem unbekannten und unberühmten Jüngling zurückgesetzt fühlte. An ihm war indessen kein Fehler irgendwelcher Art zu entdecken: er aß mäßig, trank nichts als Wasser und blickte mit unbefangenem Ernst auf seinen Teller, wenn er nicht der Kurfürstin auf eine Anrede Auskunft zu geben hatte.

Den letzten Teil des Weges, der sich zwischen Tannen an einem wild abrauschenden Bache steil hinaufwand, wollte die Kurfürstin mit ihrem geistlichen Begleiter zu Fuß zurücklegen; da jedoch die Frauenzimmer dringend baten, den Heiligen Berg gleichfalls besteigen zu dürfen, und der Chevalier sich in ritterlicher Ehrerbietung weigerte, die ihm Anvertraute ganz ohne Schutz der Waffen zu lassen, gab sie allen die Erlaubnis, ihr in einiger Entfernung nachzugehen, und schritt tapfer voraus, ohne sich um ihr Gefolge zu bekümmern. Der Chevalier bekam sie erst am späten Nachmittage wieder zu Gesicht, als sie alle die vorgeschriebenen Gebete und die Verehrung der berühmtesten Reliquien vollendet hatte und sich zum Abstieg anschickte. Sie war von der herben Luft und der Anstrengung des Steigens gerötet, und es schien ihm, als blicke sie zerstreut an ihm vorüber, wie es sonst nicht ihre Art war. Obwohl an dem Kapuziner im Gegensatz zu ihr keine Spur von Erregung wahrzunehmen, die bräunlichblasse Farbe seines edlen Gesichtes unverändert, seine Miene ebenso kindlich strenge wie zuvor war, so konnte der Chevalier doch eines feindseligen Verdachtes nicht Herr werden, als habe er ihren Stolz und ihre Überlegenheit durch irgendeine unerlaubte Einwirkung ins Wanken gebracht. Während des Abendessens, das im selben Bauernhofe von Herrsching verzehrt wurde, neckte die Fürstin ihn mehrmals, er habe solchen Ernst auf die Wallfahrt gestellt, daß ihm das Lachen abhanden gekommen sei und er künftig nur noch zu einem Führer auf Pilgerfahrten taugen werde, und wenn er auch die Scherze sich höflich und untertänig gefallen ließ, schnellte er doch unversehens einen scharfen, zürnenden Blick auf sie, der sie befremdete und leise in sich erschauern machte. Sie erhob sich zeitiger als am vergangenen Tage von der Tafel, indem sie sagte, der Abend sei feucht und frostig, sie wolle mit ihren Frauen das Lager aufsuchen, die Männer möchten es halten, wie sie wollten.

So kam es, daß der Chevalier mit dem Kapuziner allein blieb, der sein Brevier aus der Tasche der Kutte zog und still für sich zu lesen anhub. Bei diesem Anblick schwoll der schlecht bemeisterte Unwille des La Perouse so an, als sollte er ihm die Brust zersprengen; wider sein Gewissen, das ihn zurückhalten wollte, sagte er unvermittelt zu

dem Lesenden: „Ihr habt da einen kurzweiligen Auftrag von Euerem Kloster empfangen! Es muß eine Wonne für einen jungen Mann sein, mit einer schönen Dame wie die Kurfürstin durch die Wildnis zu lustwandeln.“ Der Angeredete hob seine Augen ruhig von dem Brevier auf und sagte: „Die Kurfürstin würde schöner sein, wenn sie glücklicher, und glücklicher, wenn sie gehorsamer wäre.“

Die unerwartete Antwort versetzte den Chevalier in ein so großes Erstaunen, daß er eine Weile still und steif auf seinem Sitze blieb und erst, als der Kapuziner sich schon wieder zum Lesen anschickte, gedämpfter als zuvor fragte, wie diese Worte zu verstehen seien: Was einer so hochgestellten Dame zum Glück fehle und wer von ihr Gehorsam verlangen könne?

Der junge Mönch richtete die Augen seinerseits verwundert auf den Kapitän und sagte: „Wäre sie glücklich, hätte sie die Wallfahrt nicht zu machen brauchen, und wenn sie Gott widerstrebt, dem auch die Kaiser und Könige unterworfen sind, wird ihr auch dieser Bittgang nicht anschlagen; denn Gott vollbringt zwar Wunder, aber nicht wider die Natur, und wird sie kein Kind gebären lassen, ohne daß sie es zuvor empfangen habe.

Wenn nun Gottes Ratschluß nicht ihren Gemahl, sondern einen anderen dazu auserwählt hat, so sollte sie nach dem Vorbild der allerseligsten Jungfrau Maria sich dem Herrn unterwerfen, wohingegen sie sich störrisch erweist und durch keinen als den Kurfürsten Mutter werden will.“ Dunkelrot vor Zorn sprang der Chevalier auf und rief drohend: „Ihr hingegen würdet gehorsam sein und Euch nicht weigern, wenn Gott Euch zu diesem Werk auserwählt haben sollte?“

Jetzt errötete auch das Marmorgesicht des Jünglings ein wenig, und er sagte mit stolzer Gebärde abweisend: „Mich, einen Gottgelobten, kann Gott dazu nicht befehlen. Ich habe der Fürstin die Meinung der Kirche erklärt; eine andere Pflicht hat die Welt nicht von mir zu fordern.“

Dem Kapitän war so zumute, als wenn die Ordnung der Dinge, so wie sie bis jetzt in seinem Kopfe gewesen war, sich durcheinanderzudrehen begänne. Er hätte glauben mögen, daß der Kapuziner ein Einfältiger sei, aber wenn auch aus seinem schönen Gesichte nicht gerade überflüssiger Verstand sprach, so glänzte doch in diesem Augenblick eine edle Entrüstung darauf, der gegenüber er sich seines unsittlichen Argwohns schämte. „Verzeiht mir“, sagte er, ihm gutmütig die Hand reichend; „Ihr habt mit unserem Treiben nichts zu schaffen und seid wohl deshalb um so glücklicher. Erlaubt mir aber, daß ich

Euch um eine Erklärung bitte: Wenn die Ehe ein Sakrament ist, wie kann die Kirche den Ehebruch anraten oder billigen? Wir sind Katholiken, nicht aber Ketzer oder Heiden!"

Den inständigen Blick des Chevaliers freimütig erwidernd, sagte der Bruder, hier handle es sich eben um keinen Ehebruch, insofern als Gott, um dem kurfürstlichen Hause Erben zu schenken, was sonst Sünde sei, in Recht umwandle. Wie dies möglich sei, das sei für Menschen unfaßbar und könne auch von der Kirche nur ausgelegt, nicht in seinem Wesen erklärt werden.

Woran man denn aber erkennen könne, fragte der Chevalier lebhaft, wer der Gottgesandte sei? Könne sich nicht ein jeder für den Auserwählten halten und der Kurfürstin mit strafbaren Gelüsten nachstellen? „Wo strafbares Gelüsten ist", sagte der Mönch ernst, „da ist die Hand Gottes nicht. Wen der Geist treibt, den verwirren keine Zweifel." Nachdem er das gesagt hatte, beugte er sich mit einer nachdrücklichen Wendung über sein Brevier, als wolle er zu verstehen geben, daß er die Auseinandersetzung hiermit für beendet halte.

Die Nacht brachte der Chevalier ohne Schlaf zu und sah am folgenden Morgen bleich und hohlwangig aus, was an dem blühenden Manne etwas so Auffälliges war, daß die Kurfürstin wieder Gelegenheit nahm, ihn zu necken, während die Frühsuppe eingenommen wurde. Wieder empfing sie neben der in angemessener Untertänigkeit gegebenen Erwiderung den stolzen Blick, der sie seltsam durchschauerte, obwohl sie sich anstellte, als habe sie ihn gar nicht aufgefangen.

Als man wieder in der Residenz angelangt war, wurde der Kapuziner von dem kurfürstlichen Paare liebreich und ehrerbietig entlassen, war aber nicht zur Annahme eines anderen Geschenkes zu bewegen als einer dem Kloster zu überreichenden Stiftung, die den Armen zugute kommen sollte. Er sprach zugleich mit seinem Dank den Wunsch aus, Gott möge die Wallfahrt der hohen Frau an ihrem Leibe segnen, wobei sie ein wenig errötete, während der anmutige Ernst seiner Miene sich nicht um einen Hauch veränderte.

Auch Pater Gumppenberg und Pater Wildgruber forschten vergeblich, während sie den Bericht ihres jungen Abgesandten entgegennahmen, nach der Spur eines Eindrucks, den die merkwürdige Reise ihm hinterlassen habe. „Ich fürchte, wir haben kein Glück mit dem jesuitischen Systema", sagte Pater Gumppenberg nachdenklich: „ein biderbes, altdeutsches Gemüt tut nicht wohl, sich mit den spanischen Kniffen abzugeben."

„Eben darum", sagte Pater Wildgruber, „hatten wir doch den

Tiroler Buben ausgelesen! Mit diesem muß es einen Haken haben, und wenn nicht alles trügt, sitzt derselbe in seinem Verstande, sei es nun, daß er zu dumm oder nicht dumm genug für eine so heikelige Konstellation ist."

Während die Väter sorgenvoll den Erfolg der Wallfahrt erwarteten, hatte der Chevalier La Perouse scharfe Schlachten in seiner Brust geschlagen; denn die Leidenschaft für die Kurfürstin, die ihn ergriffen hatte, nahm täglich zu und war um so schwieriger zu bekämpfen, als sein Amt ihn in ihrer Nähe hielt. Es entging ihm nicht, daß das Feuer, das in ihm wütete, auch sie erfaßte und ihre Würde und ihren Hochmut schmolz, so daß sie auf Augenblicke wie erweichtes Wachs erschien, das durch seine Hand geformt werden sollte. Freilich war sie wiederum herb und launisch, wie sie es nie zuvor gegen ihn gewesen war, und legte es darauf ab, ihn durch nichtachtende Behandlung zu reizen. Eines Abends, als sie ihn, der bestellt war, eine Partie Tricktrack mit ihr zu spielen, ungebührlich lange im Vorzimmer hatte warten lassen, weil sie mit ihrem Musikmeister den Entwurf zu einer Oper durchgenommen habe, und er, ohnehin von Leidenschaft erregt und glühend, sich über die Vernachlässigung beklagte, sagte sie: „Bei der Arbeit vergaß ich, daß ich mit Euch spielen wollte", und betonte die Worte so, daß er den herabsetzenden Sinn wohl verstand, den sie hineinlegen wollte. Seine Stirn färbte sich dunkelrot, und indem er rasch auf sie zutrat, herrschte er sie drohend an: „Aber ich vergaß nicht, daß ich Euch besiegen wollte!", riß sie an sich und küßte sie so gewaltsam, als ob er sie zermalmen wollte. Mit erlöschendem und todesseligem Herzen ertrug sie diese liebkosende Mißhandlung und war ihrer sich kaum noch bewußt geworden, als er sie freigab, vor ihr niederkniete und sagte: „Nun lege ich mein Haupt vor Eure Füße."

Die Brust noch ungestüm wogend, das Antlitz bleich, erschien er ihr herrlicher als je zuvor; Tränen brachen aus ihren Augen, und mit bebender Stimme sagte sie: „Ich bin die Schuldige!", worauf sie schnellen Schrittes das Zimmer verließ.

Unter bitteren Schmerzen erkämpfte Henriette Adelaide am nächsten Tage den Entschluß, den unseligen Mann zu sich zu befehlen und ihn mit angemessenen Worten in die Stellung zurückzuweisen, die ihrer und seiner Würde und Ehre entsprächen; jedoch, sowie sie ihn eintreten sah, mit dem sieghaften Blick in den großen Augen, mit den Händen, die, fein und gepflegt, sie doch grausam angefaßt und ihr Schmerz zugefügt hatten, erlahmte ihre mühsam gesammelte Kraft sogleich, und anstatt einer Herrin stand sie ihm, einer Sklavin

nicht ungleich, gegenüber. Ein solches Gefühl hatte sie noch niemals vorher empfunden, und es war ein Rausch für sie, sich ihm hinzugeben, in welchem Zustande es ihr erschien, als sei sie jetzt in den Mittelpunkt des Lebens gerissen worden. War er nicht bei ihr, so fühlte sie sich zwar geängstigt und gequält; allein sie brauchte sich nur die Empfindung zu vergegenwärtigen, mit der sie die Wange an seine Schulter schmiegte, um über jeden Zwiespalt hoch emporgehoben zu werden.

Voll Sorge und Schrecken bemerkte das Fräulein La Perouse, was vorging; ihr Bruder, an den sie sich mit flehenden und drohenden Vorstellungen wendete, verwies ihr die Einmischung, und der Kurfürstin gegenüber wagte sie keine Andeutung zu machen. Sie wußte in ihrer Not kein anderes Hilfsmittel, als in der Kirche oder in ihrem Schlafgemach vor dem Betpult zu weinen und zu beten und durch ihre Anwesenheit, zu der ihr Amt als Kammerfräulein ihr Anlaß gab, den beiden Frevlern das Alleinsein zu erschweren. Das verweinte Gesicht ihrer Gesellschafterin trug dazu bei, die Kurfürstin trübe zu stimmen, wenn sie von dem Gegenstand ihrer Leidenschaft entfernt war. Vor allem aber ergriff sie der Anblick ihres Gemahls, so daß ihr zuweilen, wenn sie bei den Mahlzeiten ihm gegenübersaß, Tränen in die Augen traten, ohne daß sie einen Grund dafür angeben konnte. Eine solche Reizbarkeit war ihr früher nicht eigen gewesen, da im Gegenteil der Strahlenglanz ihres Blickes noch selten durch Weinen verwischt worden war, und der Kurfürst besorgte ernstlich, ihre Gesundheit könne etwa bei der Wallfahrt Schaden gelitten haben.

Eines Tages begab es sich, daß der Kurfürst, um seine Gemahlin zu zerstreuen, sie einlud, ihn in den Grottenhof zu begleiten, wo die beschädigte Figur einer Nymphe durch italienische Arbeiter wiederhergestellt wurde. Ein etwa dreijähriges Kind, das zu diesen gehören mochte, spielte am Rande des Beckens, aus dem die Schale mit der Statue des Perseus aufsteigt, und bückte sich eben so tief über das Wasser, daß der Kurfürst es rasch ergriff und auf seinen Arm hob. Sogleich eilte einer von den Arbeitern erschrocken hinzu, entschuldigte die Anwesenheit des Kindes und wollte es dem Kurfürsten abnehmen; der jedoch machte eine beschwichtigende Bewegung mit der Hand und nickte dem Kinde zu, das über den plötzlichen Eingriff des fremden Mannes zunächst ein wenig entrüstet zu sein schien. Seine Versuche, mit ihm zu spielen, ließ es sich gefallen, ohne sie gerade zu billigen, und betrachtete ihn trotzig und aufmerksam untersuchend, wobei es einen mit Rubinen und Diamanten besetzten Knopf entdeckte, der nebst anderen ähnlichen sein Gewand schmückte. Nach-

dem es ihn eine Weile mißfälligen Blickes angesehen hatte, ergriff es ihn plötzlich mit einer seiner kleinen schmutzigen Hände und riß ihn, sich kräftig gegen die Brust des Kurfürsten stemmend, mit entschlossenem Ruck los. Der Kurfürst lachte, drückte einen Kuß auf den kleinen trotzigen Mund des Kindes und sagte: „Behalte diesen, aber die anderen lasse mir!", worauf er es niedersetzte und dem Vater empfahl, es besser zu beaufsichtigen, damit es nicht in das Wasser falle.

Im Weitergehen schob Henriette Adelaide leise ihren Arm in den ihres Mannes, und als sie im Münzhof angekommen waren, der kalt und still lag, ergriff sie seine Hand, zog sie zärtlich und demütig an ihre Lippen und sagte: „Nur dich habe ich lieb! Nur dich, nur dich!" Nach einem Augenblick der Überraschung zog er sie rasch an sich, küßte sie und sah ihr ins Gesicht, wobei er wahrnahm, daß ihre Augen feucht waren, und fühlte, daß ihr Herz unruhig klopfte. Wie sie so standen, kam ihr der Gedanke, daß sie dem schmählichen Zustande, in dem sie lebte, jetzt ein Ende machen müsse, bevor ihr die Kraft dazu wieder entfiele, und sie sagte, den Arm ihres Mannes fest umfassend: „Ich möchte dir, lieber Freund, den Vorschlag zu einer Veränderung in meinem Hofstaate machen. Du weißt, daß mein Vater mir den Chevalier La Perouse als Oberhofmeister mitgab, da ich ihn seit meinen Kinderjahren kenne und an seinen Umgang gewöhnt bin. Nun scheint es mir aber, daß für einen Mann seiner Art dies Amt zu höfisch und weichlich ist, und daß er sich nach der rühmlicheren Laufbahn des Soldaten sehnt, und ich möchte ihn in so berechtigten Wünschen nicht hindern, vielmehr fördern."

Der Kurfürst sah sie groß an und sagte mit fester Stimme: „Es ist mir vor einiger Zeit einmal aufgefallen, daß La Perouse einen Blick auf dich warf, der einem Funken glich. Hängt dein Gesuch mit der Gefahr zusammen, die das Umherfliegen zündenden Stoffes mit sich bringt?"

Sie erwiderte tapfer: „Ja, so ist es", und wollte die Bitte hinzufügen, er möge den Chevalier nicht ein Gefühl entgelten lassen, das sie sich anklagen müsse, nicht im Keim unterdrückt zu haben. Er jedoch unterbrach sie, indem er sagte: „Was ich nicht gesehen habe, ist nicht. Der Chevalier hat keine andere Schuld als jenen Blick, den ich zufällig aufgefangen habe, und diese vergebe ich ihm." In seinem Wesen und seiner Haltung lag, wie er das sagte, etwas Königliches, das Henriette Adelaide schweigen machte; sie lehnte sich still an ihn, worauf er mit herzlicher Sicherheit einen Kuß auf ihre Stirn drückte.

Seit diesem Tage war der Kurfürst von zuversichtlichem Frohsinn beseelt, und wenn er ohnehin stets bedacht war, seine Gemahlin zu erfreuen, so legte er es jetzt vollends darauf ab, den leichten Schleier

von Niedergeschlagenheit von ihr abzulösen, der die stolze Heiterkeit ihres Wesens seit einiger Zeit verhüllte. Zu dem Zweck ermunterte er ihre frühere Baulust und begann von der Kirche des heiligen Cajetan zu sprechen, die sie hatte begründen wollen, was denn auch nicht verfehlte, ihre Teilnahme zu erregen. Bald lag ihr künstlich eingelegter Tisch aus Lapislazuli und Korallen, dessen Fläche ein dunkelblaues, von scharlachroten Segeln durchflammtes Meer darstellte, voll von den Plänen römischer Kirchen und den neuen Entwürfen des italienischen Baumeisters, die den Sommer über in Vergessenheit geraten waren, und es wurde beschlossen, sowie die günstige Frühlingszeit einträte, mit der Arbeit zu beginnen.

Als im Scheine der kräftigen Maisonne auf dem der Residenz gegenüberliegenden freien Platze ein frohgemächliches Hantieren von Arbeitern sich zu entfalten begann und das Volk von der jesuitischen Kirche munkelte, die dort errichtet werden sollte, schürzte sich Pater Gumppenberg noch einmal und erschien mit ernstem Vorwurf vor dem Kurfürsten. Dieser hörte die Klage ohne Verlegenheit, vielmehr fragte er erstaunt, ob der ehrwürdige Vater sich nicht erinnere, daß er selbst ihm, dem Kurfürsten, geraten habe, es mit dem heiligen Cajetan zu versuchen, wenn die Wallfahrt nicht fruchten werde? Er habe den ganzen Sommer und Winter hindurch gehofft und geharrt, nun habe er betrübt auf den erflehten Segen verzichtet und beschlossen, das Anliegen seines Hauses dem heiligen Cajetan anheimzustellen, obwohl derselbe dem Bayerlande fremd und in keiner Weise verbunden sei.

Diese Erklärung schlug zwar den Kampfesmut des Pater Gumppenberg beträchtlich nieder, doch gab er seine Sache noch nicht völlig auf, sondern rückte dem Kurfürsten einige Gegengründe vor: Ob man denn in Bayern schon so rat- und mittellos sei, daß man gleich zum Entlegensten greifen müßte? Wenn die Frau Kurfürstin, wie er empfohlen hätte, nach dem Herkommen zu der hölzernen Maria in Alt-Ötting gepilgert wäre, möchte alles anders gekommen sein. Ob da nicht der heilige Franz Xaver, der heilige Michael und vor allen Dingen der schon vielerwähnte heilige Benno wären? Hätte nicht der heilige Benno sogar den blutdürstigen Schwedenkönig im Zaume gehalten, daß er, ohne der Kirche und der Stadt einigen Schaden zu tun, vorübergezogen wäre? Hätte nicht die heilige Mutter Gottes mancher Pest Einhalt geboten, die sonst Land und Leute verzehrt haben würde? Was aber würde in dieser Art von dem sogenannten heiligen Cajetan berichtet? Und wenn er auch einmal ein Wunder täte, so müßte man noch zweifeln, ob es zum Guten ausschlüge.

So weit wolle er sich nicht einlassen, entgegnete der Kurfürst, wisse auch nicht, wie es zu verstehen sei, daß seine Nachkommenschaft, die Enkel so hochberühmter Ahnen, übel ausschlagen sollten.

Pater Gumppenberg entschuldigte sich, daß er so etwas, als des kurfürstlichen Hauses treuester Knecht und Berater, niemals habe andeuten wollen. Auch würde er der erste sein, dem heiligen Cajetan zu danken, wenn durch seine Fürbitte die Kurfürstin gesegnet werden sollte; nur gebe er zu bedenken, ob der Kurfürst nicht erst die Gnade erwarten wolle, bevor er den Dank darbringe, wie das jederzeit mit einem Gelübde gehalten worden sei. Nein, erwiderte der Kurfürst freundlich, er gedenke nun einmal, den Heiligen durch sein Vertrauen und seine Dienstwilligkeit zuvor zu ermuntern.

Es war erst ein kleines Kränzlein von Steinen an dem neuen Bau gelegt worden, als die glorreiche Kunde sich verbreitete, die Kurfürstin sei guter Hoffnung. Nun wurde lustig gebaut, und als zu rechter Zeit ein fürstlicher Knabe das heitere Licht der Stadt München erblickte, stiegen die Mauern vollends hurtig empor, ohne daß fernerhin jemand ein Mißfallen daran laut werden zu lassen hätte wagen dürfen. Freilich erst wenige Jahre vor ihrem Tode konnte Henriette Adelaide die im fröhlichen Triumphe thronende Kuppel vollendet sehen, von der unermeßlich schwebenden Himmelsrotunde lächelnd umwölbt.

Nach der Geburt des Kronprinzen blieb die Gesundheit der Fürstin gebrechlich, wiewohl sie in ungetrübtem Eheglück bis an ihr Ende lebte und noch manches herrliche Lustgebäude errichtete und auszierte. Indes sie glanzvolle Feste voll Musik und schöner Symbole anordnete und in bedeutungsvollen Tänzen selbst ausführte, übte das Fräulein La Perouse die Reue und Buße, die nach ihrem Dafürhalten durch die strafbare Leidenschaft ihres Bruders zu seiner Herrin verpfändet war. Abend für Abend las sie stundenlang in Gebetbüchern und rollte, auf dem Betschemel kniend, unermüdlich Rosenkränze ab, wodurch ihr Gesicht länger, ihre Wangen hohler, ihre Augen tiefer wurden. Dieser Gewohnheit frönend, verursachte sie in einer Nacht den Brand des Schlosses, der nicht wenig Kunst und Pracht zerstörte und dazu noch das zarte Leben Henriette Adelaides antastete; denn sie vermochte die Folgen des Schrecks und der Flucht vor den nachjagenden Flammen nicht zu überwinden und starb nach kurzem Kränkeln, ihren Gemahl nach sich ziehend, der nur noch auf Erden zu verweilen schien, um ein Denkmal unsterblicher Trauer über dem verschwindenden Leibe zu errichten und sich dann für die Dauer der Grabesruhe ihm beizugesellen.

WANDERER, KOMMST DU NACH SPA . . .

HEINRICH BÖLL

Heinrich Böll

ALS DER Wagen hielt, brummte der Motor noch eine Weile; draußen wurde irgendwo ein großes Tor aufgerissen. Licht fiel durch das zertrümmerte Fenster in das Innere des Wagens, und ich sah jetzt, daß auch die Glühbirne oben an der Decke zerfetzt war; nur ihr Gewinde stak noch in der Schrauböffnung, ein paar flimmernde Drähtchen mit Glasresten. Dann hörte der Motor auf zu brummen, und draußen schrie eine Stimme: „Die Toten hierhin, habt ihr Tote dabei?"

„Verflucht", rief der Fahrer zurück, „verdunkelt ihr schon nicht mehr?"

„Da nützt kein Verdunkeln mehr, wenn die ganze Stadt wie eine Fackel brennt", schrie die fremde Stimme. „Ob ihr Tote habt, habe ich gefragt?"

„Weiß nicht."

„Die Toten hierhin, hörst du? Und die anderen die Treppe hinauf in den Zeichensaal, verstehst du?"

„Ja, ja."

Aber ich war noch nicht tot, ich gehörte zu den anderen, und sie trugen mich die Treppe hinauf. Erst ging es in einen langen, schwach beleuchteten Flur, dessen Wände mit grüner Ölfarbe gestrichen waren; krumme, schwarze, altmodische Kleiderhaken waren in die Wände eingelassen, und da waren Türen mit Emailleschildchen: VI a und VI b, und zwischen diesen Türen hing, sanftglänzend unter Glas in einem schwarzen Rahmen, die Medea von Feuerbach und blickte in die Ferne; dann kamen Türen mit V a und V b, und dazwischen hing ein Bild des Dornausziehers, eine wunderbare rötlich schimmernde Fotografie in braunem Rahmen.

Auch die große Säule in der Mitte vor dem Treppenaufgang war da, und hinter ihr, lang und schmal, wunderbar gemacht, eine Nachbildung des Parthenonfrieses in Gips, gelblich schimmernd, echt,

antik, und alles kam, wie es kommen mußte: der griechische Hoplit, bunt und gefährlich, wie ein Hahn sah er aus, gefiedert, und im Treppenhaus selbst, auf der Wand, die hier mit gelber Ölfarbe gestrichen war, da hingen sie alle der Reihe nach: vom Großen Kurfürsten bis Hitler ...

Und dort, in dem schmalen kleinen Gang, wo ich endlich wieder für ein paar Schritte gerade auf meiner Bahre lag, da war das besonders schöne, besonders große, besonders bunte Bild des Alten Fritzen mit der himmelblauen Uniform, den strahlenden Augen und dem großen, golden glänzenden Stern auf der Brust. Wieder lag ich dann schief auf der Bahre und wurde vorbeigetragen an den Rassegesichtern: da war der nordische Kapitän mit dem Adlerblick und dem dummen Mund, die westische Moselanerin, ein bißchen hager und scharf, der ostische Grinser mit der Zwiebelnase und das lange adamsapfelige Bergfilmprofil; und dann kam wieder ein Flur, wieder lag ich für ein paar Schritte gerade auf meiner Bahre, und bevor die Träger in die zweite Treppe hineinschwenkten, sah ich es noch eben: das Kriegerdenkmal mit dem großen, goldenen Eisernen Kreuz obendrauf und dem steinernen Lorbeerkranz.

Das ging alles sehr schnell: ich bin nicht schwer, und die Träger rasten. Immerhin: alles konnte auch Täuschung sein; ich hatte hohes Fieber, hatte überall Schmerzen. Im Kopf, in den Armen und Beinen, und mein Herz schlug wie verrückt; was sieht man nicht alles im Fieber!

Aber als wir an den Rassegesichtern vorbei waren, kam alles andere: die drei Büsten von Cäsar, Cicero, Marc Aurel, brav nebeneinander, wunderbar gemacht, ganz gelb und echt, antik und würdig standen sie an der Wand, und auch die Hermessäule kam, als wir um die Ecke schwenkten, und ganz hinten im Flur – der Flur war hier rosenrot gestrichen – ganz, ganz hinten im Flur hing die große Zeusfratze über dem Eingang zum Zeichensaal; doch die Zeusfratze war noch weit. Rechts sah ich durch das Fenster den Feuerschein, der ganze Himmel war rot, und schwarze, dicke Wolken von Qualm zogen feierlich vorüber ... Und wieder mußte ich links sehen, und wieder sah ich Schildchen über den Türen O Ia und O Ib, und zwischen den bräunlichen muffigen Türen sah ich nur Nietzsches Schnurrbart und seine Nasenspitze in einem goldenen Rahmen, denn sie hatten die andere Hälfte des Bildes mit einem Zettel überklebt, auf dem zu lesen war: „Leichte Chirurgie" ...

Wenn jetzt, dachte ich flüchtig ... wenn jetzt ... aber da war es schon: das Bild von Togo, bunt und groß, flach wie ein alter Stich,

ein prachtvoller Druck, und vorne, vor den Kolonialhäusern, vor den Negern und dem Soldaten, der da sinnlos mit seinem Gewehr herumstand, vor allem war das große, ganz naturgetreu abgebildete Bündel Bananen: links ein Bündel, rechts ein Bündel, und auf der mittleren Banane im rechten Bündel, da war etwas hingekritzelt, ich sah es; ich selbst mußte es hingeschrieben haben ...

Aber nun wurde die Tür zum Zeichensaal aufgerissen, und ich schwebte unter der Zeusbüste hinein und schloß die Augen. Ich wollte nichts mehr sehen. Der Zeichensaal roch nach Jod, Scheiße, Mull und Tabak, und es war laut. Sie setzten mich ab, und ich sagte zu den Trägern: „Steck mir 'ne Zigarette in den Mund, links oben in der Tasche."

Ich spürte, wie einer mir an der Tasche herumfummelte, dann zischte ein Streichholz, und ich hatte die brennende Zigarette im Mund. Ich zog daran. „Danke", sagte ich.

Alles das, dachte ich, ist kein Beweis. Letzten Endes gibt es in jedem Gymnasium einen Zeichensaal, Gänge, in denen krumme, alte Kleiderhaken in grün- und gelbgestrichene Wände eingelassen sind; letzten Endes ist es kein Beweis, daß ich in meiner Schule bin, wenn die Medea zwischen VI a und VI b hängt und Nietzsches Schnurrbart zwischen O I a und O I b. Gewiß gibt es eine Vorschrift, die besagt, daß er da hängen muß. Hausordnung für humanistische Gymnasien in Preußen: Medea zwischen VI a und VI b, Dornauszieher dort, Cäsar, Marc Aurel und Cicero im Flur und Nietzsche oben, wo sie schon Philosophie lernen. Parthenonfries, ein buntes Bild von Togo. Dornauszieher und Parthenonfries sind schließlich gute, alte, generationenlang bewährte Schulrequisiten, und gewiß bin ich nicht der einzige, der den Einfall gehabt hat, auf eine Banane zu schreiben: Es lebe Togo. Auch die Witze, die sie in den Schulen machen, sind immer dieselben. Und außerdem besteht die Möglichkeit, daß ich Fieber habe, daß ich träume.

Schmerzen hatte ich jetzt nicht mehr. Im Auto war es noch schlimm gewesen; wenn sie durch die kleinen Schlaglöcher fuhren, schrie ich jedesmal; da waren die großen Trichter schon besser: das Auto hob und senkte sich wie ein Schiff in einem Wellental. Aber jetzt schien die Spritze schon zu wirken, die sie mir irgendwo im Dunkeln in den Arm gehauen hatten: ich hatte gespürt, wie die Nadel sich durch die Haut bohrte und wie es unten am Bein ganz heiß wurde.

Es kann ja nicht wahr sein, dachte ich, so viele Kilometer kann das Auto ja gar nicht gefahren sein: fast dreißig. Und außerdem: du

spürst nichts; kein Gefühl sagt es dir, nur die Augen; kein Gefühl sagt dir, daß du in deiner Schule bist, in deiner Schule, die du vor drei Monaten erst verlassen hast. Acht Jahre sind keine Kleinigkeit, solltest du nach acht Jahren das alles nur mit den Augen erkennen?

Hinter meinen geschlossenen Lidern sah ich alles noch einmal, wie ein Film lief es ab: unterer Flur, grün gestrichen, Treppe rauf, gelb gestrichen, Kriegerdenkmal, Flur, Treppe rauf, Cäsar, Cicero, Marc Aurel ... Hermes, Nietzscheschnurrbart, Togo, Zeusfratze ...

Ich spuckte meine Zigarette aus und schrie; es war immer gut, zu schreien; man mußte nur laut schreien; schreien war herrlich; ich schrie wie verrückt. Als sich jemand über mich beugte, machte ich immer noch nicht die Augen auf; ich spürte einen fremden Atem, warm und widerlich roch er nach Tabak und Zwiebeln, und eine Stimme fragte ruhig: „Was ist denn?"

„Was zu trinken", sagte ich, „und noch 'ne Zigarette, die Tasche oben."

Wieder fummelte einer an meiner Tasche herum, wieder zischte ein Streichholz, und jemand steckte mir 'ne brennende Zigarette in den Mund.

„Wo sind wir?" fragte ich.

„In Bendorf."

„Danke", sagte ich und zog.

Immerhin schien ich wirklich in Bendorf zu sein, zu Hause also, und wenn ich nicht außergewöhnlich hohes Fieber hatte, stand wohl fest, daß ich in einem humanistischen Gymnasium war: eine Schule war es bestimmt. Hatte die Stimme unten nicht geschrien: „Die anderen in den Zeichensaal!"? Ich war ein anderer, ich lebte; die lebten, waren offenbar die anderen. Der Zeichensaal war also da, und wenn ich richtig hörte, warum sollte ich nicht richtig sehen, und dann stimmte es wohl auch, daß ich Cäsar, Cicero und Marc Aurel erkannt hatte, und das konnte nur in einem humanistischen Gymnasium sein; ich glaube nicht, daß sie diese Kerle in den anderen Schulen auf den Fluren an die Wand stellen.

Endlich brachte er mir Wasser: wieder roch ich den Tabak- und Zwiebelatem aus seinem Gesicht, und ich machte, ohne es zu wollen, die Augen auf, da war ein müdes, altes, unrasiertes Gesicht über einer Feuerwehruniform, und eine alte Stimme sagte leise: „Trink, Kamerad!"

Ich trank; es war Wasser, aber Wasser ist herrlich; ich spürte den metallenen Geschmack des Kochgeschirrs auf meinen Lippen, und es war schön zu spüren, welch eine Menge Wasser noch nachdrängte,

aber der Feuerwehrmann riß mir das Kochgeschirr von den Lippen und ging: ich schrie, aber er wandte sich nicht um, zuckte nur müde die Schultern und ging weiter; einer, der neben mir lag, sagte ruhig: „Hat gar keinen Zweck zu brüllen, sie haben nicht mehr Wasser; die Stadt brennt, du siehst es doch."

Ich sah es durch die Verdunkelung hindurch, es glühte und wummerte hinter den schwarzen Vorhängen, Rot hinter Schwarz, wie in einem Ofen, auf den man neue Kohlen geschüttet hat. Ich sah es: ja, die Stadt brannte.

„Wie heißt die Stadt?" fragte ich den, der neben mir lag.

„Bendorf", sagte er.

„Danke."

Ich blickte ganz gerade vor mich hin auf die Fensterreihe und manchmal zur Decke. Die Decke war noch tadellos, weiß und glatt, mit einem schmalen klassizistischen Stuckrand; aber sie haben doch in allen Schulen klassizistische Stuckränder an den Decken in den Zeichensälen, wenigstens in den guten, alten humanistischen Gymnasien. Das ist doch klar.

Ich mußte mir jetzt zugestehen, daß ich im Zeichensaal eines humanistischen Gymnasiums in Bendorf lag. Bendorf hat drei humanistische Gymnasien: die Schule „Friedrich der Große", die Albertus-Schule und – vielleicht brauche ich es nicht zu erwähnen – aber die letzte, die dritte war die Adolf-Hitler-Schule. Hing nicht in der Schule „Friedrich der Große" das Bild des Alten Fritz besonders bunt, besonders schön, besonders groß im Treppenhaus? Ich war auf dieser Schule gewesen, acht Jahre lang, aber warum konnte nicht in den anderen Schulen dieses Bild genauso an derselben Stelle hängen, so deutlich und auffallend, daß es den Blick fangen mußte, wenn man die erste Treppe hinaufstieg?

Draußen hörte ich jetzt die schwere Artillerie schießen. Sonst war es fast ruhig; nur manchmal drang das Fressen der Flammen durch, und im Dunkeln stürzte irgendwo ein Giebel ein. Die Artillerie schoß ruhig und regelmäßig, und ich dachte: Gute Artillerie! Ich weiß, das ist gemein, aber ich dachte es. Mein Gott, wie beruhigend war die Artillerie, wie gemütlich: dunkel und rauh, ein sanftes, fast feines Orgeln. Irgendwie vornehm. Ich finde, die Artillerie hat etwas Vornehmes, auch wenn sie schießt. Es hört sich so anständig an, richtig nach Krieg in den Bilderbüchern... Dann dachte ich daran, wieviel Namen wohl auf dem Kriegerdenkmal stehen würden, wenn sie es wieder einweihten, mit einem noch größeren goldenen Eisernen Kreuz darauf und einem noch größeren steinernen Lorbeerkranz, und

plötzlich wußte ich es: wenn ich wirklich in meiner alten Schule war, würde mein Name auch darauf stehen, eingehauen in Stein, und im Schulkalender würde hinter meinem Namen stehen – „zog von der Schule ins Feld und fiel für ..."

Aber ich wußte noch nicht wofür und wußte noch nicht, ob ich in meiner alten Schule war. Ich wollte es jetzt unbedingt herauskriegen. Am Kriegerdenkmal war auch nichts Besonderes gewesen, nichts Auffallendes, es war wie überall, es war ein Konfektionskriegerdenkmal, ja, sie bekamen sie aus irgendeiner Zentrale ...

Ich sah mir den Zeichensaal an, aber die Bilder hatten sie abgehängt, und was ist schon an ein paar Bänken zu sehen, die in einer Ecke gestapelt sind, und an den Fenstern, schmal und hoch, viele nebeneinander, damit viel Licht hereinfällt, wie es sich für einen Zeichensaal gehört? Mein Herz sagte mir nichts. Hätte es nicht etwas gesagt, wenn ich in dieser Bude gewesen wäre, wo ich acht Jahre lang Vasen gezeichnet und Schriftzeichen geübt hatte, schlanke, feine, wunderbar nachgemachte römische Glasvasen, die der Zeichenlehrer vorne auf einen Ständer setzte, und Schriften aller Art, Rundschrift, Antiqua, Römisch, Italienne? Ich hatte diese Stunden gehaßt wie nichts in der ganzen Schule, ich hatte die Langeweile gefressen stundenlang, und niemals hatte ich Vasen zeichnen können oder Schriftzeichen malen. Aber wo waren meine Flüche, wo war mein Haß angesichts dieser dumpfgetönten, langweiligen Wände? Nichts sprach in mir, und ich schüttelte stumm den Kopf.

Immer wieder hatte ich radiert, den Bleistift gespitzt, radiert ... nichts ...

Ich wußte nicht genau, wie ich verwundet war; ich wußte nur, daß ich meine Arme nicht bewegen konnte und das rechte Bein nicht, nur das linke ein bißchen; ich dachte, sie hätten mir die Arme an den Leib gewickelt, so fest, daß ich sie nicht bewegen konnte.

Ich spuckte die zweite Zigarette in den Gang zwischen den Strohsäcken und versuchte, meine Arme zu bewegen, aber es tat so weh, daß ich schreien mußte; ich schrie weiter; es war immer wieder schön zu schreien; ich hatte auch Wut, weil ich die Arme nicht bewegen konnte.

Dann stand der Arzt vor mir; er hatte die Brille abgenommen und blinzelte mich an; er sagte nichts; hinter ihm stand der Feuerwehrmann, der mir das Wasser gegeben hatte. Er flüsterte dem Arzt etwas ins Ohr, und der Arzt setzte die Brille auf: deutlich sah ich seine großen grauen Augen mit den leise zitternden Pupillen hinter den dicken Brillengläsern. Er sah mich lange an, so lange, daß ich weg-

sehen mußte, und er sagte leise: „Augenblick, Sie sind gleich an der Reihe...“

Dann hoben sie den auf, der neben mir lag, und trugen ihn hinter die Tafel; ich blickte ihnen nach: sie hatten die Tafel auseinandergezogen und quer gestellt und die Lücke zwischen Wand und Tafel mit einem Bettuch zugehängt; dahinter brannte grelles Licht...

Nichts war zu hören, bis das Tuch wieder beiseite geschlagen und der, der neben mir gelegen hatte, hinausgetragen wurde; mit müden, gleichgültigen Gesichtern schleppten die Träger ihn zur Tür.

Ich schloß wieder die Augen und dachte, du mußt doch herauskriegen, was du für eine Verwundung hast und ob du in deiner alten Schule bist.

Mir kam das alles so kalt und gleichgültig vor, als hätten sie mich durch das Museum einer Totenstadt getragen, durch eine Welt, die mir ebenso gleichgültig wie fremd war, obwohl meine Augen sie erkannten, nur meine Augen; es konnte doch nicht wahr sein, daß ich vor drei Monaten noch hier gesessen, Vasen gezeichnet und Schriften gemalt hatte, daß ich in den Pausen hinuntergegangen war mit meinem Marmeladenbutterbrot, vorbei an Nietzsche, Hermes, Togo, Cäsar, Cicero, Marc Aurel, ganz langsam bis in den Flur unten, wo die Medea hing, dann zum Hausmeister, zu Birgeler, um Milch zu trinken, Milch in diesem dämmerigen kleinen Stübchen, wo man es auch riskieren konnte, eine Zigarette zu rauchen, obwohl es verboten war. Sicher trugen sie den, der neben mir gelegen hatte, unten hin, wo die Toten lagen, vielleicht lagen die Toten in Birgelers grauem kleinen Stübchen, wo es nach warmer Milch roch, nach Staub und Birgelers schlechtem Tabak...

Endlich kamen die Träger wieder herein, und jetzt hoben sie mich auf und trugen mich hinter die Tafel. Ich schwebte wieder, jetzt an der Tür vorbei, und im Vorbeischweben sah ich, daß auch das stimmte: über der Tür hatte einmal ein Kreuz gehangen, als die Schule noch Thomas-Schule hieß, und damals hatten sie das Kreuz weggemacht, aber da blieb ein frischer dunkelgelber Fleck an der Wand, kreuzförmig, hart und klar, der fast noch deutlicher zu sehen war als das alte, schwache, kleine Kreuz selbst, das sie abgehängt hatten; sauber und schön blieb das Kreuzzeichen auf der verschossenen Tünche der Wand. Damals hatten sie aus Wut die ganze Wand neu gepinselt, aber es hatte nichts genützt; der Anstreicher hatte den Ton nicht richtig getroffen: das Kreuz blieb da, bräunlich und deutlich, aber die ganze Wand war rosa. Sie hatten geschimpft, aber es hatte nichts genützt: das Kreuz blieb da, braun und deutlich auf dem

Rosa der Wand, und ich glaube, ihr Etat für Farbe war erschöpft, und sie konnten nichts machen. Das Kreuz war noch da, und wenn man genau hinsah, konnte man sogar noch eine deutliche Schrägspur über dem rechten Balken sehen, wo jahrelang der Buchsbaumzweig gehangen hatte, den der Hausmeister Birgeler dorthinter klemmte, als es noch erlaubt war, Kreuze in die Schulen zu hängen ...

Das alles fiel mir in der kleinen Sekunde ein, als ich an der Tür vorbeigetragen wurde hinter die Tafel, wo das grelle Licht brannte.

Ich lag auf dem Operationstisch und sah mich selbst ganz deutlich, aber sehr klein, zusammengeschrumpft, oben in dem klaren Glas der Glühbirne, winzig und weiß, ein schmales, mullfarbenes Paketchen wie ein außergewöhnlich subtiler Embryo: das war also ich da oben.

Der Arzt drehte mir den Rücken zu und stand an einem Tisch, wo er in Instrumenten herumkramte; breit und alt stand der Feuerwehrmann vor der Tafel und lächelte mich an; er lächelte müde und traurig, und sein bärtiges, schmutziges Gesicht war wie das Gesicht eines Schlafenden; an seiner Schulter vorbei auf der schmierigen Rückseite der Tafel sah ich etwas, was mich zum ersten Male, seitdem ich in diesem Totenhaus war, mein Herz spüren machte: irgendwo in einer geheimen Kammer meines Herzens erschrak ich tief und schrecklich, und es fing heftig an zu schlagen: da war meine Handschrift an der Tafel. Oben in der obersten Zeile. Ich kenne meine Handschrift: es ist schlimmer, als wenn man sich im Spiegel sieht, viel deutlicher, und ich hatte keine Möglichkeit, die Identität meiner Handschrift zu bezweifeln. Alles andere war kein Beweis gewesen, weder Medea noch Nietzsche, nicht das dinarische Bergfilmprofil noch die Banane aus Togo, und nicht einmal das Kreuzzeichen über der Tür: das alles war in allen Schulen dasselbe, aber ich glaube nicht, daß sie in anderen Schulen mit meiner Handschrift an die Tafeln schreiben. Da stand er noch, der Spruch, den wir damals hatten schreiben müssen, in diesem verzweifelten Leben, das erst drei Monate zurücklag: Wanderer, kommst du nach Spa ...

Oh, ich weiß, die Tafel war zu kurz gewesen, und der Zeichenlehrer hatte geschimpft, daß ich nicht richtig eingeteilt hatte, die Schrift zu groß gewählt, und er selbst hatte es kopfschüttelnd in der gleichen Größe darunter geschrieben: Wanderer, kommst du nach Spa ...

Siebenmal stand es da: in meiner Schrift, in Antiqua, Fraktur, Kursiv, Römisch, Italienne und Rundschrift; siebenmal deutlich und unerbittlich: Wanderer, kommst du nach Spa ...

Der Feuerwehrmann war jetzt auf einen leisen Ruf des Arztes hin

beiseite getreten, so sah ich den ganzen Spruch, der nur ein bißchen verstümmelt war, weil ich die Schrift zu groß gewählt hatte, der Punkte zu viele.

Ich zuckte hoch, als ich einen Stich in den linken Oberschenkel spürte, ich wollte mich aufstützen, aber ich konnte es nicht: ich blickte an mir herab, und nun sah ich es: sie hatten mich ausgewickelt, und ich hatte keine Arme mehr, auch kein rechtes Bein mehr, und ich fiel ganz plötzlich nach hinten, weil ich mich nicht aufstützen konnte; ich schrie; der Arzt und der Feuerwehrmann blickten mich entsetzt an, aber der Arzt zuckte nur die Schultern und drückte weiter auf den Kolben seiner Spritze, der langsam und ruhig nach unten sank; ich wollte wieder auf die Tafel blicken, aber der Feuerwehrmann stand nun ganz nah neben mir und verdeckte sie; er hielt mich an den Schultern fest, und ich roch nur noch den brandigen, schmutzigen Geruch seiner verschmierten Uniform, sah nur sein müdes, trauriges Gesicht, und nun erkannte ich ihn: es war Birgeler.

„Milch“, sagte ich leise ...

DIE STEHENGEBLIEBENE UHR

ALFRED POLGAR

Alfred Polgar

IM JAHRE 1917 ist die Uhr stehengeblieben. An einem Frühlingstag, genau um 2 Uhr 36. Ich erinnere mich noch ganz gut, wie es mir, als gewohnheitsmäßigem An-ihr-Vorbeigeher, eines Abends auffiel, daß um sieben Uhr erst zwei Uhr sechsunddreißig war. Doch machte das Phänomen in einer Zeit, in der diese ohnehin aus den Fugen, keinen besonderen Eindruck. Also seither stehen die Zeiger, immer ist es sechs Minuten nach halb drei, gewohnheitsmäßige Vorbeigeher blicken gar nicht mehr hin auf die Uhr, die in diesen Tagen das Fest ihres zehnjährigen Stillstandes feiern kann.

Es ist eine sehr große Uhr, etwa einen Meter im Durchmesser,

zylindrisch geformt, und rechtwinklig, in Höhe des ersten Stockwerks, an die Mauer festgeschmiedet. Sie gehört dem Uhrmacher, der knapp unter ihr sein Schaufenster hat. Nie setzt hinter der Glaswand das Schwirren und Zirpen und Wispern aus, die eilende Geschäftigkeit, mit der das Uhren-Kleinvolk die Sekunden aufpickt und verschluckt, indes oben die große, die Uhr-Kuh, laut- und bewegungslos, seit zehn Jahren zwei Uhr sechsunddreißig wiederkäut. Ihr Besitzer wird schon wissen, warum er sie nicht schlachtet, obgleich sie keinen Tropfen Zeit mehr gibt.

Ist schon eine Uhr, die geht, ein mit Symbolwerten behaftetes und von gemütschweren Assoziationen umdrängtes Ding, wieviel mehr ist das erst eine Uhr, die die Zeit ablaufen läßt, ohne von ihr Notiz zu nehmen oder zu geben. In der organischen Welt heißt ein Mechanismus, der von sich keinen Gebrauch macht: tot. Ein Zustand von so furchtbarer Sinnlosigkeit, daß ihn die Natur, durch ihre Praktiken der Verwesung, möglichst rasch zu ändern trachtet. Von jener höchst schaudervollen Absurdität weht ein Schatten auch um die vor zehn Jahren stehengebliebene Uhr. Etwas Kaltes, Fatales gibt sie dem Haus, an dem sie festgenagelt, der ganzen Straße, deren Unwahrzeichen sie ist und deren Bewohner ihr hartnäckiges Sechs-Minuten-nach-halb-drei nervös und übellaunig macht. Gleich einem Symbol kranker Zeit hängt sie da: Chronos hat den Appetit verloren und frißt nicht. Ihr Zifferblatt ist ein gespenstischer Spiegel, aus dem immer das gleiche herausblickt, was immer auch in ihn hineinblicken mag. Unbehagen schafft sie, wie jeder Leichnam, der sich obstinat im Leben behauptet.

Aber das sind nur so Spinnwebfäden der Meditation, mit denen sich, bei einiger Schreibe-Praxis, jedes Ding, das ist oder nicht ist, leicht überziehen läßt. Das Besondere, den Geist zum Grübeln Verlockende solcher beharrlich nicht gehenden Uhr, ihre geheimnisvolle, tiefere Pointe steckt woanders: nämlich darin, daß sie, einmal im Tag und einmal in der Nacht, in einem einzigen bestimmten Moment, obgleich sie seit zehn Jahren keine Zeit mehr angibt, doch die Zeit angibt! Bei der Uhr, von der hier erzählt wird, geschieht das eben präzise sechs Minuten nach halb drei. In diesem Moment, alle zwölf Stunden einmal, erfüllt die Tote ihre Lebens-Aufgabe, indem sie ganz genau mitteilt, wie spät es ist. Sechs Minuten nach halb drei gehorcht sie dem Willen ihres Schöpfers, wird wahr, deckt sich restlos mit der Idee, als deren Ausdruck sie in die Welt der Erscheinungen trat, fügt sich harmonisch ins Gefüge der Mittel und Zwecke, ist, was sie sein soll, vom Sinn ihres Daseins aureolisch umleuchtet.

Die Nutzanwendung ergibt sich mühelos: Alle Uhren zeigen richtig, man muß nur im richtigen Augenblick auf sie sehen. Alle Menschen sind gut, man muß nur die Chance haben, sie bei ihrer Güte zu ertappen. Für alles Schiefe kommt die Drehungs-Phase der kreisenden Welt, wo es das Gerade wird. Und bist du noch so mißtrauisch gegen die Liebe, in gewissen Augenblicken, alle heiligen Zeiten einmal, darfst, mußt du an sie glauben.

Ich fragte den Uhrmacher, warum er das Monstrum nicht in Gang bringe. „Schad' um die Mühe", sagte der Mann und begründete seinen Spruch nicht weiter.

Aber ein Satz, der so wundervoll auf alles paßt, hat das auch nicht nötig.

INTERVIEW MIT DEM TODE

HANS ERICH NOSSACK

ICH WAR absichtlich früh hingegangen, um ihn nicht zu verpassen. Ich stehe nicht gern so früh auf und hatte davon einen schlechten Geschmack im Munde. Unterwegs kamen mir Arbeiter entgegen, die verbissen in ihre Fabrik gingen. Ich bedauerte mich etwas, doch ich durfte die Gelegenheit nicht vorbeigehen lassen.

Die Glocke an seiner Wohnungstür war abgestellt oder funktionierte wieder einmal nicht. Deshalb klopfte ich. Ich meinte drinnen ein schlürfendes Geräusch gehört zu haben. Ich klopfte noch einmal, aber diesmal an die Scheibe aus Milchglas. Ich gebe zu, daß es einen ziemlichen Lärm machte, zumal da die Scheibe in ihrer Fassung klapperte. Sofort wurde die Tür mit einem zornigen Ruck aufgerissen, doch nur so weit, wie die Sicherheitskette es erlaubte, die innen noch davorlag. Es mußte also jemand unmittelbar hinter der Tür gelauert haben.

„Die Aufnahme ist links über den Hof. Haben Sie das Schild unten

am Torbogen nicht gesehen?" wurde ich durch den Spalt angebrummt.

„Ich möchte den Chef persönlich sprechen", antwortete ich schnell, damit die Tür nicht wieder zugeworfen würde.

„Das sagen sie alle", wurde mir entgegnet.

„Er hat mich vor einigen Tagen gebeten, bei ihm vorzusprechen", beteuerte ich.

„So?"

Dies So klang so beleidigend, daß ich meinen Namen nannte. Es machte aber gar keinen Eindruck. Man schien mich hier nicht zu kennen. Trotzdem wurde nach einigem Zögern die Kette abgenommen und die Tür geöffnet.

„Mein Sohn schläft noch."

Es war also seine Mutter selber, die mich einließ und die Tür hinter mir ins Schloß warf. Ich stammelte allerhand Entschuldigungen, daß ich sie wegen der Dunkelheit im Treppenhaus und auf dem Flur nicht gleich erkannt hätte. Jedenfalls ein peinlicher Anfang.

Sie schien sich nicht schlüssig werden zu können, ob sie mich im Zimmer oder auf dem Gang warten lassen sollte. Um sie günstig zu stimmen, sagte ich: „Stören Sie ihn bitte nicht meinetwegen. Ich habe Zeit. Wenn es Ihnen lieber ist, kann ich auch später wiederkommen."

Daraufhin ließ sie mich ins Wohnzimmer ein.

„Ich habe ihn schon vor einer halben Stunde geweckt, doch er scheint wieder eingeschlafen zu sein", sagte sie. Und als ich sie nochmals bat, ihn auf keinen Fall meinetwegen zu wecken, fügte sie hinzu: „Es ist höchste Zeit, daß er aufsteht", und ging durch eine andere Tür ins Nebenzimmer. Sie ließ aber die Tür angelehnt.

Damit sie nicht auf den Verdacht käme, ich wäre neugierig oder nähme etwas weg, blieb ich auf dem Fleck stehen. Der Tisch war für das Frühstück gedeckt. Seine Mutter war wohl gerade beim Kaffeekochen, die Wohnung roch danach. Und zwar nach echtem Kaffee. Das hatte sie offenbar nicht bedacht, daß man es riechen könnte. Es belebte mich sehr, und ich sah mich vorsichtig im Wohnzimmer um. Es war nicht sehr hell darin. Das Fenster ging auf den Hof, und obendrein war es noch durch dicke rote Portieren an den Seiten verdunkelt. Auch die Tapete war ehemals dunkelrot gewesen mit silbernen Chrysanthemen als Muster darauf. Jetzt allerdings war sie schon mehr grau. Wenn ich gleich dazu erwähne, daß tatsächlich altmodische Nußbaummöbel mit Plüschpolstern umherstanden, wird man sich eine gute Vorstellung machen können. Besonders das Sofa hinter dem Eßtisch beunruhigte mich. Es hatte zuviel Säulen und

Kanten, auf denen Nippsachen standen. Wenn man sich zu heftig auf das Polster setzte, würden sie herunterfallen. Sollte man es für möglich halten? Es stand auch ein Bierseidel da, das einen Totenschädel darstellte. Das empfand ich als recht taktlos.

Am Fenster rechts übereck war der Schreibtisch. Der interessierte mich natürlich besonders, doch es war nur eine lederne Schreibmappe darauf zu sehen, ferner ein großer Brieföffner und ein Ablegekorb, dessen Inhalt durch einen Briefbeschwerer aus Onyx verdeckt war. Es sah mir doch allzu ordentlich aus. In dem Winkel hinter dem Schreibtisch stand auf einer grünlichen Säule der Apoll von Belvedere, vermutlich aus unechter Bronze, doch das kann ich nicht genau sagen. Daneben, das heißt so, daß man es vor Augen hatte, wenn man am Schreibtisch saß, hing die Fotografie einer Marmorgruppe. Sie war von vorne aufgenommen und stellte ein mit Tüchern drapiertes Skelett dar, das eine nackte Frau vor sich herführte. Damit sie nicht wegliefe, hielt es eine Sense vor ihren Leib, und zwar mit der Schneide so, daß sie sich ungefähr in den Nabel geschnitten hätte, wenn sie sich nur um eine Handbreit von ihm zu entfernen versuchte. Eine bedauerliche Situation; denn die Frau war sehr schön. Übrigens hing an der anderen Wand, wie nicht anders zu erwarten, jener bekannte Stich, auf dem ein bärtiger Arzt sinnend am Bett eines kranken Mädchens sitzt. Oder war das Mädchen schon gestorben? Ich bin mir darüber nie ganz im klaren gewesen.

Alles in allem, er ist nicht ausgebombt, so überlegte ich. Natürlich ist er das nicht, wie sollte er auch? Das wäre ja geradezu Hohn. Doch er scheint nicht viel Wert auf Behaglichkeit zu legen. Oder aber, er behält diese ganze altmodische Einrichtung seiner Mutter zuliebe bei, weil sie nun einmal daran gewöhnt ist. Das wäre zu verstehen.

Plötzlich empfand ich es als sehr warm, besonders im Rücken. Ein Ofen aus braungelben Kacheln, der fast bis zur Decke reichte, stand hinter mir. Ein Kachelmann mit einem Federhut grinste mich an, als ich mich umdrehte. Ich wäre von selbst nie auf den Gedanken gekommen, daß man hier noch geheizt hätte; denn wir hatten Anfang Mai. Und sie müssen sogar die Nacht durchgeheizt haben, ein so riesiger Ofen war nicht so schnell zum Ausstrahlen zu bringen.

Gar zu gern hätte ich einen Blick durch das Fenster geworfen, um auf den Hof zu sehen, doch ich wagte es nicht, zumal ich jetzt Stimmen von nebenan hörte. Anscheinend war dort das Schlafzimmer, und seine Mutter konnte jeden Augenblick zurückkommen. Ich horchte. Es klang wie ein Wortwechsel.

„Laß mich in Ruhe“, sagte eine Stimme. Ich glaube, es warf sich

jemand im Bett herum und zog sich die Decke über die Ohren.

„Zum letzten Mal“, antwortete seine Mutter, „es ist höchste Zeit.“

„Ich sage dir doch“, rief die andere Stimme, „mir steht es bis zum Halse. Laß sie doch sehen, wie sie ohne mich fertig werden. Ich bleibe liegen, ich will mich ausschlafen. Und damit Schluß.“

Man hörte, wie die Schritte seiner Mutter sich der angelehnten Tür wieder näherten. Sie hatte offenbar den Türdrücker schon in der Hand, als sie sich noch einmal umwandte und in bitterem Tonfall sagte:

„Du bist genau wie dein Vater.“

Darauf vernahm man, wie ein Kissen beiseite geworfen wurde, wie die Sprungfedern des Bettes jäh aufkreischten und jemand mit einem Ruck die Füße auf den Boden setzte. Dann kam seine Mutter zu mir zurück und schloß die Tür. Ich hatte keine Gelegenheit mehr, über die letzten Worte nachzudenken.

„Mein Sohn wird gleich hiersein“, sagte sie. „Er hat jetzt so viel zu tun, manchmal bis spät in die Nacht. Darum lasse ich ihn morgens etwas länger liegen.“

Sie nahm auf einem der Stühle Platz, setzte sich eine Brille auf und griff nach einer Handarbeit, die auf der Sofalehne lag.

„Sie haben es hübsch warm hier“, begann ich, da mir das Schweigen peinlich war, und als sie nicht darauf einging, fuhr ich fort: „Welch ein prächtiger alter Ofen! Sie werden in diesem kalten Winter großen Nutzen von ihm gehabt haben.“

„Er verbraucht zuviel“, antwortete sie.

„Gewiß, früher brauchte man nicht mit Heizung zu sparen.“

„Es ist auch Verschwendung um diese Jahreszeit. Aber meine Kinder sind so empfindlich.“

„In der Übergangszeit muß man sich vor Erkältungen besonders in acht nehmen“, beeilte ich mich zu sagen, um ihr mein Erstaunen zu verbergen. Daß sie diesen Sohn hatte, den ich besuchen wollte, war mir von jeher bekannt, und ich hatte mich damit zufriedengegeben. Doch nun sprach sie von ihren Kindern. Wo waren denn die anderen? Und vorhin hatte sie auch einen Vater erwähnt. Natürlich mußte irgendwann auch einmal ein Vater dagewesen sein. Es ist unbegreiflich, daß ich niemals darüber nachgedacht hatte. Ich schielte heimlich umher, ob ich nicht irgendwo die Fotografie eines älteren Mannes entdecken könnte. Doch es war keine da.

Nebenan pfiff der Sohn beim Anziehen.

„Wir sind hier alle ziemlich eng zusammengerückt“, sagte seine Mutter.

„Ja, ich verstehe", antwortete ich, „es geht uns allen so."

„Früher haben wir besser gelebt", konnte sie sich nicht enthalten mir zu versichern.

„Gewiß ja, das will ich glauben. Man muß sehen, wie man damit fertigwird."

„Das muß man", sagte sie, ohne zu seufzen oder von ihrer Arbeit aufzublicken. Wie sie so dasaß in einer schwarzen Strickjacke, die blaue Küchenschürze mit den weißen Streifen noch vorgebunden, das graue Haar streng und glatt gescheitelt, und dann besonders ihr Mund – ihre Lippen waren gewissenhaft aufeinandergepreßt –, gefiel sie mir doch sehr. Sie ist eine prächtige alte Frau, dachte ich, obwohl sie mich vorhin angebrummt hat. Wenn einer nicht mit ihr auskommt, so liegt die Schuld gewiß nicht bei ihr. Und obendrein hat sie mehr durchgemacht als irgendeiner. Aber was weiß ich eigentlich davon?

„Sind Sie von der Presse?" unterbrach sie meine Gedanken, als wenn sie sie erraten hätte.

„Nein, ich schreibe nicht für Zeitungen", erklärte ich ihr. „Es liegt mir nicht. Außerdem darf man über so etwas nicht in Zeitungen schreiben. Das wäre ungehörig. Höchstens in einer guten Zeitschrift, doch es gibt nicht viele. Sie dürfen sich übrigens darauf verlassen, daß ich ohne die ausdrückliche Genehmigung Ihres Sohnes kein Wort darüber veröffentlichen werde."

Diese Versicherung schien ihr seltsamerweise nicht zu genügen, denn sie fragte nach einer kleinen Pause so wie ganz nebenbei: „Kommen Sie wirklich meines Sohnes wegen?"

„Weswegen denn sonst?" platzte es mir heraus.

„Ach, nichts", meinte sie und schwieg.

Es kann doch nicht im Ernst der Wunsch oder die Meinung dieser alten Frau sein, daß ich ihretwegen hierhergekommen sei, um über sie zu schreiben? Doch warum eigentlich nicht? Im Grunde ist es ungerecht, daß sie niemals erwähnt wird und immer nur von ihrem Sohne die Rede ist.

Doch da kam er fertig angekleidet herein. Lächelnd ging er auf mich zu und schüttelte mir die Hand.

„Das ist nett, daß Sie gekommen sind. Ich habe mir schon ernstliche Vorwürfe gemacht, daß es vielleicht gar nicht richtig von mir war, Sie aufzufordern. Denn es könnte Sie ja in Ihrer Arbeit stören, die Sie gerade unter den Händen haben. Doch wie gesagt, ich bin Ihnen sehr dankbar."

Etwas zu glatt und wie eine vor dem Spiegel einstudierte Sicher-

heit, dachte ich, während ich ihm, wie es Sitte ist, versicherte, daß die Ehre ganz auf meiner Seite sei. Es ist möglich, daß ich ihm Unrecht tat, wenn ich seiner Höflichkeit nicht glaubte. Wir sind es nun einmal nicht anders gewohnt, als ihm zu mißtrauen.

Seine Mutter verließ den Raum und ging in die Küche.

„Aber legen Sie doch ab“, forderte er mich auf. „Hat meine Mutter nicht daran gedacht? Das sieht ihr ähnlich. Aber sie meint es nicht so. Glauben Sie mir, die alte Dame hat das Herz auf dem rechten Fleck.“

Das wußte ich besser als er. Es war mir nicht angenehm, ihn so über sie sprechen zu hören.

„Werfen Sie Ihr Zeug einfach dort auf den Stuhl“, fuhr er fort, sich um mich zu bemühen. Ja, er tat sogar so, als wollte er mir aus dem Mantel helfen, doch er kam etwas zu spät, oder ich war schneller. „So, und nun nehmen Sie bitte Platz.“

Er selbst setzte sich auf das Sofa, schlug die Beine über und sah mich freundlich nachdenkend an, als suchte er danach, was er noch für mein Wohlbefinden tun könne. Ist das derselbe, zweifelte ich, der eben aus dem Bett geschrien hat: Es steht mir bis zum Halse?

„Um Ihre kostbare Zeit nicht unnötig in Anspruch zu nehmen“, – verhöhnt dieser Bursche mich etwa? mußte ich denken – „darf ich mir wohl gestatten, nicht wahr, ganz ohne Umschweife auf den Zweck meiner Aufforderung zu kommen. Wie ich hier wohne“, – dabei wies er mit einer Bewegung, die lässig wegwerfend wirken sollte, im Zimmer umher – „davon werden Sie sich als der scharfe Beobachter, der Sie sind, in den wenigen Augenblicken schon ein klares Bild gemacht haben. Ich habe meine wohlerwogenen Gründe dafür. Diese Gründe liegen in der Tendenz der Zeit. Ihnen gegenüber brauche ich ja kein Hehl daraus zu machen, daß ich mir auch eine andere Wohnungseinrichtung leisten könnte. Doch wie die Dinge heutzutage liegen, scheint es mir nicht gut, wenn sich der Chef eines großen Unternehmens durch seine Gewohnheiten in irgend etwas vom Durchschnitt abhebt. – Ich bitte Sie übrigens, mich sofort zu berichtigen, falls ich eine irrige Meinung aussprechen sollte. Gerade von einem Manne der Literatur lasse ich mich gern belehren. – Ja, was die Gewohnheiten angeht, ich weiß, früher war das gerade umgekehrt. Der gemeine Mann verlangte im Gegenteil von unsereinem denjenigen Glanz und Luxus, den er sich selber nur in seinen Träumen leisten konnte, und man würde ihn beleidigt oder sogar zur Verzweiflung gebracht haben, wenn man sich nicht als großen Herrn gegeben hätte. Wollen Sie mir glauben, daß das manchmal recht lästig war? Doch, wie ich schon andeutete, heute ist das anders.

Neid und Unzufriedenheit sind allzuschnell erweckt, und dem muß Rechnung getragen werden. Es muß auf jeden Fall der Eindruck vermieden werden, als genösse man Vorrechte irgendwelcher Art. Wenn die Leute, die vielleicht von ihrem Vorgesetzten denken: Der hat's gut, oder: Der macht sich's leicht, wenn sie also sehn, daß ich ein genauso geordnetes, kleinbürgerliches Dasein führen muß wie sie, dann fassen sie sofort Vertrauen und bleiben zufrieden. Und das, darüber sind wir wohl einig, ist immer die Hauptsache. – Ah, da kommt der Kaffee, das ist ja fein."

Seine Mutter trug ihn auf einem Tablett herein. Die Kanne war sorgsam mit einer Kaffeemütze aus grünem Tuch zugedeckt. Die Blumenstickerei auf der Mütze war durch langen Gebrauch schon etwas beschädigt.

„Warum hast du denn keine Tasse für unsern Gast aufgedeckt?" tadelte der Sohn, „denn ich darf Sie doch hoffentlich als unsern Gast betrachten."

Obwohl es nicht stimmte, sagte ich schnell, daß ich schon gefrühstückt hätte und daß sie sich keine Umstände machen sollten. Ich sagte das wegen seiner Mutter.

„Ach was, Umstände", lachte der Sohn. „Sie haben einen langen Spaziergang hinter sich."

Seine Mutter holte wortlos eine weitere Tasse aus dem Büfett und stellte sie vor mich hin. Als sie mir einschenkte, ließ es ihr keine Ruhe, und sie mußte doch erwähnen, was ich schon längst gerochen hatte.

„Es ist echter Kaffee. Meine Tochter hat ihn angeschafft."

Man kann sich denken, daß ich diesen seltenen Genuß mit gebührenden Worten würdigte.

„Ist sie schon zu Haus?" fragte der Sohn.

„Nein", antwortete seine Mutter, und zu mir gewandt: „Sie hat Nachtdienst."

Ich nickte mit dem Kopfe, als wenn ich wüßte, um welche Tochter es sich handelte.

„Ich war gerade dabei, Mutter", begann der Sohn wieder, „Herrn N. unsere Gewohnheiten zu erklären. Ich bin ihm nämlich zu Dank verpflichtet. Er hat manchmal über mich geschrieben, und zwar in sehr anerkennender Weise. Sie schreiben nachts, nicht wahr? Ja, das merkt man. Du solltest es einmal lesen, Mutter. Es würde dir gewiß Spaß machen. Verzeihen Sie das Wort Spaß. Das soll beileibe keine Kritik sein. Ich bin ein völliger Laie und würde mir nie ein Urteil erlauben. Ich sagte es nur im Hinblick auf meine Mutter. Ich glaube,

sie liebt es, mich in den Rollen zu sehen, in denen Sie mich darstellen. Als großen Namenlosen etwa, gehüllt in einen weiten schwarzen Mantel, der ihn wie Flügel umweht. Er schreitet abends durch den herbstlichen Garten, ohne mit dem Laub zu rascheln. Die Luft steht still. Im Schatten einer Blutbuche verharrt er eine ganze Weile, als wäre er noch nicht entschlossen. Dann löst er sich langsam aus dem Dunkel und tritt auf den Altan des Hauses. Der Mond verbirgt sich hinter einer Wolke, und es weht kühl und feucht ins Krankenzimmer. Und so weiter. Sie kennen das ja gut genug. Oder auch, und ich vermute, diese Rolle liebt meine Mutter am meisten, ich bin ein junger blasser Mann, dem es selber leid tut, daß er einen so unerbittlichen Beruf hat. Er tritt dem Menschen auf einsamem Wege entgegen; es mag sein, daß er schon lange am Straßenrande gewartet hat, und der Wanderer war in Gedanken oder hielt ihn für einen Wacholderbaum. Und nun spricht er, mehr bittend als fordernd: ‚Es ist soweit, leider. Ich kann es nicht ändern.‘ Schön, sehr schön. Gibt es nicht sogar ein Märchen, das mir eine Braut zuschreibt? Das junge Mädchen begegnet mir im Walde und hat Mitleid mit mir. Ich nehme sie mit auf mein Schloß. Ja, mein Schloß. Eine hübsche Geschichte. Ich weiß, sie ist nicht von Ihnen, doch sicher haben Sie schon darüber nachgedacht. Und um es nicht zu vergessen: Dann gibt es da noch die wunderbar tröstliche Rolle des Erlösers aus Not und Schmerzen. Es scheint auch nahezuliegen, gerade diese Rolle heute als die einzig richtige zu befürworten. Unzählige Menschen, davon bin ich überzeugt, sagen oder denken in diesem Augenblick: Was gäbe ich darum, einmal auszuschlafen. Nichts als schlafen. Glauben Sie nicht auch? Und was hier mit Schlafen gemeint ist, das wissen wir. Und doch, man darf sich dadurch nicht täuschen lassen. Ich meine, wir, Sie und ich, dürfen nicht an der Oberfläche kleben bleiben.“

Mir war sehr übel zumute; denn ohne Zweifel beschwindelte er mich die ganze Zeit. Man wundere sich nicht über diesen Ausdruck. Seine Mutter, an die er sich teilweise mit seiner Rede wandte, blieb über ihre Handarbeit gebeugt. Nur ihre Lippen waren etwas härter aufeinandergepreßt.

„Schön und gut“, fuhr der Sohn fort, „ich habe all diese Rollen einmal gespielt, und ich bin dankbar dafür, daran erinnert zu werden. Denn sie waren kurzweiliger und jedenfalls glanzvoller, und ich will auch nicht ganz von mir weisen, daß ich die eine oder andere Rolle eines Tages vielleicht wieder aufnehmen werde. Um Sie aber nicht endlos aufzuhalten: Diese Rollen passen nicht in die heutige Zeit. Kurz: Es war einmal. Ob wir das nun begrüßen oder nicht, wir

müssen uns an die Tatsachen halten, und auch in Ihrem Beruf ist das ja wohl notwendig. – Schenke doch Herrn N. noch eine Tasse Kaffee ein, Mutter. Es plaudert sich besser dabei. – Worauf ich hinauswill: Sehen Sie, inzwischen gab es sogenannte harte Zeiten für die Menschen. Sie haben allerhand Experimente angestellt, wie sie sich gegenseitig in möglichst großer Anzahl ums Leben brächten. Es ist ihnen auch ganz gut gelungen. Es hat mich selber überrascht, mit welcher kühlen Systematik sie ans Werk gingen, ohne die gewöhnlichen sentimentalen Hemmungen. Ja, es war so neuartig, daß sich wohl mancher täuschen konnte und eine große Idee dahinter vermutete. Ach, ich liebe Ideen! Dann kam noch der Krieg, ein planetarischer Krieg sogar, die jungen Leute drängten sich dazu und fielen zu Millionen, während in ihrem Rücken die Städte zerstört und Frauen und Kinder unter den Trümmern begraben wurden. Wie gesagt, das alles war sehr neuartig. Eine reiche Ernte für mich, werden Sie vielleicht denken? Eine mühelose Ernte gleichsam, Jahre des Segens. Denn es gibt ja auch die Rolle des Schnitters für mich. Nun, das stammt aus einem landwirtschaftlichen Zeitalter, und so, wie Sie mich hier auf dem Sofa sitzen sehen, werden Sie mir wohl schwerlich zutrauen, daß ich mit einer Sense umzugehen weiß. Halten Sie mich bitte nicht für zynisch, wenn ich so spreche. Ich gestehe Ihnen im Gegenteil, und meine Mutter wird Ihnen bestätigen, wie schwer es mir wurde, damit fertigzuwerden: Nichts ist mir widerlicher als diese jüngsten Zeittendenzen. An sich hat es auch schon früher oft genug Perioden gegeben, wo die Menschen einander in erhöhtem Maße umbrachten. Stimmt es, ich glaube, man hat herausgefunden, daß es an den Sonnenflecken liegt? Für mich also wäre es weiter nicht befremdend, wenn einmal in einer Woche mehr Menschen ums Leben kämen als sonst in einem Jahre. Der Unterschied ist nur dieser: Man tötete damals und ließ sich auf der Gegenseite töten, weil man glaubte, es wäre notwendig, um zu leben. Oder für ein besseres Leben. Die Leute starben als wahrhaft vom Leben Begeisterte. Und so ist es in Ordnung, mögen die Zeiten auch äußerlich einen unordentlichen und exaltierten Eindruck gemacht haben. Und diesmal, mein Lieber? Hat es jemals ein geordneteres Zeitalter gegeben? Und euer Leben, was ist es mehr als ein Nummernaufruf? Ihr brauchtet nur: Hier! zu rufen, und ihr tatet es. Ja, ihr tatet es und wolltet es so. Und warum? Etwa aus Liebe zum Leben und um es vor Zufällen zu beschützen, das heißt, um euch gegen mich zu verteidigen? Ach, lügt doch nicht. Es geschah nicht aus Angst vor mir, sondern aus Angst vor dem Leben. Ich aber hasse diese Widerstandslosigkeit.“

Jetzt spricht er ehrlich, dachte ich, und obwohl ich nicht weiß, worauf er hinauswill, gefällt es mir so doch besser.

„Doch verzeihen Sie, daß ich mich hinreißen ließ“, fuhr er fort, „und daß ich hier wie ein Erzieher des Menschen rede. Sie haben genug Leute, die das besser können, und ich brauche ihnen nicht ins Handwerk zu pfuschen. Die Menschen sollen haben, was sie wollen. Ich habe meine Maßnahmen danach ergriffen. Sagen Sie doch selbst, und damit komme ich auf den Ausgangspunkt unseres Gespräches zurück: Wo bleibt in der Gaskammer oder im Luftschutzkeller noch Raum für die erhabene Gestalt im schwarzen Mantel? Wann soll einem jungen Manne, der an der Front fällt, jener blasse Namenlose entgegentreten und sagen: ‚Es ist soweit‘? Ich bitte Sie, wenn etwas zynisch genannt werden kann, dann ist es doch diese Romantik. Nun, und inzwischen ist der Krieg vorbei, und statt dessen gibt es Hungersnot, und die Leute erfrieren. Glauben Sie, daß sie in den Nissenhütten oder im Bunker auf einen Erlöser warten? Ach, sie haben gar nicht mehr die Kraft dazu. Sie liegen morgens tot auf der Pritsche, und man nennt es Herzschwäche. Denn das Wort Hunger hat immer noch einen viel zu lebendigen Beigeschmack. Oder man findet sie nach acht Tagen steif gefroren an ihrem Tisch sitzen, sehr diszipliniert und ohne große Worte. Und so kommen sie einfach zu mir. Sie erwarten nichts, sie stellen keine Forderung, und es ist kaum möglich, sie zu enttäuschen. Ich brauche gar nichts weiter dabei zu tun. Sie kommen von selbst. Wollen Sie bitte einen Blick aus dem Fenster werfen?“

Er erhob sich, und ich folgte ihm. Er schob die Gardine ein wenig beiseite und ließ mich auf den sonnenlosen Hof blicken.

„Bitte“, sagte er.

Unten standen sie Schlange. Männer, Frauen und Kinder. Sie standen zu dritt in der Reihe. Die Schlange reichte von einer Tür zur Linken bis zum Hoftor, wo sie sich im Dunkel verlor, vielleicht also war sie noch viel länger. Sie standen geduldig da unten im fahlen, steinigen Grau des Hofes. Man hörte keinen Laut. Es schien nicht voranzugehen. Mich fröstelte.

„So ist es jeden Morgen.“

„Ist denn noch nicht geöffnet?“ fragte ich.

„O doch. Aber sie stehen so gern Schlange. Sie sind es so gewohnt“, antwortete er.

„Aber das geht doch nicht so“, flüsterte ich.

„Doch, es geht. Anfangs dachte ich auch, wenn der Andrang gar zu groß war, wir schaffen es nicht. Doch wir müssen es schaffen. Es

kommt ja nicht darauf an, ob es uns gefällt oder ob es sich unserer Meinung nach auch anders machen ließe. Ich muß tun, was sie von mir erwarten. Wenn ich ihnen das Schlangestehen verbieten würde, das wäre das Ende. Kommen Sie, setzen wir uns wieder. – Wenn Sie wollen, können Sie sich meinen Betrieb ansehen. Es ist kein Geheimnis dabei. Gerade dies Geheimnislose, das ist es. Verstehen Sie? Doch ich halte es für ganz unnötig, und Sie würden nichts Neues erfahren. Gehen Sie auf eines Ihrer Finanzämter oder noch besser in eine Kartenausgabestelle. Ich habe mir diese Einrichtungen zum Vorbild genommen, es ist nicht meine Erfindung. Nur eines, ich schmeichle mir, daß ich meinen Betrieb hundertprozentig durchorganisiert habe. Die Leute brauchen nur zu kommen, ihren Namen zu nennen, und die Kartothekkarte findet sich sofort. Ich glaube, eine unübertreffliche Registratur zu haben. Alles funktioniert reibungslos. Ich halte es für unmöglich, daß Fehler oder Unterschleife bei mir vorkommen können. Es würde mich aufs tiefste beschämen. Kurz, die Leute wollen es so, und sie sollen sich auf mich verlassen dürfen."

„Aber das ist ja entsetzlich", rief ich.

„Wie meinen Sie das, bitte?"

„Ich meine –" und dabei dachte ich an das, was ich vorhin aus dem Schlafzimmer gehört hatte –, „das muß ja entsetzlich langweilig für Sie sein."

„Hörst du, Mutter, was er sagt?" wandte er sich an sie. Er schien sich wahrhaftig durch meine Äußerung geschmeichelt zu fühlen. Doch seine Mutter horchte auf etwas anderes.

„Ob ich die Kette aus Versehen wieder vorgelegt habe?" fragte sie.

Nun vernahm auch ich draußen das Geräusch von Schlüsseln. Die Kette lag nicht vor, denn die Haustür wurde geöffnet und wieder zugeworfen.

„Da kommt mein Schwesterchen", sagte der Bruder. „Gerade zur rechten Zeit, um Ihnen auf Ihre Frage wegen der Langweiligkeit zu antworten."

Ich stand vom Stuhl auf. Ich war sehr neugierig. Sie kam herein, sagte „Guten Morgen!" und stutzte, als sie einen Fremden sah. Sie hatte natürlich nicht damit gerechnet.

„Herr N. – meine Schwester", stellte der Bruder vor.

„Kennen wir uns nicht schon irgendwoher?" fragte sie.

Das setzte mich sehr in Verlegenheit; denn ich glaubte sie nicht zu kennen, aber so etwas sagt man nicht. Andererseits, das sah ich sofort, war sie ein Typ, dem man wohl öfters begegnet, und es konnte ja sein, daß ich es vergessen hatte.

„Das sagt sie immer", spottete der Bruder, „es ist ein alter Trick."

Seine Schwester schien sich nicht im geringsten darüber zu ärgern. Ehe ich zugreifen konnte, zog sie ihren Pelzmantel aus und warf ihn achtlos auf den gleichen Stuhl, auf dem schon mein Mantel lag. Es war ein eleganter Pelzmantel. Das heißt, er sah elegant aus. Vielleicht waren es nur gefärbte Kaninchenfelle. Ich verstehe mich nicht darauf.

Einen Hut hatte sie nicht. Sie war wohl mit einem Wagen nach Hause gekommen.

Als sie ihren Pelzmantel ausgezogen hatte – ja, wie soll ich das sagen? Auf die Gefahr hin, Anstoß zu erregen, muß ich es genauso sagen, wie ich es empfand. Sie roch sehr weiblich. Nach Parfüm und so. Das soll kein Tadel sein. Es irritierte mich nur sehr. Es paßte auch gar nicht in die Umgebung.

Sie gab ihrer Mutter einen Kuß auf die Backe.

„Du kommst sehr spät", sagte diese.

„Es ließ sich nicht ändern."

„Viel zu tun?" fragte der Bruder.

„Vielleicht."

„Ja, der Mai", spottete er wieder. „Dein großer Monat."

Sie achtete nicht darauf. Sie nahm ihm überhaupt seine Bemerkungen nicht übel. Es schien eine Gewohnheit der Geschwister zu sein, sich zu verspotten.

Dafür machte ihre Mutter ein sehr unzufriedenes Gesicht. Sie nahm wohl nur Rücksicht auf mich, sonst hätte sie am liebsten gesagt: Du hast dich herumgetrieben.

Das ist doch ganz klar: eine so ordentliche Frau wie ihre Mutter konnte an dieser Tochter nicht viel Freude haben. Ich meine damit nicht alleine das Zuspätkommen. Was ging mich das an? Ich meine ihre ganze Art. Oder es lag auch nur an dem sehr kurzen Kleid. Oder an den roten Fingernägeln. Oder auch an der Frisur. Die Haare waren blond. Und zwar echt blond, man merkte es an dem warmen Ton. Dagegen läßt sich nichts sagen. Doch die Frisur gefiel mir auch nicht. Allerhand getürmte Locken. Das sah schon gar zu künstlich aus.

Aber wenn die Mode es so von ihr verlangt, was soll sie da machen?

Es lag doch wohl an ihrem Kleid. Ein Kleid aus schwarzer, glänzender Seide um diese Jahreszeit, das gehörte sich nicht. Außerdem, wie die Verfasser anständiger Romane sich auszudrücken pflegen, ließ es ihre Formen sehen. Das mußte vielleicht so sein, doch ich meine: Man sah ihre Brüste durch die Seide und sogar die Brust-

warzen. Welch ein häßliches Wort übrigens! Man müßte endlich etwas Besseres dafür erfinden.

Ich vermied es hinzublicken. Ich bin ja auch nicht ihretwegen hergekommen. Ich war richtig verärgert über sie, weil sie mein Gespräch mit dem Bruder unterbrochen hatte.

Sie nahm ein Päckchen amerikanischer Zigaretten aus ihrer Handtasche.

„Willst du nicht lieber erst etwas essen?" fragte ihre Mutter mißbilligend.

„Danke, eine Tasse Kaffee, das genügt." Ihre Stimme war heiser, als wenn sie die ganze Nacht getanzt hätte, oder sonst etwas.

„Biete wenigstens unserm Gast eine Zigarette an", sagte der Bruder. „Als Nichtraucher habe ich nicht daran gedacht."

Sie tat es sofort, und ich konnte nicht gut ablehnen. Ich reichte ihr Feuer. Ihr Mund war sehr rot gemalt. Auch hatte sie sich wohl kurz vorher frisch gepudert. Trotzdem sah man, daß sie kaum viel geschlafen haben konnte. Sie trug zwei Armreifen aus ich weiß nicht was. Sie machten ein feines Geräusch, wenn sie die Zigarette zum Mund führte. Es war kein sehr wertvoller Schmuck, doch er paßte zum Kleide.

Die Zigarette schmeckte natürlich nach Parfüm.

„Wenn wir dich nicht hätten", sagte der Bruder.

„Was dann?"

„Dann – hätten wir weder Kaffee noch Zigaretten."

Ich empfand diese Äußerung irgendwie als ungehörig, wenn ich sie auch nicht ganz begriff. Die Schwester lachte ein wenig.

„Mutter macht ein Gesicht, als wollte sie gleich zu mir sagen: Du bist wie dein Vater."

Das hätte sie auf keinen Fall sagen dürfen. Ich erschrak. So sehr fühlte ich schon mit dieser Familie. Oder richtiger gesagt, mit der Mutter. Sicher weint diese alte Frau oft abends in der Dämmerung über ihre Kinder und weil alles so ist, und niemand kann es ändern. Und die Kinder wissen das bestimmt. Warum sind sie trotzdem so zu ihr?

Auch der Bruder war nervös geworden und trommelte mit den Fingern auf die Armlehne des Sofas. Vielleicht verzerrte er sogar den Mund, doch ich wagte nicht, ihn anzusehen. Ich nahm mir vor, sobald ich die Zigarette zu Ende geraucht hätte, aufzustehen und mich zu verabschieden. Sie sollten nicht nachher von mir sagen: Dieser Mensch war ja gar nicht loszuwerden.

„Nun, sei nicht böse, Mutter", versuchte die Tochter, sie zu be-

sänftigen. „Es war dumm von mir. Was quälst du dich auch mit seinem alten Pullover ab? Ich kann es nicht leiden, und du verdirbst dir die Augen mit der Stopferei. Das hast du doch nicht nötig. Wirf ihn weg. Wenn er es selber nicht fertigbringt, werde ich schon bis zum nächsten Winter einen neuen anschaffen."

„Dieser Pullover hat seine besondere Geschichte", wandte sich ihr Bruder zu mir. Ihm schien diese Wendung des Gespräches sehr willkommen zu sein. „Das ist etwas für Sie. Das Loch, das meine Mutter da stopft, hat mir ein junger Mann gerissen. Ich glaube, es war im Februar, als es so kalt war. Seine Geliebte – oder wie nennt man das jetzt?" fragte er die Schwester. „Doch ganz gleich, sie hatte Lungenentzündung und hustete die ganze Nacht zum Erbarmen. Und was meinen Sie? Dies Bürschchen stellt sich mir entgegen und setzt sich zur Wehr. Vor hundert Jahren passierte so etwas wohl manchmal. Aber heutzutage? Ich war so entzückt darüber, daß ich ihn und sein Mädchen laufenließ."

Welch eine üble Prahlerei! Ich schämte mich für ihn und wußte nicht, was für ein Gesicht ich machen sollte. Auch die beiden Frauen schwiegen und schienen ebenso zu empfinden. Man hat doch ein Gefühl dafür. Ich glaube übrigens, daß er seine Schwester damit ärgern wollte.

„Aber das bringt mich auf unser altes Thema zurück", sprach er weiter. „Wir wollten dich etwas fragen. Herr N. schreibt nämlich dann und wann über mich."

„Ach?" sagte sie und blickte mich interessiert an. Ich machte eine abwehrende Handbewegung. Nicht der Rede wert, wollte ich damit ausdrücken. Es macht mich immer verlegen, wenn ich auf meine Schreiberei hin angesprochen werde.

„Passen Sie auf", rief der Bruder, „nun ist sie eifersüchtig."

„Warum das?"

„Na, tu nicht so. Es wäre doch schön, wenn er auch über dich schriebe."

„Warum sollte er?"

„Warum sollte er nicht?"

„Nein, ich würde ihn sogar bitten, es nicht zu tun."

„Passen Sie auf! Das ist ein Trick."

„Wir Frauen", sagte sie zu mir, „bilden uns nämlich ein, ziemlich genau zu wissen, wann wir vorteilhaft wirken. Und heute bin ich viel zu müde."

Der Bruder lachte. Es war ein unangenehmes Lachen.

„Trotz deiner Müdigkeit kannst du uns vielleicht Auskunft geben.

Herr N. meinte vorhin, als ich ihm einiges von meinem Betrieb erzählt hatte, das müsse doch entsetzlich langweilig sein. Wenn ich ihn recht verstanden habe, meinte er wohl, daß ich eigentlich überflüssig wäre, weil der Betrieb von selber läuft, und daß ich auf Urlaub gehen könnte."

Ich protestierte laut gegen diese Auffassung.

„Nun, was meinst du, Schwester? Ist es so langweilig?"

„Wie soll ich das wissen?"

„In deinem Beruf wird es doch nicht viel anders sein."

„Ich habe noch nicht darüber nachgedacht."

„Was soll ich denn Herrn N. für eine Antwort geben? Er will doch darüber schreiben."

„Verzeihen Sie", sagte sie zu mir, „ich bin viel zu müde."

Ich erhob mich schnell. Es war Zeit für mich zu gehen.

„Nein, nein", rief der Bruder und sprang auf, „warten Sie, wir gehen zusammen. Ich will nur schnell einen Blick in meinen Betrieb werfen. Es ist gut, wenn man weiß, daß der Chef aufpaßt. Es dauert keine fünf Minuten. Sie können mich nachher auf meinem Rundgang durch die Stadt begleiten. Nichts Aufregendes, haben Sie keine Angst. Ich mache diesen Rundgang jeden Vormittag, um mich über die Stimmung der Menschen zu informieren. Das ist sehr wichtig. Also entschuldigen Sie mich bitte einen Augenblick."

Damit verließ er uns. Was sollte ich tun? Angenehm war es mir nicht. Ich wagte nicht, mich wieder hinzusetzen, und wußte auch nicht, was ich zu den Frauen sagen sollte. Übrigens stand auch die Tochter auf.

„Ich will erst einmal schlafen", sagte sie.

„Ich habe dir eine Wärmflasche ins Bett gelegt", sagte ihre Mutter.

„Danke, Mutter." Und dann gab sie mir die Hand. „Vielleicht sehen wir uns ja noch einmal wieder."

„Es würde mich sehr freuen", sagte ich. Und ich meinte es ehrlich.

„Also, auf Wiedersehen."

Auch ihre Mutter verabschiedete sich von mir. Ich wollte ihr irgend etwas Bestimmtes sagen: Daß ich nur Gutes über ihren Sohn schreiben würde. Daß ihre Tochter trotz allem ein prächtiges Mädchen wäre. Daß sie sich nicht so viele Sorgen machen solle. Irgend etwas in dieser Art. Doch wie ich ihr so gegenüberstand, schien mir das alles eine lächerliche Wichtigtuerei zu sein, und ich brachte nichts über die Lippen.

Die beiden Frauen verließen das Zimmer. Beim Hinausgehen hörte

ich noch, wie die Mutter leise fragte: „Hast du ihn getroffen?“ und wie die Tochter antwortete: „Noch nicht, Mutter. Es wird schon werden.“ Dann schlossen sie die Tür und gingen über den Flur fort. Ich weiß nicht, wo das Zimmer der Tochter lag.

Und ich weiß auch nicht, warum ich diese letzten Worte sogleich mit dem verlorenen Vater in Verbindung brachte. Wir Schriftsteller haben diese Angewohnheit, alles erklären zu wollen, und wir kommen dabei leicht zu voreiligen Schlüssen. So ging es auch mir, wie man später sehen wird. Ich habe schwer dafür büßen müssen.

Da ich allein war, versuchte ich meine Eindrücke zu ordnen. Ich bemühte mich dabei, die Schwester ganz auszuschalten; denn sie ging mich ja nichts an und verwirrte nur die Tatsachen. Für mich handelte es sich vor allem darum, *ihn* zu verstehen. Gewiß, seine Familie gehörte zum Bilde, und daß er mit Mutter und Schwester zusammen lebte, warf ein besonderes Licht auf ihn. Und mehr noch umgekehrt, daß sie mit ihm zusammen lebten, versöhnte mit einigen seiner Eigenschaften, die mir nicht sympathisch waren. Vielleicht spielt er ja nur das Familienoberhaupt und den allmächtigen Chef. Vielleicht ist diese Prahlerei mit seinem Betrieb und diese zynisch zur Schau gestellte Nüchternheit eine neue Form der Romantik? Vielleicht ist alles nur Pflichtbewußtsein eines Sohnes, mit dessen Vater etwas nicht in Ordnung ist?

Mir fielen dabei ein paar Verse aus einem altmodischen Lesebuch ein. Ich hatte seit meiner Kindheit nicht mehr an sie gedacht und wunderte mich, daß ich sie noch wußte. Es mag sein, daß sie durch die Umgebung wieder in mir wachgerufen wurden.

„Sag mir doch, Mutter, was ich sagen muß,
Wenn sie mich fragen, wessen Sohn ich bin.“
„Sag ihnen, Kind, es warf ein Überfluß
Vor irgend etwas dich ans Ufer hin.“

„Und wenn man fragt, was soll ich dann erwähnen,
Aus welchem Quell dies Überfließen kam?“
„Dann sage, Kind, es war ein großes Sehnen,
Das seinen Weg durch deine Mutter nahm.“

„Du weichst mir aus. Warum sagst du nicht: Wer?
Sich sehnen, Mutter, das genügt nicht, nein.“
„Ein Hunger war’s genau wie du nach Mehr,
Und wiederum, nicht mehr nur da zu sein.“

„Mutter, du weinst, mich aber machst du schuldig,
Weil du nicht sagst, was schuld ist, daß du weinst."
„Ach armes Kind, wie bist du ungeduldig
Nach neuer Not, die du verschuldet einst."

„Weh ihnen, wenn sie mich als den erkennen,
der vaterlos wie sie zu leben lügt."
„Ich sehe schon die ganze Welt verbrennen,
Da dir, mein Kind zu heißen, nicht genügt."

„Nein, ohne Vater bin ich ohne Namen
Und läg dir besser nie erwacht im Schoß."
„Schon manche riefen, als sie wiederkamen:
O meine Mutter, mach mich namenlos."

Diese alten Verse erfüllten mich mit einer gewissen Traurigkeit. Ich glaubte, die Familie und vor allem den Sohn danach begreifen zu können. Ich kam mir sogar so klug und gütig vor, daß ich ihn zu bedauern wagte. Dieser Dünkel sollte mir bald genommen werden. Dafür, daß ich mich auf gleichen Fuß mit ihm stellte, geriet ich in eine entsetzliche Not.

Dauerte es wirklich nur fünf Minuten, bis er zurückkam? Ich hatte über meinen Träumereien die Zeit vergessen und erschrak etwas, als er plötzlich wieder neben mir stand.

„Wollen wir gehen? Ich bin soweit", sagte er.

Er war bereits im Mantel. Es war ein schäbiger, blaugefärbter Soldatenmantel, und dazu trug er ein billiges blaues Filzhütchen mit einer weißen Kordel, wie man es heute vielfach bei Leuten, die wegen des Krieges nichts Rechtes mehr anzuziehen haben, sieht. Ich war etwas verwundert, daß er sich nicht besser kleidete, sagte aber nichts und erklärte es mir damit, daß er nicht auffallen wolle.

Ich nahm meinen Mantel, der noch unter dem der Schwester lag, und zog ihn an. Ich merkte gleich, daß er nach ihr roch. Der Geruch begleitete mich den ganzen Tag. Noch jetzt, wenn ich den Mantel aus dem Schrank hole oder es ist draußen etwas feuchte Luft, bilde ich mir ein, etwas davon wahrzunehmen.

Ich ließ ihn rechts gehen, wie es sich gehörte, und er nahm es auch als selbstverständlich an. Ich glaube, daß er Gummisohlen unter den Schuhen hatte. Sein Gang war vorbildlich. Er ließ den Fuß von der Hacke abrollen. Das gab ihm eine wiegende Sicherheit wie einem Jäger, der lautlos durch seinen Wald pirscht.

Von den Entgegenkommenden beachtete uns niemand. Sie waren zu sehr mit sich selbst beschäftigt. Die Frauen dachten: Da und da gibt es heute vielleicht Brot, wenn ich mich anstelle, und die Männer hatten den Blick auf den Boden gerichtet, damit ihnen kein Zigarettenstummel entginge. Nur ein grauer Hund, der an einem Baume gerade sein Bein hob, unterbrach sein Geschäft und lief auf die andere Straßenseite, von wo aus er mißtrauisch hinter uns herblickte.

Es war Mai. Die Knospen der Bäume begannen gerade aufzubrechen. Wie spät kommt doch in diesem Jahre der Frühling! Es ist ein Wunder, daß wir es überhaupt noch erleben. Ich wagte die ganze Zeit, während ich neben ihm ging, nicht tief zu atmen. Das fällt mir aber jetzt erst ein. Den Weg bis zu dem Ereignis, dessentwegen ich weiterschreibe, will ich nun ganz flüchtig schildern. Mehr aus dem Grunde, um die einzelnen Stationen zu erwähnen. An sich geschah nichts Besonderes.

Wir gingen zuerst in das Krankenhaus. Und zwar suchten wir gleich das Röntgenhaus auf.

„Das andere ist nicht so wichtig", sagte er.

Wir stiegen die Treppe zum ersten Stockwerk hinauf, wo die Krebsverdächtigen bestrahlt wurden. Überall auf dem Gang und im Hauptraum mit den Schalttafeln standen Tragbahren mit Patienten, die darauf warteten, daß eine Zelle frei würde. Wir mußten uns hindurchwinden. Eine Frau schien mir bereits gestorben zu sein. Die Augäpfel fielen ihr nach hinten, und die Zähne des Oberkiefers waren schon ganz von der Lippe entblößt. Ich ging sehr vorsichtig an ihr vorbei, und auch er blickte aufmerksam hin. Da sah ich aber an ihrem vortretenden Kehlkopf, daß sie doch noch atmete.

Die Röntgenschülerinnen saßen vor den Schalttafeln und achteten auf die Uhren. Auf einmal aber wandten sie alle ihren Kopf um, doch nicht etwa nach uns. Es war eine von ihnen hereingekommen, öffnete ihren weißen Kittel und zeigte ihnen ihr neues Kleid, das sie darunter trug. Es wurde freudig bewundert, wenn auch mit etwas schrägen Augenwinkeln, wie es Frauen zu tun pflegen. Selbst die Oberschwester mit der großen Hornbrille konnte es sich nicht versagen, den Saum des neuen Kleides hochzuheben und den Stoff anerkennend mit den Fingern zu prüfen.

Nebenan schrie ein Baby. Es lag auf dem bespannten Tisch, und ihm wurde eine kleine Stelle am Kopf bestrahlt. Der Motor summte. Das Baby wehrte sich sehr und mußte festgehalten werden.

Wir besahen uns das alles nur und gingen dann ein Stockwerk

tiefer. In einem ganz dunklen Raum saß der Professor vor einer matt erleuchteten Scheibe. Er trug eine blaue Brille und war sehr nervös.

„Was wollen Sie? Was fehlt Ihnen?" schrie er uns an.

„Schwester, wie oft habe ich Ihnen gesagt, es soll niemand ohne Kartothekkarte zu mir kommen."

Mein Begleiter zuckte mit den Achseln, und wir verließen das Krankenhausgelände.

Dann kamen wir über den Schwarzen Markt. Es war ziemlich viel Betrieb da. Die jungen Leute, die in Gruppen oder einzeln umherlungerten, hielten uns für welche von ihnen. „Zigaretten?" flüsterten sie, wenn wir vorbeikamen. Ob sie kaufen oder verkaufen wollten, das war nicht ganz klar. Auch konnten sie nicht wissen, daß der, mit dem ich ging, ein Nichtraucher war. Plötzlich liefen sie alle auf einen Punkt zusammen, und gellende Pfiffe erschollen. Sie prügelten einen, der sie bemogeln wollte, denn sie halten wie rechte Kaufleute sehr auf Ordnung. Der Schutzmann an der Straßenecke tat so, als ginge es ihn nichts an.

Wir waren längst fort und hielten uns bei einem Verkaufsstand auf. Da wir beide ziemlich groß waren, konnten wir über die Köpfe der Menge hinwegblicken, die sich um den Verkäufer drängte. Er pries ein Reinigungsmittel an und zeigte den Leuten, wie man es anwendet. Er zeigte einen Lappen mit üblen Schmierflecken und reinigte ihn dann mit seinem Mittel. Man durfte sich selber davon überzeugen, daß der Stoff nicht darunter gelitten hatte. Es macht immer viel Spaß, solchen Leuten zuzuhören. Schließlich kauften die Leute. Das Geschäft ging gar nicht so schlecht. Einige kauften gleich zehn Tüten des Mittels. „Auch für Ihren Kragen ist es gut, Kamerad", schrie der Verkäufer meinem Begleiter zu, der sich aber abwandte, ohne etwas zu kaufen. Ich folgte ihm und schämte mich etwas. Sein Mantelkragen war nämlich ziemlich speckig.

„Wir wollen uns da auf die Bank setzen", sagte er zu mir. Wir setzten uns hin. Es tat mir wohl. Wir waren ziemlich lange unterwegs. Im Frühling wird man auch so schnell müde.

Es war auf einem Kinderspielplatz. Auch ein kleiner Teich war da, in dem die Kinder im Sommer planschen konnten. Jetzt war es noch zu frisch dazu, wenn auch die Maisonne schon gut wärmte.

Ein kleiner Junge von kaum zwei Jahren hatte sich die Hosen vollgemacht. Darüber darf man heute nicht böse sein. Bei den vielen Steckrüben und dem schimmeligen Brot, das wir essen müssen, kann es jedem passieren. Zum Glück war der Vater des Kindes auch da und mühte sich, es zu säubern. Er hatte ihm die Höschen herunter-

gelassen, und mit Papier, das er aus seiner Aktentasche nahm, wischte er die Beinchen ab. Der Vater war noch sehr jung. „Wahrscheinlich ist es ein Arbeitsloser“, sagte ich zu dem, der neben mir saß, „oder seine Arbeitsstelle ist wegen Kohlenmangels geschlossen, seine Frau aber hat zu den beiden gesagt: Geht ihr nur zusammen spielen. Sie ist froh, daß sie die beiden los ist und das Zimmer aufräumen kann.“ Wir blickten dem Schauspiel interessiert zu. Schließlich nahm der Vater die Höschen und ging zum Teich, um sie dort auszuspülen. Das Kind rannte hinterher. Das Hemd wehte ihm um die nackten Hinterbäckchen. Das Herz lachte einem vor Freude, wenn man es sah.

„Sehn Sie doch, wie ein Engel“, rief ich.

Da kam ein Windstoß und blies den Hut des Vaters in den Teich. Er sprang gleich hinterher, denn wie soll man sich heute einen neuen Hut beschaffen? Das Wasser reichte ihm zwar nur bis zu den Waden, und er erwischte den Hut auch gleich, aber nun waren auch seine Hosen naß.

Welch ein Pech, dachte ich. Wenn sie nach Hause kommen, wird die Mutter sagen: Euch braucht man nur loszuschicken! Am besten, sie springen so lange in der Sonne umher, bis sie beide wieder trocken sind, damit die Mutter nichts merkt und sich ärgert. Doch dabei kann sich das Kind erkälten.

Ich wollte mit meinem Begleiter darüber sprechen und stieß ihn vor Aufregung mit dem Ellbogen an. Aber ich stieß ins Leere. Er saß nicht mehr neben mir.

Erstaunt blickte ich umher. Ich sah ihn schon am Ausgang des Spielplatzes und beeilte mich, ihm zu folgen. Warum hatte er mich verlassen, ohne sich zu verabschieden?

Und da geschah es.

Ein kleines Mädchen hatte seinen Ball zu hoch geworfen. Er flog über das Gebüsch, mit dem der Platz umgeben war, und rollte auf die Straße. Das Mädchen rannte hinterher. Mein Begleiter überquerte gerade die Straße. Da kam ein Auto um die Ecke, und um ihm, der keine Notiz davon nahm, auszuweichen, machte der Fahrer eine jähe Wendung mit dem Steuer. Die Bremsen kreischten, aber es war zu spät. Das kleine Mädchen wurde überfahren.

Ich schrie auf und rannte hin. Auch andere Menschen rannten mit mir zur Unglücksstelle. Der Fahrer stieg aus dem Wagen und war kreidebleich. Die Leute hielten mich für den Vater.

„Da! Da!“ rief ich und zeigte mit dem Finger hinter dem Schuldigen her, der in seinem blauen Soldatenmantel mit wiegendem Schritt

die Straße entlangging, als wäre nichts geschehen. Es war eine völlig vom Krieg zerstörte Straße. Nur die Fassaden der ausgebrannten Häuser standen noch da. Er schien immer größer zu werden, je weiter er sich entfernte. Schließlich verlor er sich im Dunst des Mai.

Der kleine rote Ball war nicht überfahren worden. Er war in den Rinnstein gerollt. Ich bückte mich und steckte ihn in meine Manteltasche.

Ein Schutzmann klopfte mir auf die Schulter.

„Wir brauchen Sie als Zeugen."

Ich war dabei, als sie das tote Kind zu den Eltern brachten. Da helfen keine Worte und keine Verse.

Inzwischen war es Nachmittag geworden. Ich ging nach Hause. Du mußt etwas essen, sagte ich zu mir. Doch ich brachte keinen Bissen hinunter.

Dies Kind ist im Kriege geboren. Vielleicht war gerade ein Angriff und ringsum fielen die Bomben, während es der Mutter weh tat. Es ist ein reiner Zufall, daß die Klinik nicht getroffen wurde.

Und dann haben sie das Kind über diesen furchtbaren Winter gebracht. Es wird nicht leicht gewesen sein. Sie werden von ihren Sachen verkauft haben, um dafür Kohlen anzuschaffen oder etwas Nahrhaftes zu essen. Es waren keine reichen Leute. Die Mutter hat die Brosche genommen und sie zu einem Schwarzhändler getragen. Sie ist nicht viel wert, hat der gesagt. Das sagen sie immer. Geben Sie, was Sie können, hat die Mutter gesagt. Zu ihrem Manne aber sagte sie, der ihr die Brosche zur Verlobung schenkte: Mach dir nichts daraus. Hauptsache ist, daß wir über diesen Winter kommen.

Und das Kind wäre ein hübsches Mädchen geworden, wenn es groß geworden wäre. Trotz allem.

Wozu mühen wir uns eigentlich ab?

Ich stand vor meinem Schrank. Es ist ein großer, alter Dielenschrank aus Mahagoni, den ich von meinen Eltern geerbt habe. Auf der rechten Seite hängt meine Kleidung, doch es ist nicht mehr viel da. Links auf den Borten hebe ich meine Vorräte auf.

Ich griff nach den Flaschen, die darin standen, und roch daran. In der einen war ein kleiner Rest Essig und in der anderen ein Mittel, um Motten zu töten. Ich brauchte es, um es im Winter in einer kleinen Petroleumlampe zu brennen, wenn es kein elektrisches Licht gab. Es brannte sehr schlecht, und das ganze Zimmer stank danach. Bekannte hatten mich darum beneidet.

Die andern Flaschen waren alle leer.

Woher bekomme ich nur etwas zu trinken?

Ich drehte am Telefon, doch es funktionierte wieder nicht. Überall kam das Besetzt-Zeichen. Da warf ich den Hörer verzweifelt auf die Gabel und fuhr zu meinem Verleger hinaus. Es ist eine ziemlich lange Fahrt. Er wohnt in einem Vorort.

„Sie müssen mir Vorschuß geben", sagte ich zu ihm. „Ich brauche dringend Geld. Fragen Sie nicht, wofür. Später einmal."

Er gab mir das Geld und sagte nichts. Er wußte, daß die Autoren manchmal sehr aufgeregt sind und wie man mit ihnen umgehen muß.

Ich bekam die letzte Bahn und fuhr in die Stadt zurück. Aber nun war es zu spät. Die Leute, von denen ich wußte, daß sie manchmal Schnaps zu verkaufen hatten, lagen längst im Bett.

Was sollte ich mit dem Geld? Wozu ist es überhaupt Mai geworden?

Da fiel mir ein Nachtlokal ein, von dem man mir gesagt hatte, daß es dort beim Kellner alles gäbe. Es sei aber sehr teuer und nur für Schieber, hatte mich mein Freund gewarnt.

Dorthin ging ich und bekam auch eine Flasche. Ich setzte mich damit in die Ecke an ein Tischchen und trank. Es war ein ziemlich scharfes Zeug.

In der Mitte war eine Tanzfläche, und sie tanzten dort nach Grammophonplatten. Ich glaube, es waren dieselben Menschen, die morgens auf dem Schwarzen Markt Zigaretten angeboten hatten. Nur daß sie jetzt bessere Anzüge trugen mit scharfen Bügelfalten in den Hosen. Doch es interessierte mich wenig. Ich trank, und mir wurde besser davon. Auf einmal streifte mich jemand, und ich blickte auf.

„Ich dachte mir doch, daß wir uns wiedertreffen würden." Es war die Schwester.

„Das ist fein. Kommen Sie. Setzen Sie sich hin. Ober, bringen Sie noch ein Glas. Ja, ich wollte sowieso mit Ihnen sprechen. Ihr Bruder, das ist ein ganz gemeiner Hund. Ein Gangster!" Und was ich sonst noch für Schimpfworte brauchte.

„Nicht so laut", sagte sie.

„Doch! Das sollen alle wissen. Ich begreife Sie nicht, daß Sie überhaupt noch mit ihm zusammen wohnen. Und Ihre Mutter! Was für eine wunderbare alte Frau! Und da stopft sie ihm noch seinen Pullover. Lassen Sie ihn doch allein fertig werden. Verrecken soll er."

„Warum versuchen Sie ihn zu verstehen? Daran liegt es doch nur", sagte sie. Sie hatte sich mir gegenübergesetzt. Es roch genauso wie

heute morgen. Ich merkte es trotz des Schnapses. Nein, es roch besser. Es war erst eben Mitternacht. Sie hatte noch nicht viel getanzt.

Einer der Tänzer stand in der Nähe meines Tisches und wartete.

„Ich komme gleich", winkte sie ihm ab.

„Lassen Sie doch den faden Bengel laufen", redete ich ihr zu. „Das ist doch alles nichts für Sie. Sie sind viel zu schade für dies Lokal. Kommen Sie, trinken Sie! Oder wollen wir woanders hingehen? Wir nehmen die Flasche mit. Wir können auch zu mir gehen. Ich bin ganz allein." Sie trug noch das gleiche schwarze Kleid. Es stand ihr gut. Keine der anderen Frauen hatte ein so hübsches Kleid. Ich glaube, ich habe noch niemals eine so schöne Frau gesehen.

Sie blickte mich eine Weile an und überlegte. Dann schüttelte sie den Kopf.

„Vielleicht ein anderes Mal."

„Nein, heute. Sehen Sie es doch ein."

„Hör zu", sagte sie und stand auf.

Wenn sie mich wirklich geduzt hat, so ist noch Hoffnung, daß ich sie wiedertreffe. Doch vielleicht ist es nur so eine Gewohnheit von ihr, und ich mache viel zuviel daraus.

„Hör zu und schrei nicht! Du bist nämlich gar nicht in mich verliebt. Das bildest du dir jetzt nur ein, weil du etwas Schlechtes erlebt hast. Vielleicht ein anderes Mal, wer kann das wissen?"

„Was soll ich denn machen? Soll ich tanzen?" Ich hätte wahrhaftig mit ihr getanzt, obwohl ich es sonst nicht gern tue.

„Trink deinen Schnaps aus und geh nach Haus. Vielleicht triffst du meinen Vater. Das wäre das beste für dich. Auf Wiedersehen!"

Damit verließ sie mich und nickte mir noch von der Tanzfläche über die Schulter ihres Tänzers zu.

Was blieb mir anderes übrig? Ich tat so, als ob es mir gleichgültig wäre. Ich trank meine Flasche aus und ging fort. Ich war sehr betrunken. Ich merkte es erst, als ich in die kühle Nachtluft hinauskam. Aber bald merkte ich es nicht mehr.

Ich kann nicht genau sagen, ob ich den Vater getroffen habe. Zur Nacht sind ja jetzt nur wenige Menschen unterwegs, und man muß sich vor ihnen in acht nehmen, daß sie einen nicht überfallen und berauben. Ich glaube, ich bin einem alten Mann begegnet, der in den Abfalleimern suchte. Das kann er doch nicht gewesen sein? Ich gab ihm den Rest des Geldes, viel war es ja nicht mehr.

Und als ich über die Brücke ging und am Geländer lehnte – unten floß das schwarze Wasser hindurch, und ein Kahn schaukelte am Ufer, und es klopfte jedesmal, wenn er etwas dagegenstieß –, da war

es, als ob für eine Sekunde die Nacht zerriß und etwas so überaus Helles an mir vorüberwehte, daß ich schnell die Augen schließen mußte, um nicht ganz blind zu werden.

DANN WAR es wieder Morgen.

Mein Mantel lag auf dem Fußboden vor meinem Bett. Als ich ihn aufhob, um ihn ordentlich aufzuhängen, fühlte ich etwas in der Tasche. Es war der Ball.

Ich warf ihn auf den Boden und ließ ihn springen. Ich warf ihn in die Luft und fing ihn wieder auf.

DAS BILD

OTTO FLAKE

O. Flake

DURCH GRÜNE Ebene mit Hürden und Vieh fährt ein Zug so kurvenlos, daß er einem Pfeil gleicht, dessen Spitze das Ziel treffen wird. Nicht einmal die Landesgrenze beirrt ihn, er wird sie überfliegen.

Das Ziel ist eine Stadt am Meer. In ihr wartet eine junge Frau, jünger als die Frau des Mannes, der im Zug sitzt und das Gefühl hat, selber der Pfeil zu sein, den die Kraft des Verlangens vom Bogen abschnellt.

Ein Mann, der seine Frau zurückläßt, um allein in die Ferien zu fahren, wo er nicht allein sein wird, ist eine bürgerliche Angelegenheit. Der bürgerliche Mensch pflegt einer Familie anzugehören, die sich durchs Land verzweigt. Es ist durchaus natürlich, daß eine der Schwestern der Frau des Mannes in dem Grenzstädtchen wohnt, das für den Zug kein Hindernis ist.

Der Mann im Zug hat die Schwägerin und den Schwager noch nie besucht. Er hat versprochen, das zu tun, sobald er in die Gegend kommt. Dem größeren Konflikt, der ihn bewegt und seine Frau und sein Abenteuer betrifft, gesellt sich der kleinere zwischen der Unlust auszusteigen und der, Versteck zu spielen. Wenn er den Verwandten

aus dem Weg geht, spielt er Versteck. Er haßt es, sich selbst auszuweichen.

Es gibt ideale Reisetage, und dieser gehört dazu. Der Zug gleitet hin wie schwerelos, und keine Erschütterung stört seinen Gang. Auch ohne jeden andern Grund möchte man in ihm sitzen bleiben bis zum Ende. Kein lästiger Reisegenosse; Buch und Zigarette sind bessere Freunde. Es ist, als fahre man im eigenen Wagen, in der Obhut aufmerksamen Personals, das sich diskret durch den Gang bewegt. Und der Himmel draußen ist silbergrau verhängt.

Er braucht seinen Wunsch nur auszusprechen, und man wird alles erledigen, damit er sitzen bleiben kann. Aber er beginnt sein Gepäck zu ordnen. Er erlegt sich einen Abend auf, an dem sie ihn von seiner Frau unterhalten werden.

Da er sich nicht angemeldet hat, steht er einen Augenblick im Wohnzimmer des Schwagers allein. An der Wand hängen Familienbilder. Er erblickt eines, das er nicht kennt, aber sofort erkennt, denn es stellt seine Frau in jungen Jahren dar.

Noch während er die Erschütterung empfindet, tritt seine Schwägerin ein. Er wendet sich ihr zu; es ist jetzt nicht die Zeit, die verwickelten Gefühle zu ordnen, die das Bild an der Wand in ihm erregt. Er drängt sie zurück, wie man, wenn an die Tür geklopft wird, den Inhalt eines geöffneten Koffers zurückstopft. Aber er weiß, daß er nur auf den Augenblick wartet, wo der Koffer wieder aufspringt – später, wenn er allein ist.

Er kommt im Verlauf des Abends zwanzigmal an dem Bild vorüber und streift es jedes Mal mit einem Blick. So jung, wie sie auf dem Bild ist, hat er sie nicht gekannt. Sie mag darauf zwanzigjährig sein. Als er sie kennenlernte, war sie fünfundzwanzig. Zuletzt, da er das ja wohl darf, nimmt er das Bild von der Wand und betrachtet es am Licht. Die glatte Stirn mit dem reizenden Haaransatz, die zart geschwellte Brust, die strahlende Wärme der Augen – er ist in die Zwanzigjährige verliebt, als er das Bild wieder an seinen Platz hängt.

Es ist ihm, als sei er bei Fremden zu Besuch, erblicke die Photographie eines Mädchens, das offenbar zur Familie gehört, und fühle den Wunsch, sie eintreten zu sehn. So stark ist diese Verzauberung, daß nicht viel fehlt, und er hätte den Schwager gefragt, wie man in solchen Fällen zu tun pflegt: wer die junge Frau an der Wand sei.

Als er endlich auf seinem Zimmer allein ist, klopft es noch einmal. Die Schwägerin reicht ihm ein Album herein. Sie hat sein Interesse bemerkt. Er werde, erklärt sie, in dem Album das Bild an der Wand und eine Reihe andrer finden.

Er entdeckt unter den Bildern ein zweites, das er nicht kennt, wohl von einem Photographen aufgenommen, der für die erste Gesellschaft zu arbeiten gewohnt ist. Es stellt das junge Mädchen als junge Dame dar, in Hut und Schneiderkostüm, in schlanker Eleganz.

Er erinnert sich, wie tief es ihn befriedigte, als er in den Zeiten ihrer ersten Bekanntschaft sah, daß sie nicht nur im Hauskleid reizvoll war. Das Mollige hat seine Rechte. Aber das Gefühl für eine Frau vertieft sich, wenn sie sich mit dem Abstand umgeben kann, der der Dame bewilligt wird.

Unerwartet ist er von der Vergangenheit umfangen. In der Sofaecke eine Zigarette rauchend, verwandelt er sich in den Mann, der er vor fünfzehn Jahren gewesen war. Er hat sich dem Mädchen noch nicht erklärt, aber es füllt ihn aus. Er ahnt die Süße, die ihre Weiblichkeit verspricht; er ist von ihren Hüften, ihren Schultern benommen, beglückt.

Der Mann in ihm, der fünfzehn Jahre älter ist, weiß, daß sie, als sie seine Frau wurde, alles erfüllt hat, was er von ihr träumte. Der Mann, der die Photographien wie einer jener Könige in den morgenländischen Märchen betrachtet, die sich in das Bild einer fernen Prinzessin verlieben, träumt von der Erfüllung, die ihm zuteil werden könnte. Er löscht die fünfzehn Jahre aus, denn sie liegen noch vor ihm. Er begehrt, er ist in voller Entfaltung seiner ersten Jugend.

Er erhebt sich, um in der Reisemappe die Photographie seiner Frau zu suchen. Es ist ihre letzte Photographie, die sie ihm am fünfzehnten Jahrestag ihrer Hochzeit geschenkt hat. Er zögert; er hat Angst, daß dieses Bild sich nicht gegen das des jungen Mädchens behaupten kann.

Er findet das Zögern unwürdig und stellt dieses Bild vor sich. Die Züge sind verändert, die Jahre nicht spurlos vorübergegangen. Er stellt die zwei Bilder nebeneinander. Die Liebe, die er für die Zwanzigjährige empfindet, setzt ihn instand, das junge Mädchen in den Zügen der Vierzigjährigen zu erkennen. Das Mädchen durchbricht das Gesicht der Frau, ein Sturm von Gefühlen geht durch ihn.

Er denkt: fünfzehn arme, kurze Jahre, und aus dem Zeichen der Jugend sind wir unter das des Alters getreten. So grausam ist das, daß nur Güte hilft, und Güte ist Wissen um diese Grausamkeit.

Die Güte verlangt, daß er seiner Gefährtin nicht weh tut. Also verlangt sie, daß er die Reise zum Meer nicht fortsetzt. In seiner Brieftasche ruht das Bild der Frau, die er am Meer treffen soll. Er legt die Brieftasche auf den Tisch neben die Bilder.

Wenn er sie öffnet, wird er ein drittes Bild in der Hand halten.

Wenn er dieses Bild betrachtet, wird es mit seinem jungen, feurigen Reiz so zu ihm sprechen wie das Bild der Zwanzigjährigen, und es wird ihre Züge auslöschen.

Er nimmt das Bild aus der Brieftasche und legt es, die Rückseite nach oben, vor die beiden andern. Wird er den Mut haben, es umzudrehen? Wird er den Mut haben, zu verzichten?

Mut ist beides – und in gewissen Augenblicken alles Symbol, selbst eine so unscheinbare Handlung wie die, ein Bild nicht umzuwenden.

FRIEDA UND DER SCHELM

KURT MARTI

Kurt Marti

Ich sagte schon immer, da stimmt was nicht, da stimmt doch bestimmt was nicht, mal arbeitet er, ein andermal wieder nicht, erst sagt er, er käme aus Wüsterlingen, nun ja, warum nicht, aber per Zufall kommt Hänsel eines Tages dorthin, fragt ein wenig herum, aber niemand hat ihn gekannt, rein niemand. Natürlich, sagt er, nicht Wüsterlingen, Österlingen hab' ich gesagt, es ist ein Mißverständnis, aber etwas stimmt da nicht, ich sagte es immer, da stimmt bestimmt etwas nicht, und eines Tages kommt er mit einem Fahrrad daher. Ich frage, wo hast du das Fahrrad her, er sagt, gekauft hab' ich's. Es ist ja ein altes, sag' ich, ich habe doch Augen. Natürlich ist es ein altes, sagt er, es ist eine Occasion. Nun ja, wer sollte das wissen, man sah ihm nichts an, aber eines Tages war dann sein Fahrrad weg, und er sagte, es ist mir gestohlen worden, ich zeig's der Versicherung an, und ich dachte weiter nichts, und er schrieb der Versicherung. Aber eines Abends kommt einer, ich kenne ihn nicht, er kommt mit dem Fahrrad und sagt, ich glaub', es ist deins, es sieht aus, als wäre es deins. Er guckt sich das Rad an und sagt, es wird wohl so sein, es ist meins, wo war es, und der andere sagt, in der Kehrichtgrube draußen am Wald. Aha, sagt er bloß, in der Kehrichtgrube, soso, der Schelm

wird es fortgebengelt haben. Wahrscheinlich, sagt der andere, es war ein wenig mit Kehricht bedeckt, aber zuwenig. Nun also, da war das Fahrrad wieder, aber ich sagte schon immer, da stimmt was nicht, ich glaube, er hätte lieber das Geld als sein Fahrrad gehabt, da stimmte bestimmt was nicht, und so war es denn auch, denn eines schönen Tages im Herbst erklärte er dann, er gehe nach Österlingen, er gehe und bleibe den Winter über in Österlingen. Aber im Frühling kommst du doch wieder, sagte die Frieda. Natürlich komme ich wieder, was denkst du, hat er gesagt und ging, und für das Zimmer zahlte er nichts, nicht einen Rappen hat er gezahlt, und Frieda heulte, nicht wegen dem Zimmer natürlich, wegen ihm und weil sie bald vierzig und außer ihm keine Hoffnung mehr ist, obschon ich ihr immer sagte, da stimmt doch was nicht, doch ihr war das gleich, und sie wurde auch richtig krank vor Kummer, die Arme, sie schrieb ihm, aber die Briefe kamen zurück. Ich sagte, da stimmt doch bestimmt was nicht, denn wenn er in Österlingen ist, dann bekommt er die Briefe, und wenn er die Briefe nicht bekommt, dann ist er auch nicht in Österlingen, aber sie heulte und sagte, jawohl, das verstehe ich nicht. Aber eines Tages kommt Hänsel und sagt, ich weiß, wo er ist, ich fragte, ja, wer denn, er sagte, im Zuchthaus, da wußte ich wer. Jawohl, im Zuchthaus, sagt Hänsel, er hat das Fahrrad gestohlen und einiges mehr, jetzt sitzt er. Und Hänsel hat nach Frieda geschaut und gesagt, jetzt weißt du's, dann ging er, und Frieda heulte, sie heulte und schrie, es stimmt nicht. Aber es stimmte, und ich sagte schon immer, da stimmt was nicht, da stimmt doch bestimmt was nicht, und dann sagte Frieda, jetzt nie mehr, jetzt nie mehr, und ich gehe ins Wasser. O nein, sag' ich ihr, doch nicht wegen so einem Mistkerl, und sie hat's dann auch nicht getan und ging jeden Sonntag zur Kirche, das hat mich gefreut, und ich rühmte sie auch und dachte, sie hat sich den Kerl aus dem Kopf geschlagen, jetzt haben wir Ruhe. Aber im Frühjahr, am ersten warmen Abend so Ende März, da kommt er, kommt und stellt sein Köfferchen auf den Tisch, er stellt es einfach da hin und sagt, da wäre ich wieder, das sagt er, aber ich winke mit meinem Stock, fahr ab, du Mistkerl. Er sagt, wieso denn, ich sage, wir wissen alles, er sagt, aha, und wo ist denn Frieda, und als die Frieda herunterkommt, sagt er noch einmal, da wäre ich also, und Frieda sagt nichts, kein Wort hat sie gesagt. An ihrer Stelle hätte ich's ihm gezeigt, aber wie soll ich, ich geh' ja an Stöcken und so noch miserabel genug, also war es an Frieda, es ihm zu zeigen. Aber sie sagte kein Wort, und er sagte, wo soll ich sonst hin, und Frieda fing an zu heulen. So ist er jetzt wieder bei uns, man weiß keinen Tag, was er

eigentlich treibt, das ginge ja noch, doch ich schäme mich wegen der Leute, weil er mit Frieda nicht einmal verlobt ist, es ist eine Schande, aber was kann ich denn tun, eine alte Frau kann nicht mehr viel tun, und auch das Zimmer bezahlt er nie.

DIE SOLDATEN-KERSTA

EDUARD VON KEYSERLING

E. von Keyserling

Es HATTE angefangen ein wenig zu tauen. Der Novemberschnee auf dem Kirchenwege war naß, und der schwere Schlitten bewegte sich springend und rüttelnd vorwärts. Vier Rekruten-Weiber saßen in ihm: Marri, Katte, Ilse und Kersta, die Tochter der Häuslerin Annlise. Sie kamen von der Trauung in der Kirche. Morgen sollten ihre Männer fort unter die Soldaten. Über die Brautkronen hatten sie große blaue Tücher gelegt; so saßen sie wie vier spitze, blaue Zuckerhüte in dem Schlitten und wackelten bei jedem Stoß. Der Rüben-Jehze kutschte sie. Sehr betrunken, peitschte er unbarmherzig auf die kleinen, zottigen Pferde ein. Die Männer kamen hinterdreingefahren, je zwei in einem Schlitten. Es war viel getrunken worden, und sie sangen mit lauten, heiseren Stimmen. Die Frauen schwiegen und wackelten geduldig in ihren blauen Tüchern hin und her. Kersta war die kleinste von ihnen. Mit einem runden, rosa Gesichte, runden, hellblauen Augen, einer runden Nase, sah sie wie ein Kind aus. Nur der Mund mit den herabgezognen Mundwinkeln war der ein wenig sorgenvolle Mund der litauischen Bauernfrau. Unverwandt starrte sie in den grauen Nebel hinaus, der über dem flachen Lande lag. Wunderlich schwarz nahmen sich die Wacholderbüsche und die Saatkrähen in all dem Grau aus, während die entlaubten Ellern wesenlos wie kleine rötliche Wolken auf der Heide standen. Vor Kerstas Augen schwankte dieses ganze farblose Bild sachte, sachte, als säße sie auf einer Osterschaukel und würde langsam hin und her

gewiegt. An jedem Kruge hatten sie haltgemacht, und Kerstas langer blonder Thome war an den Schlitten der Frauen herangetaumelt mit der Branntweinflasche: „No, is die junge Frau totgefroren, was?“ Dabei reichte er ihr die Flasche. Kersta lächelte dann ein wenig mühsam, denn die Lippen waren steif von der Kälte, und trank. Der Branntwein machte die Glieder angenehm warm und schwer, dazu nahm er die Gedanken fort, und das ist auch gut. Immer wesenloser wurde die graue Nebelwelt vor Kerstas Augen; selbst Jehzes breiter Rücken schien immer weiter fortzurücken. Dafür kamen aber die Eindrücke des Tages ihr mit einer bildlichen Deutlichkeit in den Sinn wie Träume; immer wieder, immer dieselben, wie Menschen, die auf dem Karussell auf dem Jahrmarkte in Schoden an einem vorbeifliegen: – Hochzeit – Hochzeit. – Am Morgen das Überwerfen des feinen, weißen Brauthemdes, fein und kalt, daß es Kersta bis in die Fußspitzen erschauern ließ – die Brautkrone, die so fest auf die Stirn gedrückt worden war, daß es schmerzte. Jetzt mußte ein roter Streif auf der Stirne sein. Dann die Kirche. Feierlich kalt war's da drin. Kerstas neue Schuhe klapperten hübsch auf den Steinfliesen des Fußbodens. Sie mußte achtgeben, nicht auszugleiten wie auf dem Eise. Der Pastor hatte ein rundes, rotes Gesicht, und er schmatzte im Sprechen mit den Lippen, als schmeckte ihm etwas gut. Aber schön hatte er gesprochen; von dem Fortgehn der Männer und vom Treubleiben und von Gottes Wort. Kersta hatte geweint, natürlich! Soldatenfrauen weinen immer bei der Trauung, das weiß man. Weinen tut auch gut, weinen, so daß das Gesicht warm und naß wird, und dazu ganz tief seufzen, so daß die Haken am Mieder krachen. Sie hatte stärker geweint als die anderen Frauen, das konnte sie wohl sagen, wenn später darüber gestritten wurde. Nachher im Kirchenkruge war getrunken worden, und die Männer hatten untereinander Streit angefangen. Alles war gewesen, wie es auf einer Hochzeit sein muß. „Hochzeit-Hochzeit“ bimmelten die Schellen an Jehzes kleinen Pferden, und Kersta begann ihren Traum wieder mit dem feinen, kalten Brauthemde.

Die drei anderen Frauen schwiegen auch und schauten mit demselben stetigen Blick, der nichts zu sehen schien, in den Nebel. Nur als ein Hase vom Felde quer über den Weg setzte – da riefen alle vier: „Sieh – ein Hase“ –, und sie lächelten mühsam mit den steifgefrorenen Lippen.

Im Dorfe hielten sie vor dem Kruge. Dort standen schon die Hochzeitsgäste in ihren Festkleidern und schrien. An die blinden Fensterscheiben der Dorfhütten drückten sich bleiche Frauen- und Kinder-

gesichter. Alle wollten die Bräute sehn. Das gab Kersta wieder ein starkes Festgefühl. Eine junge Frau sein, die von der Trauung kommt, ist eine Ehre und der Hochzeitstag der schönste Tag des Lebens. Vor der Krugstüre wartete Kersta auf Thome, denn sie mußte mit ihm zusammen in das Haus gehn. Sehr ernst stand sie da und sprach mit den alten Frauen über den Weg; selbst der Gemeindeälteste redete sie an, und die Mädchen starrten neugierig auf ihre Brautkrone. Kersta, die Tochter der Häuslerin Annlise, war es nicht gewohnt, von allen achtungsvoll und freundlich angesehen zu werden, sie war klein, arm, hatte nur eine Ziege und zählte bisher nicht mit. Aber wenn eine Hochzeit hält, dann ist sie schon was. Kerstas rundes Kindergesicht wurde rot und blank wie ein Apfel vor Stolz. Nun fuhren auch die Männer singend und schreiend vor. Thome kam mit unsicheren Schritten auf Kersta zu, faßte sie um den Leib und hob sie in die Höhe: „Klein is sie", sagte er: „aber schwer wie'n Mehlsack." Alle lachten. Kersta errötete vor Freude und war Thome sehr dankbar.

In der großen Krugsstube setzte sich die Hochzeitsgesellschaft an die weißen Brettertische. Alle wurden still und ernst und machten sich über die Milchsuppe mit Nudeln her. Ein lautes, gleichmäßiges Schlürfen war eine Weile der einzige Ton im Gemache. Dann kam das Schweinefleisch, dann das Schaffleisch, dann wieder Schweinefleisch. Der Dampf der Speisen erfüllte die Luft wie mit einem dichten, heißen Nebel. Kersta aß eifrig, aß so viel, daß sie sich endlich erschöpft zurücklehnte und die untersten Haken ihres Mieders aufspringen ließ. „Das ist nun die Hochzeit. Ja, schön ist sie!" – sagte sie sich. Leicht strich sie mit der Hand über Thomes Rockärmel. Der war nun ihr Mann, der gehörte ihr. Gut ist es, wenn man einen Mann hat: „Trink, junge Frau, trink!" sagte Thome.

Draußen begann es zu dämmern; es wurde Licht in die Stube gebracht, Talgkerzen, die in Bierflaschen steckten. Im dunstigen Zimmer bekamen die kleinen, gelben Flammen buntschillernde Lichthöfe. Die Musik: eine Geige, eine Klarinette und eine Ziehharmonika – spielte eine Polka. „Ja – tanzen!" Kersta seufzte ganz tief vor Behagen. Sie trat einen Augenblick vor die Haustüre hinaus. Der Abend war dunkel, ein feuchter Wind fegte über den Schnee hin, die Wolken, grau wie ungebleichte Leinwand, hingen ganz niedrig am Himmel: Morgen gibt es Schnee – dachte Kersta. An der stillen Dorfstraße entlang kauerten die Hütten; hie und da blinzelte ein schläfriges Licht hinter einer Fensterscheibe, ein Kind weinte, eine Frau sang ein Wiegenlied, immer dieselbe müde, langgezogene

Notenfolge. Und dort unten, am Ende der Straße, das kleine, schwarze, stille Ungeheuer, das war die Hütte der Mutter Annlise. Morgen wird alles vorüber sein, als sei nichts gewesen. Kersta wird wieder dort unten mit der Mutter hausen und... Sie fuhr sich mit dem Ärmel über die Augen. Warum ihr das Weinen kam? Dazu war morgen Zeit genug! Sie ging hinein und tanzte. Das war gut. Wenn man beständig und gewaltsam von einem rücksichtslosen Männerarm gedreht wird, wobei einem die große, heiße Männerhand auf dem Rücken brennt, das nimmt die unnützen Gedanken weg. Nur der Körper bleibt, mit dem warmen Rinnen des Blutes und dem Pochen des Herzens. Die Welt ringsum wurde für Kersta immer undeutlicher und traumhafter. Ernst und eifrig drehten sich die schweren Gestalten in dem dichten Tabaksqualm, die Männer schlugen im Takte mit den Absätzen auf, es klang wie fleißiges Dreschen auf der Tenne. „So muß es sein! Das ist das große Vergnügen des Lebens!" fühlte Kersta. Später bekamen die Männer Streit, es wurde gerauft. Kersta griff ein wie die anderen Frauen, aber dieses Mal mit dem stolzen Gefühle, für ihren eignen Mann zu schreien und den anderen Männern in die Haare zu fahren. Endlich führten die Burschen und Mädchen singend das Paar die Dorfstraße hinab, zu der Hütte der Annlise, wo das Brautbett aufgeschlagen war.

Während Kersta in der kleinen Stube das Licht ansteckte, warf Thome sich schwer auf das Bett. Er war sehr betrunken und schlief sofort ein. Kersta zog ihm die Stiefel aus, rückte das Kopfkissen zurecht, dann legte auch sie sich nieder. Die Glieder waren ihr wie zerschlagen. Wenn sie die Augen schloß, war es ihr, als schwankte das Bett hin und her wie ein Kahn. Wirklich schlafen jedoch konnte sie nicht. Wenn der Traum anfing, wenn sie wieder in der Kirche stand oder im Kruge sich drehte, daß die Bänder der Brautkrone wie Peitschenschnüre schwirrten, dann ließ etwas sie auffahren, als schüttele sie jemand. Sie starrte in die Dunkelheit hinein und sann: Etwas Schlechtes wartete auf sie; was war das doch? Ja so! morgen geht der Mann fort – und das alte Leben geht weiter – die Hochzeit ist vorüber, und nichts – nichts Gutes mehr für lange Zeit? Draußen dämmerte der Morgen. Die Fensterscheiben wurden blau. Kersta richtete sich auf und betrachtete Thome. Er lag in schwerem Schlaf; das blonde Haar hing ihm wirr und feucht um die Stirn, das Gesicht war sehr rot, aus dem halbgeöffneten Munde kam ein tiefes, regelmäßiges Schnarchen. Langsam strich Kersta mit der Hand über seine Brust, seine Arme: „Schlaf, schlaf!" sagte sie wie zu einem Kinde. Ihr Mann, der gehörte ihr wie ihr Hemd, ihr Garn, ihre Ziege, mehr

als die Ziege, denn die gehörte auch der Mutter. Das war gut! Nun hatte sie das, was alle Mädchen wollten, um was sie alle beteten – einen Mann; und groß war er und stark. Aber was hatte sie davon, wenn sie ihn gleich wieder fortgeben mußte? Gott, es war besser, über solch eine Schweinerei gar nicht nachzudenken! Kersta stieg aus dem Bette und nahm den Melkeimer. Sie wollte die Ziege melken.

Draußen wehte es stark, und es fiel ein feuchter Schnee. Die Ebene lag graublau in der Morgendämmerung da. Am Horizont, über dem schwarzen Strich des fernen Waldes, hing ein weißes, blindes Scheinen. Wie jeden Morgen blieb Kersta stehn, schützte mit der Hand die Augen, zog die Nase kraus und schaute ernst und mißmutig dem aufsteigenden Tage entgegen. Und die Dorfstraße entlang, vor den kleinen, grauen Häusern, standen andere Frauen mit ihren Melkeimern, wie Kersta die Augen mit der Hand schützend, und blickten ernst und mißmutig in das graue Dämmern, als hätten sie von dem kommenden Tage etwas zu erwarten.

Kersta fror. Sie lief in den Stall, in den niedrigen Bretterverschlag, in dem die Ziege, das Schwein und die Hühner wohnten. Die Luft war hier warm und schwer. Die Hühner schlugen auf der Stange mit den Flügeln. Das Schwein grunzte gemütlich vor sich hin. Kersta kauerte bei der Ziege nieder und begann zu melken. Angenehm heiß rann die Milch über ihre Finger. Eine wohlige Schlaffheit überkam die kleine Frau. Sie stützte ihren Kopf auf den Rücken der Ziege und weinte, nicht das starke, offizielle Weinen wie bei der Trauung und wie sie heute in der Stadt weinen würde, wenn der Mann abfährt; nein! ein Weinen, wie sie es als Kind kannte. Die Tränen kamen leicht, badeten das Gesicht, als wüsche sie sich in lauwarmem Wasser; dabei wurde das Herz weich vor Mitleid mit sich selber. Im Weinen schlief sie ein, traumlos und süß. Die Ziege hielt ganz still, wandte den Kopf und sah die Schlummernde mit den gelben, friedlichen Augen mütterlich an.

Kersta erwachte davon, daß die Mutter neben ihr sagte: „Guter Gott! Is die beim Melken eingeschlafen! Was gehst du heute auch zum Melken!"

„Einer muß's doch tun", erwiderte Kersta schlaftrunken.

„Tun!" meinte Annlise, „und dabei schlafen." Die Stimme der Alten war brummig wie gewöhnlich, dennoch hörte Kersta heute etwas wie schmunzelnde Achtung heraus. Na ja, mit einer Frau spricht man anders als mit einer Marjell: „Geh nur, mach Feuer, der Mann muß früh fort." Kersta sprang auf. Ja, richtig! Heute war noch kein gewöhnlicher Arbeitstag; heute durfte sie noch die Sonntags-

kleider anziehen und zur Stadt fahren; heute würde sie noch von allen bemerkt und bemitleidet werden. Das tröstete ein wenig.

Die Rekruten sollten in einem großen Schlitten von dem Gemeindeältesten zur Stadt gebracht werden. Die Mütter, Väter und Frauen wollten nachfahren, um im Bahnhof Abschied zu nehmen.

Während des Frühstücks sprach Thome nur von dem Prozeß und gab seiner Frau Verhaltungsmaßregeln. Das kleine Dundur-Gesinde, links vom Dorf zum Walde hin, war von dem Peter Ruze in Besitz genommen worden; es kam aber Kersta zu, denn sie war das einzige Geschwisterkind des verstorbenen Wirtes, während Peter nur der Mann der Stieftochter war. Thome hatte in Kersta die Anwartschaft auf das Dundur-Gesinde geheiratet, und es war Kerstas Aufgabe, in seiner Abwesenheit ihren Anspruch durchzusetzen: „Geh zum Advokaten Jakobsohn, der is klug, die Juden sind immer die Klügsten, und billig is er auch. Laß dich nicht betrügen."

Kerstas Gesicht nahm einen sehr verständigen Ausdruck an. Sie fühlte ihre Verantwortlichkeit wohl: „Ich werd schon machen", sagte sie, „dumm bin ich nicht."

„Wenn du dumm wärst, hätte ich dich nicht genommen", schloß Thome die Unterhaltung.

Johlend bestiegen die Rekruten ihren Schlitten. Weiber und Kinder des Dorfes umstanden sie und weinten. Die vier Soldatenfrauen fuhren wieder zusammen in einem Schlitten. Es schneite jetzt stärker. Die spitzen, blauen Zuckerhüte, die sich wie gestern hin und her wakkelnd gegenübersaßen, wurden weiß.

Im Walde sagte Marri: „Was hat man nu davon? Morgen is man wie gewesen." – „Was soll man machen!" antworteten die drei anderen und seufzten. Später, als sie am Meere entlangfuhren, bemerkte Ilse: „Wenn's nicht friert, fault der Roggen aus." Die anderen seufzten wieder und murmelten: „Ach Gottchen! Schlecht is schlecht." Mehr wurde auf der Fahrt nicht gesprochen.

In der Stadt hatten sie kaum Zeit, um traurig zu sein. Man sieht sich nach allen Seiten um. Dann das lange Warten vor dem Rathause, bis die Männer herauskamen, das Essen in der Schenke, der Branntwein und die Wasserkringel, endlich der Abschied auf dem Bahnhof und das laute Weinen. Thome klopfte Kersta auf den Rücken: „Nu, nu; man stirbt auch nicht dort. Schick Geld, die Kost ist knapp dort." – „Ja – ja." – „Denk an den Prozeß. Geh zum Advokaten." – „Ja – ja." – „Sei klug, sonst komm' ich heim und bin betrogen." – „Ja – ja." Als der Zug fort war, standen die Frauen noch auf dem Bahnhofssteig und jammerten: „Ach Gottchen! Ach Gottchen!"

Kersta war die erste, die damit aufhörte, sie mußte zum Advokaten.

Dort wartete sie in einer hübschen, warmen Stube. Der Advokat war ein kleiner, freundlicher Herr, der sie geduldig anhörte und ihr das Beste versprach. Er war sogar spaßig, er faßte Kersta unter das Kinn und sagte: „So'n hübsches Soldatenfrauchen muß nun lange fasten – ei – ei." Das war schon ein gutes Zeichen für den Prozeß.

Es wurde schon Abend, als die lange Reihe der Schlitten sich auf den Heimweg machte. Feuerfarbene Wolkenstreifen, riesig und spitz, liefen über den bleichen Himmel. Die Sonne, himbeerrot und wie von dem Meere plattgedrückt, verschwand langsam. Über das krause, graue Meer rann ein purpurner Schimmer. Die Wellen rauschten leise und seidig. Die Soldatenfrauen waren von dem Gehen und Stehen und Trinken und Weinen erschöpft. Stumpf und geduldig saßen sie da und schauten mit gedankenleeren Augen in das Abendlicht. Im Walde, als es dunkel wurde und der Mond über die schwarzen Schöpfe der Fichten aufstieg, da wurde den Verlassenen das Herz schwer. Weinen konnten sie heute nicht mehr; so sangen sie denn, das erste, beste Lied, riefen klagend die Töne in den Wald hinein:

„Früher, Liebchen, gehe früher,
Gehe nicht am Abend spät!
Lose flattern Deine Tüchlein,
Dornbusch am Wege steht."

Was war denn bei der ganzen Heiraterei herausgekommen? Das Leben in Annlises Hütte ging dahin wie früher. Kersta melkte die Ziege, ging in den Wald Reisig sammeln, webte. In den Dezembertagen, in denen es um drei Uhr nachmittags schon finster wird, kroch sie um sechs Uhr in ihr schmales Mädchenbett. Ein anderes hatte man nicht angeschafft; wozu denn! Um zwei Uhr nachts war sie mit dem Schlafe fertig und setzte sich wieder fröstelnd an den Webstuhl. Immer dasselbe; gedankenlos und freudlos, wie das Weberschiffchen, das gleichmäßig hin und her durch die grauen Wollfäden schießt. Daß sie verheiratet war, merkte Kersta nur daran, daß sie die Zöpfe nicht mehr wie die Mädchen über den Rücken niederhängen ließ, sondern sie aufband. An den Festtagen ging sie nicht mehr zum Tanz in den Krug, und in der Sonnabendnacht schlich sich kein Jung mehr zu ihr. Die große Beschäftigung des Mädchenlebens fehlte ihr jetzt: das Denken an die Jungen, das Warten auf die Jungen, das Weinen um die Jungen. Mit wem sollte sie denn überhaupt noch reden? Die Mädchen sprachen von ihren Jungen, die Frauen sprachen von ihren

Kindern, Männern, ihrem Haushalt. Kersta hatte nichts von alledem. Sie wurde schweigsam und mürrisch. Schlimme Augenblicke kamen, wenn sie im Bette lag, sich von der einen Seite auf die andere warf und nicht schlafen konnte. Um sie her alles still. Durch die kleinen Fensterscheiben blinzelten grell die Wintersterne. Dann hörte sie jeden Ton in den benachbarten Hütten. Das Kind der Bille schrie. Jehze kam heim. Er war betrunken, er stolperte über die Schwelle. Jetzt prügelte er die Bille; sie schrie und schimpfte. Kersta wurde sehr einsam zumute. Warum hatte sie nicht auch all das? Sie wollte ihren Mann, sie wollte Thome. Die Tränen liefen ihr über die Backen, und sie biß in ihr Bettuch.

Aber der Prozeß war da. Der füllte ihr Leben, gab ihr Würde und Wichtigkeit. Einmal wöchentlich wanderte sie den vier Stunden langen Weg bis in die Stadt, um ihren Advokaten zu sprechen. Jeden Baum, jeden Stein kannte sie auf dem weiten Wege. Bei jedem Wetter war sie ihn gegangen, war es nicht so kalt, daß die Finger froren, dann strickte sie im Gehen ihren Strumpf. Alle kannten die kleine Frau mit dem roten Kopftuch, dem Strickstrumpf und dem großen Prozeß. Im Walde riefen die Holzknechte sie an: „He, Soldaten-Kersta, wie geht's ohne Mann?" Kersta blieb stehen und wischte sich mit dem Ärmel über das heiße Gesicht: „Gut. Wie denn anders." – „Der Thome kann noch sechs Jahre fortbleiben – was?"

„Laß er bleiben – meinetwegen."

Die Holzknechte lachten laut in den Wald hinein: „Eine, der das Fasten schmeckt! No, und der Prozeß, wie steht's?"

„Gut. Wenn einer recht hat, ist ein Prozeß immer gut."

„So – so." –

Häufig begegnete ihr der Forstgehülfe, ein hübscher Jungherr, mit einem schwarzen Schnurrbart, braunen, ganz blanken Augen. Dazu eine Jacke mit grünem Kragen und eine silberne Uhrkette. Er hielt Kersta jedesmal an und sprach so spaßig.

„Kleines Soldatenweibchen, wie geht's?" Kersta errötete ein wenig und bog den Kopf zurück, um den Forstgehülfen anzusehn: „Wie soll's gehn!" „Und der Thome kommt immer noch ohne Frau aus?"

„Oh! der hat dort genug, Polinnen und Jüdinnen!"

„– So! Und du hast hier auch genug Mannsleute, was?"

„Genug sind schon da!"

„Gott! Wäre ich so'n hübsches Weibchen wie'n Apfel, ich würde nicht warten, bis so einer von den Soldaten zurückkommt."

„Wer wartet denn?" Kersta lachte laut, wie man lachen muß, wenn ein Jung einen Witz macht.

„So! nicht? Wir beide würden gut passen; du klein wie'n Sperling, ich lang."

„Gut, gut", rief Kersta, weitergehend: „Zu Georgi wollen wir einen Kontrakt machen." Oh, sie verstand es auch, mit Jungen zu spaßen. Einmal packte der Forstgehülfe sie, wollte sie küssen und umwerfen, sie aber riß sich los und lief davon. Noch den ganzen Tag über mußte sie darüber lachen. Zu Hause im Bett sah sie immer die Augen des Forstgehülfen vor sich, und als sie hörte, wie draußen die Jungen leise an die Fenster der Mädchen klopften, da machte sie das unruhig und ließ sie nicht schlafen.

Mit dem Frühling wurden die Gänge in die Stadt für Kersta leichter. Sie konnte sich auf dem Rückwege Zeit nehmen, denn die Nächte waren ganz hell. Sie ging dann oft so langsam, Schritt vor Schritt, als könnte sie sich nicht entschließen, aus dem Walde hinauszukommen: „Im Frühling bei Nacht, da ist es eigen; man wird faul, ganz faul", sagte sie sich: „Und nicht einmal an den Prozeß kann man dabei denken. Wunderlich!" Zwischen den hohen Föhren standen jungbelaubte Birken, als hätte jemand ein dünnes, grünes Tuch dort hingehängt. Oder etwas Weißes leuchtet im Walde, ganz weiß wie ein Mensch, der sich ein Bettlaken umgeworfen hat, das ist dann ein Faulbaum in voller Blüte; der duftet einem schon auf eine Werst entgegen. Auf der Waldwiese stehen Rehe, schwarz und still im Nebel wie in einem Teich von Milch. Und überall, von den Hügeln und Weiden, klingt das Singen der Mädchen herüber, die Lieder, die Kersta so gut kannte. Ja, als Mädchen ist man toll in solchen Nächten, keines kann schlafen. Kersta hatte das auch erlebt. Auch sie hatte nächtelang draußen gesessen, die Hände um die Knie geschlungen, hatte gesungen, immerzu gesungen, recht laut die Töne in die Nacht hineingerufen und dabei gewartet: wird nicht einer antworten? wird nicht einer kommen? wird ein blonder Schnurrbart nicht bald sich fest auf ihre Lippen drücken? Daran mußte Kersta immer wieder denken, während sie langsam, mit schlaffen Gliedern, die Landstraße entlangging und in den Wald hineinhorchte.

In einer Nacht hörte Kersta es im Walde brechen. Ein Rehbock wurde aufgescheucht und bellte laut; wieder raschelte es, und der Forstgehülfe stand vor ihr: „Kleines, kleines Soldatenfrauchen!" sagte er. Der Mond stand gerade am Himmel, daher schienen die Augen und die breiten, weißen Zähne des Forstgehülfen so blank: „No – wieder unterwegs?"

Kersta blieb stehen und sah zu ihm hinauf: ja, sie war wieder in der Stadt gewesen, wie denn anders.

„Heute ist gut spazieren."

Ja, gut war's schon.

Der Forstgehülfe lachte, sah Kersta an und schwieg. Sie schwieg auch und wartete. Endlich legte er seinen Arm um ihre Schultern und sagte: „Du und ich, du und ich. Komm."

„Was nu wieder", meinte Kersta. Sie versuchte es, in dem rauhen, spaßigen Ton zu sprechen, den man mit Jungen haben muß, allein, es kam unsicher und leise heraus; auch ließ sie sich willig von der Landstraße in den Wald führen. Als unter den Bäumen der Forstgehülfe ihr mit seiner großen, heißen Hand über die Wange und über die Brust strich, da wußte sie es, daß sie tun würde, was er wollte.

Der Morgen dämmerte, der Birkhahn war schon auf die Waldwiese herausgekommen und kollerte, als Kersta eilig ihrem Dorfe zuschritt. „Na ja!" dachte sie, „wenn eine bei Nacht mit einem Jungen im Walde ist, dann geht's mal nicht anders. Was kann man da machen!"

Von nun an fand sich der Forstgehülfe oft auf Kerstas Rückweg von der Stadt ein. Mutter Annlise brummte: „Was du jetzt spät nach Hause kommst!" „Der Prozeß", meinte Kersta: „Gott! so'n Prozeß geht nicht so rasch wie'n Ei kochen." Das Singen der Mädchen und das Klopfen der Jungen bei Nacht an den Mädchenfenstern beunruhigte Kersta nicht mehr.

UM DIE Zeit der Heuernte merkte Kersta, daß sie schwanger sei. Das war schlimm! Was nun? Sie ging in den Ziegenstall, wo keiner sie sah, und heulte eine Stunde, dann ging sie wieder still an die Arbeit. Als sie den Forstgehülfen traf, war sie sehr böse und schimpfte. Aber was half das? In sich gekehrt ging sie umher, bleich mit fest aufeinandergekniffenen Lippen. Sie tat die schwere Sommerarbeit, war sehr unwirsch mit der Mutter, schlug die Ziege beim Melken und wanderte öfter denn je in die Stadt, den Prozeß zu betreiben. Ging es mit dem Prozeß schief, dann war sie verloren, dann schlug Thome sie und das Kind tot. Und überhaupt das Kind! Was weiß man! So'n Kind wird geboren und stirbt, und Thome kam noch lange nicht. Dennoch mußte sie immer wieder an das Kind denken, an die Wiege, an die Leinwand für die Laken, und wie es sein wird, wenn so was Kleines, Weiches, Warmes sich an sie drückt und sich bewegt und seine Lippen an ihre Brust legt: „Ach, ach – Dummheiten. Gebe Gott, daß nichts wird mit dem Kinde."

Während der Kartoffelernte ließ sich Kerstas Zustand nicht mehr verbergen. Sie ging gerade, langsam und gebückt ihre Furche entlang

und sammelte die Kartoffeln in ihrem Rock, da hörte sie hinter sich die Bille sagen: „Na, die Kersta erwartet den Thome mit 'nem Geschenk. Der wird sich freuen." Die anderen Frauen lachten laut, über den ganzen Kartoffelacker setzte sich das Lachen fort: „Kommen mußte das. Nun ist's da", dachte Kersta. Ihre Knie zitterten, die Kartoffeln, die sie gesammelt, rollten wieder auf die Erde. Sie richtete sich auf und sah die Frauen mit dem bösen, hilflosen Blick der Tiere an, die nicht mehr entrinnen können. Dann beugte sie sich wieder auf die Furche nieder und sammelte schweigend weiter. Das Spotten nahm jetzt kein Ende. Wenn Kersta über das Feld gehn mußte, um ihre Kartoffeln in den Wagen zu schütten, war es wie Spießrutenlaufen: „Sag, wo hast du das Geschenk machen lassen? In der Stadt? Ja, da kriegt man so was billig. Das kommt wohl beim Prozeßmachen heraus. Oder hat's der Thome dir mit der Post geschickt?" Kersta schwieg. Sie werden sich schon ausreden und aushöhnen, und dann wird Ruhe sein. –

Schlimm war es auch mit der Mutter, die jammerte und schimpfte den ganzen Tag. Was half das! „Kommen wird, was kommt", sagte sich Kersta: „Das Leben is nu mal schwer." Das machte sie ruhig und stumpf.

Im Winter, als Kersta in den Wald gegangen war, um Reisig zu holen, da überkamen sie die Geburtswehen. Die Frauen legten sie auf den Schlitten und zogen sie lachend und schreiend in das Dorf zurück. Kersta wurde von einem Mädchen entbunden. Das Kind war also da, und sterben wollte es auch nicht, es war ein kräftiges Ding mit braunen, blanken Augen im sorgenvollen Säuglingsgesicht. Die Leute im Dorf hatten sich an die Tatsache gewöhnt, daß Kersta ein Kind hatte. Es fiel niemandem etwas Witziges mehr darüber ein. Kersta selbst aber hatte außer dem Prozeß jetzt noch etwas anderes, wofür sie leben konnte. Der Prozeß war die Hauptsache, gewiß! Aber so'n Kind hat einen den ganzen Tag nötig, man wiegt es, man gibt ihm die Brust, an warmen Abenden sitzt man mit ihm auf der Türschwelle und singt: „Rai-rai-r-a-a, tai-tai-ta-a." –

„Liebe Kersta!" schrieb Thome: „Ich schreibe Dir, damit Du weißt; mir ist's schlechtgegangen. Krank bin ich gewesen. Jetzt schicken sie mich nach Hause. Ich komme nächste Woche. Bleib gesund; Dein Mann Thome."

Kersta hatte den Brief vor dem Herdfeuer mühsam entziffert.

„Was schreibt er?" fragte die Mutter.

„Was soll er viel schreiben", erwiderte Kersta. Sie setzte sich auf

die Ofenbank, denn sie fühlte sich ein wenig schwach: „Is er gesund?“ fragte die Mutter weiter. Kersta antwortete nicht, sondern starrte in das Herdfeuer: „Warum antwortest du nicht? Ich will doch wissen.“

„Zurück kommt er“, warf Kersta mit ruhiger, verdrießlicher Stimme hin.

„Wenn er dem Kinde nur nichts tut“, dachte Kersta. Die Mutter mußte ähnliche Gedanken gehabt haben, denn sie sagte: „Die Wiege wirst du so stellen müssen, daß er es nicht immer unter den Augen hat.“ Ja, das konnte man machen. Eine Weile saßen sie noch stumm beieinander, dann seufzten sie und standen auf, um schlafen zu gehen. Im Bett fragte die Mutter noch: „Mit dem Prozeß ist's doch gut?“

„Wie dann soll's anders sein?“

„No denn!“

An einem Sonnabendnachmittag stand Kersta vor dem Kruge und wartete auf den Schlitten, der die entlassenen Soldaten aus der Stadt bringen sollte. Es fror. Am glashellen Himmel ging die Sonne rot unter. Alle Frauen des Dorfes waren vor dem Kruge versammelt. Sie wickelten die Hände in die Schürzen und sahen, die Nasen krausziehend, die Landstraße hinab. Da kamen die Männer! Sie schwenkten die Soldatenmützen und schrien.

„Was ist? Klein bist du geblieben, und lebendig bist du auch“, sagte Thome, als er vor Kersta stand. Kersta wurde rot. Daß der Thome so groß war, hatte sie fast vergessen. Sie wurde ordentlich verlegen: „Warum soll ich nicht lebendig sein?“ antwortete sie scherzend, aber die Tränen spritzten ihr in die Augen, und sie streichelte Thomes Rockärmel: „Komm“, sagte sie, „das Essen ist fertig.“ „Essen – ha – ha.“ Thome lachte flott: „Die will mich auffüttern, ich bin ihr zu mager.“ So gingen sie heim. Thome voran, Kersta hinterher.

Die Stube in der Häuslerei war geschmückt. Der Tisch weiß bedeckt. Zwei Talgkerzen brannten. Der Fußboden war mit Tannennadeln überstreut. Mutter Annlise stand am Herde und rührte im Kessel.

„Was, alte Mutter, Ihr lauft auch noch herum! Halten die alten Knochen noch beieinander?“ rief Thome. „Es geht, solange es geht“, meinte Annlise, „gut, daß du da bist.“

Thome setzte sich an den Tisch und ließ sich das Schweinefleisch auftragen. Er aß langsam und aufmerksam, kaute jedes Stück lange, dabei sah er Kersta an und sagte mit vollem Munde: „Wirtin –

Dundur-Wirtin." Kersta saß ihm gegenüber, die Hände im Schoß gefaltet. „Eigen, wie hübsch so 'ne Mannsperson sein kann", dachte sie. Das Gesicht war zwar so braun geworden, daß der blonde Schnurrbart darin fast weiß erschien, aber die Schultern, die Arme, der Nacken! Gut ist's, wenn ein Mann stark ist. – Thome hatte jetzt den ersten Hunger gestillt. Er fuhr mit dem Handrücken über seinen Schnurrbart und lehnte sich im Stuhl zurück: „Also der Prozeß; erzähl", sagte er. Kerstas Gesicht nahm einen sehr überlegnen Ausdruck an, als sie zu berichten begann; lauter kluge Sachen, die der Advokat gesagt hatte, die sie gesagt und getan hatte. Das Gesinde war so gut wie ihres. Thome hörte gespannt und achtungsvoll zu: „Was nicht alles an Verstand in so einer Kleinen stecken kann!" Das feuerte Kersta noch mehr an. In der finstern Ecke des Zimmers begann ein leises Wimmern. Kersta, eifrig fortsprechend, erhob sich mechanisch, ging zu der Wiege hinüber, nestelte ihre Jacke auf, nahm das Kind und gab ihm die Brust. Sie erhob ein wenig die Stimme, um aus der Ecke verstanden zu werden. Dann plötzlich, mitten im Satze, blieb sie stecken. Mutter Annlise verließ leise das Zimmer: „Ja, nun kommt es", dachte Kersta. Thome kam schon auf sie zu, langsam, den Kopf vorgestreckt, als wollte er etwas fangen. Schnell legte sie das Kind in die Wiege zurück und stellte sich davor. Sie wurde sehr blaß, schob die Unterlippe vor, und die runden Augen öffneten sich ganz weit und wurden glasklar wie bei geängstigten Tieren. Weil die Hände ihr zitterten, faltete sie sie über dem Bauch. So wartete sie: „Jetzt kommt, was kommen muß."

„Was ist das?" Thome sprach leise, als würgte ihn einer.

„Was soll es sein?"

„Wo – wo kommt das Kind her?"

„Ein Kind – nuja. Wo soll's denn herkommen?"

Sie hatte das mißmutig und trotzig herausgebracht. Jetzt aber drückte sie die Knöchel beider Hände in die Augen und begann zu schreien, laut, mit weitgeöffnetem Munde, wie ein Kind, das über einer Untat ertappt worden ist. – „So – so – eine bist du", fauchte Thome. Er faßte ihr Handgelenk und zerrte sie in die Mitte des Zimmers: „Den Mann betrügen – was? Hündin – Hündin! Totschlagen werd' ich dich und den Balg."

Er begann Kersta zu schlagen, unbarmherzig. Sie jammerte – wehrte sich: „Eine Faust wie Eisen – ei – ei –", dachte sie, „der Mann ist stark. Gott! er schlägt mich tot." – Wie das schmerzte – und doch – und doch – etwas war in alldem – das wie Befriedigung, wie Wollust aussah. Sie fühlte doch, daß sie einen Mann hatte.

Thome war außer Atem. Er schleuderte seine Frau mit einem Fluch von sich, spie aus und setzte sich wieder an den Tisch. Kersta lag still am Boden. Die Glieder brannten ihr. Sie schielte zu Thome hinüber. War es nun vorüber? Fast hätte sie gewünscht, es wäre nicht vorüber, als daß er so dasaß und sich nicht um sie bekümmerte. Thome, den Kopf in die Hand gestützt, brütete vor sich hin. Da erhob sich Kersta mühsam, setzte sich auf die Ofenbank, rieb sich ihre zerschlagenen Glieder und weinte still vor sich hin: „Der arme Mann!“ dachte sie dabei.

Die Kerzen waren tief herabgebrannt und hatten lange schwarze Nasen. Kleine, harte Schneekörner klopften von draußen an die Fensterscheiben. Ein Heimchen begann eifrig im Herde zu schrillen. „Was wird er machen? Wird er mich heute abend noch schlagen?“ dachte Kersta. Thome trank einen Schnaps, gähnte, begann sich die Stiefel auszuziehen. Kersta stand auf und zog ihm die Stiefel aus. Dann entkleidete er sich und warf sich auf das Bett; das Bett krachte, als wollte es zerbrechen. Kersta mußte lächeln. „Na ja – ein so schwerer Mann?“ Sie löschte die Kerzen aus und setzte sich wieder auf die Ofenbank. Die glimmenden Kohlen im Herde warfen ein wenig rotes Licht und Wärme auf die nackten Füße der kleinen Frau, die bange und regungslos auf den Atem des Mannes horchte. „Du!“ erscholl es plötzlich. Kersta schreckte auf: „Was sitzt du? Wirst du nicht schlafen?“

„Was soll ich sonst tun“, erwiderte Kersta mit ihrer brummigsten Stimme. Als sie aber zum Bett hinüberging, wurde ihr warm um das Herz: „Jetzt – war sie auch – wie andere Frauen!“

In der ersten Zeit war das Leben in der Häuslerei schwierig. Die Wut über das ihm angetane Unrecht stieg immer wieder in Thome auf; dann gab es Geschrei und Schläge. Im Kruge erklärte Thome, er wolle die Frau und das Kind totschlagen. Das Kind mußte beständig vor ihm versteckt werden: „Er wird sich schon gewöhnen“, sagte Kersta ruhig: „Na ja, ein Mann ist einmal nicht anders. Was kann man da machen.“ Und wirklich, Thome begann immer weniger vom Kinde zu sprechen, dafür war um so mehr von dem Prozeß die Rede. Sie berieten, wieviel Kühe, wieviel Schweine sie im Gesinde halten würden; darüber war genug zu sagen. Er vergaß das Kind, er sah es nicht mehr, spie nicht mehr aus, wenn er an der Wiege vorüberging. Kersta konnte dem Kinde die Brust geben, ohne sich zu verstecken.

Thome beschloß, selbst in die Stadt zu fahren, um nach dem Rechten zu sehen. Für ein Weib war die Kersta klug genug, aber, was so

wirklich Verstand ist, hat doch nur ein Mann. „Das ist schon richtig“, meinte Kersta ..., „wer soll denn sonst Verstand haben?“ So fuhr er ab. Spätabends kehrte er ein wenig angetrunken und sehr aufgeräumt heim. Der Prozeß war gewonnen: „Komm her, junge Dundur-Wirtin“, rief er, „hier ist was für dich.“ Er legte Kersta ein rotseidenes Tuch auf den Kopf: „Eine Wirtin muß Staat machen.“

„Ein Tuch, wozu war das nötig“, meinte Kersta und lachte.

„Na – so“ –; und halb abgewandt, wie verlegen, warf Thome eine Semmel auf den Tisch: „Und das da – hab ich gekauft – für – für den da ...“

„Für wen?“

„Nu – für den Balg.“

Kersta nahm die Semmel und drückte sie andächtig gegen ihr Mieder: – „So – jetzt kam vielleicht auch für sie ein bißchen gute Zeit!“

BEGRÜSSUNG DES AUFSICHTSRATS

PETER HANDKE

Peter Handke

MEINE HERREN, es ist sehr kalt hier. Ich weiß nicht, wie ich diesen Umstand erklären soll. Vor einer Stunde habe ich aus der Stadt angerufen, um zu fragen, ob alles für die Sitzung bereit sei; jedoch es meldete sich niemand. Ich fuhr schnell her und suchte den Portier; ich traf ihn weder in seiner Loge noch unten im Keller beim Ofen, noch in der Halle. In diesem Raum fand ich endlich seine Frau: sie saß in der Finsternis auf einem Schemel neben der Tür; den Kopf hatte sie zwischen die Knie gepreßt, mit den Händen hielt sie hinten den Nacken umklammert. Ich fragte sie, was geschehen sei. Ohne sich zu bewegen, sagte sie, ihr Mann sei weggegangen; ein Auto habe beim Rodeln eins ihrer Kinder überfahren. Das ist der Grund, daß die Räume nicht geheizt worden sind; ich bitte Sie dafür um Nachsicht;

was ich zu sagen habe, wird nicht lange dauern. Vielleicht ist es besser, wenn Sie mit den Stühlen ein wenig heranrücken, damit ich nicht zu schreien brauche; ich möchte keine politische Ansprache halten, sondern Ihnen einen Bericht geben über die finanzielle Lage der Gesellschaft. Es tut mir leid, daß die Scheiben der Fenster durch den Sturm zerbrochen sind; obwohl ich in der Zeit, bevor Sie kamen, mit der Frau des Portiers diese Plastiksäcke vor die Öffnungen gespannt habe, damit der Schnee nicht hereinwehte, ist es mir dennoch, wie Sie sehen, nicht gänzlich gelungen, es zu verhindern. Lassen Sie sich jedoch durch das Knistern nicht davon abhalten, mir zuzuhören, wenn ich Ihnen das Ergebnis der Prüfung der Bilanz vortrage; es ist nämlich kein Grund zur Besorgnis; ich kann Ihnen versichern, daß die Geschäftsführung des Vorstands rechtlich nicht anfechtbar ist. (Kommen Sie bitte noch etwas näher, wenn Sie mich nicht verstehen.) Ich bedaure, daß ich Sie unter solchen Verhältnissen hier begrüßen muß; das wäre wohl nicht so gekommen, wäre nicht das Kind mit dem Schlitten gerade vor das Auto gefahren; die Frau, während sie einen Plastiksack mit einem Faden vor das Fenster band, erzählte mir, ihr Mann habe auf einmal unten im Keller, in den er gerade die Kohlen verräumte, aufgeschrien; sie selber war hier im Raum und stellte die Stühle für die Sitzung auf; plötzlich hörte sie ihren Mann unten brüllen; sie stand, wie sie erzählte, lange Zeit auf dem Ort, an dem der Schrei sie getroffen hatte; sie lauschte. Dann erschien ihr Mann in der Tür, der Kübel mit der Kohle hing ihm noch in der Hand; er sagte leise, während er zur Seite blickte, was sich ereignet hatte; das zweite Kind habe die Nachricht gebracht. Da also der abwesende Portier die Liste mit Ihren Namen hat, möchte ich Sie alle begrüßen, so wie ich Sie sehe, und wie Sie gekommen sind. Ich habe gesagt: wie ich Sie sehe, und wie Sie gekommen sind. (Das ist der Wind.) Ich danke Ihnen, daß Sie sich in dieser Kälte durch diesen Schnee zur Sitzung auf den Weg gemacht haben; es war ja ein weiter Weg hier herauf. Vielleicht haben Sie geglaubt, Sie würden in einen Raum treten, in dem das Eis schon von den Fenstern geschmolzen wäre, und Sie könnten sich um den Ofen scharen und wärmen; jetzt aber sitzen Sie noch in den Mänteln am Tisch, und es ist noch nicht einmal der Schnee geschmolzen, der sich von Ihren Sohlen gelöst hat, als Sie vom Eingang her zu den Stühlen gingen; es steht auch kein Ofen im Raum; wir sehen nur ein schwarzes Loch in der Wand, wo früher das Blechrohr war, als dieser Raum und dieses öde Haus noch bewohnt wurden. Ich danke Ihnen, daß Sie gleichwohl gekommen sind; ich danke Ihnen und begrüße Sie. Ich begrüße Sie. Ich begrüße

Sie! Zuerst begrüße ich herzlich den Herrn, der dort beim Eingang sitzt, wo früher in der Finsternis die Frau des Bauern gesessen ist; ich begrüße den Herrn und danke ihm. Als er vor einigen Tagen den eingeschriebenen Brief erhielt, der diese Sitzung bekanntgab, auf der die Rechnungslegung des Vorstands geprüft werden sollte, hielt er das vielleicht für unnötig, zumal es kalt war und seit langem der Schnee fiel; jedoch dann verfiel er auf den Gedanken, es sei etwas nicht in Ordnung mit der Gesellschaft; es knistere verdächtig in ihrem Gebälk. Ich sagte, er glaubte vielleicht, es knistere im Gebälk. Nein, es knistert nicht im Gebälk der Gesellschaft. (Entschuldigen Sie, was für ein Sturm.) Er begab sich also auf die Reise und fuhr durch diesen Schnee in dieser Kälte aus der Stadt hierher zu der Sitzung; unten im Dorf mußte er seinen Wagen abstellen; es führt nur ein schmaler Pfad zu dem Hause herauf. Er saß dann im Wirtshaus und las in der Zeitung die Wirtschaftsberichte, bis die Zeit kam, zu der Sitzung aufzubrechen. Unterwegs im Wald traf er einen zweiten Herrn, der ebenfalls schon zur Sitzung marschierte: dieser stand an ein Wegkreuz gelehnt und hielt mit der einen Hand seinen Hut fest, mit der andern umklammerte er einen gefrorenen Apfel; auf Stirn und Haaren lag der Schnee. Ich sagte: der Schnee häufte sich auf den Haaren, er aß von einem gefrorenen Apfel. Als der erste Herr ihn erreicht hatte, begrüßten die beiden einander, und der zweite griff in die Tasche des Mantels und reichte auch dem ersten einen gefrorenen Apfel; dabei stieg ihm infolge des Sturms der Hut vom Kopf, und die beiden lachten. Die beiden lachten. (Rücken Sie bitte noch etwas näher, sonst können Sie gar nichts verstehen. Es knistert zudem im Gebälk. Es knistert nicht im Gebälk der Gesellschaft; Sie alle werden die Anteile bekommen, die Ihnen für das Geschäftsjahr zustehen; das wollte ich Ihnen heute in dieser außerordentlichen Sitzung mitteilen.) Während die zwei nun gemeinsam durch den Schnee gegen den Sturm vorwärts gingen, war unten im Dorf bereits die Limousine mit den anderen Herren angekommen. In den schwarzen, sich schwerfällig buchtenden Mänteln standen sie im Windschutz des Autos und berieten, ob sie zu dem verfallenen Bauernhaus steigen sollten. Ich habe gesagt: Bauernhaus. Obwohl sie gewiß gegen den Weg ihre Bedenken hatten, überredete schließlich einer die Furcht der andern mit der Sorge um die Lage der Gesellschaft; und nachdem sie im Wirtshaus die Wirtschaftsberichte gelesen hatten, brachen sie auf und gingen, indem sie die Knie anzogen, hierher zu der Sitzung; es leitete sie die ehrliche Sorge um die Gesellschaft. Zuerst traten ihre Füße kräftig Löcher in den Schnee; dann

begannen sie müder dahinzuschleifen, so daß allmählich ein Weg entstand. Einmal hielten sie an und schauten, wie Sie sich erinnern, zurück in das Tal: aus dem schwarzen Himmel flogen die Flocken über sie hin; sie sahen Spuren vor sich, von denen die eine hinunterführte und kaum noch zu deuten war: da war der Bauer gelaufen, als er von dem Unfall seines Kindes gehört hatte; oft war er wohl gefallen, mit dem Gesicht voran, ohne sich mit den Händen zu schützen; oft war er tief verbohrt in dem Schnee gelegen, in der Kälte; oft hatte er sich mit den zitternden Fingern eingegraben; oft hatte er mit der Zunge die bitteren Flocken geleckt, wenn er gefallen war; oft hatte er gebrüllt unter dem stürmischen Himmel. Ich wiederhole: Oft hatte der Bauer gebrüllt unter dem stürmischen Himmel! Sie erblickten auch Spuren, die heraufführten zu dem verfallenen Bauernhaus, die Spuren der zwei Herren, die, während sie sich über die Lage der Gesellschaft unterhielten und über die Erhöhung des Kapitals durch die Ausgabe neuer Aktien, die grünen glasigen Bissen schluckten und durch den Sturm hinanwanderten. Schließlich kamen Sie alle, da war es schon Nacht, hierher zu dem Haus und traten durch den offenen Eingang herein; die beiden ersten saßen schon da und hielten wie jetzt die Notizblöcke auf den Knien und den Bleistift zwischen den Fingern; *Sie* warteten, daß *ich* mit meiner Begrüßung begänne, damit *Sie* mitschreiben könnten. Ich begrüße Sie also allesamt und danke Ihnen, daß sie gekommen sind: ich begrüße die Herren, die die gefrorenen Äpfel essen, während Sie meine Worte aufschreiben, ich begrüße die andern vier Herren, die mit ihrer Limousine den Sohn des Bauern überfahren haben, als Sie auf der verschneiten Straße zum Dorf her rasten: den Sohn des Bauern, den Sohn des Portiers. (Jetzt knistert es im Gebälk; es knistert im Gebälk des Daches, das ist der schwere Schnee; es knistert nicht im Gebälk der Gesellschaft. Die Bilanz ist aktiv; es sind bei der Geschäftsführung keine Umtriebe vorgekommen. Es biegen sich nur die Balken durch den Plafond, es knistert im Gebälk.) Danken möchte ich noch dem Bauern für alles, was er für diese Sitzung getan hat: an den vorangegangenen Tagen stieg er unten von seinem Gehöft mit einer Leiter hier zu dem Haus herauf, um den Raum zu streichen; die Leiter trug er auf der Schulter, mit dem gewinkelten Arm hielt er sie fest, in der Linken trug er den Kübel mit Kalk, in dem das gebrochene Ende eines Besens steckte. Mit diesem weißte er sodann die Wand, nachdem seine Kinder das Holz, das bis zu den Fenstern gestapelt lag, auf ihren Schlitten zum Hof geführt hatten. Den Kübel in der einen, die Leiter in der andern Hand, stapfte der Bauer herauf und bereitete emsig den Raum für

die Sitzung; schreiend liefen vor ihm die Kinder mit den Schlitten und bahnten ihm einen Weg; ihre Schals flatterten im Wind. Jetzt noch sehen wir die weißen Ringe auf dem Boden, die einander überschneiden: dort stellte der Bauer den Kübel ab, sooft er von der Leiter stieg, um die nächste Stelle zu streichen; die schwarzen Ringe beim Eingang, wo jetzt der staubige Schnee in den Raum fährt, sind durch die Töpfe mit der feuergekochten Suppe entstanden, die die Bäurin den andern zur Essenszeit brachte: es saßen dann die drei auf dem Boden, oder sie hockten auch auf den Fersen und tauchten schlemmend die Löffel ein; indessen stand die Bäurin am Eingang, die Arme locker über der Weste, und sang das Volkslied vom Schnee; dazu schlürften die Kinder im Takt und wiegten eifrig die Köpfe. (Ich bitte Sie jedoch, nicht unruhig zu werden: es ist kein Anlaß zur Besorgnis um die Gesellschaft; was Sie so knistern hören, ist das Gebälk des Daches, ist der schwere Schnee auf dem Dach, der das Gebälk so knistern macht.) Ich danke also dem Bauern für alles, was er getan hat; ich würde ihn begrüßen, wenn er nicht unten im Dorf bei dem überfahrenen Kinde wäre, ich würde auch die Bäurin begrüßen, und ich würde ihr danken, und ich würde auch die Kinder begrüßen und ihnen herzlich für all das danken, was sie für diese Sitzung getan haben. Ich danke überhaupt Ihnen allen und begrüße Sie. Ich bitte Sie jedoch, auf den Plätzen zu bleiben, damit durch die Schritte das Dach nicht erschüttert wird. Was für ein Sturm! Ich habe gesagt: Was für ein Sturm. Bleiben Sie ruhig auf den Plätzen. Ich danke Ihnen allen für Ihr Kommen und begrüße Sie. Es kracht nur im Gebälk. Ich habe gesagt, es kracht im Gebälk; ich habe gesagt, Sie sollten ruhig auf den Plätzen bleiben, damit das Gebäude nicht einstürzt. Ich habe gesagt, daß ich gesagt habe, Sie sollten ruhig auf den Plätzen bleiben. Ich habe gesagt, daß ich gesagt habe, daß ich gesagt habe, Sie sollten auf den Plätzen bleiben! Ich begrüße Sie! Ich habe gesagt, daß ich gesagt habe, ich begrüße Sie. Ich begrüße Sie alle, die Sie um Ihre Dividenden kommen! Ich begrüße Sie alle! Ich begrüße Sie. Ich

DIE HOTELTREPPE

FRANZ WERFEL

DER LIFTBOY machte verzweifelte Augen, aber der Fahrstuhl war komplett. Viel lieber hätte er die junge Dame befördert als eine trockene Last von vier Engländern, die ernst des Emporschwebens harrten.

Francine hielt den wichtigen Brief in der Hand, den sie, vom Speisesaal rückkehrend, empfangen und kaum noch durchflogen hatte. Sie wußte nicht, was in dem Briefe stand, keine Worte, keine Einzelheiten, aber sie wußte, daß er ihr Philipps Herz ungetrübt entgegenbrachte, und dies gerade in dem Augenblick, da sie die Sicherheit hatte, von Guido frei zu sein.

Das junge Mädchen verwunderte sich, daß dieser rettende Augenblick, den sie während der letzten sieben Nächte so heiß herbeigebetet hatte, nun, da er ihr gewährt war, keine größere Empfindung, kein krampfhafteres Glück in ihr wecke. Vielleicht ist es dieser Verwunderung und dem Wunsche nach deutlicheren Gefühlen zuzuschreiben, daß Francine die Rückkunft des Fahrstuhles nicht abwartete, sondern sich der breiten, rot und dick belegten Treppe zuwandte, die den riesigen Schacht des Prunkhotels in sanft ansteigenden Rechtecken hoheitsvoll umzirkte.

Eine Befreiung war zu feiern, wie man sie größer nicht denken kann. Noch heute – nachdem am Ende der Woche die Grenze der Ungewißheit fast erreicht war – schien jede Hoffnung verwirkt, und in Francinens klarem und wohlgeordnetem Geiste drängten sich unerbittlich die Vorkehrungen, Lügen und widerlichen Folgen, die notwendig sein sollten.

Sie hatte alles wohl überlegt. An Härte gegen sich selbst fehlte es ihr nicht. Philipp? Nun, Philipps Rechte bedrückten sie am wenigsten. Hatte er denn Rechte an sie? Rechte, durch welche Vorzüge und Leistungen erworben?

Aber ihre Eltern belügen zu müssen, niederträchtige Ausreden und Hintergehungen zu erfinden, und dies alles mit freier Stirn und gespielter Heiterkeit, wie hätte sie das fertigbringen sollen! Ihre Eltern waren sehr alt und von der ahnungslosen Sittenstrenge längst verschollener Zeitalter erfüllt. Nicht daß sie, Francine, gegen solche Sittenstrenge auch nur in einem Winkel ihres Herzens rebelliert hätte. Sie war durchaus einverstanden mit ihr, wie mit jeder Festlegung und Erschwerung des Lebens.

Obgleich sie von solchen Dingen keine starre Meinung hatte, fand sie es doch entzückend von Papa, dem ehemalig kaiserlich-königlichen Minister, daß er die Gegenwart ignorierte, daß er immer am Geburtstage seines langverstorbenen, sagenhaften Monarchen am häuslichen Tische in feierlicher Kleidung erschien und – wenn auch der Anlaß mit keinem Wort erwähnt wurde – ein stilles Gedenkfest zelebrierte. Sie war viel zu jung, um wider die Gegenwart irgendwelche Erbitterungen aus verletztem Standeshochmut zu hegen, dennoch empfand sie einen Abscheu vor aller Verbilligung des Lebens und hatte sich so auf ihre Weise gegen die Zeit gestellt, indem sie ihr blondes Haar nicht kurzgeschnitten trug. Und doch, auch die konservative Länge ihres Haares hatte ihr keinen Schutz geboten...

Nun aber war die Erlösung da! Das Kaum-mehr-Erhoffte hatte ihr Gott geschenkt. Allein so schnell verzog sich der braune Nebel, der sie sieben Tage umlastet hatte, so selbstverständlich blieb jetzt alles beim alten, so rasch war aus ihrem Erlebnis ein widerwärtiger Traum geworden, und nicht einmal ein Traum, daß sie die Flinkheit ihres Vergessens wie eine Unzucht empfand.

Francine stand am Fuße der Treppe. Sie sah, daß man in der Halle schon die Tische für die Abendmusik und den Tanz rückte. Es war höchste Zeit zur Flucht. Sie hob den Kopf und maß den Abstand, der sie von ihrem Zimmer im letzten Stockwerk trennte. Der kathedralenhohe Raum wuchs schwindelnd über ihr. Und in der Höhe des Abgrunds hing der gewaltige Kronenlüster mit seinen mattblitzenden, leisklirrenden Prismen und schien in einem geheimnisvollen Luftzug zu schwanken.

Sie dachte an den Wallfahrtsort, wohin die Mutter sie einmal, noch als Kind, mitgenommen hatte. Hundert und mehr Stufen führten zur hohen, felsumpanzerten Kirche. Und die Mutter war all die hundert Stufen in Leistung einer Buße, zerknirscht, auf den Knien emporgerutscht.

Wie nichtig mochte die Sünde der armen, immer schweigsamen Mutter gewesen sein, für die sie also andächtig Buße tat. Die Zeiten

haben sich verändert und den Glauben geschwächt. Sie, Francine, würde nicht die hundert Stufen zu einer hohen Kirche hinanknien, aber immerhin den bequemen Fahrstuhl verschmähen und die teppichrote Treppe dieses Prunkhotels – in ihrem besten Abendkleid allerdings, mit bloßen Schultern und Armen – bußfertig emporwandern.

Langsam setzte sie den Fuß auf die erste Stufe.

Der Weg, der vor ihr lag, kam ihr weit und beschwerlich vor wie eine einsame Bergbesteigung, denn in dieser Minute war in dem mächtigen Treppenraum des Hotels kein Mensch zu sehen, und ganz verlassen fühlte sich Francine in diesem Raum, den zu überwinden sie sich auferlegt hatte. Aber nicht allein den Raum zu überwinden galt es.

Als Kind schon hatte sie gelernt, ohne Schwindel und Schwäche sich selber Rechenschaft zu legen. Sie hatte gelernt, daß alle Träumerei, die Flut undeutlicher Gefühle Sünde sei und die Religion eine ständige Gewissensforschung gebiete. Nun war mit einem Schlage die unübersehbare Verwirrung behoben. Im letzten Augenblick war das Unerwartete geschehen, Gott selber hatte sich erbarmt und Gnade vor Recht ergehen lassen.

So war es denn ihre Pflicht, ehe sie Guido für ewig in den Abgrund warf, ehe alles für immer ungeschehen blieb, ja nun hatte sie die harte Pflicht, das Gesicht des Mannes noch einmal zurückzurufen. Aber wie strenge sie auch die Brauen kräuselte und ihre Stirn in Falten legte, Guido hatte kein Gesicht!

Francine sah angestrengt auf die Stufen nieder, um sein Bild aus dem Teppich zu locken. Doch nichts anderes erblickte sie als ihre schmalen und schwachbeschuhten Füße, die – und das hatte etwas Rührendes – gleichmäßig vor ihr einhertraten. Jenes Menschen aber konnte sie in sich nicht habhaft werden. Nichts von ihm war gegenwärtig, kein Zug, kein Wort, nur sein Flüstern während jenes gefährlichen langsamen Bostons, den sie leider mit ihm getanzt hatte.

Dieses Flüstern hatte keinen Inhalt; keiner Schmeichelrede, keines Liebeswerbens entsann sie sich. Nichts anderes war es als „Flüstern", wie Wind nichts anderes ist als Wind, und wie Wind hatte das Flüstern mit lustig-spitzer Zunge ihre Ohrmuschel geküßt.

Francine machte eine neue Anstrengung, mehr von Guido zu bannen als jenes kitzelnde Flüstern. Aber – wenn sie auch vor Willensanspannung die Zähne zusammenbiß – nichts anderes vermochte sie zu beschwören als eine tadellose Gliederpuppe im Smoking, die dieser und jener sein konnte, alle, nur Philipp nicht, der

etwas dicker und kleiner war als Guido oder dieser und jener hier im Hause.

Durchaus lächerlich erschien die tadellose Gliederpuppe, wenn sie ohne Rock im schwarzseidenen, überscharf in die Taille geschnittenen Gilet dasaß. Überdies saß sie in ihrem, Francinens, eigenen Zimmer, das zum Unglück die Nummer 517 trug. Sie saß im ersten empörenden Morgengrauen am Toilettetisch und rieb sich mit Francinens Cold-Creme die weißovale und selbstüberzeugte Scheibe ein, die sie an Stelle eines Gesichtes trug. Francine konnte vom Bette her, in dem sie schamlos lag, der Gliederpuppe eitel-ausführliche Anstalten beobachten, als wäre das Ganze nichts als selbstverständlich.

Aufrichtig fand sie es auch nicht grauenhaft und nicht zum Weinen, sondern nur gleichgültig.

Dies also war die Liebe!

Und warum sollte die Liebe etwas anderes sein? Ein kitzelndes Flüstern im Ohr! Ein verlegener Rausch! Ein Gesicht, das nur eine eitle Scheibe ist, vor die man alle möglichen Physiognomien schieben kann!

Doch etwas anderes war in der Liebe noch enthalten, etwas sehr Ernstes und Unerbittliches, das nichts mit Smoking, Boston, Gliederpuppen, Flüsterwind, Cold-Creme und leeren Gesichtsscheiben zu tun hatte. In all diesen Tagen des unsicheren Bangens hatte Francine nur eine wirkliche Schmach erlebt. Das war die Szene in der Apotheke.

Fünfzehn Minuten lang hatte sie es nicht gewagt, in den Laden einzutreten. Sie setzte die Worte der fremden Sprache, die sie sprechen sollte, immer wieder zusammen und nahm sie verzweifelt immer wieder auseinander in ihrem Sinn. Vor allem aber hoffte sie, daß sie in dem Magazin einen weißbärtigen, uralten Apotheker vorfinden werde, einen gütigen Greis, dem sich anzuvertrauen kein Ding der Unmöglichkeit sein würde.

Sie stand dann zwar vor keinem jungen, aber auch keineswegs vor einem alten Apotheker, sondern – wie die Schwäche in ihren Knien es zeigte – vor einem Mann in den ekelhaftesten Jahren. Kein Wort brachte sie vorerst heraus, wurde rot und röter und diente den zynischen Augen des Drogisten zur Weide, der sich wohl hütete, ihre Verzweiflung und seinen Genuß abzukürzen. Nach einer Weile dröhnenden Schweigens platzte sie endlich mit dem ungehörigsten aller Worte heraus und war einer Ohnmacht nahe.

Der Apotheker, entschlossen, den Reiz der Szene bis auf die Neige zu kosten, stellte mit der hochnäsigen Miene ärztlicher Sachlichkeit

unverschämte Fragen, riet, warnte und verlor sich immer tiefer in üppige Verfänglichkeiten. Als ihm nichts anderes mehr übrigblieb, verabfolgte er ein Fläschchen mit roten Pillen, deren Wirkung er jedoch grausam-lüstern in Zweifel zog, und reichte Francinen endlich die Adresse einer sicheren weisen Frau, wobei er zärtlich ihren Arm abtastete.

Wenn sie eine Sünde begangen hatte, dort im Apothekerladen war sie gebüßt für alle Zeiten. Der Himmel selbst schien mit dieser Buße zufrieden zu sein, denn heute hatte sich das Präparat des widerlichen Menschen gegen seinen eigenen Zweifel als wirksam erwiesen.

Nun mußte sich Francine nichts mehr vorwerfen. Guido war ein tadelloser Smoking mit einem unvorstellbaren Gesicht über dem Kragen, er war ein fader, langsamer Boston, dessen gummiartige Melodie man ebenso schnell vergißt wie jenes raffinierte Flüstern. Gestern hatte sie dem Menschen seinen zweiten Brief uneröffnet zurückgesandt. Ein dritter und vierter Brief wird wohl noch kommen. Natürlich! Soviel ist sie wohl wert! Aber nach dem siebenten oder neunten vergeblichen Versuch wird der Herr seine schriftlichen Zudringlichkeiten unterlassen. Nach Rückkehr der Eltern dürfte sie es kaum mehr nötig haben, die Post zu beaufsichtigen. Während Francine über den teppichdumpfen Treppenabsatz des ersten Stockwerks hinschritt, war es beschlossene Sache, daß nun, nie und in alle Ewigkeit nicht, Guido gelebt hatte. Mit leichten und heiteren Beinen begann sie jetzt die neuen Stufen zu ersteigen, während sich ihr Blick voll unbekannten Wohlwollens in Philipps Brief versenkte:

„Meine geliebte Francine“ – las sie –, „endlich ist der große Wurf gelungen. Ich habe für uns beide die schönste Zukunft gezimmert. Mit Stolz kann ich sagen, daß ich nur meiner Tätigkeit und keiner Protektion den unerwarteten Erfolg verdanke. Das New Yorker Haus schickt mich in leitender Stellung nach Genf, wo ich das europäische Zweigunternehmen errichten und führen soll. Wir werden, meine süße Geliebte, die ersten Jahre unserer Ehe am Genfer See zu Füßen des Mont Blanc verleben. Ist das nicht herrlich? ...“

Das unbekannte Wohlwollen war weg. Der salbungsvolle Tonfall von Philipps Worten verfolgte die Schreitende.

„Großer Wurf gelungen!“ ... „Ich habe uns beiden eine schöne Zukunft gezimmert!“ ... „Tätigkeit!“ ... „Unsere Ehe!“ ... „Zu Füßen des Mont Blanc!“

Guido hatte kein Gesicht, aber Philipp hatte ein Gesicht, ganz und gar das Gesicht, welches sein Briefstil ihr aus Amerika herübertrug. Scharf sah die Zornige es vor sich. Sie sah die blonden Härchen einer

werdenden Glatze im Winde spielen. Philipps blaue Augen (das Schönste an ihm übrigens) reichten ihr gerade bis zum Mund. Ohne den Kopf zu bewegen, hatte sie manchmal seine Augen geküßt, aber nur aus Mitleid, weil sie so groß war und er so klein. Hatte ein Mann, dessen Augen ihr gerade bis zum Mund reichten, der in Amerika Geschäfte machte und über diese „Tätigkeit" pathetische Schriftrede führte, als wären's Rittertaten, hatte solch ein Mann das Recht, ihrer so sicher zu sein?! Wer war er denn? Hatte er Papas feine und resignierte Miene bei seiner Werbung nicht verstanden?

Francine konnte nicht weiterlesen und ertappte sich dabei, daß sie vor Ärger – als hätte sie sich selber gar nichts vorzuwerfen – zwei Stufen auf einmal nahm.

Plötzlich schrak sie zusammen und verlangsamte ihre Bewegung. Ein großer, glänzend aufgerichteter Herr im Frack mit Umhang kam ihr entgegen, die Treppe hinab. Ehe sie den Blick gleichgültig zur Seite schweifen ließ, nahm sie ein hartes, knochiges Modegesicht wahr, wie sie's trotz allem liebte, und grau-leuchtende Schläfen. Der Herr seinerseits bereitete ein ausführliches und eindrucksvolles Vorübergehen vor.

Der für Francine höchst unangenehme Augenblick der Begegnung schien ihr endlos. Sie konnte sich, während sie Glieder und Blicke einzog, als wären sie Atem, die merkwürdige Frage stellen, ob zwei Schiffe, die draußen auf einsamer See Bord an Bord aneinander vorüberstreichen, ein ähnlich peinvoll-benommenes Gefühl haben, wie sie jetzt.

Der Herr war hinter ihr verschwunden! Sie spürte aber genau und hingebungsvoll, daß er stehenblieb, kehrtmachte und ihr nachsah. Da verwandelte sich Francine und verlor alle Gedanken. Wie ein Pferd ging sie gleichmäßig im Gespann des Männerblicks, der sie kräftig von hinten zügelte. Sie senkte tief den Kopf, als schritte sie gegen den sanften Widerstand eines erfahren gelenkten Geschirrs vorwärts. Heimliche Scheuklappen blendeten rechts und links ihre Augen ab, die doch kein Schreckbild und nichts anderes hätten sehen können als den falschen Marmor der Hotelwände. Langsam setzte sie Bein vor Bein mit der vorsichtigen Zierlichkeit eines Maultiers. Sie ging mit ganz engen Gliedern. Ihre Knie rieben sich oft aneinander, als müßten sie den Schritt mahlen wie ein unsichtbares Getreide.

Francine konnte es vor sich selbst nicht ableugnen, daß ihr der aufgezwungene Gleichtakt und die umwölkte Gedankenlosigkeit wohltaten, daß sie ihr den Weg erleichterten. Als des Herrn Tritt

unter ihr, von neuem hallend, sich entfernte, bedauerte sie es fast, ohne Fesseln und sich selber überlassen weitergehn zu müssen.

Noch immer unendlich hoch hing der Kronleuchter von der Kuppel herab. Sie fühlte die Versuchung, müde, wie sie war, nach dem Lift zu schellen und sich in den fünften Stock und in ihr Zimmer bringen zu lassen, dessen Ziffernsumme, wie sie es abergläubisch längst berechnet hatte, dreizehn ergab. Aber sogleich stand sie von dieser feigen Verirrung ab. Es war nicht ihre Art, Entschlüsse so leicht aufzugeben, die kleine Selbstbestrafung und ihren Willen der Bequemlichkeit aufzuopfern, wenn sie ihn auch – aus welchen Gründen immer – einem Menschen aufgeopfert hatte, von dessen Gesicht sie nichts mehr zurückrufen konnte als eine leere weiße Scheibe.

Im Weitersteigen begann sie Philipps Brief neuerdings zu lesen. Ihr Unmut war verschwunden: nur daß sie die Seite, die sie geärgert hatte, überschlug. Da fiel ihr Blick auf einen Satz, der sie so stark ergriff, daß sie mitten auf der Treppe stehenblieb:

„Ich verdiene Dich nicht, meine hohe königliche Francine! Du stehst über mir in jedem Sinne als Leib und Blut, als Mensch und Geist. Was dürfte ich von Dir anderes verlangen, als daß Du mir erlaubst, Dir zu dienen und Dich zu verstehen, solange ich Leben habe. – Alles was Du tust, wird für mich ewig wohlgetan sein, und wäre es Schädigung, Verrat, ja Vernichtung meiner eigenen Person! Von Dir habe ich nichts zu fordern. Dir aber gebe ich die Macht über mein Leben und meinen Tod."

Francine küßte, ohne sich zu bewegen, Philipps gute Augen. Das erstemal küßte sie diese blauen Augen (als trennte sie beide das Meer nicht) mit stillem Überschwang. Wie hatte sie ihm vorhin unrecht getan! Oh, Philipp verstand mit wahrem Edelmut seine Stellung! Er war der Zarte und Feste, er war die einzig zuverlässige Seele, von der sie immer geliebt werden würde. In seiner wunderbaren Zärtlichkeit hatte er dort drüben *alles* empfunden. Er ahnte alles und maßte sich nichts an. Sie war überzeugt davon, daß er den Zwischenfall auf geheimnisvolle Weise vorverspürt hatte und daß sein Brief die Antwort auf ihr Erlebnis sei. Wie märchenhafte Nerven besaß Philipp doch trotz seiner „Tätigkeit"! Er weiß alles, ohne etwas zu wissen, und sie wird es ewig verschweigen dürfen, ohne eine Lügnerin zu sein.

Francine schluckte glücklich an ein wenig Tränen. Das erstemal seit so vielen Tagen löste sich die Lethargie von ihrer Stirn. Jetzt erst empfand sie mit ganzer Kraft die Fülle der Gnade, die ihr zuteil geworden. Sie sah mit offenen Augen, welchen Erniedrigungen und Häß-

lichkeiten sie entgangen war, in die sie sich fast schon gefunden hatte. Und Philipps Brief riß die feinsten Wurzeln ihrer Verwirrung aus der Wirklichkeit, ein starkes Gelöbnis erst löste die letzten Schatten Guidos von ihrem Schicksal. Jetzt lag die tadellose Gliederpuppe wahrhaft im tiefsten Abgrund, und ein dichtes Grab wälzte sich über sie. Nichts war geschehn. Francine aber war frei. Francine war wieder Francine.

Klopfenden Herzens sprang sie die nächsten Stufen empor. In einem wahren Rausch gehetzter Innigkeit entwarf sie jetzt nichts anderes als das Bild der Wohnung, die sie mit ihrem Verlobten bald beziehen würde. Im Fluge teilte sie die Zimmer ein und nahm auf Wärme, Ruhe, Wohlbehagen ihres künftigen Gatten zärtlichen Bedacht. Sie kannte Genf nicht, aber es war klar, daß ihre Wohnung in keiner schlechteren Gegend liegen dürfe als am Quai Mont Blanc, mit allen Fenstern auf den See hinaus. Sie versuchte auch zu glauben, daß ihre Gleichgültigkeit gegen Kinder eine heilbare Eigenschaft sei, Philipps wegen. – Wie gut war alles abgelaufen! In ihrer Zukunft klaffte kein Riß mehr. Für den Beginn des nächsten Monats kündigte Philipp seine Rückkehr nach Europa an. Sie war fest entschlossen, ihm bis Hamburg entgegenzureisen und ihn niemals mehr zu verlassen. Sie hielt es nicht nur für Zufall, daß er sich heute vielleicht schon in New York eingeschifft hatte.

Francine faltete mit heißen Händen den Brief zusammen. Da bemerkte sie, daß vor ihr auf der Treppe eine uneröffnete Depesche lag. Zugleich mit Philipps Schreiben war sie ihr im Augenblick der Schicksalswende übergeben worden. Sie hatte sie, ohne es zu wissen, die ganze Zeit über festgehalten. Sofort wußte sie: die Eltern!

Vater und Mutter hatten sich eine Reise nach Sizilien gegönnt. Sie selbst, der trüben Gesellschaft und des sorgenden Dienstes an den Alten müde, war auf eigenen Wunsch zurückgeblieben. Allerdings die Gewährung dieses Wunsches hatte harte Kämpfe gekostet. Papa wollte es auf keinen Fall dulden, daß sie frei und ohne jede Behütung die Zeit hier verbringe. Erst den stillen Künsten Mamas, gewissen kränkenden Anspielungen auf die veränderten Verhältnisse und Sitten, auf die allgemeine Emanzipation und auf Francinens baldige Ehe war es gelungen, den Vater zum Verzicht auf sein Interdikt zu bewegen! Empfindsamer Verzicht, ja, das war Papas Lebenselement! Aber wie recht hatte er diesmal gehabt mit seiner veralteten Angst!

Francine erwartete eine Nachricht aus Palermo. Sie riß das Telegramm auf. Es war von Neapel datiert, woher ihr die Eltern mitteilten, daß sie schon morgen vor Mittag sie zur Heimreise abholen würden.

Fast hätte Francine aufgeschrien. In dieser Depesche erblickte sie das letzte Himmelsgeschenk. Sie spürte es körperlich, wie die Lieben von allen Seiten aufbrachen, sie zu entsetzen wie eine Belagerte. Sie spürte das sekundliche Näherkommen des Rettungswerkes. Die Gnade Gottes war vollkommen. Nur eine Nacht noch mußte sie in diesem verfluchten Zimmer überstehen, nur eine Nacht noch in dem verfluchten Bette schlafen! Mit ihrer ganzen Last fiel sie in die Wirklichkeit zurück. Vor dem morgenfrischen Bilde der Abreise wich der letzte Rest des schmutziggrauen Traumbannes. „Sofort die Koffer packen!"

Und sie stürmte die zehnte Stufenreihe empor.

Hochaufatmend stand sie oben. Aber sie hatte ihrem Herzen zuviel zugemutet. Und auch ihre Augen konnten jetzt die Linien und Farben der Dinge nicht aufrechterhalten. Alles schob sich ineinander. Einen Augenblick mußte sie stehnbleiben, ruhen, ehe sie den Weg in ihr Zimmer fortsetzte, das letzte kleine Stück über den Gang, das ihr jetzt so weit und mühsam erschien.

Hingegen hing der ungeheure Lüster in ihrer Augenhöhe, das mattblitzende, leisklirrende Märchengeschöpf, das Francinens Blick seit dem ersten Tage mit kindhaften Phantasien angezogen hatte. Er schwankte wirklich in einem leichten, zauberhaften Ausschlagswinkel oder beschrieb, wenn man schärfer hinsah, einen kleinen, kaum merklichen Flugkreis. Francine trat an das Geländer des Treppenabsatzes, denn sie fühlte plötzlich das Bedürfnis, diesem strahlenden Riesenvogel, der mit ausgebreiteten Schwingen über dem Abgrund schwebte, näher zu sein.

Das Geländer, das den Korridor von der fürchterlichen Tiefe trennte, war nicht hoch. Francine konnte sich mit freiem Oberkörper weit vornüber beugen. Und sie sah jetzt – ihr Herz hatte sich wieder beruhigt – ohne jeden Schwindel hinab, sah, wie sich die Halle mit vielen verzeichneten Menschen füllte, und hörte das Stimmen der Instrumente.

Gestern um dieselbe Stunde hatte sie denselben Blick in die Tiefe getan. Und da war ihr – gestern – ganz leise die Lockung ins Blut geschlichen:

„Wie wär es, wenn ich mich jetzt noch weiter vorbeuge und das Gleichgewicht verliere ..."

Sogleich aber hatte sie scharf diese Versuchung von sich gewiesen. Es war die Tiefe, der Abgrund, der leere Raum und seine Anziehungskraft auf die Seele, die sie wohl kannte, nicht aber der Wunsch, ihrem Leben ein Ende zu machen. Dessen war sie sich so

klar bewußt, daß sie noch eine Weile lang trotzig dem Abgrund die Stirne geboten hatte, ehe sie das Geländer verließ . . ., gestern . . .

Und gestern war doch ein Grund da zum Verzweifeln. Heute aber und jetzt war doch nur Grund da zur Freude und zu Dankgebeten. Francine suchte hastig die Dankbarkeit in sich, sie suchte das Erlösungs- und Glücksgefühl, das wenige Minuten vorher noch bei Philipps Geständnis in ihr gepulst hatte. Aber sie fand nur eine *große Öde,* die ihr in den Ohren rauschte wie gottloses Wasser. Immer scheußlicher wuchs das Tönen dieser Öde in ihrem Gehör. Aber es machte nicht bewußtlos, nein, es stachelte bösen Scharfsinn auf. Erkenntnisse rauschten:

„*Gestern* habe ich etwas besessen. Ängste, Konflikte, Entschlüsse! Ich war reich. Die Erlösung hat mich leer gemacht. Mir ist, als hätte ich heute einen großen Verlust erlitten. Das Glück grinst. Und was ich gewesen bin, werde ich doch nie wieder sein . . ."

Francine wußte genau, wie gefährlich es war, diesen Gedanken der Öde weiterzuspinnen. Sie hoffte, irgendeine Tür werde sich öffnen, ein Gast aus dem Zimmer treten, ein Stubenmädchen, ein Diener jetzt vorüberkommen. Sie lauschte krampfhaft nach Schritten. Schritte allein hätten genügt, sie vom Geländer zu lösen und sanft in ihr Zimmer zu führen.

Doch nichts rührte sich.

In der Tiefe des strahlenden Schachtes aber brach die Jazzband los. Das Jammern der Saxophone, das gepreßte Keuchen des Blechs, das Teppichklopfen des Schlagwerks versammelte sich hier oben zu seinem eigenen Echo wie eine schaurige Menagerie. Um den schwankenden Lüster aber schwirrte das tückische Flüstern unsichtbarer Insekten. Und unten begann das betäubende Phlegma des Tanzes.

Francine erzitterte. Unter den äffisch kletternden Klängen glaubte sie jetzt den faden Boston zu entdecken, der nichts anderes war als die Melodie der großen Öde, die sie beherrschte, die alles beherrschte. Noch einmal machte sie einen kleinen Versuch, vom Geländer loszukommen, aber schon war jeder Finger mit eigenen kitzelnden Ketten festgeschmiedet. Und nur der Weg nach Vor blieb frei. Da ergab sie sich.

Aber sofort entwuchs dem gottlosen Phlegma, der Öde, ein tödlicher Übermut. Und dieser Übermut hielt die Luft für ein dichtes Element wie Wasser und den Abgrund für tragfähig. Mit zwei Schwimmtempi mußte der goldene Leuchter zu erreichen sein . . .

Warum trat kein Gast aus seiner Tür? Warum ging kein Mensch

vorbei? Warum erbarmte sich in den weiten Gängen des Hotels auch nicht ein Schritt mit menschlichem Hall?

Der große Dampfer der Hamburg-Amerika-Linie arbeitete sich mit hohen Hilferufen der Sirenen durch den Nebel.

Der Zug hatte Rom verlassen und durchkreuzte wie wahnsinnig die Nacht.

Aber nichts mehr konnte Francinen retten.

DAS HENKERSMAHL

HERBERT HECKMANN

Herbert Heckmann

> Freß ich mich arm: unnd sauff mich zu tod,
> so hab ich gewiß gewalt über den Tod.
> *Johann Fischart*

AUF DIE Frage, welches sein letzter Wunsch sei, antwortete er ohne Umschweife, er wolle sich noch einmal satt essen, ehe man ihn vom Leben in den Tod bringe. „Satt", wiederholte er und deutete auf seinen mageren Leib, der krumm und mit Schwären überdeckt an der Kerkermauer lehnte. „Satt", sagte er zum dritten Male und hob die Hände mit den Ketten bis zur Mundhöhe. Die Wächter lachten übermütig und versprachen ihm ein fürstliches Mahl mit silbernen Löffeln und Gabeln, die er jedoch dann nicht mehr stehlen könne.

„Wir werden dir etwas auftischen, daß du weißt, was du in der Hose hast." Sie ergingen sich in saftigen Schilderungen opulenter Speisen, daß dem Delinquenten das Wasser im Munde zusammenlief. Sie priesen das Spanferkel, den Ochsen am Spieß, die fetten Hammel, gebratene Tauben und Kapaune – und stießen sich an, wenn ihr Opfer die Augen lüstern verdrehte.

„Macht schon!"

Wieder mit sich allein, hatte der zum Tode Verurteilte plötzlich die Vorstellung, alles, ja rundherum alles, sei eßbar, er preßte den Mund an die Mauer und riß sich die Lippen blutig. Kraftlos sank er auf sein Lager zurück und träumte von offenen Mündern.

Als sie ihn dann zum Essen weckten, konnte er kaum den Löffel

führen. Sein Kopf sank bis in Tellernähe, und der Dampf von sauren Kutteln stieg in seine Nase. Die Wächter hockten sich vor ihm hin und beobachteten, wie er erst langsam und zittrig, dann zuversichtlicher den Löffel handhabte, die Backen vollstopfte und versonnen kaute, mit jedem Bissen mehr Übersicht gewinnend. Bald war der Teller leer, der Humpen vakant, das Maul gewischt, aber der Hunger ungebrochen. Um mehr bat er und streckte seine Glieder, so daß die Ketten klirrten.

„Es sei dir gewährt", sagten die Wächter und brachten neue Schüsseln herbei und jungfräuliche Flaschen. Sie lachten, als sie das tapfere Zupacken ihres Opfers sahen, wetteten untereinander, wieviel er noch verschlingen könne. „Es gilt."

Und es galt, er kaute, schluckte, rülpste und schnaufte.

„Tapfer!" schrien sie.

„Mehr!" sagte er und aß, was ihm vorgesetzt wurde, aß und aß.

„Er wird uns noch die Haare vom Kopfe fressen." Aber sehr bald wurde ihre Freude kleinlauter. Längst schon waren die Ketten von seinen Händen und Füßen gesprungen, sein Leib dehnte sich, schon aß er mit der Wildheit eines Scheunendreschers und wuchs zur Decke hin. Der Schemel krachte unter ihm zusammen. In furchtbarer Nacktheit stand er da. Die Wächter flohen aus der Zelle, aber unverdrossen aß er weiter und zwang seine Bewacher, ihm immer mehr aufzutischen, sei es, was es wolle. Sie taten es ängstlich und blieben außer Reichweite seines Löffels, zitterten, wenn er vor Hunger schrie.

Die Decke barst über seinem Kopf, das Dach brach auseinander, es kümmerte ihn wenig, er aß. Seine Wächter verschlang er mit den Trümmern, er verschlang Straßen und Häuser, den Richter samt seiner Frau, spülte sie mit dem Fluß hinunter. Sein Adamsapfel hatte die Größe einer Kirchglocke. Der Schatten seines unförmigen Körpers wächst drohend über das Land. Ich habe gerade noch Zeit, dies niederzuschreiben. Ich höre das Donnern von Schritten, die Erde ächzt.

Der Hunger sei mir gnädig.

REVANCHE

GERD GAISER

EINMAL HABE ich" – erzählte der spätere Unteroffizier Martin – „einem Kameraden eine Wache abgenommen, und der Mensch sagte damals zu mir: Dafür werde ich mich bei dir revanchieren.

Ich hatte nichts im Sinn gehabt damit, daß ich ihm die Wache abnahm; wir lagen in Ruhe in einer kleinen Stadt an der Warthe und stellten den Mädchen nach, wie es in Garnison der Brauch war. Es war gerade ein Sonnabend, und niemand mochte gerne von Sonnabend zu Sonntag auf Wache ziehen, mir kam es aber damals nicht darauf an. Einen Augenblick vorher hatte ich selbst nichts von einer solchen Absicht gewußt, dann aber bot ich es ihm plötzlich an, wie ich den Kerl so stehen sah, als die Einteilung herauskam. Ich kann mir den Burschen noch mehr als genau vorstellen, ihr werdet auch bald begreifen, warum, einer von den linkischen Vögeln, die beim Kommiß Pech haben und zu Diensten eingeteilt werden, vor denen jeder sich drückt. Übrigens war er nicht übel anzusehen, er konnte sogar für einen forschen Kerl gelten, solange er bloß den Mund nicht auftat. Er litt nämlich an einem Sprachfehler, so daß seine Laute unartikuliert herauskamen und alles, was er sagte, von einem absonderlichen, heulenden Unterton begleitet war. Begann er einen Satz, so zuckte es ihm an der Hand, solang er ansetzte, endlich, wenn der Satz kam, schlenkerte er die Hand heftig, hob sie mit einem Ruck hoch und ließ sie fallen. Das sah verwunderlich aus, und die Korporale machten sich einen Spaß damit, den Menschen anzureden und dabei jene Hand ins Auge zu fassen, die ihm an der Hosennaht zuckte und sich bemühte, stillzuhalten, wie es die Vorschrift befahl.

Das versteht sich, daß er so bei Mädchen nicht viel gelten konnte, die Spötter, die ihn auf vorgebliche Liebschaften ansprachen, glaubten an ihre Erfindungen selber nicht. Aber nun hatte gerade damals der Pechvogel eine gefunden, die bereit war, an einem Gartenzaun

auf ihn zu warten, wahrscheinlich seine erste, bei ihm ging das ja nicht wie bei den flotten Korporalen, die jeden Tag einer die Schürze aufziehen konnten, wenn sie bloß wollten. Kein Wunder, daß ihm die Welt einfiel, als er hörte, er müsse gerade jetzt auf Wache ziehen. Also die Wache nahm ich ihm ab, und das war sein Glück. Jetzt habe ich auch einmal Glück gehabt, gestand er mir an einem anderen Tag und rückte mir ganz nah auf den Leib dabei. Seine Hand tat den Ruck, er schlenkerte sie und ließ sie schnell fallen; ich weiß nicht, weshalb mir so albern grauste dabei, als er mir so ins Gesicht blickte und seine Stimme sich abmühte und er sich dann noch einmal nach mir umwandte und die Hand hob: ‚Dafür, mein Lieber, werde ich mich noch bei dir revanchieren.'“

So erzählte es Martin, und Martin wurde nach seinem Unteroffizierslehrgang versetzt zu einer anderen Kompanie damals, als der neue Feldzug begann. Eines Tages war er mit drei Leuten seiner Gruppe unterwegs nach vorn, das Gelände lag unter einem schwachen, planlosen Feuer. Links hinauf hatten sie einen mäßigen Hang, rechts den Wald, mit dem der Nachbarabschnitt anfing. Da lag am Waldrand, mit einer Zeltbahn zugedeckt, ein Toter.

„Ich möchte wissen, wer's ist“, sagte Martin und spähte hinüber, aber den Leuten stand der Kopf nicht danach, sie mochten sich nicht aufhalten und stapften zu, und nur einer sagte: „Soll ich nachsehen gehen, Herr Unteroffizier?“ „Nein“, sagte Martin, „bleibt ihr auf dem Weg, ich hole euch ein. Seht zu, daß ihr weiterkommt.“ – Denn er konnte nicht dagegen an, es zwang ihn, unter der Zeltbahn nachzusehen, wer darunterläge. Und er war eben daran, einen Zipfel aufzuheben, da fauchte es seitwärts, und blitzschnell warf er sich hin. Wie er aber den Kopf hob, da hatte ein Doppeleinschlag seine drei Leute zerrissen im Augenblick, als sie die Höhe des Hanges erreichten. Er wollte vorstürzen und hinlaufen, doch plötzlich kam es ihm wieder, was ihn zu dem Umweg bewogen habe. Jetzt hob er den Zipfel vollends auf und spähte hinunter: da lag der Mann drunten, dem er damals die Wache abgenommen und der zu ihm gesagt hatte: „Dafür werde ich mich noch revanchieren.“

DER ZAUBERER

HANS CAROSSA

Einen Sommer lang bewohnte den Garten beinah täglich ein seltsamer Gast. Wann er zum ersten Male erschien, habe ich nie gewußt, er war einfach zugegen. Der Vater nannte ihn Onkel Georg und behandelte ihn mit großem Respekt. Bewegte Jahre schienen hinter ihm zu liegen; von bestandenen Abenteuern und errungenen Erfolgen war viel die Rede. Besuchern bot er gelegentlich seine Schnupftabaksdose und erzählte behaglich, ein österreichischer Erzherzog habe sie ihm als Zeichen besonderer Huld und Bewunderung geschenkt. Auf dem Deckel sah ich das Brustbild einer schönen Frau, die, wofern ich mich recht erinnere, nur mit einem schwarzen Halsband bekleidet war. Welcher Art die Leistungen des Alten gewesen, konnte ich mir nicht vorstellen, war auch zunächst nicht neugierig darauf. Ab und zu brachte die Post einen Brief, den ich ihm überreichen durfte; ich ersah aus den Aufschriften, daß er den gleichen Namen hatte wie wir, im übrigen war er bald als Tuchhändler, bald als Rentner, bald als ehemaliger Illusionist aus Passau bezeichnet. Ich erfuhr auch, daß er in genannter Stadt behaust und seine Frau vor kurzem dort gestorben sei. Die Mutter sprach von ihm als einem steinalten, kranken Mann, der schon mit einem Fuß in der Ewigkeit stünde und seines Herzleidens wegen bereits allerlei Kurorte besucht, zuletzt aber den Weg nach Kading gefunden habe. Abgelegenheit und Stille des Fleckens mochten ihn festhalten, mehr noch die Nähe des Neffen, auf dessen Heilkunst er große Stücke hielt.

Zu jener Zeit mußte ich wieder einmal dem Großonkel einen Brief in den Garten bringen, und diesmal stand unter dem Namen: „Gemeindebevollmächtigter und ehemaliger Zauberkünstler". Von Zauberern hatte schon die Forelle erzählt; nun saß einer mitten unter uns, und der Gedanke, daß er plötzlich seine Kräfte spielen lassen könnte, machte mich schaudern und hoffen. Ich zog mich in meine

Sonnenblumenpflanzung zurück und betrachtete dort ungestört den nun so merkwürdig gewordenen Alten. Meist saß er in einem Lehnstuhl neben der Urne; ein Glas mit gelber Arznei stand vor ihm auf einem Tischchen, in den Händen hielt er oft ein schwarzes Buch, dessen Schnitt in der Sonne glänzte. Er war lang und hager, der nackte Schädel voller Unebenheiten, ein dünner Kranz verfärbter Locken haftete daran. Hinter großen, runden Brillengläsern blickten graue Augen wunderlich langsam hin und her; die Lippen, vom vergilbten Bart umgeben, erschienen so dunkelbläulich wie die von uns Kindern, wenn wir Taubeeren gegessen hatten. Die Füße in schwarzen Halbschuhen waren stets ein wenig geschwollen, so daß die weißen Strümpfe sich darüber spannten. Zuweilen bog er den Kopf zurück und sah mit furchtbar entschlossenem Ausdruck zum Himmel, drückte die Hand an die Brust und atmete kurz und stoßweise. Diese Veränderung war sehr ängstlich anzusehen, doch dauerte sie nie lang; war sie vorbei, so blätterte er wieder, als wäre nichts geschehen, in seinem Buch.

Ich trug meinen blauen silbergesternten Gummiball bei mir, und auf einmal hatte ich ihn aus dem Dickicht auf den Sitzenden zugeworfen. Dabei gedachte ich nicht ihn zu treffen, sondern wünschte nur, ihn auf mich aufmerksam zu machen, und sah mit vergnügtem Grausen das abgeschleuderte Rund vor ihm niederfallen, hoch emporschnellen und, während der Alte zusammenfuhr, im Laubwerk des Zaunes verschwinden. Dann sprang ich lachend hervor in der Erwartung, er werde Spaß verstehen und sich mit mir unterhalten. Aber ein böser Empfang erwartete mich.

„Immer luren im Winkel, pfui, wie eine Spinne", zischte er gehässig; und als ich weiterlachte, trieb er mich mit einer fürchterlichen Stimme, die man in seinem leidenden Leibe nicht vermutet hätte, zur Arbeit.

„Wie läßt du den Garten verkommen, nachlässiger Wicht! Unkraut wächst, Steine stecken in den Beeten, der Boden wuselt von Ungeziefer – dort! schau, wie sich's rührt! wie's herauf will! O langweiliger Frater! Vom Sessel fallen will ich, wenn da keine Werre steckt! Grabe! Grabe! Laß sie nicht auskommen!"

Weit vorgereckt wies er mit Hand und Blick auf eine Stelle des nächsten Beetes, und wirklich glaubte ich ein leises Heben und Lockern des Bodens zu bemerken. Ich scharrte mit beiden Händen Erde heraus, fand aber nichts.

„Hast du die Bestie, die verfluchte?"

„Noch nicht, Herr Großonkel", sagte ich.

„Aber gewiß hast du sie, kleiner Narr! Bist du blind? Jetzt kriecht sie dir über die Hand, über den Arm, in den Hals, in den Mund!“

Er gebärdete sich verzweifelt, während ich nun wirklich am Gaumen eine Bewegung spürte und vor Entsetzen spuckte.

„Komm, laß dir helfen, mein Kind! Öffne den Mund!“ befahl er in barmherzigem Ton, sperrte mir die Kiefer auseinander, äugte hinein und sagte: „Aha!“ wie ein Zahnarzt, fuhr mit dem Finger über die Zunge hin und hielt mir, gutmütig lachend, eine dicke, zappelnde Maulwurfsgrille vor die Augen, die er sofort mit Verfluchungen zu Boden warf und unter seinem geschwollenen Fuße zertrat.

Diesem rohen Scherz folgten bald einige freundlichere; aber das Gefährliche war nie fern, und wenn er Auflehnung spürte, kam es hervor. Oft befahl er mir, Blumen zu bringen, die er, indem ich sie ihm überreichte, gleichsam in meiner Hand verschwinden ließ, um sie mir nach langem Suchen aus der Tasche zu ziehen; bald verwandelte er weiße chinesische Nelken in rote, bald, wenn er auf mich böse war, bannte er mich fest, so daß ich mitten auf dem Wege keinen Schritt vor- und rückwärts tun konnte. Er stellte sich dann immer, als ob er gar nicht merkte, was vorging, sagte, das sei ein verhexter Garten, hier könne er nicht bleiben, gleich morgen werde er davonreisen. Wenn ich dann wie ein betrunkener Wilder ihn umtanzte und rief: „Nein, Sie dürfen nicht fortreisen! Sie sind ein Zauberer, Sie bleiben bei uns und zaubern alle Tage!“, so lächelte er nur. Und wirklich war es für mich ausgemacht, daß nun die Zeit größter Überraschungen angebrochen sei. Das bisher Geschehene nahm ich nur für Scherze und Vorreiter der eigentlichen Wunder, und ich hatte in dieser Hinsicht gewisse Wünsche, die ich vorderhand noch für mich behielt. Ein echter kleiner Mensch, wurde ich schnell undankbar gegen die sanften Schranken, in denen mich das Leben heranführte, und freute mich, sie bald allenthalben durchbrochen zu sehen. Auch fühlte ich mich selber schon in jedem Nerv zum großen Magier berufen und hoffte, bald meine Schulgenossen in Erstaunen zu versetzen.

Einmal, als ich mich wieder nach einem harmlosen Taschenspielerstückchen unbändiger Lustigkeit überließ, befiel den Greis einer seiner schmerzhaften Krampfanfälle, und zwar viel heftiger als sonst. Das Gesicht erblaßte bläulich, winzige Tröpfchen traten auf die Stirn, die Hand fuhr nach dem Herzen. Er bewegte sonderbar den Mund und starrte nach oben. Hatte mich dieser Anblick sonst sehr bedrückt, so verfiel ich nun auf den Gedanken, der Zustand könnte irgendwie mit seinem Zaubertum zusammenhängen und die Einleitung sein zu einer neuen großen Gaukelei. Ich fuhr fort, zu jauchzen

und in die Hände zu patschen, und rief: „Herr Großonkel, was haben Sie wieder für ein Zauberstück im Sinn!“ Erst als er mich flehentlich zur Ruhe winkte und mit unheimlich schwacher Stimme bat, den Vater zu holen, wurde ich beklommen und lief gehorsam in die Wohnung, gab jedoch meine Hoffnung, daß die Szene lustig enden würde, nicht sogleich auf.

Von diesem Nachmittag an aber verschlimmerte sich das Leiden. Die quälenden Krämpfe, wie sie das Leben in den Körpern auslöst, die es abstoßen will, sie stellten sich immer häufiger ein, Leib und Füße schwollen stärker an, und auch die Sehkraft ließ mit jedem Tage nach. Vom Aufenthalt im Garten war nicht mehr die Rede; unser größtes Zimmer wurde ihm eingeräumt, hier saß er im breiten Lehnstuhl am Fenster, die gelbe Medizin und eine silberne Glocke neben sich auf dem Tischchen, und verseufzte die Zeit. Ich aber trieb mich zwischen Schule, Garten und seiner Anziehung dahin. Mitten im Lauf und Spiel auf dem Platz fiel er mir ein, ich eilte heim, fragte, ob er schon wieder zaubern könne, legte Blumen vor ihn hin, in der Hoffnung auf neue Verwandlungen, und versteckte Medizin und Glocke, um ihn zu erstaunlichen Taten zu reizen. Er aber ließ alles geschehen, und die Blumen vertrockneten. Und doch, je weniger er seine Magie walten ließ, desto fester war ich von ihr überzeugt; all seine Schmerzen, Angstwallungen und Erstickungsnöte, ja sein lauter Jammer, dessen ratloser Zeuge ich manchmal wurde, konnten meine Gläubigkeit nicht erschüttern. Daß Zauberei Sünde war, stand im Katechismus; oft war mir, als läge der Zorn Gottes auf ihm, aber in allem sichtlichen Elend blieb er mir der Gebieter der Mächte, wie ein echter König auch im Unglück ein König bleibt.

Noch einmal schien sich alles zum Guten zu wenden. Die Füße schwollen ab, das Atmen wurde gelinder, das Augenlicht heller, der Kranke konnte wieder in der Wohnung umhergehen und nachts bequem im Bette liegen. Groß war meine Freude; der Vater aber mißtraute der überschnellen Besserung, prüfte den Puls noch öfter als sonst, brachte neuen Sud aus der Arzneikammer und gebot völlige Ruhe, worum sich der Alte nicht viel kümmerte. Die Mutter ging still umher, traf seltsame Vorbereitungen, kaufte Kerzen und verriet uns eines Mittags gegen strenge Verschwiegenheit, daß das Ende nahe sei. Sie war im Traume weiß gekleidet durch ein fremdes Zimmer gegangen und hatte sich in einem Spiegel schwarz gekleidet auf sich selber zukommen sehen. Solche Träume der Mutter waren unfehlbare Todeszeichen, wie sie auch andere Vorkommnisse, besonders Feuersbrünste, häufig voraussah. Doch erfuhr ich dies erst

später; mir fehlte damals noch jeder Sinn für üble Vorbedeutungen, ich nahm dergleichen für leere Worte und hielt mich an das augenblickliche Wohlbefinden des Alten.

Nachts war er oft stundenlang wach, und weil ich im Zimmer neben dem seinigen schlief, so weckten mich nicht selten seine lauten unverständlichen Selbstgespräche. Ich schlich dann zuweilen zu ihm hinein, und bei diesen Zusammenkünften, die wir, ohne Verabredung, vor niemand erwähnten, erwies er sich viel freundlicher und umgänglicher als bei Tag, erlaubte mir auch ein für allemal, du zu ihm zu sagen. Als ich ihm tüchtig zusetzte, doch endlich wieder einmal ein bißchen Zauberei zu treiben, sagte er lachend:

„Du stellst es dir gar zu leicht vor, du Kobold! Um zaubern zu können, wie sich's gehört, dazu brauch ich den Zauberstab. Der aber liegt weit von hier in einer dreifach versperrten Truhe in den Zaubermantel eingewickelt. Nun höre! Wenn du mir gehorchst und drei Tage lang meine Stube nicht betrittst, so will ich dir gern ein paar von meinen Künsten zeigen. Mein treuer flinker Donaugeist, – ich ruf ihn – warte nur ..."

Er unterbrach seine Rede, sah starr in einen Winkel und rief mit langgezogener unterdrückter Stimme: „Amal! Amal! Amal!"

Ein kläglicher Ton antwortete vom Ofen her.

„Mache dich bereit!" hauchte Onkel Georg. „Reise durch die Luft! Hole den Stab! Den Stab! Den Stab!"

„Den Stab! Den Stab! Den Stab!" wiederholte seufzend ein Echo vom Ofen, und der Alte nahm sein gewohntes Wesen an, als wäre nichts Außerordentliches geschehen.

Ich sah bald auf ihn, bald in den Ofenwinkel; frierend und schaudernd zog ich mein Hemd eng an mich und drängte mich an das Bett.

„Ich will hoffen, daß er nicht vergißt, mir auch den Mantel mitzubringen, der erhöht meine Kräfte! Mag der Plunder noch einmal zu Ehren kommen, bevor ihn die Schaben fressen und mich die Würmer! Der Teufel weiß, in was für Hände alles fällt, wenn ich tot bin!"

„Wenn du stirbst, schenkst du mir deinen Zauberstab!" sagte ich und schlug bittend die Hände zusammen.

„Möchtest du denn, daß ich bald sterbe?" fragte er schnell.

„Nein!" entgegnete ich. „Aber bald einmal mußt du ja doch sterben, und ich lebe dann noch lange Zeit."

„Woher weißt du das?"

„Ich bin klein, du aber steinalt. Und in der Ewigkeit brauchst du doch keinen Zauberstab mehr."

Er sah mich eine Weile mit sonderbarem Ausdruck an; dann stöhnte er und raunte:

„Der Stab allein tut es nicht, man muß auch das Zauberwort wissen."

Zuletzt gab er mir einen leichten Schlag auf die Wange und sagte:

„Kann sein, du wirst auch einmal ein Zauberer, will's Gott, ein stärkerer als ich! Oder du endest am Galgen, eins von beiden ist dir gewiß. Jetzt aber trolle dich in dein Bett, und laß dich drei Tage und drei Nächte nicht bei mir blicken!"

So wartete ich denn geduldig auf das Ungeheure, und als mich der Meister bereits in der dritten statt in der vierten Nacht zu sich entbot, war es mir fast zu früh. Ich sah die Möbel verstellt, und das Zimmer kam mir größer vor als sonst. Er aber stand hinter dem Tisch, auf dem sieben Kerzen brannten und allerlei Flaschen, Becher, Büchsen und Würfel dämmerten und blinkten. Mit rotem, schwarzdurchzeichnetem Mantel und hoher, goldgestickter Scharlachmütze nahm er sich fremd und feierlich aus wie ein Priester. Worauf ich aber vor allem blickte, das war der schwarze Stab, der mich nur mächtiger anzog, weil er so schlicht und unsonderlich aussah. Ein einzelner Stuhl stand in der Zimmermitte; ich erhielt einen wortlosen Wink, mich zu setzen. Eine sehr leise Musik, die wohl von einer verborgenen Spieldose herkam, begann zu tönen. Der Onkel, mir zunickend, erhob wie zum Scherz den Stab, verschob noch einmal seine Sachen und ließ nun, Zug um Zug, aus kleinen Gaukeleien seine Kunststücke hervorgehen. Mochten sich diese wenig von dem unterscheiden, was in jeder guten Taschenspieler-Vorstellung gezeigt wird, – mich versetzten sie in Taumel, und ich vergaß, daß dies eigentlich doch etwas ganz anderes war als das heimlich immer Erwartete. Wenn ich mich nämlich allein befand und wünschte, daß Wunder geschähen, so dachte ich dabei an jene ernsten, herzerfreuenden, wie sie in den biblischen Geschichten vorkamen, oder an solche, die meinem gerade dringendsten Bedürfen entsprochen hätten, keinesfalls an solch bunte, lustig-unverbindliche Hexereien, wie sie jetzt mit betäubender Wirklichkeit vor mir abschwirrten. Murmelnd ging er hin und her und rief dann und wann halblaut ein unverständliches Wort, besonders wenn er mit dem Stab an einen Gegenstand klopfte. Zu mir sprach er selten; einmal befahl er mir, ein neues weißes Taschentuch zu holen. Er faltete es auseinander und tat, als wollte er seine Brille putzen, dabei brachte er es unvorsichtig der Kerze zu nah, es fing Feuer und brannte mit mäßiger Flamme. Ich schrie: „Das Tuch brennt!" Er erschrak, bedeutete mir aber zu schweigen, warf es zu

Boden, zerstampfte den Brand und dachte mit bekümmerter Miene nach. Endlich schien ihm etwas einzufallen; er nahm eine Flasche vom Tisch, öffnete sie, machte mit dem Stab Zeichen darüber und stellte sie bereit. Hierauf sammelte er die fast verkohlten Fetzen, warf sie in einen grünen Becher, preßte sie gewaltsam hinein, wie man eine Pfeife stopft, und beträufelte sie aus der Flasche. Dann hob er den Becher mit einer Hand, während er ihn mit der andern verschloß, schüttelte ihn und murmelte dabei immer wieder ein seltsam klingendes Wort. Und jetzt geschah es! Er stellte den Becher auf den Tisch, beklopfte ihn dreimal mit dem Stab, tauchte sodann Daumen und Zeigefinger ein, zog sehr langsam das Tuch heraus und warf es mir lächelnd zu. Es war so weiß und zusammengelegt, wie ich's ihm gegeben hatte, ich breitete es auseinander, kein Fleckchen war versehrt. Zum Verwundern aber blieb keine Zeit; er wurde nun erst munter, nahte mir mit einem Stückchen Papier und gebot mir, es zu essen. Widerwillig nahm ich's in den Mund und kaute voll Ekel kräftig darauf los. Er aber ließ es mich nicht verschlucken, sondern rief: „Halt!", berührte mit dem Stab meine Kehle und zerrte hierauf langsam, Ruck auf Ruck, mühselig stöhnend, ein buntes Rohr, das mindestens dreimal so lang war wie ich selber, aus meinem Munde. Anfangs bestürzt, mußte ich bald lachen; es war doch gar zu schön und tat nicht im geringsten weh. Unfaßbar schnell folgte nun eins aus dem andern; er trieb es immer toller und wurde dabei immer jugendlicher. Zuletzt zauberte er aus allen meinen Taschen seidene Blumen hervor: Veilchen, Myrten, Rosen, Mohn, Sträußchen um Sträußchen, einen ganzen Garten. Aber da hörte die verborgene Musik zu spielen auf, und zwei Kerzen, ganz herabgebrannt, verloschen fast auf einmal. Der Greis ächzte, stützte die Arme auf den Tisch und überblickte mit gebeugtem Haupt seine Gerätschaften. Einen Augenblick war's, als nähere sich der Krampf; doch kam es nicht dazu, vor dem würdigen Ornat schien das Feindliche zurückzuweichen. Er blies nun selber die noch brennenden Kerzen bis auf eine aus, goß dann aus einem Fläschchen etwas Wein in ein Glas und befahl mir zu trinken. Nachdem ich genippt hatte, trank er mir zu und leerte das Glas mit einem Zug.

Der ungewohnte Tropfen schoß mir ins Blut; mit größter Ausgelassenheit brachte ich Lust und Bewunderung zum Ausdruck. Plötzlich, überflammend von Gefühl, nicht überlegend, wie leicht ich dadurch die Eltern wecken könnte, warf ich das Glas zu Boden, daß es zersprang. Der Zauberer, zürnend, herrschte mich an: „Was fällt dir ein?" Da hob ich die Trümmer auf, legte sie vor ihn hin, umfaßte

seine Knie und bat ihn, so herzlich ich konnte, er möge sie wieder zusammenzaubern. Ohne die Scherben zu berühren, blickte er mich lange finster an, schließlich sagte er: „Vielleicht ein andermal. Heut bin ich zu müde dazu." Nun bemerkte ich, daß er sehr leidend aussah und wieder alt geworden war, doch blieb er noch immer herrlich genug anzuschauen. Endlich gab er mir die Hand und sagte mild:

„Das war alles nur Spaß, nur ein bißchen Unterhaltung. Das nächste Mal wollen wir wirklich zaubern!"

Am folgenden Tage kam der Großonkel zum gemeinsamen Mittagessen herüber, was lange nicht geschehen war. Eilig aß ich meinen Teller leer und lief unter einem Vorwand in sein Zimmer. Keins von allen den geheimnisvollen Dingen fehlte. Über der Armlehne des Krankenstuhls hing der Mantel; auch die Flasche mit Wunderwasser, der grüne Becher, das lange Rohr, das er mir aus dem Hals gezogen hatte, die verstreuten Blumen, alles war zugegen, und unansehnlich auf dem Tische lag der Stab. Erst berührte ich ihn vorsichtig mit dem Finger, dann immer dreister, endlich nahm ich ihn, schwang ihn und fühlte mich von unermeßlicher Macht gespannt. Verschüttet war die ursprüngliche Sehnsucht nach wahren Wundern, Fieber der Nachahmung raste, der Wille, mir die Zauberherrschaft anzumaßen und mich in ihr zu zeigen, wuchs mit der Minute. Tritte verscheuchten mich; ich kehrte an den Tisch zurück, wo schon der Kaffee aufgetragen wurde, und saß puppenstill. Aber etwas in mir arbeitete gewaltsam auf eine Handlung hin, und mitten im Sinnen und Planen überholte mich die Tat. Ein weißer Pappendeckel war zur Hand; mit meinen größten, schönsten Buchstaben schrieb ich darauf: „Leute von Kading! Kommt alle um fünf Uhr in die Sommerschenke! Ich werde zaubern!", setzte meinen Namen darunter und nagelte das Plakat an die Haustüre.

Das Befinden des Alten verschlimmerte sich am Nachmittag; er mußte wieder das Bett aufsuchen. Einmal, für kurze Zeit, kam der Pfarrer; auch der Vater hielt sich viel im Krankenzimmer auf, wo es immer beklemmender nach scharfen Flüssigkeiten roch. Ich kümmerte mich wenig um die Hausbegebenheiten und ging den Leuten aus dem Weg. Die Kunststücke hatten sich in der Nacht so leicht und reizend abgespielt; was war sicherer, als daß sie mir ebenso mühelos gelingen würden, sobald ich Mantel und Stab in meinem Besitz hatte? Die Stunde nahte, ich durfte nicht mehr warten; mit klopfendem Herzen betrat ich, zum Äußersten entschlossen, die halbhelle Stube. Keine von den flüsternden Personen, die vorsichtig aus und ein gingen, gab auf mich acht; der Meister selbst lag in unruhigem

Schlummer. Fliegen summten um den violettlichen Mund, auf dem Tisch lag die Brille. Mit zwei Griffen hatte ich Mütze, Stab, Flasche, Becher und einige Leuchter gepackt und rannte mit Diebesschnelligkeit über Flur und Hof in die Schenke, wo die Wirtin allein am Fenster stand und Krüge putzte. Sie fragte, was ich Schönes brächte.

„Freu dich, Frau Wirtin!“ rief ich ihr zu. „Große Zaubervorstellung ist um fünf Uhr hier in deiner Schenke! Willst du zusehen? Du wirst Augen machen!“

Sie tat, als fühle sie sich sehr geehrt, erbot sich zur Mithilfe und rückte einen Tisch zurecht, auf dem ich meinen Kram ausbreiten durfte. Ermutigt lief ich noch einmal hinauf und raffte, da der Kranke noch immer schlief, auch den prächtigen Mantel fort und die fehlenden Leuchter, deren volle Zahl zum Gelingen vielleicht notwendig war.

Als ich wieder in die Schenke kam, ging dort ein Mädchen auf und ab, das ich bisher nur vom Sehen und Sagenhören kannte. Sie war noch nicht lang im Ort; ihre Eltern waren Münchener Zirkusbesitzersleute gewesen und früh gestorben, worauf ihre Kadinger Verwandten sie an Kindes Statt angenommen hatten. Die Hände auf dem Rücken verschlungen, betrachtete sie meine Gegenstände. Da sie mich erblickte, musterte sie mich aufmerksam und fragte:

„Bist du vielleicht ein Sohn vom Zauberer?“

Als ich mich selbst als den Zauberer bekannte, entfuhr ihr ein überraschtes Ah!, sie neigte artig den Kopf und sagte: „Ich bin die Eva Veeders und möchte gern die Vorstellung ansehen.“

Leicht war zu erkennen, daß sie aus feinerem und festerem Stoff bestand als die anderen Kadinger Mädchen. Älter und größer als ich, sah sie von der Seite einem Knaben ähnlich; im Gedächtnis lebt sie mir mit einem blassen, leicht errötbaren Gesichte, das nach unten sich ziemlich zuspitzte; die Züge waren nicht wie bei vielen Kindern auseinanderfliehend, sondern zusammenstrebend, die schwarzen Augensterne sehr groß und nur mit einem schmalen blauen Ring umgeben, die Lidränder oft etwas entzündet. Das braune Haar hatte kupferigen Schein; es fiel halblang in Locken auf Nacken und Schultern. Ein Hauch der noch immer unbekannten Stadt umgab sie; ihr Kleidchen, zwar mehrfach geflickt, war fremd und vornehm geschnitten, auf der Brust lag ein kleines, aus dunkelroten Steinchen zusammengesetztes Kreuz.

Ich stellte die mitgebrachten Leuchter auf den Tisch und breitete den Purpurmantel auseinander.

„Er ist zu weit für dich", bemerkte das Mädchen, „schlupf einmal hinein!"

Hilflos verschwand ich in der moschusduftenden Pracht und erwartete, von Eva Veeders ausgelacht zu werden; die aber legte sofort Hand an, faltete hier den Stoff, schlug ihn dort ein, heftete ihn mit Stecknadeln, die sie von der Wirtin erbat, und gürtete mir in wenigen Minuten ein leidlich passendes Gewand zurecht. Hierbei plauderte sie viel und erzählte auch von mehreren anderen Zauberern, die sie näher gekannt habe, worauf ich ihr anvertraute, daß ich einen großartigen Wunderstab besäße, durch den ich machen könnte, was ich wollte: so würde ich zum Beispiel von irgendeinem Besucher ein Taschentüchlein borgen, es verbrennen und sodann im grünen Becher wieder neu machen. Bei dieser Eröffnung sah sie mich sonderbar an; solche Leistung schien ihr Erwarten weit zu übertreffen. Mittlerweile stellten sich bereits erste Zuschauer ein, und Eva zog mich in ein Nebenzimmer; sie hielt es nicht für gut, wenn mich die Leute schon vor meinem Auftreten zu sehen bekämen. Mir deuchte sie jetzt mehr in sich gekehrt und nachdenklich; zuweilen stellte sie Fragen, deren Sinn ich nicht recht begriff, schließlich nahm sie die hohe bunte Mütze, verengte und verniederte sie, setzte sie mir auf, prüfte mich mit Beifall und sagte dann sehr herzlich, ein wenig mütterlich:

„Weißt du was? Ich werde dein Diener sein, wenn du zauberst! Alle Zauberkünstler haben Diener bei den Vorstellungen. Die holen ihnen Sachen, die sie gerade brauchen, zünden die Lichter an, halten alles in Ordnung und helfen manchmal selbst ein wenig zaubern."

Obgleich ich durchaus keine Hilfe für nötig hielt, gefiel mir doch das Angebot; ich nahm es fröhlich hin. Klar standen die Szenen der Nacht vor mir; inbrünstig schwang ich den Stab und lugte dabei durch ein Schiebfensterchen in die Schenke. Dreißig Zuschauer mochten sich versammelt haben, darunter ein paar Frauen, größtenteils aber Kinder. Sie saßen auf den langen Tischen und ließen die Beine herunterbaumeln; einzelne hatten sich der wenigen vorhandenen Stühle bemächtigt. Manche ließen sich ein Glas Bier geben, worüber sich die Wirtin freute, die ihrerseits nicht verfehlte, mich ihren Gästen als einen Ausbund von Klugheit vorzurühmen. Die meisten machten ernste Gesichter; wenige wisperten und kicherten.

Eva ging hinaus, ließ sich von der Wirtin Kerzen geben, besteckte die leeren Leuchter und entzündete die sieben Flammen. Es wurde still; ein kleines Mädchen brach beim Anblick der Lichter in hellen Jubel aus. Ich hörte es beglückt und wollte vor Ungeduld zersprin-

gen; es hielt mich nicht länger, mit mühsam bezähmten Schritten trat ich aus der Kammer hervor an den Tisch. Jemand lachte, vielleicht ein Schulkamerad, den mein geborgter Staat befremdete, ich tat nicht dergleichen – das Lachen wird dir bald vergehen, dachte ich. Murmelnd ging ich auf und nieder, machte winkende beschwörerische Zeichen, beklopfte die Gläser, den Becher und, damit ja nichts fehle, auch die Leuchter mit dem Stabe, den ich dann wieder nach Art eines Kapellmeisters leise schwang. Und schon teilte sich den Gästen meine Sicherheit mit; Große wie Kleine saßen schweigend, mit offenen Mündern, der Wand entlang, und als ich ein Taschentuch verlangte, wurde mir gleich ein Dutzend entgegengereicht. Ich nahm das Tüchlein eines Mitschülers und breitete es auseinander; es war ganz neu, ein blutrotes Linnen mit aufgedrucktem ovalem Bild, wo grasgrüne Rennbuben auf hellbraunen Gäulen über Hindernisse setzten. Ohne mich sehr zu beeilen, zog ich's über den Zauberstab und brachte es dabei der nächsten Flamme nah. Es wollte nicht sogleich Feuer fangen, endlich brannte der Saum, alle schrieen: „O weh, das Tüchel!" Den Meister nachahmend, stellte ich mich erschrocken und gebot den Rufern Stille, indem ich bedeutsam den Finger an die Lippen legte. Erst als das Feuer über die Mitte hinausgefressen hatte, ließ ich, an der Hand schon Hitze spürend, das Tuch auf den Steinboden fallen und zertrat die Glut, wobei ich passend fand, dem Eigentümer, der sich beunruhigt zeigte, getrost und verheißungsvoll zuzulächeln. Jetzt nahm ich den grünen Becher, bewies, daß er leer war, indem ich wie der Großonkel mit dem Stab darin herumfuhr, und stellte ihn wieder an seinen Platz. Nun aber konnte sich der gute Junge nicht länger beschwichtigen, stand auf, trat vor und fragte, was mit seinem Tüchelchen geschehe, er habe es erst jüngst zum Namenstag bekommen. Streng befahl ich Schweigen, der Zauber werde sonst nicht gelingen. Von nun an verharrten alle stumm in atemloser Neugier. Ich sammelte mit Evas Hilfe die Brandfetzen, warf sie flüsternd in den Becher, knetete sie tüchtig zusammen und träufelte aus der Flasche Wasser darauf. Dann schüttelte ich mit aller Kraft und bepochte den Becher abermals mit dem verwandelnden Stabe. Der Augenblick war da; ich wandte mich zu den Anwesenden, deren Gesichter vor Spannung fast verzerrt aussahen, erhob den Becher, griff hinein und fühlte noch immer das nasse Tuch. Mein Schrecken war groß, jedoch mein Glaube nicht erschüttert; vielmehr fürchtete ich, etwas Wichtiges ausgelassen oder nicht mit genügender Kraft an den Becher geklopft zu haben. Die Leute wurden unruhig. „Es ist Schwindel!" zischte eine Stimme, eine andere begütigte: „Laßt ihn doch machen!" Eine Frau

lachte: „Was nicht Kindern alles einfällt!“ Ich aber gab mich nicht verloren, sondern griff noch einmal zur Flasche, schüttete Wasser auf den verkohlten Leinenrest, bis er schwamm, und schlug auf das Gefäß los, als wäre meine Aufgabe, es zu zertrümmern.

Auf einmal, mitten im fiebrigen Mühen, überfiel mich die schreckliche Erkenntnis. Vergeblich war alles, verpfuscht von Anbeginn, der Fehler stand kraß vor Augen und war nicht gutzumachen. „Der Stab allein tut es nicht, man muß auch das Zauberwort wissen“ – hatte nicht Onkel Georg einmal in der Nacht so gesagt? Das Wort, das er selbst bei den Verwandlungen gemurmelt hatte, das Wort, das alles entschied, alles vollendete –: ich wußte es nicht. Wütend preßte und kniff ich das glatte schwarze Holz, das jetzt, wo ich seiner Wirkung bedurfte, kein Lebenszeichen gab. Endlich dachte ich an Gott, und während sich die Hände hoffnungslos abquälten, umstürmte ich ihn heimlich mit dem zudringlichsten Gebet. Auf einmal trat Eva Veeders heran und sagte laut und einfach:

„Das ist ein sehr schweres Zauberstück, eins der schwersten. Die wenigsten Zaubermeister bringen es zusammen. Du mußt einen Augenblick ausruhen. Ich will dich ablösen. Ich habe schon einmal einem großen Zauberer gedient. Laß mir den Becher und den Stab!“

Ich raunte ihr zu, daß ich zum Onkel hinauflaufen und ihn um das Zauberwort fragen wollte; sie aber flüsterte: „Bleibe hier!“ Und nun begann sie mit meinem Zeug so wunderlich zu hantieren, daß alle wieder neugierig wurden. Den Becher faßte sie vorsichtig an, als ob er heiß wäre, und tippte mit dem Stab nur leise an den Rand. Bald setzte sie ihn auf den Tisch, bald trug sie ihn schwingend hin und her. Endlich blickte sie zweifelnd hinein:

„Es braucht nicht mehr viel – es gelingt! Es gelingt!“ rief sie voll Entzücken, „das Tuch wird verwandelt – es ist schon kein Tuch mehr – es glänzt – es kann zu einem Stern werden oder zu einem schönen kostbaren Ring ...“

Die Kinder, die heraneilten, um die Herrlichkeit im Becher zu beschauen, scheuchte sie mit verbietendem „Noch nicht!“ auf ihre Plätze; starr, wie eine Lesende, sah sie sekundenlang auf den Grund, gebannt saßen die Gäste – nun tauchte sie langsam, zaghaft, als fürchte sie noch immer ein Mißlingen, zwei Finger ein und hob, ganz blaß vor Freude, einen goldhaft glänzenden Ring heraus, an dem rote und grüne Edelsteine kostbar blitzten. Alsdann verneigte sie sich, man wußte nicht recht, vor wem, und überreichte dem verdutzten und geschmeichelten Knaben das Kleinod mit der Bemerkung, dafür könne er sich, wenn er möchte, wohl sieben neue Tücher einhandeln,

fügte auch bei, er habe solch Glück nur mir zu verdanken, alles sei mein Werk, und sie selber habe fast gar nichts mehr zu machen gebraucht. Der Junge suchte sich den gleißenden Reif sofort an den Finger zu streifen, indessen ich, verblüfft über diesen Ausgang, bald auf den Ring, bald auf Eva blickte – da wurde die Tür aufgerissen: laut weinend fuhr unsere Magd auf mich zu, packte mich bei der Hand und schrie: „Du sollst kommen! Schnell! Der Herr Onkel stirbt! Er will von dir Abschied nehmen!" Gerade ging der Pfarrer auch, das verhüllte Sanktissimum tragend, von einem klingelnden Knaben gefolgt, durch Wind und Laubgewirbel dem Hause zu. In die Knie sanken Mütter und Kinder, und während sich rings Häupter neigten und Hände an Brüste klopften, riß mich das Mädchen schluchzend, als gälte es ihrem eigenen Vater, dem Priester nach in die Wohnung. Indessen dieser seines Amtes waltete, stand ich, mir selbst überlassen, auf dem Gang. Daß der Scheidende nach mir verlangt hatte, erregte mich ungeheuer; ich vermutete, daß er mir noch die starken allwirkenden Zauberformeln anvertrauen wollte, zugleich schauderte mir vor seinem Sterben. Als man mich endlich hineinließ, war es damit schon vorüber; man gebot mir, die Hände zu falten, reichte mir später ein Büschelchen aus Buchszweigen, damit ich es in geweihtes Wasser tauche und den Leichnam damit besprenge, und verwies mich sodann in die Wohnstube. Frierend und mit heißen Ohren saß ich dort herum, verdüstert, böse. Der Knabe, den der Anblick Verstorbener sonst so feierlich und liebreich stimmte, fand, vom Geiste des Toten besessen, keinen frommen Gedanken, keine Träne. Daß die großen, magischen Worte, die dieser gewußt hatte, für immer verloren seien, war mein einziges Denken. Ich bat die Magd, Eva zu suchen und zu mir zu schicken. Sie fand aber die Schenke bereits von Gästen verlassen und brachte nur die Zaubersachen zurück, welche die Wirtin unterdessen in Verwahrung genommen hatte. Sofort untersuchte ich den Becher. Er war leer; nur winzige Restchen verkohlter Leinwand hafteten am Boden.

DIE KLAGEN ÜBER MEINE METHODEN HÄUFEN SICH

MARTIN WALSER

Martin Walser.

DER MUT, den man braucht, Sparkassenräuber zu werden, auf blankem Steinboden in die taghelle Schalterhalle einzudringen, dieser Mut fehlte mir, als ich von meinen Erziehern gedrängt wurde, einen Beruf zu wählen. Gerne wäre ich auch Förster geworden; aber selbst für diesen Beruf, so schien es mir, brauchte man den Mut eines Sparkassenräubers. Fast für alle Berufe, wenn man sie näher betrachtet, braucht man diesen Mut eines Mannes, der in die Schalterhalle eindringt, alle mit einer geladenen oder noch öfters mit einer ungeladenen Pistole im Bann hält, bis er hat, was er will, der dann noch lächelt und rückwärts gehend plötzlich verschwindet.

Schließlich entschied ich mich, Pförtner zu werden. Und ich wurde Pförtner in einer Spielzeugfabrik. Ich kann mir vorstellen, daß viele meiner Kollegen durch diesen Beruf hochmütig werden, daß sie auch nach Feierabend noch mit kaltem Gesicht herumlaufen und abweisende Handbewegungen um sich her streuen.

Ich bin nicht so geworden, obwohl ich mich nach Kräften bemühe, meinen Dienst tagsüber gewissermaßen unbarmherzig zu tun. Ich fühlte mich von Anfang an zu Hause in meiner gläsernen Loge. Die Knöpfe, mit denen ich die mir anvertrauten Türen öffnen kann, wurden mir ein einziges Mal zur Handhabung erklärt, und schon hatte ich alles verstanden; das Verzeichnis der Telefonanschlüsse im Haus kannte ich auswendig, kaum, daß ich's einmal durchgelesen hatte. Den ersten Besuchern gegenüber war ich – das gebe ich zu – ein bißchen scheu: ich befürchtete Fragen, die ich nicht beantworten konnte, ich war noch nicht sicher, ob mir die Formulierung meiner Auskünfte in jedem Augenblick so gelingen würde, wie es der Besucher erwarten darf. Wie leicht kann doch ein Pförtner scheitern! Da kommen Herren der vornehmsten Art in die Fabrik, und der Pförtner

weiß nicht, ob es seinen Vorgesetzten im Haus lieb ist, gerade diesen oder jenen Herrn zu empfangen. Und jeder im Haus glaubt, er sei der Vorgesetzte des Pförtners. Der Pförtner hat keine Kollegen, er hat nur Vorgesetzte. Und er muß es allen recht machen. Nun meint man, der Pförtner müsse ja nur zum Haustelefon greifen, hinaufrufen in die Büros und fragen, ob der Herr Soundso willkommen sei oder nicht. Aber die in den Büros sind so empfindlich, daß sie oft schon durch eine telefonische Anfrage in schreckliche Erregung versetzt werden können; dann schreien sie den Pförtner durchs Telefon nieder, daß der Mühe hat, seine Fassung zu bewahren und nicht in Tränen auszubrechen. Das darf er nicht, weil doch vor ihm, den Kopf dicht an der Scheibe und ganz auf den Pförtner konzentriert, der Besucher steht, dem er gleich Antwort geben muß. Diese Antwort wiederum darf nichts von dem Geschrei verraten, das der feinnervige und hochbezahlte Herr aus dem Büro gerade in die Ohren des Pförtners prasseln ließ, nein, des Pförtners Aufgabe ist es, diesen Wutschrei des gestörten Herrn sofort zu übersetzen in ein bedauerliches Lächeln, in eine höfliche Geste, die den Besucher so sehr tröstet, daß er, wenn er gleich zur Tür hinausgeht, schon vergessen hat, daß er abgewiesen wurde. Solche Dolmetscherarbeit will gelernt sein, das darf man mir glauben. Oft muß ich darüber hinaus noch den Kopf mit dem Hörer weit zurückbiegen bis in das dämpfende Futter meines Mantels hinein, der hinter mir hängt, um die gereizte Stimme aus dem Büro vor den Ohren des Besuchers zu verbergen, denn es besteht eine Anordnung von der allerhöchsten Geschäftsleitung, vom Besitzer selbst nämlich, daß kein Besucher, wer es auch immer sei, schroff behandelt werden dürfe. Obwohl diese Anordnung der Direktion für alle gilt, ist es doch der Pförtner, der ihr in der Praxis Geltung zu verschaffen hat. Ich habe dies immer mit Freuden getan, weil ich gerade diese Anordnung mehr billige als irgendein anderes Gesetz des Betriebes.

Deshalb habe ich mir angewöhnt, so selten wie möglich zum Telefon zu greifen. Ich prüfe die Besucher selbst und entscheide, ob sie mit Recht verlangen, mit dem Einkaufschef, mit dem Prokuristen, dem Leiter der Entwurfsabteilung, mit der Kantinenpächterin oder gar mit einem der Direktoren oder dem Personalchef sprechen zu dürfen.

Mag sein, daß ich am Anfang meiner Tätigkeit manchen zu rasch wegschickte. Aber allmählich habe ich mir eine Fähigkeit erworben, jeden so lange zu fragen, unauffällig, gar nicht wie ein Detektiv oder sonst ein Schnüffler, ganz beiläufig, im Gange einer für beide Teile

recht erquicklichen Unterhaltung, aber doch mit aller nützlichen Gründlichkeit, daß ich am Ende dieser Unterhaltung so genau informiert bin über die Wichtigkeit dieses Besuches für unsere Firma, daß ich die Entscheidung darüber, ob ich ihn abzuweisen habe oder nicht, mit einem vollkommen ruhigen Gewissen fällen kann. Wenn ich einen Besucher aber abweise – und die meisten muß ich abweisen –, dann weiß ich ihn während dieser Unterhaltung davon zu überzeugen, daß es für ihn ganz sinnlos wäre, mit dem Herrn unserer Firma, bei dem ich ihn anmelden sollte, zu sprechen. Ich habe mir in allen Fachgebieten, die bei uns vorkommen, so viel Kenntnisse erworben, daß ich einem Vertreter, der wegen Weißblechlieferung mit dem Einkaufsleiter sprechen will, genau Bescheid geben kann, ob seine Angebote Aussicht auf Erfolg haben oder nicht. Ebenso habe ich gelernt, protestierende Einzelhändler, die den Verkaufschef sprechen wollen, zu befriedigen, oder Landleute, die unsere Kantine beliefern wollen, oder bleichsüchtige Erfinder, die in Rudeln zu dreien und vieren den Leiter unserer Entwurfsabteilung überfallen wollen, um ihm ihre unverwertbaren Spielzeugerfindungen aufzuschwatzen, sogar entschlossen blickende Schriftsteller und Maler, die sich an unserem Reklamechef für die vielen Absagebriefe rächen wollen, vermag ich vom Schlimmsten zurückzuhalten, obwohl gerade die Erfinder und die Künstler – das muß ich den Landleuten und Vertretern zu Ehren sagen – am schwersten durch vernünftiges Reden zu überzeugen sind.

So vertrete ich also – ich kann es nicht anders sagen – alle leitenden Herrn des Hauses an der Pforte, und die immer rascher steigenden Umsätze sind nicht zuletzt dem Umstand zu verdanken, daß ich die leitenden Persönlichkeiten unserer Firma – sie sind ja die verletzlichsten – vor lästigen Besuchern schütze. Leider wird dies von ebendiesen Herrn überhaupt nicht bemerkt. Vor allem verstehen diese Persönlichkeiten nicht, daß ich Zeit brauche, um die einzelnen Besucher wirklich und ohne alle Schroffheit von der Nutzlosigkeit ihrer Besuche zu überzeugen. Die langwierigen Unterhaltungen, die ich durch mein Logenfenster mit den hartnäckigen Besuchern führen muß, haben zur Folge, daß schon eine halbe Stunde nach Geschäftsbeginn eine von Minute zu Minute länger werdende Schlange vor meinem Schalter steht. Sei es nun, daß da mal einer ungezogen genug war, die versammelte Menschenmenge als Tarnung zu benutzen, und unangemeldet ins Haus schlüpfte, sei es, daß einmal einer der leitenden Herrn rasch aus dem Haus wollte und durch die Schlange der Wartenden eine Sekunde Zeit verlor, auf jeden Fall häufen sich im Haus

die Klagen über meine Methode, Besucher zu behandeln. Ich arbeitete zu langsam, zu schwerfällig, zu wenig sachlich ... das muß ich hören! So kurzsichtig sind all diese Vorwürfe und Klagen, so wenig Kenntnis meines Berufs beweisen sie, daß ich mich eigentlich gar nicht verteidigen kann. Ich möchte sehen, was geschehen würde, wenn ich die Besucher kurz und barsch abfertigen würde! Dann wäre die Vorhalle zwar immer leer, aber in der Direktion würden die Telefone vor Protestanrufen nicht mehr aufhören zu klingeln, der Ruf der Firma würde leiden, der Umsatz sinken. Die Anordnung der Direktion, keinen Besucher vor den Kopf zu stoßen, ist nicht umsonst erlassen. Ich kann natürlich nicht zum Direktor rennen und ihn bitten, denen, die gegen mich klagen, den Mund zu stopfen. Er würde mir einfach sagen, ich müsse das eine tun, dürfe aber das andere nicht lassen. Wie aber soll ich die Besucher höflich davon überzeugen, daß die Firma sie nicht empfangen kann, wenn ich sie rasch abfertigen soll? Davon, daß einer das große Los gewonnen hat, kann man ihn mit einem einzigen Satz überzeugen. Einem aber wirklich beizubringen, daß seine Erfindung oder sein Werbetext oder sein Blech oder Gemüse für die Firma nicht in Frage kommen – und ihm das so beizubringen, daß er mit einem Loblied auf die Firma das Haus verläßt –, das soll mir einer meiner Gegner einmal in zwei Minuten vormachen. Aber was soll ich tun?

Die Menschenschlange vor meiner Loge wird täglich länger; weil ich die Gefahr, in die sie mich bringt, jetzt kenne, macht sie mich unruhig, unsicher auch, meine Rede fließt nicht mehr wie ehedem, ich schwitze, stammle, brauche länger als früher, erreiche nie mehr das Maß an Tröstung, das ich sonst in jedem Fall erreicht hatte, schon kommt es vor, daß manche mir einen Fluch zuwerfen, die Türe zuschlagen und wütend hinausstürzen, was soll ich tun? Ich kann nichts mehr ändern. Ich muß es endlich eingestehen, warum ich die Entwicklung, die ich in meinem Beruf genommen habe, so ausführlich aufzeichne: zur Rechtfertigung nämlich, um irgendwo, außerhalb meines Betriebes wenigstens, Verständnis zu erlangen, denn für morgen bin ich beim Personalchef geladen. Erst dachte ich, es handle sich bloß um eine Mahnung, um eine Art Vorwarnung. Das glaube ich nicht mehr. In der Schlange, die gestern vor meinem Schalter stand, war einer, ein grober Mann mit einem lippenlosen Mund, der forderte mich auf, ihn beim Personalchef zu melden, er sei bestellt. Ich fragte, als mein Finger schon über der Wählscheibe schwebte, in welcher Angelegenheit er den Personalchef denn sprechen wolle: er bewerbe sich um die ausgeschriebene Pförtnerstelle, sagte er.

Ich wählte die Nummer der Personalabteilung gleich auf das erste Mal richtig und meldete ihn an, mein Zeigefinger allerdings, mit dem ich die Wählscheibe gedreht hatte, war danach wie erfroren.

Der Mann ging ins Haus, nach einer halben Stunde kehrte er fröhlich zurück. Er pfiff sogar vor sich hin. Ich sah ihm voller Bewunderung nach. Seinen Mut müßte man haben, dachte ich. Oder überhaupt Mut. Da hatte ich mich die ganze Zeit ein bißchen geschämt, weil ich bloß Pförtner geworden war. Jetzt sah ich ein, daß man sogar dazu den Mut eines Sparkassenräubers braucht. Jenen Mut, den ich bei mir immer noch vergeblich suche.

DER ZUSENN ODER DAS HEIMAT

ADOLF MUSCHG

VIELLEICHT IST es dem Untersuchungsgericht nicht bewußt, daß ich mit meiner Frau Elisabeth sel. 15 Jahre auf dem Fröschbrunnen gewirtschaftet habe und dabei gut beleumdet war, auch zu leben hatte, bis derselbe anno einundfünfzig aus zweifelhaften Gründen mit unserem damals zweijährigen Christian abbrannte und ich auch unser sämtliches Vieh sowie Fahrhabe verlor, weil das Feuer zu schnell um sich griff, auch der Löschzug nicht rechtzeitig zur Stelle war. Der Fröschbrunnen war Familienbesitz seit mehr als 100 Jahren und hat schon mein Großvater zur Zufriedenheit darauf gewirtschaftet. Infolgedessen wurde mein Vater sel. sogar in die Schulpflege gewählt und darf ich von mir sagen, daß ich die Sekundarschule in Krummbach besuchen konnte, weil meine Mutter sel. kein Opfer scheute. Man hätte das Wasser aus der Feuerrose beim Gießhübel beziehen können, aber der Feuerwehrhauptmann blieb bei seiner Auffassung, derselbe sei zugefroren gewesen, was auch ganz richtig war, man jedoch nur das dünne Eis zerschlagen gemußt hätte. So verging mehr als eine Stunde, bis die Leitung vom Hasenrain herüber gelegt war und

auch das Wohnhaus nicht gerettet werden konnte. Der Tod unseres Christians hat zu vielen bösen Gerüchten geführt, obwohl er noch ganz klein gewesen ist und wir immer gut zu ihm geschaut hatten. Das versetzte uns damals einen schweren Stoß. Da das Schadengeld nirgends hinreichte und wir zuerst in der Schattenhalde einquartiert wurden, führte auch dieses zu starken Reibereien, und meine liebe Frau überlebte es nur ein Jahr, weil sie sich während der Brunst erkältet hatte, welches sich aber als Krebs herausstellte. Auch darunter haben wir viel zu leiden, wo doch jeder wußte, daß wir gut ausgekommen sind und sowieso gestraft genug, auch unsern Zins regelmäßig bezahlt hatten. Aber das Schadengeld wurde uns bösartig herabgesetzt, auch kostete die Operation 5000 Franken, die ich fast nicht aufnehmen konnte, und der Schattenhaldenbäuerin wurde es zuviel, wegen meinen Töchtern, wobei Lina schon 22 Jahre alt war und überall mithalf, auch ich auf dem Feld, während man sagte, ich mache die Kühe scheu und deshalb nicht melken durfte. Daß Barbara erst drei Jahre alt war, dafür konnte sie nicht, machte freilich viel Mühe, welche ich als Mann nicht genug unterstützen konnte und die Schattenhaldenbäuerin selbst in Erwartung war. So mußten wir ausziehen und die Torggelalp von der Gemeinde in Pacht nehmen, wofür ich noch dankbar sein durfte, weil der vorherige Pächter mit Tod abgegangen war, nachdem er abgewirtschaftet und sich erhängt hatte. Es war ihm eben auch zu einsam dort oben.

Daher war auf der Torggelalp seit vier Jahren nichts mehr gemacht worden, aber Lina und ich brachten das Heimat so weit wieder in Ordnung und gelang es uns auch, Barbara günstig aufzuziehen, so daß sie gesund blieb. Nur der Schulweg war so weit, daß sie ihn im Winter nicht immer gehen konnte, deswegen zurückfiel und viel Freude verlor, obwohl ich den Weg jeden Morgen frei machte und dies nicht einmal im Vertrag festgehalten war. Ich bahnte den Weg bis zur Sennerei, wo ich mich aber nicht aufhielt, auch im Dorf nicht, wegen der Leute, nicht einmal wegen dem Milchgeld. Wenn auch deswegen wieder Gerüchte aufkamen, so ist das typisch, schuld war aber die große Abgelegenheit des Heimat, die durch den Schnee oft schon Mitte Oktober einsetzte.

Auch mußte ich ganz auf Milchwirtschaft umstellen, was ich mir im Fröschbrunnen nie hätte träumen lassen, aber trotz widriger Umstände durchsetzte.

Auch war der Zins so hoch, daß wir beim besten Willen wieder Schulden aufnehmen mußten. Zuerst war es mir vergönnt, jedes Jahr 15–20 Rinder zu sömmern, von privat, aber dann nahmen dieselben

undurchsichtig ab, obwohl ich nur verlangte, was recht ist, die Rinder auch in gutem Zustand wieder ins Tal kamen, wo ich mich aber leider nie solange aufhielt, um den Gerüchten zuvorzukommen. Ferner war meine ältere Tochter Lina oftmals krank, worunter die Wirtschaft aber nicht gelitten hat, da ich sie trotzdem zu Mühe und Arbeit anhielt und unsere Jüngere früh hatte lernen müssen, derselben unter die Arme zu greifen, dann freilich am Schulbesuch gehindert war. Muß ich auch sagen, daß mir sonst Lina ohne Worte und trotz ihrer Beschwerden, die sie im Bauch hatte, eine lebhafte Stütze war und immer noch wäre, wenn man sie jetzt nicht versorgt hätte, woran sie keine Schuld betrifft, und hoffe nur, daß man ihr heute ärztliche Pflege zukommen läßt, weil sie dieselbe verdient hat. Es war ein Schlag für uns, als die Gemeinde wegen Unregelmäßigkeiten, an denen kein wahres Wort war, oder die nur in den gesamten Umständen ihren Grund hatten, und weil ich mich nicht jeden Augenblick rechtfertigte, keine Rinder mehr zur Sömmerung zukommen ließ, so daß ich auf meinen geringen Bestand zurückgeworfen war.

Ist es doch eine Verleumdung, ich sei nicht mehr bei Troste gewesen, nur weil es mir nicht mehr gelang, ein Zucken in meiner Backe zu unterdrücken, und bin ich deswegen gewiß niemandem lästig gefallen, sondern habe kein ungutes Wort aus dem Mund gelassen, was der Pfarrer bestätigen kann, solange er noch kam, später bekanntlich nicht mehr, bis es zu spät war. Als ich wegen des Zuckens nicht mehr gern gesehen war, schickte ich ja Barbara mit der Milch, was ihr gewiß nicht geschadet hätte, hat auch im Laden nur das Notwendigste gekauft, weil gar nicht mehr da gewesen wäre, und wenn sie im Laden manchmal stehen geblieben ist, so nur, weil sie warten mußte und die andern Leute jetzt mehr kaufen können als zu meiner Zeit.

Und wenn gesagt wird, meine Milch sei nicht 100 % gewesen, so hat mir das niemand bewiesen und keiner der Herren zugesehen, wie ich mein Vieh versorgte, das kam immer vor uns Menschen dran, und von wegen kranken Kühen, ich hatte ja kein Telefon, um eine solche allfällig zu melden, damit der Viehdoktor rechtzeitig gekommen wäre, und ist dem doch von der Gemeinde ein Jeep zur Verfügung gestellt worden.

Ich bin auch Bürger der Gemeinde, aber das heißt nicht, daß man meine Töchter einfach versorgen kann, nur weil sie keine Schuld trifft. Es heißt auch immer, ich sei ja nicht einmal mehr zur Kirche gegangen oder in die Beichte, da möchte ich aber bitte bedenken, daß ich schon gegangen wäre, als die Not da war, aber es war zu weit

weg, und da sind wir eben mit der Not selber fertiggeworden. Wenn das Sünde ist, so können meine Töchter sicher nichts dafür, das müssen auch Sie vom Gericht zugeben, einmal wegen der Jugend, ferner wegen der Armut, und ist zu bedenken, daß Barbara bei alldem vielleicht etwas zurückgeblieben ist. Trotzdem ist dann, als es passiert war, keine Verwilderung eingetreten, ja eine Verbesserung des Haushalts, lebten wir doch endlich im Frieden zusammen und konnten auch den Zins wieder aufbringen, was wie ein Wunder war, auch Gott dafür dankte, bis dann der Pfarrer kam und hinterher der Friedensrichter, alles der Verleumdung wegen. Habe nämlich die Meinung, wenn man eine Familie solange allein läßt, muß man ihr auch erlauben, wie sie damit fertig wird. Da sie jetzt halt versorgt ist, will ich aber dem Glück meiner Tochter auch nicht im Weg stehen, hoffe nur, daß es sich darum handelt und nicht um den Profit von irgendeinem, weil meine Tochter arbeiten gelernt hat, möchte auch bitten, von Nachstellungen abzusehen, da ich sie nämlich nicht verdorben habe, obwohl es bekanntlich zu unzüchtl. Handl. kam. Diese waren nur der Ruhe wegen, was Barbara bestätigen kann, wenn sie will, und vergebe ich ihr darum von Herzen, sie soll sich nicht hintersinnen, weil sie mich ins Gefängnis gebracht hat, weil es so unser Schicksal war, wie es scheint, und wir haben jetzt genug davon. Will darum Gott danken, daß sie von der Torggelalp herunterkam, und bitte das verehrte Gericht nur um einige Sorgfalt, damit sie es überlebt. Ich hatte sie eben auch gern, konnte in der Folge nicht gut anders und wüßte auch heute noch nicht was tun. Und hätte sogar meine Frau sel. nichts dagegen, das weiß ich, habe ja ihr gutes Herz fast 24 Jahre mitansehen dürfen und hat sich auch über den späten Kindersegen gefreut, zuerst die Barbara, dann den Christian, der dann ja auch im Feuer geblieben ist. Darum ist sie auch heimgegangen und hat die Familie ganz uns selbst überlassen, das war etwas viel auf ein Mal, wenn man dazu noch gepfändet wird und auf die Torggelalp muß. Wenn meine ältere Tochter Lina der Mutter sel. nicht nachgeschlagen wäre wie aus dem Gesicht geschnitten, weiß ich nicht, was dort oben aus uns geworden wäre. Man muß aber nicht vergessen, daß ein Mädchen noch etwas anderes im Kopf hat als den Haushalt, auch ein älteres.

Jedenfalls war Lina nicht mehr krank, als Sie uns auseinandernahmen, das mag dem Herrn Pfarrer nicht in den Kram gepaßt haben, weil ihm der Verstand stillstand, aber er war ja geistlich und über die Jahre hinaus, wo man geplagt ist.

Sollte Lina aber jetzt wieder beschwerlich geworden sein, dann

haben die Leute das fertiggebracht, denn meine Tochter hat eine starke Natur und wird überall gesund, wo sie gebraucht wird. Ich wußte es ja selbst nicht, daß ich als 57jähriger nochmals geplagt würde, und war es auch ein kalter Morgen. Ich wollte zum Füttern und sah, daß sie noch kein Feuer gemacht hatte, sondern die Küche leer war, und der Atem blieb Ihnen vor der Nase stehen. Ich war erschrocken, liebes Untersuchungsgericht, denn kann nur sagen, daß so etwas in 10 Jahren noch nicht passiert war, auch wenn sie Bauchweh hatte, sie schleppte sich hinunter und stellte den Kaffee auf den Herd. Alle Fenster waren gefroren und alles wie in einem Friedhof, da hätte ich Sie sehen sollen, denn so still war es seit dem Tod meiner Frau nie mehr gewesen. Aber daran dachte ich nicht in diesem Augenblick, ich verspreche es Ihnen, das kam erst später über mich.

Ging die Treppe hinauf zur Kammer, die Kleine schlief ja noch, was nicht auffiel, denn wir hatten sie immer schlafen lassen, wenn es zu kalt war, hatte ja auch nur einen Verschlag dazu, aber ein warmes Bett, da war sie am wohlsten, was sollte sie anderswo. Ich dachte einzig, daß wir wieder eins weniger sein könnten und klapperte aus diesem Grund vor Angst, klopfte nicht einmal an Linas Tür, sondern riß dieselbe ohne weiteres auf. Ich schreibe das nur, damit Sie die Umstände wissen, und nicht, damit Sie dabei wieder etwas Schmutziges denken. Denn da in der kalten Kammer saß meine Frau im Hemd, im bloßen Hemd, verehrtes Untersuchungsgericht, drehte sich gar nicht um, sondern machte ihre Sache wie zuvor, war etwas nach vorn gebogen, um sich im Spiegel zu sehen, der nur ein kleiner Spiegel war, und fuhr sich mit ihrer Bürste über die Haare. Dieses tat sie aber so langsam, daß diese Langsamkeit, mit dem bloßen Hemd zusammen und dem Atem, der den Spiegel beschlug, so daß sie mit der freien Hand darüber wischen mußte, mir ins Herz schnitt und mich ganz schauerlich machte, ich kann es nicht sagen, und war meine Frau doch viele Jahre tot. Was machst du, fragte ich, hör doch auf, du erkältest dich ja. Sie sagte, und drehte sich gar nicht um: Warum nicht, sagte sie, ganz ruhig und komisch. Hinterher sagte sie, daß sie von der Mutter geträumt hatte, und erst da, ich verspreche es Ihnen, merkte ich, daß ich auch von der Mutter geträumt hatte, aber dann war es schon zu spät.

Solange ich noch dort stand in der Tür, sah ich nur, daß sie sich nicht einmal umdrehte, und infolgedessen, daß ihr Haar schon an mehreren Stellen grau geworden war. Bedenken Sie, daß Lina ins Siebenunddreißigste ging, was normal ist, nur daß ich bisher als Vater nie darauf aufgepaßt hatte, ferner die Kälte, und daß ich mich

vom Schrecken her in einem abnormalen Zustand befand. Deshalb spielte sich alles so schnell ab, daß ich mich nicht mehr erinnern kann, wie es dazu kam, da habe ich nicht gelogen, obwohl Sie es ja genauer wissen wollen, aber wem hilft so etwas jetzt. Ich weiß auf Ehre und Seligkeit nur noch, daß mir plötzlich leichter wurde und das Gesicht Linas mit einem rosigen und müden Ausdruck, den sie seit Kindesbeinen nie mehr gehabt hatte, neben mir auf dem Kissen lag, und wir beide atmeten. Es tut mir leid, daß ich Ihnen nicht mehr sagen kann, außer daß es eben vorkam, das war auch alles, und Sie sind doch schließlich erwachsene Leute, auch der Unrechtmäßigkeit des Tatbestandes im Moment nicht bewußt, aber das Alter war es nicht, sondern im Gegenteil, 57 sind ja leider noch kein Alter. Item, ging dann die Tiere füttern, und als ich zurückkam, stand Lina ohne weiteres am Herd und summte ein Lied und war der Kaffee schon fertig. Dabei blieb es bis zum Abend, außer daß ich nicht einschlafen konnte, sondern grausam geplagt wurde. Trank mehrere Gläser Branntwein, läßt dich vollaufen, sagte ich mir, dann spürst es nicht mehr so. Dieses war aber nicht der Fall, auch die ganze Stimmung im Haus verändert, wie Weihnachten, weshalb ich mich zurückzog zwecks Selbstbefleckung, wie schon all die Jahre, wenn ich geplagt war. Die Stimmung ließ aber nicht locker, Sie müssen auch nicht denken, daß solches oft geschah, war nur ca. vier bis fünf Jahre nach dem Tod meiner Frau täglich geplagt, später vielleicht einmal per Monat und dann hörte es ganz auf und lebte wie ein anständiger Witwer. Ich sagte mir, was ist da los, dir gehört doch kein Weihnachten mehr, nicht einmal müde, und ging infolgedessen auf einen Gang hinüber zu den Tieren, was mir fast immer geholfen hat.

Obwohl ich damals nur noch zwei eigene Tiere hatte und 6 Geißen, auch einem der Atem an der Nase gefror, kam ich ins Schwitzen, wenn ich nur hinsah, hatte dasselbe doch schon tausendmal gesehen, drehten sich auch mit den Köpfen nach mir um, als wollten sie mir etwas, wie verhext, so ging ich wieder hinaus und immer durch den Schnee, bis dahin, wo mir in den Sinn kam, jetzt legst dich hin, dann wird dir schon besser. Dachte dann aber in der Kälte, daß meine Töchter das Geld zur Beerdigung nicht aufbringen würden, sondern dem Gespött ausgeliefert, wenn auch hinter vorgehaltener Hand wie immer, das gönnte ich ihnen nicht, mußte überhaupt immer an meine Töchter denken, aber nicht wie Sie meinen, und kroch wieder auf die Beine. Stand daher plötzlich wieder vor dem Heimat, mußte in einem Bogen gegangen sein, das kommt vor im Schnee. War ja nicht mein eigenes Heimat, das hatte ich immer

gewußt, aber wenn Sie müde sind und Obiges vorgefallen, sehen Sie es wie zum ersten Mal. Stand also wie fremd vor diesem Heimat und wußte nicht mehr, was, fürchtete mich, hineinzugehen. Ich dachte, etwas passiert dann schon, wenn du da stehen bleibst lange genug, einmal ist die Musik, ich hörte nämlich die ganze Nacht Musik, zu Ende, und die Sterne waren draußen, es wurde rasch kälter, dem Morgen zu. Weil aber schon der Schnee alles erhellte, sah ich, daß oben ein Fenster offen stand, bitte nicht, lieber Gott, sagte ich dazu, aber es half alles nichts, also rief ich, mach doch zu, mach doch zu du Schwein, ja das rief ich, weiß aber nicht, ob es erhört wurde, hatte auch nicht viel Stimme und blieb alles wie zuvor.

Wenn ich den Kopf etwas wegdrehte, sah ich's deutlicher, konnte aber immer nicht sicher sagen was, wenn ich grade hinschaute, war es bald da und bald wieder nicht, aber etwas Weißes war es immerzu.

Man will doch wissen, Ihr Herren, ob da etwas Eigenes bei einer solchen Kälte solange am offenen Fenster steht und sich den Tod holt, ging also ins Haus hinauf, aber die Plage war es nicht, spürte ja nicht einmal meine Füße mehr. In Linas Kammer war alles offen und das Fenster auch, aber da stand niemand, und hatte schon wieder Angst, was sie sich angetan hat. Streckte die Hand aus bis dahin, wo es am dunkelsten war, denn da war das Bett, bis ich etwas Warmes spürte, etwas Lebendiges, welches da war. Sagte Gott sei Dank, ohne daß sie es hören konnte, weil sie unter der Decke lag und ich sie trösten wollte. Da hielt sie aber meine Hand fest und sagte Komm doch du Idiot, komm doch du Schlappschwanz, sagte es ganz deutlich, und schlug ich darauf ein, weil ich plötzlich nichts mehr von mir wußte, und muß es dabei zum zweiten Mal geschehen sein, denn plötzlich war da wieder Friede und keine Musik mehr. Den Schlappschwanz dürfen Sie meiner Tochter nicht übelnehmen, das war offenbar eine Art Scherz, ich hatte ja auch Schwein gerufen und es nicht so gemeint. Sie können das Sünde nennen, aber immer diese Kälte, und ein Schlappschwanz bin ich nicht, leider, deshalb blieb ich, bis es warm war. Es dankt es uns ja doch niemand, wenn wir uns mit der Kälte plagen, und ist die Not zu groß, als daß sie uns vergeben werden kann, wie der Pfarrer sagte, ob wir nun wie Mann und Frau leben oder nicht.

Infolgedessen hatte Lina kein Bauchweh mehr, wir waren auch freundlicher zueinander und kümmerten uns, konnte auch dieses Jahr meinen Zins pünktlich zahlen, weil ein Segen darauf lag. Konnte zwei Kühe dazukaufen und alle vier führen, welche Kuhkälber war-

fen und übers Jahr prämiiert wurden, was ermöglicht wurde, weil die Preisrichter in Krummbach meine Lage nicht so kannten, und wurde augenscheinlich, daß ich ohne Vorurteile recht wirtschaftete, auch ein Darlehen der Kleinbauernhilfe bezog, welches gestattete, das Dach neu zu decken und ein lange ersehntes Klärbecken zu mauern, aber wieder böses Blut machte im Dorf. Denn hohes Gericht, es ist heilig wahr, daß man sich auf den Kopf stellen kann, das böse Blut läßt sich nicht belehren, besonders wenn das Dorf klein ist.

Es ist auch wahr, daß ich meinen Töchtern je ein neues Kleid kaufen lassen konnte, was heutzutage sogar in abgelegenen Gegenden kein Luxus ist, habe dafür auch den Ausverkauf abgewartet und gewiß nicht herrlich und in Freuden gelebt. Hatten wir doch nur so viel, daß wir uns an unsern Zustand etwas gewöhnen konnten.

Mich betreffend kann ich nur beifügen, daß ich seit dem Tod meiner Frau sel. nie mehr in einer Familie gelebt habe, dieses aber jetzt vermehrt der Fall war. Wurde auch beim Weißen des Stalls von unserer Jüngsten beim Singen überrascht! Soviel kam mir gewiß nicht zu, mochte es einzig meinen lb. Töchtern gönnen.

Nach Erledigung ihrer Schulpflicht wollte Barbara ja keine Stelle antreten, da sie von den Hänseleien genug hatte, das Reißen im Gesicht auch stärker wurde, welches sie geerbt haben muß, obwohl ich es an mir selbst nicht immer kannte. Konnte auch der Viehdoktor keine vernünftige Ursache davon angeben, außer daß es nervös sei und hätte ihm doch seine Pillen bezahlt bei Heller und Pfennig. So ergab sich, daß Barbara bei uns blieb, auch selbst keine Begierde nach einer Lehre äußerte, welcher ich gewiß nachgegeben hätte, will meinen Töchtern vor nichts stehen, da ich beide gern habe, wenn auch nicht wie Sie meinen. Wußte auch kein Wort davon, daß sie in der Hütte regelmäßigen Verfolgungen von seiten des Zusenns ausgesetzt war, dem Ihnen wohlbekannten Füllemann, der ihre Notlage ausnützte, weil sie nie dazu Stellung nahm in der Öffentlichkeit, vielleicht dachte, wir hätten schon Kummer genug. Wäre aber besser gewesen, dann hätte ich beizeiten im Zusenn ruhig den Schädel eingeschlagen. Was man mir aber vorwirft, weil es der Zusenn aus ihr herausgeholt hat, das hatte eine andere Bewandtnis, als wie es herumgeschwätzt wurde und weswegen ich jetzt im Gefängnis bin. Nämlich weil ich meine jüngere Tochter gern hatte, konnte ich nicht widerstehen aus Sorge um deren Gesundheit, was ich nicht besser verstand, da sich ja nicht einmal ein Viehdoktor die Mühe nahm, habe ihr deswegen aber geschweige keinen Hochmut ins Herz gepflanzt, daß sie sich beim Zusenn dessen rühmen sollte, was bestimmt

aus Notwehr geschehen ist und allzu großer Verfolgung, war ja noch ein halbes Kind, welches sie heute noch ist.

Denn hohes Gericht, Sie hätten auch nichts anderes tun können, wenn Ihre Tochter so schwer darum gebettelt hätte und Sie es nicht mitansehen können, nur weil das Mädchen nicht Bescheid weiß, aber körperlich reif war und darunter zu leiden hatte wieder wegen der Abgelegenheit des Heimat, was nur auf der Torggelalp geschehen konnte. Der Fröschbrunnen ist eben abgebrannt, meine Frau heimgegangen und ich mit den Töchtern allein, von denen eine jetzt 37 und die andere 21, was ein großer Abstand ist, aber doch nicht in Betrachtung des weiblichen Körpers, da ist es schwierig, keine Liebe zu zeigen, wenn es Lina plötzlich besser geht, die Jüngere aber gleich hinter der dünnen Wand schläft und geplagt wird auf ihre Art.

Da sie keinen tiefen Schlaf hatte, wollte ich ihr das abnehmen, das ist der ganze Grund, und fand je länger je weniger jemand etwas dabei, wenn der Zusenn es nicht aus ihr herausgeholt hätte, wird schon gewußt haben warum. Und wenn gesagt wird, daß sie in Tränen ausbrach, so hätte ich Sie sehen wollen, wenn Sie als halbes Kind unter den Füllemann geraten wären, was ja erst sieben Monate später war, die Tränen auch wieder kamen wegen des Pfarrers, der spät genug erschien, bei mir war dasselbe nie vorgekommen.

Der Tatbestand war vielmehr dieser, daß meine jüngere Tochter mir im Frühjahr damit kam, ich wisse sie nicht zu schätzen, weil Lina es besser habe, die auch nur ihre Schwester sei. Ich habe dasselbe zuerst in den Wind geschlagen, bis meine Jüngere sich krank ins Bett legte und nicht mehr aufstehen wollte, auch das Reißen in ihrem Gesicht so kräftig wurde, daß das Meinige wieder hervortrat und um ihren Verstand fürchtete, sang auch so laut, wenn ich bei Lina war, daß ich dachte, es würde eine Sau gestochen, traute sich aber niemals herein, weil sie ein anständiges Mädchen ist. Im Märzen trat aber solches Bauchweh bei ihr ein, daß ich dachte Oh weh, es ist wohl besser, du machst ihr Frieden, mich deswegen mit Lina besprach, die ein richtiges Hausmütterchen geworden war. Aber es trifft nicht zu, daß sie mir dazu geraten hat, sie wußte nur, was sein mußte, mußte sein. Daher, als Lina mit der Milch zur Hütte gegangen war, brachte ich Barbara eine Kachel kuhwarm in die Kammer, mußte ihr ja alles nachtragen, was beschwerlich wurde, und war es der 23. März. Nahm auch sofort meine Hand, daß ich fühlen mußte, ob da keine Geschwulst sei, und als ich fühlte, begann wieder dieses grausame Geschrei samt Krämpfen, welche ihr von Auge sichtbar über den ganzen Leib liefen und dauerte mich so, daß ich mir nicht mehr zu

helfen wußte, sondern das Folgende geschehen ließ. Dann stand sie ganz freundlich auf und lächelte wie ein Schelm, hatte aber die Tochter zu gern, als daß ich ihr etwas nachtragen sollte, bat sie nur aufrichtig, daß es nie wieder vorkommen sollte. Worauf sie die Milch, welches sie zuvor weit von sich gewiesen, ohne Schwierigkeiten zu sich nahm, ging dann voller Vernunft in die Küche und rüstete ein Nachtmahl, welches sie lange Zeit nicht mehr getan, ja sott und briet, daß mir angst und bange wurde und wir uns an diesem Abend recht ernährten, in großer Versessenheit auch Branntwein zu uns nahmen, bis es zu weiteren Handlungen kam und ich sogar der treibende Teil war, was ich meinen Töchtern heute anzurechnen bitte. Das war der 23. März. Ich muß nämlich beifügen, daß ich wegen beständiger körperlicher Arbeit immer noch im Saft bin, wider Erwarten, auch kein Mittel dagegen gewußt habe, bis Lina die Angelegenheit in die Hand nahm, dies aber aus gutem Willen beiderseits geschah, wie auch der Verkehr mit meiner Jüngeren, den ich ja nicht mehr nötig hatte.

Soll mir aber das verehrte Gericht einen Weg sagen, wie man einer armen Person wie Barbara von ihrer Sache helfen kann, wenn die Wände dünn sind und keine Aussicht, daß sie einen rechten Mann bekommt, weil sie schon in der Schule nicht nachkam, aber nur wegen der Torggelalp, wo man aus unserer Lage kein Geheimnis machen kann wie andere Leute. Denn liebes Gericht, die Armut war vorher, das muß ich ganz deutlich sagen, die hat viele Beschwerden im Gefolge, wovon man nur das Gröbste lindern kann, wenn einem sonst keiner hilft.

Es wäre darum das erste Mal gewesen, daß ich eine Tochter der anderen vorgezogen hätte, drum mußte ich sie drannehmen, und nicht, weil ich geplagt war. Nachher war Ordnung bei uns, da können Sie jeden fragen, und wenn es Sünde war, und jetzt keiner mehr etwas von uns wissen will, so bitte ich Sie doch, aus dem geschl. Verkehr kein übertriebenes Wesen zu machen, welches wir auch nicht taten, sondern der Frieden war die Hauptsache, und haben wir ja keinen Menschen gestört, sondern sind nie auf Rosen gebettet gewesen. Und verspreche Ihnen, daß die Unzucht keine reine Freude war, weil eine solche auf der Torggelalp gar nicht vorkommt, sondern nur etwas Trost.

Früher hatten wir uns wohl auch ein Gewissen gemacht, aber das hörte auf, weil meine Töchter nicht mehr am Bauchweh litten und dies besser war als viele Gedanken, uns im Winter sogar manchmal fröhlich machte. Es gibt immer Leute, die sich ein Gewissen machen

und sagen einem dann doch nicht, was man gegen die Kälte vorkehren soll oder die Schmerzen, wenigstens hat es uns keiner gesagt. Als der Pfarrer endlich kam, hatten wir dieses nicht mehr erwartet und wußten auch nicht recht, was damit anfangen, und er auch nicht. Denn er kam ganz langsam, Lina sah es von weitem und sagte O mein Gott. Darum, als er keine Worte fand, nur fragte, wollen Sie nicht beichten, da konnte ich ihn nicht unterstützen und antwortete rechtmäßig, ich wüßte nicht, was beichten, und er entgegnete, er glaube doch, und konnte mich nicht einmal grade ansehen. Jahrelang hätte er beobachten können, wie es mich oder Barbara im Gesicht riß, auch das Bauchweh meiner Tochter Lina, aber das war alles nichts gewesen, erst jetzt, wo alles gut ging, wenn auch ohne seinen Segen. Ich ließ ihn diese Gedanken wissen. Er sagte, daß er nie auf die Leute höre, aber sei verantwortlich, daß der Bazillus sich nicht ausbreite und die halbe Gemeinde beim Gedanken an uns krank würde, und könne ich es erst recht nicht verantworten, weder vor Gott noch meinen Töchtern. Ich sagte, ich könne vieles verantworten, so lang der Mensch Hilfe brauche und die Wege nicht immer deutlich seien, weigerte mich kurz und gut, deswegen zu beichten, wo er mich immer noch nicht ansehen durfte, sondern nur mit der einen Hand seine Hüfte streichelte.

Bot ihm dann einen Schnaps, worauf er nicht eintrat, sondern sagte: wenn Sie das Beichtgeheimnis nicht beanspruchen, muß ich Sie als Mitbürger auffordern, sich zu stellen, weil Sie sonst Scherereien bekommen, Sie machen das Dorf unglücklich mit Ihren Zuständen, oder wollen Sie lieber, daß Ihnen eines Nachts das Dach über dem Kopf angezündet wird? Hohes Gericht, da erschrak ich, als ich das mit der Feuersbrunst hörte, war mir doch schon früher ein Kind in einer solchen umgekommen, auch da die Ursache dunkel gewesen, obwohl ich niemals Grund zur Klage gegeben hatte. Worauf meine Tochter Barbara ins Zimmer fuhr und das Unglück sehr groß machte, indem sie schrie, daß der Pfarrer ein schmieriger Fink sei und sich die Nase wischen solle vor lauter Topfgucken, wenn es ihn nichts angehe, und ob der Zusenn auch gebeichtet habe, was er ihr angetan? Da war es endlich heraus mit dem Zusenn, und ergab sich in der Folge, daß derselbe ihr wiederholt abgepaßt hatte, wenn sie unbeholfen war wegen der schweren Tanse, sie dabei angefaßt, was sie ihm widerraten. Schließlich aber Ende Juni so weit gegangen, daß er ihr bald nach der Hütte den Kopf auf einen Stein geschlagen, daß sie nicht mehr konnte, und sie gebraucht, weil sie keinen Beistand in der Nähe, darauf noch höhnisch gesagt, wie gut das Wieslein gemäht gewesen,

ob er ihr denn nicht wehgetan? Infolgedessen meine Tochter in Besinnungslosigkeit geschrien, mit seinem elenden Stummel könne er keiner Person weh tun, geschweige denn wohl. Worauf derselbe nur seine Hose zugeknöpft und gesagt, wohl, das freue ihn aber für unsern Bock, daß er die Geißen wieder ganz für sich habe, nachdem der Bauer mit seinen Töchtern einig geworden sei, und solle sie nur ja die ganze saubere Wirtschaft grüßen, setzte sich aber den Hut auf und ging. Das war eine traurige Rede, wie es denn wohl bekannt ist, daß einsame Männer sich an das Getier halten müssen, wenn ihnen jahrelang kein lebendiger Mensch mehr zur Hand ist, welches ich aber auch in der größten Not nicht getan, sondern erst um meinen Töchtern Frieden zu machen vom geraden Weg abgewichen, wessen sich die Jüngere freilich nicht hätte überheben dürfen, habe ihr auch nie so etwas ins Herz gepflanzt.

Ist aber zu bedenken, hohes Gericht, daß sie von dem Zusenn gebraucht worden, und dies ohne jede Verständigung.

Ich habe immer gemeint, es müsse da ein Einvernehmen sein und gehören zwei dazu, auch bei armen Leuten, und etwas Freude, woran es nicht einmal das Vieh fehlen läßt auf seine Art. Dieses aber war erfüllt zwischen meinen Töchtern und mir, da wir es wegen der Wärme begingen und nicht das Wichtigste war, sondern damit die Familie beisammenblieb, und ist dabei niemals Gewalt gebraucht worden. Der Zusenn aber beichtete die Untat dem Pfarrer und wurde seine Sünde los, indem er das Gericht über unser Heimat herabzog und wir alle die geringe Hoffart Barbaras grimmig zu büßen haben. Nun wollen Sie mehr wissen, als ich aufwarten kann, ist doch der rechte Schreck erst eingetreten und das Verderben, nachdem sich alle des Handelns so inbrünstig angenommen haben.

Der Zusenn kam leicht davon weg, weil er jung ist und saudumm, aber einem älteren Fleisch wird niemals verziehen, wenn es geplagt wird, und hat es doch viel schwerer damit als irgendein Schnösel und Lumpenhund. Wäre meine Tochter Lina aber jünger gewesen und die Angst nicht, ich hätte mich niemals an derselben vergriffen, sondern weil ich ihre grauen Haare sah und mich das Erbarmen packte wie eine Wut, daß diese Tochter nicht richtig genommen werden sollte, sondern ihr Bauchweh stumm mit sich schleppen ein Leben lang, welches mich bis heute viel tierischer bedünkt als alles andere. Und auch dieses war nicht wegen dem Fleisch, sondern weil das Fleisch mit einer Seele geplagt ist und nichts mehr zu hoffen hat, wenn es keine Wärme findet, was ich infolgedessen nicht länger mitansehen konnte.

Das andere wiederum, wie ich ausgeführt habe, knüpfte sich logisch daran, weil ich Barbara nicht verkürzen durfte und den Verkehr niemals als solchen betrieb, sondern damit die Mädchen etwas Freundliches hatten im Leben.

Und soll es mir ganz recht sein, wenn mich nun die ganze Schuld trifft, weil Männer es immer besser wissen müssen. Ich wußte es nicht besser, habe mir nur bei den strafbaren Handlungen Mühe gegeben, das Richtige zu treffen. Indem Sie meine Töchter versorgt haben und einen Vormund bestellt, werden Sie es wohl besser wissen, und bitte ich nur, daß den Töchtern, da sie Mädchen sind, die Schande weitgehend erspart bleibe, ev. in einem andern Tal, wo sie neu sind. Ist uns ja niemals im Leben soviel Aufmerksamkeit zuteil geworden, wie nach dem Besuch des Pfarrers, worunter ich nur den Friedensrichter nenne, hierauf den alten Lehrer von Lina, zweimal den Landjäger und dann ein regelrechtes Polizeiaufgebot sogar mit Hunden, als ob wir daran gedacht hätten auszureißen, wo wir nicht einmal gewußt hätten wohin. Sind die Netze ja überall so dicht gesponnen. Habe seither meine Töchter nie mehr gesehen und genug von den Verhören, wenn ich so sagen darf, weiß nicht, ob sie dieselben auch unterzogen und ob es genützt, werden kaum alle Ihre Worte begriffen haben, wenn auch sicher zu Herzen genommen. Bitte deswegen schon an dieser Stelle um Entschuldigung. Will auch nie mehr einen Brief meiner Töchter bekommen, wenn das schaden kann, möchte nur gern wissen, ob sie den Umständen entsprechend verbeiständet sind und wäre sehr entgegenkommend, Ihrerseits diesbezüglich eine Beruhigung zu erfahren. Ersuche auch um Belehrung, wie ich mich bei den Verhören ein für allemal ausdrücken soll, da ich wohl sehe, mit meiner Redensart die Herren keineswegs befriedigt zu haben, sondern womöglich alles nur schlimmer gemacht, wenn auch wahrheitsgemäß.

Über die Erscheinungen in meinem Gesicht, welche ich losgeworden, nun aber wiedergekommen, bitte ich sich nicht zu beunruhigen, aber auch nicht stören zu lassen, wenn es geht. Ich komme schon zurecht.

Einzelheiten der strafbaren Handlung machen mich leider verlegen, da der Vorgang erwachsenen Menschen ja wohlbekannt ist, möchte nur bemerken, daß diese denselben in der Regel unter günstigeren Umständen abwickeln können, glaube auch nicht, daß von meinen Töchtern mehr darüber zu erfahren wäre, als jede rechte Frau weiß.

Geben Sie da endlich Ruhe, verehrtes Gericht, weil Sie es besser

haben, ich könnte sonst sagen, was mich reut, will meine Töchter gern zur Unzucht verführt haben, wenn Sie darauf bestehen und ich das Los der Mädchen dadurch erleichtere.

Vielleicht ist es auch möglich, den Vormund meiner Töchter so zu wählen, daß es kein geistlicher Mann ist. Diese machen sich leider oft falsche Vorstellungen, welche die Bevormundeten dann ausfressen müssen, aber nicht immer können, was zu Tragödien führt.

Jeder Mensch ist geplagt auf seine Art, und habe ich gelernt, daß der Stärkere dann einen andern deswegen drücken muß, wobei ich den guten Willen nicht in Abrede stelle und gar nichts gesagt haben möchte.

Ich habe Ihnen nur geschrieben, weil meine mündlichen Worte zu Ihrer Zufriedenstellung nicht ausreichen und weil Sie vielleicht trotzdem Gelegenheit nehmen, meinen Töchtern einen Gruß zu bestellen, welchen ich hiermit niedersetze, aber auch dieses nicht meinetwegen, sondern weil sich die Mädchen in diesen Jahren wieder etwas Wärme gewohnt waren.

Bitte auszurichten, ich dächte Tag und Nacht an meine Töchter, aber nicht wie das hohe Gericht meint.

DIE FRAU IM FENSTER

HERBERT EISENREICH

EIN ZIMMER wirkte so anheimelnd wie ein Stundenhotel in der Leopoldstadt; und schon deshalb war er sehr dankbar, als sie ihn einlud, zu ihr zu ziehen. Er kannte sie da schon seit etlichen Wochen und war auch schon mehrmals bei ihr gewesen: für einen Abend zuerst, und für eine ganze Nacht dann einmal, und dann für ein Weekend von Freitag abends bis Montag frühmorgens, bis sie ins Geschäft ging und er in die Werkstatt. Auch das Wochenende darauf war er dort bei ihr, und für die drei Nächte schlug sie das Feldbett

auf, welches mitsamt einer dünnen Matratze aus Schaumgummi drunten im Keller verstaubte, seit ihre Mutter gelähmt war und nicht mehr von Hainburg hereinfahren konnte. Am Montag trug sie das Bett in den Keller hinunter. Am folgenden Freitag trug er das Bett in die Wohnung hinauf, und am Montag ließ sie es stehen und warf eine Wolldecke drüber. Er kam auch am Dienstag, und als er da war, breitete sie ein paar Stoffmuster aus und fragte ihn, was ihm gefalle. Er sagte: „Das rote da mit den Tupfen ist hübsch", doch sie sagte: „Vielleicht für ein Kleid, aber nicht auf das Bett. Und außerdem schlägt es sich mit der Tapete." Sie fanden kein Muster, das ihnen gefiel und ins Zimmer paßte, und deshalb gingen sie tags darauf in alle Kaufhäuser auf der Mariahilfer Straße, obwohl sie in Floridsdorf wohnte und er in Erdberg. Sie machte am Mittwoch schon Schluß um zwei; ihm hatte der Meister den Nachmittag frei gegeben. Sie schauten bei Stafa und bei Herzmansky, im Quelle-Kaufhaus und in den kleineren Kaufhäusern, aber sie fanden nicht, was sie brauchten. Zu Anfang hatte er noch nicht gewußt, was sie eigentlich brauchten; jetzt aber wußte er, daß es gemustert sein sollte, doch nicht mit Blumen und nicht mit Ringen und Kreisen, vielleicht gestreift, aber nicht zu schmal, und es sollte nicht rot sein und auch nicht gelb und natürlich nicht grau, oder grau vielleicht doch, zusammen mit Rosa, und wahrscheinlich ginge auch Grün mit Blau, wenn das Blau nicht zu hell war. Am Donnerstag kam er schon nachmittags in das Espresso, in dem sie servierte: er hatte entdeckt, was wahrscheinlich paßte. Sie fuhren hinüber zum Mexikoplatz, wo die billigen kleinen Händler sind, und sie kauften den Stoff. Dann fuhren sie weiter in ihre Wohnung; und noch im Mantel, zog sie die Stoffbahn über das Feldbett. Der Stoff war rot und gelb, mit einem Gerank von schwarzen Linien quer durch die Farben; und obwohl ihm der Stoff schon im Schaufenster und noch beim Einpacken sehr gut gefallen hatte, fragte er jetzt: „Glaubst du wirklich, er paßt?" Sie hatte den Mantel auf einen Sessel geworfen und war in die Knie gegangen: schon teilte die Schere das krachende Leinen. „Hältst du hier fest?" Und: „Das andere Ende jetzt. Nein, da drüben." Und zwischendurch: „Siehst du, der paßt zu allem; auch zu der Tapete." Und: „Schau nur, sogar zu der Mausi!" Und an ihrer Hand sprang die größte der zahllosen Puppen, die überall lagen und lehnten und hingen, herüber aufs Feldbett. „Du magst sie doch auch, meine Mausi?"

Die Puppe war groß wie ein Baby und ganz aus Stoff, aber flacher als andere Puppen, mit strohgelbem Wollhaar am Kopf, und hatte ein unregelmäßig gestricktes Kleid aus verschiedenfarbigen Woll-

resten an; und er schaute nicht hin, als er sagte: „Und ob ich sie mag!“

„Natürlich mußt du sie mögen!“ Aber die Schere blieb plötzlich stecken im Stoff wie in hartem Metall. „Aber ganz so viel mögen darfst du sie nicht wie mich!“ Sie kniete noch immer, und weil er ganz nahe bei ihr stand, mußte sie steil hinaufschaun zu ihm. „Du wirst mich doch nicht betrügen mit ihr?“ Und zu der Puppe mit drohendem Finger: „Du darfst ihn mir ja nicht verführen, Mausi!“ Er aber hatte sich schon, statt zu antworten, niedergebeugt, und er küßte sie: auf den Kopf, in die Fülle der wuschligen Haare hinein. Sie zog ihn sanft herunter zu sich, und sie sagte zu ihm: „Ja, du darfst sie schon mögen, die Mausi, sie sieht mir ja ähnlich, findest du nicht?“

„Also eigentlich“, sagte er, „bist du mir lieber.“ Von da an war er bei ihr geblieben, in ihrer Wohnung, die praktisch nur aus dem Zimmer bestand, welches man durch eine schmale Küche betrat. In die Küche fiel ganz wenig Licht aus dem Flur durch das außen vergitterte Fenster aus Milchglas ober der Türe, und deshalb brannte fast immer die Lampe. Das Zimmer hingegen war überaus hell, denn die Wohnung lag hoch, und das Haus stand ganz frei. Ab Mittag flutete durch die zwei Fenster die Sonne ins Zimmer, man konnte schier baden in ihr, und wenn man die Augen schloß und dem Radio lauschte und wenn dann der Großstadtlärm nur wie gemurmelt ans Ohr drang, fühlte man sich wie am Strand von Caorle. Noch lieber freilich war ihm das Zimmer, wenn abends die Vorhänge zugemacht waren und nur die zwei schwachen Lampen am Nachttisch und auf der Musiktruhe brannten. Dann war es, als habe die Decke sich etwas gesenkt, wie ein bauschiger Baldachin schien sie zu schweben, und all die Dinge ringsum an den Wänden verkrochen sich in ihren eigenen Schatten. Was aber im Licht war, trat aus dem Dämmer hervor und an ihn heran. Er mochte es, wenn diese Dinge ihn einengten: einmal die flache Tonschale mit ihren Kettchen und Clips und Ringen darin, und ihr blaß koloriertes Photo vom Schlußkränzchen in der Tanzschule, und der Karton mit gefaltetem und auch gerolltem Verpackungspapier in den buntesten Farben und seltsamsten Mustern, und dann einmal das an der Türklinke hängende Einkaufsnetz, oder die gelblich verblühte Vriesea dort, und der längst in den Falten gebrochene Stadtplan von Wien aus dem letzten Jahrhundert, wie eine Kachelung an die Schranktür geklebt, oder jene Mappen voll Kinoprogrammen, und was es halt war, wo ein Lichtkegel hinfiel, je nach der Stellung des Schirmes; und immer natürlich die Puppen da-

zwischen: im Kleiderschrank, zwischen den Schallplatten, hinter den Ziertellern, auf dem Bücherbord, auf den Karniesen. Er mochte es, wenn diese Dinge ihn gleichsam berührten und schier bedrängten, weil er dann glaubte, ihr, der die Dinge gehörten, noch näherzukommen: die Dinge drängten ihn zu ihr hin. In dem Gangkabinett, das der Meister ihm seinerzeit, als er noch Lehrling war, kostenlos eingeräumt hatte, war er sich gänzlich verloren, wie ausgesetzt vorgekommen, obwohl es viel enger war und, weil das einzige, färbig verklebte Fenster sich nur in das Stiegenhaus öffnete, auch sehr viel dunkler. Es gab da Bett und Tisch und Kommode und Waschtisch, aber ansonsten nur leere Wand, an der sich sein Auge verirrte, nicht Griff und nicht Halt fand. Hier aber lebte er zärtlich ummauert von lauter Dingen, hinauf bis zur Decke. Er fühlte sich hier so gut aufgehoben, so gut verpackt wie in einer gepolsterten Schachtel, weich gelagert wie in einer Schmuckschatulle.

Also wußte er nicht, was er tat und warum er es tat, als er einmal, an einem Abend allein, den Vorhang zur Seite rückte und sich aus dem Fenster lehnte; vielleicht geschah das in der nicht eingestandnen Erwartung, sie jetzt schon, um zehn Uhr, kommen zu sehen, obwohl sie gesagt hatte: „Heute ist Sparverein im Espresso, da krieg ich gerad noch die letzte Tramway." Die Straße war leer, kein Stöckelschuh klapperte über das Kopfsteinpflaster. Am Ende der Häuserschlucht, die sich links auftat, rumpelte eine Straßenbahn über die Kreuzung, aber er konnte nicht gleich bemerken, ob jemand ausgestiegen war; langsam verebbte das Klirren und Poltern der Räder. Er schaute zur anderen Seite, wo er das Wirtshaus wußte, doch war es nicht auszumachen, weil die Reklame nicht leuchtete; offenbar hatte es Ruhetag heute. Er lauschte wieder nach links in die Straße hinein, aber nichts war zu hören. Er blickte über die Gärtnerei hinweg, deren im Schein der Laternen matt spiegelnde Glashäuser jenseits der Straße sich duckten, als in die schon finstre Fassade des Hauses dahinter ein helles Viereck sprang, und in diesem Viereck bewegte sich etwas. Die Straßenbahn fuhr jetzt im Abstand von zwanzig Minuten; bis zur nächsten noch wollte er warten. Die Frau in dem Fenster zog ihren Pullover über den Kopf – im Halsausschnitt blieb der Kopf einen kleinen Moment lang hängen, bis ein kräftiger Ruck ihn befreite –, mit einem sicherlich gar nicht gewollten Reflex ihrer Hände strich sie ihr Haar wieder glatt. Die eine der Hände fiel und löste nun Knopf oder Häkchen am Bund ihres Rockes und rutschte, vermutlich am Reißverschluß, links an der Hüfte nach unten. Vom Rangierbahnhof her kam der Pfiff einer Dampflok und gleich darauf das metallene

Schlagen von Puffern; den Rangierbahnhof hörte man nur, wenn der Südwind wehte. Die Frau im Fenster schüttelte sich und stieg aus dem gleitenden Rock wie aus einem Bottich. Sie beugte sich nieder und kam wieder hoch, tauchte völlig weg und war gleich wieder da, mit gereckten Armen hielt sie nun etwas, den Strumpf wohl, kurz gegen die Lampe; sie war fortwährend in Bewegung, wobei sie mitunter, doch stets nur für kürzere Zeit, aus dem Viereck verschwand. Dann wehte das Unterkleid, fiel auf Bett oder Stuhl oder Boden. Doch dann, zugleich mit einem ganz langsamen Griff in den Rücken, hinter das Schulterblatt, und einem Schritt in die Tiefe des Vierecks, verlöschte das Licht. Ein Moped kreiste, die Kurve schneidend, ums Hauseck herum und surrte davon. Von dort, wo das Wirtshaus war, kamen fünf Dackel und dann die Malerin, die in dem Wirtshaus den Dachboden ausgebaut hatte und seither bewohnte. Er wußte, wie unnütz es war, schon zu warten, und deshalb schloß er das Fenster und zog die Vorhänge zu und drehte das Radio auf. Er trank den Rest Bier, der vom Vorabend noch in der Flasche war, strich sich ein Grammelbrot, dann noch ein zweites. Die Zeitung hatte er schon gelesen, doch las er jetzt auch die Kritik aus der Staatsoper und die Heiratsannoncen und anderes, das ihn nicht interessierte. Er lümmelte auf ihrer Couch; und in der anderen Ecke der Couch saß die Mausi und hatte ein kesses Seidenkleid an und schwarze Lackschuhe an den Füßlein.

Am nächsten Tag war es heiß und schwül, und auch in dem Kino, das sie besuchten, und auch in der Tramway noch war es heiß. Sowie sie daheim waren, riß sie sich gleich ihre Kleider vom Leib, bevor sie die Suppe zu wärmen begann. Und er, statt den Vorhang zu schließen, machte das Fenster auf, weil auch im Zimmer die Hitze des Tages noch stand; doch beim Blick auf die schwarze Fassade gerad gegenüber erschrak er und schämte sich; schämte sich dermaßen, daß er das Fenster sofort wieder zumachte. Dann aber fand er es lächerlich, wirklich nur deshalb das Fenster nicht offen zu haben. Er machte das Fenster drum wieder auf und blieb darin lehnen und schaute ganz willentlich dort hinüber, wie um mit seinem Blick jene Frau in ihr Fenster zu zwingen. Indessen, das Zimmer blieb dunkel, und erst an dem folgenden Abend war wieder das Licht da. Er fürchtete aber, entdeckt zu werden, und schaute deswegen nicht hin. Erst am Abend darauf, als sie hinter ihm stopfte und flickte, trat er ans Fenster, und grad in dem Augenblick ging dort das Licht an. Es wurde lange an einer Bluse geknöpft, dann der Rock von den Hüften geschlenkert, wobei sie den Handrücken an ihre

Stirne legte; und dann war die Frau aus dem Viereck verschwunden. Nach einer Weile erschien sie wieder, die Hand jetzt im Rücken, den Leib ein klein wenig nach vorne gewölbt, und da wurde es finster.

Und dann war tagelang nichts; er vergaß es beinahe. Erst als er wieder einmal allein war – er starrte gedankenverloren zur Mausi, die jetzt ein Tüllkleidchen trug in Lavendel und Rosa –, entsann er sich plötzlich der Frau dort im Fenster. Er löschte, um selbst nicht gesehen zu werden, das Licht und bezog den Beobachtungsposten. Schon bald erhellte sich drüben das Viereck, gleichzeitig trat die Frau da hinein und knöpfte, von oben nach unten, ihr Kleid auf. Sie querte den sichtbaren Raum, kam zurück mit noch immer flatterndem Kleide. Dann stand sie lange, wie angelehnt, hart an dem Rande des Vierecks; und erst beim Zurückgehn glitt ihr das Kleid von den Schultern. Dann tauchte sie unter der Fensterbank weg, und auch weiterhin gab es noch etliche Pausen, für die er sich keine Erklärungen wußte. Zur Linken – von ihm aus – vermutete er einen Kasten, das Bett stand wahrscheinlich ganz hinten im Zimmer. Er sah zwar die Frau, doch er konnte nicht sehen, was hinter ihr war. In der Nacht noch versuchte er, dieses ihr Zimmer sich auszumalen, in seinen Gedanken es zu möblieren. Die nächsten paar Male verlängerte er die Bewegungen, die er zu sehen bekam, in den Raum hinein, doch erwuchs ihm auch daraus noch immer kein Bild von dem Zimmer. Allmählich begann er zu ahnen, daß er zuerst von der Frau sich ein Bild machen müsse – er kannte sie bisher ja nur im Umriß.

Deshalb nahm er jetzt mehrmals den Umweg an jenem Hause vorbei, doch das nützte ihm nichts. Auch des Abends flanierte er manchmal dort drüben, doch grad vor das Haustor fiel wenig Licht. Mit Ausreden schund er sich schließlich die Zeit heraus, schon am Morgen dort länger verweilen zu können. Vor acht Uhr verließen fast ausschließlich Männer das Haus; und als er dann einmal – er hatte sich vorsorglich krank gemeldet – den ganzen Vormittag drüben auf Posten stand, zählte er mehr als ein Dutzend Frauen, die jener im Fenster so irgendwie ähnelten. Eine verfolgte er bis in die Tramway, doch im Waggon drinnen wurde ihm deutlich, wie wenig er die, die er suchte, noch kannte. Die Frau in der Tramway war Mitte Zwanzig, so groß wie er, und kastanienbraun unterm roten Hütchen; ihr graues Kostüm ließ den Ansatz von Üppigkeit durchblicken. Ein Kostüm hatte seine, im Fenster, noch niemals getragen, und schon in der nächsten Station stieg er aus. Am Sonntag fuhren sie zu ihrer Mutter nach Hainburg, sie hatten das Badezeug mit, um im Waldbad

zu schwimmen, und anschließend wanderten sie auf den Braunsberg hinauf. Die Sonne stand schon sehr tief im Westen, der Osthang des Bergs lag bereits im Schatten. Die Ebene gegen die Grenze zu aber erglühte in einem Goldgelb, das erst in der Ferne im Himmelsrand zitternd verglomm. Die einzelnen Häuser, die Straßen und Wege, die Bäume, kurz: alles, was in der Ebene drunten vorhanden war, wirkte von oben ganz winzig: noch kleiner als Spielzeug. Nun fraß sich gar, unheimlich langsam, ein Auto da durch, und dort drüben ein zweites, und aus einem Schornstein stieg Rauch, und auch Menschen bewegten sich; um so lebendiger wurde die Landschaft, je länger sie schauten. Doch weil so klein war, was sich dort regte, machte dies alles den Eindruck von Unwirklichkeit: man blickte dort hin wie ins Leben auf einem anderen Stern. Und er sagte: „Ich möchte doch sehen, was diese Leute da machen; die dort, im Garten, links von dem Haus mit den roten Ziegeln, gleich unter dem Weinberg da", und sie sagte: „Da ist ja ein Fernrohr." Sie führte ihn zwischen den Trauben von Menschen zu einer anderen Stelle am Rand des Plateaus, doch der Schlitz für den Einwurf der Münze war derart verbogen, daß man das Fernrohr nicht in Betrieb nehmen konnte. Ein Mann ließ sie beide durch seinen Feldstecher schauen. Als sie hinabstiegen, sagte er plötzlich: „Ich hätt ja schon lang gern ein Fernglas." Sie meinte, ein Fernglas sei furchtbar teuer, aber er sagte: „Das war ja nicht ernst gemeint; denk nicht mehr dran." Am Montag, als sie zusammen nach Hause kamen, schickte sie ihn für ganz kurz in die Küche, und als er hereindurfte, lag auf dem Polster des Feldbetts ein fremdartig schwärzliches Ding, es war nicht viel größer als die meisten Operngucker, aber nicht elfenbeinhell oder bunt wie diese, sondern so schwarz wie das wuchtige Fernglas des Mannes am Braunsberg; nur eben viel kleiner: „Für mehr hat's halt wirklich noch nicht gereicht", und er möge nicht traurig sein, sagte sie noch. Doch er war nicht traurig, sondern beschämt. Und wagte erst gar nicht, den Feldstecher auszuprobieren, und schaute auch etliche Tage lang nicht zu dem Fenster hinüber. Sie hatte ihn schon gefragt, wie das Fernglas ihm tauge; und eigentlich deshalb nur trat er einmal, untertags, mit dem Fernglas ans Fenster und spähte, unentwegt schraubend, hinaus in die Weite: zum Wirtshaus hinüber, und links in der Straße hinauf bis zur Tramway, und hoch in die Luft, wo ein Flugzeug emporzog, doch kriegte er dieses nicht in sein Glas, und hinab in die Beete der Gärtnerei, und zum Dachfirst des Hauses ihm gegenüber, und dann die Regenrinne entlang, bis endlich das Kreisen sich auf der Fassade verengte. Jedoch: sowie er ein Fenster im Glase hatte,

wußte er nicht, ob es das von der Frau war. Mit freiem Auge fand er's sogleich: das sechste von links und zweite von oben. Er brauchte lang, um zu lernen, es auch mit dem Glase zu finden.

Am Abend aber fand er's nicht wieder, bis endlich das Licht in dem Zimmer anging. Grad als er das Fenster in seinem Visier hatte, löste die Frau einen breiten Gürtel, wodurch das Kleid plötzlich senkrecht hing, weit und fast plump um die eben noch zierliche Taille. Das Glas verdunkelte, als sie das Kleid dann nach oben und über den Kopf hinweg auszog. Er sah nur undeutlich, wie sie das Kleid, das beim Ausziehn sich umgestülpt hatte, mit offenbar kräftigem Schütteln und Beuteln zurechtdrehte. Hastig schraubte er an dem Fernglas, das Licht im Fenster schwamm milchig heran, dann schärfte das Bild sich und trübte sich wieder. Nach weiterem Manipulieren an Schraube und Knickbrücke kriegte er sie im Profil zu fassen: die Frau stand ganz ruhig, die eine Hand mit gewinkelten Fingern am Haaransatz, aber das Bild war verwackelt: es tanzte hinauf und hinunter und hüpfte hinaus aus dem runden Gesichtsfeld. Er knallte das Fernglas voll Wut auf die Couch, vor die Füße der Mausi im Kleidchen voll Flitter; doch als er vom Gang her den Schlüsselbund hörte, tat er das Fernglas zurück auf den Platz, wo es sonst immer war. Doch später dann, als sie der Mausi ein neues Röckchen anpaßte, sagte er plötzlich: „Das Fernglas ist wirklich ein Pofel.“ Sie schaute herüber zu ihm, und er schaute weg; und dann bügelte sie seine Hemden. Ein paar Tage drauf war er wieder allein, und er war so weit eingeübt, daß er nicht lange herumschrauben mußte, als sie sich umständlich aus einem Dirndlkleid schälte. Später studierte sie lang einen Strumpfbandgürtel, so daß er schon hoffte, nun seinerseits ihr Gesicht recht studieren zu können; doch hingen die Haare ihr, weil sie den Kopf ja gesenkt hielt, bis über die Augen. Ihn schmerzten die Ellbogen, die er aufs Fensterbrett stützte; und als er das Glas eben weggelegt hatte, um einen Polster zu holen, verlöschte das Licht. Er wollte was trinken, doch gab es kein Bier mehr im Kühlschrank; und als sie dann heimkam, beklagte er sich. Sie sagte: „Der Wirt hat noch offen.“ Und als er regungslos sitzen blieb, ging sie ins Wirtshaus und brachte ein Bier. Doch er trank nicht davon, und sie ging in die Küche und spülte Geschirr. An den folgenden Tagen war schlechtes Wetter: es regnete stark, und er konnte nichts sehen. Dann sah er einmal einen knallgelben Pulli im Fenster und sah etwas später auch, wie dran geschnuppert wurde, und sah auch noch etwas davonfliegen, weit aus dem hellen Viereck hinaus. Von dem Zimmer wußte er aber noch immer nicht mehr als zuvor: Wenn sie auftrat, kam sie

von hinten links, dort also mußte die Türe sein, und links hinten war wohl auch der Lichtschalter, neben der Türe, wie üblich. Er patrouillierte nun wiederum manchmal vor ihrer Haustür, und wieder bemerkte er jene Frau in dem grauen Kostüm, doch die war es wohl wirklich nicht: mit ihrem watschelnden Gang und den wäßrig glotzenden Augen. Nach langem Zögern betrat er einmal den Hausflur, der in zwei Stiegenhäuser sich teilte, doch gab's weder links noch rechts eine Namenstafel, wie sonst in den Zinshäusern meistens. Er wollte ja wenigstens wissen, ob sie alleine da wohnte in diesem Zimmer, ob sie in Untermiete da war oder ob sie bei ihrer Familie wohnte und dieses Zimmer ihr nur als Schlafraum diente. An einem Vormittag endlich wagte er sich in die Stiegenhäuser; in beiden mußte er forschen, denn das Fenster lag fast in der Mitte der Front, und es konnte zur einen oder zur anderen Hälfte gehören. Er hatte sich eingelernt, was er, vom Hausmeister oder von Hausparteien zur Rede gestellt, etwa antworten würde: er suche seinen Schulfreund Hans Pilhatsch, der angeblich hier in dem Hause ein Untermietzimmer bewohne. (Mit Absicht war er auf diesen verfallen, der kürzlich nach Knittelfeld übersiedelt war.) Trotzdem beklommen, und ständig lauschend, ob wo eine Türe sich öffne, schlich er hinauf in den dritten Stock, in dessen Winkelwerk er aber nicht sich zurechtfand, zumal das Gangfenster in einen Lichthof schaute und nicht auf die Straße. Sechs Türen führten in Wohnungen, deren Grundrisse vielfältig ineinander verschachtelt sein mußten; und auf der anderen Stiege waren's gar sieben. Daheim skizzierte er dann einen Plan dieses Stockwerks, stellte Berechnungen an und Vergleiche, entwarf und verwarf die sich bietenden Kombinationen. Noch einige Male spazierte er auf und ab vor dem Haus, bis er selber sich lächerlich vorkam in dem Versuch, jemand abzupassen, den er nicht kannte.

Aber er kannte sie ja! Da gab es den Rock mit dem Reißverschluß links an der Hüfte, den nicht mehr ganz sitzenden Strumpfbandgürtel, das Dirndlkleid mit seinen Bändern und Bündchen. Er kannte sie immerhin schon so gut, daß er wußte, mit welcher Hand sie den Büstenhalter sich aufmachte; gut genug, um zu wissen, daß sie ein Kleidungsstück nicht so lang trug, bis der Schweiß von den Achseln im Stoffe sich einfraß. Er wußte auch, daß sie im Bett nicht mehr las, sondern ganz allein blieb mit ihrer Einsamkeit; wie er auch wußte, daß auch ihr Körper die Einsamkeit spürte, in dem vom Alleinesein schmerzenden Kopf: er kannte die schattende Hand an der Stirne. Er kannte die Lage der Tür ihres Zimmers, er kannte den Lichtschalter in diesem Zimmer. Und das war genug, um darinnen sich allmählich

heimisch zu fühlen. Der Herbst war mit schlechtem Wetter gekommen, mit Nebel bis tief in die Gassen herein und mit häufigem Regen, so daß er nur selten ihr wieder begegnete dort in dem Fenster. Und wenn er sie sah, dann brachte das kaum noch was Neues. Das Kleid ging nach links in den Schrank. Was zu stopfen war, flog nach hinten aufs Bett; was zu waschen war, fiel zu Boden. Die anderen Sachen gehörten dann rechts in die flache Kommode, auf welcher der schwenkbare Spiegel verankert war. Auf der Kommode lehnten die Bücher, zwischen dem Radio und der Wand, so daß sie nicht umfallen konnten. An die Wand darüber paßten die Bilder: bräunliche Photos, oval gerahmt. In dem Eck rechts hinten ein kleiner Schreibtisch, ein Sekretär mit herunterklappbarer Platte. Das Nachtkästchen stand am Kopfende hinter dem Betthaupt, zwischen der Tür und dem Bett: mit der Weckeruhr drauf, einer blauen Schatulle für Ringe und Kettchen, dem Photo von Udo Jürgens, mit eigener Hand ihr gewidmet. In schlaflosen Stunden, mit einem beseligend schmerzenden Ziehen im Herzen, stellte er um: rückte den Kasten ins Eck nach rechts hinten und schob den Schreibtisch links vorne zum Fenster: so kam, wie es zweckmäßig ist, das Licht von links hinten. Er bastelte Lampenschirme für sie; er kaufte honigfarbene Kerzen; er setzte die über den Sommer gewachsenen Blumen in größere Töpfe um. Die Frau selber sah er nur selten jetzt, da es oft tagelang fortwährend schneite. Und eigentlich brauchte er nicht mehr hinüberzuschauen, nur jenem Ziehen im Herzen zu folgen: er lebte ja nun schon mehr drüben als hier.

Es gab keinen Streit, keinen Krach, keine Szene, sie sagte ganz trocken: „Du hast eine andere. Bitte geh!"

Ihm geschah etwas wie im Traum: Er sah sich, aber er spürte sich nicht, sondern sah sich so, wie man einen sieht, von dem man nur liest: „Er war wie vor den Kopf geschlagen." Und irgend so etwas mußte geschehn sein, denn Argumente, Proteste, Gegenbeweise häuften sich in seinem Hirn, doch das war wie gelähmt und nicht fähig zu artikulieren. Und deshalb sagte er überhaupt nichts, und sie sagte: „Ich bin dir nicht bös, und wir wollen nicht streiten." Und als er noch immer nichts sagte und auch nicht sich rührte: „Ich muß sowieso noch einkaufen gehn; und wenn ich dann heimkomme, bist du halt nicht mehr da." Aus der Küche, im Mantel schon, rief sie zurück: „Deinen Schlüssel wirfst du ganz einfach dann durch den Briefschlitz, ich habe ja meinen." Und hinter ihr schnappte die Türe ins Schloß.

Seine Hände rafften, was ihm gehörte: mechanisch wie Reißzähne

eines Baggers; und ebenso automatisch dann schaufelten seine Hände die Sachen zuhauf und hinein in den Koffer. Blind wie ein Roboter hatte er all seine Sachen heraus aus den ihren geklaubt, und erst von der Türe aus sah er dann etwas und sonst aber nichts mehr: die Mausi, in ihrem buntscheckigen Strickkleid, zur Seite gekippt, das Gesicht nach unten. Er war sehr froh, als er draußen war.

Seine Füße gingen wie ganz allein: bis zum Haustor dort drüben, und links die Stiege hinauf in den dritten Stock, zu der Wohnung hin, wo er zu Hause war. In den Türrahmen trat eine junge Frau: Mitte Zwanzig, so groß wie er, und kastanienbraun; ihr Hauskleid aus hellrotem Cord ließ den Ansatz von Üppigkeit durchblicken. In den Augen schwamm nicht einmal Neugier.

Er brauchte mehrere Ewigkeiten, bis ihm jetzt wieder die Ausrede einfiel: die Frage, gestottert, nach seinem Schulfreund. „Hier", sagte die Frau, „hat nie ein Herr Pilhatsch gewohnt." Er stammelte etwas wie: „Wahrscheinlich auf der anderen Stiege", aber die Frau sprach schon weiter: „Hier bestimmt nicht, am ganzen Stock war nie ein Herr Pilhatsch", und dabei hob sie den linken Arm und legte den Handrücken, alle fünf Finger ein wenig einwärts gewinkelt, an ihre Stirne. „Ja", fuhr sie fort, „vielleicht auf der anderen Stiege", und: „Hallo, Sie –", dies schon hinter ihm her.

Er fand sich erst wieder in seinem Zimmer, mit der Erinnerung an irgend so etwas wie einen Sturz durch ein tiefes Stiegenhaus. In dem Zimmer war nicht geheizt, doch das merkte er noch nicht. Erst dann, als er eingeheizt hatte, begann er zu frieren. Er lag auf dem Bett, und das Zimmer war klein, doch die Wände um ihn waren sehr weit weg.

DAS GRABMAL

KURT KUSENBERG

Soweit man zurückdenken konnte, hatten die beiden Nachbarländer gegeneinander Krieg geführt. Eine Entscheidung darüber, welches Land das stärkere sei, war jedoch nie gefallen. Erlitt eines eine Niederlage, so pflegte es sogleich einzulenken, und da der Nachbar seiner Sache nicht allzu sicher war, kam es zu einem Vergleich, der bis zum nächsten Grenzgeplänkel dauerte. Es herrschte kein fauler Friede, aber auch kein rechter Krieg. Maßvoll angewandt, hielten die Kräfte einander die Waage.

Das änderte sich mit einem Schlag, als hüben Albinam den Thron bestieg und drüben Mafaldo zur Herrschaft kam. Beide Könige waren jung, voller Ehrgeiz, und ließen sich ungern beraten. Als die Minister es versuchten, wurden sie vorzeitig aufs Altenteil gesetzt, und junge Leute rückten in ihre Ämter ein. Gleich darauf entbrannte ein Krieg, der mit großer Erbitterung geführt wurde. Man soll hinterher nicht sagen, Albinam habe bessere Soldaten gehabt oder er sei der klügere Feldherr gewesen. Er hatte Kriegsglück, und da jedes Glück verdient ist, kam es ihm redlich zu. Ehe Mafaldo sich versah, war sein Heer geschlagen, befand er sich samt seinen Ministern und Generälen in Albinams Hand. Der Sieger machte aus zwei Ländern ein einziges Land, das nun doppelt so mächtig war und sich vor der Welt sehen lassen konnte.

Was aber sollte mit Mafaldo geschehen? Albinam sann lange darüber nach. Er konnte den besiegten Gegner rasch oder langsam töten lassen, damit seine Person keinen Aufruhr nähre, er konnte ihn verbannen und sorglich überwachen lassen. Beides gefiel ihm nicht, denn er wollte öffentlich dartun, daß er Mafaldo nicht die geringste Bedeutung beimesse.

Er ließ den Gefangenen vor sich bringen und sprach zu ihm: „Du bist ein König, der sein Land verloren und auf Erden nichts mehr zu

erhoffen hat. Als mein Gefangener wirst du leben, und es soll dir an nichts fehlen, bis der Tod dich heimsucht. Da es dir vielleicht bestimmt ist, ein hohes Alter zu erreichen, wirst du dir sicher inzwischen gern die Tage verkürzen wollen. Was möchtest du tun?"

Mafaldo lächelte. „Nachdem ich nur lebe, um dereinst zu sterben, möchte ich mir gern ein Grabmal bauen."

Albinam sah den anderen forschend an. „Der Gedanke ist gut, ich hätte ihn dir nicht zugetraut. Es sei: Baue du dir dein einziges, dein letztes Haus. Wie kann ich dein Vorhaben fördern?"

„Indem du mir Grund und Boden für das Grabmal, einen ergiebigen Steinbruch, etliche Steinmetzen und eine Schar fleißiger Arbeiter zuweist. Einen Baumeister brauche ich nicht, denn ich habe Muße und Lust genug, selbst die Pläne zu entwerfen."

„Es ist dir alles gewährt", erwiderte Albinam und entließ den Gefangenen.

Derweil Albinam straff und umsichtig sein großes Land regierte, hub Mafaldo gemächlich an, sein Grabmal zu erbauen. Schon die ersten Arbeiten ließen erkennen, daß es sich um kein geringes Unternehmen handle. Gewaltig waren die Ausschachtungen, welche die Arbeiter vornahmen, und die Grundmauern belegten ein Gelände, auf dem man manchen Palast hätte errichten können. Doch wer das Werk mit Neugier erwartete, mußte sich mäßigen, denn es wuchs überaus langsam heran. Hundert Gesetze mochte Albinam erlassen haben, tausend Beamte mochten gestürzt oder emporgestiegen sein, ehe jemand auch nur ungefähr zu sagen wußte, welche Gestalt das Grabmal annehmen werde. Daß es zuunterst breiter sein werde als in der Höhe, ließ sich erraten, aber es war nicht auszumachen, wie es, zunehmend gewaltiger emporsteigend, je ein Ende finden werde.

In jeder freien Stunde, vor allem abends, strömte das Volk herbei und bestaunte die hochgetürmten Steinmassen. Die Steinmetze und Arbeiter, die den Bau versahen, hatten plötzlich viele Freunde und mehr Verwandte, als sie sich deren entsinnen konnten. Alle Welt wollte von ihnen wissen, wie hoch das Grabmal sich recken möge, wie es innen beschaffen sei und welches Ziel als nächstes erreicht werden solle. Aber die Braven wußten keine rechte Auskunft zu geben, und wer unter ihnen es redlich meinte, verwies bescheiden auf Mafaldo, der nach einem geheimen Plan seine Befehle ausgab, Befehle des Tages und der Stunde, die wenig über das gesamte Werk verrieten.

Die Aufschneider freilich hielten nicht zurück. Sie logen das Blaue vom Himmel herunter und berichteten von Prunk und Herrlichkeit,

von geheimen Kammern, die nach Rosen dufteten, von Nischen, die lockende Bildwerke bargen, von Bädern, in denen blaue Wellen schlugen, und von einem Katafalk aus köstlichem Marmor, der auf goldenen Rädern durch die Gänge rollte und einem Toten Freuden schenken sollte, die ein Lebender kaum erwarten darf. Was war da Lug, was Wahrheit? Der Aufwand gebärdete sich so mächtig, und das steinerne Gehäuse verhieß derart viel, daß alles geglaubt ward, was gutwillig geglaubt werden konnte – das und noch mehr. Nicht nur die Bewohner des Landes kamen herzu, um ehrfürchtig das Grabmal zu bestaunen, nein, auch Fremde scheuten Kosten und Mühen nicht und reisten von weit her, um Mafaldos Grabmal zu sehen. Von dem trefflich regierten Lande sprach niemand mehr, das Grabmal aber war in aller Munde.

Versteht es recht, wenn wir nun berichten, daß sich in Albinams Herz Eifersucht gegen Mafaldo regte. Ich mühe mich ums Leben, dachte der Herrscher unwillig, und mein Gefangener richtet den Blick auf sein Ende. Was ich erbaue, wird hingenommen, wie wenn es sich so gehöre; was er treibt, entzündet die Gemüter, als ginge es um ihr Seelenheil. Soll gar das Unnütze dem Nützlichen voranschreiten? Ich arbeite, er spielt und gewinnt sein Spiel. Ich werde mitspielen, damit man sieht, daß ich auch das kann, auch das Unnütze.

Er begab sich allein, ohne die eisenstarrende Schar, die ihn sonst umgab, zu Mafaldo und trug diesem Beistand an. Doch Mafaldo war nicht gewillt, den Sieger in sein Spiel einzulassen.

„Nein“, sprach er und lächelte höflich, „das ist nicht vorgesehen, und solltest du es erzwingen wollen, so brichst du dein königliches Wort. Mir ward zugesagt, daß ich mein Grabmal bauen dürfe, wie ich es will, ohne jedes fremde Zutun und ohne jede Einmischung. Daran halte ich mich und wünsche mir, daß auch du dich daran hieltest.“

Albinam runzelte die Brauen. „Ich hätte dich töten können und kann es auch jetzt, denn du bist in meiner Hand. Daß du mich beim Worte nimmst, ist wahrlich nicht großherzig, ich habe mich anders verhalten. Was hast du dawider, daß ich Einsicht in dein Grabmal gewinne, daß ich ein Stockwerk nach meinen Plänen baue, ein Stockwerk oder auch nur ein kleines Kämmerchen?“

„Ich will es nicht!“ entgegnete Mafaldo und wandte sich ab. „Mein Land ist dein Land geworden, aber mein Grabmal soll dich nicht preisen. Du hattest Glück in dieser Welt, ich werde es fürderhin haben. Wenn du gestorben bist, lebe ich weiter.“

Albinam blickte düster vor sich hin. „Ist es wahr", sprach er langsam, „daß dein Katafalk auf goldenen Rädern dahinrollt?"

„Man sagt es", erwiderte Mafaldo, „aber man munkelt so vieles, und was die goldenen Räder angeht, so sind es freiwillige Spenden."

„Die dir das Volk gespendet hat?" fuhr Albinam auf.

„Die mir das Volk gespendet hat", erwiderte Mafaldo und senkte bescheiden das Haupt.

Albinam dachte nach. „Um welchen Preis", sprach er, „würdest du mir dein Grabmal abtreten? Um den Preis deines Landes, ja?"

„Um keinen Preis", gab Mafaldo zur Antwort, und damit war die Unterhaltung beendet, denn es steht einem Sieger wahrlich nicht an, dem Besiegten etwas abzuhandeln.

DIE ENTDECKUNG ELDORADOS

STEFAN ZWEIG

Der Europamüde

1834. Ein Amerikadampfer steuert von Le Havre nach Neuyork. Mitten unter den Desperados, einer unter Hunderten, Johann August Suter, heimisch zu Rynenberg bei Basel, 31 Jahre alt und höchst eilig, das Weltmeer zwischen sich und den europäischen Gerichten zu haben, Bankrotteur, Dieb, Wechselfälscher, hat er seine Frau und drei Kinder einfach im Stich gelassen, in Paris sich mit einem betrügerischen Ausweis etwas Geld verschafft und ist nun auf der Suche nach neuer Existenz. Am 7. Juli landet er in Neuyork und treibt dort zwei Jahre lang alle möglichen und unmöglichen Geschäfte, wird Packer, Drogist, Zahnarzt, Arzneiverkäufer, Tavernenhälter. Schließlich, einigermaßen gesettlet, siedelt er sich in einem Wirtshaus an, verkauft es wieder und zieht, dem magischen Zug der Zeit folgend, nach Missouri. Dort wird er Landmann, schafft sich in kurzer Zeit ein

kleines Eigentum und könnte ruhig leben. Aber immer hasten Menschen an seinem Hause vorbei, Pelzhändler, Jäger, Abenteurer und Soldaten, sie kommen vom Westen, sie ziehen nach Westen, und dieses Wort Westen bekommt allmählich einen magischen Klang. Zuerst, so weiß man, sind Steppen, Steppen mit ungeheuren Büffelherden, tageweit, wochenweit menschenleer, nur durchjagt von den Rothäuten, dann kommen Gebirge, hoch, unerstiegen, dann endlich jenes andere Land, von dem niemand Genaues weiß und dessen sagenhafter Reichtum gerühmt wird, Kalifornien, das noch unerforschte. Ein Land, wo Milch und Honig fließt, frei jedem, der es nehmen will – nur weit, unendlich weit und lebensgefährlich zu erreichen.

Aber Johann August Suter hat Abenteurerblut, ihn lockt es nicht, stillzusitzen und seinen guten Grund zu bebauen. Eines Tages, im Jahre 1837, verkauft er sein Hab und Gut, rüstet eine Expedition mit Wagen und Pferden und Büffelherden aus und zieht von Fort Independence ins Unbekannte.

Der Marsch nach Kalifornien

1838. Zwei Offiziere, fünf Missionare, drei Frauen ziehen aus in Büffelwagen ins unendliche Leere. Durch Steppen und Steppen, schließlich über Berge, dem Pazifischen Ozean entgegen. Drei Monate lang reisen sie, um Ende Oktober in Fort Van Couver anzukommen. Die beiden Offiziere haben Suter schon vorher verlassen, die Missionare gehen nicht weiter, die drei Frauen sind unterwegs an den Entbehrungen gestorben.

Suter ist allein, vergebens sucht man ihn zurückzuhalten in Van Couver, bietet ihm eine Stellung an – er lehnt alles ab, die Lockung des magischen Namens sitzt ihm im Blut. Mit einem erbärmlichen Segler durchkreuzt er den Pazifik zuerst zu den Sandwichinseln und landet, nach unendlichen Schwierigkeiten an den Küsten von Alaska vorbei, an einem verlassenen Platz, namens San Franzisko. San Franzisko – nicht die Stadt von heute, nach dem Erdbeben mit verdoppeltem Wachstum zu Millionenzahlen emporgeschossen – nein, nur ein elendes Fischerdorf, so nach der Mission der Franziskaner genannt, nicht einmal Hauptstadt jener unbekannten mexikanischen Provinz Kalifornien, die verwahrlost, ohne Zucht und Blüte, in der üppigsten Zone des neuen Kontinents brachliegt.

Spanische Unordnung, gesteigert durch Abwesenheit jeder Autori-

tät, Revolten, Mangel an Arbeitstieren und Menschen, Mangel an zupackender Energie. Suter mietet ein Pferd, treibt es hinab in das fruchtbare Tal des Sakramento: ein Tag genügt, um ihm zu zeigen, daß hier nicht nur Platz ist für eine Farm, für ein großes Gut, sondern Raum für ein Königreich. Am nächsten Tag reitet er nach Monte Rey, in die klägliche Hauptstadt, stellt sich dem Gouverneur Alverado vor, erklärt ihm seine Absicht, das Land urbar zu machen. Er hat Kanaken mitgebracht von den Inseln, will regelmäßig diese fleißigen und arbeitsamen Farbigen von dort sich nachkommen lassen und macht sich anheischig, Ansiedlungen zu bauen und ein kleines Reich, eine Kolonie, Neu-Helvetien, zu gründen.

„Warum Neu-Helvetien?“ fragt der Gouverneur. „Ich bin Schweizer und Republikaner“, antwortet Suter.

„Gut, tun Sie, was Sie wollen, ich gebe Ihnen eine Konzession auf zehn Jahre.“

Man sieht: Geschäfte werden dort rasch abgeschlossen. Tausend Meilen von jeder Zivilisation hat Energie eines einzelnen Menschen einen anderen Preis als zu Hause.

Neu-Helvetien

1839. Eine Karawane karrt langsam längs der Ufer des Sakramento hinauf. Voran Suter zu Pferd, das Gewehr umgeschnallt, hinter ihm zwei, drei Europäer, dann hundertfünfzig Kanaken in kurzem Hemd, dann dreißig Büffelwagen mit Lebensmitteln, Samen und Munition, fünfzig Pferde, fünfundsiebzig Maulesel, Kühe und Schafe, dann eine kurze Nachhut – das ist die ganze Armee, die sich Neu-Helvetien erobern will.

Vor ihnen rollt eine gigantische Feuerwoge. Sie zünden die Wälder an, bequemere Methode, als sie auszuroden. Und kaum, daß die riesige Lohe über das Land gerannt ist, noch auf den rauchenden Baumstrünken, beginnen sie ihre Arbeit. Magazine werden gebaut, Brunnen gegraben, der Boden, der keiner Pflügung bedarf, besät, Hürden geschaffen für die unendlichen Herden; allmählich strömt von den Nachbarorten Zuwachs aus den verlassenen Missionskolonien.

Der Erfolg ist gigantisch. Die Saaten tragen sofort fünfhundert Prozent. Die Scheuern bersten, bald zählen die Herden nach Tausenden, und ungeachtet der fortwährenden Schwierigkeiten im Lande, der Expeditionen gegen die Eingeborenen, die immer wieder Ein-

brüche in die aufblühende Kolonie wagen, entfaltet sich Neu-Helvetien zu tropisch gigantischer Größe. Kanäle, Mühlen, Faktoreien werden geschaffen, auf den Flüssen fahren Schiffe stromauf und stromab, Suter versorgt nicht nur Van Couver und die Sandwichinseln, sondern auch alle Segler, die in Kalifornien anlegen, er pflanzt Obst, das heute so berühmte und vielbewunderte Obst Kaliforniens. Sieh da! es gedeiht, und so läßt er Weinreben kommen aus Frankreich und vom Rhein, und nach wenigen Jahren bedecken sie weite Gelände. Sich selbst baut er Häuser und üppige Farmen, läßt ein Klavier von Pleyel hundertachtzig Tagereisen weit aus Paris kommen und eine Dampfmaschine mit sechzig Büffeln von Neuyork her über den ganzen Kontinent. Er hat Kredite und Guthaben bei den größten Bankhäusern Englands und Frankreichs, und nun, fünfundvierzig Jahre alt, auf der Höhe seines Triumphes, erinnert er sich, vor vierzehn Jahren eine Frau und drei Kinder irgendwo in der Welt gelassen zu haben. Er schreibt ihnen und ladet sie zu sich, in sein Fürstentum. Denn jetzt fühlt er die Fülle in den Fäusten, er ist Herr von Neu-Helvetien, einer der reichsten Männer der Welt, und wird es bleiben. Endlich reißen auch die Vereinigten Staaten die verwahrloste Kolonie aus Mexikos Händen. Nun ist alles gesichert und geborgen. Ein paar Jahre noch, und Suter ist der reichste Mann der Welt.

Der verhängnisvolle Spatenstich

1848, IM JANUAR. Plötzlich kommt James W. Marshall, sein Schreiner, aufgeregt zu Johann August Suter ins Haus gestürzt, er müsse ihn unbedingt sprechen. Suter ist erstaunt, hat er doch noch gestern Marshall hinaufgeschickt in seine Farm nach Coloma, dort ein neues Sägewerk anzulegen. Und nun ist der Mann ohne Erlaubnis zurückgekehrt, steht zitternd vor Aufregung vor ihm, drängt ihn in sein Zimmer, schließt die Tür ab und zieht aus der Tasche eine Handvoll Sand mit ein paar gelben Körnern darin. Gestern beim Graben sei ihm dieses sonderbare Metall aufgefallen, er glaube, es sei Gold, aber die anderen hätten ihn ausgelacht. Suter wird ernst, nimmt die Körner, macht die Scheideprobe: es ist Gold. Er entschließt sich, sofort am nächsten Tage mit Marshall zur Farm hinaufzureiten, aber der Zimmermeister ist als erster von dem furchtbaren Fieber ergriffen, das bald die Welt durchschütteln wird: noch in der Nacht, mitten im Sturm, reitet er zurück, ungeduldig nach Gewißheit.

Am nächsten Morgen ist Colonel Suter in Coloma, sie dämmen

den Kanal ab und untersuchen den Sand. Man braucht nur ein Sieb zu nehmen, ein wenig hin und her zu schütteln, und die Goldkörner bleiben blank auf dem schwarzen Geflecht. Suter versammelt die paar weißen Leute um sich, nimmt ihnen das Ehrenwort ab, zu schweigen, bis das Sägewerk vollendet sei, dann reitet er ernst und entschlossen wieder zu seiner Farm zurück. Ungeheure Gedanken bewegen ihn: soweit man sich entsinnen kann, hat niemals das Gold so leicht faßbar, so offen in der Erde gelegen, und diese Erde ist sein, ist Suters Eigentum. Ein Jahrzehnt scheint übersprungen in einer Nacht: Er ist der reichste Mann der Welt.

Der Rush

DER REICHSTE Mann? Nein – der ärmste, der jämmerlichste, der enttäuschteste Bettler dieser Erde. Nach acht Tagen ist das Geheimnis verraten, eine Frau – immer eine Frau! – hat es irgendeinem Vorübergehenden erzählt und ihm ein paar Goldkörner gegeben. Und was nun geschieht, ist ohne Beispiel. Sofort lassen alle Männer Suters ihre Arbeit, die Schlosser laufen von der Schmiede, die Schäfer von den Herden, die Weinbauern von den Reben, die Soldaten lassen ihre Gewehre, alles ist wie besessen und rennt mit rasch geholten Sieben und Kasserollen hin zum Sägewerk, Gold aus dem Sand zu schütteln. Über Nacht ist das ganze Land verlassen, die Milchkühe, die niemand melkt, brüllen und verrecken, die Büffelherden zerreißen ihre Hürden, stampfen hinein in die Felder, wo die Frucht am Halme verfault, die Käsereien arbeiten nicht, die Scheunen stürzen ein, das ungeheure Räderwerk des gigantischen Betriebes steht still. Telegraphen sprühen die goldene Verheißung über Länder und Meere. Und schon kommen die Leute herauf von den Städten, von den Häfen, Matrosen verlassen ihre Schiffe, die Regierungsbeamten ihren Posten, in langen, unendlichen Kolonnen zieht es von Osten, von Westen, zu Fuß, zu Pferd und zu Wagen heran, der Rush, der menschliche Heuschreckenschwarm, die Goldgräber. Eine zügellose, brutale Horde, die kein Gesetz kennt als das der Faust, kein Gebot als das ihres Revolvers, ergießt sich über die blühende Kolonie. Alles ist für sie herrenlos, niemand wagt diesen Desperados entgegenzutreten. Sie schlachten Suters Kühe, sie reißen seine Scheuern ein, um sich Häuser zu bauen, sie zerstampfen seine Äcker, sie stehlen seine Maschinen – über Nacht ist Johann August Suter bettelarm geworden, wie König Midas, erstickt im eigenen Gold.

Und immer gewaltiger wird dieser beispiellose Sturm nach Gold; die Nachricht ist in die Welt gedrungen, von Neuyork allein gehen hundert Schiffe ab, aus Deutschland, aus England, aus Frankreich, aus Spanien kommen 1848, 1849, 1850, 1851 ungeheure Abenteurerhorden herübergezogen. Einige fahren um das Kap Hoorn, das ist aber den Ungeduldigsten zu lang, so wählen sie den gefährlicheren Weg über den Isthmus von Panama. Eine rasch entschlossene Kompanie baut flink am Isthmus eine Eisenbahn, bei der Tausende Arbeiter im Fieber zugrunde gehen, nur damit für die Ungeduldigen drei bis vier Wochen erspart würden und sie früher zum Gold gelangen. Quer über den Kontinent ziehen riesige Karawanen, Menschen aller Rassen und Sprachen, und alle wühlen sie in Johann August Suters Eigentum wie auf eigenem Grunde. Auf der Erde von San Franzisko, die ihm durch besiegelten Akt der Regierung zugehört, wächst in traumhafter Geschwindigkeit eine Stadt, fremde Menschen verkaufen sich gegenseitig seinen Grund und Boden, und der Name Neu-Helvetien, sein Reich, verschwindet hinter dem magischen Wort: Eldorado, Kalifornien.

Johann August Suter, noch einmal bankerott, starrt wie gelähmt auf diese gigantische Drachensaat. Zuerst versucht er mitzugraben und selbst mit seinen Dienern und Gefährten den Reichtum auszunützen, aber alle verlassen ihn. So zieht er sich ganz aus dem Golddistrikt zurück, in eine abgesonderte Farm, nahe dem Gebirge, weg von dem verfluchten Fluß und dem unheiligen Sand, in seine Farm Eremitage. Dort erreicht ihn endlich seine Frau mit den drei herangewachsenen Kindern, aber kaum angelangt, stirbt sie infolge der Erschöpfung der Reise. Doch drei Söhne sind jetzt da, acht Arme, und mit ihnen beginnt Johann August Suter die Landwirtschaft; noch einmal, nun mit seinen drei Söhnen, arbeitet er sich empor, still, zäh, und nützt die phantastische Fruchtbarkeit dieser Erde. Noch einmal birgt und verbirgt er einen großen Plan.

Der Prozeß

1850. Kalifornien ist in die Union der Vereinigten Staaten aufgenommen worden. Unter ihrer strengen Zucht kommt nach dem Reichtum endlich Ordnung in das goldbesessene Land. Die Anarchie ist gebändigt, das Gesetz gewinnt wieder sein Recht.

Und nun tritt Johann August Suter plötzlich vor mit seinen Ansprüchen. Der ganze Boden, so heischt er, auf dem die Stadt San

Franzisko gebaut ist, gehört ihm nach Fug und Recht. Der Staat ist verpflichtet, den Schaden, den er durch Diebstahl seines Eigentums erlitten, gutzumachen, an allem aus seiner Erde geförderten Gold beansprucht er sein Teil. Ein Prozeß beginnt, in Dimensionen, wie sie die Menschheit vor ihm nie gekannt. Johann August Suter verklagt 17221 Farmer, die sich in seinen Pflanzungen angesiedelt haben, und fordert sie auf, den gestohlenen Grund zu räumen, er verlangt 25 Millionen Dollar vom Staate Kalifornien dafür, daß er sich die von ihm gebauten Wege, Kanäle, Brücken, Stauwerke, Mühlen einfach angeeignet habe, er verlangt von der Union 25 Millionen Dollar als Schadenersatz für zerstörtes Gut und außerdem noch seinen Anteil am geförderten Gold. Er hat seinen ältesten Sohn, Emil, in Washington die Rechte studieren lassen, um den Prozeß zu führen, und verwendet die ungeheuren Einnahmen aus seinen neuen Farmen einzig dazu, diesen kostspieligen Prozeß zu nähren. Vier Jahre lang treibt er ihn durch alle Instanzen.

Am 15. März 1855 wird endlich das Urteil gefällt. Der unbestechliche Richter Thompson, der höchste Beamte Kaliforniens, erkennt die Rechte Johann August Suters auf den Boden als vollkommen berechtigt und unantastbar an.

An diesem Tage ist Johann August Suter am Ziel. Er ist der reichste Mann der Welt.

Das Ende

DER REICHSTE Mann der Welt? Nein, abermals nein, der ärmste Bettler, der unglücklichste, geschlagenste Mann. Wieder führt das Schicksal wider ihn einen jener mörderischen Streiche, nun aber einen, der ihn für immer zu Boden streckt. Auf die Nachricht von dem Urteil bricht ein Sturm in San Franzisko und im ganzen Lande los. Zehntausende rotten sich zusammen, alle die bedrohten Eigentümer, der Mob der Straße, das immer plünderungsfrohe Gesindel, sie stürmen den Justizpalast und brennen ihn nieder, sie suchen den Richter, um ihn zu lynchen, und sie machen sich auf, eine ungeheure Schar, um den ganzen Besitz Johann August Suters zu plündern. Sein ältester Sohn erschießt sich, von den Banditen bedrängt, der zweite wird ermordet, der dritte flieht und ertrinkt auf der Heimkehr. Eine Feuerwoge fährt über Neu-Helvetien hin, Suters Farmen werden niedergebrannt, seine Weinstöcke zertreten, sein Mobiliar, seine Sammlungen, sein Geld geraubt und mit erbarmungsloser Wut

der ungeheure Besitz zur Wüstenei gemacht. Suter selbst rettet sich mit knapper Not.

Von diesem Schlage hat sich Johann August Suter nie mehr erholt. Sein Werk ist vernichtet, seine Frau, seine Kinder sind tot, sein Geist verwirrt: nur eine Idee flackert noch wirr in dem dumpf gewordenen Gehirn: das Recht, der Prozeß.

Fünfundzwanzig Jahre irrt dann noch ein alter, geistesschwacher, schlechtgekleideter Mann in Washington um den Justizpalast. In allen Büros kennt man dort den „General" im schmutzigen Überrock und mit den zerfetzten Schuhen, der seine Milliarden fordert. Und immer wieder finden sich Advokaten, Abenteurer und Filous, die ihm das Letzte seiner Pension entlocken und ihn neuerdings zum Prozesse treiben. Er selbst will kein Geld, er haßt das Gold, das ihn arm gemacht, das ihm drei Kinder ermordet, das sein Leben zerstört. Er will nur sein Recht und verficht es mit der querulantischen Erbitterung des Monomanen. Er reklamiert beim Senat, er reklamiert beim Kongreß, er vertraut sich allerlei Helfern an, die, mit Pomp dann die Affäre aufzäumend, ihm eine lächerliche Generalsuniform anziehen und den Unglücklichen als Popanz von Amt zu Amt, von Abgeordneten zu Abgeordneten schleppen. Das geht zwanzig Jahre lang, von 1860 bis 1880, zwanzig erbärmliche Bettlerjahre. Tag um Tag umlungert er den Kongreßpalast, Spott aller Beamten, Spiel aller Gassenjungen, er, dem das reichste Land der Erde gehört und auf dessen Grund und Boden die zweite Hauptstadt des Riesenreiches steht und stündlich wächst. Aber man läßt den Unbequemen warten. Und dort, auf der Treppe des Kongreßpalastes, trifft ihn endlich am 17. Juli 1880 am Nachmittag der erlösende Herzschlag – man trägt einen toten Bettler weg. Einen toten Bettler, aber einen mit einer Streitschrift in der Tasche, die ihm und seinen Erben nach allen irdischen Rechten den Anspruch auf das größte Vermögen der Weltgeschichte sichert.

Niemand hat Suters Erbe bislang angefordert, kein Nachfahr hat seinen Anspruch angemeldet. Noch immer steht San Franzisko, steht ein ganzes Land auf fremdem Boden. Noch immer ist hier nicht Recht gesprochen, und nur ein Künstler, Blaise Cendrars, hat dem vergessenen Johann August Suter wenigstens das einzige Recht des großen Schicksals gegeben, das Recht auf staunendes Gedenken der Nachwelt.

DAS SCHWEIGSAME FRÄULEIN

ERICH KÄSTNER

Erich Kästner

Sie war sehr jung, sehr unerfahren und sehr wißbegierig. Er war genauso wißbegierig, nicht eben unerfahren und fast zwanzig Jahre älter. Trotzdem hätte er von ihr manches lernen können; denn sie war, wenn auch ein Mädchen, eine Frau, und er, wenn auch ein Mann, ein Kind. Aber sie kamen nicht auf diesen naheliegenden Gedanken. Oder scheuten sie sich, darauf zu kommen.

In den Tagen, da sie ihn heimlich besuchte, damit er ihr schönes Gesicht wieder und wieder zeichne, um den Zauber ihrer Züge aufzuspüren, sagte er gelegentlich: „Sie dürfen getrost sprechen, während ich arbeite. Ich will Sie ja nicht fotografieren. Reden Sie getrost, mein Kind."

„Ich bin kein Kind", antwortete sie dann ruhig. Und so redete er statt ihrer, indes sein Blick gespannt zwischen dem Gesicht und dem Block hin- und herwanderte. Sie schwieg, schaute ihn unverwandt an und sagte nur manchmal: „Aha." Oder: „Ja. Ja." Oder: „So, so."

„Lesen Sie zuweilen Liebesromane?" fragte er eines Tages. Und als sie, wie gewöhnlich, schwieg, fuhr er fort: „Lassen Sie's sein. Man kann nichts daraus lernen, mein Kind."

„Ich bin kein Kind", sagte sie ruhig.

„Nirgendwo", sagte er, „wird so niederträchtig geheuchelt, nirgends werden Wirklichkeit und Wahrheit so kaltblütig unterschlagen wie in den Liebesromanen. Wenn ein Schriftsteller beschreiben will, wie jemand jemanden umbringt oder in kleine Stücke schneidet, oder sich selbst aufhängt, oder eine Stadt anzündet, oder ein Tier quält, sind seiner Genauigkeit keine Grenzen gesteckt. Niemand käme auf die Idee, ihm seine Gründlichkeit zu verübeln. Keine Behörde würde versuchen, sie ihm zu verbieten. Manche Romane sind wahre Hand-

bücher für angehende Räuber und Mörder. Unterfängt sich aber ein Dichter, Dinge der Liebe zu schildern, die ja doch das größte, wenn nicht das einzige Glück für uns Menschen bedeutet, ist er so gut wie verloren. Er täte besser, sich umzubringen, bevor es die anderen tun. Das Scheußlichste darf er entschleiern. Das Schönste mit Worten auch nur anzudeuten, ist ihm verwehrt. Es dennoch zu versuchen wäre Todsünde. Die Grundlagen des Staates, der Kirche und der Gesellschaft würden sonst wanken. Und die Gebäude, die darauf errichtet worden sind, müßten einstürzen wie Kartenhäuser. Die Hüter der Konventionen zittern Tag und Nacht vor der elementaren Gewalt des Glücks und der Liebe."

Sie sah ihn unverwandt an und murmelte: „Aha."

„Im Grunde", sagte er ein andermal, „ist es zwei Menschen, die sich lieben oder sich doch zu lieben glauben, völlig unmöglich, einander wahrhaft nahezukommen. Vermutlich werden Sie diese Behauptung bezweifeln, mein Kind."

„Ich bin kein Kind", erwiderte sie sanft.

„Ein französischer Dichter unserer Tage", fuhr er fort, „hat die Unmöglichkeit, einander vollkommen zu begegnen, in einer recht düsteren Allegorie zu veranschaulichen versucht. Jeder der beiden Liebenden, meint er, sei wie in einem groben Leinensack eingenäht, so daß er nichts sehen und sich kaum bewegen könne. In dieser betrüblichen Verfassung stünden sie sich nun gegenüber, sie spürten die beglückende Nähe des anderen, fühlten die Welle der ans Schmerzliche grenzenden Zuneigung, sähen Dunkelheit, Leinwand rühre täppisch an Leinwand, unbeholfen und unzulänglich, und keiner der beiden wisse eigentlich, wer denn nun und wie in Wahrheit der andere sei. Der Vergleich klingt nicht sehr poetisch, aber ich befürchte, daß er zutrifft. Es heißt, daß schon Adam und Eva den Apfel vom Baume der Erkenntnis gepflückt und verzehrt hätten. Ich halte das für eine Falschmeldung. Man hat nur vergessen, sie zu dementieren. Er hängt noch immer hoch oben im Baum, der geheimnisvolle Apfel, und ist den Menschen ewig unerreichbar."

Sie schaute ihn unverwandt an und sagte leise: „So, so."

„Man verfällt nur allzuleicht – was man doch längst weiß, vergessend – der Meinung", sagte er eines schönen Nachmittags, „die hierzulande offizielle Ächtung der Liebe sei alt wie die Welt. Wie aber verhält es sich denn wirklich? Wurde die Liebe immer und wird sie etwa überall versteckt, als sei sie eine Sünde und Schande? Als gehöre sie ins Gefängnis und man täte recht, von ihr zu schweigen, wie von

einer Verwandten, die silberne Löffel zu stehlen pflegt? Es war nicht immer so, das weiß jedes Kind."

„Ich bin kein Kind", antwortete sie ruhig.

„Es war nicht immer so", wiederholte er. „Denken Sie nur an die alten Griechen, die der leiblichen Schönheit in den Tempeln anbetend huldigten. Es war und ist nicht überall so. Denken Sie nur an die indischen Lehrbücher der Liebe. Und vergessen Sie nicht die natürliche, offenherzige Auffassung des Japaners, die er von Dingen und Vorgängen hat, die man im heutigen Abendlande in geradezu kindischer Manier totschweigt oder unappetitlich bekichert. Wie aber, frage ich, kann man denn aufrichtig vom seelischen, vom himmlischen Anteil der Liebe sprechen, wenn man die irdische Liebe verachtet, ächtet und sich ihrer schämt? So wird nicht nur ein Teil, so wird das Ganze zur Lüge."

Sie blickte ihn unverwandt an und sagte: „Ja, ja."

So UND ähnlich redete er, während er sie immer und immer wieder zeichnete. Und so und ähnlich schwieg sie dazu. Bis dann jener Nachmittag nahte, da er, den Kopf schief haltend, die letzte Zeichnung prüfte und sagte: „Besser kann ich's nicht, mein Kind."

Sie schwieg.

„Es wäre leichtfertig", fuhr er fort, „Sie weiterhin um Ihre Besuche zu bitten. Die Zeichnung ist, an meinem Talent gemessen, nicht übel. Wollen Sie sich das Blatt ansehen, mein Kind?"

Sie stand schweigend auf und trat hinter ihn.

Er räusperte sich. Dann fragte er: „Darf ich's Ihnen schenken – mein Kind?"

„Nein", sagte sie. „Wir hängen es dort drüben übers Sofa."

Er drehte sich erstaunt zu ihr um. Sie lächelte ein wenig, blickte sinnend von einem Fenster zum andern und meinte: „Neue Vorhänge sollten wir besorgen. Wenn es – dir recht ist."

Er sah sie unverwandt an und murmelte, nach ihrer Hand greifend: „Oh, ich Kind."

DIE REISE NACH TILSIT

HERMANN SUDERMANN

WILWISCHKEN LIEGT am Haff. Ganz dicht am Haff liegt Wilwischken. Und wenn man von dem großen Wasser her in den Parwefluß einbiegen will, muß man so nah an den Häusern vorbei, daß man Lust bekommt, ihnen vom Kahn aus mit ein paar Zwiebeln – es können auch Gelbrüben sein – die Fenster einzuschmeißen.

Um die schönen, blanken Fenster wäre es freilich schade. Denn Wilwischken ist ein sauberes Dorf und ein reiches Dorf. Seine Einwohner betreiben neben der Haff- und Flußfischerei einträgliche Acker- und Gartenwirtschaft, und die Zwiebeln von Wilwischken sind berühmt.

Die stattlichste Wirtschaft von allen ist die, die an der Mündung der Parwe gleichsam die scharfe Ecke bildet, und sie gehört dem Ansas Balczus.

Der Ansas Balczus ist nicht etwa ein gewöhnlicher Fischer, der bei jedem Raubfang sein Teil einscharren muß und nie genug kriegt, der am Montagabend seine Barsche in Heydekrug unterm Preis ausbietet und am Dienstagnachmittag betrunken heimfährt; der Ansas Balczus ist beinahe schon ein Herr, der mit den Deutschen deutsch spricht wie ein Deutscher, der sich sein Glas Grog süßt wie ein Deutscher und der sich bei seinen Prozessen so gut zu verteidigen weiß, daß er die Anwaltskosten sparen kann.

Er hat sich auch eine feine Frau genommen, der Ansas Balczus. Sie stammt aus Minge und ist die Tochter von dem reichen Jaksztat, dem die großen Haffwiesen gehören. Daß er die Indre Jaksztat bekommen würde, hätte keiner geglaubt, denn um die rissen sich alle, und sie ging so blaß und sanft an ihnen vorbei, als ob sie eine Sonnentochter gewesen wäre.

Nun hat er sie aber und kann stolz auf sie sein. Sie hat ihm drei hübsche Kinder geboren, und sie sorgt für die Wirtschaft, als wäre

sie mit der Laime, der freundlichen Göttin, im Bunde. Ihre Butter wird ihr von den Händlern schon weggerissen, wenn sie noch in der Milch steckt, ihr Johannisbeerwein ist der kräftigste weit und breit, und im Brautwinkel stehen seit vorigen Weihnachten zwei rote Plüschsessel.

Man erzählt sich sogar, daß sie der kleinen Elske, wenn sie sieben Jahre alt sein wird, ein Klavier kaufen will.

Und dabei geht sie noch ebenso sanft und blaß ihres Weges, wie sie es als Mädchen getan hat, und wird so rot wie ein Nelkenbeet, wenn man sie anspricht.

So ist die Indre Balczus. Und wenn ich der Ansas wäre, ich würde meine Hände zum Himmel heben, morgens und abends, daß sie meine Frau ist und keine andere.

Und so war es auch früher, aber seit die Busze als Magd ins Haus gekommen ist, hat es sich sehr verändert. So sehr verändert, daß die Nachbarfrauen schon lange die Köpfe zusammenstecken, wenn von dem Hof des Balczus' Schimpfen und Weinen herüberschallt.

Das Schimpfen kommt von dem Ansas. Die Stimme kennt ein jeder. Aber weinen tut nicht die Indre – wenn sie's tut, so nur ganz leis und in der Nacht –, es sind die drei Kinder, die da weinen über all das Üble, das ihre Mutter erleiden muß. Und manchmal mischt sich auch ein Lachen darein, ein gar nicht gutes Lachen, hart wie Glas und schadenfroh wie Hähergeschrei.

Der Teufel hat diese Busze ins Haus gebracht. Wenn sie nicht selbst eine Besitzerstochter wäre und als solche stolzen und hoffärtigen Sinnes, hätte sie so viel Schaden gar nicht anrichten können. Warum muß die überhaupt dienen gehen mit ihren blinkenden Achataugen und dem Fleisch wie von Apfelblüten? Wer weiß, wie vielen die schon die Köpfe verdreht hat! Aber sie nimmt sie und läßt sie laufen, und wenn sie irgendwo einen ganz verrückt gemacht hat, dann lacht sie und geht in einen anderen Dienst.

Hier in dem Hause des Balczus' sitzt sie nun als das leibhaftige Gegenteil der stillen und sanftmütigen Frau. Singt und schmeißt und rumort vom Morgenstern an bis in die späte Nacht, schafft für dreie und wird schon aufgebracht, wenn man ihr nur sagt, sie möchte sich schonen.

Seit nun gar der Wirt bei ihr in der Kammer gewesen ist, kennt sie überhaupt keinen Spaß mehr. Es ist ein Elend mit anzusehen, wie sie die Herrschaft mehr und mehr an sich reißt, und er ist schwach und tut, was sie will.

Sonst kommt das wohl in Wirtschaften vor, wo die Frau arm

eingezogen ist oder aber kränklichen Leibes und darum die Dinge gehenläßt, wie sie gehen. Aber der Indre gegenüber, dem reichen Jaksztat seiner schönen Tochter, die bloß zu fein und zu hochgeboren ist, um sich mit so einem Biest auflegen zu können, da versteht man die Welt nicht mehr.

Eines Tages, als er wieder betrunken gewesen ist und sie geschlagen hat, kommt die Nachbarin, die Ane Doczys, zu ihr und sagt: „Indre, wir können das nicht mehr mit ansehen, wir ringsum. Wir haben beschlossen, ich schreib's deinem Vater."

Die Indre wird noch blasser, als sie schon ist, und sagt: „Tut's nicht, sonst nimmt er mich mit, und was wird dann aus den Kindern?"

„Wir tun's doch", sagt die Doczene, „denn solch ein Frevel darf nicht sein auf der Welt."

Und die Indre bittet auch noch für ihren Mann und sagt: „Spricht es sich immer weiter herum, so kommt er ganz sicher ins Unglück. Heiraten darf er sie nicht wegen des Ehebruchs. Auf den müßt ich klagen, denn nur so kann ich die Kinder zugesprochen kriegen. Schon jetzt betrinkt er sich immer häufiger. Was dann erst wird, das überlegt sich ein jeder."

„Aber soll denn das immer so fortgehen?" fragt die Doczene.

„Sie ist schon aus fünf Brotstellen weggelaufen, wenn sie genug gehabt hat", sagt die Indre, „und mit ihm wird sie's nicht anders machen."

Aber die Ane Doczys, mitleidigen Herzens, wie Nachbarinnen sind, denen es morgen ebenso gehen kann, warnt sie wieder und wieder.

„Wir haben uns auch erkundigt", sagt sie, „das sind dann immer die Saufbengels gewesen und Duselköpfe. So einen wie deinen Mann läßt die nicht los."

Dies Wort führt der Indre so recht zu Gemüte, was für einen vortrefflichen Mann sie gehabt hat, ehe die Busze ins Haus kam. Aber sie weint und klagt nicht, denn es ist nicht ihre Art. Sie wendet nur ein wenig das eingefallene Gesicht und sagt: „Wie Gott will."

Nun, vorerst geht es so, wie die Doczene will.

Die kommt nach Hause und sagt zu ihrem Mann, der auf der Ofenbank liegt und schläft: „Doczys", sagt sie, „hier sind die Wasserstiefel. Setz die Segel ins Mittelboot, wir fahren nach Minge."

„Aus welchem Grund fahren wir nach Minge?" fragt er ungehalten; denn wer schläft, will Ruhe haben.

Aber die Doczene, in Wut bei dem Gedanken, daß es ihr morgen

ebenso gehen kann, fackelt nicht viel und stößt ihn herunter. Er bekommt auch noch die schweren Stiefel angezogen, und eine halbe Stunde später fahren die beiden nach Minge.

Am Tage darauf kommt der alte Jaksztat in Wilwischken an. Er ist nicht zu Kahn gekommen, das hätte zu armemannsmäßig ausgesehen, sondern hat den Umweg über Land nicht gescheut, um seinem Schwiegersohn mit dem Verdeckwagen und dem neusilbernen Kummetgeschirr unter die Nase zu reiben, welcherart das Haus ist, aus dem seine Frau herstammt.

Die Busze, die ihre Augen überall hat, sieht als erste das Fuhrwerk vorfahren und tritt aus dem Hause.

Was er wünsche, fragt sie, die Arme einstemmend, und funkelt ihn an.

Er, nicht faul, nimmt seinem Kutscher die Peitsche aus der Hand und reißt ihr eins über. Lang übers Gesicht und den nackten rechten Arm herunter flammt die Strieme.

Und was tut sie? Sie packt den alten Mann, zieht ihn vom Wagen und fängt ihn mit den Fäusten zu verprügeln an. Der Kutscher springt vom Bock, der Ansas Balczus kommt aus dem Haus gestürzt, und beiden Männern gelingt es erst, ihn der wütenden Frauensperson zu entreißen. Weiß Gott, sie hätte ihn sonst vielleicht umgebracht.

So schlimm dies Vorkommnis an und für sich sein mag, in der nun folgenden Unterredung gibt es dem Alten Oberwasser. Denn so weit vom Wege abgekommen ist der Ansas Balczus doch noch nicht durch seine Kebserei, daß er nicht wüßte, welche Schande ein solcher Empfang dem Hause weit und breit bereiten muß.

Nun steht er in seiner ganzen Länge mit dem hinter die Ohren gestrichenen gelben Flachshaar und dem braunen Sommersprossengesicht vor dem Alten und weiß nicht, wo er die Augen lassen soll.

Der schnauft immerzu vor Zorn, und weil ihm noch vom Herumrangen die Luft fehlt.

„Wo ist deine Frau?"

Wie soll der Ansas Balczus wissen, wo seine Frau ist? Die läuft in ihrer Ratlosigkeit oft genug aus dem Hause, dorthin, wo sie vor Schimpf und Schlägen sicher ist.

Der Ansas Balczus entschuldigt den Überfall, so gut es geht. Aber was kann er viel sagen?

„Diese Bestije, diese Patartschke muß sofort aus dem Hause!"

„Na, na", brummt der Ansas. Wäre das nicht eben geschehen, so hätte er wahrscheinlich die Brust ausgestemmt und geschrien, das sei

seine Wirtschaft, hier hab' er allein was zu sagen, aber jetzt brummt er bloß: „Na, na."

Der Alte merkt sofort, daß sein Weizen blüht, und nun legt er los. Es gibt nicht viel Schimpfwörter im Litauischen, die der Ansas für sich und sein Frauenzimmer nicht zu hören gekriegt hat in dieser Stunde.

Indre kommt nach Hause. Sie hat die beiden Ältesten aus der Schule geholt und geht über den Hof, den kleinen Willus auf dem Arm, schlank und rank, geradeso wie die katholische Heilige Jungfrau.

Wie sie das väterliche Fuhrwerk sieht, schrickt sie zusammen, setzt das Kindchen auf die Erde und sieht sich um, als weiß sie nicht, wo sich am raschesten verstecken.

Aber noch rascher ist der Alte. Zur Tür hinaus – und sie packen – und sie hereinziehen – hast du nicht gesehen!

„Jetzt fällst du vor ihr auf die Knie", fährt er den Schwiegersohn an, „und küssest den Saum ihres Gewandes!"

So ohne Willen, wie der auch ist, das will er doch nicht. Aber der Alte hilft kräftig nach, und richtig, da liegt er vor ihr und sagt mit einem Schluchzer: „Ich weiß, ich bin ein Sünder vor dem Herrn."

„Steh auf, Ansas", sagt sie in ihrer milden Weise und legt die Hand auf seinen Kopf. „Wenn du dich jetzt zu sehr demütigst, vergißt du es mir nachher nicht, und es bleibt alles beim alten."

Ach, wie gut hat sie ihn gekannt!

Aber vorläufig geht er auf alles ein und verspricht dem Alten, daß die Busze mit seinem Willen den Hof nicht mehr betreten soll und daß sie jetzt auf der Stelle abgelohnt werden soll.

Die Indre warnt den Vater, so Hartes nicht zu verlangen. Aber er besteht darauf. Er hätte es lieber nicht sollen.

„Die Busze! Wo ist die Busze?"

Da kommt die Busze. Sie hat das Gesicht mit einem Taschentuch verbunden wie eine mit Zahnschmerzen, und um den rechten Arm hat sie eine nasse Schürze gewickelt. Zum Kühlen.

Sie stellt sich in die Tür und sieht die drei ganz freundlich an.

„Na also, was ist?" sagt sie. „Ich hab zu tun."

„Du hast hier nichts mehr zu tun", sagt der Alte, „und das wird dir dein Brotherr gleich klarmachen."

„Da bin ich doch neugierig", trumpft sie als eine, die ihrer Sache sicher ist.

Der Ansas Balczus weiß nicht, wo anfangen und wo aufhören. Aber weil sie mit ihrem verbundenen Gesicht nicht gerade sehr

hübsch aussieht, wird es ihm leichter. Er stottert was von „Hausfrieden“ und „man muß Opfer bringen“ und so. Sehr würdereich sieht er nicht aus.

Sie lacht laut auf und lacht und lacht. „Haben sie dich richtig kleingekriegt, du Dreckfresser?“ sagt sie. „Ums übrige wirst du ja bald wissen, wo du mich finden kannst.“

Damit dreht sie sich um und schlägt die Tür hinter sich zu. – – –

Jetzt könnte der Friede wohl wiederkommen. Und anfangs scheint es auch so. Der Ansas tut freundlich zu seiner Frau, und als er mit Fischen auf den Heydekrüger Markt gefahren ist, bringt er ihr aus dem Hofmannschen Laden sogar ein Seidenkleid mit. Aber er hat einen schiefen Blick, und wenn er kann, geht er ihr aus dem Wege.

Die Indre schreibt nach Hause: „Es ist alles wieder gut.“ Aber auf das Papier sind ihre Tränen gefallen.

Denn die Busze ist immer noch da. Sie hat sich bei den Pilkuhns eingemietet, die hinten am Abzugsgraben wohnen, und was das für Gesindel ist, das weiß in Wilwischken ein jeder. Sie tut so, als arbeitet sie in den Wiesen, aber man kann kaum ins Dorf gehen, dann trifft man sie irgendwo. Sie hat sogar die Dreistigkeit, den beiden Kindern, wenn sie aus der Schule kommen, Gerstenzucker zu schenken.

Und wohin geht der Ansas, wenn es dunkel wird? Kein Mensch weiß. Er geht an der Parwe entlang, wo die Weidensträucher so dicht stehen, daß sich kein Abendrot zum Wasser hinfindet. Und die Leute, die vor den Türen sitzen, reden leise hinter ihm drein: „Jetzt trifft er sich mit der Busze.“

Es ist eine Schande zu sagen: Er trifft sich wirklich mit der Busze.

Dort, wo sich kein Abendrot zum Wasser hinfindet, sitzen sie bis tief in die Nacht hinein und schmieden Pläne, wie es werden soll. Aber was sie auch übersinnen – die Frau, die Indre, steht immer dazwischen.

„Laß dich scheiden!“

Laß dich scheiden! Leicht gesagt. Aber die Kinder! Der Endrik, der Älteste, soll einmal das Grundstück erben. Und die Elske, die ihm selbst aus den Augen geschnitten ist, wird demnächst gar Klavier spielen. Solche Kinder stößt man nicht von sich. Von dem kleinen Willus gar nicht zu reden. Außerdem hat der Schwiegervater, der reiche Jaksztat, die zweite Hypothek hergegeben. Wo kriegt man die her, wenn er kündigt?

Aber die Indre muß fort! Die Indre muß aus dem Wege! Die Indre mit ihrem Buttergesicht. Die Indre, die ihm nachspioniert. Die Indre, die allabendlich von Tür zu Tür läuft, um ihn schlechtzumachen vor

den Leuten. Die Pilkuhns wissen, daß es nichts Abscheuliches gibt, was sie nicht erzählt von ihm. Sogar daß er einen Bruchschaden hat, hat sie erzählt. Woher sollen es die Pilkuhns sonst wissen? Ja, so schlecht ist sie bei all ihrer Scheinheiligkeit.

Also die Indre muß fort. Das ist beschlossene Sache. Es fragt sich bloß, wie.

Er natürlich will nichts davon hören, aber es muß ja doch sein.

Manche Frauen sterben im Kindbett – man braucht kaum einmal nachzuhelfen, aber das kann lange dauern und bleibt eine unsichere Sache.

Gift? Das kommt raus. So sicher, wie zwei mal zwei vier ist. Und wer's dann getan hat, weiß heute schon das ganze Dorf. Ertrinken? Aber die Indre geht nicht aufs Wasser. Das ganze vorige Jahr ist sie nicht einmal auf dem Wasser gewesen.

Sie wird schon gehen – man muß ihr nur zureden.

Na, und dann? Wird sie etwa freiwillig reinspringen? Ja, selbst wenn sie's täte, wer würde es glauben? Kommt man ohne sie zurück, sitzt man auch schon in Untersuchung.

Gift oder Ertrinken – es ist ein und dasselbe.

Aber die Busze hat einen klugen Kopf, die Busze weiß Rat.

Ob er schwimmen kann.

Er kann schon schwimmen. Aber in den schweren Stiefeln nutzt das nichts. Da wird man auf den Grund gezogen wie die „Kulschen" – die kleinen Steine im Staknetz.

Dann muß man barfuß raus. Jetzt im Sommer fährt jeder barfuß raus.

Er, der Ansas, hat das nie getan, und das wissen die Leute.

Ob die Indre schwimmen kann.

Wie die bleiernen Entchen – so kann die Indre schwimmen.

„Also, es wird gehen", meint nachdenklich die Busze.

„Was wird gehen?"

Ob er sich des Unglücks erinnert, im vorigen Sommer, an der Windenburger Ecke, wobei die zwei Fischer ums Leben gekommen sind?

Wie soll er sich dessen nicht erinnern. Der eine der Toten ist ja sein Vetter gewesen.

Ob er auch weiß, wie es geschehen ist.

Genau weiß es niemand, aber man nimmt an, daß sie betrunken gewesen sind und die gefährliche Stelle verschlafen haben, die Stelle hinter dem Leuchtturm, wo der Wind plötzlich einsetzt und wo man scharf aufpassen muß, will man nicht kentern wie ein zu hoch geladener Heukahn.

Ob man das Kentern nicht auch künstlich machen kann!

Ja, wenn man durchaus ersaufen will.

Ob man sich nicht aufs Schwimmen einrichten kann!

Bis an Land schwimmt keiner.

Ob man es nicht den Schuljungen nachmachen kann mit Binsen oder Schweinsblasen, die einen stundenlang über Wasser halten!

Man kann schon. Aber es ist ungebräuchlich und würde bemerkt werden.

Dann müßte man sie nach dem Gebrauch aus der Welt schaffen.

„Ja, aber wie?"

Die Busze wird nachdenken.

So reden und beraten sie Stunden und Stunden lang. Nacht für Nacht. Die Busze fragt, und er antwortet. Und aus dem Fragen und dem Antworten backen sie bei langsamem Feuer den Kuchen gar, an dem die Indre sich den Tod essen muß.

Eins bleibt immer noch das Schwerste: wie sie am besten zu dem Ausflug zu bringen ist. Mehrere müssen es sein, die glücklich verlaufen, ehe der Schlag geführt werden kann. Wo aber die Gründe hernehmen, um die häufigen Fahrten zu rechtfertigen? – Und wie selten auch weht der Süd oder der Südwest, bei dem allein das Unternehmen gelingen kann, und noch dazu in der gehörigen Stärke. Darum muß noch etwas Besonderes gefunden werden, ein Grund wie kein anderer. Einer, der jede Vorbereitung unnötig macht und gegen den es keinen Widerspruch gibt.

Bis dahin aber, das legt ihm die Busze immer wieder ans Herz, heißt es freundlich zu der Indre sein, damit ihr jeder Verdacht genommen wird und auch die Nachbarn glauben können, es sei nun alles wieder in Ordnung.

Und er ist freundlich zu der Indre – so freundlich, wie's einer versteht, der sich nie im Leben verstellt hat. Er schlägt das Herdholz klein und trägt es ihr zu, er hilft ihr beim Garkochen, er bessert den Stöpsel im Rauchfang, er küßt sie beim „Guten Tag" und „Gute Nacht", und er schläft sogar an ihrer Seite, aber er rührt sie nicht an.

Die Indre drückt sich still an die Wand, wenn er um Mitternacht heimkommt, um den Dunst der Magd nicht zu atmen, den er nach wie vor an sich herumträgt.

Und schließlich – die Busze hat es so verlangt – bringt er auch das schwerste Opfer und geht des Abends nicht mehr ins Sumpfweidendickicht. Von nun an verkehren sie nur durch den Briefträger. Die Aufschriften sind von einem jungen Kanzlisten in Heydekrug, dem

er weisgemacht hat, er könne nicht schreiben, auf Vorrat gefertigt, und drinnen stehen Zeichen, die nur sie beide verstehen.

So muß auch die Indre glauben, der heimliche Verkehr habe aufgehört. Aber täuschen läßt sie sich darum doch nicht. Ihr ist manchmal, als habe sie die Gabe des Zweiten Gesichts, und oft, wenn er sich vor ihr wunder wie niedlich macht, denkt sie bei sich: „Wie seh ich ihn doch durch und durch!"

Eines Tages kommt er besonders liebselig auf sie zu und sagt: „Mein Täubchen, mein Schwälbchen, du hast böse Tage gehabt, ich möchte dir gern etwas Gutes bereiten, such es dir aus."

Sie sieht ihn nur an und weiß schon, daß er Hinterhältiges im Sinn führt. Und sie sagt: „Ich brauche nichts Gutes. Ich hab ja die Kinder."

„Nein, nein", sagt er, „es muß sein. Schon wegen der Nachbarn. Auch deinem Vater will ich einen Beweis meiner Sinnesänderung geben. Weißt du nichts, so denke nach, und auch ich werde mir den Kopf zerbrechen."

Am nächsten Tage kommt er wieder. Aber sie weiß noch immer nichts.

Da sagt er: „Nun, dann weiß ich es. Du hast noch nie die Eisenbahn gesehen. Laß uns nach Tilsit fahren, damit du einmal die Eisenbahn siehst."

Sie sagt darauf: „Die Leute erzählen sich, daß die Eisenbahn nächstens bis nach Memel geführt werden soll, und Heydekrug wird dann eine Station werden. Wenn es soweit ist, kann ich ja einmal zum Wochenmarkt mitfahren."

Aber er gibt sich nicht zufrieden.

„Tilsit ist eine schöne Stadt", sagt er, „wenn du nicht hinfahren willst, so weiß ich, daß du einen bösen Willen hast und an Versöhnung nicht denkst, während ich nichts anderes im Sinne habe, als dir zu Gefallen zu leben."

Und sie sagt: „Ach, Ansas, ich weiß ja, daß du es nicht aufrichtig meinst, aber ich werde dir wohl den Willen tun müssen. Außerdem sind wir ja alle in Gottes Hand."

Der Ansas hat die Gewohnheit, daß er rot werden kann wie irgendein junges Ding. Und weil er das weiß, geht er rasch vor die Tür und schämt sich draußen. Aber ihm ist zumut, als muß er es tun und ein Zurück gebe es nicht. Als wenn ihn der Drache mit feuriger Gabel vorwärtsschubst, so ist ihm zumut. Und darum fängt er an demselben Tage noch einmal an.

„In Tilsit ist ein Kirchturm", sagt er, „der ruht auf acht Kugeln,

und darum hat ihn der Napoleon immer nach Frankreich mitnehmen wollen. Er ist ihm aber zu schwer gewesen. Eine so merkwürdige Sache muß man doch sehen."

Die Indre lächelt ihn bloß so an, sagt aber nichts.

Am nächsten Morgen aber sagt er ganz obenhin: „Nun, wann werden wir fahren?" Als ob es längst eine abgemachte Sache wäre.

Sie denkt: „Will er mich los sein, so kann er es auf tausend Arten. Es ist das beste, ich füge mich."

Und zu ihm sagt sie: „Wann du wirst wollen."

„Nun, dann je eher, je besser", sagt er.

Es wird also der nächste Morgen bestimmt.

Und wie die Busze es ihm eingegeben hat, läuft er am Nachmittag von Wirtschaft zu Wirtschaft und sagt: „Ihr wißt, liebe Nachbarn, daß ich mich schlecht aufgeführt habe. Aber von nun an soll alles anders werden. Zum Zeichen dessen werde ich mit der Indre eine Vergnügungsfahrt nach Tilsit machen. Damit will ich sozusagen die Versöhnung festlich begehen."

Sie legt die Sachen der Kinder zurecht, schreibt auf ein Papier, was sie am Alltag und am Sonntag anziehen sollen und wie die Stücke Leinwand, die sie selber gewebt hat, künftig einmal zu verschneiden sind. Auch ihre Kleider verteilt sie. Das neue seidene kriegt die Ane Doczys, und die Erbstücke kommen an Elske. Dann legt sie noch ihr Leichenhemd bereit und was ihr sonst im Sarge angezogen werden soll. Und dann ist sie fertig.

Draußen auf dem Hof spielen die Kinder. Sie denkt: „Ihr Armen werdet schlechte Tage haben, wenn die Busze erst da ist."

Dann geht sie hinüber zu Ane Doczys, kurz nachdem der Ansas dagewesen ist, und sagt: „Dem Menschen kann leicht etwas zustoßen. Ich weiß, daß ich von dieser Reise nicht wiederkommen werde."

Die Ane ist sehr erschrocken und sagt: „Warum sollst du nicht wiederkommen? Nach Tilsit ist bloß ein Katzensprung. Und es soll ja auch ein Versöhnungsfest sein."

Die Indre lächelt bloß und sagt: „Wir werden ja sehn. Darum versprich mir, daß du auf die Kinder achtgeben wirst und dem Großvater schreibst, wenn es ihnen nicht gutgeht."

Die Ane weint und verspricht alles, und die Indre geht heim. Sie bringt die Kinder zu Bett und betet mit ihnen und stärkt sich in dem Herrn ... In der Frühe, lang' vor der Sonne, fahren sie ab.

Er, der Ansas, hat seine Sonntagskleider an, und auch sie hat sich geschmückt, denn es soll ja ein Versöhnungsfest sein.

Auch zu essen und zu trinken hat sie mitgenommen und in dem vorderen Abschlag verstaut.

Er ist auf Klotzkorken und hat die leichten Wichsstiefel in der Hand. Im letzten Augenblick bringt er noch etwas angetragen, in Sackleinwand gepackt, das wirft er neben sich vor das Steuer und sieht sie verstohlen dabei an, als ob er eine Frage erwartet.

Aber sie fragt nichts.

Wie er das Großsegel setzt, gewahrte sie, daß ihm die Hände zittern. Er will sich nichts merken lassen und sagt: „Es ist ein hübsches kleines Windchen, wir können zu Mittag in Tilsit sein."

Sie sagt: „Mir ist es gleich."

Und er meint: „Ob es hin auch noch so rasch geht, zurück muß man kreuzen."

Dann wirft er das Schwert aus und setzt auch den Raginnis, das kleine Vorsegel. Er sitzt nun halb zugedeckt von all der Leinwand, so daß sie ihn kaum sehen kann. Der Kahn fährt wie an der Leine, und rings in dem Wasser glucksen die Fischchen.

Über das weite Haff hin ist es nach Westen wie eine blaugraue Decke gebreitet, nur drüben die Nehrung steht dunkelrot im Morgenschein.

Wie sie um die Windenburger Ecke herumkommen, dort, wo die Landzunge sich spitz in das Wasser hineinstreckt, lockert er erst die Segelleine und wirft dann mit raschem Griff das Steuer um, denn von nun an geht es mit vollem Wind geradewegs nach Osten.

Sooft sie zum Vater nach Minge fuhr, vor dieser Stelle hatte sie schon immer Angst gehabt, denn wenn irgendeinmal ein Unglück geschehen ist, dann war es nur hier.

Und sie sucht in ihrer ungewissen Angst das liebe Minge, das in der Ferne ganz deutlich zu sehen ist, und denkt bei sich: „Ach, Vater, wenn du wüßtest, was für einen schlimmen Weg die Indre fährt."

Und dann fährt der Kahn glatt auf die Mündung zu, die mit ihren Grasbändern rechts und links schon lang auf sie zu warten scheint.

Nun macht der Strom den großen Ellbogen nach Süden hin, und die Segel schlagen zur Seite, so daß sie ihn mit seinem ganzen Körper sehen kann. Sie sitzt auf der Paragge, dem Abschlag vorn an der Spitze, und er hinten am Steuer. Der Mast steht zwischen ihnen.

Ihr ist, als will er sich vor ihren Blicken verstecken. Er rückt nach rechts, er rückt nach links, aber es hilft ihm nichts.

„Du armer Mann", denkt sie, „ich möchte nicht an deiner Stelle sein." Und sie lächelt ihn traurig an, so leid tut er ihr.

Auf der rechten Seite kommt nun Ruß, der große Herrenort, in dem so viel getrunken wird wie nirgends auf der Welt.

Zuerst mit den vielen Flößen davor der Anckersche Holzplatz und eine Sägemühle und dann noch eine und noch eine.

Die Dzimken, die Flößer, die mit den Hölzern stromab aus Rußland kommen, sitzen in ihren langen grauen Hemden auf der Floßkante und baden sich die Füße. Hinter ihnen rauchen die Kessel zum Frühstücksbrot.

„Er wird mir wohl Gift reintun", denkt sie. Aber noch hat sie das mitgebrachte Essen in ihrer Hand, und was anderes wird sie nicht zu sich nehmen.

Die Insel Brionischken kommt mit ihrer neuen Sägemühle. Auch hier liegen Holztriften fest, und die Dzimken, die Tag und Nacht Musik machen müssen, fangen schon an, die Kehlen zu stimmen.

Hinter Ruß kommt, wie wir ja wissen, eine traurige Gegend. Links das Medszokel-Moor, wo die Ärmsten der Armen wohnen, rechts das Bredszuller Moor, das auch nicht viel wert ist. Aber dahinter erhebt sich auf Hügeln und Höhen der Ibenhorst, der weitberühmte Wald, in dem die wilden Elche hausen.

Und sie muß an jenen Frühlingstag denken, vor sieben Jahren. Sie trug damals die Elske im sechsten Monat und war in der Wirtschaft schon wenig mehr nütze. Da sagte er eines Tages zu ihr: „Wir wollen nach Ibenhorst fahren, vielleicht daß wir die Elche sehen." Aber er nahm nicht wie heute die Waltelle – das Mittelboot –, denn damit kommt man in den kleinen Seitenflüssen nicht vorwärts, sondern den Handkahn. In dem fuhren sie nun eng aneinandergedrückt durch das Gewirr der fließenden Gräben, durch Rohr und Binsen, stunden- und stundenlang. Und sie hatte den Kopf auf seinem Schoß liegen und sagte ein Mal über das andere: „Ach, was brauchen wir Elche zu sehen, es ist ja auch so ganz wunderschön." Und schließlich sahen sie doch einen. Es war ein mächtiger Bulle mit einem Geweih rein wie zwei Mühlenflügel. Der stand ganz nahe im Röhricht und kaute und sah sie an. Ansas sagte: „Sehr wild scheint der nicht zu sein, ich fahr einfach auf ihn los." Aber die Elske in ihrem Leibe, die wollte das nicht und machte einen heftigen Sprung. Und als sie ihm das sagte, da wußte er nicht, wie rasch er umkehren sollte.

An jenen Frühlingstag also muß sie denken, und dabei kommt mitten aus ihrer Ergebung der Jammer plötzlich über sie, so daß sie die gefalteten Hände vor die Stirn legt und dreimal weinend sagt: „O Gott, o Gott, o Gott!"

Dann sieht sie, daß er das Ruder festmacht und über die Großmastbank zu ihr herübersteigt.

„Worüber klagst du eigentlich?“ hört sie ihn sagen.

Sie hebt die Augen zu ihm auf und sagt: „Ach, Ansas, Ansas, weißt du nicht besser als ich, warum ich klage?“

Da dreht er sich auf seinen Hacken um und geht stumm zum Hinterende zurück.

Sie denkt: „Nun wird die Elske wohl nie mehr Klavier spielen lernen... und der Willus wird auch niemals ein Pfarrer werden.“ Denn das hat sie sich in ihrem Sinne vorgenommen, weil es ein gottgefälliges Werk ist.

„Was mag er nur in der Sackleinwand haben?“ denkt sie weiter. „Da drin muß es sein, womit er das Schreckliche ausüben will. Aber was kann es sein?“ Das Paket ist rund und halbmannslang und etwa wie ein Milcheimer so stark. Als er es vor der Abfahrt auf den Boden warf, ist kein Schall zu hören gewesen. Es muß also leicht sein von Gewicht.

„Das beste ist“, denkt sie, „ich lasse es kommen, wie es kommt, und nutze die Zeit, um Frieden zu machen mit dem Herrn.“

Aber der Herr hat ihr den Frieden längst gesandt. Sie weiß kaum einmal, um was sie beten soll. Denn um die Rettung zu beten, ziemt ihr nicht. Da braucht sie ja nur zu schreien, wenn irgendein Floß kommt. Und so betet sie für die Kinder. Immer der Reihe nach und dann wieder von vorne.

Wie lange Zeit so verflossen ist, kann sie nicht sagen. Aber die Sonne steht schon ganz hoch, da hört sie von drüben seine Stimme: „Bring mir zu essen, ich hab Hunger!“

Das Herz schlägt ihr plötzlich oben im Halse. „Jetzt wird es geschehen“, denkt sie. Aber wie sie ihm die Neunaugen und die Rauchwurst hinüberträgt und Brot und Butter dazu, da zittert sie nicht, denn jetzt denkt sie wieder: „Nein, so kann es nicht geschehen, er wird sich eine andere Art und Weise suchen.“

Und dann, wie er fragt: „Ißt du denn nichts?“, kommt ihr plötzlich der Gedanke: „Es wird gar nicht geschehen. Und nur mein trüber Sinn malt es mir aus.“

Mit einmal faßt sie sich ein Herz und fragt: „Was hast du da in der Sackleinwand?“

Er zieht finster den Mund in die Höhe und antwortet: „Meine Wasserstiefel.“ Aber sie weiß, daß das nicht wahr sein kann, denn deren Absätze sind eisenbeschlagen und hätten beim Hinschmeißen geklappert.

Dann packt sie die Speisen zusammen und geht nach dem Vorderende zurück. Die Sonne sticht nun sehr, und sie muß ihr Kopftuch tief in die Augen ziehen.

Die Klokener Fähre kommt, hinter der Kaukehmen liegt, der große, reiche Marktort, in dessen bestem Gasthaus nur studierte Leute aus und ein gehen dürfen. „Wenn der Willus Pfarrer sein wird, wird er dort auch aus und ein gehen dürfen. Aber der Willus wird ja nie Pfarrer sein. Wird etwa die Busze ihn auf die hohe Schule gehen lassen?"

Nun dauert es noch etwa eine Stunde, dann kommt die Stelle, an der die Gilge sich abzweigt. Sie sieht das blanke Gewässer nach rechts hin im Grünen verschwinden, fragt aber nichts.

Da kriegt der Ansas mit einmal die Sprache wieder und sagt: „Du, Indre, von nun an heißt es nicht mehr der Rußstrom, jetzt ist es die Memel."

Sie bedankt sich für die Belehrung, und dann wird es wieder still. So lang still, bis Ansas plötzlich den Arm hebt und ganz erfreut nach vorne zeigt.

Sie wendet sich um und fragt: „Was ist?"

„Was wird sein?" sagt er. „Tilsit wird sein."

Sie sieht nicht nach Tilsit. Sie sieht bloß nach ihm. Er lacht übers ganze Gesicht, weil sie nun bald da sind.

„Es wird nicht geschehen", denkt sie. „Der Mensch kann sich nicht freuen, der so Schreckliches mit sich herumträgt."

Und dann wird er ganz ärgerlich, weil sie so gar keine Neugier zeigt.

„Da vorne bauen sie die große Eisenbahnbrücke", sagt er, „und hinten steht auch Napoleons Kirchturm, aber du siehst dich nicht einmal um."

Sie entschuldigt sich und läßt sich alles erklären. Und so kommen sie immer näher.

Die Mauerpfeiler, die aus dem Wasser wachsen, und die Eisengerüste hoch oben, die in der Luft hängen wie der Netzstiel beim Fischen – so was hat sie wirklich noch nie gesehen.

„Alles war Unsinn", denkt sie. „Es wird nicht geschehen."

Und dann kommen Holzplätze, so groß wie der Anckersche in Ruß, und Schornstein nach Schornstein und dann die Stadt selber. Mit Wohnhäusern, noch höher als die Speicher in Memel. Denn Memel kennt sie. Dorthin ist sie früher manchmal zu Markt mitgefahren, und um die See zu sehen.

Napoleons Kirchturm hätte sie sich wunderbarer vorgestellt. Die

acht Kugeln sind wirklich da, aber das Mauerwerk steht darauf, als ob es gar nicht anders sein könnte.

Ansas zieht die Segel ein und lenkt dem steinernen Ufer zu. Dort, wo er festmacht, liegen schon ein paar andere Fischerkähne, mit deren Besitzern er sich begrüßt. Es sind Leute aus Tawe und Inse, die ihren Fang am Morgen verkauft haben.

Indre breitet das weiße Reisetuch über den vorderen Abschlag und setzt die Speisen darauf. Neben den Neunaugen und der Rauchwurst hat sie auch Soleier und selbstgeräucherten Lachs mit eingepackt. Und da sie seit halb vier in der Frühe nichts mehr gegessen hat, merkt sie jetzt, daß ihr schon längst vor Hunger ganz schwach ist.

Sie sitzen nun beide auf den Kanten des Bootes einander nahe gegenüber und essen das Mitgenommene als Mittagbrot.

Jetzt ist es der Ansas, der nicht viel essen kann, denn die Erwartung, ihr alles zu zeigen, läßt ihm keine Geduld. Er steht auf und sagt: „Nun kann es losgehen." Aber vorher kehrt er noch nach hinten zurück, das Hängeschloß zu holen, damit der Kahn nicht etwa inzwischen verschwindet.

Dabei kommt er mit einem Fuß zufällig unter den runden Sack, der vor dem Steuersitz liegt. Der fliegt wie von selber hoch, so leicht ist er, und sinkt dann wieder zurück. Sie sieht, wie er dabei erschrickt und zu ihr herüberglupt, ob sie's auch nicht bemerkt hat. Und der Stein in ihrer Brust wird schwerer.

Aber wie sie das Ufer hinanschreiten und er ihr alles erklärt, denkt sie wieder: „Es kann nicht sein, es muß eine andere Bewandtnis haben."

Dann biegen sie in die Deutsche Straße ein, die breit ist wie ein Strom und an ihren Rändern lauter Schlösser stehen hat. In den Schlössern kann man sich kaufen, was man will, und alles ist viel schöner und prächtiger als in Memel.

Der Ansas sagt: „Hier aber ist das Schönste", und weist auf ein Schild, das die Aufschrift trägt: „Konditorei von Dekomin."

Und da ein kaltes Mittagbrot nie ganz satt macht, so beschließen sie auch sogleich hineinzugehen und die leeren Stellen im Magen aufzufüllen.

Und wie sie eintreten, o Gott, was sieht die Indre da! In einer langen, schmalen Stube, in der es kühl und halbdunkel ist, steht nicht weit von der Wand ein Tisch, der von einem Ende bis zum andern reicht und der ganz bedeckt ist mit Kuchen und Torten und sonstigen Süßigkeiten aller Art.

„Da wollen wir nun schwelgen", sagt der Ansas und reckt sich.

Aber sie traut sich noch nicht, und er muß ihr die Stücke einzeln auf den Teller legen. Auch einen schönen Rosenlikör bestellt er. Der ist süß wie der Himmel und klebt an den Fingern, so daß man immerzu nachlecken muß.

„Darf ich nicht auch den Kindern was mitbringen?“ fragt sie.

„Nun, das versteht sich“, sagt er und lacht.

Da sticht ihr plötzlich der Gedanke ins Herz, daß sie die Kinder vielleicht niemals mehr sehen wird. Ganz abgeängstigt blickt sie ihn an – und siehe da! auch sein Gesicht hat sich verändert. Der Mund steht ihm offen, ganz hohl sind die Backen, und die Augen schielen an ihr vorbei.

„Es wird doch geschehen“, denkt sie und legt den Teelöffel hin, ißt auch nicht einen Bissen mehr; nur die Krumen, die rings um den Teller verstreut auf dem Steintisch liegen, wischt sie mit den Fingerspitzen auf und denkt dabei – ja, was denkt sie? Nichts denkt sie. Und auch er sitzt da, wie vor den Kopf geschlagen, und redet kein Wort.

Also wird es doch geschehen!

Dann, wie er aufsteht, sagt er: „Nun laß dir einpacken.“ Aber sie kann nicht. „Bring du es ihnen“, sagt sie, und er tritt an den Tisch und sucht aus. Aber er weiß nicht, was er aussucht, denn seine Augen gehen immer nach ihr zurück, als will er was sagen und traut sich nicht.

Dann, wie sie wieder auf die Straße hinaustreten, die von der Nachmittagssonne geheizt ist wie ein Backofen, gibt er sich einen Ruck und fängt von neuem mit dem Erklären an. Dies ist das, und jenes ist das. Aber sie hört kaum mehr hin. Ganz benommen ist sie von neuer Angst. Die kommt und geht, wie die Haffwellen ans Ufer schlagen.

Dann stehen sie vor einem Kurzwarenladen, in dessen Schaufenster auch Kindersachen ausliegen. „Wir wollen reingehen“, sagt sie. „Du kannst den Kindern ein Andenken mitbringen.“

„Andenken? An wen?“ fragt er und stottert dabei.

„An mich“, sagt sie und sieht ihn fest an.

Da wird er wieder rot, wendet die Augen ab und fragt nichts weiter.

Es wird also ganz sicher geschehen.

Sie sucht für den Endrik eine Wachstuchschürze mit roten Rändern, damit er sich nicht schmutzig macht, wenn er im Sand spielt; für die Elske eine blaue Kappe gegen die Sonne und für den kleinen Willus – was kann es viel sein? – ein Sabberschlabbchen, unter das Kinn zu binden. „Vielleicht werden doch einmal Pfarrerbeffchen daraus“, denkt sie und verbeißt ihre Tränen.

Der junge Mann, der die Sachen einwickelt, sagt zu Ansas gewandt: „Vielleicht haben Sie auch für die Frau Gemahlin einen Wunsch."

Er steht verlegen und geschmeichelt, weil man die Indre eine „Frau Gemahlin" nennt, was von einer litauischen Fischersfrau wohl nicht häufig gesagt wird.

Und der junge Mann fährt fort: „Vielleicht darf ich auf unsere echten Schleiertücher aufmerksam machen."

Er breitet eilig seine Gewebe aus. Die sind rein wie aus Spinnweben gemacht und haben Muster wie die schönsten Mullgardinen.

Ansas wählt das teuerste von allen – er getraut sich gar nicht, ihr zu sagen, wie teuer es ist –, und der junge Mann führt sie vor eine Wand, die ganz und gar ein Spiegel ist. Wie sie das Tuch am Halse geknotet hat, so daß es die Ohren bedeckt und die Augen verschattet, da weiß er sich vor Entzücken gar nicht zu lassen.

„Nein, wie schön die Frau Gemahlin ist!" ruft er ein Mal über das andere. „Nie hat dieser Spiegel etwas Schöneres gesehen!"

Und sie bemerkt fast erschrocken, wie der Ansas sich freut.

Im Rausgehen wendet er sich noch einmal um und fragt den jungen Mann, ob er wohl weiß, wie die Züge gehen.

„Zur Ankunft oder zur Abfahrt?" fragt der junge Mann.

Und Ansas meint, das wäre ganz gleich.

Da lächelt der junge Mann und sagt, bald nach viere komme einer an, und gegen sechse fahre einer ab. Man habe also die Auswahl.

Ansas bedankt sich und sagt, als sie draußen sind: „Wir wollen lieber die Abfahrt nehmen, denn da sieht man ihn in der Ferne verschwinden."

Aber bis sechs ist noch viel Zeit. Was kann man da machen?

Der Indre ist alles egal. Sie denkt bloß: „Wenn es doch geschehen soll, warum hat er dann noch so viel Geld für mich ausgegeben?"

Und in ihr Herz kommt wieder einmal die Hoffnung zurück.

Ansas ist vor einer Mauer stehengeblieben, auf der ein Zettel klebt:

Jakobsruh
Heute 4 Uhr Großes Militärkonzert
Ausgeführt von der Kapelle
des litauischen Dragoner-Regiments Prinz Albrecht

Und darunter steht alles gedruckt, was sie spielen werden.

Der Stein in Indres Brust ist nun ganz leicht geworden; kaum zu

fühlen ist er. Aber sie hat Zweifel, ob bei einem solchen Vergnügen, das augenscheinlich für die Deutschen bestimmt ist, auch Litauer zugegen sein dürfen – und dazu noch in ihrer Landestracht.

Aber Ansas lacht sie aus.

So fahren sie also in einer Droschke nach Jakobsruh, jenem Lustort, der bekanntlich so schön ist wie nichts auf der Welt. Bäume so hoch und schattengebend wie diese hat Indre noch nie gesehen, auch nicht in Heydekrug und nicht in Memel. Am Haff, wo es nur kurze Weiden gibt und dünne Erlen, könnte man sich von einer solchen Blätterkirche erst recht keinen Begriff machen.

Aber trotz ihrer Freude ist ihr vor dem fremden Ort noch bange genug, denn ringsum sitzen an rotgedeckten Tischen lauter städtische Herrenleute, und als Ansas vorangeht, einen Platz zu suchen, recken alle die Hälse und sehen hinter ihnen her. Es ist, um in die Erde zu sinken.

Ansas dagegen fürchtet sich nicht im mindesten. Er findet auch gleich einen leeren Tisch, wischt mit dem Schnupftuch den Staub von den Stühlen und befiehlt einem feinen deutschen Herrn, ihm und ihr Kaffee und Kuchen zu bringen. Genauso, wie es die anderen machen.

Nicht weit von ihnen ist eine kleine Halle aufgebaut mit dünnen Eisenständern und einem runden Dachchen darauf. Die füllt sich mit hellblauen Soldaten! O Gott, so vielen und blanken Soldaten! Während es doch sonst nur drei oder vier schmutzige Vagabunden sind, die Musik machen.

Zuerst kommt ein Stück, das heißt „Der Rosenwalzer". So steht auf einem Blatt zu lesen, das Ansas von dem Kassierer gekauft hat. Wie das gespielt wird, ist es, als flöge man gleich in den Himmel. Dicht vor den Musikern haben sich zwei Kinderchen gegenseitig um den Leib gefaßt und drehen sich im Tanze. Da möchte man gleich mittanzen.

Und hat sich doch vor einer Stunde noch in Todesnöten gewunden!

Wie das Stück zu Ende ist, klatschen alle, und auch die Indre klatscht.

Rings wird es still, und die Kaffeetassen klappern.

Ansas sitzt da und rührt sich nicht. Wie sie ihn etwas fragen will – so gut ist sie schon wieder mit ihm –, da macht er ihr ein heimliches Zeichen nach links hin: sie soll horchen.

Am Nebentisch sprechen ein Herr und eine Dame von ihr.

„Wenn eine Litauerin hübsch ist, ist sie viel hübscher als wir deutschen Frauen", sagt die Dame.

Und der Herr sagt: „In ihrer blassen Lieblichkeit sieht sie aus wie eine Madonna von –"

Und nun kommt ein Name, den sie nicht versteht. Auch was das ist: „Madonna", weiß sie nicht. Für ihr Leben gern hätte sie den Ansas gefragt, der alles weiß, aber sie schämt sich.

Da fängt sie einen Blick des Ansas auf, mit dem er gleichsam zu ihr in die Höhe schaut, und nun weiß sie, was sie schon im Laden geahnt hat: er ist stolz auf sie, und sie braucht nie mehr Angst zu haben.

Dann hört die Pause auf, und es kommt ein neues Stück, das wenig hübsch ist und bloß den Kopf müde macht. Das hat sich ein gewisser Beethoven ausgedacht.

Aber dann kommt etwas! Daß es so was Schönes auf Erden gibt, hat man selbst im Traum nicht für möglich gehalten. Es heißt: „Die Post im Walde". Ein Trompeter ist vorher weggegangen und spielt die Melodie ganz leise und sehnsüchtig von weit, weit her, während die andern ihn ebenso leise begleiten. Man bleibt gar nicht Mensch, wenn man das hört! Und weil die Fremden, die Deutschen, ringsum nicht sehen dürfen, wie sie sich hat, springt sie rasch auf und eilt durch den Haufen, der die Kapelle umgibt, und an vielen Tischen vorbei dorthin, wo es einsam ist und wo hinter den Bäumen versteckt noch leere Bänke stehen.

Dort setzt sie sich hin, schiebt das neue Kopftuch aus den Augen, damit es nicht naß wird, und weint, und weint sich all die – ach, all die ausgestandene Angst von der Seele.

Und dann setzt sich einer neben sie und nimmt ihre Hand. Sie weiß natürlich, daß es der Ansas ist, aber sie ist vor Tränen ganz blind. Sie lehnt den Kopf an seine Schulter und sagt immer schluchzend: „Mein Ansuttis, mein Ansaschen, bitte, bitte, tu mir nichts, tu mir nichts."

Sie weiß, daß er ihr nun nichts mehr tun wird, aber sie kann nicht anders – sie muß immerzu bitten.

Er zittert am ganzen Leibe, hält ihre Hand fest und sagt ein Mal über das andere: „Was redest du da nur? Was redest du da nur?"

Sie sagt: „Noch ist es nicht gut. Ehe du es nicht gestehst, ist es noch nicht ganz gut."

Er sagt: „Ich habe nichts zu gestehen."

Und sie streichelt seinen Arm und sagt: „Du wirst es schon noch gestehen. Ich weiß, daß du es gestehen wirst."

Er bleibt immer noch dabei, daß er nichts zu gestehen hat, und sie gibt sich zufrieden. Nur wenn sie daran denkt, daß daheim im Dorf

die Busze sitzt und lauert, läuft es ihr ab und zu kalt über den Rücken.

Mit ineinandergelegten Händen gehen sie zu ihrem Tische zurück und kümmern sich nicht mehr um die Leute, die nicht satt werden können, ihnen nachzusehen.

Und weil nun ringsum die Kaffeetassen verschwunden sind und statt ihrer Biergläser stehen, bestellt sich Ansas auch was bei dem feinen Herrn – aber kein Bier bestellt er, sondern eine Flasche süßen Muskatwein, wie ihn die Litauer lieben.

Und sie trinken immer noch mehr, und Indre fühlt, daß sie rote Backen bekommt, und weiß sich vor Fröhlichkeit gar nicht zu lassen.

Da plötzlich fällt dem Ansas ein: „O Gott – die Eisenbahn! Und die Uhr ist gleich sechse!"

Er ruft den feinen Herrn herbei und bezahlt mit zwei harten Talern. Dann fragt er noch nach dem kürzesten Weg zum Bahnhof. Aber wie sie nun eilends dorthin laufen wollen, ergibt es sich, daß sie nicht mehr ganz gerade stehen können.

Die Straße zum Bahnhof führt ziemlich nah an den Schienen entlang. Sie laufen und lachen und laufen.

Da mit einmal macht es irgendwo: „Puff, puff, puff."

O Gott – was für ein Ungeheuer kommt dort an! Und geradeswegs auf sie zu.

Indre kriegt den Ansas am Ärmel zu packen und fragt: „Ist sie das?"

Ja, das ist sie.

Wie kann es bloß so viel Scheußlichkeit geben! Der Pukys mit dem feurigen Schweif und der andere Drache, der Atwars, sind gar nichts dagegen. Sie schreit und hält sich die Augen zu und weiß nicht, ob sie weiterlachen oder noch einmal losweinen soll. Aber da der Ansas sie beschützt, entscheidet sie sich fürs Lachen und nimmt die Schürze vom Gesicht und macht: „Puff, puff." Genauso kindisch, wie die Elske machen würde, wenn sie den Drachen sähe, mit dem die Leute spazierenfahren.

„Wohin fahren sie?" fragt sie dann, als die letzten Wagen vorbei sind.

Und Ansas belehrt sie: „Zuerst nach Insterburg und dann nach Königsberg und dann immer weiter bis nach Berlin."

„Wollen wir nicht auch nach Berlin fahren?" bittet sie.

„Wenn alles geordnet ist", sagt er, „dann wollen wir nach Berlin fahren und den Kaiser sehen." Dabei wird er mit einmal steinernst, als ob er ein Gelübde tut.

O Gott, wie ist das Leben schön!

Und das Leben wird immer noch schöner.

Wie sie auf dem Wege zur inneren Stadt an dem „Anger" vorbeikommen, jenem großen, häuserbestandenen Sandplatz, auf dem die Vieh- und Pferdemärkte abgehalten werden, da hören sie aus dem Gebüsch, das den einrahmenden Spazierweg umgibt, ein lustiges Leierkastengedudel und sehen den Glanz von Purpur und von Flittern durch die Zweige schimmern.

Nun möchte ich den Litauer kennenlernen, der an einem Karussell vorbeigeht, ohne begierig stehenzubleiben.

Die Sonne ist zwar bald hinter den Häusern, und morgen früh will Ansas beim Kuhfuttern sein, aber was kann der kleine Umweg viel schaden, da man ja sowieso an vierzehn Stunden kreuzen muß.

Und wie sie das runde, sammetbehangene Tempelchen vor sich sehen, da weist Ansas mit einmal fast erschrocken nach dem Leinwanddache, auf dessen Spitze ein goldener Wimpel weht.

Er vergleicht den Wimpel mit den Wetterfahnen rings auf den Dächern. Es stimmt! Der Wind ist nach Süden umgeschlagen – und das Kreuzen unnötig geworden. In sieben Stunden kann der Kahn zu Hause sein.

Also rauf auf die Pferde! Die Indre wehrt sich wohl ein bißchen – eine Mutter von drei Kindern, wo schickt sich das? Aber in Tilsit kennt sie ja keiner.

Und sie reiten und fahren und reiten wieder, und dann fahren sie noch einmal und noch einmal, weil sie zum Reiten schon lange zu schwindlig sind. Die ganze Welt ist längst eine große Drehscheibe geworden, und der Himmel jagt rückwärts als ein feuriger Kreisel um sie herum. Ja, so schön kann das Leben sein, wenn man sich liebt und Karussell dazu fährt! Aber schließlich wird der Indre übel. Sie muß ein Ende machen, ob sie will oder nicht.

In der Dekominschen Konditorei am andern Ende der Stadt lassen sie beide sich noch einmal ein schönes Paketchen zurechtmachen, aber diesmal sucht die Indre aus. Der Ansas bestellt derweilen noch zwei Gläschen von dem klebrigen Rosenlikör und nimmt zur Sicherheit für vorkommende Fälle gleich die ganze Flasche mit.

Wie sie zu ihrem Kahn hinabsteigen, ist die Sonne längst untergegangen. Aber das macht nichts, denn der Südwind hält fest, und der Mond steht schon bereit, um ihnen zu leuchten.

Unter solchen Umständen ist ja die Fahrt ein Kinderspiel.

Ansas schöpft mit der Pilte das Wasser aus, damit die Bodenbretter hübsch trocken sind, wenn die Indre sich etwa langlegen will. Aber

sie will nicht. Sie setzt sich auf ihren alten Platz vorn auf die Paragge, damit sie dem Ansas zusehen und sich im stillen an ihm freuen kann.

Die Ufer werden dunkler, und eine große Stille breitet sich aus. Sie muß immerzu daran denken, in welcher Angsthaftigkeit das Herz sie drückte, als sie vor acht Stunden desselben Weges fuhr, und wie leicht sie jetzt Atem holen kann.

Und dann geht es los.

Sie möchte am liebsten ein Dankgebet sprechen, aber sie will es nicht allein tun, denn er gehört ja wieder zu ihr..., und nötig hat er es auch.

Aber er hat jetzt nur Blick für Segel und Steuer, denn die Brückenpfeiler sind da und viele Kähne, die auf beiden Seiten vor Anker liegen.

Manchmal nickt er ihr freundlich zu. Das ist alles.

Alsdann breitet sich der Strom, und der Mond fängt zu scheinen an. Die Wellchen sind ganz silbern in der Richtung auf ihn zu und setzen sich und fliegen auf wie kleine weiße Vögelchen.

Sie kann den Ansas gut erkennen, er sie aber nicht, denn der Mond steht hinter ihr. Darum sagt er auch plötzlich: „Warum sitzt du so weit von mir weg?“

„Ich sitze da, wo ich bei der Hinfahrt gesessen hab“, sagt sie.

„Hinfahrt und Rückfahrt sind so verschieden wie Tag und Nacht“, sagt er.

Und sie denkt: „Bloß daß jetzt Tag ist und damals Nacht war.“

„Darum komm herüber und setz dich neben mich“, sagt er.

Ach, wie gerne sie das tut!

Aber als sie ihm näher kommt, da fällt ihr Blick auf die Sackleinwand, die zwischen seinen Füßen liegt und die sie bisher nicht bemerkt hat.

Wie sie die wiedersieht, wird ihr ganz schlecht. Sie sinkt auf die Mittelbank nieder und lehnt ihren Rücken gegen den Mast.

„Warum kommst du nicht?“ fragt er fast unwirsch.

Nun weiß sie nicht, was sie tun soll. Soll sie ihn fragen, soll sie's mit Stillschweigen übergehen?

Und da kommt ihr der Gedanke, Klarheit zu schaffen über das, was gewesen ist. Jetzt gleich im Augenblick. Denn später kommt sie vielleicht nie.

Sie faßt sich also ein Herz.

„Willst du mir nicht sagen, mein Ansaschen, was du in der Sackleinwand hast?“

Er fährt hoch, als hätte ihn eine aus dem Schlangennest in den

Fuß gebissen, aber er schweigt und wendet den Kopf weg. Sie kann sehen, wie er zittert.

Da erhebt sie sich und legt die Hand auf seine Schulter, aber sie hütet sich wohl, der Sackleinwand zu nahe zu kommen.

„Mein Ansaschen", sagt sie, „es ist ja jetzt wieder ganz gut zwischen uns, aber ehe du nicht alles gestehst, geht die Erinnerung an das Böse nicht weg."

Er bleibt ganz still, aber sie fühlt, wie es ihn schüttelt.

„Und dann, mein Ansaschen", sagt sie weiter, „geht es auch wegen des lieben Gottes nicht anders. Ich hab vorhin beten wollen, aber die Worte blieben mir im Halse. Denn du standest mir nicht bei. Darum sag es schon, und dann beten wir beide zusammen."

Da fällt er vor ihr auf seine Knie, schlingt die Arme um ihre Knie und gesteht alles.

„Mein armes Ansaschen", sagt sie, als er zu Ende ist, und streichelt seinen Kopf. „Da müssen wir aber tüchtig beten, damit der liebe Gott uns verzeiht."

Und sie läßt sich neben ihm auf die Knie nieder, faltet ihre Hände mit den seinen zusammen, und so beten sie lange. Nur manchmal muß er nach dem Steuer sehen, und dann wartet sie, bis er fertig ist.

Zum Schluß segnet sie ihn, und er segnet sie, und dann stehen sie wieder auf und sind guter Dinge.

Nur was in der Sackleinwand ist, hat er vergessen zu sagen.

Sie zeigt darauf hin und will es wissen.

Aber er wendet sich ab. Er schämt sich zu sehr.

Da sagt sie: „Ich werde selber öffnen." Und er wehrt ihr nicht.

Und wie sie den Sack aufreißt, was findet sie da? Zwei Bündel grüne Binsen findet sie, mit Bindfaden aneinandergebunden. Weiter nichts.

Sie lacht und sagt: „Ist das die ganze Zauberei?"

Aber er schämt sich noch immer.

Da errät sie langsam, daß er damit nach dem Umschlagen des Kahnes hat davonschwimmen wollen, wie die Schuljungens tun, wenn sie im tiefen Wasser paddeln.

„Solch ein Lunterus bin ich geworden!" sagt er und schlägt sich mit den Fäusten vor die Brust.

Aber sie lächelt und sagt: „Pfui doch, Ansaschen, der Mensch soll sich nicht zu hart schimpfen, sonst macht er sich selber zum Hundsdreck."

Und so hat sie ihm nicht nur verziehen, sondern richtet auch seine Seele wieder auf. – –

Wie sie sich neben ihn setzt – denn er will sie nun ganz nahe haben –, da merkt sie, daß sie mit ihrem Leibe den Gang des Steuers behindert, darum breitet sie zu seinen Füßen das weiße Reisetuch aus, das sie im vorderen Abschlag verwahrt hat, und legt sich darauf – doch so, daß ihr Kopf auf seine Knie zu liegen kommt. Und nun ist es genauso wie damals in Ibenhorst, als die Elske noch unterwegs war.

Und so fahren sie dahin und wissen vor Glück nicht, was sie zueinander reden sollen.

Von den Uferwiesen her riecht das Schnittgras – man kann den Thymian unterscheiden und das Melissenkraut, auch den wilden Majoran und das Timotheegras – und was sonst noch starken Duft an sich hat... Der Stromdamm zieht vorüber wie ein grünblaues Seidenband. Nur wo zufällig der Rasen den Abhang hinuntergeglitten ist, da leuchtet er wie ein Schneeberg. Und der Mondnebel liegt auf dem Wasser, so daß man immer ein wenig aufpassen muß.

Außer den plumpsenden Fischchen, die nach den Mücken jagen, ist nicht viel zu hören. Nur die Nachtvögel sind immer noch wach. Kommt ein Gehölz oder ein Garten, dann ist auch die Nachtigall da und singt.

Und dann kommt mit einemmal Musik. Das sind die Dzimken, die ihre Triften während der Nacht festbinden müssen. Aber Gott weiß, wann die schlafen! Bei Tage rudern sie und singen, und bei Nacht singen sie auch.

Ihr Feuerchen brennt, und dann liegen sie ringsum. Einer spielt die Harmonika, und sie singen.

„Der Willus muß ein Pfarrer werden“, bittet die Indre schmeichelnd zu Ansas empor.

„Der Willus wird ein Pfarrer werden“, sagt er ganz feierlich, und die Indre freut sich. Denn was in solcher Stunde versprochen wird, das erfüllt sich gleichsam von selber.

So fahren sie an dem Floß vorbei, und bald kommt ein nächstes. Darauf spielt einer gar die Geige.

Ansas und Indre singen mit. Die Dzimken erkennen die Frauenstimme und rufen ihnen ein „Labs wakars!“ zu. Zum Dank für den Gutenachtgruß will Ansas ihnen was Freundliches antun und läßt sich die Mühe nicht verdrießen, das Segel einzuziehen und an dem Floß anzulegen. Nun kommen sie alle heran – es sind ihrer fünfe –, und der Jude, dem die Trift gehört, kommt auch.

Ansas schenkt jedem etwas von dem Rosenlikör ein, und sie erklären, so was Schönes noch nie im Leben getrunken zu haben.

Und dann singen sie alle zusammen noch einmal das Lied von den Gottestöchtern, von dem Ring, der in die Tiefe fiel, und den zwei Schwänen, die das Wasser getrübt haben sollen.

Zum Abschied reicht Ansas allen die Hand, und die Indre auch. Und der Jude wünscht ihnen „noch hundert Johr"!

Wären's bloß hundert Stunden gewesen, der Ansas hätt' sie brauchen können.

Da die Flasche mit dem Rosenlikör nun einmal hervorgeholt ist, wäre es unklug gewesen, sie wieder zu verstauen. Sie trinken also ab und zu einen Tropfen und werden immer glücklicher.

Noch an mancher Trift kommen sie vorbei und singen mit, was sie nur singen können, aber halten tun sie nicht mehr. Dazu ist der Rosenlikör ihnen zu schade.

Manchmal will auch der Schlaf sie befallen, aber sie wehren sich tapfer. Denn sonst – weiß Gott, auf welcher Sandbank sie dann sitzen blieben!

Nur eins darf der Ansas sich gönnen – nämlich von dem Abschlag hernieder auf die Bodenbretter zu gleiten. So kann er die Indre in seinem linken Arm halten und mit dem rechten das Steuer versehen.

Und die Indre liegt mit dem Kopf auf seiner Brust und denkt selig: „Der Endrik – und die Elske – und der Willus – und nun sind wir alle fünf wieder eins."

Mit einmal – sie wissen nicht wie – ist Ruß da. Sie erkennen es an dem Brionischker Schornstein, der wie ein warnender Finger zu ihnen sagt: „Paßt auf!"

Sie wollen noch einen Schluck von dem Rosenlikör genehmigen, aber siehe da – die Flasche ist leer.

Sie lachen furchtbar, und der Ansas wird immer zärtlicher.

„Ach, liebes Ansaschen", bittet die Indre, „gleich kommt der große Ellbogen, und dann geht es westwärts, bis dahin mußt du hübsch artig sein."

Ansas hört noch einmal auf sie, und da ist auch schon der blanke Szieszefluß, da wo die Krümmung beginnt. Er holt die Segelleine mehr an und steuert nach links. Es geht zwar schwer, aber es geht doch immer.

Bis nach Windenburg hin, die anderthalb Meilen, läuft der Strom nun so schnurgerade, wie nur die Eisenbahn läuft. Kaum daß man hinter der Mündung der Mole ein wenig auszuweichen braucht.

Bei Windenburg freilich, wo die gefährliche Stelle ist, dort, wo gerade bei Südwind der Wellendrang aus dem breiten, tiefen Haff seitlich stark einsetzt, dort muß man die Sinne doppelt beisammenhal-

ten – – aber bis dahin ist noch lange, lange – ach, wie lange Zeit!

„Indre, wenn du mir meine Sünden wirklich vergeben hast, dann mußt du's mir auch beweisen."

„Ansaschen, du mußt aufpassen."

„Ach was, aufpassen!" Wenn man so lange blind und verhext neben der Besten, der Schönsten, neben einer Gottestochter dahergegangen ist und die Augen sind wieder aufgetan, was heißt da aufpassen?

„Meine Indre!"

„Mein Ansaschen!" – – –

Und nun liegen sie in ruhiger Seligkeit wieder nebeneinander, und der Kahn fährt dahin, als säße die Laime selber am Steuer.

Und so schlafen sie ein.

Die Ane Doczys hat keine Ruh in ihrem Bett. Sie weckt also ihren Mann und sagt: „Doczys, steh auf, wir wollen aufs Haff hinausfahren."

„Warum sollen wir aufs Haff hinausfahren?" fragt der Doczys, sich den Schlaf aus den Augen reibend. „Fischen tu' ich erst morgen."

„Die Indre hat solche Reden geführt", sagt die Doczene, „es ist besser, wir fahren ihnen entgegen." –

Da fügt er sich mit Seufzen, zieht sich an und setzt die Segel.

Wie sie aufs Haff hinausfahren, wird es schon Tag, und der Frühnebel liegt so dicht, daß sie keine Handbreit vorauf sehen können.

„Wohin soll ich fahren?" fragt der Doczys.

„Nach Windenburg zu", bestimmt die Doczene.

Der Südwind wirft ihnen kurze, harte Wellen entgegen, und sie müssen kreuzen. Da, mit einmal horcht die Doczene hoch auf.

Eine Stimme ist hilferufend aus dem Nebel gedrungen – eine Frauenstimme.

„Gerade darauf zu!" schreit die Doczene. Aber er muß ja kreuzen. Und sie kommen schließlich doch näher – ganz nahe kommen sie. Da finden sie die Indre auf dem Wasser liegen, wie die Wellen sie auf und nieder schaukeln.

Wie hat es zugehen können, daß sie nicht ertrunken ist?

Rechts und links von ihrer Brust ragen halb aus dem Wasser zwei Bündel von grünen Binsen, die sind mit einem Bindfaden auf dem Rücken zusammengebunden.

Sie ziehen sie in den Kahn, und sie schreit immerzu: „Rettet den Ansas! Rettet den Ansas!"

Ja – wo ist der Ansas?

Sie weiß von nichts. Zuletzt, als sie wieder hochgekommen ist, hat sie seine Hände gefühlt, wie er wassertretend die Binsen an ihr befestigte. Und von da an weiß sie nichts mehr von ihm.

Sie rufen und suchen und rufen. Aber sie finden ihn nicht. Nur den umgeschlagenen Kahn finden sie. An dem hätte er sich wohl halten können, aber er ist ihm sicher davongeschwommen, dieweil er die Binsen an Indres Leib befestigte.

Fünf Stunden lang suchen sie, und die Indre liegt auf den Knien und betet um ein Wunder.

Aber das Wunder ist nicht geschehen. Zwei Tage später lag er oberwärts friedlich am Strande.

NEUN MONATE nach dem Tode des Ansas gebar ihm die Indre einen Sohn. Er wurde nach ihrem Wunsch in der heiligen Taufe Galas, das heißt „Abschluß", benannt. Doch weil der Name ungebräuchlich ist, hat man ihn meistens nach dem Vater gerufen. Und heute ist er ein ansehnlicher Mann.

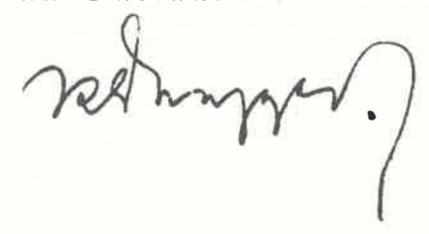
Der Endrik hält die väterliche Wirtschaft in gutem Stande, die Elske hat einen wohlhabenden Besitzer geheiratet, und der Willus ist richtig ein Pfarrer geworden. Seine Gemeinde sieht in ihm einen Abgesandten des Herrn, und auch die Gebetsleute halten zu ihm.

Die Indre ist nun eine alte Frau und lebt im Ausgedinge bei dem ältesten Sohn. Wenn sie zur Kirche geht, neigen sich alle vor ihr. Sie weiß, daß sie nun bald im Himmel mit Ansas vereint sein wird, denn Gott ist den Sündern gnädig.

Und also gnädig sei er auch uns!

LANDSTREICHER

KARL HEINRICH WAGGERL



IM MORGENGRAUEN geht Maria über die Felder, an den Äckern entlang bis in die verwilderten Gärten der nahen Gehöfte. Es ist Herbst, weißliche Nebel steigen aus dem Boden, arm und verödet liegt das Land im fahlen Licht des Morgens. Nur in den Gärten steht noch allerlei Kraut, und die Kartoffeln sind in der Erde geblieben, sie sind das Brot des Landstreichers in dieser Zeit.

Vom Berge her weht der Frühwind, er bringt einen Geruch von Tau und Rauch mit sich – Rauch von den Feuern der fahrenden Leute. Am Tage ist die Straße voll von ihnen, aber nachts verschwinden sie wie Tiere des Feldes, Hasen und Vögel. Sie schlafen hinter den Zäunen oder im Beerenkraut, wo der Boden warm und trocken bleibt. Jetzt aber, am Morgen, klettern sie aus den Scheunen der Bauern, oder sie kommen weither über die Felder zur Straße zurück. Und wieder andere stehen nur so von der nackten Erde auf, dehnen sich, schütteln den Staub aus dem Haar und gehen, unverwüstlich in ihrer Jugend. Mitunter haben sie Frauen bei sich, schlafen mit ihnen unter dunklen Brückenbogen, und unterwegs schreiben sie verwegene Reime auf die Tore der Scheunen. Wieder andere sind uralt oder krank und mit allerlei scheußlichen Gebrechen behaftet. Aber auch sie schleppen sich rastlos weiter, sie hungern und frieren, wandern und gehen – es liegt im Blute.

Maria kommt an den Bach, dort wäscht sie die erdigen Knollen. Die Sonne wird sichtbar, ein großes, glühendes Auge hinter den Bäumen an der Straße. Sie ist noch ganz von Nebel eingehüllt, aber schon fließt ein warmer Schein über die bereiften Äcker, und etwas von diesem zärtlichen Licht fällt auch in das Wasser des Baches. Es wird zum Spiegel. Maria spiegelt sich darin. Sie kniet auf den Ufersteinen und betrachtet sich lange – ach, schön ist Maria nicht! Aber das Wasser ist gnädig, es zeigt nur die Blässe ihres Gesich-

tes, dunkles Haar und traurige Augen im Abglanz des Himmels.

Von der Straße her kommt ein Ruf, ein langgezogener Schrei. Alle kennen ihn, die unter dem freien Himmel leben, sogar die Vögel antworten auf diesen einfachen Klang. Maria steht auf und geht am Ufer entlang bis an die Brücke.

Dort sitzt Thomas am Feuer und singt. Thomas ist blind, darum kann er nicht wissen, daß der Himmel schon klar wird und daß die Sonne höher und höher steigt. Die Nacht war kalt, feucht und frostig ist auch der Morgen. Thomas wärmt die Hände über der Glut und singt:

Schön und traurig ist der Herbst, ja.
Traurig ist der Wind, er spielt im dürren Grase.
Groß ist die Welt, ja, weit bin ich gewandert,
als ich jung war,
als ich jung war in meinem Leben...

Maria kommt, er fühlt den Tritt ihrer nackten Füße auf dem Boden.

„Ja“, sagt sie, „Kartoffeln bringe ich, nichts Besseres, Thomas. Die Gärten sind leer, und die Bauern haben Hunde in den Höfen.“

„Hunde?“ sagt Thomas argwöhnisch. „Ich habe keinen Hund gehört.“

Maria lebt schon viele Jahre mit dem Blinden, einmal lag er krank in einem Dorfwirtshaus im Gebirge, und seit dieser Zeit ist sie bei ihm geblieben. Sie wandern mitsammen durch Dörfer und Märkte. Maria kocht das Essen am Feuer und sucht einen Schlafplatz für die Nacht, und abends geht sie mit dem Blechteller unter die Leute, wenn Thomas auf den Plätzen steht und zum Tanz aufspielt. Oh, sie ist eine gute Frau für einen Blinden, mit keinem anderen Menschen könnte sie so leben, und auch Thomas liebt sie ja in seiner Art. Nachts liegt Maria neben ihm auf dem Heu, er fühlt ihre Wärme und den Schlag des Blutes in ihrem Leibe. Sie ist alles für ihn, Mutter und Geliebte, er sieht mit ihren Augen, und ihre schmächtige Hand führt ihn sicher wie die Hand des Engels in der Finsternis.

Oho, sagen die Burschen unterwegs – Thomas, hast du dir eine Frau zugelegt? Meiner Treu, sagen sie lachend, ein verteufelt hübsches Mädchen!

Und auch Thomas lacht, ja, ja, das ist schon gut so, laßt sie in Frieden, rate ich euch!

Thomas weiß nicht, daß Maria häßlich ist. Ein blutrotes Mal entstellt ihr Gesicht, auch Gott ist vielleicht nicht immer gut. Gott er-

weckte eine sanfte und gütige Seele in Maria, das Herz einer Heiligen, warum aber schrieb er das Zeichen des Elends auf ihre Wange? Ohne Liebe ist Maria aufgewachsen, sie ist so durstig nach Liebe wie Thomas nach Licht. Für ihn ist Maria schön, immer Frau in der Nacht, heiße Wange, warmer Atem. Er weiß nicht, wie oft das Brot, das er ißt, ungeteilt blieb, es war immer Brot für ihn bereit, ein sicherer Platz in der Scheuer, ein trockenes Hemd. Maria führt ihn auf guten Wegen, sie duldet seine Leidenschaft und seinen Zorn und hütet ihr Geheimnis.

„Was ist das“, schreit Thomas plötzlich, „warst du im Heu?“

„Nein, nicht im Heu. – Iß jetzt, Thomas!“

„Hunde, sagst du? Komm her, warum lügst du schon wieder? Im Heu warst du, und wer bin ich? Sage mir das – wer bin ich?“

Maria schweigt, nein, wer hätte wohl Lust, mit ihr im Heu zu liegen! Die Männer werfen ihr über den Tisch hin einen Groschen zu, und die Frauen nehmen ihre Kinder vom Boden auf, wenn sie vorübergeht, auch das weiß Thomas nicht. Jedesmal, wenn Maria zurückkommt, überfällt er sie mit seinem Argwohn und seinem tobenden Zorn, aber sie schweigt geduldig, es ist gut, wenn Thomas so böse sein kann. Angst und Eifersucht schreien aus dem Mann, darum ist es gut.

Und dann gehen die beiden wieder, sie haben kein Haus zu besorgen, keine Tür zu verschließen. Die Straße nimmt sie wieder auf, die ist ohne Anfang und Ende, ohne Dach und Tor, ein großes geräumiges Haus für den Wanderer, ein Acker für den Ruhelosen, er pflügt ihn mit seinen Füßen. Vom Berge herab kommt sie, aus den Schluchten und Wäldern, von irgendwoher aus der unermeßlichen Weite der Welt. Das ist so wunderbar an ihr: du wanderst und gehst, der Morgen bricht an, milchiges Licht spielt im Staube. Es tropft vom Astwerk der Bäume, und ein fröhlicher Wind bläht dein Hemd über dem Gürtel. Aber zur gleichen Stunde führt ein Schäfer seine Herde durch die dämmerige Allee, in einem fernen, fremden Lande – und hinter dir, weit gegen Morgen, bellen noch Hunde in dunklen Gehöften. Ist es nicht seltsam: ein großes Reich, zwanzig Schritte breit, aber ohne Grenzen vom Morgen bis zum Abend. Du kannst jung hier ausgehen und immer gehen, dein Haar wird grau, dein Rücken krumm, aber es ist noch immer dieselbe Straße, sie hat dich nie verlassen ...

„Wohin gehen wir“, sagt Thomas, „ist es weit?“

Nein, nicht weit. Maria sieht schon die Türme über den Wäldern. „Es ist ein großes Dorf, Thomas, vielleicht eine Stadt!“

Auf den Feldern vor dem Dorfe wird das Marktvieh zusammengetrieben, Jungstiere und Kalbinnen. Sie kommen von den Almen und Weiden der Bergbauern, der Sommer liegt ihnen noch im Blute, das wilde, freie Leben. Sie drängen sich an die Zäune, strecken die braungefleckten Hälse und brüllen, und ihre großen, milden Augen sind voll Angst und dumpfer Unruhe. Manchmal geraten sie mit den Hörnern aneinander, dann fühlen sie plötzlich ihre Kraft, senken die Stirnen und zerreißen die Erde mit ihren Hufen. Treiber laufen schreiend und fluchend über das Feld, sie drängen sich furchtlos zwischen die kämpfenden Leiber, und ihre unbarmherzigen Hiebe zersprengen den rasenden Haufen.

Die Treiber sind betrunken, darum sehen sie nicht, wohin ihre schrecklichen Schläge treffen, die auf den Knochen wie Schüsse knallen. Die Tiere schließen geduldig ihre Augen und wenden sich ab, friedfertig und ohne einen Laut der Klage. Aber eine Weile später stehen sie wieder irgendwo still, strecken den Hals und brüllen. Es ist ein Geruch, es ist der Wind vom Berg her oder Duft des kurzen Grases, der bis in die Dämmerung ihrer Seelen dringt... Ja, Treiber und Knechte, Händler und Bauern – das ganze Dorf ist betrunken. Die Leute stehen in kleinen Gruppen auf der Straße beisammen, sie umarmen sich oder spucken einander vor die Füße, wie es eben der Handel mit sich bringt. – Du bist besoffen, sagen die Händler, und ich bin besoffen, aber das weißt du, ich kann deinen Ziegenbock nicht für eine Kuh nehmen! Der Bauer schwört und flucht, aber der Schnaps macht seinen harten Schädel mürbe, und er nimmt das Geld, das Sündengeld für seinen jährigen Stier. Er wird einen guten Tag haben und einen Tanz auszahlen. Ein Stück Zeug für die Weiber kaufen und ein wenig Tabak für seine Pfeife, eine Asthacke oder ein Wagenrad, und morgen wird er wieder mit krummem Rücken über seinen Acker gehen. Es ist schwer, das weiß Gott, ja. Leicht ist das Leben nicht.

Leicht haben es nur die jungen Leute, der Dorfplatz ist voll von ihrem Lärm und ihrem Übermut. Die Mägde haben rote Nelken an das Mieder gesteckt, und auf ihren Hüften ist gut Platz für eine schwere Hand. Was ist ein Holzknecht während des Jahres? Ein Verdammter in den Wäldern, stinkend vom Schweiß, klebrig vom Pech. Aber wenn er in das Dorf kommt, ist er Herr im Dorfe, er verachtet alle, den Bauern wie den Händler. Der Holzknecht ist ein Liebhaber, der nicht fragt, was ein Halstuch kostet, und der auch das letzte Silberstück nicht wechseln läßt, wenn er einen Tanz für sich haben will.

Vor den Buden drängen sich die Paare, sie haben Tische vor die Schenke gestellt und tanzen auf dem ebenen Platz. Auch Thomas ist da, er sitzt auf einem Karren neben dem Tor und spielt. Ja, Thomas hat zuviel von dem Schnaps der Holzknechte getrunken, nun hockt er hier und läßt die tiefen Bässe mächtig rollen im Takt der Füße, und wenn ein Tanz zu Ende ist, dann singt er mit verklärtem Gesicht. Es ist ein guter Tag für ihn. Maria sammelt das Geld an den Tischen, aber die Burschen haben sich einen Spaß ausgedacht, sie werfen ihre Silberstücke dem blinden Thomas selbst an den Kopf. Maria sieht, daß er betrunken ist, die harten Geldstücke treffen in sein Gesicht, und er kann sich nicht dagegen schützen. Sie läuft verzweifelt mit ihrem Teller unter die Leute, einmal versucht sie sogar, selbst auf den Karren zu klettern, aber das Gelächter schreckt sie zurück.

Der Abend kommt. Lärm und Übermut schwellen an wie Sturmwind, wie böses Wasser. Die Holzknechte tanzen nicht mehr, aber sie sind rauflustig und fangen Streit mit Vorübergehenden an. Die Weiber wehren sich kreischend gegen ihre verwegenen Griffe. Maria hat das Geld gesammelt und in ihr Tuch geknotet, allein, Thomas will noch nicht gehen, nein, laßt ihn, er ist betrunken, ein Landstreicher, ein elender Hund. Werft mit Geld nach ihm, mit Dreck, wenn ihr wollt, er wird trotzdem auf diesem Karren sitzen und singen – hört, was er singt! Thomas schluchzt in seinem Rausch, Tränen laufen ihm in den offenen Mund:

Groß ist die Welt, ja,
schwarzhaariges Mädchen!
Weit bin ich gewandert, ich kann nicht bleiben ...

Maria bewacht ihn mit angstvollen Augen – wie wird es enden? Die Holzknechte sind aufmerksam geworden, sie begleiten den Gesang mit ihrem brüllenden Gelächter. Thomas, rufen sie, holla! Weit bist du gewandert, ja, immer warst du besoffen! Aber du hast eine hübsche Frau, Thomas, ein verteufelt schönes Weibsbild – warum tanzt du nicht mit ihr?

Ja, Musik her, Thomas muß tanzen ...

Sie holen ihn vom Wagen, und auch Maria entgeht ihnen nicht. Thomas hängt sich schwerfällig an ihren Hals, er will wirklich tanzen, selig in seinem Rausch, glücklich über die Ehre, die man ihm gibt. Die Burschen stehen im Kreise um das Paar – küßt euch! sagen sie – ja, zeig es ihr; Thomas, was für ein Kerl du bist!

Sie schütten ihm Schnaps auf den Schädel, und schließlich bringt

ihn einer zu Fall. Maria kann den schweren Mann nicht halten, er schlägt hart auf, und dann rollt er lautlos unter den Wagen.

Es war ein Spaß, nicht schlimmer als andere Späße. Niemand kümmert sich um den Blinden, mag er da liegen. Das ist sein Los. Er hat keine Heimat, ungerufen kommt er, unbedankt geht er wieder. Er ist vogelfrei, der Landstreicher.

Thomas liegt platt im Staube wie ein Toter. Maria schleppt ihn ein wenig abseits hinter den Karren, und dann reinigt sie sein Gesicht mit ihrem Tuche. „Was ist dir", sagt sie in ihrer einfältigen Angst, „Thomas, ist es sehr schlimm?"

Sie kniet vor dem stöhnenden Mann, vielleicht stirbt er, und dann ist ihr Leben leer und verloren. Ach, ihr ganzes Herz hängt an ihm, die Liebe und Sorge vieler Tage und Nächte! Oft schritt er fröhlich aus, weil er satt war, und sie konnte ihm kaum folgen, sie war niemals satt. Abends lief sie für ihn in die Häuser und gab sich den Menschen preis, an das alles denkt sie jetzt – und einmal suchte sie ihn einen ganzen Tag lang verzweifelt, als er zornig fortgegangen war und sich im Sumpfland verirrte. Maria hat nichts in der Welt als diesen armen Teufel, der selbst blind und elend ist und der doch ihre Liebe nur duldet, weil er ihre Häßlichkeit nicht sehen kann.

Der Arzt geht vorüber. Maria läuft ihm nach. – Herr! sagt sie und nimmt seine Hand.

Er ist kein Stein, der junge Doktor, er langweilt sich sogar ein wenig, darum geht er mit und untersucht den kranken Mann. Es ist nicht schlimm, nach einer Weile wird Thomas munter und richtet sich auf – ja, ja, meint der Doktor, du hast dir da einen tüchtigen Rausch zugelegt, mein Sohn!

Er setzt sich zu den beiden und spricht ein wenig mit Maria. Gut, sagt er, dann laß ihn einfach schlafen, verstehst du? Bist du seine Frau?

Ja, Thomas ist blind, Maria führt ihn.

Blind, so. Das interessiert den Doktor. Er hat zwei Glaskästen mit neuen blanken Instrumenten zu Hause, und auch seine Wissenschaft ist nagelneu. Er könnte da etwas gegen die Langeweile tun und eine genaue, eine haarscharfe Untersuchung anstellen. Keine Widerrede, jawohl, Thomas muß aufstehen und sogleich mitgehen – bitte, sagt der Doktor freundlich, kommen Sie nur, es geschieht Ihnen nichts!

Nein, nichts ist geschehen. Später schlafen die beiden im Heuboden des Wirtshauses, wie immer. Aber Thomas hat etwas Neues erfahren, etwas Merkwürdiges, Verwirrendes. Er ist gewissermaßen nur aus Nachlässigkeit blind, er könnte längst geheilt sein – eine ganz ein-

fache Sache, erklärt der Doktor. Mann, sagt er, das ist ja lächerlich! Ich selbst könnte es machen, das heißt, natürlich nicht allein, nicht hier in diesem Zimmer. Aber du gehst in die Stadt, in das nächste Spital, und nachher bekommst du eine Brille, und dann siehst du eben, der Teufel soll mich holen!

Ja, Thomas liegt im Heu und überlegt das alles. Er befühlt seine toten Augen mit der Hand – sehen? Für ihn spricht die Welt eine besondere Sprache, Sommer, Herbst, das ist Windrauschen, Duft aus den Gärten, Staubgeschmack im Munde. Viele Dinge erschließen sich seiner Hand, eine schöne, vertraute Welt. Auch er sagt „Baum" oder „Gras", aber es ist nur ein Stück Rinde, ein feuchtes Blatt, was er meint. Er weiß nichts von der Höhe des Himmels, von Wäldern und Bergen in der Ferne. Thomas versucht beklommen, aus seiner einfältigen Seele die Welt der Sehenden zu begreifen – was ist das: Licht, Farbe? Er wird wie ein anderer Mensch sein, wie jeder andere, frei und glücklich. Thomas denkt an Maria, die neben ihm liegt und schläft. Er wendet sich um und tastet nach ihrem Gesicht – es ist naß von Tränen. „Was ist das", sagt er, „weinst du?"

„Ich weine nicht, Thomas, – nein, ich weine nicht!"

GRAUE STRASSEN, graue Luft, das ist die Stadt.

Maria geht am Fluß entlang, an dem abendlich schimmernden Wasser, das breit hinströmt und so glatt ist wie ein See. Das Mädchen sucht nach einem Platz unter den Bäumen, nach einer Bank, auf der sie schlafen kann. Seit einer Woche lebt Maria in der Stadt. Als sie kam, standen die Kronen noch dicht belaubt in der milden Pracht des Herbstes, aber mit jedem Tag entblättern sie sich mehr, ihr nacktes Astwerk schützt nicht mehr vor dem Winde und vor den schamlosen Blicken der Vorübergehenden.

Ja, seit einer Woche liegt Thomas im Spital, darum läuft Maria so allein durch die Straßen, frierend, krank in ihrer Seele. Sie haßt diese Stadt, ach, hier wandert sie umher und kämpft verzweifelt gegen ihr Schicksal, weint und ruft Gott an aus der Not des Herzens. Sie kam mit Thomas – jeden Tag dem Ende ein Stück näher. Anfangs verfiel sie auf allerlei einfältige Mittel, die Entscheidung hinauszuschieben, sie verlor den Weg, oder sie stellte sich krank, um ein wenig Zeit zu gewinnen. Aber Thomas wurde mißtrauisch – was war das jetzt mit Maria? Er fing an, Vorübergehende zu befragen, und als Maria krank sein wollte, verließ er sie in der Nacht, um allein den Weg zu suchen.

Maria liebt den Blinden, aber sie hat nicht das Herz eines Helden, eines Entsagenden, es ist nicht der Sinn der Liebe, daß sie entsagt.

Thomas will sehen, ja, aber dann wird er auch sehen, wie armselig und häßlich seine hübsche Frau ist, er wird begreifen, daß er betrogen wurde in seiner Hilflosigkeit, und dann wird alles zusammenstürzen. Allein, vielleicht ist die Liebe mehr wert als das Licht der Augen? Die Liebe, versteht ihr, die unerschöpflich hinströmende Güte einer liebenden Frau?

Jeden Morgen kommt Maria in das Spital am Rande der Stadt. Sie darf den Kranken nicht besuchen, er muß im Dunkeln liegen und warten, bis seine Augen heilen, man weiß nicht sicher, wie es kommen wird. Maria steht lange da auf dem Gang, es ist ein bleierner Geruch, eine summende, gefährliche Stille in dem ganzen Haus. Ärzte in weißen Kitteln gehen vorüber, schauen zerstreut und fragend nach ihr hin und verschwinden lautlos in der Tiefe des Ganges. Lautlos kommen Schwestern aus weißlackierten Türen, mit Schüsseln und allerlei Geräten beladen, ihre Gesichter sind so seltsam weiß, kühl und sanft. Maria regt sich ein wenig – ja, ja, sagt die Schwester, noch nicht, Frau! Morgen vielleicht, noch einen Tag, aber es wird schon gut werden! Maria seufzt und geht fort – nicht morgen, mein Gott! Noch ein paar Tage, einen einzigen Tag... Es schneit, trübselige Flocken sickern aus dem aschgrauen Himmel. Maria kehrt in die Stadt zurück, aber wohin soll sie jetzt gehen? Die Straßen sind belebt von Menschen, die es eilig haben in der unbehaglichen Kälte, alle sehen verdrossen und mürrisch aus. Maria folgt einer in Pelz gekleideten Dame, tritt hinter ihr gedankenlos in einen Laden, in ein großes Kaufhaus, und drängt sich in den Schwarm der Käufer. Wenn sie vorsichtig ist und nicht zu nahe an den Ladentisch gerät, kann sie lange hier stehen, um sich zu wärmen. Aber dann wird sie von einem Mann entdeckt, der im Laden umhergeht und die Leute mustert. Nach einer Weile tritt er zu ihr und sagt etwas – bitte, sagt er ruhig und drohend, verschwinden Sie, nicht wahr?

Maria ist nicht unerfahren, sie weiß, daß es leichtfällt, nach Mittag ein wenig Essen in den Garküchen zu bekommen, Speisereste von den Tellern der eiligen Gäste. Nein, unter Tags ist es nicht schlimm, sie kann viele Stunden in den Warteräumen der Bahnhöfe sitzen oder im Vorzimmer eines Zahnarztes. Aber die Nächte – in den Nächten bricht alle Verlassenheit über Maria herein. Es dunkelt früh. Maria sucht die ruhigen Seitengassen in der alten Stadt, dort ist es windstill und ein wenig wärmer. Lange bleibt sie vor dem Schaufenster eines Frisierladens stehen, ja, es ist gerade dieses Fenster mit der lächelnden Wachspuppe unter Spiegeln und Döschen – dieses leere, süße Wachsgesicht tröstet sie auf rätselhafte Weise. Es ist vielleicht nicht ganz so

schlimm, nicht alles verloren, Maria nimmt ihr dunkles Tuch unter dem Kinn zusammen und holt ein wenig von ihrem Haar in die Wange herein, eine kecke schwarze Locke.

Da kommt ein Mann vorüber, er streift ihre Schulter, ein paar Schritte weiter bleibt er stehen und sieht sich nach ihr um. Es ist ein Arbeiter, ein flotter Kerl mit Mütze und Mantel und hellen Gamaschen über den Schuhen. Maria erschrickt – natürlich steht der Fremde jetzt da und lächelt über ihre Eitelkeit! Sie wendet sich schnell ab, schiebt das Haar zurück und geht nach der anderen Seite in die dunkle Gasse hinein.

Aber der Mann folgt ihr, sie kann nicht verhindern, daß er an ihre Seite kommt und sie anspricht. Bitte, sagt er – bitte, Fräulein. Sie gehen da so allein? Maria antwortet nicht. Weit unten in der Straße brennt eine Laterne. Wie ist das, denkt Maria verwirrt, aber doch seltsam beglückt, sie stand dort in dem rötlichen Licht des Fensters und gefiel sich beinahe selbst, vielleicht sah sie auch der fremde Mann, der neben ihr hergeht und hastig spricht. Vielleicht ist nicht nur die Dunkelheit daran schuld, daß er plötzlich „du" zu ihr sagt und seine Hand unter ihren Arm schiebt? Er spricht etwas von Essen und von einer Stube, es sei nicht weit, sagt er, nur ein Stück durch die nächste Straße hinauf. Maria duldet auch, daß er sie im Gehen auf die Wange küßt, sie kennt das, diesen heißen Hauch in der Dunkelheit. Ja, ja, denkt sie erregt und dankbar – warte! Geh mit mir!

Im Lichtkreis der Laterne bleibt Maria stehen, zitternd und schwach in ihrer bangen Hoffnung. Der Mann beugt sich vor und schaut ihr ins Gesicht. Er lächelt, ja – und dann sieht sie, wie sich das Lächeln verändert, nur ganz wenig, aber es ist wie ein eisiger Griff an ihr Herz.

„Ja – – ach so?" sagt der Fremde und richtet sich auf.

Sie gehen noch eine Weile nebeneinander her, allmählich löst sich der Mann von ihr ab und verschwindet wie zufällig in einer Seitenstraße.

In dieser Nacht irrt Maria ruhelos durch die hallenden Gassen, einmal kommt sie auch zu dieser Laterne zurück, da drückt sie die Stirn gegen das kalte Eisen und weint ein wenig. Am Morgen sucht sie wieder das Spital vor der Stadt, aber sie wagt nicht mehr hineinzugehen. Sie schaut nur nach den Fenstern hin, alle sind blank und unverhüllt, es ist ein heller, sonniger Tag im frühen Winter. Maria wendet sich ab und kehrt in die Stadt zurück – müde ist sie, ausgebrannt, verwüstet, es ist ein leeres, leeres Ende. Auf einer Brücke, mitten über dem Fluß, bleibt sie stehen.

Plötzlich fangen die Leute auf der Brücke zu laufen an, sie rufen und beugen sich über das Geländer – erhitzt euch nicht! Es ist vorüber.

UND AM gleichen Tag öffnet sich die Welt für den blinden Thomas. Er darf die sanfte Dämmerung seines Zimmers verlassen, berauscht vom Licht, taumelnd geht er durch Gänge und Gärten des Spitals. Später gibt man ihm seine Kleider zurück, und dann macht er einem anderen Platz.

Aber wo ist Maria?

Maria? Ach, diese Frau? Sie kam jeden Tag, aber heute nicht. Nein, seit vorgestern ist sie weggeblieben.

Das kann Thomas nicht begreifen. Er streift in der Stadt umher, unruhig, traurig, und sucht nach Maria. Eine Frau, versteht ihr, eine hübsche Frau! Ja, wie sieht sie aus? Das aber weiß Thomas nicht. Er kennt jetzt alle Dinge, die alte, dunkle Welt ist aus seinem Bewußtsein verschwunden, aber er weiß nicht, wie Maria aussieht. Sie rührt ihn nur an aus der schwarzen Ferne wie etwas Sanftes und Gutes – ja, Herr, sie hat weiche Hände, ihre Hände sind immer ganz warm! Aber da lachen die Leute und lassen ihn stehen. Gehen Sie aufs Fundamt! sagt jemand. – Nein, das ist ein Spaß. Aber versuch es immerhin, Freund, geh zur Polizei!

Auch der Kommissär hat seine Not mit Thomas. „Eine junge Frau, so. Groß? Vielleicht blond? Wie sah sie aus?“ Thomas fängt an, seine Geschichte zu erzählen, er war früher blind, nicht wahr, dann kam er in das Spital, und jetzt hat er diese Brille und sieht, aber Maria ist fort. – „Sie heißt Maria, Herr Kommissär, sie kam jeden Tag, aber seit dem Sonntag nicht mehr.“

Der Beamte wird aufmerksam. „Warten Sie“, sagt er, „wann kam sie also zuletzt in das Spital? Na, ich weiß nicht – aber kommen Sie jedenfalls mit!“

Thomas folgt ihm in einen großen, hellen Saal, an den Wänden stehen zinkbeschlagene Tische, und darauf liegen da und dort langgestreckte Bündel, in weiße Tücher eingeschlagen – Leichen. Der Kommissär tritt zu einem der Tische und schlägt die Decke zurück. „Nehmen Sie sich zusammen“, sagt er, „ist es diese?“

Thomas tritt näher und beugt sich über die Tote. Er sieht ein gräßliches Gesicht, verzerrt und erloschen im Krampf des Sterbens. Thomas berührt das Haar der fremden Frau, ihre Stirn – oh, daran würde er sie erkennen, an der warmen Rundung ihrer Wange in seiner Hand.

„Nein“, sagt Thomas nach einer Weile bleich und lächelnd, „das ist Maria nicht. Sie war doch jung, Herr Kommissär, eine hübsche Frau ...“

Ja, und dann geht er, der Landstreicher, und sucht weiter nach Maria, die er nicht kennt und die ihn so seltsam anrührt aus der schwarzen Ferne. Er verläßt die Stadt, die Straße nimmt ihn wieder auf. Der Wind saust in den Pappeln, der Schnee knirscht unter seinem Tritt, das alles erkennt er wieder. Und er wandert und geht, es liegt im Blute ...

NUR EIN DRUCK AUF DEN KNOPF

LEO PERUTZ

Nein, ich habe Sie tatsächlich nicht erkannt. Mein Personengedächtnis war immer schlecht, und dann – hier, in der oberen Stadt, wo man wirklich nicht erwartet, einem Landsmann zu begegnen –. In der Fünften, da trifft man manchmal Bekannte aus Budapest. Ich komme fast niemals in die Fünfte, meine Geschäfte –. Nein, nicht mehr Öle und Fette. Ich arbeite jetzt für eine ganz große Gesellschaft, kolossales Unternehmen, hundertsiebzig Millionen Dollar – ganz richtig, Lebensversicherung. – Viel besser, selbstverständlich, viel angenehmer, man arbeitet allein, hat keinen Ärger. – Und Sie? Seit wann sind Sie fort von Budapest? – Nicht aus Budapest? Woher kennen wir uns denn eigentlich? – Kecskemet! Natürlich, Kecskemet. Café Korso. Jonasbacsi, der alte Kellner! Aranka! Was macht Aranka, die Süße? Noch immer mit dem Maschinen-Ingenieur? Nicht mehr? – Sie sind – ja, jetzt erkenn ich Sie! Sie sind der Maschinen-Ingenieur von Kovacz und Laszlo. Jetzt weiß ich es: Kecskemet, Café Korso – nachher immer noch auf eine Stunde ins Kiralyvendeglö –. Wie geht es dir, lieber, alter Freund!

Hast du Zeit? – Das ist gut. Hier gegenüber ist ein Lokal, in der ersten Etage ist es ruhiger, da kann man plaudern. Was nimmst du?

Gulasch gibt es hier auch, aber wenn du mir folgst: lieber nicht! Ein Napf mit roter Sauce und drei Stückchen Fleisch darin, das nennt man hier Gulasch. Ich, weißt du, nehme gewöhnlich einen gebackenen Apfel mit Sahne. Du auch – gut. Waiter! Two baked apples and cream! – So, und jetzt erzähle weiter!

Also nur vorübergehend hier, fährst wieder zurück? Das ist schade. Warst du in Budapest vor deiner Abreise? Hast dich dort aufgehalten? Längere Zeit? Wen hast du getroffen? Was hat man dir über mich gesagt? Du weißt ja, die Leute reden so viel, jeder sagt etwas anderes. Meinetwegen dürfen die Leute reden, was sie wollen, mir ist es gleichgültig. Aber wenn du in der Fünften einen Budapester triffst und er sagt dir: Dieser Lukacz Aladar lebt jetzt hier, wagt sich nicht nach Ungarn zurück, hat Angst –

Wovor soll ich Angst haben, sag einmal selbst. Vor gar nichts hab ich Angst. Ich bin hier, weil ich immer hab einmal nach New York wollen, das war immer meine Idee, und ich bleib hier, solange es mir paßt, und wenn es mir hier einmal nicht mehr gefallen wird, dann fahre ich nach Budapest zurück. Vorläufig habe ich gar keine Ursache dazu. Angst? Lächerlich. Ich möchte wissen, wovor ich Angst haben sollte. Es gibt Leute, die sagen – nun, kurz und gut, sie sagen, daß ich den Doktor Keleti erschossen habe. Mit dem Revolver – da lachst du! Seh ich aus wie einer, der schießt? Seh ich aus wie ein Cowboy? „Hands up!" Ich hab niemals einen Revolver auch nur angefaßt, hab mich schwer gehütet. Nicht einmal im Krieg. Und da gibt es Leute – aber was kümmert das mich! Die Hauptsache ist: Kein Staatsanwalt hat es gewagt, mich in die Sache hineinzuziehen. Kein Staatsanwalt ist auch nur auf den Gedanken gekommen – hätte sich auch blamiert. Der Doktor Keleti ist an Gehirnschlag gestorben. So steht es im Parere, der Amtsarzt hat es unterschrieben. Nur die Leute, die nichts zu tun haben, die sagen –

Warum sie das sagen? Ja, mein Lieber, da muß ich dir darauf antworten: Etwas Wahres steckt in jedem Gerede. Eine Kleinigkeit oft nur, eine Bagatelle, aber etwas ist immer daran. Dieser Keleti ist an Gehirnschlag gestorben, das ist einwandfrei festgestellt, hingefallen und schon tot – ein Mensch, jung, gesund, kräftig, mitten aus dem Leben heraus. Vielleicht aber – es ist besser, ich sage dir, einem alten Freund, die Sache, wie sie wirklich war, damit du nicht die Lügen glaubst, die die anderen dir erzählen werden. Siehst, ich sitze hier in der Dreiundneunzigsten, esse meinen baked apple mit Sahne, und jetzt sage ich dir ganz ruhig: Vielleicht habe ich den Doktor Keleti wirklich – umgebracht? Nein, das wäre zuviel gesagt.

Vielleicht habe ich den Keleti einfach – aus dem Leben herausgerufen. Vielleicht. Ich weiß es nicht.

Aus dem Leben herausgerufen – das ist das richtige Wort. Aber wenn ich es getan habe, so tat ich es ohne eine Spur von Haß. Er hat mir nichts getan, gar nichts. Er war ein ruhiger Mensch, gebildet, gediegen, vielleicht hätte er etwas weniger mit seiner Bildung großtun sollen, aber das war auch das einzige, was ich gegen ihn einzuwenden hatte. Ich will nicht so weit gehen, zu sagen, daß er mein Freund gewesen ist. Aber ein guter Bekannter war er, er ist fast täglich zu uns gekommen. Ohne jeden Haß, nur aus einem inneren Zwang, den ich mir heute selbst nicht erklären kann, hab ich auf den Knopf gedrückt – und irgendwo in einem anderen Zimmer, in einem ganz anderen Stadtteil, ist der Doktor Keleti tot in seinen Lehnstuhl gefallen.

Auf welchen Knopf? Auf gar keinen. Der Knopf – das ist nur ein Bild, damit ich dir die Sache klarmache. Du warst im Krieg. Bei der Marine? Nicht bei der Marine? Bei den Honvedhusaren – aber du bist doch Maschinen-Ingenieur! Natürlich, immer der richtige Mann auf den richtigen Platz, das war bei uns Prinzip, darum ist der Krieg auch so großartig für uns ausgegangen. Ich war Ordonnanz in Pola beim Kriegshafenkommando. Jawohl, ganz gewöhnliche Ordonnanz mit dem Streifen am Ärmel – was willst du, keine Schulen, mit vierzehn Jahren ins Geschäft – alles, was ich heute weiß, und du kannst mit mir, bitte sehr, über alles mögliche sprechen – Napoleon, Wagneropern, Botanik, Jahreszahlen, Schopenhauer, Rokoko – was du willst –, die ganze Bildung hab ich mir erst in späteren Jahren erworben, schwer genug, das kannst du mir glauben.

Im Krieg also war ich Ordonnanz in Pola. Und da gab es oben im Hafenkommando ein Zimmer – auf dem Tisch lag der Hafenplan, und in dem Plan waren die Minen eingezeichnet, und über jeder Mine war ein Knopf, wenn man auf den drückte – elektrischer Kontakt! Und oben war so eine Art Camera obscura, die warf das Bild des Hafens auf den Tisch, das lebendige Bild: Man konnte alles sehen, was draußen vorging, man sah die Krane arbeiten und die Schiffe ein- und auslaufen, ganz klein – so klein –, man konnte genau sehen, ob das Schiff sich über einer Mine befand. Ich kam diesem Tisch nicht in die Nähe, ich hatte Angst, und ich habe immer den Offizier bewundert, daß es ihm niemals in den Fingern zuckte, daß er nie in Versuchung kam, auf den Knopf zu drücken und zu sehen, wie alles in die Luft geht, das Schiff, die Ladung, der Kapitän. Eine teuflische Erfindung, dieser Tisch! Man muß nicht zielen, man

braucht nur auf den Knopf zu drücken, weiter nichts. – Ich habe einmal auf den Knopf gedrückt. Nicht in Pola, nein, viel später, in Budapest – aber ich muß dir die Geschichte von Anfang an erzählen.

Nach dem Krieg habe ich geheiratet, das weißt du ja, die Tochter eines Hofrates, erstklassige Familie, hochgebildet – stundenlang konnte ich zuhören, wenn sie mit dem Doktor Keleti über Probleme sprach – Renaissance, Atavismus, Kommunismus –, ganz klein kam ich mir vor, oft war ich wie vor den Kopf geschlagen, und da sagte meine Frau: Du solltest doch, Aladar, versuchen, nachzuholen, was du versäumt hast, zu spät ist es nie. Du solltest abends Vorträge besuchen, ins Theater und in die Oper gehen. – Gewiß, warum nicht? Zuerst also in die Oper, Abend für Abend, dann die Shakespearedramen und die Stücke von Molnar und Trios und Kammermusik und Beethoven und Vorträge im Volksbildungshaus und Vorträge im wissenschaftlichen Klub – ich versichere dir, Jahre hindurch, bei jedem Wetter, habe ich an meiner Bildung gearbeitet, und meine Frau sagte immer: Nur nicht auf halbem Weg stehenbleiben. Glaub mir, ich habe selbst gespürt, daß ich ein anderer Mensch geworden bin, ich war schon in den meisten Fächern auf der Höhe. Und da blieb ich nun öfter zu Hause, gönnte mir Ruhe, hörte zu und beteiligte mich sogar an den Gesprächen. Und einmal war die Rede von indischer Philosophie – Astralleib, Seelenwanderung, Materialisation, und ich fragte, was das denn sei, Materialisation, und hörte damals diesen Ausdruck zum erstenmal. – „Siehst du", sagte meine Frau, „da sind noch Lücken, fertig bist du noch lange nicht. Okkultismus gehört auch zur Bildung." Und am nächsten Abend schickte sie mich hinüber nach Ofen in eine Villa, und als Einführung gab sie mir eine Karte ihres Vaters, des Hofrates, mit, denn die Leute waren sehr exklusiv – ein privater Zirkel, der okkulte Sitzungen veranstaltete.

Vierzehn Personen, darunter zwei Professoren der Universität, und dann das Medium, eine ältere Dame. Ich kann nicht sagen, daß der Hausherr sich in große Unkosten gestürzt hat. Eine Tasse Tee bekam man, weiter nichts. Ja, richtig, Grammophonmusik hörte man auch. Und dann begannen sie mit dem Programm.

Zuerst etwas, das sie den „Rapport" nannten. Einer von den Gästen, ein Offizier, verlangte, daß das Medium einen Brief herbeischaffen solle, den er zu Hause in sein Schreibtischfach verschlossen hatte. Bitte – der Brief lag eine Minute später auf dem Tisch. Ob es gerade dieser Brief aus dem Schreibtischfach war, das weiß ich nicht, ich habe auch keine Ahnung, wie er auf den Tisch gekommen ist –

es war ziemlich dunkel im Zimmer. Taschenspielerei, wie? Ich habe solche Sachen schon öfters in Varietés gesehen, aber dort bringen sie die Piecen mit mehr Witz, und in den Varietés hieß das Amüsement, und hier nannten sie's Bildung. Gut. Dann kam die Elevation – auch ein Trick! Und dann erschienen die Geister.

Jawohl, die Geister. Sie bildeten sich, hinter einem Vorhang, aus irgendeiner Masse, Hekto – ganz richtig, Ektoplasma nannten sie's. Zuerst also Julius Cäsar, glatt rasiert. Komisch, ich habe mir Julius Cäsar immer mit einem Schnauzbart vorgestellt – du auch? Er war aber glatt rasiert. Was er sagte, weiß ich nicht, er sprach Lateinisch – gehört, bitte schön, Lateinisch auch zur Bildung? Englisch, Französisch, meinetwegen sogar Rumänisch, man kann manchmal auch Rumänisch brauchen, aber mit wem, bitte schön, soll ich Lateinisch sprechen? Der Universitätsprofessor versuchte es, aber Julius Cäsar verstand ihn nicht. Nach ihm kam eine Person, die tanzte – nun, ich habe schon besser tanzen gesehen. Sie verschwand sehr bald, vielleicht war zuwenig Applaus, und plötzlich schrie einer von den Herren: „Das ist ja meine Tante Rosa, ich erkenne sie. Rosa! Tante Rosa!“ Es hat also jeder Mensch eine Tante Rosa. Seine war groß und mager und auch aus diesem Ektoplasma. Sie sprach mit ihm über ein Porzellanservice aus der Erbschaft, das nicht ihm, sondern seiner Schwester gehören sollte. Er aber scheint es sich angeeignet zu haben. Dann war die Tante Rosa fort, man machte Licht, eine Dame frottierte dem Medium das Gesicht, und der Hausherr kam auf mich zu und sprach mich an:

„Sie sind anscheinend noch immer skeptisch nach alldem, was Sie hier erlebt haben. Sie sind zum erstenmal hier, es liegt mir daran, Sie zu überzeugen.“ Und dann nannte er mich – wart einmal, laß mich nachdenken – ein „zweifelndes“ Element nannte er mich. – „Bitte, wenn Sie Mißtrauen haben“, sagte er, „belieben Sie doch selbst den Namen eines Verstorbenen zu nennen, vielleicht wird er sich Ihnen manifestieren. Die Bedingungen sind heute ganz besonders günstig.“

„Irgendeinen?“ fragte ich.

„Gewiß. Irgendeinen, der Ihnen nahegestanden hat.“

Und da kam mir dieser Gedanke.

Zuerst allerdings fiel mir mein seliger Onkel ein, der Onkel Jenö, aber, weißt du, mit Verwandten ist das immer so eine Sache – Auseinandersetzungen vor fremden Leuten, schön hat sich der Onkel Jenö schon zu Lebzeiten nicht zu uns benommen, und so sagte ich mir: Lassen wir den Toten ruhen.

Und während ich noch darüber nachdachte, kam mir plötzlich dieser Name in den Sinn: Doktor Keleti – und nun mußte ich fortwährend an den Doktor Keleti denken. Er war nicht tot, er lebte, aber ich sagte mir: Wenn er tot wäre, das müßte doch eigenartig sein, mit seiner abgeschiedenen Seele zu sprechen. Er ist nicht tot, aber wenn er tot wäre –. Immer ging mir das durch den Kopf: Wenn dieser Keleti tot wäre! Ich konnte von dem Gedanken nicht loskommen. Warum – das weiß ich nicht. Und plötzlich hörte ich mich laut und deutlich sagen: Der selige Herr Doktor Maurus Keleti, Advokat, Juliusstraße 17.

Man löschte das Licht aus, nur die rote Ampel brannte. Niemand ahnte, daß dieser Keleti ein lebendiger Mensch war. Alle setzten sich wieder, und zwei oder drei Minuten lang hörte ich das Medium laut atmen, erst ruhig und gleichmäßig, dann immer rascher. Jetzt begann es zu stöhnen und sich auf seinem Sessel zu winden. Einer von den Universitätsprofessoren trat hin und wischte ihm den Schweiß von der Stirn. Wieder vergingen zwei Minuten, das Medium röchelte und warf sich hin und her, und der Professor sagte: „Ein widerspenstiger Geist!“ Und ein anderer Herr: „Vielleicht hat das Medium schon zu viel Kraft verausgabt!“ Aber der Hausherr bat um Ruhe und erklärte, es werde gelingen, man müsse nur Geduld haben.

Dann war wieder Stille, nur das Medium röchelte und knirschte mit den Zähnen, es war schrecklich anzuhören. Es warf sich in die Höhe und fiel wieder zurück, und eine Dame bekam plötzlich Angst und schrie: „Abbrechen! Abbrechen!“ Aber in diesem Augenblick sahen wir, wie sich der Vorhang bauschte.

So hatte es auch vorher begonnen. Wir starrten alle auf den Vorhang, niemand regte sich, und plötzlich trat eine Gestalt hervor – er war es.

Jawohl, der Doktor Keleti. Er war sehr bleich, aber ich erkannte ihn sofort. Die schmalen Lippen, der englische Schnurrbart, ein wenig gebückt stand er da, das war seine gewöhnliche Haltung – das schüttere Haar und das mokante Lächeln um den Mund, auch jetzt.

Ich war aufgesprungen, die Beine und die Hände zitterten mir.

„Doktor!“ rief ich. „Wie kommen Sie hierher?“

Er gab keine Antwort.

„Sind Sie der Doktor Keleti, oder sind Sie es nicht?“ fragte ich.

„Ich bin Maurus Keleti“, sagte die Gestalt, und sie sagte es mit richtiger Stimme, die ich kannte.

„Wie ist das möglich! Sind Sie denn tot?“ rief ich.

„Tot, ja“, gab er zur Antwort, und seine ganze Gestalt schien zu schwanken.

„Betrug!“ schrie ich. „Schwindel! Betrug!“ – Und ich tastete nach dem Schalter und machte Licht.

Es gab Lärm, ich hörte ein Geräusch wie von einem Fall, und als ich hinschaute, war der Doktor Keleti fort, einfach verschwunden, wie wenn er nie hier gewesen wäre, aber das Medium lag auf der Erde und wand sich in Krämpfen und schlug um sich, und einer von den Professoren versuchte, es an den Händen festzuhalten, und eine Dame schrie um Hilfe, und eine andere rief: „Wasser! Rasch Wasser!“ – Und vor mir stand der Hausherr und zischte mich an:

„Was ist Ihnen denn eingefallen? Das ist doch –! Während des Experimentes Licht zu machen! Wissen Sie, daß Sie das Leben des Mediums gefährdet haben?“

„Halten Sie sie nur fest!“ rief ich dem Professor zu. „Sie ist eine Schwindlerin. Auch diese Krämpfe sind Komödie. Es war alles Betrug, der Doktor Keleti ist nämlich gar nicht tot. Er lebt.“

Der Hausherr stand noch immer vor mir und sah mich an.

„Die Erscheinung – war das der Mann, mit dem Sie sprechen wollten?“ fragte er. „Haben Sie ihn erkannt?“

Ich nickte.

„Erkannt habe ich ihn, er sah aus wie der Doktor Keleti, aber –“

„Dann ist er tot, sonst hätte er sich nicht manifestieren können“, unterbrach mich der Hausherr.

„So! Meinen Sie“, sagte ich. „Dann teile ich Ihnen höflichst mit, daß ich heute nachmittags um vier Uhr mit ihm gesprochen habe.“

Der Hausherr zog die Uhr.

„Und jetzt ist halb zehn“, sagte er. „Zwischen vier Uhr und halb zehn muß er also gestorben sein.“

„Versündigen Sie sich nicht!“ rief ich. „Oder sind Sie an diesem Schwindel mitbeteiligt? Es war alles Schwindel. Ganz gemeiner Betrug.“

„Schmeißt ihn doch endlich hinaus!“ schrie einer von den Gästen. Es gab noch eine kurze Auseinandersetzung zwischen mir und diesem Herrn, und dann ging ich ...

Ich war wütend, als ich auf die Straße kam, und dazu regnete es noch, und ein Wagen war nirgends zu sehen, aber nach einer Weile beruhigte ich mich, und schließlich fand ich die Sache sogar spaßhaft. – „Jetzt werde ich zu ihm hinaufgehen, vielleicht ist er zu Hause“, sagte ich zu mir. „Ich muß ihn doch davon in Kenntnis setzen, daß er tot ist.“ – Servus, Doktor! – werde ich sagen. – Wie geht es Ih-

nen? Ich habe soeben mit Ihrer abgeschiedenen Seele gesprochen. – Ein Hauptspaß! Ich nahm einen Wagen und fuhr in die Juliusstraße.

Ich mußte dreimal läuten, das Mädchen, das mir endlich öffnete, sah mich verstört an, anfangs verstand sie gar nicht, was ich sagte, und dann begann sie zu weinen und zu stottern:

„Nein, mit dem gnädigen Herrn kann der gnädige Herr heute nicht sprechen, aber wenn der gnädige Herr vielleicht mit dem gnädigen Herrn Arzt –"

Ich schob sie beiseite und ging hinein. In der Tür traf ich den Arzt.

„Ist der Herr ein Anverwandter?" fragte er. „Ich bin selbst erst vor fünf Minuten gerufen worden. Leider konnte ich nicht mehr helfen. Wollen Sie hinein?"

Doktor Keleti saß in einem Fauteuil, ohne Rock und Weste, mit verzerrtem Mund, eine verkohlte Zigarre vor sich auf dem Tisch, der Kopf war ihm vornübergesunken. Gehirnschlag – sagte der Arzt. Und sie, sie lag ohnmächtig auf dem Sofa, mit aufgelöstem Haar –.

Die Dame, die bei ihm war! Fortwährend unterbrichst du mich! Hab ich dir nicht gesagt, daß eine Dame bei ihm war? – Wer schreit? Ich schreie doch nicht. Und im übrigen – die Leute können herschauen, soviel es ihnen beliebt, mich stört das nicht. – Er hatte eine Dame bei sich – warum denn nicht? – Sie lag in Ohnmacht, wir mußten sie nach Hause bringen, und als sie erwachte, bekam sie Schreikrämpfe.

Das ist die Geschichte. Verstehst du, was geschehen ist? Er lebte, und dennoch mußte er kommen, das Medium wollte es. Das Medium rief ihn, es zwang ihm die Seele aus dem Körper, es ließ nicht nach. Und er mußte dem stärkeren Willen gehorchen und sterben, damit sein Geist sich dort oben in der Ofner Villa manifestieren konnte.

Das ist alles. Aber ist der Gedanke nicht schrecklich, daß jedem von uns in jedem Augenblick das gleiche geschehen kann? – Wie die Schiffe, die arglos über die Minen fahren – und es braucht nur jemand auf den Knopf zu drücken...

Die Leute sagen – die Leute reden viel. Daß ich den Doktor Keleti erschossen habe – sagen sie. Warum sollte ich ihn erschossen haben! Aus welchem Anlaß? – Und ich lebe jetzt in New York, weil ich eben in New York lebe, und wenn es mir paßt, werde ich nach Budapest zurückgehen. – Meine Frau? Nein, die ist nicht hier. Du wirst es ohnehin erfahren – wir leben nicht mehr miteinander. Sie hatte ihre Neigungen, und ich hatte die meinen – es hat sich eben im Laufe der Jahre gezeigt, daß wir nicht recht zueinander passen.

DER HUND

FRIEDRICH DÜRRENMATT

Dürrenmatt

SCHON IN den ersten Tagen, nachdem ich in die Stadt gekommen war, fand ich auf dem kleinen Platz vor dem Rathaus einige Menschen, die sich um einen zerlumpten Mann scharten, der mit lauter Stimme aus der Bibel las. Den Hund, den er bei sich hatte und der zu seinen Füßen lag, bemerkte ich erst später, erstaunt darüber, daß ein so riesiges und entsetzliches Tier meine Aufmerksamkeit nicht auf der Stelle erregt hatte, denn es war von tiefschwarzer Farbe und glattem, schweißbedecktem Fell. Seine Augen waren schwefelgelb, und wie es das riesige Maul öffnete, bemerkte ich mit Grauen Zähne von ebenderselben Farbe, und seine Gestalt war so, daß ich sie mit keinem der lebenden Wesen vergleichen konnte. Ich ertrug den Anblick des gewaltigen Tieres nicht länger und wandte meine Augen wieder dem Prediger zu, der von gedrungener Gestalt war und dessen Kleider in Fetzen an seinem Leibe hingen: doch war seine Haut, die durch die Risse schimmerte, sauber, wie denn auch das zerrissene Gewand äußerst reinlich war: Kostbar jedoch sah die Bibel aus, auf deren Einband Gold und Diamanten funkelten. Die Stimme des Mannes war ruhig und fest. Seine Worte zeichneten sich durch eine außergewöhnliche Klarheit aus, so daß seine Rede einfach und sicher wirkte, auch fiel es mir auf, daß er nie Gleichnisse brauchte. Es war eine ruhige und unfanatische Auslegung der Bibel, die er gab, und wenn seine Worte doch nicht überzeugten, so rührte dies nur von der Erscheinung des Hundes her, der unbeweglich zu seinen Füßen lag und die Zuhörer mit seinen gelben Augen betrachtete. So war es denn vorerst die seltsame Verbindung des Predigers mit seinem Tier, die mich gefangennahm und die mich verführte, den Mann immer wieder aufzuspüren. Er predigte jeden Tag auf den Plätzen der Stadt und in den Gassen, doch war es nicht leicht, ihn aufzufinden, obwohl er seine Tätigkeit bis spät in die Nacht ausübte, denn die Stadt war

verwirrend, obgleich sie klar und einfach angelegt war. Auch mußte er seine Wohnung zu verschiedenen Zeiten verlassen und seiner Tätigkeit nie einen Plan zugrunde legen, denn nie ließ sich in seinem Auftreten eine Regel feststellen. Manchmal redete er ununterbrochen den ganzen Tag auf demselben Platz, manchmal aber wechselte er den Ort jede Viertelstunde. Er war immer von seinem Hund begleitet, der neben ihm schritt, wenn er durch die Straßen ging, schwarz und riesig, und der sich schwer auf den Boden legte, wenn der Mann zu predigen anfing. Er hatte nie viele Zuhörer, und meistens stand er allein, doch konnte ich beobachten, daß ihn dies nicht verwirrte, auch verließ er den Platz nicht, sondern redete weiter. Oft sah ich, daß er mitten in einer kleinen Gasse stillestand und mit lauter Stimme betete, während nicht weit von ihm die Leute achtlos durch eine breitere Gasse gingen. Da es mir jedoch nicht gelang, eine sichere Methode zu finden, ihn aufzuspüren, und dies immer dem Zufall überlassen mußte, versuchte ich nun, seine Wohnung zu finden, doch vermochte mir niemand Auskunft zu geben. Ich verfolgte ihn daher einmal den ganzen Tag, doch mußte ich dies mehrere Tage tun, denn er kam mir immer wieder am Abend aus den Augen, weil ich bestrebt war, mich vor ihm verborgen zu halten, damit er meine Absicht nicht entdecke. Bald jedoch sah ich ihn endlich, spät in der Nacht, in ein Haus einer Gasse treten, die nur von den Reichsten der Stadt bewohnt wurde, wie ich wußte, was mich denn auch in Erstaunen versetzte. Von nun an änderte ich ihm gegenüber mein Verhalten, indem ich meine Verborgenheit aufgab, um mich nur in seiner nächsten Nähe aufzuhalten, so daß er mich sehen mußte, doch störte ich ihn nicht, nur der Hund knurrte jedesmal, wenn ich zu ihnen trat. So vergingen mehrere Wochen, und es war in einem Spätsommer, als er, nachdem er seine Auslegung des Johannisevangeliums beendet hatte, zu mir trat und mich bat, ihn nach Hause zu begleiten; doch sagte er kein Wort mehr, wie wir durch die Gassen schritten, und als wir das Haus betraten, war es schon so dunkel, daß im großen Zimmer, in welches ich geführt wurde, die Lampe brannte. Der Raum war tiefer als die Straße gelegen, so daß wir von der Türe einige Stufen hinuntergehen mußten, auch sah ich die Wände nicht, so sehr wurden sie von Büchern überdeckt. Unter der Lampe war ein großer, einfacher Tisch aus Tannenholz, an welchem ein Mädchen stand und las. Es trug ein dunkelblaues Kleid. Es kehrte sich nicht um, als wir eintraten. Unter einem der beiden Kellerfenster, die verhängt waren, befand sich eine Matratze und an der gegenüberliegenden Wand ein Bett, und zwei Stühle standen am Tisch. Bei der Türe

war ein Ofen. Wie wir jedoch dem Mädchen entgegenschritten, wandte es sich, so daß ich sein Gesicht sah. Es gab mir die Hand und deutete auf einen Stuhl, worauf ich bemerkte, daß der Mann schon auf der Matratze lag; der Hund aber legte sich zu seinen Füßen nieder.

„Das ist mein Vater", sagte das Mädchen, „der nun schon schläft und nicht hört, wenn wir zusammen sprechen, und der große, schwarze Hund hat keinen Namen, der ist einfach eines Abends zu uns gekommen, als mein Vater zu predigen anfing. Wir hatten die Türe nicht verschlossen, und so konnte er mit seinen Tatzen die Falle niederdrücken und hereinspringen." Ich stand wie betäubt vor dem Mädchen und fragte leise, was denn ihr Vater gewesen sei. „Er war ein reicher Mann mit vielen Fabriken", sagte es und schlug die Augen nieder. „Er verließ meine Mutter und meine Brüder, um den Menschen die Wahrheit zu verkünden." „Glaubst du denn, daß es die Wahrheit ist, die dein Vater verkündet?" fragte ich. „Es ist die Wahrheit", sagte das Mädchen. „Ich habe es immer gewußt, daß es die Wahrheit ist, und so bin ich denn mit ihm gegangen in diesen Keller und wohne hier mit ihm. Aber ich habe nicht gewußt, daß dann auch der Hund kommen würde, wenn man die Wahrheit verkündet." Das Mädchen schwieg und sah mich an, als wolle es um etwas bitten, das es nicht auszusprechen wagte. „Dann schick ihn fort, den Hund", antwortete ich, aber das Mädchen schüttelte den Kopf. „Er hat keinen Namen, und so würde er auch nicht gehen", sagte es leise. Es sah, daß ich unentschlossen war, und setzte sich auf einen der beiden Stühle am Tisch. So setzte ich mich denn auch. „Fürchtest du dich denn vor diesem Tier?" fragte ich. „Ich habe mich immer vor ihm gefürchtet", antwortete es, „und als vor einem Jahr die Mutter kam mit einem Rechtsanwalt und die Brüder, um meinen Vater zurückzuholen und mich, haben sie sich auch gefürchtet vor unserem Hund ohne Namen, und dabei hat er sich vor den Vater gestellt und geknurrt. Auch wenn ich im Bett liege, fürchte ich mich vor ihm, ja dann besonders, aber jetzt ist alles anders. Jetzt bist du gekommen, und nun kann ich über das Tier lachen. Ich habe immer gewußt, daß du kommen würdest. Natürlich wußte ich nicht, wie du aussiehst, aber einmal, das wußte ich, würdest du mit meinem Vater kommen, an einem Abend, wenn schon die Lampe brennt und es stiller wird auf der Straße, um mit mir die Hochzeitsnacht zu feiern in diesem Zimmer halb unter der Erde, in meinem Bett neben den vielen Büchern. So werden wir beieinanderliegen, ein Mann und ein

Weib, und drüben auf der Matratze wird der Vater sein, in der Dunkelheit wie ein Kind, und der große, schwarze Hund wird unsere arme Liebe bewachen."

Wie könnte ich unsere Liebe vergessen! Die Fenster zeichneten sich als schmale Rechtecke ab, die waagrecht über unserer Nacktheit irgendwo im Raume schwebten. Wir lagen Leib an Leib, immer wieder ineinander versinkend, uns immer gieriger umklammernd, und die Geräusche der Straße vermischten sich mit dem verlorenen Schrei unserer Lust, manchmal das Torkeln Betrunkener, dann das leise Trippeln der Dirnen, einmal das lange, eintönige Stampfen einer vorbeiziehenden Kolonne Soldaten, abgelöst vom hellen Klang der Pferdehufe, vom dumpfen Rollen der Räder. – Wir lagen beisammen unter der Erde, eingehüllt in ihre warme Dunkelheit, uns nicht mehr fürchtend, und von der Ecke her, wo der Mann auf seiner Matratze schlief, lautlos wie ein Toter, starrten uns die gelben Augen des Hundes an, runde Scheiben zweier schwefligen Monde, die unsere Liebe belauerten.

So stieg ein glühender Herbst herauf, gelb und rot, dem spät erst in diesem Jahr der Winter folgte, mild, ohne die abenteuerliche Kälte der Vorjahre. Doch gelang es mir nie, das Mädchen aus seinem Kellerraum zu locken, um es mit meinen Freunden zusammenzubringen, mit ihm das Theater zu besuchen (wo sich entscheidende Dinge vorbereiteten) oder zusammen durch die dämmerhaften Wälder zu gehen, die sich über die Hügel breiten, die wellenförmig die Stadt umgeben: Immer saß es da, am Tisch aus Tannenholz, bis der Vater kam mit dem großen Hund, bis es mich in sein Bett zog beim gelben Licht der Fenster über uns. Wie es jedoch gegen den Frühling ging, wie noch Schnee in der Stadt lag, schmutzig und naß, meterhoch an schattigen Stellen, kam das Mädchen in mein Zimmer. Die Sonne schien schräg durchs Fenster. Es war spät im Nachmittag, und in den Ofen hatte ich Scheiter gelegt, und nun erschien es, bleich und zitternd, wohl auch frierend, denn es kam ohne Mantel, so wie es immer war, in seinem dunkelblauen Kleid. Nur die Schuhe hatte ich noch nie an ihm gesehen, sie waren rot und mit Pelz gefüttert. „Du mußt den Hund töten", sagte das Mädchen, noch auf der Schwelle meiner Türe, außer Atem und mit gelöstem Haar, mit weit offenen Augen, und so gespenstisch war sein Erscheinen, daß ich nicht wagte, es zu berühren. Ich ging zum Schrank und suchte meinen Revolver hervor. „Ich wußte, daß du mich einmal darum bitten wür-

dest“, sagte ich, „und so habe ich eine Waffe gekauft. Wann soll es geschehen?“ „Jetzt“, antwortete das Mädchen leise. „Auch der Vater fürchtet sich vor dem Tier, immer hat er sich gefürchtet, ich weiß es nun.“ Ich untersuchte die Waffe und zog den Mantel an. „Sie sind im Keller“, sagte das Mädchen, indem es den Blick senkte. „Der Vater liegt auf der Matratze, den ganzen Tag, ohne sich zu bewegen, so sehr fürchtet er sich, nicht einmal beten kann er, und der Hund hat sich vor die Türe gelegt.“

Wir gingen gegen den Fluß hinunter und dann über die steinerne Brücke. Der Himmel war von einem tiefen, bedrohlichen Rot, wie bei einer Feuersbrunst. Die Sonne eben gesunken. Die Stadt war belebter als sonst, voll mit Menschen und Wagen, die sich wie unter einem Meer von Blut bewegten, da die Häuser das Licht des Abends mit ihren Fenstern und Mauern widerspiegelten. Wir gingen durch die Menge. Wir eilten durch einen immer dichteren Verkehr, durch Kolonnen bremsender Automobile und schwankender Omnibusse, die wie Ungetüme waren, mit bösen, mattleuchtenden Augen, an aufgeregt fuchtelnden Polizisten mit grauen Helmen vorbei. Ich drängte so entschlossen vorwärts, daß ich das Mädchen zurückließ; die Gasse endlich rannte ich hinauf, keuchend und mit offenem Mantel, einer immer violetteren, immer mächtigeren Dämmerung entgegen: Doch kam ich zu spät. Wie ich nämlich zum Kellerraum hinabgesprungen war, und, die Waffe in der Hand, die Türe mit einem Fußtritt geöffnet hatte, sah ich den riesigen Schatten des furchtbaren Tieres eben durch das Fenster entweichen, dessen Scheibe zersplitterte, während am Boden, eine weißliche Masse in einem schwarzen Tümpel, der Mann lag, vom Hunde zerfetzt, so sehr, daß er nicht mehr zu erkennen war.

Wie ich zitternd an der Wand lehnte, in die Bücher hineingesunken, heulten draußen die Wagen heran. Man kam mit einer Tragbahre. Ich sah schattenhaft einen Arzt vor dem Toten und schwerbewaffnete Polizisten mit bleichen Gesichtern. Überall standen Menschen. Ich schrie nach dem Mädchen. Ich eilte die Stadt hinunter und über die Brücke auf mein Zimmer, doch fand ich es nicht. Ich suchte verzweifelt, ruhelos und ohne Nahrung zu mir zu nehmen. Die Polizei wurde aufgeboten, auch, da man sich vor dem riesigen Tier fürchtete, die Soldaten der Kaserne, welche die Wälder in langgestreckten Ketten durchstreiften. Boote stießen in den schmutzigen, gelben Fluß, und man forschte mit langen Stangen. Wie nun der

Frühling hereinbrach mit warmen Regengüssen, die unermeßlich heranschwemmten, drang man in die Höhlen der Steinbrüche, rufend und mit hocherhobenen Fackeln. Man stieg in die Kanalisationsgänge hinab und durchsuchte den Estrich der Kathedrale. Doch wurde das Mädchen nicht mehr gefunden, und der Hund kam nicht mehr zum Vorschein.

Nach drei Tagen kam ich spät in der Nacht auf mein Zimmer. Erschöpft und ohne Hoffnung, wie ich war, warf ich mich in den Kleidern auf mein Bett, als ich drunten auf der Straße Schritte hörte. Ich rannte ans Fenster, öffnete es und lehnte mich hinaus in die Nacht. Ein schwarzes Band, lag die Straße unter mir, noch naß vom Regen, der bis Mitternacht gefallen war, so daß sich die Straßenlampen auf ihr widerspiegelten als verwachsene, goldene Flecken, und drüben, den Bäumen entlang, schritt das Mädchen in seinem dunklen Kleid mit den roten Schuhen, vom Haar, das im Lichte der Nacht blau schimmerte, in langen Strängen umflossen, und ihm zur Seite, ein dunkler Schatten, sanft und lautlos wie ein Lamm, ging der Hund mit gelben, runden, funkelnden Augen.

DER PFAFFENFEINDTALER

WILHELM SCHÄFER

Wilhelm Schäfer

Als Christian von Braunschweig im Jahre 1622 das katholische Paderborn brandschatzte, ließ er aus den zwölf silbernen Aposteln im Schatz des heiligen Liborius Taler für seinen Kriegsschatz gießen, die den Münzsammlern heute als die Pfaffenfeindtaler bekannt sind, weil sie die ruhmredige Inschrift: „Gottes Freundt, der Pfaffen Feindt“ tragen. Durch einen solchen Pfaffenfeindtaler kam nicht lange vor dem Weltkrieg der junge Pfarrer Johannes Bertuch in Diez an der Lahn zu einer harten Erfahrung.

Er hatte bereits seit siebzehn Wochen im Ehestand mit seiner mäd-

chenhaften Frau Bertha gelebt, als er sie, eines Abends in seinen Garten eintretend, aus der Veranda herab hellauf lachen hörte, wie er es sonst nicht an ihr kannte. Die Gartentreppe hinaufsteigend, sah er sie mit einem grünen Husarenleutnant dasitzen, über den Tisch einander zugebeugt, weil er ihr etwas an einem blinkenden Dinge zeigte, das sie ihm auf der flachen Hand hinhielt und beim Anblick ihres Eheherrn versteckte.

Wir haben fast Einquartierung erhalten! sagte sie und bekam rote Streifen im Gesicht, wie immer, wenn sie sich schämte. Der Leutnant, der vor der großen Gestalt des Pfarrers ein schmächtiger Kerl war, schlug die Hacken zusammen und lachte; denn sie kannten sich von der Schule her. Franz von Grumbach! staunte der Pfarrer und reichte nur zögernd seine Hand hin, weil ihm das pockennarbige Gesicht mit den Spuren böser Erfahrungen seitdem verleidet war. Er wies ihn zwar höflich auf die Bank zurück, aber der Leutnant setzte sich nicht mehr. Er habe sich sowieso schon versäumt und müsse in derselben Minute aufs Pferd; sie lägen in Limburg einquartiert und der Rittmeister habe heute abend zu seiner Geburtstagsfeier eingeladen.

So war die rasche Begrüßung auch schon der Abschied. Aber während die Hufschläge auf dem Pflaster davonklapperten, verspürte der Pfarrer einen Schmerz, als habe ihm jemand eine Nadel ins Herz gestoßen und der Reiter zöge daran mit einem heimlichen Faden. Denn er wußte wohl, daß der Franz von Grumbach und seine Frau als Kinder Spielgenossen gewesen waren und daß ihm selber seine Werbung um die schöne Tochter des reichen Fabrikanten nur geglückt war, weil jenen das üble Leben als Student und danach als Leutnant für das Haus des Presbyters Engelmann unmöglich gemacht hatte. Daß er den Nebenbuhler so bald im eigenen Haus vorfinden würde, hatte er nicht erwarten können; und nun es geschehen war, wurde ihm sein junges Eheglück verdächtig, als hätte er einen Dieb darin aufgestört.

War er schon lange da? fragte der Pfarrer Johannes Bertuch seine mädchenhafte Frau, und sein Blick hing an ihrer linken Hand.

Seit einer Stunde! wollte sie unbefangen antworten; aber die Streifen in ihrem Gesicht wuchsen sich unter seinem Blick zur Schamröte aus.

Und was hast du in deiner linken Hand? zürnte der Pfarrer unverhohlen, zitternd zu seiner Frage.

Darüber ging seiner Frau Bertha, die nun wie ein ertapptes Schulmädchen vor ihrem Eheherrn stand, die letzte Unbefangenheit verloren.

Eine alte Münze, die mir Franz geschenkt hat! trotzte sie und legte den Silbertaler so ungeschickt auf die Schieferplatte des Tisches, daß er ins Rollen kam und auf den Boden sprang, wo ihn der Pfarrer mit einem raschen Tritt erwischte.

Eine alte Münze! wiederholte er mechanisch und hob den Silbertaler auf, die Inschrift zu lesen, die der Leutnant seiner Frau gezeigt hatte. Er war nicht geübt in solchen Dingen und mußte den Taler dreimal drehen, ehe er die Worte buchstabiert und begriffen hatte: Gottes Freundt, der Pfaffen Feindt?

Darüber habt ihr gelacht? fragte er schmerzlich, und weil seine fassungslose Frau nur noch den Kopf schüttelte, indessen ihr die Tränen aus den Rehaugen zu quellen begannen, schied er sich mit einer fast verächtlichen Handbewegung von ihr und starrte, zur Gartentreppe gewandt, in den Aufruhr seiner Gedanken hinab, bevor er den Fuß in den gefaßten Entschluß setzte.

Wohin willst du? hörte er seine Frau Bertha hilflos hinter sich her fragen.

Dem ungebetenen Gast sein Geschenk vor die Füße werfen! stammelte er zurück und tappte in den Garten hinunter, als wäre der Faden nun abgerollt und der Reiter zöge ihn daran hinter sich her.

DER PFARRER Johannes Bertuch wußte sonst, was er seiner Würde schuldete, und er staunte selber über den Dämon, der in seine Sanftmut gefahren war; aber solange ihm der Pfaffenfeindtaler in der Hosentasche brannte, konnte er nicht mehr Herr seiner Entschlüsse werden. Zuerst schritt er noch in geraffter Haltung dahin, die Grüße der Pfarrkinder zu erwidern, die ihm von links und rechts dargebracht wurden; auch mahnte ihn eine letzte Vernunft, ob es nicht besser gewesen wäre, sich mit seiner Frau auszusprechen, statt sich von seinem Zorn nach Limburg hetzen zu lassen: aber als er mit der letzten Dämmerung die Dächer von Freiendiez hinter sich hatte und allein auf der dunklen Straße war, tat es ihm wohl, in den schwarzen Gedanken zu wühlen.

Alles, was seinen Verdacht stützen konnte, holte die Eifersucht hervor: wie gern seine Frau als Mädchen getanzt hatte und um wieviel besser ihr das weiße Tenniskleid stand als das schwarze der Pfarrersfrau. Und wenn der rothaarige Grumbach gewiß nicht der rechte Mann für sie gewesen wäre; ihm selber kam es nun nicht mehr vor, als ob er dies je sein könnte: Ich hätte eine Frau für mein Amt suchen müssen, nicht für mich, hätte nicht wie ein anderer Mann

nach meinen Sinnen um ein schönes Mädchen werben dürfen! Nun lebt sie in der Befangenheit meines schwarzen Rockes, und wenn ein Leutnant kommt mit seinen Schnüren und Scherzen, lacht sie hellauf, wie ich sie nie lachen gehört habe: lacht zu einer Inschrift, die frech gegen meinen geistlichen Stand geht! Ich aber muß Klarheit haben; denn ohne Klarheit kann ich nicht leben! beendigte der Pfarrer Johannes Bertuch die lange Kette seiner Selbstgespräche, als er an den ersten Häusern von Limburg wieder erleuchtete Fenster und Menschen sah.

DER ZUFALL wollte, daß der Husar, den er nach dem Quartier des Grumbach fragte, dessen Bursche war. Der Herr Leutnant sei nicht mehr zu Hause; er habe ihn eben zum Preußischen Hof gebracht! sagte der: Wenn der Herr wünsche, stände er ihm zu Befehl; es sei nicht mehr weit.

Aber der Pfarrer wußte in Limburg Bescheid und schüttelte den Burschen ab, der nach seiner Sprache ein Kölner und ihm darum unangenehm war. Er verlief sich zwar danach, kam aber auf einem Umweg doch an den Eingang zum Preußischen Hof, in den soeben mehrere Herren mit dem Rittmeister lachend hineingingen. Einer Mahnung, ihnen nicht zu folgen, widersprach er: Ich werde den Grumbach herausbitten lassen! hörte er seine Lippen sagen, als er entschlossen die Treppe hinaufging.

So begann das Schicksal den Pfarrer Johannes Bertuch zu belehren, daß keiner ihm die Zeiger seiner Zwangsläufigkeit verstellen kann. Denn als er in die Halle hineinkam, lief er buchstäblich dem Leutnant Grumbach in die Arme, die dieser freudestrahlend ausbreitete, als er seiner ansichtig wurde. Er hatte nämlich in einem raschen Gespräch mit dem Rittmeister gestanden, weil unvermutet eine Absage vom Oberst gekommen war, so daß sie dreizehn bei Tisch gewesen wären. Ehe der Pfarrer abwehren konnte, sah er sich dem behaglichen Rittmeister vorgestellt, der sich unbändig freute, einen „Freund seines Kameraden“ begrüßen und zu seiner bescheidenen Geburtstagsfeier einladen zu dürfen.

Zwangsläufig mußte der Pfarrer Johannes Bertuch seine beabsichtigte Auseinandersetzung damit beginnen, daß er einen ihm wildfremden Rittmeister zum Geburtstag beglückwünschte, zugleich natürlich mit dem Bedauern, der liebenswürdigen Einladung nicht folgen zu können, da er sich – wie er seinen Mund sagen hörte – unter den Uniformen mit seinem schwarzen Rock nicht am Platz fühle. Ebendas war dem mit schon weinseligen Blauaugen lachenden Ritt-

meister besonders angenehm, weil er außer seinem Bruder, dem Amtsrichter, noch einige andere Zivilisten eingeladen habe. Im Handumdrehen sah sich der Pfarrer diesen Herren vorgestellt und mit ihnen in ein Gespräch verwickelt, indessen der Grumbach sich in den Saal begeben hatte, mit dem Rittmeister die Neuordnung der Tafelrunde vorzunehmen, wie sie durch die Absage und den Einschub notwendig geworden war.

Einer letzten Mahnung, durch einen Sprung an die Tür allen Weiterungen zu entgehen, vermochte er nicht zu folgen, weil das für ihn als Pfarrer eine unmögliche Flucht gewesen wäre, auch stand die Lächerlichkeit dahinter, mit seiner gescheiterten Absicht und dem Pfaffenfeindtaler heimkommen zu müssen. Zudem entpuppte sich einer der Herren als ein jüngst nach Diez versetzter Beamter: sie hätten nachher einen bequemen Zug und gerade jetzt sei der Achtuhrzug fort. Weil es überhaupt seine Schwäche war, freundlichen Bitten nicht widerstehen zu können, sah sich der Pfarrer Johannes Bertuch nach wenigen Minuten tatsächlich an der mit Herbstblumen geschmückten Tafel sitzen, die ein ihm bis dahin unbekannter Rittmeister seinen Gästen bereitet und an die ihn schließlich der Grumbach gebracht hatte. Es war, wie der unbekümmerte Gastgeber sich in seinen Begrüßungsworten ausdrückte, bunte Reihe gemacht worden; der Amtsrichter saß zu seiner Rechten wie der Pfarrer zu seiner Linken. Der rote Schopf des Leutnants Grumbach befand sich am rechten Ende der Tafel, daran sie zu vierzehn saßen und zu dreizehn gesessen hätten, wenn – wie der Rittmeister unter dem Schmunzeln der anderen Tafelgäste erklärte – der Herr Pfarrer nicht als Retter in der Not gekommen wäre.

Im übrigen ging es an dieser Tafel in Limburg zunächst zu, wie sonst bei solchen Tafeln, wo sich Fremde zusammensetzen, als ob ein gemeinsames Tischtuch zur Gemeinschaft genüge; denn durch die bunte Reihe waren die Offiziere von ihren Kameraden getrennt, mit denen sie nur über den Tisch hinüber die üblichen Zusprüche tauschen konnten, und den bürgerlichen Herren ging es ebenso. Indem sein Nachbar zur Linken – der Rittmeister einer anderen Schwadron – ein verbissener Schweiger war, saß der Pfarrer nach der einen Seite gesichert und brauchte nach der andern nur zeitweilig Worte und eine verbindliche Miene zu machen: so hatte er Zeit, seine Lage zu bedenken, die ihm bereits weniger unmöglich schien. Er könne so, tröstete er sich, im Laufe des Abends am geschicktesten eine Gelegenheit finden, dem Grumbach das unerbetene Geschenk wenn auch nicht vor die Füße zu werfen, so doch gebührend zurückzugeben;

denn seitdem er sein Gesicht wiedergesehen hatte, schien es ihm rätlich, unnötige Schroffheit zu vermeiden.

Freilich hätte er sein Mahl lieber allein verzehrt statt in dieser Gesellschaft, wo der Rittmeister sich gleich jede Rede verbeten hatte, weil er nicht gern predigen höre. Es war keine Bosheit, nur eine der üblichen Entgleisungen gewesen; und auch nachher blieben gerade die am lautesten belachten Zurufe nicht immer seiner pfarrerlichen Anwesenheit angemessen; aber er wußte genügend, wie es bei solchen Herrenessen zuging. Daß dann auf einmal alles einen bösartigen Verlauf für ihn nahm, kam wieder durch den Grumbach; und diesmal konnte er kaum noch im Zweifel sein, daß es nicht bloß eine Entgleisung war.

Sie saßen schon zum Eis, und mancher Zuspruch war mit erhobenem Glas ausgebracht worden, als in den Schwall gleichsam eine Ebbe kam, weil sich die Aufmerksamkeit – zunächst der näheren, dann rasch aller – dem Leutnant zuwandte, der dem Beamten aus Diez über die Tafel hinweg die näheren Umstände einer Münze erklärte, die er zwischen Daumen und Zeigefinger in die Höhe hielt. Der Pfarrer Johannes Bertuch mußte erschrocken in seine Hosentasche fassen; denn was der Grumbach zur Schau gab, war der Pfaffenfeindtaler. Er besaß also noch ein zweites Exemplar der Münze, deren Sammelwert er soeben mit starken Worten rühmte.

Warum Pfaffenfeindtaler? fragte der sommersprossige Fähnrich vom anderen Ende der Tafel herüber; und als ob er auf dieses bestellte Stichwort gewartet hätte, begann der Leutnant Grumbach mit wichtiger Stimme über die Umstände zu dozieren, unter denen der Braunschweiger diese Taler aus den silbernen Aposteln in Paderborn habe gießen lassen, um sie nach seinem spöttischen Wort auf den Weg zu bringen, wie es ihnen vorgeschrieben war: Gehet hin in alle Welt!

Zunächst hatte der Pfarrer der Erklärung fast aufmerksam zugehört, weil er die Herkunft des Pfaffenfeindtalers nicht kannte. Als aber das frech angewandte Wort aus dem Evangelium kam und ein Gelächter auslöste, fiel augenblicks eine schwarze Traurigkeit auf ihn; denn nun glaubte er zu wissen, worüber seine Frau so hellauf gelacht hatte. Und während das Gelächter sich mit einzelnen Zurufen wieder in den Stimmenwirrwarr auflöste, weil die einzelnen Gruppen ihre Gespräche fortsetzten, hatte der Rittmeister die Wahl, ob er den Pfarrer für geistesabwesend oder betrunken halten sollte, so glanzlosen Auges stieß der mit ihm auf ein ausgleichendes Wort an.

Daß ihm nach einiger Zeit der Silbertaler zugereicht wurde, den

er betrachten und weitergeben sollte, nahm er kaum wahr, obwohl er die fatale Münze eine Zeitlang in den Händen hielt. Auch als der Kellner die Zigarren brachte, stand er nicht auf wie sonst, sich zu empfehlen – weil ihm der Geruch widerlich war –, sondern er blieb in seiner Betäubung sitzen. Und wenn es ihm auf seiner Veranda gewesen war, als zöge ein heimlicher Faden an der Nadel in seinem Herzen, so fühlte er nun sein Blut verrinnen, so war ihm das Herz aufgerissen. Als er einmal den Kopf nach einem zu lauten Gelächter hob, war nicht der Grumbach der Lacher, wie er erwartet hatte; wohl aber traf er mitten in seinen Blick, und es war ihm, als geschähe etwas Tödliches zwischen ihnen.

Der Grumbach hatte aber nur in der Reihe herum nach seinem Silbertaler geblickt, der von seiner Rundreise noch nicht zurückgekehrt war; nun klopfte er an sein Glas und machte darauf aufmerksam. Es rückten auch einige an ihrem Geschirr und hoben die Mundtücher auf, die sie abgelegt hatten; aber im ganzen war die Wirkung der guten Weine nun schon so allgemein, daß den einzelnen der Taler und sein Verbleib gleichgültig waren. Der Grumbach mußte noch zweimal, zuletzt energisch, um sein Eigentum bitten, bis sich die Einsicht durchsetzte, daß nun erst einmal dieser lästige Pfaffenfeindtaler beigeschafft werden müsse. Das Gespräch hörte auf, und es begann eine ernsthafte Suche nach dem Ausbrenner, zuletzt auch unter dem Tisch, wobei der kurzatmige Kellner mit seiner Taschenlaterne Platz für Platz ableuchtete. Es half aber nichts; der Amtsrichter, der die Suche geleitet hatte, mußte feststellen, daß der Taler nicht zu finden sei.

Die meisten glaubten an einen Scherz; als aber auch dem unbekannten Spaßvogel ohne Erfolg ins Gewissen geredet worden war, meldete sich immer unabweisbarer der Verdacht, daß der im selbstverständlichen Vertrauen herumgereichte Pfaffenfeindtaler einen Liebhaber gefunden haben könnte.

Wir sind doch keine Hausierer! polterte der Rittmeister verärgert in die Beklemmung hinein; und als er nur ratlose Blicke sah, erhob er sich, doch noch eine Rede zu halten. Zuvor sprang der glatzköpfige Amtsrichter auf, drängte den immer noch von seiner Suche unter dem Tisch schnaufenden Kellner hinaus und schloß die Tür hinter ihm zu.

Er müsse noch einmal bitten, begann der Rittmeister, dem die Zunge deutlich schwer war: wenn ein Scherz im Spiel sei, habe er nun aufzuhören! Es handele sich um ein wertvolles Sammlerstück, das man nicht wie sonst einen Taler springen lassen könne. Ehe er

aus diesem Saale ginge, müsse es auf jeden Fall beigeschafft sein. Es ginge ihm wie vermutlich jedem von den Herren: er fühle sich verantwortlich und verdächtig. Keiner wisse besser als er selber, wie leicht einem in so fortgeschrittener Stimmung eine Nachlässigkeit unterlaufen könne. Er würde sich nicht wundern, wenn sich das Stück in seiner eigenen Tasche fände. Jeder könne es darum halten, wie er wolle: er jedenfalls habe das Bedürfnis, sich zu reinigen, indem er nun seine Taschen durchsuche.

Es war trotz allem Ernst eine Art Büttenrede, die der Rittmeister gehalten hatte; und als er tatsächlich seine Taschen auszuleeren begann, sah es auch wie ein Fastnachtsscherz aus, der bei dem Amtsrichter umständliche Nachahmung fand. Ihrem Beispiel zu folgen, stand zwar nicht nur eine Hinderung des guten Geschmacks entgegen, aber der Verdacht ließ keine Ausnahme zu. Zwischen Scherzen und steinernen Gesichtern wurde die merkwürdige Handlung rund um den Tisch herum fortgesetzt, bis sie über den verbissenen Schweiger zur Linken an den Pfarrer Johannes Bertuch kam, der sich durchaus nicht gleich den andern erhob, sondern so geistesabwesend dasitzen blieb, wie er schon lange gesessen hatte, als ob er betrunken oder vom hilflosen Schrecken eines Alptraumes befallen wäre.

Er hätte aufspringen und seinen Taler unter Berufung auf den Leutnant Grumbach vorzeigen können, und er war ein paarmal dazu bereit gewesen, hatte es aber doch nicht vermocht. Wie kommst du zu dem Taler, den ich deiner Frau schenkte? hätte der Grumbach ihn höhnisch fragen können. Und wenn er nicht fragte: mußten die andern es nicht für eine Großmut des vermeintlichen Freundes halten, um ihn zu retten? Er geriet damit nur in eine schmähliche Kumpanei mit dem Grumbach; und gerettet war doch nichts.

So in der tödlichen Umklammerung des Alptraums, hatte er Bild für Bild überdeutlich aufgenommen, wie die anderen ihre Taschen leerten; und nun stand die schreckliche Forderung vor ihm da wie ein unabwendbares Gericht.

Es tut mir leid, Herr Pfarrer, Sie darauf aufmerksam machen zu müssen, daß Sie als letzter übriggeblieben sind! hörte er die Stimme des Rittmeisters sagen: Darf ich bitten, sich nicht auszuschließen!

Hätte der Pfarrer Johannes Bertuch jetzt aufstehen und sagen können, daß er die Selbstentwürdigung nicht mitmache, so wäre es für alle eine nachträgliche Entsühnung gewesen; er konnte dies aber nicht, weil ihm der Taler in der Hosentasche brannte. So wehrte er den Zuspruch des Rittmeisters mit verkrampften Händen und einem so gellend geschrieenen Nein ab, daß der Schrecken davon in alle

Ohren fuhr. Danach war es, wie wenn im Gerichtssaal ein Urteil verkündigt worden wäre. Der Amtsrichter zuerst setzte sich, ihm folgten die andern schweigend bis auf den Rittmeister, der es mit einem hörbaren Fluch tat. Es wurde mörderisch still um die Tafel, von der sie alle abgerückt saßen, wie es die Untersuchung ihrer Taschen mit sich gebracht hatte. Alle Gesichter hingen an dem Pfarrer, der sich sein Todesurteil gesprochen hatte; denn diese Bloßstellung konnte er nicht überstehen.

Wie wenn auch schon der Henker käme, wurde in die Erstarrung hinein von der Anrichte her laut an die Tür geklopft; auf einen zustimmenden Wink des Rittmeisters stand Grumbach auf, sie zu öffnen. Herein kam der Kellner mit zwei aufeinandergestellten Tellern, so aufgeregt, daß er nur stoßweise sprechen konnte: Der Silbertaler sei versehentlich mit abgeräumt und soeben beim Spülen gefunden worden, wie er ihn hier brächte!

Als sei es noch wichtig, nahm der Grumbach die Teller auseinander und stellte sie auf den Tisch. Nachdem er dem Kellner abgewinkt hatte, saßen alle stummer da als zuvor, nur ihre Blicke, statt an dem Verdächtigen zu hängen, waren auf den Boden gesunken.

Jetzt hätte der Pfarrer Bertuch anders als vorher aufstehen und seinen Taler auf den Tisch legen können: Darum, meine Herren! Aber er schien seine Rettung noch nicht wahrgenommen zu haben, so unbewegt saß er da: bis er sich aus der Totenstille erhob, stumm gegen den Rittmeister, leichter gegen die andern verbeugte und mit gesenktem Kopf den Saal verließ, taumelnd, als wäre er doch angetrunken.

Als der Pfarrer Johannes Bertuch hinauskam, hatte der Mond sich über die Häuser hergemacht, daß grelle Wände in schwarzen Schatten standen, durch die er hindurch wieder ins Grelle mußte, wo er dann sein eigenes Schattenbild an den Wänden und Toren aufjagen sah. Erst draußen, wo keine Häuser mehr waren, ließ ihn der Spuk los, weil die Bäume weiter voneinander standen und einander das Licht nicht bestritten; und da erst fiel der Alptraum von ihm ab.

Angelehnt an einen Stamm, blieb er lange stehen und sah in die Landschaft, die sich gegen die dunklen Höhen weitete. Da war keine Grelle und kein Spuk der Schatten; rundum stand flimmernd und leuchtend die Ferne, daraus das Mondlicht gleichsam in breiten Bändern zur Nähe hereinfloß, und die Straße, auf der er so wild hergerannt war, leuchtete nun wie ein heller Fluß, der sanft in die Falte von Diez hinabführte.

Wie leicht ist es, Ankläger zu sein, und wie schwer, Anklage zu ertragen! sagte der Pfarrer Johannes Bertuch, der um eines Verdachtes willen seine Frau in Tränen verlassen hatte, um selber die Teufelslist des Verdachtes zu erfahren. Er konnte nicht anders, er mußte den tückischen Taler ans Licht holen; aber wenn er gedacht hatte, der würde im Mondlicht höhnisch gleißen, so sah er sein Silber in einem sanften Schein, und von der Inschrift wehte ein Gruß her, als ob er ihm freund wäre.

Fast wie eine Stimme klang es in seine Ohren: Nicht ich war dein Dämon, wie du meintest, sondern deine törichte Eifersucht, die ich dir austreiben mußte. Als mich der Braunschweiger Herzog vor einem Vierteljahrtausend in alle Welt schickte, brauchte er Geld für seinen verlorenen Krieg; aber ohne ihn wäre ich Apostel in Paderborn geblieben, statt unter deinen Tisch zu rollen. Du hast ja oft sagen müssen, daß Gottes Wege wunderlich sind und daß ohne ihn kein Ziegel vom Dach fällt: glaube darum, daß auch mein Dasein nicht zufällig ist!

Als der Pfarrer Johannes Bertuch wieder in seinen Garten eintrat, lag das Haus vom Mondschein begossen, und das grüne Licht seiner Studierlampe zeigte ihm an, wo seine Frau war. Mit zagenden Füßen ging er hinauf, die Tür wie ein Dieb zu öffnen. Dicht bei der Lampe saß sie im hochlehnigen Sessel und schlief; das Buch, darin sie gelesen hatte, war ihr auf die Erde gefallen. Lange stand er, die Hand an der Tür; und erst, als die Schläferin unruhig wurde, rief er sie leise beim Namen, daß sie nicht erschrecke.

Sie hob im Schlaf ihre Arme und erwachte davon. Ich habe so schwer geträumt! sagte sie und öffnete ihre Augen, daß er die Spuren der alten Tränen sah und wie ihr bei seinem Anblick die neuen herabtropften. Er hatte ihr zuerst den Taler darreichen wollen, nun fiel er ihm aus der Hand, eigenmächtig ins Zimmer zu rollen, und er rührte keinen Fuß, ihn daran zu hindern. Er warf sich hin zu ihren Füßen und wühlte den Kopf in die Hände, die sie ihm bot, und konnte ihre Tränen endlich mit den seinen bezahlen. Kein Knabe hätte den Kopf wilder im Schoß seiner Mutter hin und her werfen können, als es der Pfarrer Johannes Bertuch unter den erschrockenen Händen seiner Frau tat; und keine Befangenheit seines schwarzen Rockes störte ihr liebendes Tun. Als die Hände der Liebe seinen Aufruhr gestillt hatten, daß er die Augen wieder zu ihr erheben konnte, sah er ein Glück in ihrem Gesicht, das er nicht an ihr kannte.

ENGELE VON LOEWEN

CARL ZUCKMAYER

Carl Zuckmayer

ICH KANNTE ein junges Mädchen, Angéline Meunier, eine Belgierin, die im Jahre 1914, bei der Zerstörung von Löwen, heimatlos geworden war. Damals war sie fast noch ein Kind, aber man hatte sie schon mit einem Postaspiranten verlobt, der nur auf seine Dauerbestallung wartete, um heiraten zu können, und vermutlich hätte sie sich mit ihm zu Tode gelangweilt. Ihre flämischen Verwandten riefen sie Engele – wobei sie wohl kaum mehr an die Bedeutung des Namens dachten. ‚Engele von Löwen', oder ‚Angéline de Louvain', nannte man sie dort, wo ich sie später kennenlernte, in einem Brüsseler Nachtlokal. Sie war so lichtblond, so hellhäutig und so brunnenäugig, wie Engel oft gemalt werden, und sicher verbarg sie wie diese ein großes und feuriges Herz. Ihr Vater war Wallone und gefiel sich als französischer Chauvinist, die Mutter Flämin von deutscher Abstammung. So war sie, wie viele belgische Kinder, mehrsprachig aufgewachsen.

Bei Kriegsausbruch mußte der Vater, der in Löwen ein kleines Geschäft betrieben hatte, einrücken, und es gab in den vier Jahren keine Nachricht mehr von ihm. Niemand wußte, ob er noch lebte oder nicht. Die Mutter wurde bei der Beschießung von Löwen getötet, das kleine Haus, in dem sie gewohnt hatte, brannte nieder.

Die Deutschen zogen ein, die Stadt lag im Kampfgebiet, Engele war allein und verwaist, auch ihr Bräutigam war mit den belgischen Truppen abgezogen, und da sie in Löwen niemanden wußte, bei dem sie hätte Zuflucht finden können, wanderte sie barfuß und ohne irgendwelche Habe, so wie sie, mit einem Kittel überm Hemd, aus dem Bett geflohen war, zu ihren einzigen Verwandten – einer Schwester ihrer Mutter und deren Mann, die in einem kleinen flandrischen Dorf ein Wirtshaus hatten. Aber auch dorthin kamen rasch die Deutschen nach, das Dorf wurde besetzt, die Schlacht wälzte sich

westwärts, und nun gehörte der Ort, in dem Engele bei ihren Verwandten lebte, zur deutschen Etappe im okkupierten Land.

Der Ort hieß Lindeken – wohl nach den vielen Lindenbäumen, mit denen er bepflanzt war: dicken, alten, mit runzliger Rinde und einem bienen- und käferumsummten Dach herzförmiger Blätter in der Frühsommerzeit, manche von einer schmalen Holzbank umrundet, andere wie mächtige Schirmherren im Halbkreis um einen Dorfplatz geschart – und schlanken, glatthäutigen, mit steil zum Licht strebenden Zweigen, wie man sie neuen Feldwegen entlang oder vor jüngeren Höfen nachgezüchtet hatte. Es war ein kleines Nest, das nur aus einem auseinandergezogenen Haufen einzelner Bauernhäuser, einer Kirche, ein paar Kramläden und jenem Wirtshaus bestand, das sich nicht scheute, den Namen ‚Aux Pommes du Paradis' – ‚Zu den Äpfeln des Paradieses' – in seinem verknitterten, von einem ausgeblichenen und regenverwaschenen Früchtekranz gezierten Blechschild zu tragen.

Den Einwohnern ging es nicht schlecht, da sie alle ihre eigne Landwirtschaft betrieben, und auch während der Besetzung hatten die meisten noch einen gewissen Unterhalt von ihren Feldern und Obstgärten. Unweit aber, nur ein paar Meilen entfernt, lag das kleine Industriestädtchen Roeselare, in dessen ungesunden und muffigen Vororten blasse, schlecht ernährte Kinder heranwuchsen. Dort kreuzten sich die großen Fahrstraßen nach Langemarck und Ypern, deren windgeschrägte Pappeln bald von Schrapnellkugeln zerfetzt und von Granaten zersplittert wurden. Denn in dieser Ecke kam im Herbst 1914 der deutsche Vormarsch zum Stehen, und die feindlichen Fronten bissen sich dort für Jahre in der feuchten, regensatten Erde fest.

Angélines Tante hieß Rosine Wulverghem, sie war eine dickliche, saloppe Frau, die immer wirkte wie gerade aus dem Bett aufgestanden. Bei den deutschen Soldaten und in der Bevölkerung hatte sie bald den Spitznamen ‚Orlog' oder ‚Laguerre', was beides ‚Krieg' bedeutet und über ihr Temperament genügend aussagt. Ihr Mann hieß der ‚schiefe Leopold', denn er hatte eine lahme Hüfte, und außer zum Tragen des Wassers, das von einem nahen Ziehbrunnen herangeschleppt werden mußte, machte sie wenig Gebrauch von ihm. Er saß gewöhnlich in einem angeknacksten Schaukelstuhl, dusselte vor sich hin, und wenn er einmal den Mund aufmachen wollte, bekam er prompt von seiner Frau oder einer seiner Töchter recht gröblich angeschafft, ihn gleich wieder zu schließen. Was er denn auch über einer zerkauten Stummelpfeife tat. Die Töchter, Aline und

Gezine, von den Soldaten in Ölsardine und Rollgardine umgetauft, waren derbe kräftige Mädchen in den Zwanzigern, die sich tagsüber stritten und sich bei Nacht in ihren ebenerdigen Bettkammern einsam fühlten, und da alle gesunden Männer zwischen sechzehn und sechzig, soweit nicht im Heer, interniert worden waren, fand bald der eine oder andere deutsche Wachsoldat den Weg durch ihre niemals geschlossenen Fenster.

Auch die Mama, die breithüftige Rosine, hatte noch ihre Frühlingsstunden, die der Etappenfeldwebel Röbig, ein aufgezwirbelter Schnurrbart ohne sonstige Menschenähnlichkeit, mit ihr teilen durfte. Das alles geschah aber in tiefster Heimlichkeit. Jeder wußte es, doch niemand hatte das Recht, es zu wissen, und wenn ein unvorsichtiger oder angetrunkener Gast diese sakrale Form der Diskretion durch eine vorlaute Bemerkung oder eine öffentliche Handgreiflichkeit zu durchbrechen wagte, konnte er die volle kriegerische Wucht des Wulverghemschen Temperaments, von Mutter- und Tochterseite, zu fühlen bekommen.

Engele, die verarmte und unwillkommene Nichte, wurde von der ganzen Familie als lästige Mitesserin betrachtet und als unbezahlte Dienstmagd behandelt, der man jede schwere Arbeit aufbürdete und ihr dafür widerwillig die nötigste Nahrung und eine Schlafstatt in der Scheune gab. Denn Mutter und Töchter brauchten die Räume im Haus für ihr Privatleben.

Während man die durchmarschierenden Frontsoldaten, die nach vorne in die Gefahrenzone mußten, kaum anschaute – denn es lohnte sich nicht, da man ja nie wissen konnte, wer von ihnen wiederkam –, wurde das Estaminet der Wulverghems zu einem festen Treffpunkt jener kleinen Chargen oder Beamten, die sich in der Etappe einen unentbehrlichen Posten gesichert hatten und ‚sich auskannten'.

Diese Satrapen und Kleinkönige des Hinterlandes – Zahlmeister, Depotverwalter, Feldpostbeamte, Militärpolizisten und so weiter, daheim subalterne Leute und hier durch die Macht ihrer Rangabzeichen zu einer furchteinflößenden Bedeutung erhoben – machten sich in der Wirtschaft ‚Zu den dicken Rosinen', wie man sie jetzt nannte, einen guten Tag. Sie konnten, wenn es ihrer Laune entsprach, der Zivilbevölkerung kleine Erleichterungen verschaffen, oder man glaubte das wenigstens von ihnen, andererseits stand ihnen das erprobte Druckmittel der Schikane zur Verfügung, gegen das es keine Appellation gibt. Dementsprechend wurden sie hofiert und bewirtet. Offiziell durfte man nur Cidre ausschenken, den ungegorenen süßen Apfelmost, der noch keinen Alkohol enthielt, aber heimlich ließ man

ihn ‚hart werden', und unterderhand gab es noch allerlei Obst- und Kartoffelschnäpse, verborgene Branntwein- oder Geneverkrüge und selbstgebrautes, obergäriges Bier. Vom nahen Roeselare, dessen proletarische Bevölkerung ohne Arbeit war und von den Hilfskomitees des Roten Kreuzes nur notdürftig unterstützt werden konnte, kamen gelegentlich Frauen und Mädchen herüber, um unter Rosine Wulverghems Patronage, die nach außen hin streng die Moral wahrte, mit den Gästen kleine Geschäfte und Verabredungen zu machen. Es kam ihnen dabei weniger auf Geld an als auf Kommißbrot, Bohnen, Speck oder sonstige Lebensmittel, die das Militär vorläufig noch hatte, und zwar in der Etappe durchweg reichlicher als in der Front.

Daß Engele schön war, in einem mehr als durchschnittlichen Maß, fiel trotz ihrer benachteiligten Ausstattung und Behandlung den Stammgästen des Estaminets natürlich auf. Oberleutnant Lüdemann, der Ortskommandant – ein verschlafener Landwehrkavallerist, bei seiner ersten Übung zum Train versetzt, keineswegs ein Angehöriger der Aristokratie, sondern nur einer ihrer unglücklichen und ungeschickten Liebhaber, in seinem hiesigen Kommando ein willenloses Werkzeug jenes Feldwebels Röbig, der ‚die Geschäfte führte' – Oberleutnant Lüdemann zog seine Schirmmütze keck-schief und klemmte das Monokel ein, wenn Engele in ihrem dünnen Arbeitskittel mit einer Last Kartoffeln oder einem Wäschekorb vorüberging.

Denn die Soldaten ließen dort auch waschen, plätten, flicken, und das alles besorgte Engele neben der Feldarbeit. Daher kannte man sie allgemein, obwohl sie an jenen sogenannten ‚Familienabenden' im Estaminet, von denen so viel geflüstert wurde – wenn man die schweren Holzläden vorlegte und das Orchestrion mit einem dicken Plumeau abdämpfte –, nie dabei war. Aber es kam oft vor, wenn sie allein in der dampfigen Wäschekammer hantierte, daß einer der Etappenkrieger hastig und scheu, um nicht von der alten Wulverghem erwischt zu werden, zu ihr hinschlich, sich auf einen Wäschekasten niederließ, eine ungeschickte, stockende Konversation begann oder ihr Schokolade anbot, was die beliebteste und bequemste Ouvertüre war. Nach einiger Zeit jedoch gaben die Besucher, ob sie mehr schüchtern oder mehr zudringlich veranlagt waren, die Sache auf. Engele hatte, immer in freundlicher und bescheidener Distanz, eine Art, sie nicht zu verstehen, ja eine fast damenhafte Grazie im Weghören und Ablenken, auf die der wackere Feldgraue nicht gefaßt war und die auf ihn ernüchternd und beleidigend wirkte. So ein Mädchen sollte glücklich und dankbar sein! Und mit ‚Damen' hatte

man es daheim schwer genug. Anstrengen konnte man sich auf Urlaub, hier wollte man es bequemer. Da lobte man sich das strenge, aber heimliche Geheimritual der Familie Wulverghem.

Tante Rosine, ‚la patronne', quittierte jeden Blick verstohlener Bewunderung, der ihrer Nichte galt, mit ihrer höchstexplosiven Wut. Dieses Mädchen, das sie als heimatlosen Flüchtling, als ‚Emigrantin', aufgenommen hatte und dem sie mit der bloßen Duldung eine Wohltat erwies, hatte brav zu sein und nicht bemerkt zu werden. Sie war überhaupt noch ein Kind und hatte es vorläufig, in ihrem Zustand der Mittellosigkeit, zu bleiben. Als aber einmal der Ortskommandant, von einem Ausflug nach Brüssel zurückkommend, eine seidene Bluse für Engele mitbrachte – womit er wohl die Schokolade-Offerten seiner Untergebenen auszustechen hoffte – und als die Tante sogar ihren Leibfavoriten, den Feldwebel Röbig, erwischte, wie er mit angerötetem Kopf dem Engele beim Drehen der Wäschemangel half, da schlug ihre Wut in Haß um, sie sparte nicht mit entsprechenden Beschimpfungen und ließ sie von jetzt ab nur noch hinter verriegelten Türen oder unter Aufsicht des schiefen Leopold arbeiten. Angéline hatte in dieser Zeit keinen Menschen, der ihr nahestand oder dem sie vertraute. So wußte niemand, was sie eigentlich dachte und was sie empfand, worunter sie litt oder worauf sie hoffte. Die Welt, in der sie gelebt hatte, war untergegangen, von der Flut verschluckt. Die aber, in der sie lebte, schien unwirklich und vernebelt wie die schattenhaften Vorhallen des Infernos und wie diese von Lemuren und Fratzen erfüllt statt von lebendigen Menschen.

Vielleicht erinnerte sie sich in der lethargischen Einförmigkeit dieses Lebens auch nicht mehr an das kleine Ereignis, das sich in der Frühzeit des Krieges abgespielt hatte – während der ersten Monate, die sie bei den Wulverghems verbrachte.

Es war ein warmer, sonniger Herbsttag. Der Himmel war klar, aber über den Landstraßen stand eine Wolke von Staub, aufgewühlt von den Stiefeln, Hufen, Rädern der Truppenmassen, die ununterbrochen westwärts marschierten. Ihr Singen klang heiser, rauh und vertrocknet. Von Langemarck her, wo die Schlacht tobte, hörte man das Rollen der Kanonade.

Dies war der Vortag jenes berühmten Sturmangriffs, bei dem man zum erstenmal die jungen Regimenter mit den ‚hohen Nummern', wie wir sie nannten – 221, 222, 223 –, einsetzte, fast ganz aus Freiwilligen gebildet, die dann mit Gesang, wie im Rausch, ins tödliche Feuer liefen. Wer selbst in diesen Tagen als junger Soldat bei der

Truppe stand, bewahrt ihnen, auch wenn er den Krieg verabscheut, eine ernste und mitfühlende Erinnerung.

Gegen Abend zog eines dieser Regimenter durch Lindeken und machte unter den schattigen Bäumen eine kurze Rast. Vor der Wirtschaft der Tante Wulverghem hatte eine Gruppe junger Soldaten haltgemacht, die vom Marsch und vom Durst zu Tod erschöpft waren. Wie sie gingen und standen, hatten sie sich zu Boden geworfen, die verschwitzte Montur aufgerissen, die Tornister unter die Köpfe geschoben. Die meisten schliefen sofort, schnarchten mit offenem Mund, andere zogen ihre Stiefel aus und verbanden stöhnend die blutig gelaufenen Füße. Ein Unteroffizier hatte an die Tür gepocht und für seine Truppe Wasser verlangt, denn am Ziehbrunnen baumelte wie gewöhnlich die leere Kette. Rosine und ihre Töchter wollten mit diesem unprofitablen Geschäft nichts zu tun haben, und der schiefe Leopold entdeckte in solchen Momenten sein patriotisches Herz und stellte sich völlig lahm. So blieb nur Engele, die unter Aufsicht des Korporals zum Brunnen ging und dann die randvollen, schweren Holzeimer den verschmachtenden Leuten zutrug.

Während die anderen Soldaten in gierigen Zügen tranken und ihre Schläfen und Handgelenke mit Wasser kühlten, sah sie einen sehr jungen Menschen neben der Türschwelle am Boden liegen, der so erschöpft zu sein schien, daß er nicht imstande war, den Wasserbecher zu halten. Bevor er ihn an die Lippen führen konnte, fiel er ihm aus der zitternden Hand, das Wasser rann in den Staub, der Kopf des Jungen, mit blasser, schweißbedeckter Stirn, sank hintenüber, als verliere er die Besinnung.

Da lief Engele, in einer Aufwallung von Mitleid, rasch in den Keller und holte ein Glas des starken, belebenden Cidre, des einheimischen, in eichenen Fäßchen dort eingelagerten Äpfelweins. Wortlos kniete sie bei dem jungen Mann nieder, dem der Helm vom schmalen, fast weißblonden Haupt gefallen war, und hielt ihm das Getränk an die Lippen, während sie seinen Hinterkopf leicht mit der freien Hand stützte. Im Augenblick aber, in dem er sich ein wenig auf den Ellbogen hob, um den ersten Tropfen zu kosten, riß ein anderer, der neben ihm saß, ihn an den Schultern zurück. „Nicht annehmen“, stieß er vor, mit einem feindseligen und mißtrauischen Blick auf Engele – „vielleicht vergiftet!“

Es herrschte in diesen ersten, exaltierten Kriegswochen die allgemeine Angst vor Franctireurs oder heimtückischen Akten der Bevölkerung, und alle möglichen Gerüchte gingen um, die oft genug zu vorschnellem Verdacht und entsprechender Behandlung führten.

Engele, die von ihrer Mutter Deutsch gelernt hatte, verstand, was er sagte. Langsam nahm sie das Glas von den schon halb geöffneten Lippen des jungen Mannes zurück, ein Ausdruck von Scham und Trauer verdunkelte ihre Augen. Da aber schlug der Junge plötzlich die seinen weit auf und schaute ihr ins Gesicht. Er hatte den Blick eines Träumenden oder eines eben Erwachten, der nicht recht weiß, wo er sich befindet – und in der kurzen Sekunde, in der er sie anschaute, kehrte die Lebensfarbe in seine Wangen zurück. Dann ging ein schwaches Lächeln über seine Züge, das Angéline unwillkürlich erwiderte, und während er sich mühsam aufrichtete, hörte sie ihn aus trockener Kehle sagen:

„Nein. Die nicht –"

Mehr brachte er nicht heraus.

Doch er griff gleichzeitig nach dem Glas, nahm es aus Engeles Hand und trank es leer, ehe sein Kamerad ihn wieder daran hindern konnte.

Dann setzte er es ab und flüsterte ein leises „Merci", während er immer noch in ihr Gesicht schaute – und plötzlich sank sein Kopf vornüber und fiel, wie eine Frucht vom Baum, der vor ihm Knienden in den Schoß. Seine Augen hatten sich wieder geschlossen, er atmete wie ein Kind im Genesungsschlaf, und in seinem Gesicht blieb jener lächelnde, fast erstaunte Ausdruck von Dank, Vertrauen und Geborgenheit.

Engele hockte, mit vorgeschobenen Knien, regungslos, und hörte die schrille Stimme der Tante nicht, die sie ins Haus zurückbefahl. Kaum merklich strich sie über das Haar des Jungen in ihrem Schoß, das so hell war wie ihr eignes, und trocknete mit einem Zipfel ihrer Schürze den Schweiß von seiner Stirn. Nach einigen Augenblicken gellte eine Trompete, Trommeln begannen zu rasseln, Befehle krähten. Schwerfällig rappelten sich die Soldaten hoch, griffen nach ihren zusammengestellten Gewehren, rückten die Helme zurecht.

Bevor er sich aus ihrem Schoß erhob, flüsterten seine Lippen ein Wort, das sie nicht verstehen konnte. Dann aber, als er schon aufrecht vor ihr stand und mit den Armen durch die Riemen seines Tornisters fuhr, wiederholte er deutlicher: „Wie heißt du?"

„Engele", sagte sie nur – es fiel ihr nicht ein, den ganzen Namen zu nennen.

„Engele?" sagte er, mit einem fast ungläubigen und lächelnden Gesicht – und dieser Ausdruck, als habe er ein Wunder erlebt, war noch in seinen Augen, als ein neues Kommando ihn in die hastig abziehende Kolonne riß.

Dieser junge Mann gehörte zu meiner Schulklasse, die sich geschlossen nach bestandenem Notmaturum am ersten Mobilmachungstag zu den Waffen gemeldet hatte, und er wurde einer von den wenigen, die übrigblieben. Wir standen nicht beim gleichen Truppenteil, und er hat mir seine Geschichte erst später erzählt. Vorher aber erfuhr ich sie von Engele, als ich sie, auch erst nach Jahren, in Brüssel kennenlernte.

Er hieß Alexander von H. und war der Sohn eines hohen preußischen Offiziers. Bei uns in der Schule hatte er, seiner norddeutschen Sprechweise wegen, die wir nicht leiden konnten, viel Spott erdulden müssen. Er war ein zarter Junge, etwas anfällig und von großer musikalischer Begabung. Von seiner schönen, eleganten Mutter wurde er wohl verwöhnt, aber wir hörten mit Grauen, daß der Vater ihn wegen kleiner Vergehen mit der Reitpeitsche züchtigte, um ihn vor Verweichlichung zu bewahren, und daß er ihn einige Male in Dunkelarrest sperrte, wenn er die Äußerung wagte, er wolle nicht Offizier werden, sondern Musik studieren.

Bei Kriegsbeginn aber hatte ihn, wie die gesamte Jugend Europas, die patriotische Begeisterung mitgerissen, und er war als Fahnenjunker zur Infanterie gegangen, weil er dadurch die rascheste Möglichkeit hatte, vor den Feind zu kommen.

Am Tag nach jener Rast in Lindeken wurde er vor Langemarck leicht verwundet, kam in die Heimat zurück, machte nach seiner Wiederherstellung den Krieg in Rußland mit und rückte drei Jahre später, im Sommer 1917, als Leutnant und Kompanieführer mit seinem Regiment wieder nach Flandern.

Alexander hatte die flüchtige Begegnung, die er am Vorabend seines ersten Gefechts erlebt hatte, nicht vergessen. Und als er nach finsteren und blutigen Wochen in den Betonblöcken und Schlammtrichtern des flandrischen Schlachtfelds vierzehn Tage Urlaub bekam, suchte er auf der Karte das kleine Nest Lindeken, an dessen Namen er sich noch erinnerte, und richtete es ein, daß der Stabswagen, der ihn zu einer Bahnstation bringen sollte, dort Rast machte.

Er fand die Straße mit den Lindenbäumen wieder, die Apfelwiese, den üppig wuchernden Gemüsegarten, den Ziehbrunnen, das alte Wirtshaus. Es war, wie wenn man eine Landschaft sieht, die man einmal geträumt zu haben glaubt. Er kehrte im Wirtshaus ein, fast ohne Hoffnung, dieses Mädchen, von dem er ebenso wie von der Landschaft eine sonderbar überhellte Traumvorstellung hatte, nach den drei Kriegsjahren wiederzufinden. Als er dann an einer Tischecke auf einem fleckigen Plüschsofa saß und von einer dicken, über-

mäßig freundlichen Frau mit Cidre bedient wurde, kam ihm das ganze Unternehmen töricht und sinnlos vor. An den Ort seiner Träume, sagte er sich, soll man nicht zurückkehren. Dieses Wirtshaus war ihm so fremd, wie jeder fremde Ort auf der weiten Erde. Auch schien es ihm, ohne daß er sich selbst recht begreifen konnte, als müsse der junge Mensch, der damals halb verschmachtet vor seiner Schwelle gelegen hatte, ein anderer gewesen sein – einer, den es gar nicht gab oder von dem er nur gehört hatte. Er bestellte noch einen Apfelschnaps und wollte gehen, ohne nach diesem Mädchen – das es vielleicht auch gar nicht gab – gefragt zu haben. Da begann ein Orchestrion zu klimpern, und zwei derbe, wohlgenährte Personen schlenkerten herein, die eine mit brillantineglänzendem Ponykopf, die andre mit gebrannten Locken. Die Wirtin wußte, was sie dem Besuch eines jungen Offiziers in Urlaubsuniform schuldig war, und hatte ihre beiden Töchter, die Ölsardine und die Rollgardine, zum Kundendienst befohlen. Die Mädchen setzten sich an seinen Tisch und begannen zu grinsen, in der Erwartung, daß er die übliche Konversation eröffnen oder sie auf ein Glas einladen würde. Alexander aber fühlte sich fehl am Platz, verstimmt und ernüchtert verlangte er die Rechnung. In diesem Augenblick erschien einer der Landwehrsoldaten von der Ortswache und fragte, nachdem er vor dem Offizier krachend die Hacken zusammengeschlagen hatte, ob seine Wäsche noch nicht fertig sei. Eines der Mädchen stand auf und schrie etwas mit einer scharfen, unwirschen Stimme durch die Hintertür. Alexander verstand nicht, was sie schrie, aber er verstand den Namen: „Engele!“

Obwohl er eben bezahlt hatte, blieb er sitzen und starrte auf die Tür.

Kurz darauf sah er Engele, die mit einem Armvoll frisch geplätteter Hemden hereinkam, in ihrem zerschlissenen Arbeitskittel, das Gesicht vom Wäschedampf ein wenig gerötet, die schweren blonden Haare auf dem Kopf zusammengesteckt.

Sie lieferte die Wäsche ab und nahm die Bezahlung entgegen, ohne sich mit dem Soldaten, der ihr ein Trinkgeld gab, aber durch die Anwesenheit des Offiziers ein wenig gehemmt war, auf ein Gespräch einzulassen. Bevor sie die Gaststube wieder verließ, streifte ihr Blick wohl auch den jungen Herrn, der auf der Bank saß und zu ihr hinschaute, aber sie erkannte ihn nicht und schien keine Notiz von ihm zu nehmen.

Alexander stand auf, dann setzte er sich wieder und bestellte neuen Schnaps, was die Mädchen zu verstärktem Grinsen und die

Mama zu verdoppelter Freundlichkeit anfeuerte. Sie dachten, sie hätten es mit einem Schüchternen zu tun, und ließen Platte auf Platte im Orchestrion abspielen, um ihm Stimmung und Mut zu machen. Mit scharfer und fettiger Stimme trällerten die Schwestern den einen oder anderen verschollenen Vorkriegsschlager mit und begannen sogar, miteinander in dem engen Raum zwischen Buffet und Sofa herumzuwalzen, wobei sich ein sauer-süßer Geruch von Schweiß und Haaröl verbreitete. Alexander merkte es kaum, er saß da, wartete, träumte vor sich hin, obwohl sein Fahrer schon einige Male gemahnt hatte, daß man den Urlauberzug in Roeselare versäumen werde.

Statt auf die Bahnstation ließ Alexander sich gegen Abend zum Ortskommandanten fahren und bat um Anweisung eines Quartiers im Dorf. Er fühle sich nicht wohl genug zur Fortsetzung der Reise und möchte sich erst in diesem Ort ausschlafen und ein wenig erholen. Da man von Männern, die von den Schlachtfeldern kamen, allerhand nervöse Marotten gewohnt war, unter anderem tatsächlich öfters eine gewisse Scheu vorm plötzlichen Heimfahren unmittelbar aus der Fronthölle heraus, entsprach er sofort seinem Wunsch, nicht ohne ihn auf die besonderen Vorzüge des Estaminets ‚Zu den dicken Rosinen' aufmerksam zu machen – für den Fall, daß der Herr Kamerad sich ablenken wolle.

An diesem Abend bekam er Engele nicht zu Gesicht. Er saß in der Wirtschaft herum und betrank sich langsam, bis ihm, wie damals, vor Müdigkeit die Augen zufielen. Dann ging er zu Bett – ein ungelöstes Rätsel für Rosine und ihre Töchter, die ihre sonst so erfolgsgewissen Bemühungen, vom Ehrgeiz gepackt, bis zur Erschlaffung fortgesetzt hatten.

Aber am anderen Morgen, im ersten Frühlicht, sah er sie von seinem Fenster aus aufs Feld gehen. Er war im gleichen Augenblick erwacht und vom Bett aufgesprungen, als er unten die Scheunentür knarzen hörte. Es war Sommer, sie trug nur eine leichte Trägerschürze ohne Ärmel und weder Schuhe noch Strümpfe. Der schiefe Leopold humpelte als Aufpasser hinter ihr drein.

Er folgte ihnen, so rasch es ihm möglich war, beobachtete aus kurzer Entfernung, wie sie auf einem Feldstück Frühkartoffeln auszuklauben begann, und als der schiefe Leopold sich im Schatten eines Baumes zum Schlaf hingestreckt hatte, sprach er sie an.

„Sie sind Engele", sagte er, ohne Scheu oder Unsicherheit.

Sie nickte erstaunt und richtete sich von der Arbeit auf.

„Ich habe Sie gleich wiedererkannt", fuhr er fort, „als Sie gestern

in die Gaststube kamen. Aber ich wollte vor den anderen nicht mit Ihnen reden. Deshalb bin ich über Nacht hiergeblieben."

„Kennen wir uns denn?" fragte sie befremdet.

„Sie mich nicht", sagte er lachend, „aber ich Sie! – Ich habe einmal in Ihrem Schoß geschlafen", fügte er, über ihre abweisende Miene belustigt, hinzu. „Allerdings nur ein paar Minuten. Aber für mich war es eine Ewigkeit. Das ist schon fast drei Jahre her."

„Mein Gott", sagte sie plötzlich, „das waren Sie? – Sie sahen damals so elend aus –."

„Und Sie gaben mir ein Glas voll Cidre. Ein Kamerad warnte mich –."

Sie nickte.

„Jetzt weiß ich alles wieder", sagte sie und sah ihn an.

Er streckte die Hand aus, und sie wischte die ihre, bevor sie einschlug, an der Schürze ab.

„Ich muß immer daran denken", sagte er leise.

Sie senkte den Kopf.

Dann schwiegen sie eine Weile, und er hielt ihre Hand.

„Wo kommen Sie jetzt her?" fragte sie schließlich und entzog ihm langsam die Hand.

„Von dort", sagte er und machte eine Bewegung mit dem Kopf zum westlichen Horizont, von dem ein ganz leises, kaum merkliches Dröhnen vernehmlich war, mehr wie eine fortgesetzte, schwingende Erschütterung der Luft.

„Ich habe zwei Wochen Urlaub. Ich sollte gestern nach Hause fahren."

„So haben Sie schon einen Tag versäumt", sagte sie.

„Nicht versäumt!" rief er. „Ich wollte Sie wiedersehen."

„Dann fahren Sie heute?" fragte sie.

„Ich weiß nicht", sagte er, „ich habe keine Eile. Ich möchte so gern etwas mehr mit Ihnen sprechen."

„Das geht nicht", sagte sie und schaute sich ängstlich um, „ich muß arbeiten."

„Müssen Sie den ganzen Tag arbeiten?"

Sie nickte.

„Und am Abend?"

„Sie sollten heimfahren", sagte sie. „Werden Sie nicht erwartet?"

Er schüttelte den Kopf.

„Es weiß noch niemand, daß ich Urlaub habe. Es kam plötzlich. Ich kann genausogut einen Tag später eintreffen. Ich versäume nichts."

Sie zögerte kurz.

„Wenn Sie mehr mit mir sprechen wollen", sagte sie dann, „kommen Sie heute abend an den Brunnen, wo die Bank steht. Aber Sie müssen nicht hierbleiben – meinetwegen."

„Doch, Engele", sagte er lächelnd, „deinetwegen."

Er blieb die zwei Wochen.

Sie trafen sich jeden Abend an der Bank, die beim Ziehbrunnen hinter dichten Ligusterbüschen verborgen war.

Ihn zog es nicht nach Hause. Er war ein paar Tage dort gewesen, bevor man seine Truppe nach Flandern transportiert hatte, und er hatte sich so fremd und so allein gefühlt wie nie in seinem Leben. Der Vater war Gouverneur einer Garnisonstadt geworden, er ging auf etwas kalkigen Beinen sporenklirrend umher und redete immer noch die gleichen kriegsbegeisterten Sätze, die vor drei Jahren frisch und feurig geklungen hatten. Jetzt klangen sie für das Ohr des jungen Mannes, der die Wirklichkeit des Krieges kennengelernt hatte, unsagbar schal, hohl und beschämend. Abends saß man mit einigen älteren Offizieren am Stammtisch, ließ den Kaiser hochleben, trank auf den kommenden Sieg und erzählte sich dann dieselben öden Witze, die ihm vom Kasino seines Regiments her zum Überdruß bekannt waren. Die Mutter war sehr still und grau geworden, und in ihr schönes Gesicht, das früher von zärtlicher Lebenswärme erfüllt war, solange er ihr Kind sein durfte, hatte sich ein starrer, bitterer Zug eingegraben. Sie ging jeden Tag zur Aufsicht in die Rote-Kreuz-Küche und nachmittags zu ihrem Damenkränzchen, wo man Wollsachen für die Soldaten strickte und einförmige Gespräche führte. Ihn quälte die Erinnerung daran, wie sie sich beim Abschied von ihm gewaltsam die Tränen verkniff. Und die jungen Mädchen, die er getroffen hatte, erschienen ihm blöd, albern, abgeschmackt. Er hatte nichts mit ihnen zu reden. Er wußte: wenn er zu irgendeinem dieser Menschen auch nur ein Wort äußern würde von dem, was er wirklich dachte und empfand – sie würden zu Eis erstarren vor Unverständnis und Hilflosigkeit. Sie würden ihn für krank halten oder für wahnsinnig. Was sollte er dort?

Dabei war er keineswegs ein Grübler oder ein Sonderling. Er empfand wie jeder andere das natürliche Bedürfnis des jungen Menschen nach Heiterkeit, Gesellschaft, gemeinsamer Lebenslust – und mehr noch den immer brennenden Durst nach jener Nähe, jener Wärme, jenem befreienden Einverständnis, das nur vom andern Geschlecht her aus dem magnetischen Kern der Liebesbegegnung erwach-

sen kann. Er fand nichts dergleichen in den Tanzlokalen und Cafés der Etappenstädte oder wo sonst ein wenig Lust oder Betäubung zu kaufen war. Er begriff seine Kameraden, denen das gefiel, aber ihm genügte das nicht. Die körperliche Sehnsucht war für ihn in den Jahren der vorzeitigen Reifung und des ausschließlichen Lebens in einer Männergemeinschaft mit der seelischen zusammengeschmolzen, und die eine konnte ohne die andere keine Erfüllung finden.

Zwischen ihm aber und Engele war ohne viel Worte und ohne Erklärung alles da, wonach er verlangte. Sie war so jung, so alt und so einsam wie er. Ihre Mutter, selbst von deutscher Abstammung, war durch ein deutsches Geschoß getötet worden. Ihr Vater und ihr früherer Bräutigam – sie erinnerte sich nicht mehr an sein Gesicht – standen drüben in der anderen Front, der Front ihrer Nation – oder waren vielleicht schon gefallen. Der junge Mann hier an ihrer Seite mochte mit ihnen gekämpft haben – auf sie geschossen. Er gehörte zu denen, die man ‚die Feinde' nannte. Aber er hatte drei Jahre lang nicht vergessen, daß sie einmal gut zu ihm war – und sie hatte noch nicht einmal etwas Besonderes für ihn getan, was in ihrer eignen Erinnerung einen Wert gehabt hätte. Jetzt war er zu ihr gekommen, als ob sie durch ein gemeinsames Band miteinander verknüpft wären, und sie fühlten diese Verbundenheit als etwas ganz Selbstverständliches, Klares und doch unendlich Geheimnisvolles, das man kaum aussprechen durfte und auch nicht auszusprechen brauchte.

Vielleicht war es *das* Geheimnis, nach dem die Menschen so verzweifelt suchten und das sie mit all den Kämpfen und all der Macht ihres Geistes nicht herbeizwingen konnten? Zwischen diesen beiden jungen Menschen war es gelichtet.

Sie fühlten nicht nur, sondern sie wußten etwas Gemeinsames: einen neuen, noch ungeborenen Sinn des Lebens, dessen Ahnung sie mit einer herrlichen Zuversicht erfüllte. Sie saßen abends auf der Bank nebeneinander, oft schwiegen sie und spürten doch, daß sie das gleiche dachten, oft redeten sie viel und leise von allem, was ihnen einfiel. Bald wußten sie mehr voneinander, als jeder allein bisher von sich selbst gewußt hatte. Sie berührten sich kaum, aber der Strom zwischen ihnen war stärker und wirklicher als alles Stoffliche, und die Kraft ihrer Vorstellung schenkte ihnen das Beste: die Erkenntnis, das volle Bewußtsein des Glücks.

WIE ALLE Liebenden waren sie in ihren gemeinsamen Stunden allein auf der Welt und vergaßen, daß es Augen, Ohren und Mäuler gibt, die nimmer ruhen und keine Grenzen achten. Wie alle Lieben-

den waren sie überzeugt, daß niemand ihr Geheimnis kenne – und daß kein Mensch sich darüber Gedanken mache, wohin der merkwürdige junge Leutnant am Abend spazierenging. Denn es war ja keines anderen Sache – dachten sie. Rosine und ihre Töchter dachten anders.

Das Rätsel des Offiziers, der trotz Alkohol, Orchestrion und zärtlichem Hüftendruck nicht angeregt werden konnte, war für sie gelöst. Und der Fall Engele war in ihren Augen völlig klar: das war eine Heimliche, eine Durchtriebene, eine ganz abgefeimte Person, der das gewöhnliche Kriegsbrot nicht gut genug war und die auf den feinen Kuchen gespitzt hatte. Natürlich mußte sie diesen Herrn schon früher getroffen und mit ihm angebandelt haben, denn es lag auf der Hand, daß er ihretwegen hergekommen war. Die Dämlichkeit und Verschlafenheit des schiefen Leopold mußten ihr die Gelegenheit zu solchen heimlichen Bekanntschaften gemacht haben. Wer weiß, was sie sich schon zusammengespart hatte, ohne daß die Familie daran beteiligt war. Rosine kochte vor Wut, aber sie wagte nicht, etwas zu unternehmen, solange der Offizier selbst anwesend war. Sie schloß aus dem respektvollen Verhalten der anderen Militärs – das mehr dem Namen und Rang seines Vaters galt als dem jungen Herrn selber –, daß er eine höhere, vielleicht einflußreiche Persönlichkeit sei, die man besser nicht inkommodieren sollte. So sparte sie sich die Befriedigung ihrer Rache für später. Aber sie paßte scharf auf, daß die Scheunentür, hinter der Engele schlief, fest verschlossen war, wenn sie abends um zehn zu Bett gehen mußte. Den einzigen Schlüssel zog sie persönlich ab und verwahrte ihn unter ihrem Kopfkissen. Sie wollte ihr wenigstens das Vergnügen schmälern, soviel sie konnte.

Auch der Etappenfeldwebel Röbig, der Ortskommandant Lüdemann und die anderen Stammgäste wußten Bescheid und stießen einander unterm Tisch an, wenn Alexander sich nach dem frühen Abendbrot verabschiedete, um noch etwas frische Luft zu schöpfen. Der Feldwebel Röbig hatte sich sogar einmal zum Brunnen geschlichen und hinter den Büschen versteckt, aber die Büsche waren den Liebenden treu mit ihrem dichten Blattwerk, der Nachtwind übertönte raschelnd ihr leises Gespräch, und die Dunkelheit hüllte sie ein. Der Lauscher konnte nichts verstehen und ihre dicht zusammengerückten Gestalten nur undeutlich erkennen. Desto deutlicher arbeitete seine Phantasie, denn er mußte den Herren vom Stammtisch ja etwas bieten. Er tat es so reichlich und mit solch hemmungsloser und drastischer Darstellungskunst, daß es bei denen einen gewissen Respekt erzeugte, ja eine mit Neid gemischte Bewunderung für

Alexander und seine geheimen Manneswerte. Gleichzeitig nagte an ihnen der Ärger und die Enttäuschung über Engele, die man für uneinnehmbar gehalten hatte und von der sich jetzt herausstellte, daß sie das nur für sie, die Stammgäste, aber keineswegs für einen anderen war. Nichts macht Männer – oder vielleicht die Menschen überhaupt – so böse, schamlos und minderwertig wie verletzte Eitelkeit. So kam es, daß man Alexander mit einer Art von perfider und devoter Freundlichkeit behandelte – denn man würde ihn ja bald genug wieder los sein –, Engele jedoch mit gemeinen Augen und rachsüchtigen Gedanken verfolgte – wovon sie um so weniger bemerken mochte, je mehr sie in den Wellen ihres unverhofften Glücks versank.

Am letzten Tag seines Urlaubs ging vorne, in der Front, die Hölle los. Die zweite große Flandern-Offensive der Alliierten hatte begonnen. Das Getöse des fernen Trommelfeuers machte die Scheiben klirren, und der Schlachtenlärm schien stündlich näher zu kommen. Schon waren wie Pauken- und Beckenschläge in dem allgemeinen Gedröhn die Salven und Lagen einzelner Batterien unterscheidbar. Schon spürte man die Abschüsse der schweren Eisenbahngeschütze bei Roeselare wie Erdbeben unter den Sohlen. Bei Wytschaete, bei Dixmuiden, im Houthoulster Wald, überall drangen die Angreifer vor. Truppen hasteten vorbei, in rasenden Eilmärschen zu den gefährdeten Frontlücken hin. In den verbissenen Gesichtern der Männer stand das Wissen um das, was ihrer wartete. Ununterbrochen kamen die Sanitätswagen von der Front, mit ihrer jammervollen Last. Verstaubte Ordonnanzen ratterten durch das Dorf. Erde und Himmel dröhnten von Motorengeräusch und vom Feuer der Flugzeugabwehrgeschütze. Höchstalarm war angeordnet, alle Urlaube aufgehoben.

Alexander stellte durchs Stabstelefon fest, daß sein Regiment, zu dem er sich am nächsten Morgen mit einem Ersatztransport begeben sollte, in der schlimmsten Durchbruchslinie stand. Er machte sich marschbereit und wartete, mit jener Mischung von Gleichmut und Übelkeit, von innerer Abgestorbenheit und Widerwillen, mit der man damals, nach vielen Erfahrungen, wie im Zwang eines nicht zu verscheuchenden Alptraums, in solche Schlachten ging.

Die Etappenleute, auch die Zivilisten, lauschten verstört auf die Geräusche des näher kommenden Sperrfeuers. Manche der Einheimischen mit einem befriedigten oder hoffnungsvollen Licht in den Augen, in denen gleichzeitig eine gefährliche Drohung lauerte. Bei Einbruch der Dunkelheit ebbte der Lärm kurz ab, um dann vor

einem rötlich flammenden Horizont neu aufzubrüllen. Mitten in der Nacht gab es in Lindeken Fliegeralarm, und gleich darauf hörte man zum erstenmal in diesem Dorf das pfeifende Zischen und den betäubenden Krach einer niedersausenden Bombe. Alles stürzte, der Vorschrift entsprechend und von der Angst gejagt, in die vorbereiteten Keller und Schutzstände. Im Nu waren Betten und Häuser menschenleer, und die Bewohner, Freund und Feind, für den Rest der Nacht in Höhlen und Gewölben zusammengedrängt.

Die Familie Wulverghem hatte sich unter Jammern, Fluchen und unbeherrschtem Gekreisch in ihren mit Sandsäcken abgedeckten Kartoffelkeller geflüchtet. Die dicke Rosine war in ihrer Angst die steile Treppe hinuntergefallen, und auf ihr landete der schiefe Leopold gleichzeitig mit dem Feldwebel Röbig, die sich in diesem Augenblick der Not den Platz nicht streitig machten. Die Damen breiteten Kartoffelsäcke über ihre luftigen Nachtgewänder, man fand auch eine Flasche Schnaps und fühlte sich nach dem ersten Schreck bald ganz behaglich da drunten. Engele hatte man vergessen. Der Schlüssel zu der ungeschützten Scheune, in der ihr Bett stand, steckte unter Rosines Kopfkissen. Alexander rüttelte vergeblich an der Scheunentür, weder er noch Engele kannte das Versteck des Schlüssels. Er hörte ihre Stimme von drinnen, die ihm zurief, er solle sich in Sicherheit bringen, sie habe keine Angst. Da packte er eine Wagendeichsel, die an der Wand lehnte, und brach die Tür auf. Sie standen einander gegenüber, das einfallende Mondlicht verklärte ihre Gesichter. Sie dachten nicht mehr an Krieg, an Flucht, an Gefahr. Jetzt waren sie wirklich ganz allein auf der Welt. Zum erstenmal umarmten sie einander, im Genuß und im Wissen einer längst durchlebten Leidenschaft, und konnten kein Ende finden. Ihre Herzen pochten ohne Furcht, und sie hörten nur den Schlag ihres Blutes. Das Krachen und Schmettern von draußen kümmerte sie nicht. Im Dorf rauchten Ruinen, rannten Männer mit Tragbahren, bellten die Abwehrgeschütze. Sie wußten nichts mehr davon. Vielleicht ersehnten sie in dieser Stunde den Tod als eine höchste Erfüllung. Aber der Tod ging vorüber, und das volle Leben überwältigte sie.

NACH WOCHEN, in denen man fast vergessen hatte, daß der Mensch zum Schlafen die Stiefel ausziehen kann, fand ich mich plötzlich allein, gebadet, rasiert, mit einem frisch gekauften Seidenhemd auf der Haut, zu einem dreitägigen Sonderurlaub in Brüssel. Ich saß auf dem Bett, nach zwölf Stunden Schlaf und dem endlosen Genuß des langsamen, unbeeilten Aufstehens, in einem Einzelzimmer des für Offizie-

re requirierten ‚Hotel de la Paix' und sperrte von Zeit zu Zeit den Mund auf. Da war so ein merkwürdiges Dröhnen im Kopf, und die ungewohnte Stille machte sich in den Ohren fühlbar wie der leichte Schmerz beim Landen eines Flugzeugs.

Als ich allmählich zu glauben begann, daß ich wirklich hier war – und nicht in einem Lehmloch mit Scherenfernrohr, Schrapnellbeschuß und kostenloser Aussicht auf die durchlöcherte Tuchhalle von Ypern –, machte ich mich auf meinen Weg. Ich kannte Brüssel von früheren Urlaubstagen und liebte es. Das schönste aber in solchen kurzen geschenkten Atempausen zwischen den langen Spannen der Ödigkeit oder der Schrecken war das Alleinsein. Allein unter vielen Menschen, die man, wenn man wollte, sehen, hören, mit allen Sinnen wahrnehmen konnte – oder auch gar nicht zu bemerken brauchte. Vor allem: mit denen man nicht in einer unwürdigen, qualvollen Enge bis zum Erbrechen zusammenklebte. Das war der Traum vom Frieden. Vom Leben als freier Mann. Das Einzelgehen. Das ungestörte Denken. Die Selbstvergessenheit. Nirgends konnte man diesen Traum so auskosten wie beim Herumstreifen in einer großen, immer noch lebensvollen Stadt, in der man ein Fremder war. Den größten Teil des Tages verbrachte ich auf dem ‚Mont des Arts', an den Ständen der Buch- und Kunsthändler, im Dämmer steinkühler Kirchenschiffe, in den Sälen des ‚Alten Museums', bei der Blauen Madonna des Roger van der Weyden, den Dämonen des Hieronymus Bosch und vor den Gestalten Rodins, die mich, in der Einsamkeit einer kaum besuchten Vorhalle, auf eine unbeschreibliche Weise erregten und zugleich beschwichtigten. Ich war zwar zwanzig, das dritte Jahr an der Front, mir wollte das Herz zerspringen vor Glück oder Schmerz über das Schöne, das Große in der Welt und von dem ungestillten Drang, sich ihm zu nähern.

Dann kam die Abendstunde, in einer Erkernische des Cafés Hulstkamp, mit dem opaligen Schillern des Aperitif und dem Himmel, der in den hohen Fenstern gleißte wie eine Fischhaut, während das Gewoge der Stimmen von den Boulevards und das Ausschreien der ‚Gazette des Ardennes' fremdartig heraufschwoll, und dann war der Himmel fort, und die Nacht war da, und man wurde ruhelos und hungrig.

So ging ich – nach einer gewaltigen Mahlzeit in der ‚Épaule de Mouton', wo es auch damals noch alles Erdenkliche zu essen gab, vom Wein ganz zu schweigen – nicht mehr sehr nüchtern, aber zielbewußt, in die ‚Gaîté'.

Eine Nacht in Brüssels ‚La Gaîté' war der Wunschtraum des gan-

zen Heeres, das heißt seines bevorzugten Teils. Der andere, größere Teil wagte nicht mal im Traum an einen Einlaß in dieses Paradies zu denken. Denn vor seinen Pforten prangte ein mächtiges Schild: NUR FÜR OFFIZIERE.

Für Mannschaften hatte man in den Etappenstädten primitivere Gelegenheiten geschaffen, die durch völlige Illusionslosigkeit gekennzeichnet waren und das Bedürfnis von seiner rein sanitären Seite her regulierten. Sie hatten etwa den Komfort und das Cachet einer Entlausungsanstalt und lagen auch gewöhnlich in deren Nähe.

Die ‚Gaîté' aber, Brüssels elegantestes Nachtlokal, rechnete durchaus mit dem menschlichen Verlangen nach Illusion. Ihre weiträumigen Salons in Gold, Stuck und rotem Plüsch, reichlich mit Spiegeln und Kristallkandelabern verziert, waren um ein hübsches kleines Vaudeville-Theater gebaut, in dem es abends eine vom Kaiserlichen Generalgouverneur zensurierte Revue in dezenten Kostümen gab. Nach Mitternacht aber gab es geschlossene Vorstellungen, von denen der Gouverneur sich vermutlich nichts träumen ließ und die dem Direktor keine weiteren Kostümspesen verursachten. Die Damen erschienen im eigenen Haar. – In den angrenzenden Tanz- und Klubräumen, vor allem in den berühmten ‚Chambres séparées', deren Einrichtung noch aus der Zeit Nanas und Offenbachs zu stammen schien, ging es die ganze Nacht hoch her. Nicht nur die engagierten Künstlerinnen, sondern ein wahres Massenaufgebot eindeutiger Frauen und Mädchen aller Altersklassen sorgten dort für die Unterhaltung der Gäste, von denen die meisten am nächsten Tag schon wieder die Fahrt in ein ungewisses – oder ziemlich gewisses – Schicksal antreten mußten. Sie sparten daher mit nichts, sondern gebärdeten sich, als könnten sie in den paar Nachtstunden die Summe eines ganzen Lebens und all seiner verpaßten Freuden zusammenkaufen und in sich hineinschlingen. Dementsprechend waren die Preise. Die paar Flaschen Champagner, mit denen man sich die nötige Stimmung und die Achtung des Personals erwarb, kosteten die mobile Monatsgage eines Leutnants. Aber in den Schützengräben konnte man sie doch nicht loswerden – und jetzt saß man, zum Teufel, in der ‚Gaîté', ein Mann unter Männern, und wußte nicht, wann man das nächste Mal, oder ob je überhaupt wieder, eine Frau besehen werde. Auch hieß es, daß hier nicht jedes beliebige Frauenzimmer hereinkommen könne, sondern nur die bessere Crème – so daß man sich auch darüber noch einer Illusion hingeben durfte.

Ich machte mir keine, aber ich hockte jede Nacht, die mir in Brüssel vergönnt war, dort herum, oft bis zum andern Morgen. Ich

hätte sonst das Gefühl gehabt, etwas zu versäumen. Man soff sich die heimliche Depression aus dem Schädel, oder noch tiefer in sich hinein, und fühlte sich irgendwie zu Hause in dieser dicken Luft von Rauch und Menschenfleisch, melancholischer Exaltiertheit, vertuschter Verzweiflung, in welcher dennoch der große Pan, der spielende Eros, der ungeheure liebende Drang in aller Kreatur, sein leibliches Wesen trieb.

Ich war dort durch einen höchst bemerkenswerten Herrn eingeführt worden, mit dem ich auch heute hier verabredet war. Zum erstenmal hatte ich ihn auf einer früheren Urlaubsfahrt nach Brüssel getroffen, und zwar in der Eisenbahn. Ich saß in einer Ecke und las in einem Band Rimbaud, den damals kaum jemand kannte und den ich bei einem ‚Bouquineur' in Charleville entdeckt hatte. Plötzlich begann der Herr auf dem Sitz gegenüber, indem er die Augen hinter seinen scharfen Brillengläsern schloß, das Sonett vom ‚Farbwert der Vokale' auswendig herzusagen, mit einer schwachen, heiseren Stimme, aber in einem vollendeten Französisch. Er trug Zivil und war Agent der Sittenpolizei in Brüssel, der die Beaufsichtigung und Kontrolle des Nachtlebens unterstand. Sicher hatte er auch mit dem Geheimdienst zu tun, vermutlich für beide Seiten. In seiner freien Zeit übersetzte er Gedichte, züchtete Perserkatzen und spielte Cembalo. Er war klein, mittelalt, unscheinbar. Die Mädchen in der ‚Gaîté', bei denen er eine sagenhafte Beliebtheit genoß, nannten ihn ‚Monsieur le Curé', weil er sie wohl an den dunklen Mann im Beichtstuhl erinnerte, zu dem sie ihre Kindersünden getragen hatten. Jede Nacht saß er in den Salons und regelte die kleineren und größeren Zwischenfälle auf eine lautlose und humorige Art, hinter der sich eine Fülle von Macht und Menschenkenntnis verbarg. Für mich war er, mit seiner versteckten Gefährlichkeit und seiner zweideutigen Welterfahrung, eine faszinierende Gestalt, die den Horizont meiner sonstigen Bekanntschaften bedeutend überragte – und außerdem hatte ich durch ihn die schlimme Lysett kennengelernt, der ich damals, in einer mit Grauen und Neugier gemischten Bewunderung, ergeben war.

Allein hätte ich mich nie an sie herangetraut – denn die schlimme Lysett gehörte nun wirklich zu den wenigen sensationellen Erscheinungen der ‚Gaîté'. In der Frühe schien auch sie aus der Zeit Nanas zu stammen, am Abend war sie, mit ihrer tollen Figur, der etwas verrückten Schönheit ihrer Augen und ihrem barbarischen Mund, völlig aus unserer Zeit.

Ein ganzer Legendenkranz, grotesker und schauerlicher Natur,

wob sich um ihre Vergangenheit, und jeder neue Tag bereicherte das Epos ihres Lebens um etwas Unglaubliches. Aber wer die schlimme Lysett kannte, bezweifelte nichts. So hieß es von ihr, sie habe ihren früheren Geliebten, als sie ihn mit ihrer besten Freundin im Bett erwischte, kurzerhand mit seinem eigenen Rasiermesser kastriert und der Freundin die Brüste abgeschnitten, sei jedoch bei Gericht mit einer geringen Strafe davongekommen, da sich die beiden Betroffenen als durch sie nicht ernstlich geschädigt bezeichneten. Sie hatte ihnen nämlich eine überaus generöse Lebensrente ausgesetzt, was bei den Richtern zu ihren Gunsten sprach und ihrem Verbrechen einen Schimmer von Menschlichkeit verlieh. Die schlimme Lysett war immer bei Kasse und eigentlich mehr Geschäftsfrau als Buhlerin (obwohl man von ihr behauptete, daß sie von Kronprinzen bis zu Bettelknaben, Patagoniern, Futuristen, Armeeoberpfarrern und Ziegenböken mit allem geschlafen habe, was männlichen Geschlechtes sei). Der Curé hatte mir erzählt, daß sie im Bereich des Schleichhandels und der Valutaschiebung ein kommerzielles Genie wäre – vermutlich war er beteiligt. ‚Kleine Fische' wie unsereinen hatte sie nicht nötig, aber sie nahm sie mit, wenn es ihr Spaß machte, oder auch weil sie eine Person war, die den Heller ehrte. Dabei war sie in Geldsachen keineswegs kleinlich. Das durfte ich selbst erfahren, da ich bei meinem ersten Besuch in der ‚Gaîté' mehr ausgegeben hatte, als ich bei mir trug. Der Curé, der nach Hause gegangen war, hatte mich ihr ans Herz gelegt, und als sie sah, daß ich in Verlegenheit kam, steckte sie mir ungezählt ein Bündel Scheine in die Tasche, mit den Worten: „Wenn du nicht zurückzahlst, wirst du in vierzehn Tagen fallen. Zahlst du zurück, dann bete ich vielleicht für dich." – Ich zahlte zurück, obwohl ich mich auf ihr Gebet nicht unbedingt verließ, aber es schien zu wirken, und das begründete unsere Freundschaft.

An diesem Abend fiel mir ein junges Mädchen auf, das mit einem umgehängten Tragkasten in den Salons ab- und zuging und Zigaretten verkaufte. Sie trug ein einfaches schwarzes Kleid, hochgeschlossen, mit weißem Kragen und weißer Spitzenschürze, was zu ihrer hellen Haut und ihren weichen blonden Haaren besonders gut aussah, und überhaupt wirkte unter all dieser nackten oder halbnackten Weiblichkeit eine angezogene Frau wie die Erscheinung einer Nackten auf den heiligen Antonius. Ich beobachtete, wie sie auf Anruf in die kleinen Logen und Extrazimmer trat, in denen es manchmal wüst zuging, und mit einer gleichmäßigen, gelassenen Freundlichkeit ihre Arbeit tat. Von ihrem Gang, ihrem Gesicht, den Bewegungen ihrer

Hände schien eine Art von Harmonie, eine innere Sicherheit auszugehen – als sei der Kern ihres Wesens gar nicht hier, sondern irgendwo anders, unberührbar von allem, was um sie her geschah.

Die schlimme Lysett fing meinen Blick auf, der dem Mädchen folgte, und sie schlug mir mit ihrem schwarzen Pleureusenfächer sanft übers Gesicht. „Augen weg!“ sagte sie, „das ist nichts für euch.“

„Warum?“ erwiderte ich, in einem jähen Mute zur Rebellion – „glaubst du, du hast mich für so was schon zu sehr verdorben?“

Ehe mich die Tigerin ganz zerreißen konnte, winkte der Curé, der mit seinem chinesischen Lächeln unserem kleinen Disput gefolgt war, das Mädchen heran.

„Engele!“ rief er – „Zigaretten! – Überzeugen Sie sich selbst“, sagte er dann zu mir, „Sie können deutsch mit ihr sprechen.“

„Nun, mein Fräulein“, sagte ich – immer noch in einem gewissen Trotz gegen Lysett, aber schon nicht mehr ganz sicher – „sind Sie wirklich so keusch wie Ihr Name?“

Sie sah mich an, mit einem ruhigen, forschenden Blick, in dem etwas wie mütterliches Verständnis oder Nachsicht lag.

„Das werde ich oft gefragt, mein Herr“, sagte sie dann, „und ich weiß nie, was ich darauf antworten soll.“

„Oh, verzeihen Sie“, sagte ich, leicht beschämt.

„Mach dir nichts draus, Angéline“, sagte Lysett, „er ist noch zu jung. Aber wenn er älter wird, kann etwas aus ihm werden.“

„Falls er älter wird“, fügte ich bei und grinste.

„Ach“, sagte Angéline, fast erschrocken, „der Krieg kann nicht mehr lange dauern...“, und ich fühlte, daß der warme Ton ihrer Stimme und der Ausdruck von Trauer und Hoffnung in ihrem Gesicht nicht mir galt, aber durchdrungen war von einem Wissen oder Leiden um jedes gefährdete Leben.

„Du hast recht“, sagte ich leise zu Lysett, „sie ist nichts für uns“ – indem ich ein hohes Trinkgeld auf Engeles Kasten legte, das sie mit dem gleichen, bescheidenen und gütigen Liebreiz akzeptierte.

Später in der Nacht gab es plötzlich in einem Nebenraum Radau. Ein betrunkener Rittmeister hatte versucht, das Zigarettenmädchen von hinten zu umarmen, und ihr dabei, da sie sich gegen seinen Angriff wehrte, den Tragekasten mit dem ganzen Inhalt heruntergerissen. Sämtliche Damen waren zu ihrer Hilfe herbeigesprungen und gebärdeten sich, als wolle man ihnen ihr einziges Kind erschlagen. Die Zigaretten rollten am Boden herum, die Frauen kreischten, der Rittmeister brüllte vor Wut, beschimpfte das attackierte Mäd-

chen, die an allem schuld sei, und verlangte von der bestürzten Direktion ihre Bestrafung.

Lysett, die, schon ziemlich illuminiert, gerade mit mir getanzt hatte, horchte kurz auf, ließ mich los und rannte wie zum Sturmangriff in den betreffenden Raum. Ohne lang zu fragen, kämpfte sie sich zu dem tobenden Rittmeister durch und knallte ihm rechts und links zwei peitschende Ohrfeigen.

Was jetzt folgte, läßt sich nicht mehr der Reihe nach erzählen. Der Rittmeister bekam einen nervösen Lachkrampf, man schrie nach einem Arzt, nach der Polizei, nach Cognac, nach Säbeln und Pistolen, denn nun ohrfeigten sich bereits zwei andere Herren, die mit der Sache gar nichts zu tun hatten und sich nur gegenseitig auf die Füße getreten waren. Alle privaten Streitigkeiten brachen wie alte Wunden auf. Mädchen schrien ihren Kavalieren lang verschluckte Wahrheiten ins Gesicht, andere Frauen rissen sich gegenseitig an den Haaren, Kellner empörten sich gegen ihre Chefs und ihre Gäste, fristlose Entlassungen wurden herausgedonnert, und eine kleine schwarze Wallonin, die den Spitznamen ‚La Mitrailleuse' hatte, schmiß mit Gläsern. Die schlimme Lysett hatte sich inzwischen über den von ihr gefällten Rittmeister hergemacht, der in einem Klubsessel lag und immer noch wie ein Papagei kreischend weiterlachte, nahm ihm die Brieftasche heraus und zahlte davon der Direktion den Zigaretten- und Gläserschaden, nicht ohne eine Abrechnung zu verlangen. In dem allgemeinen Getöse stand plötzlich der Curé auf einem Tisch, grau bebrillt und unscheinbar, machte der Musik ein Zeichen und begann mit seiner schwachen, heiseren Stimme den Text eines damals bekannten Schlagers zu singen: „Toujours content – pas maintenant –"

(Die Fortsetzung kann ich, selbst auf französisch, dem Papier nicht zumuten.)

Der Zauber wirkte sofort, nach ein paar Minuten sang alles mit, die Mädchen begannen paarweise in einem raschen Onestep durch den Saal zu rasen, und ein allgemeiner Versöhnungstaumel brach aus.

Inmitten des Aufruhrs hatte ich mich nach dem Zigarettenmädchen umgeschaut. Sie lehnte totenblaß in einer Ecke, mit starren, tränenlosen Augen.

„Machen Sie sich nichts draus", sagte ich zu ihr und versuchte, einige der zerstreuten Zigarettenschachteln unter den Füßen der Menge für sie aufzusammeln. – „Sie können doch nichts dafür."

„Jetzt werde ich meine Stellung verlieren", flüsterte sie.

„Vielleicht ganz gut so", sagte ich, „das hier ist kein Ort für Sie."

„Der einzige, wo man mich aufnahm", sagte sie, mit einem Ausdruck von Angst und Verzweiflung im Gesicht, den ich mir nicht zu deuten wußte. Da erschien Lysett, die als unbestrittene Siegerin aus dem Getümmel hervorgegangen war, mit dem eingeschüchterten Direktor des Etablissements. „Es ist alles in Ordnung", sagte sie strahlend, „der Rittmeister hat sich entschuldigt. Du kannst morgen hier weitermachen wie immer. Aber für heut ist es genug."

Mit einer mütterlichen Gebärde strich sie ihr übers Haar und winkte mir, da sie sah, wie ihr die Knie zitterten.

„Komm, hilf", sagte sie, „wir nehmen sie mit."

Nie werde ich diese Nacht vergessen, in der ich Angélines Geschichte erfuhr. Sie lag, immer noch blaß und zitternd, bis zum Hals von einer Damastdecke eingehüllt, in dem viel zu großen Prunkbett, das fast das ganze von Lysett bewohnte Zimmer ausfüllte. Lysett, in ungeniertester Nachttoilette, das Gesicht triefend und glänzend von fettiger Vaseline, saß am Bettrand, gab ihr von Zeit zu Zeit einen Schluck Wein zu trinken oder hielt ihre Hände, während ich, im Halbdunkel, am Fußende, lauschend und manchmal fragend, jenen kühlen, befremdlichen Schauer kennenlernte, den man verspürt, wenn einem das Wunderbare begegnet.

Am Tag nach jenem nächtlichen Fliegerangriff hatte Alexander an die Front zurückgemußt, wo sein Regiment in den wochenlangen Kämpfen, die dann folgten und die Offensive zum Stehen brachten, allmählich aufgerieben wurde. Sie hatte nichts mehr von ihm gehört, denn es gab zwischen der kämpfenden Truppe und den Zivilisten im Hinterland keine Postverbindung.

In Lindeken hatte sich das normale Leben wieder eingestellt; nach der ausgestandenen Angst und den menschlichen Schwächen, die man dabei gezeigt hatte, kehrte jeder seine Robustheit doppelt hervor, und Engele war jetzt dem Haß und der Rachsucht ihrer Umgebung schutzlos preisgegeben.

Unbekümmert, in einem stolzen und schweigenden Bekenntnis zu dem, was ihr begegnet war, versuchte sie, die verschiedenen Phasen der Verspottung, Verleumdung und Stachelkette der täglichen Schikanen zu bestehen. Ohne eine konkrete Hoffnung in sich nähren zu können, war sie noch nicht einmal unglücklich in dieser Zeit, so stark wirkte die Rückstrahlung des erlebten Glücks. Ihr war, als habe sie den Geliebten ganz in sich aufgenommen und wisse ihn in jedem Tropfen ihres eigenen Blutes.

Die Tür der Scheunenkammer, in der sie schlief, war längst wieder verschlossen. Aber eines Nachts hörte sie das rostige Schloß quietschen, und es erschien der Ortskommandant Lüdemann, der den Schlüssel durch die Vermittlung des Feldwebels Röbig von Rosine herausbekommen hatte. Er roch nach Schnaps und versuchte, zärtlich zu werden. Als sie sich wehrte, begann er, sie zu beschimpfen. Sie solle hier ja nicht die verfolgte Unschuld spielen. Man wisse Bescheid. Es läge nur an ihm, sie wegen Hurerei abschaffen und unter Kontrolle stellen zu lassen, wenn sie keine Vernunft annehme. Was dem Leutnant recht sei, sei dem Oberleutnant billig. Dann wurde er brutal.

Engele aber, die keinen anderen Weg sah, sich zu verteidigen, von Ekel und Abscheu in äußerste Not getrieben, ergriff plötzlich die brennende Petrollampe, die neben ihrem Bett stand und die der Oberleutnant angezündet hatte, und warf sie durch die offene Kammertür in die Masse des bis zum Scheunendach aufgestapelten trockenen Heus und Strohs. Das flammte sofort lichterloh, im Nu stand die Scheune in Brand, die Funken flogen aufs Strohdach des Estaminets, und die ganze Besatzung mußte ausrücken, um ein Umsichgreifen des Feuers und die völlige Einäscherung des Wulverghemschen Hauses zu verhüten.

Am nächsten Tag wurde sie von zwei Feldgendarmen abgeholt und nach kurzer Haft im Polizeigefängnis von Gent in ein Lager eingeliefert, in dem man zur Strafarbeit verurteilte Frauen beschäftigte. Eine Anklage wegen Brandstiftung hatte man wohlweislich unterdrückt, doch ihr Verdikt lautete auf moralische Verwahrlosung. Mit Diebinnen und Landstreicherinnen schlief sie in einer verlausten Baracke und wurde morgens in einem grölenden Weiberbataillon mit geschulterten Spaten oder Heugabeln zur Feldarbeit geführt.

Als sie nach einigen Wochen nicht mehr zweifeln konnte, daß sie in der Hoffnung war, entfloh sie nachts aus dem Lager, zwängte sich kriechend durch den Stacheldraht, mit dem es umzäunt war, und lief blindlings davon: sie wußte selbst nicht, weshalb oder wohin. Sie tat es in einer völligen Verwirrung und Umnebelung ihres Denkens, fast im Wahnsinn. Es war ihr, als habe sie etwas wegzuschleppen, fortzutragen, zu verstecken, was ihr hier in dieser Umgebung entrissen, vergiftet oder zerstört werden könnte. Sie wanderte nachts, ohne Nahrung, in ihrem sackleinernen Sträflingskleid, ziellos, nur immer weiter weg, und verbarg sich tagsüber in einsamen Strohmieten oder Feldscheunen, wo sie dann und wann ein paar rohe Rüben zum Essen fand. In einer solchen Scheune blieb sie mit einer Blutung liegen und verlor das Kind. Bauern fanden sie in schwerem

Fieber, und da man sie nicht kannte und nichts von ihr wußte, übergab man sie einer Sanitätskolonne, die sie einem Lazarett für vagabundierende Frauen in Brüssel überstellte.

Erst dort kam sie allmählich wieder zur Besinnung. Sie begriff, was ihr geschehen war, und hatte nur den einen Wunsch: zu sterben. Gleichzeitig empfand sie eine wahnsinnige Angst, daß man sie für den Rest des unabsehbaren Krieges in die hoffnungslose Hölle jenes Arbeitslagers zurückschaffen werde. Mit Alexander gab es für sie keine Möglichkeit der Verbindung, und sie wußte nicht, ob er noch lebte.

Hier aber, im Zwangslazarett für verkommene Frauen, geschah ihr etwas völlig Unverhofftes und Unbegreifliches. Ihre Zimmergenossinnen, die durchweg von der Straße kamen und sich wegen Abtreibung oder Ansteckung hier befanden – wüste und schamlose Gesichter, vor denen sie sich im Anfang geängstigt hatte –, begannen mehr und mehr, sie zu bemuttern und zu umsorgen, erwiesen ihr alle erdenklichen Gefälligkeiten und wetteiferten miteinander in ihrer Pflege und nächtlichen Bewachung, da man befürchtete, sie könne sich etwas antun. An Stelle der routinierten Gleichgültigkeit des Pflegepersonals zeigten sie ihr echte Teilnahme und Verständnis. Mit dem sicheren Blick ihrer Erfahrung hatten diese Frauen rasch erkannt, daß Engele anders war als sie selber, ohne jedoch ihren Neid oder ihr Mißtrauen aufzureizen – anders, nicht fremd, reiner im Glück, daher auch tiefer im Unglück –, und ihre Geschichte, die sie stückweise aus ihr herausbekamen, rührte sie zu Tränen. Es ist eine alte Wahrheit: wer eine Hure zum Weinen bringt, kann alles von ihr haben. Und über nichts weint sie so gern, so ausführlich und hingebungsvoll wie über das, was sie selber verloren hat: die wahre Liebe.

So wurde das ‚Engele von Löwen' zur Schutzheiligen und zum Schützling der Brüsseler Prostitution. Wie jetzt im Lazarett weinte man später in der ‚Gaîté' über sie und wollte sie so unverändert, so behütet, so unberührbar wie ein schönes, ergreifendes Bildchen hinter Glas und Rahmen.

Eines der Mädchen, die mit ihr im Krankenzimmer lagen, kannte den ‚Curé' und weihte ihn in ihre Geschichte ein. In seiner Eigenschaft als Gewaltiger der Sittenpolizei hatte er die Macht, ihr zukünftiges Schicksal zu entscheiden. Er tat es, indem er ihre Akten heimlich vernichten ließ, wodurch er sie vor der Deportation ins Arbeitslager bewahrte, und sie dann ohne lange Formalitäten unter die Mädchen, die seiner Aufsicht unterstanden, einregistrierte. Nur dadurch, daß sie nun amtlich als Kontrollmädchen gemeldet war – ohne es zu

sein –, konnte sie ungehindert in der Stadt bleiben; aber sie hätte auch kaum eine andere Arbeit für ihren Lebensunterhalt finden können als die mit dem Zigarettenkasten in der ‚Gaîté', die der Curé ihr mit Hilfe der schlimmen Lysett verschafft hatte. Das war der Grund, weshalb sie der Zwischenfall dieser Nacht – außer all den bösen Erinnerungen, die er in ihr erweckte – mit solch tödlichem Schrecken erfüllt hatte. Hinter allem stand immer wie ein Gespenst die Angst vor dem Lager und vor der Roheit und Grausamkeit, der sie dort ausgeliefert war. Jetzt aber ereignete sich, gleichsam als Frucht aus jenem peinlichen Vorfall erwachsen, ein kleines Wunder für sie. Schon als sie vorher Alexander erwähnte und nur seinen Vornamen nannte, hatte mich eine Art von Ahnung ergriffen, oder vielleicht hatte mich einfach die Namensgleichheit verführt, mir meinen Schulfreund in dieser Rolle vorzustellen. Als ich sie schließlich nach seinem vollen Namen fragte, stellte sich heraus, daß, unter all den Tausenden, um die sich's hätte handeln können, er es wirklich war. Und daß ich, unter Tausenden beiläufiger Durchzügler, wie sie allnächtlich die ‚Gaîté' bevölkerten, ihn tatsächlich kannte, sogar seinen vermutlichen Standort, denn ich hatte kurz vorher als Beobachter bei seinem Regiment im Graben gelegen. Dies war einer jener Zufälle oder Fügungen, wie man sie den Romanschreibern nicht glaubt und die, wie wir oft scherzhaft sagen, „nur im Leben passieren".

Noch in derselben Nacht, an Lysetts kleinem Empire-Sekretär, der mit den chiffrierten Abrechnungen ihrer Geschäfte, den mit Lippenstift auf Weinkarten geschmierten Adressen ihrer Bekanntschaften und mit Zigarettenstummeln übersät war, schrieb ich an Alexander einen langen Brief, in dem ich ihm von Engeles Schicksalen berichtete und ihn auch wissen ließ, womit sie nun ihre freie Tageszeit verbrachte: sie nahm Musikstunden, um ihn auch in seiner ernstesten Neigung und vielleicht in seinem künftigen Beruf verstehen zu können. Als ich am nächsten Tag zur Front zurückmußte, konnte ich ihr zum Abschied keine größere Freude machen als mit einem Band von Schuberts gesammelten ‚Liedern'.

Ein Jahr später war der Krieg zu Ende. Die deutsche Front brach zusammen, und während die Reste der Kampftruppen noch in verhältnismäßiger Ordnung und im Besitz ihrer Waffen den Rückzug antraten, löste sich die Etappe in kopfloser Flucht und wilden Tumulten auf. In Belgien herrschte ein Aufruhr, wie man ihn wohl seit dem Abzug der Spanier im sechzehnten Jahrhundert nicht mehr er-

lebt hatte. Dort hatte die Besatzungsmacht, im krampfhaften Glauben an einen unveränderlichen Dauerzustand, am strammsten und gründlichsten regiert. Jetzt erhob sich alles, was sich an unterdrücktem Haß und verborgenen Leidenschaften angesammelt hatte. Gehetzt, beschimpft und am Leben bedroht, mußten die letzten deutschen Einheiten die Städte räumen, in denen sie immerhin, wenn auch mehr gefürchtet als geliebt, in einer gewissen Symbiose mit der Bevölkerung eine gute Zeit verbracht hatten und in denen jetzt, wie wenn ein gewaltsam verschraubter Dampfkessel explodiert, die krasse Gegenstimme erscholl: eine Springflut von orgiastischem Nationalismus tobte hoch, Befreiungstaumel und Siegestrunkenheit mischten sich mit schierer Rachsucht und Vergeltungswut – und da man sie an den eigentlichen Feinden, die sich verflüchtigt hatten, nicht mehr auslassen konnte, richtete sie sich gegen alle, die wirklich oder angeblich mit ihnen paktiert hatten. Am meisten natürlich, da der Geschlechtsneid des Menschen treuester Teufel ist, gegen die Frauen und Mädchen, die, angeblich oder wirklich, freiwillig oder aus Not, den Unterdrückern nicht hatten widerstehen können. Die ersten und greifbarsten Opfer waren die öffentlichen Mädchen, die den ‚Verkehr mit dem Feinde' nicht in Abrede stellen konnten. Privatpersonen, die, wie Rosine Wulverghem und ihre Töchter, den äußeren Schein gewahrt hatten, mochten sich eher herausreden.

Wo man aber ein weibliches Wesen fand, das sich aus eignem Antrieb, aus echtem Gefühl und wirklicher Liebe einem ‚Feind' verbunden hatte, da kannten der Haß und die Rachgier keine Gnade.

Alexander hatte damals meinen Brief nicht erhalten. Denn zur Zeit, als ich ihn schrieb, lag er schwer verwundet mit Lungenschuß in einem Heimatspital. Dann wurde er zur Ausheilung und Erholung in ein Schweizer Sanatorium geschickt, und ich, der ich noch an der Front stand, konnte ihn nicht erreichen. Erst kurz vor Kriegsschluß konnte ich ihm über die Adresse seines Elternhauses eine Nachricht zukommen lassen.

Engele hatte die ganze Zeit hindurch in der ‚Gaîté' gearbeitet, die für sie eine Art klösterlicher Zuflucht war. Jetzt, als die Deutschen abzogen, wurde das Etablissement sofort geschlossen und die angestellten Mädchen, soweit man sie erwischen konnte, sistiert. Man schaffte sie dann ‚zur Abstrafung' in ihre Heimatgemeinden, und so wurde auch Engele, die als Inhaberin einer Kontrollkarte unter die gleichen Maßnahmen fiel, dorthin abgeschoben, wo sie zuletzt polizeilich gemeldet war: nach Lindeken.

Rosine und ihre Töchter konnten sich nicht genug tun, sie zu belasten und zu verleumden, was für sie eine günstige Gelegenheit war, sich selber reinzuwaschen und ihre Gesinnung zu beweisen. Über sich selbst hatten sie eine Legende aufgebaut, wie sie die Deutschen überlistet und übervorteilt, genasführt, ausgehorcht und ausgesäckelt hätten, und das letztere glaubte man ihnen, denn sie hatten recht dicke Bündel deutscher Papiermark auf die Seite gebracht, die sie jetzt in ihrer Angst dem Fiskus als ‚Kriegsbeute' übergaben.

In Gent hatte man Frauen, die nachweislich Beziehungen mit dem Feind gepflogen hatten, mit abgeschnittenen Haaren nackt durch die Straßen gejagt und einzelne wie die Hexen des Mittelalters von den Brücken hinab in die Kanäle geworfen. Jetzt zog ein wüster Pöbelhaufen durchs Land, um in den kleineren Orten ähnliche sadistische Strafgerichte zu vollziehen. In Lindeken, wo Engele in ihrer damals abgebrannten und dann wieder aufgebauten Schlafscheune eingesperrt war, hörte man die ‚Rächer' unter Pfeifen und Johlen auf der Straße von Roeselare heranziehen. Geführt wurden sie von einer Proletarierfrau, die es selbst toll getrieben und bei den Deutschen den bezeichnenden Spitznamen ‚Madame Trictrac' gehabt hatte und die nun durch Aufwiegelei und wildes Gehetze ihre eigene Haut zu retten hoffte.

INZWISCHEN HATTE Alexander meine Nachricht bekommen und war noch in den letzten Stunden vor der Erklärung des Waffenstillstandes und der Schließung der Grenzen nach Brüssel geeilt, um Engele herauszuholen. Dort fand er sie nicht mehr, man hatte sie bereits aus ihrer Wohnung verschleppt. Er konnte auch keine Auskunft über sie bekommen, und da er keine andere Spur wußte, wo er sie hätte suchen können, fuhr er, in einem geborgten Zivilanzug und sich als Flame ausgebend, nach Lindeken. Vielleicht war er sich der Gefahr, in die er sich wagte, nicht voll bewußt, oder er achtete ihrer nicht.

Er traf in der Stunde ein, in der man Engele auf den Dorfplatz schleppte, um sie zu entkleiden, zu stäupen und durch eine Schandgasse zu treiben. Wer die erste Hälfte unseres Jahrhunderts durchlebt hat, wird solche finsteren Exzesse in keiner Nation und an keinem Ort des Erdballs für unmöglich halten. Damals aber waren wir noch in dem Wahn befangen, in einer aufgeklärten, vernunftbeherrschten Epoche zu leben, im Zeitalter des Kindes und der Humanität, wir wußten nichts von der Brüchigkeit jener Kruste, die uns von immer schwelenden Höllenfeuern trennt, und hätten solche Geschichten, wären sie nicht schließlich in unserem nächsten Umkreis

und an uns selber geschehen, gern ins Zwielicht längst verdämmerter Jahrhunderte verwiesen.

Der schiefe Leopold war der erste, der Alexander erkannte, als er die Dorfgasse entlanggerannt kam mit dem blinden Vorsatz, sie zu retten oder ihr Schicksal zu teilen. Und er hätte es geteilt. Wie eine Meute stürzte sich der Pöbel über ihn her. Man schlug ihn zu Boden, rannte nach Strick und Leitern. Über die schönste und stärkste Linde wurde ein Hanfseil geworfen. Aus ihrem edlen, feierlichen Gelaub, das im Gold der letzten Herbstfarben prangte, grinste geifernd das Fratzengesicht des schiefen Leopold, den seine lahme Hüfte nicht am Hinaufklettern gehindert hatte. Die Gesichter der Menge waren fahl und verquollen, ihre Augen glotzten verglast, und die Münder verzerrten sich in der Vorkost einer schauerlichen Befriedigung. Engele, deren Gesicht aus häßlichen Kratzwunden blutete, hatte man dem Baum gegenüber auf einen Karren gestellt, damit sie, bevor sie selber drankäme, seine Marter mit ansehen müsse.

Um dieselbe Stunde zog ein Trupp belgischer Frontsoldaten, deren stahlblaue Mäntel und Waffenröcke noch vom Lehm der Gräben verkrustet waren, auf der Landstraße von Roeselare nach Lindeken zu. Es waren jüngere Burschen und reife Männer, Überlebende der grauenvollen Jahre, die hier im Dorf und in den benachbarten Bauernhöfen ihre Heimat hatten. Die meisten hatten sie seit den ersten Tagen des Weltkrieges nicht mehr gesehen. Von ihrer Truppe beurlaubt oder entlassen, marschierten sie nun – einige singend, andere still vor sich hin schauend – nach Hause.

Am Dorfeingang, von dem aus die Hauptstraße und der Platz zu überblicken waren, machten sie halt und beobachteten kurz, was dort vorging. Dann hob ihr Anführer, ein älterer Unteroffizier mit breitem, einfachem Bauerngesicht, ruhig seinen Karabiner und gab einen Schuß ab, der dicht über den Köpfen der Menge dahinpfiff.

Dieser Schuß und diese Männer, die Feinde von gestern, retteten Alexander und Engele das Leben. Sie hatten den Krieg in seiner schlimmsten Gestalt kennengelernt und noch nicht vergessen. Sie hatten seinen Ernst erfahren. Sie wußten, was Sterben heißt. Sie hatten genug gesehen von Blut und Jammer und von der Not der gequälten Kreatur. Mit ihren Gewehrkolben trieben sie, ohne auf lange Erklärung zu warten, den Volkshaufen auseinander, dessen hysterisches Getobe sie anwiderte. Sie nahmen Alexander in Gewahrsam und sorgten dafür, daß sein Fall geklärt und er als Kriegsgefangener behandelt wurde. Sie empfanden kein Rachegelüst gegen eine Frau,

die ihr Schicksal gefunden hatte. Sie begriffen die Wahrheit und achteten sie. Einer von ihnen nahm Engele in sein Haus auf, bis Alexander nach kurzer Gefangenschaft in sein Land zurückkehren und sie ihm folgen konnte.

Mehr brauche ich nicht zu erzählen.

KURZBIOGRAPHIEN

Peter Altenberg
(1859–1919)
„Er war ein Original, ein Wiener Kaffeehaus-Diogenes, und sein exzentrisches Auftreten verbarg den meisten, daß seine Ansichten vernünftig und prophetisch waren.“ Er hatte Medizin und Jura studiert und war Buchhändler, bevor er mit seiner ironischen Kurzprosa die Leser entzückte.

Alfred Andersch
(1914)
Der gebürtige Münchener lebt seit Jahren in der Schweiz. Angefangen hat er als Buchhändler. Seine positive Einstellung zum Kommunismus, von der er sich später distanzierte, brachte ihn zeitweilig ins Konzentrationslager. Als Soldat geriet er in Kriegsgefangenschaft; aus dieser Zeit stammt das Thema seiner mit distanzierter Klarheit geschriebenen Romane und Hörspiele: nämlich Ausbruch aus Unfreiheit, entwürdigender Gegenwart und Umwelt. Andersch war in den Nachkriegsjahren ein geschätzter Redakteur anspruchsvoller Zeitschriften und Rundfunkprogramme.

Stefan Andres
(1906–1970)
Der Autor fand zu seiner Wahlheimat Italien ein genauso enges Verhältnis wie zu seiner moselländischen Heimat, wo er in Breitwies als Sohn eines Müllers geboren wurde. Landschaften und Lebensweisen spiegeln sich in seiner kraftvollen Prosa und Lyrik. Er wuchs in Klöstern auf, studierte Theologie, Kunstgeschichte und Germanistik und verlor nie den Glauben daran, daß sich aus dem Christentum die Gefahren des Menschseins bewältigen lassen.

Ingeborg Bachmann
(1926–1973)
Die in Klagenfurt geborene Lyrikerin kam früh zu Ruhm und vielen Auszeichnungen. Das Musikstudium hatte sie zugunsten der Philosophie aufgegeben, sie promovierte, wurde Rundfunkredakteurin in Wien, bis sie sich ganz dem Schreiben widmete und 1953 den Preis der Gruppe 47 bekam. Ihr galt 1958 der Hörspielpreis der Kriegsblinden; sie hatte als erste die Frankfurter Gastdozentur für Poetik inne. Immer trieb es sie zu neuen Wohnorten – Rom wurde der endgültige und letzte.

Ulrich Becher
(1910)
Ulrich Becher, in Berlin geboren, Sohn eines Anwalts, studierte in Genf und Berlin Rechtswissenschaften. Daneben war er Schüler des ge-


PETER ALTENBERG


ALFRED ANDERSCH


STEFAN ANDRES


INGEBORG BACHMANN


ULRICH BECHER


HANS BENDER


WERNER BERGENGRUEN


OTTO JULIUS BIERBAUM


ERNST BLOCH

nialen Graphikers George Grosz und wie dieser ein präziser Beobachter von Mensch und Gesellschaft. Sein erster Erzählband (*Männer machen Fehler*, 1932) wurde verboten und der Autor in Deutschland geächtet. Sein Weg führte über Wien, Zürich nach Brasilien und New York, heute lebt er in Basel. Er schreibt in saloppem Stil spannende Abenteuergeschichten und zeitkritische satirische Theaterstücke, die sich meist im Halbweltmilieu bewegen. Außerdem ist er ein Meister des schwarzen Humors.

HANS BENDER
(1919)
Stoffe aus der Kriegs- und Nachkriegszeit liegen Bender, einem Gastwirtssohn aus dem Kraichgau, besonders am Herzen. Bender hatte den Krieg in aller Bitternis erfahren, als er schließlich 1949 aus russischer Gefangenschaft heimkehrte. Die Klarheit, Ehrlichkeit, ja Herzlichkeit des Autors machen seine Erzählungen ungemein sympathisch. Er ist heute als Lyriker ebenso geachtet wie als Publizist. Seit 1954 ist er Herausgeber der angesehenen Zeitschrift *akzente*.

WERNER BERGENGRUEN
(1892–1964)
Ein langes, erfolgreiches Leben ist diesem Autor zuteil geworden. Wer ihn noch persönlich erzählen gehört hat, findet, das sei noch schöner gewesen, als etwa *Der Großtyrann und das Gericht* zu lesen. Von seinem Geburtsort Riga führte sein Lebensweg durch den Ersten Weltkrieg und die Baltikumskämpfe nach Bayern, Österreich und in die Schweiz, schließlich nach Baden-Baden. Die großen religiösen Themen waren ihm am wichtigsten, aber er hat auch Spukgeschichten wie kaum ein anderer deutscher Schriftsteller kultiviert. Bergengruen war ein großartiger Übersetzer aus dem Russischen, siehe Tolstois *Krieg und Frieden*.

OTTO JULIUS BIERBAUM
(1865–1910)
war ein typischer Vertreter der literarischen Boheme. Eigentlich wollte der gebürtige Schlesier Diplomat in China werden, wurde aber Journalist, Kritiker und Schriftsteller, von spitzer Feder und großer Bildung, einer, der sich ständig neue Masken vorband in seinem Schaffen und der die Zeitgenossen mit seinen scharfen Attacken auf das Philistertum schockierte, sie gleichzeitig aber mit grotesken Satiren und komischen Chansons zum Lachen brachte.

ERNST BLOCH
(1885–1977)
„Seine Geschichten sind *selbst* die Philosophie, die Erzählform *ist* bereits der Inhalt“, wurde einmal über die *Spuren* des großen jüdischen Philosophen gesagt. Er wurde in Ludwigshafen geboren, mußte von 1933 bis 1948 ins Exil, wurde Professor in Leipzig, emigrierte abermals – diesmal in die Bundesrepublik, nach Tübingen. Zu dieser Zeit war sein Hauptwerk, *Das Prinzip Hoffnung*, fast abgeschlossen.

HEINRICH BÖLL
(1917)
hat alles erlebt, was die Zeit für seine Generation bereithielt: Arbeitsdienst, Krieg und Gefangenschaft. Diese Erfahrungen machten ihn zum unermüdlichen Streiter gegen jede Art von Unterdrückung und Intoleranz, gegen Heuchelei und Entwürdigung des Menschen. Es gibt wohl keinen zweiten Schriftsteller, der mit seiner genauen Schilderung des bundesrepublikanischen Alltags so sehr zum Ankläger, aber auch zum Symbol der Nachkriegszeit geworden ist, viel befeindet, aber noch viel mehr gelesen. 1972 erhielt Böll den Nobelpreis für Literatur.

WOLFGANG BORCHERT
(1921–1947)
Diesen gebürtigen Hamburger hat man um sein Leben betrogen: Krieg, Verwundung, Krankheit, Todesurteil, wieder Front – zur Bewährung –, wieder erkrankt, wieder verurteilt; schließlich der Tod in der Schweiz. Dazwischen war er Buchhändler, Schauspieler und Regisseur. Sein nicht sehr großes Werk war einmal ein Symbol für eine ganze Generation.

BERTOLT BRECHT
(1898–1956)
Lyriker, Erzähler, Regisseur, überall groß, überall erfolgreich, als Dramatiker überschwenglich gefeiert, als Marxist befehdet. In Augsburg wurde er geboren, in Berlin 1928 durch die *Dreigroschenoper* mit einem Schlage weltbekannt. Kaum einer der deutschen Emigranten ist über so viele Städte und Länder vor den Nationalsozialisten geflohen wie er: Prag, Wien, die Schweiz, Frankreich, Dänemark, Finnland und schließlich über Rußland nach Kalifornien. Als er nach dem Krieg zurück nach Europa kam, ging er zuerst nach Zürich, entschloß sich dann aber für Ost-Berlin, wo er bis zu seinem Tode blieb. Mit seiner Frau, der Schauspielerin Helene Weigel, gründete er das *Berliner Ensemble.*

MARTIN BUBER
(1878–1965)
Sein Ruhm als Religions- und Sozialphilosoph, als Denker und Erzieher ging um die ganze Welt. Er stammte aus einem alten galizischen Gelehrtengeschlecht, wurde in Wien geboren und wuchs in Lemberg auf. Er lehrte in Frankfurt und Jerusalem und war einer der ersten ehemals deutschen Juden, die für Kontakte zum Nachkriegsdeutschland eintraten. Ihm verdanken wir die literarische Erschließung der ostjüdischen Welt, vor allem in den *Chassidischen Geschichten.* Ein weiteres Denkmal haben er und Franz Rosenzweig sich mit der Neuübertragung des *Alten Testaments* gesetzt.

HANS CAROSSA
(1878–1956)
Der Sohn eines Landarztes war selber auch Arzt und praktizierte in Passau, Nürnberg und München. Das *Rumänische Tagebuch* ist Zeugnis aus seiner Zeit als Bataillonsarzt im Ersten Weltkrieg. Dieser lautere Lyriker und lyrische Erzäh-


HEINRICH BÖLL


WOLFGANG BORCHERT


BERTOLT BRECHT


MARTIN BUBER


HANS CAROSSA

ler hat eine Wahl in die nazistische Dichterakademie 1933 abgelehnt, später konnte er sich dem Zwang freilich nicht mehr entziehen. Seine große Popularität inmitten des Grauens der Hitlerzeit ist wohl auch damit zu erklären, daß er eine stille, von Ehrfurcht vor dem Göttlichen in der Natur beseelte Gegenwelt darstellte.



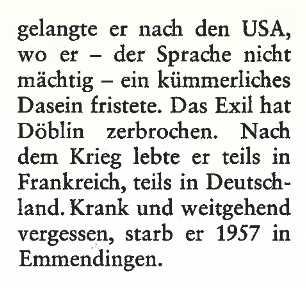
MAX DAUTHENDEY

MAX DAUTHENDEY
(1867–1918)
Lange hielt es ihn nicht im väterlichen Photoatelier in Würzburg. Er wurde Schriftsteller, mehr noch ein schönheitstrunkener Weltenbummler. Kaum ein Land der Erde, das er nicht bereist hätte. Im Ersten Weltkrieg war er auf Java interniert, wo er, von Heimweh und Tropenkrankheit geschwächt, starb. Sein berühmtestes Buch wurden *Die acht Gesichter am Biwasee*, Erzählungen aus Japan von überschwenglicher, lyrischer Schönheit.



ALFRED DÖBLIN

ALFRED DÖBLIN
(1878–1957)
Wie viele Berliner stammte Döblin aus Stettin. Doch in Berlin machte er das Abitur, und dort ließ er sich später auch als Nervenarzt nieder. Nebenher schrieb er für die expressionistische Zeitschrift *Der Sturm* Kritiken, Erzählungen und Essays. Seine frühen Romane fanden kein großes Echo, bis ihm 1927 mit *Berlin Alexanderplatz*, dem einzigen deutschen Großstadtroman, der große Wurf gelang. Als Jude, dessen Bücher 1933 öffentlich verbrannt wurden, mußte Döblin Deutschland verlassen. Über Frankreich



gelangte er nach den USA, wo er – der Sprache nicht mächtig – ein kümmerliches Dasein fristete. Das Exil hat Döblin zerbrochen. Nach dem Krieg lebte er teils in Frankreich, teils in Deutschland. Krank und weitgehend vergessen, starb er 1957 in Emmendingen.



HEIMITO VON DODERER

HEIMITO VON DODERER
(1896–1966)
war einer der bedeutendsten österreichischen Erzähler unserer Zeit. Seine großen Romane sind erst nach dem Zweiten Weltkrieg entstanden. Sie knüpfen an die Tradition deutscher Erzählkunst an und sind dabei von einem sehr österreichischen Hang zum Makabren und Grotesken durchzogen. Aufgewachsen ist der Autor in Wien, war Offizier im Ersten Weltkrieg, geriet in russische Kriegsgefangenschaft und konnte erst danach sein Geschichtsstudium beginnen. Den letzten Krieg erlebte er als Offizier der Luftwaffe. Ab 1946 konnte er sich endlich in Wien als Schriftsteller und Verlagslektor niederlassen.



FRIEDRICH DÜRRENMATT

FRIEDRICH DÜRRENMATT
(1921)
Getreu seiner Überzeugung, das Leben sei selbst zu tragisch, als daß man heute auf der Bühne noch Tragödien aufführen könne, schreibt Dürrenmatt sehr erfolgreiche Komödien mit Hintergrund: Er ist einer der beliebtesten deutschsprachigen Theaterautoren. Und wer kennt nicht seine Kriminalromane, z. B. *Der Richter und sein Henker*? Der in Konolfingen bei Bern als Sohn eines Pfarrers geborene Autor

studierte Philologie und Theologie, wollte Maler werden, veröffentlichte aber bald Kurzgeschichten, Essays, Theaterstücke. Zahlreiche literarische Preise dokumentieren sein hohes Ansehen bei Kritik und Publikum.

Marie von Ebner-Eschenbach
(1830–1916)
war eine der liebenswürdigsten und einsichtigsten Frauen ihrer Zeit. Auf Schloß Zdislavic in Mähren wurde sie als Gräfin Dubsky geboren und höchst aufgeklärt erzogen. Sie heiratete ihren Vetter, der Physiker und „Genieoffizier“ war. Beide lebten meist in Wien, wo sie in der literarischen Welt mit den bedeutenden Geistern ihrer Zeit verkehrten. Scharfsinn und tiefes Mitleid mit den Armen und gesellschaftlichen Außenseitern machten die Schriftstellerin zur bewegenden Darstellerin sozialer Probleme. Vielleicht am schönsten sind ihre klugen Aphorismen.

Herbert Eisenreich
(1925)
„Erst vor einigen Jahren bin ich zufällig draufgekommen, daß so ziemlich alles, was ich schreibe, von der Verwechslung handelt, vom Mißverständnis im engsten und im weitesten Sinne des Wortes“, berichtet der Autor, der sich durch Erzählungen und Kurzgeschichten einen Namen gemacht hat. Er ist gebürtiger Wiener, war Soldat und Kriegsgefangener, hat Germanistik studiert und manche beruflichen Umwege gemacht. Heute lebt er als freier Schriftsteller wieder in Wien.

Paul Ernst
(1866–1933)
Der Bergarbeitersohn aus dem Harz war ein überaus aktiver und vielseitiger Mensch. Nach und neben seinem umfangreichen Studium war er als Redner und Schriftleiter in der Arbeiterbewegung tätig, war auch Dramaturg am Düsseldorfer Theater und bewirtschaftete einen Hof in Oberbayern. Seine vielen, allzu gedankenschweren Dramen sind heute vergessen, aber seine Komödianten- und Spitzbubengeschichten, Produkte mehrerer Italienreisen, sind eine ungetrübte Quelle des Vergnügens.

Hans Fallada
(1893–1947)
wurde in Greifswald geboren. Er war der Sohn eines Landrichters, aber sein bekanntester Roman, *Kleiner Mann – was nun?*, der unter Berliner Arbeitslosen spielt, ist aus eigenem Erleben geschrieben. Die berühmten zwanziger Jahre waren eben nicht nur für die ganz kleinen Leute sehr schlimm. Nach unsäglichen Miseren kam dann der überwältigende Erfolg seiner politisch-sozialen Romane. Er erwarb für sich und seine Familie ein Landgut in Mecklenburg, erlebte den Krieg als Sonderführer, war aber Alkohol und Drogen so verfallen, daß er daran starb.

Otto Flake
(1880–1963)
Wie viele Elsässer und Lothringer war der in Metz Geborene von Grund auf Eu-


MARIE VON EBNER-ESCHENBACH


HERBERT EISENREICH


PAUL ERNST


HANS FALLADA



OTTO FLAKE



THEODOR FONTANE



BRUNO FRANK



MAX FRISCH

ropäer, fast ein Kosmopolit. Er hatte Literatur und Kunstgeschichte studiert und suchte in seinen noblen Romanen und Essays französischen und deutschen Geist in Einklang zu bringen. Daß Stolz und Vernunft nicht unbedingt glücklich machen, mußte er im Dritten Reich und danach erfahren. Er konnte und wollte sich bei niemandem anbiedern. Baden-Baden – sein Wohnsitz seit 1928 – ist ein wenig wie er: weltoffen und traditionsverbunden. Er ist dort allerdings in Not und Vergessenheit gestorben.

THEODOR FONTANE
(1819–1898)
war schon über sechzig Jahre alt, als er seine großen Romane schrieb, wie *Effi Briest* und *Der Stechlin*, die ihn geradezu zum Klassiker des deutschen Gesellschaftsromans machten und noch heute einem breiten Publikum bekannt sind. Er stammte aus einer Hugenottenfamilie, seine Kindheit verbrachte er in Neuruppin und Swinemünde, aber er wurde früh zum Berliner. Zunächst war er wie sein Vater Apotheker, suchte aber bald nach einer Tätigkeit, die ihm mehr zusagte. Auf Englandreisen war er Korrespondent verschiedener Büros, als Kriegsberichterstatter wurde er 1870 als Spion verhaftet und erst durch Bismarcks höchstpersönliche Intervention befreit. Seine Theaterkritiken sind bis heute vorbildlich, seine Balladen haben Generationen in der Schule gelesen, aber wirklichen Ruhm brachten ihm vor den Romanen erst seine *Wanderungen durch die Mark Brandenburg* ein.

BRUNO FRANK
(1887–1945)
stammte aus einer wohlhabenden Stuttgarter Familie. Früh wurde er Nachbar und Freund von Thomas Mann – erst in München, später in Kalifornien. Seine klare, schöne Prosa, meist historische Stoffe benutzend – sein *Trenck* war die Basis für die erfolgreiche Fernsehserie –, wurde recht gut aufgenommen, aber der Erfolg seines Lustspiels *Sturm im Wasserglas* stellte alles in den Schatten. Sieht man von den Nöten der Emigration ab (Frank war Jude), muß es ein glücklicheres Leben gewesen sein, als es den meisten Schriftstellern beschieden ist.

MAX FRISCH
(1911)
studierte zuerst in seiner Geburtsstadt Zürich Germanistik, wurde dann aber wie sein Vater Architekt. 1942 eröffnete er ein eigenes Büro und entwarf u. a. das Züricher Letzigrabenbad. Während des Zweiten Weltkrieges war er im Schweizer Grenzdienst. Nach einer ausgedehnten Reise durch die USA und Mexiko widmete er sich ab 1954 nur noch dem Schreiben und lebte zeitweilig in Rom, heute wieder in der Schweiz. In seinen Romanen und Dramen zeigt sich Frisch als Realist und zeitkritischer Moralist, der mit Ironie und Dialektik die geistige Krise der Gegenwart beschreibt und alle Ideologien und sinnlosen Konventionen bekämpft.

Gerd Gaiser
(1908–1976)
Der Pfarrerssohn aus Württemberg studierte Kunstgeschichte und war nach ausgedehnten Wanderjahren bis zum Kriegsausbruch Zeichenlehrer. 1939 bis 1945 war er Jagdflieger, dann kriegsgefangen in Italien. Zuletzt lehrte er als Dozent an der Pädagogischen Hochschule Reutlingen. Gerd Gaiser gehörte zu den ersten, die sich in ihren Werken mit den Menschenschicksalen in der deutschen Wirklichkeit in und nach dem Zweiten Weltkrieg auseinandersetzten. Ihm gelangen dabei hintergründige Erzählungen und Novellen von geschlossener Form. Insofern ist der Titel seines ersten Romans symbolisch: *Eine Stimme hebt an.*

Oskar Maria Graf
(1894–1967)
Der Bäckerssohn vom Starnberger See las schon Tolstoi, Strindberg und Shakespeare, als er noch Lehrling bei seinem Vater war. Äußerlich war er ein bayrisches Urviech, das sich zu zwei Zentnern auswuchs. Von der Lederhosentracht hat er sich nie getrennt, weder als prominentes Mitglied der revolutionären Literaturszene der zwanziger Jahre noch als Emigrant in den USA. Den lautesten Dichter Münchens hat er sich selbst genannt. Andere nannten ihn den bayrischen Gorki. Thomas Mann pries Grafs *Das Leben meiner Mutter* als ein „wahres Monument der Pietät und Liebe ... ein klassisches Buch". Als er in New York starb, an Alkohol und Verzweiflung, war er völlig vergessen. Heute hätte er sein großes Comeback erleben können.

Günter Grass
(1927)
ist, wie seine Romane zeigen, ein ganz bewußter Danziger, der nie vergißt zu erwähnen, daß seine Mutter eine Kaschubin war. Nach Kriegseinsatz und Gefangenschaft hat er sein Geld auf verschiedenste Weise verdient, z. B. als Arbeiter und als Jazzpianist. Er machte eine Steinmetzlehre, war auf der Kunstakademie in Düsseldorf und Berlin, wo er bis heute lebt. *Die Blechtrommel* begründete 1960 seinen Ruhm als bedeutendster deutscher Nachkriegsautor. Dieser Roman, wie alle folgenden, birst vor Vitalität, schonungsloser Offenheit und groteskem Humor. Als Redner und Wahlhelfer der SPD fängt Grass sein verblüfftes und oft schockiertes Publikum genauso ein wie mit seinen Büchern und Zeichnungen.



Kurt Guggenheim
(1896)
Trotz eines langen und produktiven Lebens, trotz zahlreicher literarischer Auszeichnungen ist dieser Autor bis heute ein Geheimtip für Kenner geblieben. Dabei ginge seine klare, kluge Prosa eigentlich viele an. Er ist in Zürich geboren, dort lebt er auch. Er war Redakteur und Antiquar, er malt und ist ein großer Kenner der Botanik. Von seiner Beschäftigung mit dem großen Insektenforscher Fabre zeugt sein wohl verbreitetstes Buch *Sandkorn für Sandkorn.*



GERD GAISER



OSKAR MARIA GRAF



GÜNTER GRASS



KURT GUGGENHEIM



PETER HANDKE



GENO HARTLAUB



GERHART HAUPTMANN



MARLEN HAUSHOFER



MANFRED HAUSMANN

PETER HANDKE
(1942)
Nonkonformistisch, ja aggressiv der Gesellschaft gegenüber sind Handkes Erzählungen und Bühnenstücke; die *Publikumsbeschimpfung* machte ihn über Nacht zum bekanntesten und umstrittensten modernen deutschen Dramatiker, der mit einer neuen Form, dem Sprechtheater ohne Handlung, experimentiert. Die Sprache paßt sich dabei oft dem Rhythmus des Beat an – Handke versteht es, moderne Kunst- und Lebensformen in seinen Schriften zu verarbeiten. Der in Kärnten geborene Autor studierte Jura in Graz und lebt jetzt als freier Schriftsteller in Paris. Mehrere seiner Werke wurden inzwischen verfilmt, u. a. die Erzählung *Die linkshändige Frau.*

GENO HARTLAUB
(1915)
Sie und ihr Bruder Felix, der auch Schriftsteller war, sind in einem Elternhaus von großer Kultur und Weltoffenheit aufgewachsen. Aber das Leben ging barbarisch mit ihnen um. Der Bruder ist seit 1945 als Soldat in Berlin verschollen, sie selber war von 1939 an kriegsdienstverpflichtet und geriet 1945 in Gefangenschaft. Später war sie Lektorin und Redakteurin und machte sich durch ihre genauen, nichts beschönigenden Erzählungen, Hörspiele und Essays einen Namen.

GERHART HAUPTMANN
(1862–1946)
erhielt 1912 als einer der größten deutschen Dramatiker den Nobelpreis für Literatur. Seine *Weber* sind das Hauptwerk des Naturalismus. Der ältere Bruder, Carl, war zu seiner Zeit ebenfalls ein bekannter Schriftsteller; der Vater besaß einen Gasthof in Obersalzbrunn/Schlesien. Gerhart Hauptmann begann eine landwirtschaftliche Lehre, wurde dann Bildhauer, studierte außerdem Naturwissenschaften, Philosophie und Geschichte und nahm Schauspielunterricht. Durch eine reiche Heirat materiell gesichert, war er viel auf Reisen und gefeierter Mittelpunkt der literarischen Szene, wohin er auch kam. Später lebte er in Berlin und ließ sich dann in Agnetendorf im Riesengebirge nieder. Dort blieb er auch, als Schlesien polnisch wurde. Er starb, bevor die geplante Rückkehr nach Berlin verwirklicht werden konnte.

MARLEN HAUSHOFER
(1920–1970)
Das Thema ihres Lebens war die Einsamkeit der Frauen in der lieblos und unempfindlich gewordenen Gesellschaft. Sie wurde in Frauenstein in Oberösterreich geboren, studierte in Wien und Graz Germanistik. Zwei Romane haben sie bekannt gemacht. Ansonsten hat sie für Zeitungen, Zeitschriften und für den Hörfunk geschrieben.

MANFRED HAUSMANN
(1898)
hat Generationen vor allem junger Leser mit romantischen Vagabundenromanen und Erzählungen voll verhaltener, norddeutscher Naturseligkeit begeistert. Die Künstlerkolonie hat er

zwar nicht gegründet, aber sein Name war zuzeiten gleichbedeutend mit Worpswede. Sein Vater war Fabrikant in Göttingen. Er selbst zog achtzehnjährig in den Krieg und begann sein Studium erst nach einer Verwundung. Bevor er sich ganz der Literatur verschrieb, war er noch Volontär in einem Handelshaus, Dramaturg, Redakteur bei der Weserzeitung. Heute lebt er in Bremen-Rönnebeck, einem christlichen Existentialismus intensiv zugewandt.

HERBERT HECKMANN
(1930)
studierte in seiner Geburtsstadt Frankfurt am Main Philosophie, Germanistik und Geschichte, war danach wissenschaftlicher Assistent in Münster und Heidelberg, 1965–67 Gastdozent in den USA. Heute lebt er als freier Schriftsteller und Mitherausgeber der *Neuen Rundschau* in Bad Vilbel. Er ist außerdem als Literaturkritiker und beim Fernsehen tätig. Für sein Werk – Romane, Erzählungen, Kinderbücher – wurde er u. a. 1963 mit dem Bremer Literaturpreis ausgezeichnet.

HERMANN HESSE
(1877–1962)
hat in den sechziger Jahren großen Einfluß auf die internationale Hippie-Bewegung ausgeübt, die ihren Lebensstil in seinen Büchern vorgezeichnet sah. Dort strebte er nach einem ausgewogenen Verhältnis von Geist und Sinnlichkeit, wie es sich in den ostasiatischen Glaubenslehren verwirklicht. Hesse wurde in Calw/Württemberg geboren und studierte zunächst am ev.-theologischen Seminar in Maulbronn. Danach war er Buchhändler, Antiquar und Lehrling bei einem Uhrmacher. Als freier Schriftsteller lebte er in Montagnola/Schweiz, wo er auch verstarb. 1946 wurde er mit dem Nobelpreis für Literatur ausgezeichnet.

WOLFGANG HILDESHEIMER
(1916)
Grotesk, ironisch, skurril, satirisch, surrealistisch sind die Geschichten von Wolfgang Hildesheimer, in denen er seine Leser auf phantastische Gedankenflüge mitnimmt. Ebenso verschlungen ist der Lebensweg des Autors. 1916 in Hamburg geboren, war er zeitweise Tischler und Innenarchitekt in Palästina, ließ sich in Salzburg zum Bühnenbildner und in London zum Grafiker ausbilden. Im Zweiten Weltkrieg war er britischer Informationsoffizier, 1946–49 Simultandolmetscher bei den Nürnberger Prozessen, dann Maler und Schriftsteller. Heute wohnt er in Poschiavo/Graubünden.

HUGO VON HOFMANNSTHAL
(1874–1929)
ist der bedeutendste österreichische Lyriker, Erzähler und Dramatiker unseres Jahrhunderts, Schöpfer erlesener Wortkunstwerke, unübertrefflicher Librettist für Richard Strauss (*Der Rosenkavalier*) und treffender Essayist über Literatur und Kultur. Seine Werke wurzeln im Traditionsbe-



HERBERT HECKMANN



HERMANN HESSE



WOLFGANG HILDESHEIMER



HUGO VON HOFMANNSTHAL



FRANZ HOHLER

wußtsein der Donaumonarchie, antike und mittelalterliche Stoffe übertrug er genial in die eigene Zeit. Mit sechzehn schrieb er sein erstes Gedicht. Unter dem Namen Loris erschien er „frühreif, zart und traurig" in der literarischen Welt seiner Geburtsstadt Wien, ein vielbeachtetes Wunderkind. Er studierte Jura und Romanistik und lebte seit 1901 in Rodaun bei Wien als freier Schriftsteller.

FRANZ HOHLER
(1943)
Er reist mit literarisch-kabarettistischen Einmannprogrammen durch die halbe Welt, spielt im Rundfunk und im Fernsehen und hat bisher Geschichten, Theaterstücke und Schallplatten veröffentlicht. Sein Hauptquartier hat er in der Nähe von Zürich, geboren wurde er in Biel.



ÖDÖN VON HORVÁTH



ÖDÖN VON HORVÁTH
(1901–1938)
Lange Zeit war der Ungar Ödön von Horváth ein fast vergessener Autor; heute finden sich seine gesellschaftskritischen, die Verlogenheit der kleinbürgerlichen Lebensanschauungen geißelnden „Volksstücke" immer häufiger auf den Theaterspielplänen. Horváth schrieb auch Romane mit politischem Hintergrund. Der 1901 in Fiume (heute Rijeka) geborene Diplomatensohn studierte Philosophie, Germanistik und Theaterwissenschaften in München und lebte als freier Schriftsteller in Murnau/Oberbayern. Vor den Nazis floh er nach Paris, wo er 1938 während eines Gewitters auf den Champs-Elysées von einem herabstürzenden Ast erschlagen wurde.



FRIEDRICH HUCH

FRIEDRICH HUCH
(1873–1913)
Er war ein Vetter von Ricarda Huch und ist, wie sie, in Braunschweig geboren. In München, Berlin und Paris hat er studiert, war ein paar Jahre Erzieher, ab 1903 freier Schriftsteller. Ein Sohn des Bürgertums, der seine Umwelt auf die Feder spießte, mal satirisch, mal zart und psychologisierend. Er schrieb nur wenige Romane und Erzählungen, war aber nichtsdestoweniger zu seiner Zeit ein mit Recht vielgelesener und bewunderter Autor.



RICARDA HUCH

RICARDA HUCH
(1864–1947)
Sie stammen aus einer norddeutschen Patrizierfamilie, die vier Schriftsteller Huch: Ricarda und ihr Bruder Rudolf, beider Vettern Friedrich und Felix. Ricarda überragt all die vielen Talente. Sie studierte vor allem Geschichte. In erster Ehe lebte sie in Triest, danach in München, mit ihrem zweiten Mann, einem Vetter, wieder in Braunschweig, danach in verschiedenen Universitätsstädten. 1933 war sie eine der wenigen, die protestierend ihre Mitgliedschaft in der Preußischen Akademie der Künste niederlegten. Für immer wird ihr Name mit ihren monumentalen Geschichtswerken über den Dreißigjährigen Krieg und über die Romantik verbunden sein. Ihre Essays, Biographien und Romane werden heute nur noch wenig gelesen.

Meinrad Inglin
(1893–1971)
Zwar hat er sich in seinen Erzählungen und Romanen fast nur mit Menschen, Landschaften und Geschichte der Schweiz befaßt, aber seine unsentimentale Einsichtigkeit weist weit über die lokalen Grenzen hinaus. Dem früh Verwaisten ist es nicht leichtgemacht worden. Er hat im heimatlichen Schwyz erst eine Uhrmacher-, dann eine Kellnerlehre absolviert, ehe er Gymnasium und Universität erreichte. Nach dem Literaturstudium war er Zeitungsredakteur und hat beide Weltkriege als Offizier im Grenzdienst verbracht. Seit 1923 lebte er als freier Schriftsteller wieder in Schwyz, viel geehrt in seinem Heimatland, aber außerhalb nur wenig bekannt.

Hans Henny Jahnn
(1894–1959)
war ein berühmter Orgelbauer und Musikverleger. Als Besitzer des Hofes Bondegaard auf Bornholm (1934–45) befaßte er sich mit Hormonforschung und Pferdezucht. Die literarischen Werke des Hamburger Autors zeigen auf der Grundlage der Psychoanalyse den Konflikt zwischen der menschlichen Triebabhängigkeit und seinen geistigen sowie den ethisch-moralischen Ansprüchen der Gesellschaft. Von 1950 an war Jahnn Präsident der Freien Akademie der Künste in seiner Vaterstadt Hamburg.

Ernst Jünger
(1895)
Der Kampf als inneres Erlebnis war der Titel seines zweiten Buches – er könnte auch über der Lebensgeschichte des Apothekersohnes aus Hannover stehen: Fremdenlegion, Leutnant im Ersten Weltkrieg, vierzehnmal verwundet, mit dem Orden *Pour le mérite* ausgezeichnet, Reichswehr, Studium der Naturwissenschaft und Philosophie. Ab 1925 freier Schriftsteller, wieder Offizier, der schreibend politische Rätsel aufgab, die aber die Gegner Hitlers aufhorchen ließen. Er blieb sein Leben lang von rechts wie links befehdet, ein glasklarer Stilist von schwerer Symbolik, der seit Jahren in Oberschwaben lebt.

Friedrich Georg Jünger
(1898–1977)
Ein den Traditionen verpflichteter Schriftsteller, fast nur von Eingeweihten gekannt und geschätzt, hat er mehr als vierzig Jahre zurückgezogen in Überlingen gelebt. Dramatischer verlief seine Jugend: Offizier im Ersten Weltkrieg, schwer verwundet, Jurist in Berlin. An den politischen Auseinandersetzungen nahm er so aufmerksam Anteil, daß er sich dem Zugriff der Gestapo durch die Flucht in die Stille entziehen mußte. Seinem berühmteren Bruder war er ein Leben lang wichtigster Gesprächspartner.

Franz Kafka
(1883–1924)
war sein Leben lang ein Einzelgänger. Als Sohn eines wohlhabenden jüdischen Kaufmanns geboren, studierte er Jura (1906 Dr. jur.) und war von 1908 bis 1922 Angestellter der Arbeiter-


MEINRAD INGLIN


HANS HENNY JAHNN


ERNST JÜNGER


FRIEDRICH GEORG JÜNGER



FRANZ KAFKA

Unfall-Versicherungsanstalt in Prag. Hauptthema seiner Romane und Erzählungen, von denen zu seinen Lebzeiten nur wenige erschienen, ist der aussichtslose Kampf des Individuums gegen verborgene metaphysische Mächte. Seine visionären, grotesken Parabeln spiegeln Existenzangst und Verzweiflung der Menschen in einer Welt, die Gott fernsteht. 1917 wurde bei Kafka eine schwere Tuberkulose festgestellt, die Kuraufenthalte in Zürich, Meran und an der Ostsee nötig machte und zu frühzeitiger Pensionierung führte. Er starb im Sanatorium Kierling bei Wien. Im Testament hatte er bestimmt, seinen gesamten literarischen Nachlaß zu verbrennen. Dem hat sein Freund Max Brod nicht entsprochen: Er rettete damit Romane von Weltgeltung.



MARIE LUISE KASCHNITZ

MARIE LUISE KASCHNITZ
(1901–1974)
Die Offizierstochter aus Karlsruhe wuchs in Potsdam und Berlin auf, war in Weimar, München und Rom als Buchhändlerin tätig, bevor sie 1925 den Archäologen Freiherrn von Kaschnitz-Weinberg heiratete. Sie lebte mit ihm in Rom, Königsberg, Marburg und Frankfurt, wo sie 1960 Gastdozentin für Poetik war. Ihre Lyrik und Prosa ist von persönlichem Erleben stark geprägt. Von ihren Erzählungen sagt sie, sie wolle den Blick des Lesers auf das Bedeutsame lenken, auf die wunderbaren Möglichkeiten, die tödlichen Gefahren und die bestürzende Fülle der Welt.



ERICH KÄSTNER

ERICH KÄSTNER
(1899–1974)
Kein Kind, das nicht *Emil und die Detektive* kennt; kein Kabarett, das ohne Texte von Erich Kästner auskommt! Hier zeigen sich seine in der deutschen Literatur seltene Begabung für politisch schlagkräftige Satire, seine humoristische Phantasie, seine sittlich-moralische Lebenshaltung. 1933 wurden Kästners Bücher öffentlich verbrannt, weil er sich immer wieder gegen den Faschismus ausgesprochen hatte. Der aus Dresden stammende Autor promovierte in Leipzig zum Doktor der Philosophie und lebte als freier Schriftsteller in Berlin, später in München.



GOTTFRIED KELLER

GOTTFRIED KELLER
(1819–1890)
ist in Zürich geboren und gestorben. Seine Kindheit war armselig. Zunächst glaubte er sich zum Maler berufen, erkannte aber nach zwei Jahren Studium in München, daß seine eigentliche Begabung die Dichtung war. 1848 ging er mit einem Stipendium nach Heidelberg, die Jahre 1850–55 verbrachte er in Berlin; hier entstand die erste Fassung seines autobiographischen Entwicklungsromans *Der grüne Heinrich* (1854). Seit 1855 ist er wieder in Zürich und verwaltet dort 1861 bis 1876 das Amt des ersten Stadtschreibers mit großer Gewissenhaftigkeit. Neben seinen Romanen stehen durchaus ebenbürtig seine Legenden und Novellen. Die Stärke Kellers ist bei allem Festhalten an gültigen Maßstäben seine Vorurteils-

losigkeit. Er hat die Unbefangenheit des großen Epikers, der zugleich ein großer Humorist ist. Als Lyriker schuf er Gedichte, die zum Bleibenden unserer Überlieferung gehören.

Hermann Kesten
(1900)
war zur Zeit des Nationalsozialismus in Amsterdam Leiter eines Verlages für Emigrantenliteratur. In Nürnberg geboren, studierte er erst Jura und Volkswirtschaft, dann Philologie und wurde Lektor. Von 1940 an lebte er in New York, 1957–62 in Rom, dann wieder in New York. 1972 war er Präsident des deutschen PEN-Zentrums. Als gesellschaftskritischer Erzähler tritt Kesten in seinem Werk kompromißlos und leidenschaftlich für Freiheit, Toleranz, Gerechtigkeit und Humanität ein.

Eduard von Keyserling
(1855–1918)
Dem auf Schloß Paddern in Kurland geborenen Erzähler und Dramatiker wurde ein schweres Schicksal zuteil: Er erblindete 1907 und diktierte seine späteren Werke aus der Erinnerung an die kurländische Heimat. Seine psychologischen Romane und Novellen schildern in verhalten ironischem Ton den Niedergang des baltischen Adels. Eduard von Keyserling lebte lange Zeit in Italien und starb vereinsamt und vergessen in München.

Ernst Kreuder
(1903–1972)
Es ist fast unmöglich, all die knochenbrechende Arbeit aufzuzählen, mit der sich dieser moderne Romantiker sein Geld verdiente. Er hat dann nicht nur Literatur studiert, sondern auch Kriminalistik. Später wurde er *Simplicissimus*-Redakteur, aber ab 1934 hat er still und zurückgezogen in und bei Darmstadt ganz seinem Schreiben gelebt – unterbrochen allerdings vom Zweiten Weltkrieg, den er als Flaksoldat abdiente. In seinem nicht sehr umfangreichen Erzählwerk protestiert er gegen seine grausame Zeit durch die Flucht in eine gewaltlose Traumwelt, ein Außenseiter, der schließlich ins Abseits geriet.

Reiner Kunze
(1933)
Als seine *Wunderbaren Jahre* 1976 erschienen, war das eine Sensation für Leser wie Kritiker. Als er dann aus der DDR in die Bundesrepublik abgeschoben wurde, überschlug sich das Interesse an dem Bergarbeitersohn aus dem Erzgebirge, der, still in Greiz wohnend, aber uneingeschüchtert seine Enttäuschung über den sozialistischen Staat formulierte: in Gedichten und Prosa. Größtes Lob hatte ihm schon vorher die Kindergeschichte *Der Löwe Leopold* eingebracht, Anerkennung auch seine Übersetzungen tschechischer Lyrik.

Hermann Kurz
(1813–1873)
Wie viele schwäbische Dichter war er zum Pfarrer bestimmt worden und besuchte nach dem Maulbronner Seminar das Tübinger Stift. Eine Glaubenskrise setzte


HERMANN KESTEN


EDUARD VON KEYSERLING


ERNST KREUDER


REINER KUNZE


HERMANN KURZ



ISOLDE KURZ

seiner Vikarszeit ein Ende. Als freier Schriftsteller lebte er in finanzieller und politischer Bedrängnis, aber im regen Verkehr mit seinen literarischen Zeitgenossen. Die realistischen Romane und Erzählungen aus seiner Heimat bekunden meisterhafte psychologische Einfühlung und genaues Quellenstudium.

ISOLDE KURZ
(1853–1944)
Die Tochter Hermann Kurz' wurde in Stuttgart geboren. Sie begann als Übersetzerin in München, lebte viele Jahre in Florenz, wieder in München und kehrte kurz vor ihrem Tod in die engere Heimat, nach Tübingen, zurück. Ihre Romane und Erzählungen sind großartige Beispiele für die literarische Epoche des poetischen Realismus – Volk und Landschaft Italiens stehen farbig im Vordergrund.




KURT KUSENBERG

KURT KUSENBERG
(1904)
Andersen, Baudelaire, Hebel und Poe bezeichnet Kusenberg als seine literarischen Lehrmeister. Den eigenen Ruhm begründen heitere, phantastische Kurzerzählungen, in denen er den Bereich der Träume und der Phantasie gleichberechtigt neben die Wirklichkeit stellt. Der in Göteborg/Schweden geborene Autor studierte Kunstgeschichte und wollte Maler werden, ging dann jedoch 1930 als Kunstkritiker nach Berlin, wo er von 1935–43 stellvertretender Chefredakteur der Zeitschrift *Koralle* war. Seit 1958 ist er Herausgeber der *rowohlts monographien.*



ELISABETH LANGGÄSSER

ELISABETH LANGGÄSSER
(1899–1950)
wurde in Alzey geboren und ist auch in der Pfalz aufgewachsen, wo sie dann später Lehrerin wurde. Von 1929 an lebte sie in Berlin und heiratete den Philosophen Wilhelm Hoffmann. Als Halbjüdin bekam sie 1936 Schreibverbot, 1948 kehrte sie in die rheinpfälzische Heimat zurück. Dort spielen auch die meisten ihrer Prosa-Werke, in denen die Konvertitin auf der Grundlage der katholischen Glaubenslehre die Menschen zwischen himmlischer und höllischer Macht zeigt. Ihre hymnische Lyrik kündet von menschlicher Erlösungssehnsucht.



SIEGFRIED LENZ

SIEGFRIED LENZ
(1926)
Die Auseinandersetzung zwischen deutschem Obrigkeitsgehorsam und der Freiheit der Kunst ist das Thema des berühmtesten Buches von Siegfried Lenz, der *Deutschstunde*, eines der erfolgreichsten Zeitromane der jüngsten Vergangenheit. Auch seine zahlreichen Kurzgeschichten, Dramen und Hörspiele zeigen einen zeitnahen Autor, der sich mit dem Leben des modernen Menschen, mit seiner Einsamkeit, seiner Bewährung und seinem Scheitern beschäftigt. Lenz ist in Lyck/Masuren geboren, studierte Philologie und arbeitete zeitweilig als Feuilletonredakteur. Den Durchbruch als Schriftsteller erlebte er mit dem Erzählungsband *So zärtlich war Suleyken,* einer Liebeserklärung an seine Heimat. Seit 1945 lebt er vorwiegend in Hamburg.

Alexander Lernet-Holenia
(1897–1976)
Der „Grandseigneur der österreichischen Literatur" hielt in seiner Lyrik wie in den Bühnenstücken an traditionellen, leicht zugänglichen Formen fest. Seine phantasievollen Gesellschaftsromane haben meist Stoffe aus dem altösterreichischen Offiziersleben zum Thema. Der in Wien geborene Nachkomme französisch-belgischer Auswanderer war im Ersten Weltkrieg Kavallerie-Offizier, lebte dann als freier Schriftsteller zeitweilig in Südamerika, bevor er im Zweiten Weltkrieg wieder in die Armee einberufen wurde. Nach einer Verwundung arbeitete er als Chefdramaturg bei der Heeresfilmstelle. Von 1969 bis 1972 war er Präsident des österreichischen PEN-Clubs.

Heinrich Mann
(1871–1950)
Heinrich Mann, der ältere Bruder Thomas Manns, wurde 1871 als Sohn eines Lübecker Senators, Großkaufmanns und Reeders geboren. Dem streitbaren Demokraten und geschworenen Feind aller Diktatur wurde 1933 das bittere Schicksal der Emigration zuteil. Er floh in die Tschechoslowakei, dann nach Frankreich und 1940 über Spanien in die USA. Noch vor der erhofften Rückkehr in die deutsche Heimat starb er in Los Angeles. In seinen politisch engagierten Romanen und Novellen erscheint er als leidenschaftlicher Gesellschaftskritiker der Wilhelminischen Ära, der Weimarer Republik und der NS-Zeit. Als Humanist und Pazifist, als Verfechter der deutsch-französischen Annäherung und eines neuen Europa wandte er sich zunehmend neben seinem dichterischen Werk Politik und Kulturpolitik zu.

Klaus Mann
(1906–1949)
Erika und Klaus waren die ältesten der sechs Kinder Thomas Manns, begabte, umtriebige junge Leute, die aller Welt auf die Zehen traten. Die „schrecklichen Kinder" nannte man sie. Sie wurden in München geboren, schrieben, gründeten Theater und Kabaretts, reisten um die Welt. Die verwöhnten Geschöpfe wurden ernst, als es die Situation in Deutschland erforderte, beide wurden aktive Antifaschisten. Klaus hatte früh zu schreiben begonnen, Erzählungen, Romane, Biographien, er gab Zeitschriften und Anthologien heraus. Ein engagiertes, unstetes Leben mit einer bedrohlichen Todesneigung, die ihn in Cannes zum Selbstmord trieb.

Thomas Mann
(1875–1955)
Der Nobelpreisträger (1929) gilt vielen als der bedeutendste deutsche Erzähler des 20. Jahrhunderts. Genaue Seelenschilderung krankhafter und dekadenter Charaktere, die Stellung des Künstlers als Außenseiter in der bürgerlichen Gesellschaft, Genieprobleme und Schelmenschwank: Alle diese Themen hat er in unnachahmlich brillantem, ironischem und parodistischem


ALEXANDER LERNET-HOLENIA


HEINRICH MANN


KLAUS MANN


THOMAS MANN



KURT MARTI

Stil behandelt. Außerdem war er ein Meister des kulturkritischen Essays. Als jüngerer Bruder Heinrich Manns wurde er in Lübeck geboren, lebte aber meist im Süden Deutschlands. 1933 emigrierte er über Holland, Belgien und Frankreich in die Schweiz, schließlich nach Kalifornien, wo er 1944 die amerikanische Staatsbürgerschaft erwarb. Nach dem Zweiten Weltkrieg kehrte der inzwischen vielfache Ehrendoktor in die Schweiz zurück. Er starb in Kilchberg bei Zürich. Sein schriftstellerisches Genie hat sich auf alle seine Kinder, besonders Klaus und Golo, vererbt.



CHRISTOPH MECKEL

KURT MARTI
(1921)
wurde in Bern geboren. Er studierte Theologie und war in der Kriegsgefangenenseelsorge des Weltkirchenrates in Paris tätig, dann als Pfarrer in kleinen Schweizer Orten, seit 1961 in Bern. Er ist freier Mitarbeiter verschiedener Zeitschriften und Zeitungen und hat Lyrik und Prosa – spielerisch und zugleich von hintergründigem Ernst – neben literarischen Essays und Predigten veröffentlicht. Der Johann-Peter-Hebel-Preis gehört zu seinen vielen Anerkennungen.



HERBERT MEIER

CHRISTOPH MECKEL
(1935)
ist eine der vielen Doppelbegabungen unter den Schriftstellern. Er ist nämlich ebenso Graphiker und weigert sich, auf irgend etwas festgelegt zu werden. Er hat immer ganz frei leben wollen, und es ist ihm gelungen, „irgendwie nicht zu verhungern". Seit zwanzig Jahren lebt er winters in Berlin, sommers irgendwo auf dem Lande. Meckel „erbaut mit Elementen, die der Wirklichkeit entnommen sind, eine eigene, verwandelte, wunderliche Welt", hat ein Kritiker mit Recht über ihn gesagt.



CONRAD FERDINAND MEYER

HERBERT MEIER
(1928)
aus Solothurn gebürtig, hat Germanistik studiert, ist Schauspieler, Dramaturg und Lektor gewesen und lebt heute als freier Schriftsteller in Zürich. Er hat bedeutende französische Autoren ins Deutsche übersetzt. Seine Werke – Erzählungen, Lyrik, Dramen und Hörspiele – sind in schlichter poetischer Sprache abgefaßt. Meier erhielt zahlreiche literarische Anerkennungen, zum Beispiel 1963 den Preis der Schweizer Schiller-Stiftung und 1964 den Conrad-Ferdinand-Meyer-Preis.

CONRAD FERDINAND MEYER
(1825–1898)
entstammte einer wohlhabenden Patrizierfamilie und wurde streng kalvinistisch erzogen. Er studierte Jura, beschäftigte sich daneben mit Malerei, Geschichte und Philologie. Bereits als Kind war er sehr sensibel und von zarter Konstitution, später dann zeitweilig nervenkrank, so daß er in Heilanstalten leben mußte. Er starb in geistiger Umnachtung in Kilchberg bei Zürich. Seine berühmten historischen Novellen und der Roman *Jürg Jenatsch* zeigen hinter der Fassade einer

packenden, konfliktvollen Handlung die Flucht des Autors vor der Problematik seiner Gegenwart. Die einprägsamen Gedichte geben sichtbaren Gegenständen symbolischen Gehalt, so z. B. in *Der römische Brunnen*, den Meyer auf einer seiner zahlreichen Italienreisen schrieb.

Adolf Muschg
(1934)
hat Deutsch und deutsche Literatur in Tokio, Göttingen und Amerika gelehrt, heute ist er Professor in Zürich. Er wurde in Zollikon (Schweiz) geboren und hat Germanistik und Anglistik studiert. Seine Romane und Erzählungen, die meist die Welt der Außenseiter zum Thema haben, wurzeln in der Tradition, obwohl ihr eigenwilliger Aufbau und die subtile Ironie sie durchaus modern erscheinen lassen.

Robert Musil
(1880–1942)
Offizier, Ingenieur, Doktor der Philosophie, Bibliothekar, Redakteur, Chef des Bildungsamtes im Heeresministerium in Wien, Theaterkritiker, freier Schriftsteller: Der Berufsweg des in Klagenfurt geborenen Autors war ebenso bewegt wie die Zeit, in der er lebte. Er starb in der Emigration, die ihn 1938 über Italien nach Genf geführt hatte, einsam und mittellos an einem Gehirnschlag. Heute erinnert man sich wieder an seine frühen psychologischen Novellen und vor allem an den unvollendet gebliebenen, umfangreichen Gesellschaftsroman *Der Mann ohne Eigenschaften*, der den Untergang der österreichischen Monarchie zum Thema hat. Meisterhaft beherrschte Musil auch das Feuilleton.

Franz Nabl
(1883–1974)
könnte man wegen seines unaufdringlichen poetischen Stils und tiefen Naturgefühls, zu dem bei ihm allerdings ein dämonischer Zug hinzutritt, einen Nachfolger von Adalbert Stifter nennen. Er wurde in Böhmen geboren und war der Sohn eines Gutsbesitzers. In Wien hat er Jura, Philosophie und Germanistik studiert, in Graz war er ein paar Jahre Redakteur und blieb dort auch als freier Schriftsteller.

Hans Erich Nossack
(1901–1977)
hat 1945 beim Brand Hamburgs alle seine Manuskripte verloren. Der Sohn eines Importkaufmanns übernahm nach einem Jurastudium und Tätigkeiten als Fabrikarbeiter, Reisender und Hilfsbuchhalter 1933 die Firma seines Vaters und wählte damit eine Laufbahn, die er eigentlich nicht einschlagen wollte. Erst seit 1956 konnte er sich ausschließlich dem Schreiben widmen. Nüchterne Visionen und stilles Pathos kennzeichnen sein Werk, von dem er sagte: „Ich schildere Menschen, die ein Schicksal erleiden, das eigentlich zu schwer für sie ist: Sie werden aus ihrer wohlgeordneten Position herausgerissen. Und nun müssen sie versuchen, sich wieder zurechtzufinden.“


ADOLF MUSCHG


ROBERT MUSIL


FRANZ NABL


HANS ERICH NOSSACK


LEO PERUTZ


ALFRED POLGAR


JENS REHN


RAINER MARIA RILKE


HERBERT ROSENDORFER

Leo Perutz
(1884–1957)
Der Fabrikantensohn aus Prag hat dort auch seine Studien absolviert. Diese Stadt scheint ihren Söhnen ein Gespür für das Unheimliche und Übersinnliche mitzugeben. Perutz, der aus dem Ersten Weltkrieg eine schwere Verwundung davontrug, ließ sich in Wien nieder, bis er 1938 nach Tel Aviv emigrierte. Er starb in Bad Ischl, ein Meister des phantastischen Romans.

Alfred Polgar
(1873–1955)
Der gebürtige Wiener ist ein Meister der kleinen Formen; köstliche Skizzen, Anekdoten, Essays und Einakter entstammen seiner Feder. Er begann eine Klavierbaulehre, schrieb aber bald Gerichtsreportagen, Parlamentsberichte und Theaterkritiken. 1940 emigrierte er nach New York, wo er die amerikanische Staatsbürgerschaft erwarb. Unübertrefflich zeichnete er mit wenigen Worten die Porträts seiner literarischen Zeitgenossen; bei aller Kritik an den gesellschaftlichen Zuständen blieb er ein lebensbejahender Optimist.

Jens Rehn
(1918)
ist leitender Redakteur in der Literaturabteilung des RIAS Berlin. Der gebürtige Flensburger studierte Philosophie, Anglistik und Musikwissenschaft. Seine Romane und Erzählungen beschreiben in nüchterner Sprache alltägliche Probleme des Menschen. Rehn ist Mitglied des deutschen PEN-Zentrums und erhielt 1956 den Literaturpreis der Stadt Berlin.

Rainer Maria Rilke
(1875–1926)
Der bedeutende Lyriker sollte zuerst Offizier werden, studierte dann aber Kunst- und Literaturgeschichte in seiner Geburtsstadt Prag. Als freier Schriftsteller reiste er durch ganz Europa und Nordafrika und war Gast auf Schlössern und Landsitzen, materiell unterstützt von literarisch interessierten Damen. Einige Monate lang war er Privatsekretär Auguste Rodins in Paris. Seine Übersetzungen aus dem Französischen, das er wie seine Muttersprache beherrschte, sind unübertrefflich. Im Werk des sensiblen Künstlers spiegelt sich die Wandlung seiner Lebensauffassung von dekadenter Melancholie über existentialistische Zweifel zu einer positiven, vom Christentum bestimmten Haltung. Rilke verstarb in Val-Mont bei Montreux.

Herbert Rosendorfer
(1934)
ist in Bozen geboren, in Kitzbühel aufgewachsen, in München zur Schule gegangen. Er studierte zuerst an der Kunstakademie, sattelte aber um: „Ein verkrachter Künstler, der Jurist geworden ist", sagt er. In Bayreuth war er Staatsanwalt und lebt jetzt als Amtsgerichtsrat wieder in München. Ein Schriftsteller des skurrilen Humors, dessen Leser zwar oft die Gefoppten, aber nie die Geprellten sind, wie es ein Kritiker ausdrückte.

Joseph Roth
(1894–1939)
starb als unheilbarer Trinker in einem Pariser Armenhospital, da er sein durch die Nazis erzwungenes Exilleben nicht ertragen konnte. Geboren in Schwabendorf/Ostgalizien, studierte er Philosophie und deutsche Literatur in Wien und war dann als Journalist fast ständig auf Reisen durch Europa. In seinen Romanen zeichnet er die schwermütige Stimmung zur Zeit der untergehenden Donaumonarchie, erzählt mit kritisch-ironischer Intelligenz vom Leben österreichischer Offiziere und Beamten, von gesellschaftlichen Außenseitern und mißachteten Juden.

Albrecht Schaeffer
(1885–1950)
hat, wie viele seiner Romanfiguren, lange gebraucht, um zu sich selbst zu finden. Er ist in Elbing geboren und in Hannover aufgewachsen. Dem Studium neuer und alter Sprachen folgte ein Redaktionsvolontariat. Kurz vor dem Ersten Weltkrieg kam der Durchbruch mit mehreren Gedichtbänden. Er zog nach Bayern, als Autor und Übersetzer dem klassischen und romantischen Erbe verpflichtet. Obwohl nicht verfolgt, wanderte er 1939 in die USA aus, wo er für seine und andere Emigrantenkinder eine Schule gründete. Er starb in München, nur einen Monat nach seiner Heimkehr.

Wilhelm Schäfer
(1868–1952)
stammte aus einer Schwälmer Bauernfamilie. Er wurde erst einmal Volksschullehrer und hat sich dann ein Schriftstellerdasein in Berlin fast erhungert. Als der Erfolg kam, zog er an den Bodensee und wurde dort seßhaft. In Überlingen ist er gestorben. Er schrieb Romane und Erzählungen aus der bäuerlichen Welt wie aus der Geschichte. Berühmt gemacht haben ihn seine klassisch erzählten Anekdoten, für die ihm Johann Peter Hebel ein Vorbild war.

René Schickele
(1883–1940)
war einer der Elsässer, die für eine deutsch-französische Verständigung kämpften. Sein Vater war Deutscher, die Mutter Französin, er selber Kosmopolit, ein leidenschaftlicher Kriegsgegner. Er lebte in Straßburg, München, Paris, Berlin und Badenweiler. Vor dem Zweiten Weltkrieg floh er an die Riviera, wo er dann gestorben ist. Er war Redakteur und Zeitungskorrespondent, vor allem aber ein fruchtbarer Romancier, der immer wieder elsässische Schicksale geschildert hat.

Arno Schmidt
(1914)
ist ein intellektueller Erzähler von eigenwilliger, bizarrer Phantasie. Oft schreibt er in einer phonetischen, die normale Sprache verballhornenden Orthographie. Als Interpret alter Autoren und Essayist ist er ebenso brillant wie als Übersetzer aus dem Englischen. Schmidt wurde in Hamburg geboren, studierte kurze Zeit Mathematik und Astronomie und



JOSEPH ROTH



ALBRECHT SCHAEFFER



WILHELM SCHÄFER



RENÉ SCHICKELE



ARNO SCHMIDT


ARTHUR SCHNITZLER


WOLFDIETRICH SCHNURRE


WILHELM VON SCHOLZ


ANNA SEGHERS


INA SEIDEL

war Angestellter einer Textilfabrik in Greifenberg. Seit 1958 lebt er als freier Schriftsteller in Bargfeld/Lüneburger Heide.

ARTHUR SCHNITZLER
(1862–1931)
war lange Zeit einer der meistgespielten deutschen Dramatiker. Geboren 1862 in Wien, wurde er zunächst Arzt, wandte sich aber bald ganz der Schriftstellerei zu. In seinen Werken zeigt sich eine ausgeprägte psychologische Beobachtungsgabe; die Fragwürdigkeit der bürgerlichen Moralvorstellungen wird sezierend bloßgelegt. Seine Themen entnahm Schnitzler der Melancholie und Resignation, wie sie zur Blütezeit des Wiener Großbürgertums herrschten. Wegen seiner Novelle *Lieutenant Gustl,* die sich kritisch mit der Offiziersehre befaßt, wurde Schnitzler der Rang eines Reserveoffiziers aberkannt.

WOLFDIETRICH SCHNURRE
(1920)
Er ist zwar in Frankfurt am Main zur Welt gekommen, findet aber, geboren sei er erst 1928, als er mit seinem Vater, einem Bibliothekar, nach Berlin übersiedelte. Das Arbeiterviertel, in dem sie wohnten, und die kommunistische Volksschule haben sein Schreiben bestimmt, weniger das Gymnasium und die sechseinhalb Jahre, in denen er sehr unfreiwillig Soldat war. 1945 ist er wieder in Berlin und fängt zu schreiben an. Seitdem sind zahllose Bücher, Hör- und Fernsehspiele entstanden und mit vielen Preisen ausgezeichnet worden.

WILHELM VON SCHOLZ
(1874–1969)
hatte Welterfolg mit seinem Drama *Der Wettlauf mit dem Schatten,* dessen Hauptrolle er oft selbst spielte. Als Erzähler verband er realistische Schilderungen mit magisch-okkultem Denken. Er promovierte zum Dr. phil., war Leutnant, von 1910 bis 1923 Dramaturg am Landestheater Stuttgart und einige Jahre Präsident der Preußischen Akademie der Wissenschaften. Geboren wurde er in Berlin als Sohn des preußischen Finanzministers Adolf von Scholz, gestorben ist er in Konstanz.

ANNA SEGHERS
(1900)
Gerechtigkeit kann es für die seit 1947 in Ost-Berlin lebende Autorin nur auf der Grundlage des Sozialismus geben; diese Haltung bestimmt alle ihre Werke, für die sie zahlreiche Preise erhielt. Sie kam in Mainz zur Welt, studierte Geschichte, Kunstgeschichte und Sinologie, promovierte zum Dr. phil. 1925 heiratete sie den ungarischen Schriftsteller Laszlo Radvanyi, trat kurze Zeit später der kommunistischen Partei bei, floh 1933 nach Frankreich und 1940 nach Mexiko. Heute ist sie – in Ost-Berlin – Vizepräsidentin des „Kulturbundes zur demokratischen Erneuerung Deutschlands".

INA SEIDEL
(1885–1974)
Ina Seidel ist die berühmteste Autorin einer traditionellen Schriftstellerfamilie. Ihr Onkel, Heinrich Seidel, schrieb den *Leberecht Hühn-*

chen; Ina heiratete seinen Sohn, den Pfarrer Heinrich Wolfgang. Willy Seidel (ihr Bruder), der bekannte Ägyptologe Georg Ebers (ihr Stiefvater), der Journalist Christian Ferber (ihr Sohn): Sie alle schrieben und schreiben. Ina Seidel wurde in Halle geboren, lebte aber in Braunschweig, Marburg und Berlin, bis sie sich mit ihrer Familie am Starnberger See niederließ. Seit dem Riesenerfolg ihres Romans *Das Wunschkind* (1930) haben Generationen von Lesern ihre geistige Nahrung aus ihrer umfangreichen Prosa und Lyrik gezogen.

THEODOR STORM
(1817–1888)
betätigte sich schon während seines Jurastudiums schriftstellerisch und gab das *Liederbuch dreier Freunde* heraus. Wie sein Vater ließ er sich in Husum als Advokat nieder, schlug dann aber die Richterlaufbahn ein und war 1856 Assessor in Potsdam, später dann Landrichter in Heiligenstadt. Von 1864 an lebte er wieder in Husum, wurde 1880 als Amtsgerichtsrat pensioniert und zog sich nach Hademarschen in Holstein zurück. Als Schriftsteller wurde er vor allem durch seine Novellen bekannt, die in der norddeutschen Heimat spielen. Sie malen stimmungsvolle, sentimentale Erinnerungsbilder oder verbinden in Chroniken aufgezeichnete Ereignisse mit einer gegenwärtigen, elegant komponierten Handlung. Seine Lyrik beschreibt voll Melancholie im Volkslied-Ton Heimat und Meer, Leidenschaft und Liebe.

EMIL STRAUSS
(1866–1960)
Der Pforzheimer Fabrikantensohn war ein Verfechter des tätigen Lebens. Er zog mit seinem Freund Emil Gött als Wanderbursche und Landarbeiter umher, ging 1892 als Kolonist nach Brasilien und leitete dort eine Schule. Heimgekehrt versuchte er sich noch einmal in der Landwirtschaft. Nachdem er immer wieder den Wohnort gewechselt hatte, lebte er von 1925 bis zu seinem Tode in Freiburg. Seine kraftvollen Romane und Erzählungen zeigen psychologisch feinsinnige Charaktere in Scheitern und Bewährung, im Streben nach Humanität und Selbstüberwindung.

HERMANN SUDERMANN
(1857–1928)
war einer der erfolgreichsten Dramatiker und Erzähler des Naturalismus. Es hat damals wohl kaum eine deutsche Bühne gegeben, die sein Schauspiel *Heimat* nicht gespielt hätte. Viele seiner Romane und Erzählungen sind verfilmt worden. Er war ein Landwirtssohn aus dem Memelland. In Tilsit ging er zur Schule, in Königsberg und Berlin auf die Universität. Was er schrieb, ist spannend und gefühlvoll und enthält immer ein volles Maß Kritik an der bürgerlichen Gesellschaft.

LUDWIG THOMA
(1867–1921)
verfaßte in bayrischer Mundart derbe Kleinstadtromane und handfeste Volkskomödien, in denen er beißenden Spott über Scheinmoral, Spießertum


THEODOR STORM


EMIL STRAUSS


HERMANN SUDERMANN


LUDWIG THOMA


KURT TUCHOLSKY


REGINA ULLMANN


KARL HEINRICH WAGGERL


MARTIN WALSER


FRANK WEDEKIND

und Klerikalismus seiner Landsleute ausgießt und die im Grunde nichts anderes sind als eine geheime Liebeserklärung an das urwüchsige Leben in seiner Heimat. Als gebürtiger Oberammergauer studierte er Forstwissenschaft, danach Jura, war Rechtsanwalt und arbeitete kurze Zeit als Redakteur beim *Simplicissimus* in München. Später, konservativ geworden, siedelte er sich in Rottach am Tegernsee an, wo er auch starb und „wie ein König" begraben wurde.

KURT TUCHOLSKY
(1890–1935)
war ein Meister der kabarettistischen, pointierten, aggressiven, satirisch treffenden Kleinkunst, die er gegen verstockte Bürgerlichkeit und reaktionäre Lethargie richtete. In Berlin geboren, war er kurze Zeit Bankvolontär, studierte Jura und schrieb für linksorientierte Zeitungen. Bereits 1929 emigrierte er nach Schweden. 1935 schied er in Hindås aus dem Leben, weil er die Erfolge der Nazis in Deutschland nicht länger ertragen konnte.

REGINA ULLMANN
(1884–1961)
Sie kam aus St. Gallen, lebte aber mit ihrer Mutter in München, in Freundschaft mit Rilke, Ina Seidel und Hans Carossa. 1937 kehrte sie nach St. Gallen zurück. Ihre stille, schwermütige Prosa und Lyrik lebt aus der katholischen Glaubenslehre und einer Neigung zu allem, was sich bescheiden und am Rande des Lebens abspielt.

KARL HEINRICH WAGGERL
(1897–1973)
verlebte als Sohn eines Zimmermanns in Bad Gastein eine ärmliche Jugend, wurde Lehrer und Offizier und nach der Rückkehr aus langer Kriegsgefangenschaft Schriftsteller. Das Leben einfacher Menschen in unberührter Natur ist das Thema zahlreicher Romane und Novellen, die ihn als fabulierfreudigen und humorvollen, volkstümlichen Autor zeigen. Den größten Teil seines Lebens verbrachte Waggerl in Wagrain, wo er zeitweilig Bürgermeister war.

MARTIN WALSER
(1927)
schreibt Hörspiele, Erzählungen, Romane und Dramen, in denen er sich aggressiv-zeitkritisch mit dem Lebensstil der Gegenwart auseinandersetzt. Witzige und geistreiche Einfälle verbinden sich dabei mit einer großen Sprachbegabung. Der in Wasserburg am Bodensee geborene Autor studierte Literaturwissenschaft, Philosophie und Geschichte in Tübingen, promovierte zum Dr. phil. und war Rundfunk- und Fernsehregisseur in Stuttgart. Seit 1957 lebt er in Friedrichshafen am Bodensee.

FRANK WEDEKIND
(1864–1918)
war eine Zeitlang Werbechef der Firma Maggi, Zirkussekretär, Schauspieler und Redakteur beim *Simplicissimus*. Der in Hannover geborene Autor war um die Jahrhundertwende einer der entschiedensten Gegner

kleinbürgerlicher Scheinmoral und machte sie in karikierenden Dramen lächerlich. Ständig in Schwierigkeiten mit der Zensur, mußte er wegen angeblicher Majestätsbeleidigung 1899/1900 sogar in Festungshaft. Mit seinen Chansons und Brettl-Liedern wurde er Vorbild für Tucholsky, Kästner und die modernen Liedermacher.

Franz Werfel
(1890–1945)
war zuerst einer der führenden Lyriker des Expressionismus, wandte sich dann aber historisch-realistischen Dramen und Romanen zu, in denen er vorwiegend religiöse Themen behandelte. Werfel wurde in Prag geboren, machte eine kaufmännische Lehre und wurde dann Verlagslektor. Nach dem Ersten Weltkrieg lebte er, verheiratet mit Alma Mahler, der Witwe des Komponisten, als freier Schriftsteller in Wien. Wie viele Autoren seiner Generation mußte er 1933 emigrieren; seine Flucht führte über Frankreich und Spanien nach Kalifornien. Er starb in Beverly Hills.

Ernst Wiechert
(1887–1950)
kam aus seiner ostpreußischen Heimat, wo er Studienrat in Königsberg war, nach Ambach am Starnberger See und widmete sich hier ausschließlich der Schriftstellerei. 1938 mußte er wegen nazifeindlicher Reden für zwei Monate ins KZ Buchenwald. Er starb in Rütihof am Zürichsee. Das eigene Weltbild spiegelt sich in Wiecherts Romangestalten: Trotz ihrer christlichen Überzeugungen fühlen sie sich bedroht von den dunklen Kräften der menschlichen Natur. Sie führen ein grüblerisches, weltabgewandtes Leben und neigen zu Mystizismus und Resignation.

Gabriele Wohmann
(1932)
sagt von sich in einem Gedicht: „Bei dem Versuch, von mir abzusehen, bin ich auf mich gestoßen." In ihrem oft autobiographischen Werk analysiert sie die alltäglichen Konflikte im Zusammenleben der Menschen und entlarvt dabei die Konventionen als Instrumente der Unterdrückung. Die Autorin hat in Frankfurt/Main Philologie studiert und war Lehrerin, bevor sie sich ganz dem Schreiben widmete. Sie erhielt zahlreiche Literaturpreise und war Stipendiatin der Villa Massimo in Rom.

Carl Zuckmayer
(1896–1977)
Mit sicherem Gespür für Bühnenwirksamkeit und in unbeschwerter, volkstümlich kräftiger Sprache schrieb Zuckmayer Volkskomödien und Erzählungen, die gegen Unterdrückung, Bürokratie und Militarismus zu Felde ziehen. Er wurde in Nackenheim am Rhein geboren und starb in Saas-Fee. Den Ersten Weltkrieg machte er als Freiwilliger mit, studierte danach Geisteswissenschaften und Biologie. 1924 war er zusammen mit Brecht Dramaturg am Deutschen Theater Max Reinhardts in Berlin. Seinen Durchbruch als Bühnenschriftsteller feierte Zuckmayer 1925 mit


FRANZ WERFEL


ERNST WIECHERT


GABRIELE WOHMANN


CARL ZUCKMAYER



ARNOLD ZWEIG

Der fröhliche Weinberg, 1930 folgte *Der Hauptmann von Köpenick.* Während des Zweiten Weltkrieges lebte Zuckmayer als Farmer in Vermont/USA. Für seine literarischen Werke erhielt er zahlreiche Preise und die Ehrendoktorwürde mehrerer Universitäten.

ARNOLD ZWEIG
(1887–1968)
Er war der Sohn eines jüdischen Sattlers in Schlesien. An vielen Universitäten hat er eine Vielzahl von Fächern studiert, er hat den Ersten Weltkrieg mitgemacht und ist 1933 auf Umwegen nach Palästina emigriert. 1948 kehrte er zurück und hat in Ost-Berlin viele öffentliche Ämter im Kulturleben innegehabt. Vom feinfühligen psychologischen Erzähler wurde er zum erbitterten Kritiker seiner Zeit, der endlich sein Heil im Sozialismus der DDR zu finden glaubte.



STEFAN ZWEIG

STEFAN ZWEIG
(1881–1942)
war Repräsentant eines pazifistischen, europäischen Kulturbewußtseins. Seine historischen Romane, seine von der Psychoanalyse geprägten Novellen und seine kulturhistorischen Biographien zeigen ihn als hervorragenden Stilisten. In Wien geboren, studierte er Philosophie, Germanistik und Romanistik. Während des Ersten Weltkrieges war er im Wiener Kriegsarchiv tätig, später lebte er in Zürich und Salzburg. 1938 emigrierte er über England und New York nach Brasilien und nahm sich in Petropolis bei Rio de Janeiro das Leben, voll Verzweiflung darüber, daß sich seine humanen Ideale nicht verwirklichen ließen.

QUELLENNACHWEIS

ALTENBERG, Peter, ERLEBNIS, aus: „Das große Peter Altenberg Buch", erschienen im Paul Zsolnay Verlag GmbH, Wien, Hamburg 1977. Alle Rechte vorbehalten durch S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main. ANDERSCH, Alfred, EIN AUFTRAG FÜR LORD GLOUSTER, aus: „Geister und Leute", © 1969 by Diogenes Verlag AG, Zürich. ANDRES, Stefan, BITTE NACH IHNEN!, aus: „Verteidigung der Xanthippe", R. Piper & Co. Verlag, München 1960. BACHMANN, Ingeborg, ALLES, aus: „Das dreißigste Jahr", R. Piper & Co. Verlag, München 1961. BECHER, Ulrich, ZWEI IM FRACK, aus: U.B., „Männer machen Fehler", © Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg 1958. BENDER, Hans, DER BROTHOLER, aus: H.B., „Worte, Bilder, Menschen". Geschichten, Roman, Berichte, Aufsätze (1969), mit freundlicher Genehmigung des Carl Hanser Verlages, München. BERGENGRUEN, Werner, DIE SPELTSCHE EINFAHRT, aus: „Zorn, Zeit und Ewigkeit", erschienen im Verlag der Arche, Peter Schifferli, Zürich 1959. BLOCH, Ernst, SCHREIBER AUF DER MAIRIE, aus: „Spuren", © Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1969. BÖLL, Heinrich, DIE WAAGE DER BALEKS, aus: „Erzählungen 1950–1970" von Heinrich Böll, © 1972 by Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln. BÖLL, Heinrich, WANDERER, KOMMST DU NACH SPA..., aus: H.B. 1947 bis 1951, „Wo warst du, Adam? und Erzählungen", Gertraud Middelhauve Verlag, Köln 1972/5. BORCHERT, Wolfgang, DAS BROT, aus: W.B., „Das Gesamtwerk", © Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg 1949. BRECHT, Bertolt, DER VERWUNDETE SOKRATES und DIE UNWÜRDIGE GREISIN, aus: „Geschichten", © 1962 Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main. Erzählungen aus „Kalendergeschichten", © 1949 by Gebr. Weiss, Berlin. BUBER, Martin, DIE TEIGSUPPE, aus: „Die Erzählungen der Chassidim", mit freundlicher Genehmigung des Manesse-Verlages, Zürich. CAROSSA, Hans, DER ZAUBERER, aus: „Eine Kindheit und Verwandlungen einer Jugend", © Insel-Verlag, Wiesbaden 1947. DAUTHENDEY, Max, DER WILDGÄNSE FLUG IN KATATA NACHSCHAUEN, aus: M.D., „Die acht Gesichter am Biwasee" (1911), mit freundlicher Genehmigung des Albert Langen-Georg Müller Verlages GmbH, München. DODERER, Heimito von, ZWEI LÜGEN ODER EINE ANTIKISCHE TRAGÖDIE AUF DEM DORFE, aus: „Die Erzählungen", Biederstein Verlag, München 1972, mit freundlicher Genehmigung der Beck'schen Verlagsbuchhandlung, München. DÖBLIN, Alfred, LINIE DRESDEN–BUKAREST, aus: A.D., „Die Ermordung einer Butterblume", © Walter Verlag AG, Olten 1962. DÜRRENMATT, Friedrich, DER HUND, aus: „Die Stadt", erschienen im Verlag der Arche, Peter Schifferli, Zürich 1952. EBNER-ESCHENBACH, Marie von, ER LASST DIE HAND KÜSSEN, aus: Band 1, Gesamtausgabe der Marie von Ebner-Eschenbach, „Das Gemeindekind", Novellen–Aphorismen, 1956. Winkler Verlag, München. EISENREICH, Herbert, DIE FRAU IM FENSTER, aus: „Ein schöner Sieg und einundzwanzig andere Mißverständnisse", Verlag Styria, Graz, Wien, Köln 1973. 1. Auflage. ERNST, Paul, DIE GESPARTEN SCHLACHTSCHÜSSELN, aus: „Wendunmuth. Komödianten- und Spitzbubengeschichten" (1920), mit freundlicher Genehmigung der Paul-Ernst-Gesellschaft e.V. (Herrn Karl August Kutzbach), Düsseldorf. FALLADA, Hans, DAS VERSUNKENE FESTGESCHENK, aus: H.F., „Gesammelte Erzählungen", © Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg 1967. FLAKE, Otto, DAS BILD, aus: „Finnische Nächte". Alle Rechte bei S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main. FRANK, Bruno, DER GOLDENE, aus: „Ausgewählte Werke", Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg 1957, mit freundlicher Genehmigung von Frau Liesl Frank-Mittler. FRISCH, Max, ALS COWBOY IN TEXAS, aus: „Erzählungen des Anatol Ludwig Stiller", Suhrkamp Texte 5. Alle Rechte vorbehalten durch Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main. © „Stiller" 1954 by Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main. GAISER, Gerd, DER MENSCH, DEN ICH ERLEGT HATTE und REVANCHE, aus: G.G., „Gib acht in Domokosch" (1959), mit freundlicher Genehmigung des Carl Hanser Verlages, München. GRAF, Oskar Maria, DIE HOHLE NUSS, aus: O.M.G., „Kalendergeschichten", © 1975 Süddeutscher Verlag GmbH, München. GRASS, Günter, IM ZWIEBELKELLER, aus: G.G., „Die Blechtrommel", 1959, Luchterhand Verlag, Darmstadt und Neuwied. GUGGENHEIM, Kurt, ALLES VERSUCHT..., aus: K.G., „Gerufen und nicht gerufen", Benziger Verlag Zürich/Köln, 1973. HANDKE, Peter, BEGRÜSSUNG DES AUFSICHTSRATS, aus: „Begrüßung des Aufsichtsrats", © 1967 by Peter Handke. Die Originalausgabe ist im Residenz Verlag, Salzburg, erschienen. HARTLAUB, Geno, DAS GÄRTCHEN DES KOMMANDANTEN, aus: „Rot heißt auch schön". Erzählungen, Claassen Verlag, Hamburg & Düsseldorf 1969. Abdruck mit freundlicher Genehmigung der Autorin. HAUPTMANN, Gerhart, FASCHING, aus: „Sämtliche Werke", Band VI, Propyläen Verlag, © 1963 by Verlag Ullstein GmbH, Frankfurt am Main – Berlin. HAUSHOFER, Marlen, SCHRECKLICHE TREUE, aus: „Schreckliche Treue", Claassen Verlag, Hamburg–Düsseldorf 1968, mit freundlicher Genehmigung von Herrn Dr. Manfred Haushofer. HAUSMANN, Manfred, EINE REGENNACHT, aus: „Unvernunft zu dritt". Drei Erzählungen, S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 1968, mit freundlicher Genehmigung des Autors. HECKMANN, Herbert, DAS HENKERSMAHL, aus: „Schwarze Geschichten" (1964), mit freundlicher Genehmigung des Autors. HESSE, Hermann, DER EUROPÄER, aus: „Traumfährte", Gesammelte Werke in Einzelausgaben. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1959. HILDESHEIMER, Wolfgang, DER HELLGRAUE FRÜHJAHRSMANTEL, aus: „Lieblose Legenden", © Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1962. HOFMANNSTHAL, Hugo von, REITERGESCHICHTE, aus: „Gesammelte Werke" in Einzelausgaben im S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main, © 1945 by Bermann-Fischer Verlag A.B., Stockholm. HOHLER, Franz, DIE FOTOGRAFIE, aus: „Der Rand von Ostermundingen" (1973), mit freundlicher Genehmigung des Luchterhand Verlages, Darmstadt und Neuwied. HORVÁTH, Ödön von, DAS MÄRCHEN VOM FRÄULEIN POLLINGER, aus: „Gesammelte Werke", Band 3, © Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1970. Huch, Ricarda, DER NEUE HEILIGE, aus: „Gesammelte Werke", Band 4 (1967), Kiepenheuer & Witsch, Köln, Berlin 1966–75, mit freundlicher Genehmigung von Frau Marietta Böhm. INGLIN, Meinrad, DIE LAWINE, aus: „Erzählungen", Atlantis Verlag, Zürich 1968. JAHNN, Hans Henny, MOV, aus: „Werke und Tagebücher" in 7 Bänden, © Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg 1974. JÜNGER, Ernst, DIE EBERJAGD, aus: „Werke", Band 9 (1960), mit freundlicher Genehmigung des Verlages Klett-Cotta, Stuttgart. JÜNGER, Friedrich Georg, DER KNOPF, aus: „Gesammelte Erzählungen" (1967), mit freundlicher Genehmigung des Carl Hanser Verlages, München. KAFKA, Franz, AUF DER GALERIE und EIN LANDARZT, aus: „Erzählungen", © 1935 by Schocken Verlag Berlin. © 1946/1963 by Schocken Books Inc., New York. KASCHNITZ, Ma-

rie Lüise, FERNGESPRÄCHE und SILBERNE MANDELN, aus: „Ferngespräche", Erzählungen, © Insel Verlag, Frankfurt am Main 1966. KASCHNITZ, Marie Luise, DER STROHHALM und GESPENSTER, aus „Lange Schatten" (1960), mit freundlicher Genehmigung des Claassen-Verlages, Düsseldorf. KÄSTNER, Erich, DAS SCHWEIGSAME FRÄULEIN, aus: „Gesammelte Schriften", Band 5, Kiepenheuer & Witsch, Köln 1959. Alle Rechte bei Atrium Verlag AG, Zürich. KESTEN, Hermann, PROFESSOR KALB, aus: „Die dreißig Erzählungen", München 1962, © by Hermann Kesten. KEYSERLING, Eduard von, DIE SOLDATEN-KERSTA, aus: „Schwüle Tage". Alle Rechte bei S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main. KREUDER, Ernst, DER MANN, DER NICHT MEHR LACHEN KONNTE und DER MANN IM LODENMANTEL, aus: „Tunnel zu vermieten" (1970), mit freundlicher Genehmigung des v. Hase & Koehler Verlages GmbH, Mainz. KUNZE, Reiner, CLOWN, MAURER ODER DICHTER, aus: „Die wunderbaren Jahre", © S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 1976. KURZ, Isolde, STURM, aus: „Gesammelte Werke, Bd. 5", erschienen 1935, mit freundlicher Genehmigung des Rainer Wunderlich Verlages, Hermann Leins, Tübingen. KUSENBERG, Kurt, DAS GRABMAL, aus: K.K., „Der blaue Traum", © Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg 1949. LANGGÄSSER, Elisabeth, SAISONBEGINN, aus: „Gesammelte Werke. Erzählungen" (1964), mit freundlicher Genehmigung des Claassen-Verlages, Düsseldorf. LENZ, Siegfried, DER DENKZETTEL, aus: „Der Geist der Mirabelle". Geschichten aus Bollerup, © Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg 1975. LERNET-HOLENIA, Alexander, MARESI, aus: „Mayerling". Erzählungen (1960), mit freundlicher Genehmigung des Paul Zsolnay Verlages GmbH, Wien, Hamburg. MANN, Heinrich, DER FREUND (in „Das Kind"), aus: „Novellen". Zweiter Band (1953), mit freundlicher Genehmigung des Aufbau-Verlages, Berlin und Weimar. MANN, Klaus, UNE BELLE JOURNÉE. Entnommen aus: K.M., „Abenteuer des Brautpaars". Die Erzählungen. Herausgegeben von Martin Gregor-Dellin. © 1976 Verlag Heinrich Ellermann KG, München 19. MANN, Thomas, UNORDNUNG UND FRÜHES LEID, aus: „Die Erzählungen", Bd. der Gesammelten Werke im S. Fischer Verlag, © 1966 Katja Mann. MARTI, Kurt, FRIEDA UND DER SCHELM, aus: „Wohnen zeitaus" (1965), mit freundlicher Genehmigung der Flamberg Verlag AG, Zürich. MECKEL, Christoph, DIE TRÄNENTIERE, aus: „Das Land der Umbranauten", Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 1961, mit freundlicher Genehmigung des Autors. MEIER, Herbert, SPRECHSCHÄDEL, aus: H.M., „Anatomische Geschichten", Benziger Verlag Zürich/Köln, 1973. MUSCHG, Adolf, DER ZUSENN ODER DAS HEIMAT, aus: „Liebesgeschichten", © Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1972. MUSIL, Robert, HASENKATASTROPHE, aus: R.M., „Prosa, Dramen, späte Briefe", © Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg 1957. NABL, Franz, DER DRITTE ARM, aus: „Phantastisches Österreich", herausgegeben von Jean Gyory. Paul Zsolnay Verlag GmbH, Wien, Hamburg 1976. NOSSACK, Hans Erich, INTERVIEW MIT DEM TODE, aus: „Interview mit dem Tode". Alle Rechte beim Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main. Zuerst erschienen im Wolfgang Krüger Verlag GmbH, Hamburg 1948. PERUTZ, Leo, NUR EIN DRUCK AUF DEN KNOPF, mit freundlicher Genehmigung des Paul Zsolnay Verlages GmbH, Wien, Hamburg. POLGAR, Alfred, DIE STEHENGEBLIEBENE UHR, aus: A.P., „Ich bin Zeuge", © Rowohlt Verlag, Berlin 1928. REHN, Jens, DER ZUCKERFRESSER, aus: „Der Zuckerfresser", Erzählungen 1961, Luchterhand Verlag, Neuwied am Rhein, Berlin-Spandau, mit freundlicher Genehmigung des Autors. RILKE, Rainer Maria, DER BETTLER UND DAS STOLZE FRÄULEIN, aus: „Geschichten vom lieben Gott". Erschienen im Insel-Verlag, Wiesbaden 1949. ROSENDORFER, Herbert, DER EIFFELTURM, aus: „Der stillgelegte Mensch", © 1970 by Diogenes Verlag AG, Zürich. ROTH, Joseph, STATIONSCHEF FALLMERAYER, aus: „Werke in 4 Bänden" von Joseph Roth, © 1975/1976 by Verlag Allert de Lange, Amsterdam, und Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln. SCHAEFFER, Albrecht, DIE SPIELER, aus: „Der Auswanderer", W. Wulff Verlag, Überlingen 1950, mit freundlicher Genehmigung des Werner Wulff Verlages, Bremen. SCHÄFER, Wilhelm, DER PFAFFENFEINDTALER, aus: „Die Anekdoten", Cotta, Stuttgart 1957, mit freundlicher Genehmigung von Herrn Klaus W. Schäfer. SCHICKELE, René, ANGELICA, mit freundlicher Genehmigung von Herrn Rainer Schickele und Herrn Hans G. R. Schickele. SCHMIDT, Arno, GESCHICHTEN VON DER INSEL MAN, aus: „Trommler beim Zaren", © Stahlberg Verlag, Karlsruhe 1966. Auch enthalten in Fischer Taschenbuch „Sommermeteor" (Bd. 1046). Abdruck mit Genehmigung des Autors und des S. Fischer Verlages, Frankfurt am Main. SCHNITZLER, Arthur, DIE FRAU DES WEISEN, aus: „Die erzählenden Schriften", © S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 1961. SCHNURRE, Wolfdietrich, DAS MANÖVER, aus: „Eine Rechnung, die nicht aufgeht", Walter Verlag, Olten und Freiburg i. Br. 1958, mit freundlicher Genehmigung des Autors. SCHOLZ, Wilhelm von, DER AUSWANDERER, aus: „Das Inwendige", Silberburg-Verlag, Stuttgart 1958, mit freundlicher Genehmigung von Frau Gertie von Scholz. SEGHERS, Anna, DAS OBDACH, aus: „Erzählungen", Band 1 (1963), mit freundlicher Genehmigung des Luchterhand-Verlages, Darmstadt und Neuwied. SEIDEL, Ina, JEMAND ERWARB EIN EMPFANGSGERÄT, aus: „Die alte Dame und der Schmetterling" (1964), mit freundlicher Genehmigung der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart. STRAUSS, Emil, LIEBE, aus: „Der Schleier" (1952), mit freundlicher Genehmigung des Carl Hanser Verlages, München. SUDERMANN, Hermann, DIE REISE NACH TILSIT, aus: „Litauische Geschichten", Cotta, Stuttgart 1947, mit freundlicher Genehmigung des Verlages Albert Langen-Georg Müller, München. THOMA, Ludwig, DER TRUDERER, aus: „Gesammelte Werke", R. Piper & Co. Verlag, München 1968. TUCHOLSKY, Kurt, REZEPTE GEGEN GRIPPE, aus: „Gesammelte Werke" Bd. III, S. 777, © Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg, 1960. TUCHOLSKY, Kurt, WO KOMMEN DIE LÖCHER IM KÄSE HER?, aus: K.T., „Gesammelte Werke", Band II, Seite 1212, © Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg 1960. ULLMANN, Regina, DER EHRLICHE DIEB, aus: „Das Gesamtwerk". Erzählungen–Prosastücke–Gedichte. Zwei Bände, herausgegeben von Ellen Delp und Friedhelm Kemp. Kösel-Verlag, München 1978. Abdruck mit freundlicher Genehmigung von Frau Camilla Ullmann. WAGGERL, Karl Heinrich, LANDSTREICHER, aus: „Du und Angela". Fünf Erzählungen. Insel-Bücherei Nr. 204. Alle Rechte beim Insel-Verlag, Frankfurt am Main. WALSER, Martin, DIE KLAGEN ÜBER MEINE METHODEN HÄUFEN SICH, aus: „Ein Flugzeug über dem Haus und andere Geschichten". © 1955 by Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main. WEDEKIND, Frank, DIE FÜRSTIN RUSSALKA, aus: F.W., „Prosa–Dramen–Verse", Band II, mit freundlicher Genehmigung des Albert Langen-Georg Müller Verlages GmbH, München. WERFEL, Franz, DIE HOTELTREPPE, aus: „Erzählungen aus zwei Welten", Band II. © 1952 by Alma Mahler-Werfel. Erschienen bei S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main. WIECHERT, Ernst, MEIN ERSTER ADLER, aus: „Wälder und Menschen", Albert Langen-Georg Müller Verlag, München 1936. WOHMANN, Gabriele, VERJÄHRT, aus: „Ländliches Fest" (1975), © 1968 by Hermann Luchterhand Verlag, Darmstadt und Neuwied. ZUCKMAYER, Carl, ENGELE VON LOEWEN, aus: „Gesammelte Werke" im S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main, © Carl Zuckmayer 1960. ZWEIG, Arnold, STERBEN DES CINQ-MARS, aus: „Ausgewählte Werke in Einzelausgaben", Band XI, Novellen, I. Teil, Aufbau-Verlag, Berlin 1961. ZWEIG, Stefan, DIE ENTDECKUNG ELDORADOS, aus: „Sternstunden der Menschheit". © by Bermann-Fischer Verlag, Stockholm 1943.

drich Dürrenmatt Erich Kästner Gerd Gaiser In
Luise Kaschnitz Max Frisch Alfred Andersch O
ubl Hans Fallada Günter Grass Ludwig Thoma F
olfgang Hildesheimer Arthur Schnitzler Joseph Ro
ns Bender Carl Zuckmayer Marie von Ebner-Esc
t Wiechert Franz Kafka Hugo von Hofmannst

Die schönsten Geschichten deutscher Erzähler

Band II

Das Beste

Die schönsten Geschichten deutscher Erzähler

aus den letzten hundert Jahren

ist Jünger Franz Werfel Heinrich Böll Stefan A
von Doderer Ricarda Huch Hans Carossa Herber
eborg Bachmann Siegfried Lenz Klaus Mann A
n Walser Werner Bergengruen Isolde Kurz He
ermann Kesten Alexander Lernet-Holenia Wilhe
Handke Oskar Maria Graf Bertolt Brecht Fr
no Leo Thomas Mann Eduard von K
Kusenberg Manfred Hausmann Ernst Kreuder R

Das Beste

drich Dürrenmatt Erich Kästner Gerd Gaiser
Luise Kaschnitz Max Frisch Alfred Andersch
ubl Hans Fallada Günter Grass Ludwig Thoma
Wolfgang Hildesheimer Arthur Schnitzler Joseph Ro
ns Bender Carl Zuckmayer Marie von Ebner-Esc
st Wiechert Franz Kafka Hugo von Hofmannst

Die schönsten Geschichten deutscher Erzähler

Band I

Die schönsten Geschichten deutscher Erzähler

aus den letzten hundert Jahren

nst Jünger Franz Werfel Heinrich Böll Stefan A
von Doderer Ricarda Huch Hans Carossa Herber
geborg Bachmann Siegfried Lenz Klaus Mann
n Walser Werner Bergengruen Isolde Kurz
ermann Kesten Alexander Lernet-Holenia Wilh
r Handke Oskar Maria Graf Bertolt Brecht
no Leo Thomas Mann Eduard von K
Kusenberg Manfred Hausmann Ernst Kreuder

Das Beste

Das Beste

Band 1
DIE SCHÖNSTEN GESCHICHTEN
DEUTSCHER ERZÄHLER

Die deutsche Literatur seit 1850 kann mit einer unübersehbar großen Fülle von Kurzgeschichten aufwarten, darunter vielen, die bislang ein wenig im Verborgenen auf die Veröffentlichung in einer umfassenden Anthologie warten mußten.

Aus Tausenden von Novellen und Erzählungen wählten die erfahrenen Redakteure des Reader's Digest 111 Geschichten der letzten hundert Jahre aus und stellten sie in einer Sammlung zusammen, die für sich sowohl das Prädikat „literarisch-anspruchsvoll" als auch „unterhaltend" in Anspruch nehmen darf.

Auf den insgesamt 1008 Seiten der zweibändigen Ausgabe erwartet den Leser eine mitreißende und abwechslungsreiche Begegnung mit Kleinodien der deutschen Literatur, mit verborgenen Schätzen, die bis jetzt nur Kennern der Literaturgeschichte zugänglich waren, aber auch mit Erzählungen, die inzwischen durch zahlreiche Übersetzungen zu Weltruhm gelangt sind. Berühmte Dichter wie Siegfried Lenz, Theodor Fontane, Max Frisch, Friedrich Dürrenmatt, Erich Kästner oder Bertolt Brecht werden in ihren besten Kurzgeschichten vorgestellt. Doch auch mit weniger bekannten und zu Unrecht in Vergessenheit geratenen Autoren wie Meinrad Inglin, Ernst Kreuder, Wilhelm Schäfer, Christoph Meckel oder Jens Rehn wird der Leser Bekanntschaft schließen. In der sorgfältig abgewogenen Auswahl von 102 Schriftstellern bietet die einmalige Anthologie einen repräsentativen Querschnitt durch die deutsche Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts.

Geschichten, die nachdenklich stimmen, folgen auf Erzählungen voll praller Komik; auch spannende, unheimliche und in ihrer Hintergründigkeit fesselnde Schilderungen fehlen nicht. Dieses bunte Geschichtenkaleidoskop lädt zu einem Lesevergnügen ein, das alt und jung unvergeßlich bleiben wird.

Band 2
DIE SCHÖNSTEN GESCHICHTEN
DEUTSCHER ERZÄHLER

Das Phantastische gehört zur Wirklichkeit unserer Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts ebenso wie die derbe Komik, der feinsinnige Humor, die schneidende Satire und die immer gültige Weisheit. Unendlich sind auch die nuancierten Abstufungen im Werk eines Dichters, selbst wenn er sich für eine Tonlage, für „sein" Thema entschieden hat.

Die zweibändige Anthologie „Die schönsten Geschichten deutscher Erzähler" will deshalb berühmte und weniger bekannte Autoren in ihren für sie typischen Erzählungen, aber auch in manchen, für viele Leser überraschend neuen Geschichten vorstellen: den ernsten Autor des Romans „Deutschstunde" präsentiert sie mit einem verschmitzten Bericht aus dem sagenhaften Bollerup, den weltberühmten, humoristischen Schriftsteller Erich Kästner mit einer nachdenklichen Erzählung, den volkstümlichen Dichter Karl Heinrich Waggerl mit einer melancholischen Schilderung.

Doch auch für den Leser, der eine Neigung zu einer bestimmten Erzählweise, zu einem Autor gefaßt hat, wird der Gang durch diese Sammlung zu einer faszinierenden Wiederbegegnung: Was wäre typischer für Heinrich Böll als das Thema der Gerechtigkeit? Wer liebte nicht den Humor eines Ludwig Thoma, die symbolträchtigen Erzählungen eines Franz Werfel?

Nicht nur ihre Zeit prägt die Autoren, sondern auch ihre Heimat. Daher spannt sich der Bogen deutschsprachiger Erzählungen hier über viele Länder: nach Frankreich (Otto Flake), nach Österreich (Robert Musil), nach Polen (Siegfried Lenz), in die Schweiz (Max Frisch). Die Dichtung kennt keine Grenzen.

Alle 102 Autoren aus den vergangenen hundert Jahren tragen mit ihren meisterhaften sprachlichen Kunstwerken zu dieser einmaligen Sammlung von bleibendem Wert bei.